

WIDENER

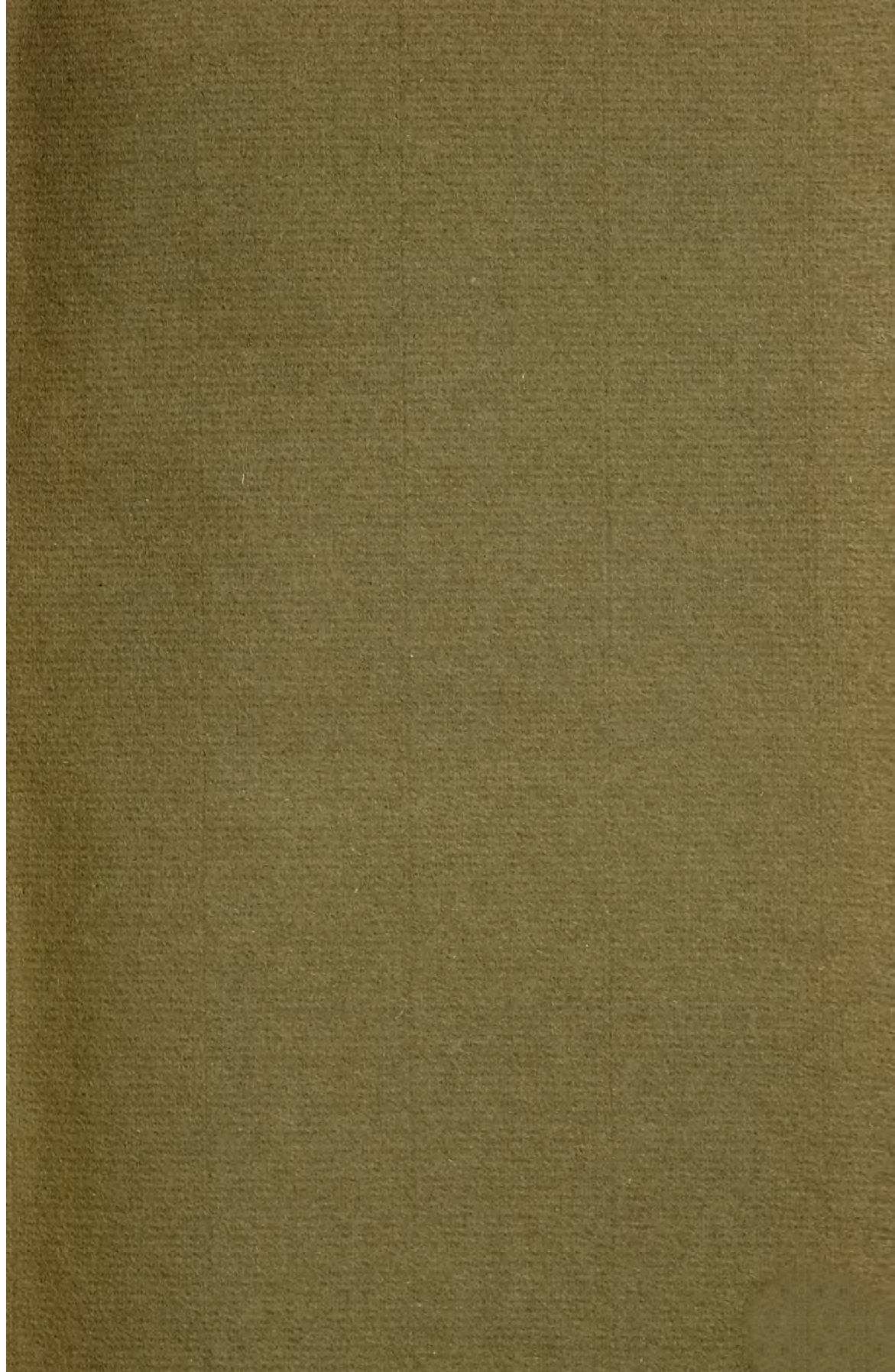


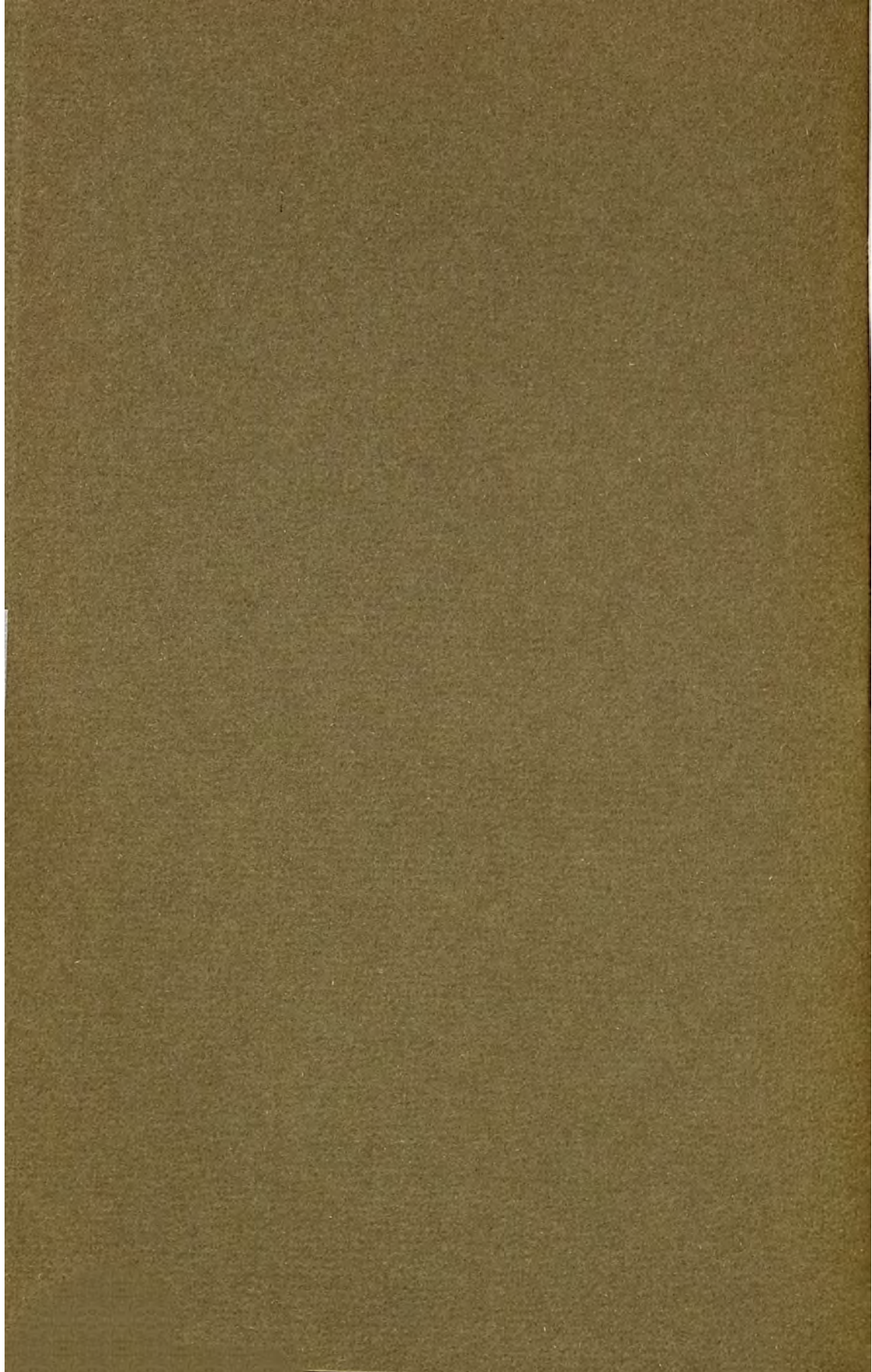
HN L229 V





HARVARD
COLLEGE
LIBRARY





Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

Sechshunddreißigster Jahrgang
Erster Band



Verlag Detlev Auvermann KG · Glashütten im Taunus

1975

Δ
S. 22. (v. 1)

11

Unveränderter Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1918
Mit freundlicher Genehmigung des Verlages
J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Hannover
Druck: Bläschke & Ducke GmbH, Darmstadt
Printed in Germany

Inhalts-Verzeichnis.

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Krieg und Zeitgeschichte.

A. Politische Zeit- und Streitfragen.

1. Allgemeines.

- Eunow, Heinrich, Volksherrschaft und parlamentarisches System. A 169
 -- F. Tönnies, Der englische Staat und der deutsche Staat. R 310
 -- Nochmals Volksherrschaft und parlamentarisches System. A . . 344
 -- Dr. Ad. Grabowsky und Dr. P. Leutwein, Die Zukunft der deutschen Kolonien, Prof. Dr. K. Dove, Afrikanische Wirtschaftsstudien. R 550
 Franke, Arno, Die Opportunität in der Politik. A 107
 Gradnauer, Og., Für das parlamentarische Regierungssystem. A 337
 H. C., Dr. A. Strucker, Die Kundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden. R 478
 Heintzelmann, P., Erich Wentscher, Munition. R 143
 Klische, Jos., Zur Psyche des Frontsoldaten. (P. Göhre, Front und Heimat, E. Everth, Von der Seele des Soldaten im Felde.) A . . . 520
 Kuttner, Erich, Kriegsstaffachen und Friedendstheorien. A 539
 Koske, Gust., Kolonialpolitik nach dem Kriege. A 481
 Steiger, Edg., Franz Blei, Menschliche Betrachtungen zur Politik. R 140
 -- Stefan George, Der Krieg. R . 141
 -- Herrn. Kossbrück, Großer Bilderatlas des Weltkriegs. R 474
 Tönnies, Ferd., Demokratie und Plutokratie. A 433
 Wendel, Warbusses Kriegsbuch. A 441

2. Belgien.

- h. (Brüssel), Belgien und die flämische Frage. A 97

3. Deutschland.

- Eunow, Heinrich, Rom und der deutsche Episkopat. A 193
 -- Juan P. Ramos, Die Bedeutung Deutschlands im europ. Kriege. R 263
 Heilmann, Hugo, Zur Demokratisierung des Gemeindevahlrechts in Preußen. A 505
 Hirsch, P., Die Reform des preussischen Wahlrechts. A 217
 Hue, Otto, Aus der preussischen Einkommen- u. Steuerstatistik. A 403

- Leinert, Robert, Das preussische Wahlkreisunrecht. A 571
 Meerfeld, J., Strömungen im Zentrum. A 31
 -- Julius Bachem. A 447
 Nischke, Emil, Der Kampf um die Neugestaltung in Sachsen. A . . 121
 Quark, M., Agrarisches zur preussischen Verfassungsreform. A . . . 329
 Reimes, W., Ein Wahlverfahren mit wirklicher Wahlrechtsgleichheit. A 612
 Wendel, Herm., Lujo Brentano, Elsäßer Erinnerungen. R . . . 406
 Woldt, Rich., Der Kampf gegen die Kriegsgewinner. A 601

4. England.

- Eunow, Heinrich, Die Sinn-Fein-Bewegung in Irland. A 385
 -- Englands Verbrechen am katholischen Irland. R 624
 Redaktion, Versöhnung. (Friedensbewegung in England.) N . 13
 -- Engl. Ernährungsverhältnisse. N 264

5. Frankreich.

- Moos, Ferd., Die französische Politik in Marokko. A 423
 -- Die französische Kolonialpolitik. A 584

6. Italien.

- Wendel, H., Italiens Schicksal. A 145

7. Polen.

- Wendel, Hermann, Die politischen Ideen in Polen. A 409

8. Rußland.

- Blos, W., Der neue russische Staat. A 392
 -- Revolutions-Experimente. A . . 553
 Eunow, H., Revolutionschaos. A . 25
 Grunwald, Max, Der russische Staatsbankrott. A 470
 M. S., N. E. Verow, Die große russische Revolution. R 191
 Müller, Hermann (Reichenbach), Stockholm. A 8
 Quessel, L., Die Geheimdokumente des russ. Auswärtigen Amts. A 313
 Redaktion, Die Lebensmittelkrise in Rußland. N 47
 -- Kriegsgewinne der russ. Industrie. N 168
 Verow, N. E., Die russische sozialistische Tagespresse. A 176
 -- Die Agrarfrage in Rußland. I. Die Lage d. russ. Kleinbauernschaft. A 320

Inhalts-Verzeichnis

- Verow, N. E., Die Agrarfrage in
Rußland. II. Die Agrarprogramme
der russischen Parteien. A 346

9. Serbien.

- Wendel, Herm., Dimitrije Tugo-
witsch, Serbiens Drang nach dem
Meere. A 156

10. Spanien.

- Moos, Ferd., Politik und Wirt-
schaft in Spanien. A 488

11. Ostasien.

- Quessel, Ludwig, Die auswärtige
Politik Japans. A 529

B. Wirtschaftspolitik und -lage.

1. Zur Wirtschaftsentwicklung.

- Beyer, Gg., Die Monopolfrage. A 516
Ellinger, Aug., Das Baugewerbe
während des Krieges. I. Die Lage
des Baumarktes. A 371
— Das Baugewerbe während des
Krieges. II. Die Gestaltung der
Lohn- und Arbeitsverhältnisse. A 397
-etz-, Post, Telegraph und Telephon
in Deutschland 1903 bis 1913. N 94
Grunwald, M., Valutafrage. A 563
Kolb, W., Ein wichtiges Problem.
(Versicherung des Schnellzugs-
verkehrs.) A 186
Mehlich, Ernst, Die Transportkrise
und ihre Ursachen. A 592
Neumann, A., Kriegsmaßnahmen
und deren Folgen im Holzge-
werbe. A 559
Redaktion, Goldproduktion der
Welt. N 168
— Kleinbauer und Arbeiter. A . . 377
— Schiffsbau. N 528
Woldt, Rich., Rüstungskapitalis-
mus und Großindustrie. A 135

2. Kriegs-Ernährungswirtschaft.

- Leinert, Robert, Krieg und Land-
wirtschaft. A 265
— Die Kriegsgewinne der Landwirt-
schaft. A 497

3. Übergangswirtschaft.

- ad. br., Prof. Dr. H. Herkner, Die
Zukunft des deutschen Außen-
handels. R 23
— Dr. W. A. Dyes, Die Kriegsfolge-
zeit und deren wirtschaftliche Or-
ganisation. R 287
Eunow, Heinrich, Paul Umbreit,
Übergangswirtschaft u. Arbeiter-
interessen. R 286
Umbreit, Paul, Praktische Frie-
densarbeit. A 55

4. Handelsverkehr und Handelspolitik.

- Redaktion, Entwicklung des ameri-
kanischen Handels. N 23
— Rückgang d. Suezkanalverkehrs.
N 72
— Deutschlands Handelsverkehr mit
dem britischen Weltreich. N . . . 288
— Englands Beteiligung am Handel
seines Kolonialreichs. N 408
Schippel, Mag., Trusts u. Schleuder-
konkurrenz i. d. Handelspolitik. A 61
— Selbstanzeige: »Die Praxis der
Handelspolitik.« A 523

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz.

1. Allgemeines.

- ad. br., Prof. Dr. St. Bauer, Sozial-
politik im Kriege und nach Frie-
densschluß. R 93
Umbreit, Paul, Die Aufgaben des
Reichswirtschaftsamts. A 241
Wissell, Rud., Mehr Mutter- und
Säuglingschutz. A 65
Woldt, R., H. Borutta, Die Ar-
beitsleistungen des Menschen. R 599
— S. Kraus, Kriegsbeschädigtenfür-
sorge. R 599

2. Wohnungspolitik.

- Ellinger, Aug., Die Gefahr einer
Wohnungsnot. A 206
Mattutat, H., Krankenkassen und
Wohnungsfürsorge. A 90

3. Lohnverhältnisse und Teuerung.

- A. J., O. Stoffers, Kinderreiche Fa-
milien. R 214
Dittmer, C., Höhere Grundlöhne
oder Teuerungszulagen. A 78
Ellinger, A., Warenpreise und
Arbeiterlöhne. A 223
Kleeis, Friedr., Die Arbeiterlöhne
während des Krieges. A 306
Redaktion, Krieg und Arbeits-
löhne. N 432

4. Frauenarbeit.

- Hanna, O., Fabrikpflegerinnen. A 568
Höpfner, A., Ein Beitrag zur Ent-
wicklung und Organisation der
Frauenarbeit in Deutschland. A 41
M. Schn., Anna Blos, Kommunale
Frauenarbeit im Kriege. R . . . 526

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus.

Arbeiterbewegung.

1. Geschichte des Sozialismus.

- ad. br., Wilh. Schröder, Handbuch
der sozialdemokratischen Partei-

Inhalts-Verzeichnis

sage von 1863 bis 1909 und von 1910 bis 1913. R	20
v. Below, O., Zur Frage des Ursprungs der Ideen des kommunistischen Manifests. A	622
Blöz, Wilhelm, Spaltungen in der Sozialdemokratie. A	251 272
Wendel, Hermann, Ed. Bernstein, Aus den Jahren meines Exils. R	454

2. Politische Ökonomie.

Cunow, H., Dr. M. Michimson, Imperialismus und Handelskrise. R	212

3. Gesellschafts- und Staatslehre.

Cunow, Heint., Zur Entwicklung des Staatsgedankens in England. I. Die Staatsauffassung der englischen Revolutionsperiode. A	102
— Zur Entwicklung des Staatsgedankens in England. II. Der Sieg der individualistischen Staatsauffassung. A	126
— Grundlagen der Hegel-Marx'schen Geschichtsauffassung. A	416 462
— Marx u. das Selbstbestimmungsrecht der Nationen. A	577 607
Mögglich, Alfred, Das Gleichgewicht der Geschlechter. A	232
Perow, N. G., Das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Auffassung der Bolschewiki. A	511 542

4. Zum Parteistreit.

Cunow, Heint., Neuer Jahrgang — neuer Lebensabschnitt. A	1
— Nach der Würzburger Tagung. A	73
— Parteipsychologisches. A	289
— Zur Selbstverständigung in der deutschen Sozialdemokratie. (Dr. P. Leusch, Drei Jahre Weltrevolution.) A	365
Franke, Arno, Im Wilde bleiben. A	296
Kloth, Emil, Zur Wiedervereinigung. (Antwort auf den Artikel von H. Kranold auf Seite 227.) A	375
Kranold, Herm., Zwei dringende Aufgaben der Parteitaktik. A	227
Markwald, Hans, Philosophie und Proletariat. A	131
— Ein Bärenclust. (Entgegnung auf den Artikel von H. Kranold auf Seite 227.) A	325
Schulz, Heint., Zum Würzburger Parteitag. A	4
Wendemuth, K., Parteistreit und Masse. A	138
Winnig, U., Ökonomie u. Taktik. A	14

5. Sozialistische Arbeiterbewegung.

ad. br., O. Güttler, Die englische Arbeiterpartei. R	215
Ebert, Fr., Zur Streikbewegung. A	457

Redaktion, Der Auftakt zum sozialistischen Jahreskongreß zu Bordeaux. N	45
— Der Ausfall der Parlamentswahlen in Schweden. N	46
— Der französische Parteikongreß von Bordeaux. N	69
— Zum Parteikongreß von Bordeaux. N	119
— Auch mit dabei! (Bemühungen der Entente, Spanien mit in den Weltkrieg zu ziehen.) N	240
— Schweizer sozialdemokratischer Parteitag. N	261
— Artur Stadthagen †. N	262
— Amnestiebewegung in Spanien. N	262
— Partei der Grökländer. N	309
— Aufruf der französischen sozialistischen Parlamentsfraktion an die russischen Sozialisten. N	356
— Kriegsziele der englischen Arbeiterschaft. N	358
— Parteitag der holländischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei. N	359
— Henderson und Lloyd George. N	380
— Engelbert Pernerstorfer †. N	388
— Trozkis Antwort auf den Aufruf der französischen sozialistischen Parlamentsfraktion. N	383
— Die Jahreskonferenz d. engl. Arbeiterpartei zu Nottingham. N	453
— Die Friedensbewegung im französischen Sozialismus. N	525
— Das Kriegszieleprogramm der Ententesozialisten. N	548

6. Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

Ellinger, M., P. Lange, Neuorientierung der Gewerkschaften. R	71
— Ad. Braun, Gewerkschaftsstreit und Gewerkschaftskampf. R	455
Legien, K., Die Berner internationale Gewerkschaftskonferenz. A	49
Müller, Hermann (Berlin), Marx und die Gewerkschaften. A	34
— Gewerkschaftsbewegung u. Parteispaltung. A	361
Redaktion, Streiks und Ausperrungen im Jahre 1916. N	360

7. Arbeiterjugend.

U. J., Hermann Kranold, Arbeiterjugend und bürgerliche Jugendbewegung. R	456
— n., Jungpolk, ein Almanach für die arbeitende Jugend. R	384

III. Literatur und Kunst.

1. Literatur.

Diederich, Dr. Fr., Heint. Manns Roman von den Armen. A	161
— Die Hamstersatire Popsinshy. A	500

Inhalts-Verzeichnis

Diezel, Karl, Christian Reuters Werke. R.	180
frd., Dr. Paul Wlth. Keppler, Mehr Freude. R.	503
gb., Jul. Lewin, Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki. R.	504
— Bruno Schönkank, In diesen Nächten. R.	576
Größsch, Robert, Ein ironischer Romantiker. (Gustav Meyrink.) A.	546
Hahnwald, Edgar, Ein verbummelter Student. (Roman von Gust. Sack.) A.	258
— Die Dämonie d. Unbeträchtlichen. (Robert Größsch, Die Kohlenjille.) A.	451
Lessen, Ludw., Zwei Kriegsromane. (Val. Traudt, Die Winkelbürger und Klara Viebig, Töchter der Nekuba.) A.	182
— Zwei neue Bücher von R. Bröger: 1. Soldaten der Erde. 2. Der unbekannte Soldat. A.	427
L. L., Alf. Pethold, Drei Tage. R.	312
— Max Bartvel, Freiheit, neue Gedichte aus dem Kriege. R.	551
— Josef Luitpold, Herz im Eisen. R.	431
— Robert Grumbach, Die Freie Burg. R.	552
R. G., Karl Goldmann, Der große Fischzug. R.	575
Steiger, Edgar, Heinrich Mann, Die Armen. R.	141
— Artur Schnitzler, Dr. Gräser, Baderzst. R.	142
— Ferd. Ivenarius, Max Klinger als Poet. R.	143
— D'Alembert, Zum 200. Geburtstag des großen Enzyklopädisten. A.	150
— Kurt Münzer, Der graue Tod. R.	236
— Kurt Münzer, Menschen von gestern. R.	236
— Max Brod, Weibervirtschaft. R.	237
— Flämische Sagen, Legenden und Volksmärchen. R.	237
— Nordische Volksmärchen. R.	238
— Russische Volksmärchen. R.	238
— Chinesische Volksmärchen. R.	238
— Sächsemärchen. R.	238
— Balkanmärchen. R.	238
— Neugriechische Märchen. R.	238
— Barbara Ring, Die Jungfrau. R.	334
— A. Horneffer, Freimaurerei. R.	334
— Alfred Kerr, Die Harfe. R.	335
— R. Müller, Europäische Wege. R.	336
— Walter v. Molo, Im Schritt der Jahrhunderte. R.	336
— Fr. Rabl, Das Grab des Lebendigen. R.	476
— Herm. Horn, Anna vor der Hochzeit. R.	476
— Th. Tagger, Der Herr in den Nebeln. R.	477

Steiger, Edg., H. J. Chr. von Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. R.	477
— Deutsche Mustererzähler. Meisterwerke der Weltliteratur. R.	595
— Ludwig Knaus, E. U. Seemanns Künstlermappen. R.	595
— Johannes Vermeer van Delft. Seemanns Künstlermappen. R.	595
— Stephan Zweig, Jeremias. Dramatische Dichtung. R.	596
— Rudolf Straß, Der eiserne Mann. Roman. R.	597

2. Kunst und Theater.

Al. F., Rudolf Franz, Kritiken und Gedanken über das Drama. R.	407
Beyer, Georg, Kunst, Volk und Staat. A.	492
Knoll, Al., Kunst, Volk und Staat. Eine Entgegnung. A.	589
Grunwald, M., Berliner Theater. A.	429
Steiger, Edgar, Gerhart Hauptmann, Winterballade. R.	235
— Johann Joachim Winkelmann. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. A.	349
— Schaubühne und Volk. A.	617

IV. Geschichte und Geographie.

1. Geschichte.

ad. br., Karl Lamprecht, Rektorats-erinnerungen. R.	167
Diederich, Fr., Der Irlandwecker Swift. A.	300
M. Gr., Al. v. Delbrück, Reden 1906 bis 1916. R.	431
Steiger, Edgar, Gustav Doré, Das heilige Russland. R.	143
— Theod. Mommsen und seine Römische Geschichte. A.	198
— Walter Siegfried, Paris vor dem Weltkrieg. R.	335
— Graf Gobineau, Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. R.	336
Wendel, Herm., O. v. Besow, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. R.	479
— Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen. R.	597
Wendemuth, K., Aus der Frühzeit bürgerlicher Verfassungskämpfe. (Zur hundertsten Wiederkehr der Burschenschaftsjahre.) A.	282

2. Länder- und Völkerkunde.

Cunow, Heinrich, Dr. Sten Konow, Indien. R.	574
Graf, Gg. E., Dr. Gust. Braun, Mitteleuropa u. seine Grenzmarken. R.	22

Inhalts-Verzeichnis

V. Naturwissenschaften, Gesundheitswesen und Technik.

Krähig, H., Eine unterschätzte Industrie. (Das Papiergarngewebe). A	208
Lipschütz, Dr. med. Magnus Hirschfeld, Sexualpathologie. R	239
— G. Haberlandt, Physiologie und Ökologie. R	287
M. Gr., Oskar Grosse, 40 Jahre Fernsprecher. R	573
Wissell, Rudolf, Biblische Wunder. A	277

Woldt, R., R. Wiedenfeld, Ein Jahrhundert rhein. Montanindustrie. R	527

VI. Religion und Kirche.

Sommer, Br., Die Frage der Entstehung der Bibel nach ihrem derzeitigen Stande. I. Die altisraelitischen Sagentexte. A	83
— Die Frage der Entstehung der Bibel nach ihrem derzeitigen Stande. II. Die Urschriften des Alten Testaments. A	112
Steiger, Edgar, Dr. A. Sager, Lutherankdofen. R	335

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

1. Artikel.

v. Below, G., Zur Frage des Ursprungs der Ideen des kommunistischen Manifests	622
Beper, G., Kunst, Volk und Staat	492
— Die Monopolfrage	516
Blos, W., Spaltungen in der Sozialdemokratie	251 272
— Der neue russische Staat	392
— Revolutions-Experimente	553
Cunow, Heinr., Neuer Jahrgang — neuer Lebensabschnitt	1
— Revolutionschaos	25
— Nach der Würzburger Tagung	73
— Zur Entwicklung des Staatsgedankens in England	102 126
— Volksherrschaft und parlamentarische System	169
— Rom und der deutsche Episkopat	193
— Parteipsychologisches	289
— Nochmals Volksherrschaft und parlamentarische System	344
— Zur Selbstverständigung in der deutschen Sozialdemokratie (Besprechung des Buches »Drei Jahre Weltrevolution« von P. Lensch)	365
— Die Sinn-Fein-Bewegung	385
— Grundlagen der Hegel-Marx'schen Geschichtsauffassung	416 462
— Marx u. das Selbstbestimmungsrecht der Nationen	577 607
Diederich, Fr., Heinrich Manns Roman von den Armen	161
— Der Irlandwecker Swift	300
— Die Hamsterfatale Pötslnsky	500
Dittmer, E., Höhere Grundlöhne oder Feuerungszulagen	78
Ebert, Fr., Zur Streikbewegung	457
Ellinger, A., Die Gefahr einer Wohnungsnot	206
— Warenpreise und Arbeiterlöhne	223
— Das Baugewerbe während des Krieges	371 397

Franke, A., Die Opportunität in der Politik	107
— Im Bilde bleiben	296
Gradnauer, G., Für das parlamentarische Regierungssystem	337
Gröbisch, R., Ein ironischer Romanfiker (Gustav Meyrink)	546
Grunwald, M., Berliner Theater	429
— Der russische Staatsbankrott	470
— Zur Valutafrage	563
Hahnwald, E., Ein verbummelter Student (Roman von Gust. Sack)	258
— Die Dämonie des Unbeträchtlichen (Rob. Gröbisch, Die Kohlenzille)	451
Hanna, G., Fabrikpflegerinnen	568
Helmann, H., Zur Demokratisierung des Gemeindevahlrechts in Preußen	505
Hirsch, P., Die Reform des preussischen Wahlrechts	217 247
Höpfner, A., Ein Beitrag zur Entwicklung und Organisation der Frauenarbeit in Deutschland	41
Hue, O., Aus der preussischen Einkommen- und Steuerstatistik	403
h. (Brüssel), Belgien u. d. släm. Frage	97
Kleiss, Fr., Die Arbeiterlöhne während des Krieges	306
Kliche, J., Zur Psyche des Frontsoldaten (P. Göhre, Front und Helma, E. Everth, Von der Seele des Soldaten im Felde)	520
Kloth, E., Zur Wiedervereinigung	375
Knoll, A., Kunst, Volk und Staat	589
Kolb, W., Ein wichtiges Problem (Verteuerung des Schnellzugverkehrs)	168
Kranold, H., Zwei dringende Aufgaben der Parteitaktik	227
Krähig, H., Eine unterschätzte Industrie (Papiergarngewebe)	208
Kuttner, E., Kriegstatistiken und Friedensheorien	539

Autoren-Verzeichnis

Legien, K., Die Berner Internationale Gewerkschaftskonferenz . . .	49	Umbreit, P., Die Aufgaben des Reichswirtschaftsamts.	244
Leinert, N., Krieg u. Landwirtschaft	265	Verow, N. E., Die russische sozialistische Tagespresse.	176
-- Die Kriegsgewinne der Landwirtschaft	497	-- Die Agrarfrage in Rußland	320 346
-- Das preussische Wahlkreisunrecht	571	-- Das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Auffassung der Bolschewiki.	511 542
Leissen, L., Zwei Kriegsromane (Val. Traudt, Die Winkelbürger, Klara Diebig, Töchter der Hekuba) . .	182	Wendel, H., Italiens Schicksal. . .	145
-- Zwei neue Bücher von Karl Bröger	427	-- V. Tschomitsch, Serbiens Drang nach dem Meere	156
Marckwald, H., Philosophie und Proletariat	131	-- Die politischen Ideen in Polen. .	409
-- Ein Bärendienst.	325	-- Barbusse's Kriegsbuch	441
Mattutat, H., Krankenkassen und Wohnungsfürsorge	90	Wendemuth, K., Parteistreit und Masse	138
Meerfeld, J., Strömungen im Zentrum	31	-- Aus der Frühzeit bürgerlicher Verfassungskämpfe	282
-- Julius Bachem	447	Winnig, A., Ökonomie und Taktik	14
Mehlich, Ernst, Die Transportkrise und ihre Ursachen	592	Wissell, R., Mehr Mutter- und Säuglingschutz	65
Moglich, A., Das Gleichgewicht der Geschlechter	232	-- Biblische Wunder	277
Moos, F., Die französische Politik in Marokko	423	Woldt, R., Rüstungskapitalismus und Großindustrie	135
-- Politik und Wirtschaft in Spanien	488	-- Kampf gegen die Kriegsgewinner	601
-- Die französische Kolonialpolitik	584		
Müller, H. (Reichenbach), Stockholm	8	2. Rezensionen.	
Müller, H. (Berlin), Marx und die Gewerkschaften	34		
-- Gewerkschaftsbewegung u. Parteilspaltung	361	Andrews, E. L., Ludw. Knaus, Acht farbige Wiedergaben (E. Steiger)	595
Neumann, A., Kriegsmassnahmen und deren Folgen im Holzgewerbe	559	Avenarius, Ferd., Max Klinger als Poet (E. Steiger)	143
Nitzsche, E., Der Kampf um die Neugestaltung in Sachsen. . .	121	Barthel, Max, Freiheit, neue Gebichte aus dem Kriege (E. L.) . .	551
Noske, O., Kolonialpolitik nach dem Kriege.	481	Bauer, Prof. Dr. Stephan, Sozialpolitik im Kriege und nach Friedensschluß (ad. br.)	93
Quardk, M., Agrarisches zur preussischen Verfassungsreform. . .	329	Below, G. v., Die deutsche Geschichtsschreibung v. d. Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen (H. Wendel)	479
Queffell, L., Die Geheimdokumente des russischen Auswärtigen Amts	313	Bernstein, Ed., Aus den Jahren meines Exils (H. Wendel) . . .	454
-- Die auswärtige Politik Japans	529	Blei, Franz, Menschliche Betrachtungen zur Politik (E. Steiger) .	140
Reimes, W., Ein Wahlverfahren mit wirklicher Wahlrechtsgleichheit	612	Blos, Anna, Kommunale Frauenarbeit im Kriege (M. Schn.) . .	526
Schippel, M., Trusts u. Schleuderkonkurrenz in der Handelspolitik	61	Boruckau, H., Die Arbeitsleistungen des Menschen (R. Woldt) . .	599
-- Selbstanzeige: »Die Praxis der Handelspolitik«	523	Braun, A., Gewerkschaftstreit und Gewerkschaftskampf (Ellinger) .	455
Schulz, H., Würzburger Parteitag	4	Braun, Dr. G., Mitteleuropa und seine Grenzmarken (Gg. E. Graf)	22
Sommer, Br., Die Frage der Enthebung der Bibel	83 112	Brentano, Lujo, Elässer Erinnerungen (H. Wendel)	406
Steiger, E., D'Alembert. Zum 200. Geburtstag des großen Enzyklopädisten.	150	Brod, Max, Weberwirtschaft (E. Steiger)	237
-- Theodor Mommsen und seine Römische Geschichte	198	Delbrück, H. v., Reden 1906 bis 1916 (M. Gr.)	431
-- Johann Joachim Winckelmann .	349	Deutsche Mustererzähler. Meisterwerke d. Weltliteratur (E. Steiger)	595
-- Schaubühne und Volk	617	Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen (H. Wendel)	597
Tennies, F., Demokratie u. Plutokratie	433	Doré, Gustave, Das heilige Rußland (E. Steiger)	143
Umbreit, P., Praktische Friedensarbeit	55		

Autoren-Verzeichnis

Done, Prof. Dr. R., Afrikanische Wirtschaftsstudien (H. Cunow) . . .	550	Luftpold, Jos., Herz im Eisen (-n.)	431
Dres, Dr. W. A., Die Kriegsfolgezeit und deren wirtschaftliche Organisation (ad. br.)	287	Mann, H., Die Armen (E. Steiger)	141
Franz, R., Kritiken und Gedanken über das Drama (A. F.)	407	Messert, Dr. Franz, Englands Verbrechen am katholischen Irland (Heinrich Cunow)	624
George, Stef., Der Krieg (E. Steiger)	141	Molo, Walter v., Im Schrift der Jahrhunderte (E. Steiger)	336
Gobineau, Frankreichs Schicksale im Jahre 1870 (E. Steiger) . . .	330	Müller, Rob., Europäische Wege (E. Steiger)	336
Goldmann, Karl, Der große Fischzug (R. G.)	575	Münzer, R., Menschen von gestern (E. Steiger)	236
Gopert, Georg u. Konrad Wolters, Flämische Sagen, Legenden und Volksmärchen (E. Steiger) . . .	237	— Der graue Tod (E. Steiger) . . .	236
Grabowsky, Dr. Ad., Die Zukunft der deutschen Kolonien (H. Cunow)	550	Nachimson, Dr. M., Imperialismus und Handelskrise (H. Cunow) . .	212
Grimmelshausen, H. J. Ehr. v., Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus (E. Steiger) . . .	477	Nabl, Franz, Das Grab des Lebendigen (E. Steiger)	476
Grosche, Oskar, 40 Jahre Fernsprecher (M. Gr.)	573	Nehold, Alf., Drei Tage (L. L.) . .	312
Grumbach, R., Die Freie Burg (n.)	552	Pliesch, Ed., Joh. Vermeer van Delft. Acht farbige Wiedergaben seiner Hauptwerke (E. Steiger) . .	595
Güttler, G., Die englische Arbeiterpartei (ad. br.)	215	Ramos, Juan P., Die Bedeutung Deutschlands im europäischen Kriege (H. Cunow)	263
Haberlandt, G., Physiologie und Ökologie (Lipschütz)	287	Reuter, Christ., Werke (Karl Diesel)	190
Hambruch, Dr. P., Südseemärchen (E. Steiger)	238	Ring, Barbara, Die Jungfrau (E. Steiger)	334
Hauptmann, Gerh., Winterballade (E. Steiger)	235	Sager, Dr. A., Lutheranekdosen (E. Steiger)	335
Herkner, Prof., Die Zukunft des deutschen Außenhandels (ad. br.)	23	Schmiedler, A., Dr. Gräser, Badearzt (E. Steiger)	142
Hirschfeld, Dr. med. M., Sexualpathologie (Lipschütz)	289	Schönlank, Br., In diesen Nächten (gb.)	576
Horn, Herm., Anna vor der Hochzeit (E. Steiger)	476	Schröder, Wilhelm, Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage von 1863 bis 1909 und von 1910 bis 1913 (ad. br.)	20
Horneffer, A., Die Freimaurerei (E. Steiger)	334	Siegfried, W., Paris vor dem Weltkrieg (E. Steiger)	335
Jungvolk, ein Almanach für die arbeitende Jugend (-n.)	384	Stoffers, G., Kinderreiche Familien (A. F.)	214
Keppeler, Dr. Paul Wilh., Mehr Freude (frd.)	503	Strah, Rudolf, Der eiserne Mann (E. Steiger)	597
Kerr, Alf., Die Harfe (E. Steiger)	335	Ströbe, Dr. Clara, Nordische Volksmärchen (E. Steiger)	238
Konow, Dr. Sten, Indien (H. Cunow)	574	Strucker, Dr. A., Die Kundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden (H. C.)	478
Konsbrück, H., Großer Bilderatlas des Weltkrieges (E. Steiger) . .	474	Tagger, Th., Der Herr in den Nebeln (E. Steiger)	477
Kranold, H., Arbeiterjugend u. bürgerliche Jugendbewegung (A. F.)	456	Tönnies, Ferd., Der englische Staat und der deutsche Staat (H. Cunow)	310
Kraus, S., Kriegsbeschädigtenfürsorge (R. Woldt)	599	Umbreit, P., Übergangswirtschaft und Arbeiterinteressen (H. Cunow)	286
Kretschmer, Prof. Dr., Neugriechische Märchen (E. Steiger) . .	238	Verow, N. E., Die große russische Revolution (M. S.)	191
Lamprecht, Karl, Rektoratserrinerungen (ad. br.)	167	Wentzsch, E., Munition (P. Heintzelmann)	143
Lange, Paul, Die Neuorientierung der Gewerkschaften (A. Ellinger)	71	Wilhelm, Dr. R., Chinesische Volksmärchen (E. Steiger)	238
Leskien, Dr. Aug., Balkanmärchen (E. Steiger)	238	Wiedenfeld, R., Ein Jahrhundert rheinischer Montanindustrie (R. Woldt)	527
Levin, Jul., Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki (gb.) . .	504	Zweig, Steph., Jeremias (E. Steiger)	596
Lewis of Menar, Dr. Aug., Russische Volksmärchen (E. Steiger)	238		

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1

Ausgegeben am 5. Oktober 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Neuer Jahrgang — neuer Lebensabschnitt.

Die Neue Zeit beginnt mit der vorliegenden Nummer ihren sechsund-dreißigsten Jahrgang und vollzieht damit zugleich einen Redaktionswechsel. Seit Beginn des Weltkriegs hatte sie sich mehr und mehr von den Anschauungen der Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie entfernt und war in einen offenen Gegensatz zu deren politischer Haltung geraten: eine Tatsache, die darin ihren sichtbaren Ausdruck fand, daß ihre beiden Redakteure, K. Kautsky und E. Wurm, sich der aus der alten sozialdemokratischen Partei auscheidenden neugebildeten Gruppe der »Unabhängigen« anschlossen. Obgleich auf dem Titelblatt der Neuen Zeit noch immer die alte Bezeichnung »Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie« prangte, wurde sie zum Kampforgan der Unabhängigen gegen die Politik der alten Parteirichtung. So entstand der unleidliche Zustand, daß die offizielle wissenschaftliche Revue der deutschen Sozialdemokratie von Redakteuren geleitet wurde, die außerhalb der Partei standen und ihre Aufgabe in der Bekämpfung jener Parteibestrebungen fanden, zu deren Vertretung die Neue Zeit bestimmt war. Diesen Mißstand hat endlich der Parteivorstand auf Beschluß des Parteiausschusses beseitigt, indem er die Leitung dem Genossen Heinrich Cunow übertrug, einem der ältesten Mitarbeiter der Neuen Zeit, der während der Jahre 1899 bis 1902 auch der Redaktion angehörte.

Der Redaktionswechsel bedeutet keine Abwendung, sondern Rückkehr zu den alten Jugendtraditionen der Neuen Zeit. Die neue Redaktion ist »marxistisch«, das heißt sie steht auf dem theoretischen Boden der Marxschen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung und erblickt in der aufsteigenden Arbeiterklasse den eigentlichen Träger der fortschreitenden Entwicklung zum Sozialismus; doch wird sie sich freizuhalten suchen von jener vulgärmarxistischen Scholastik, die den Buchstaben über den Geist, das durch den jeweiligen Stand der Erfahrung bestimmte Erkenntnisergebnis über die Forschungsmethode stellt und in dem Festhalten an Marxschen Aussprüchen das Kennzeichen des wahren Marxismus sieht. Wurzeln, wie Marx lehrt, die politischen, rechtlichen und moralischen Anschauungen einer jeden Geschichtsepoche in ihrer wirtschaftlichen Struktur, werden sie also durch den wirtschaftlichen Lebensprozeß der Gesellschaft bestimmt und verändern sie sich mit diesem, dann sind auch die von Marx aufgestellten Soziallehren etwas Zeitbestimmtes und unterliegen, sobald sich der gesellschaftliche Lebensprozeß

ändert, notwendig dem Wechsel. Die Marxschen Theorien können daher nur so weit Geltung beanspruchen, als sie immer wieder in den sozialen Lebens-tatsachen ihre Bestätigung finden. Stets bleibt die Frage offen: Von welchen Erfahrungstatsachen ist Marx ausgegangen, wie hat er diese Tatsachen gewertet und benutzt, und wie verhalten sie sich zu den heutigen Entwicklungsformen, das heißt inwiefern hat sich seitdem der gesellschaftliche Lebens-prozeß geändert? Alle Dogmatik, auch die sozialistische, hemmt den Fortschritt der Erkenntnis.

Als im Jahre 1883 der erste Jahrgang der Neuen Zeit begann, bezeichnete sie in ihrem Einführungsartikel als ihre vornehmste Aufgabe, »die Massen über die Natur des Staates und der Gesellschaft« aufzuklären. Sicherlich hat sie in ihren seitdem erschienenen, zu einer stattlichen Bibliothek angewachsenen Bänden viele wertvolle Beiträge zur Gesellschafts- und Staatswissenschaft geliefert, doch zeigen die zerfahrenen Diskussionen, die seit Kriegsbeginn innerhalb unserer Partei über den Charakter des Staates, seine geschichtliche Entwicklung, sein Verhältnis zum Gesellschaftsleben und über die von der Arbeiterklasse ihm gegenüber einzunehmende Haltung entstanden sind, wieviel gerade noch auf diesem Wissensgebiet zu tun bleibt. Solche Aufgaben weiterzuverfolgen, soll daher künftig das erste Bestreben der Neuen Zeit sein.

Ferner gilt es, die großen Wirtschaftsprobleme, die der Weltkrieg aufgeworfen hat und die voraussichtlich bald nach Friedensschluß zu harten Kämpfen zwischen Arbeiter- und Unternehmerschaft wie zwischen den einzelnen kapitalistischen Erwerbschichten führen werden, klarzulegen und unseren Lesern dadurch die Möglichkeit zu bieten, sich über die Neugestaltung des Wirtschaftslebens und die in diesem zum Durchbruch kommenden Tendenzen zu orientieren. Daneben sollen Sozialpolitik, Literatur und Kunst, Schul- und Erziehungsfragen, Bildungsbestrebungen und Jugendbewegung, soweit es der Raum gestattet, Berücksichtigung finden.

In einer besonderen Rubrik beabsichtigen wir später, wenn die heutige Absperrung der einzelnen Länder voneinander aufgehört haben wird, regelmäßig knappe Übersichten über die internationale sozialistische Bewegung zu geben, indem wir kurz über die wichtigsten Vorgänge innerhalb der sozialistischen Parteien, wie zum Beispiel über sozialistische Kongresse, wichtige Parlamentsaktionen, Organisationsgründungen, Generalstreiks usw. berichten und die hervorragendsten Erscheinungen der sozialistischen Literatur besprechen. Eine nähere Kenntnis der Strömungen und Bestrebungen innerhalb der verschiedenen ausländischen Parteigruppen sowie ihrer Beziehungen zu den demokratischen und liberalen Parteien ihrer Länder ist erste Voraussetzung eines späteren Wiederaufbaues der Internationale auf festeren Grundlagen.

Ebenso soll die Gewerkschaftsbewegung in weitestem Maße berücksichtigt werden, kann es doch als sicher gelten, daß sie in der Epoche nach dem Kriege eine noch weit bedeutendere Rolle im Staatsleben Deutschlands spielen wird als bisher. Zudem treibt die Entwicklung dahin, die politische und die ge-

werkschaftliche Bewegung der Arbeiterklasse zu vereinheitlichen, da nach dem Kriege die staatliche Wirtschaftspolitik für die Gewerkschaften immer mehr an Bedeutung gewinnen und sie zur regsten Anteilnahme an den politischen Kämpfen zwingen wird. Man bezeichnet heute in der sozialistischen Presse mit Vorliebe die sozialdemokratischen und die freigewerkschaftlichen Organisationen als die beiden gleichberechtigten Zweige der Arbeiterbewegung; vielleicht wird man in einigen Jahren selbst diese Unterscheidung schon als überholt fallen lassen und nur noch von zwei verschiedenen Organisations- und Betätigungsformen derselben einheitlichen Arbeiterbewegung sprechen.

Vorerst wird es freilich noch mit der Ausführung des hier entwickelten Arbeitsprogramms der Neuen Zeit hapern; denn der Papiermangel und die stete Steigerung der Druckkosten verhindern, daß der Umfang des einzelnen Heftes wieder auf zwei Druckbogen erhöht wird; der Verlag hat jedoch zugesichert, daß die Neue Zeit, sobald es nach dem Kriege die Umstände gestatten, erweitert wird.

Die Redaktion tritt demnach mit einem bestimmten Programm auf einer bestimmten theoretischen Grundlage an ihre Aufgabe heran. Sie bekennt sich als Vertreterin marxistischer Grundauffassungen. Das bedeutet nicht, daß sie nur Abhandlungen aufzunehmen gedenkt, die völlig ihrer Auffassung entsprechen. Die Neue Zeit soll nicht nur ein Kampforgan zur Vertretung bestimmter Parteauffassungen sein, sondern zugleich ein Diskussionsorgan, ein Mittel der Selbstverständigung unserer Partei über die im Gange der sozialen Entwicklung auftauchenden Probleme und Fragen. Der Krieg hat manche alten Anschauungen und Illusionen zertrümmert, Theorie und Taktik sind wieder strittig geworden und, von ihrer alten Gebundenheit befreit, wogen heute die verschiedenartigsten theoretischen Auffassungen in unserer Partei durcheinander. Wir möchten den Boden ebnen zur inneren theoretischen Neuorientierung und Selbstverständigung und zu diesem Zweck alles zusammenfassen, was im Sozialismus lebenskräftig zu neuer Gestaltung strebt. Den Gegensatz der Meinungen fürchten wir nicht; denn nur im Kampfe der Geister klären sich die Ansichten. Auch Beiträge, die von nichtmarxistischen Auffassungen ausgehen, werden uns deshalb jederzeit willkommen sein, soweit sie ihr Thema mit wissenschaftlichem Ernst sachlich behandeln. Wo es uns nötig erscheint, werden wir aber das betreffende Thema zur Diskussion stellen und auch mit unserer eigenen Meinung nicht zurückhalten.

Auf große Namen sehen wir nicht, und Autoritäten, deren Meinung unter allen Umständen respektiert werden mußte, kennen wir nicht. Jeder, der etwas Beachtenswertes, dem Zweck unserer Wochenschrift Entsprechendes zu sagen hat, ist uns als Mitarbeiter recht.

Berlin-Friedenau, 1. Oktober 1917.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Zum Würzburger Parteitag.

Von Heinrich Schulz.

Der letzte Parteitag der deutschen Sozialdemokratie hat im September 1913 in Jena stattgefunden. Durch die späteren Ereignisse ist er zu einem Schlußstein für einen langen und wichtigen Entwicklungsabschnitt der deutschen Arbeiterbewegung geworden. Der bevorstehende erste Parteitag, der seit Kriegsausbruch wieder stattfindet, hat die Aufgabe, den Grundstein für ein neues und wahrscheinlich nicht minder wichtiges Kapitel der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zu legen.

Im Jahre 1890 zerbarst die Fessel des Sozialistengesetzes, mit der man zwölf Jahre lang die aufsteigende Kraft der deutschen Arbeiterklasse zu bändigen versucht hatte. Sie mußte zerbrechen, weil sich notwendige Entwicklungen durch Gewaltmaßnahmen allenfalls vorübergehend verlangsamten, niemals aber auf die Dauer aufhalten lassen. Eine Unsumme von Jorn und Verbitterung war in diesen zwölf Jahren in den Herzen der deutschen Arbeiter aufgehäuft worden; Jorn gegen die Machthaber, die die Gesetzgebung des Deutschen Reiches und die Staatsgewalt gegen die Sozialdemokratie mobil gemacht hatten, nicht weil diese wirklich reichs- und staatsfeindlich war, sondern weil man sie aus Gründen einer irrigen und verhängnisvollen Staatsräson künstlich dazu machte; Verbitterung gegen die zahlreichen Behörden, die sich bis zum letzten Nachwächter hinunter wie Polizeihunde auf die Sozialdemokraten hatten heßen lassen. So viel Grimm und Erbitterung ließ sich nicht von heute auf morgen aus der Welt schaffen. Man hat der deutschen Sozialdemokratie einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie die ersten sozialpolitischen Regungen des jungen Kaisers in der damaligen Zeit mit kalter Geringschätzung betrachtete; dadurch seien die Scharfmacher wieder obenauf gekommen, und der impulsive Kaiser habe sich ihnen, verleßt durch solche Haltung, bereitwillig überlassen. Mag sein. Aber wer so urteilt, ist unerfahren in der Volkspsychologie. So schnell läßt sich ein schwerer Eisberg nicht durch ein vereinzelt Frühlingslüftchen auftauen!

Der neue Kurs kam bald auf das Geleise, auf dem er dann jahrzehntelang weiterrollte. Zunächst versuchte man es mit verschiedenen Ersatzsozialistengesetzen, später mit rücksichtsloser Anwendung der Strafgesetzparagraphen und des berücksichtigten Dolus eventualis, darauf mit geistiger Bekämpfung durch Wort und Schrift, in der besonders der bekannte Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie verunglückte Versuche unternahm, schließlich auch noch mit Vergationen aller Art gegen die Gewerkschaften und das Koalitionsrecht, gegen die Bildungs- und Jugendbewegung, gegen die Arbeiterturner, überhaupt gegen jede selbständige Regung der deutschen Arbeiter. Von Zeit zu Zeit wurden in weithin hörbaren tönenden Reden immer wieder kränkende Worte gegen die Sozialdemokratie gesprochen. Man sah in ihr den Vaterlandsfeind schlechthin, gegen den mit Hörnern und Klauen vorgegangen werden müsse.

Die Arbeiterbewegung selber litt unter dieser Bekämpfung an sich nicht. Sturm und Kampf war sie gewohnt. Je mehr Widerstände ihr entgegengesetzt wurden, um so mehr wuchsen ihre Kräfte. Sie hieb nach links und nach rechts. Jahr für Jahr fanden ihre Parteitage statt, auf denen sie ihre Truppen musterte, schadhafte Stellen ihrer organisatorischen Rüstung ausbesserte

und die Grundsätze wie die Taktik ihres politischen Handelns der Nachprüfung unterzog. Das stets in neuen Abwandlungen wiederholte Schmachwort der Vaterlandslosigkeit traf sie zwar nicht, aber es führte dazu, den politischen Kampf zu vergiften und die Abwehr um so schärfer und rücksichtsloser zu gestalten. Der Kampf selber wurde von der Sozialdemokratie infolgedessen vorwiegend negativ und kritisch geführt. Mit blanker Waffe trat sie gegen die herrschenden Klassen und ihre in der Staatsleitung verkörperte Spitze ins Feld, voller Mißtrauen auch da, wo die Absichten vielleicht das nicht von vornherein verdienten.

Diesem politischen Kampf entsprach seine theoretische Fassung. Sie stützte sich einseitig auf gewisse Anschauungen des Marxismus und baute diese auf Kosten anderer, von ihr übersehener oder unterschätzter Anschauungen zu einem wissenschaftlichen System aus, das gleichfalls im wesentlichen negativ und kritisch war, im Staate lediglich den Geschäftsführer der herrschenden Klassen sah, einen unveröhnlichen Gegensatz der Arbeiter zum Staate konstruierte, den Internationalismus über die tatsächlichen Grundlagen seiner praktischen Wirkungsmöglichkeit hinaus und in der Ferne die Morgenröthe der Revolution heraufziehen sah.

Über diese Entwicklung des politischen Kampfes und seine theoretische Ausdeutung entsprach doch je länger je weniger der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung und ihrem entscheidenden Faktor: der wirtschaftlichen Entwicklung. Auf bürgerlicher Seite wuchs eine Generation von Gelehrten heran, die den Marxismus als wissenschaftliches Prinzip kennen- und bei aller Voreingenommenheit und Jaghaftigkeit doch zu sehr schätzen gelernt hatte, als daß sie das bisherige blöde Klopffechtertum gegen den Sozialismus und seine politische Vertretung hätte wohlgemut mitmachen können. In den politischen Parteien vollzogen sich unmerklich Veränderungen, die zwar nicht stark genug waren, um das Gesicht der politischen Kämpfe entscheidend zu verändern, die aber doch deutliche Zeichen einer Beeinflussung durch die zukunftszerobernde Macht des Sozialismus trugen. Die Sozialdemokratie selbst wuchs als untrennbares Glied des Volksganges infolge ihrer zunehmenden Macht in Reich, Staat und Gemeinde immer mehr in die tatsächliche positive Mitarbeit am Staate hinein, so daß ihre politische Theorie in einen Konflikt mit ihrer politischen Praxis geriet. Die Parteitage der letzten anderthalb Jahrzehnte vor Kriegsausbruch bilden dafür einen lehrreichen Maßstab.

So herrschte vor Kriegsausbruch eine außerordentlich schwüle und gemitterschwangere Atmosphäre in Deutschland. Das politische Leben war an einen toten Punkt gelangt. Dieser wäre zweifellos auch ohne den Krieg überwunden worden, sei es durch gewaltsame Entladungen des unterdrückten Willens der Masse, sei es in einem zähen Hin und Her von beiden Seiten.

Da brach der Krieg aus. In diesem Zusammenhang soll über seine sonstige Bedeutung nichts gesagt werden, nichts über seine unerhörte Furchtbarkeit und Grausamkeit, nichts auch über die Erschütterung vorgefaßter Meinungen der politischen Theorie des Sozialismus.

Für die innerpolitische Entwicklung Deutschlands wurde der Krieg zu einer furchtbaren revolutionären Entladung, die die schwüle Stille urplötzlich durch brausende Stürme hinwegsetzte. Die Sozialdemokratie warf in dem ungeheuren Konflikt, in den das eigene Land über Nacht fast mit der ganzen Welt geraten war, die bisherige theoretische Negation des Staates

entschlossen beiseite und stellte sich mit ihrer ganzen materiellen und moralischen Macht in den Dienst der Verteidigung des eigenen Landes. Damit lagen alle bisherigen Verleumdungen ihres wahren Wesens und Wollens, vor allen Dingen die Unterstellungen der Vaterlandslosigkeit und Reichsfeindschaft auf dem Rehrichthausen der Geschichte.

Die innerpolitische Entwicklung kam in Fluß; nicht ohne scharfe und erbitterte Gegenwirkungen. Sie gingen einerseits aus von den bisherigen Inhabern der politischen Gewalt und der wirtschaftlichen Macht, dem konservativen Junkertum und der Schwerindustrie; die den neuen Gang der Dinge nicht wollten, weil er auf alle Fälle durch jeden seiner Schritte ihren Einfluß und ihre Macht verringern mußte; andererseits aber traten nun im eigenen Lager der Sozialdemokratie gewisse Gegen Tendenzen hervor. Eine anfänglich nur geringe, im Laufe der Jahre durch eine Reihe von Umständen, die in erster Linie mit der langen Dauer des Krieges und seinen Rückwirkungen auf das wirtschaftliche Leben zusammenhingen, allmählich zu größerer Stärke herangediehene Minderheit der Sozialdemokratie lehnte die Politik der Mehrheit ab. Sie wollte nichts von Bewilligung der Kriegskredite wissen, auch nicht auf die Gefahr der Niederlage des eigenen Landes hin; sie stellte die internationalen Verpflichtungen der Sozialdemokratie über ihre Verpflichtungen gegenüber dem eigenen Lande, weil sie die Macht der Internationale für stärker hielt, als sie durch die tatsächliche Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Wirklichkeit war. Sie lehnte jede Rücksichtnahme auf den Kriegszustand bei der Weiterführung des inneren politischen Kampfes ab. Sie wollte und will keine Neuorientierung der sozialistischen Taktik, weil sie die Interessen der Arbeiter nach wie vor durch die anklägerische negative Kritik am besten gewahrt glaubt. Sie anerkennt auch nicht die Notwendigkeit einer Revision und selbständigen Weiterbildung der politischen Theorie des Sozialismus.

Es wäre lächerlich, in der Minderheitsbewegung lediglich ein Sammelbecken mißvergnügter sozialdemokratischer Nobili zu sehen. Sie wäre nicht da und würde keinerlei werbende Kraft ausüben, wenn ihr nicht letzten Endes auch gesellschaftliche, insbesondere wirtschaftliche Ursachen zugrunde lägen. Die Frage ist nur, ob diese Ursachen mit dem Ende des Krieges aufhören und durch wirtschaftliche Vorgänge abgelöst werden, die von selber wieder die Einheit der deutschen Sozialdemokratie herbeiführen, oder ob die Ursachen fortwirken und damit auch weiterhin einen politischen Ausdruck in einer Partei links von der Sozialdemokratie suchen. Ein endgültiges Urteil läßt sich darüber jetzt noch nicht abgeben. Darum haben auch die Anträge auf Einigungsbemühungen, die von verschiedenen Orten aus an den Parteitag gestellt werden, vorläufig keine praktische Bedeutung. Sie sind sicher gut gemeint, gehen aber im wesentlichen doch nur von begreiflichen gefühlsmäßigen Erwägungen aus und spielen deshalb für die von harten Tatsachen diktierte Entwicklung nur eine untergeordnete Rolle.

Für die eigentliche sozialdemokratische Partei kann es jedenfalls eine Umkehr zu der negativen Taktik der Zeit vor dem Kriege nicht mehr geben. Der Verlauf und die Erfahrungen des Krieges haben unabänderliche Tatsachen geschaffen, die weder von der eigenen noch von der feindlichen Seite aus der Welt geschafft werden können, sondern mit denen hüten wie drüben ein je nachdem freundschaftliches oder feindliches Verhältnis gesucht werden

muß. Die Sozialdemokratie hat in der Zeit der schlimmsten Not ihr wirkliches, durch die gesellschaftliche Entwicklung und ihre eigene praktische Arbeit im stillen längst vorbereitetes Verhältnis zum Staat vor aller Welt und durch die Tat bekundet. Das mag denen unbequem sein, denen jeder Machtzuwachs der Arbeiterklasse und des Sozialismus ein Greuel ist und vom Standpunkt ihrer nackten persönlichen Interessen aus sein muß. Sie mögen auch mit allen Mitteln dagegen kämpfen, wie wir es zurzeit schon in mannigfacher Weise erleben: die Tatsache selber und die aus ihr bereits entsprungenen und in wachsendem Maße weiter aus ihr entspringenden politischen Folgewirkungen können sie darum nicht ungeschehen machen. Andererseits hat diese Haltung der deutschen Sozialdemokratie auch auf der bürgerlichen Seite neue Kräfte und Tendenzen freigemacht, die Hand in Hand mit den neuen Kräften und Tendenzen innerhalb der Sozialdemokratie zu arbeiten versuchen. Inwieweit daraus für die politische Entwicklung der näheren und ferneren Zukunft im Sinne ihrer Befreiung von überlebten Ansichten und Einrichtungen, im Sinne der Demokratisierung des politischen Lebens greifbare Ergebnisse hervorgehen werden, muß man abwarten. Anzeichen, die zu Hoffnungen berechtigen, sind vorhanden.

Darin besteht die eigentliche Bedeutung des bevorstehenden Parteitags, daß er über diese Entwicklungsvorgänge eine vorläufige Klärung herbeiführt. Er muß rückschauend die bisherige Kriegspolitik der Partei mit ihren verschiedenen Ausstrahlungen begutachten, wobei er, wie wir hoffen, zur grundsätzlichen Billigung dieser Politik gelangt. Den Ausgangspunkt für diese Erörterungen bilden die Berichte des Parteivorstandes und der Reichstagsfraktion. Er hat weiterhin vorwärtsschauend für unsere Aufgaben nach dem Kriege die ersten Wegstrecken abzustecken. Die schon vorher ausgearbeiteten vier Referate über die Demokratisierung der deutschen Verfassungseinrichtungen, die nächsten Aufgaben der Wirtschaftspolitik sowie unsere Forderungen an die zukünftige Steuer- und Sozialpolitik bilden dafür eine vortreffliche Grundlage.

Es wird auf dem Parteitag bei diesen Debatten nicht immer volle Übereinstimmung vorhanden sein. Das wäre selbst in normalen Zeiten nicht einmal wünschenswert; um wieviel weniger kann das in einer Zeit gewaltigster Gärungen und Neugestaltungen, in einer Zeit größten weltgeschichtlichen Geschehens, in einer Zeit revolutionärer Kriege und kriegerischer Revolutionen der Fall sein. Auch in den Kreisen der Mehrheitspartei herrschen verschiedene Meinungen darüber, wie die politische Zukunft sich gestalten muß und wie sie von uns zu beeinflussen ist. Diese Meinungsverschiedenheiten werden sich auf den Parteitagen nach dem Kriege noch stärker auswirken als auf dem bevorstehenden Kriegsparteitag.

Wir sehen dieser Notwendigkeit ruhig ins Auge und haben nur den Wunsch, daß sich die Meinungsverschiedenheiten jetzt und später nicht wieder in den früheren Formen äußerst erbitterter Unduldsamkeit gegenüberstreffen. Die Reherrieckerei gehört zu den unerfreulichsten Kapiteln des zu Ende gegangenen Entwicklungsabschnitts der deutschen Sozialdemokratie. Für die Klärung ihrer Zukunft bedarf sie der frischen Luft freier Meinungsäußerung und freier Kritik sowie des allseitigen Willens, einander zu verstehen und zu überzeugen. Möge der Würzburger Parteitag auch in dieser Beziehung ein froher Auftakt für die Zukunft werden!

Stockholm.

Von Hermann Müller (Reichenbach).

Seit dem Mai dieses Jahres sind die Augen der Arbeiterklasse in der ganzen Welt auf Stockholm gerichtet, und nicht nur der Arbeiterklasse, auch weite Kreise des Bürgertums hofften, daß der Wiederzusammenschluß der Sozialisten aller Länder in Stockholm erfolgen und die Welt dem heiß-ersehnten Frieden näherbringen würde. Aus fernen Weltteilen pilgerten Vertreter unterdrückter Nationen nach Stockholm, um ihre Ansprüche auf Befreiung von fremder Herrschaft geltend zu machen. So stellten sich zum Beispiel Abgesandte der Inder und zwei Deputierte der persischen Konstitutionalistenpartei ein. Auch aus Korea verlangten die Sozialisten Hilfe und ersuchten, zur Vermeidung künftiger Weltkriege das ostasiatische Problem nicht zu vergessen. Doch die Hoffnungen erfüllten sich nicht. Am 15. September erließ vielmehr das Organisationskomitee der Internationalen Konferenz ein Manifest, durch das die Konferenz auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Schon die dritte Vertagung.

Das holländisch-skandinavische Komitee hatte die sozialistischen Parteien der einzelnen Länder zunächst im Mai und Juni zu Einzelberatungen nach Stockholm geladen. Der Petersburger Arbeiter- und Soldatenrat rief dann am 15. Mai eine allgemeine Sozialistenkonferenz auf die Zeit vom 28. Juni bis 8. Juli ein. Die nach Stockholm entsandte Sowjetdelegation vereinigte die russische Initiative mit der des holländisch-skandinavischen Komitees. Man beschloß, die Konferenz am 15. August abzuhalten. Bis dahin, meinte man, würden die Hemmnisse beseitigt sein, die die Sozialisten der Ententestaaten von der Konferenz fernhielten. Vier Delegierte der russischen Sozialisten begaben sich nach London, Paris und Rom, um insbesondere die englischen und französischen Sozialisten zu bewegen, die Sache der internationalen Vereinigung nicht zu verschleppen. Allmählich gelangte auch in den Arbeiterparteien Frankreichs und Englands die Friedenskonferenzidee zum Siege. Nun aber stellten sich äußere Hindernisse ein. Die Ententeregierungen verweigerten die Pässe. Die Konferenz mußte zunächst bis zum 9. September vertagt und dann auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

Das Manifest des Organisationskomitees stellt mit erfreulicher Klarheit fest, daß die angeblich für Freiheit und Recht kämpfenden Ententeregierungen an dem Nichtzustandekommen der Friedenskonferenz schuld sind. Es heißt darin:

Die Konferenz wird stattfinden, sobald die Passfrage geregelt ist, und das Datum der Konferenz wird dann sofort festgesetzt werden.

Und an anderer Stelle des Manifestes heißt es:

Eine brutale Verweigerung der Pässe, die in allen Augen als Widerschein einer wachsenden Reaktion erschien, vermag das klassenbewußte Proletariat nicht abzuschrecken, das schon größere Schwierigkeiten zu überwinden vermocht hat und begreift, daß es sich in Wirklichkeit nur darum handelt, die Arbeiterklasse an der Erfüllung ihrer geschichtlichen Rolle zu hindern. Aus diesem Grunde appellieren wir an die Arbeiter Frankreichs, Italiens, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, den Raub einer elementaren Freiheit, nämlich der des Meinungsaustausches, nicht zuzulassen. Es geht im Grunde um die Gedankenfreiheit — eine Freiheit, die zu den kostbarsten Errungenschaften der franzö-

fischen Revolution gehört und worauf die organisierten Arbeiter ohne moralischen Selbstmord nicht verzichten können.

Ob diese Sprache von den Gewalthabern in Frankreich, England und Amerika verstanden werden wird? Das Manifest trägt auch die Unterschrift Hjalmar Brantings, dem die »Daily News« noch vor kurzem nachrühmten, »daß er eine der großen Gestalten Europas sei und ihm die Alliierten viel zu danken hätten«. Bisher haben die reaktionären Paßverweigerer in Frankreich und England freilich nicht einmal auf die russische Regierung Rücksicht genommen. Wegen Hendersons Befürwortung der Beschickung des Stockholmer Friedenskongresses wurde vielmehr ein gefälschtes Telegramm ausgespielt, in dem behauptet wurde, daß Kerenski eine ablehnende Haltung gegen die Konferenz einnähme. Jedenfalls ist von dem jehigen französischen Ministerium ein Entgegenkommen in der Paßfrage kaum zu erwarten. In ihm sitzt neben Painlevé, Ribot und Klotz, der eine Resolution gegen die Stockholmer Friedensbestrebungen in der französischen Kammer einbrachte, Barthou, von alters her als Sozialistenfresser bekannt.

Der Hauptgegner der Konferenz soll jedoch, wie in Stockholm behauptet wurde, Sonnino sein, der vielleicht nicht mit Unrecht befürchtet, daß nicht nur die italienischen Sozialisten auf der Stockholmer Konferenz kein Verständnis für die Raubinsfinke des italienischen Imperialismus zeigen würden, sondern der auch die Gewißheit haben soll, daß die heutige russische Regierung für die hochgespannten Adria-Aspirationen der italienischen Regierung nichts übrig hat. Wird das Ministerium Sonnino angesichts der Stimmung, die in Nord- und Süditalien vorhanden ist, ewig leben? Wird es die italienische Kriegsmüdigkeit dauernd mit der Paßverweigerung bekämpfen können? In Frankreich dürfte das neue sozialistenreine Ministerium im Zeichen der gestörten »heiligen Einigkeit« bald einem Kammersturm erliegen. Wir müssen abwarten, ob dann die Gedankenfreiheit wieder in Kurs gesetzt wird.

Die französischen Sozialisten halten vom 6. bis 9. Oktober in Bordeaux ihren Jahreskongreß ab. Sie haben dort Gelegenheit, sich über die geplante Stockholmer Konferenz und die Haltung ihrer Regierung zu dieser auszusprechen. Zunächst soll dann nach dem französischen Kongreß wieder eine Zusammenkunft der Entente-Sozialisten in London abgehalten werden, um erneut zu versuchen, die Kriegszielforderungen aller sozialistischen Parteien der Ententestaaten auf eine gemeinsame Plattform zu bringen. Auf der ersten dieser Londoner Konferenzen am 28. August scheiterten bekanntlich diese Bemühungen. Auf der zweiten Konferenz wird es kaum weniger schwierig sein, ein Einvernehmen zu erreichen, denn die Kriegsziele der daran beteiligten englischen Labour Party decken sich im wesentlichen mit dem Programm von Lloyd George. Solche Forderungen lassen sich aber mit den Anschauungen der russischen und italienischen Sozialisten schwer vereinen.

Die kontinentalen Sozialisten beachten oft zu wenig, daß die Massen der englischen Arbeiter völlig der sozialistischen Schulung entbehren. In England gibt es kein einziges sozialistisches Tagesblatt; die Arbeiter beziehen ihre politische Aufklärung fast ausschließlich aus der Bourgeoispreffe, zum Teil aus Sensationsblättern schlimmster Art. Der »Labour Leader« und die gute Broschürenliteratur der Independent Labour Party kommen an die breiten Massen gar nicht heran. Freilich stimmen alle Beobachter der englischen Ar-

beiterbewegung darin überein, daß die Unruhe unter den englischen Arbeitern jetzt im vierten Kriegsjahr rasch wächst; aber diese Unruhe ist nicht allein das Produkt der Friedenssehnsucht, sie ist vielfach darauf zurückzuführen, daß die englischen Arbeiter sich durch den Krieg ihrer traditionellen gewerkschaftlichen Freiheiten beraubt sehen. Die gelernten Arbeiter verloren ihre exklusive Stellung. Der Gleichmacher Krieg hat die Stellung der ungelernten Arbeiter und der Frauen gehoben und die fremden Arbeiter den einheimischen gleichgestellt, ohne auf die alten Satzungen der Trade Unions Rücksicht zu nehmen. Das ging nicht ohne Reibungen ab. Die in England arbeitenden Belgier wissen davon zu erzählen.

Diese Stimmung gegen die die Arbeiter entrechtenden Regierungen kommt der Bewegung für Stockholm zugute, und die Stimmung wächst. Damit ist freilich noch nicht viel getan. Die Ausführung der Friedenskonferenzidee wurde bisher in England durch zielbewußte Verschleppung verhindert. Auch die französische Parteimehrheit hat in den letzten Monaten auf diesem Gebiet Ansehnliches geleistet. Sie möchte die Stockholmer Konferenz am liebsten sabotieren. Zu diesem Zwecke soll zuerst die Schuldfrage erörtert werden mit der ausgesprochenen Absicht, die deutsche Sozialdemokratie in Stockholm auf die Anklagebank zu bringen. Die deutsche Sozialdemokratie hat sich in den Vorverhandlungen gegen die Erörterung der Schuldfrage ausgesprochen, weil sie sich von erregten Debatten über dieses Thema für den Zweck der Konferenz nichts verspricht. Die Erörterungen über die Schuldfrage, die wie die gesamten Verhandlungen in vier Sprachen geführt werden müßten, würden der Konferenz sicher sechs, sieben Tage kosten — und schließlich ohne Resultat verlaufen. Zur Schuldfrage hat ja jeder Monat neues Material geliefert. Zuletzt der Prozeß gegen Enochloinnoff.

Bei den Einzelverhandlungen vor dem holländisch-skandinavischen Komitee wurde von neutraler Seite bereits die Schuldfrage berührt. Die deutsche Delegation hat darauf durch eine Rede des Genossen David¹ geantwortet. Sie hat damit bewiesen, daß sie die Beantwortung der Frage an sich nicht scheut; auf der allgemeinen Konferenz aber würden sich voraussichtlich die Gemüter in der Erörterung tagelang erhitzen, was lediglich die Friedensarbeit der Konferenz hindern würde. Das internationale Proletariat erwartet von der Stockholmer Konferenz aber Arbeit für, nicht gegen den Frieden. Nicht die Frage der Schuld am Ausbruch des Krieges steht heute auf der Tagesordnung, sondern die Frage: »Wer trägt jetzt an der Verlängerung des Krieges die Schuld?«

Die deutsche Sozialdemokratie hat das Vorgehen des holländisch-skandinavischen Komitees von Anfang an in jeder Weise unterstützt und befand sich darin im Einverständnis mit den sozialistischen Parteien Österreich-Ungarns und mit den Sozialisten Bulgariens. Schon seit dem September 1914 hat die deutsche Sozialdemokratie Versuche gemacht, mit den sozialistischen Parteien der anderen kriegführenden Länder in Verbindung zu kommen.

Nach einer Konferenz, die am 29. und 30. August dieses Jahres in Wien stattfand, haben die Parteivertretungen der Sozialisten aus den Ländern

¹ Die Rede ist unter dem Titel: »Wer trägt die Schuld am Kriege?« im Vorwärtsverlag erschienen.

der Mittelmächte in einem Briefe an das holländisch-skandinavische Komitee dieses dringend ersucht, ein definitives Datum für die Stockholmer Konferenz festzusetzen und an diesem Termin festzuhalten. Das Schreiben gab der Überzeugung Ausdruck, »daß die wiederholte, wenn auch noch so begründete und unvermeidlich gewesene Verschiebung des Konferenztermins den heiligen Zweck unseres Unternehmens auf das schwerste schädigt. Millionen von Proletariern, Millionen von leidenden Menschen warten sehnsüchtig und mit vertrauensvoller Hoffnung auf die Zusammenkunft und das Zusammenwirken des sozialistischen Proletariats für den Frieden. Diese Hoffnungen werden enttäuscht, diese Begeisterung muß dem Zweifel und der Gleichgültigkeit Platz machen, wenn sich die Massen einer immer wiederkehrenden Verschiebung gegenübersehen.«

Das Organisationskomitee glaubte trotzdem, diesem dringenden Wunsch nicht Folge leisten zu sollen. Es nimmt nämlich an, daß die wachsende Friedensströmung in England und Frankreich die Arbeiterparteien zu einem energischeren Vorgehen veranlassen wird und daß daher die Ententeregierungen sich in absehbarer Zeit gezwungen sehen werden, Pässe für Stockholm auszustellen.

Wann schließlich die Konferenz in Stockholm tagen wird, hängt nicht zuletzt von der Entwicklung der Dinge in Rußland ab. Wenn Stockholm den Arbeitermassen der ganzen Welt in solch hohem Maße zum Symbol werden konnte, so ist das vor allem der russischen Revolution zu danken. In der ganzen Welt wurde die russische Revolution als Friedensbringer angesehen. Am 28. März dieses Jahres gab der Petersburger Arbeiter- und Soldaten-deputiertenrat seinen Aufruf an die Völker Europas heraus, um sie unter dem Banner der Devise: »Frieden ohne Annexionen und Kontributionen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker« zu einen. Am 3. und 4. Mai zwang darauf die russische Demokratie die erste provisorische Regierung, dieses Programm anzunehmen, und die zweite provisorische Regierung stellte es dann unter dem Druck des Arbeiter- und Soldatenrats an die Spitze ihrer Erklärung. Besonders erwartete damals der Arbeiter- und Soldatenrat von den Sozialisten der Ententeländer Hilfe im Interesse der russischen Revolution. Am Vorabend der Delegation des russischen Arbeiter- und Soldatenrats nach Stockholm erschien im offiziellen Organ des Rates, der »Iswestia«, ein Artikel über den Zweck dieser Reise, in dem es unter anderem hieß:

Sie (die Delegierten) werden die neutralen Länder, England und Frankreich bereisen und werden sich im Namen der russischen Revolution an die Proletarier in Westeuropa wenden; sie werden ihnen sagen, daß die russische Revolution verblutet und daß sie von ihnen Unterstützung und Hilfe in dem ihre Kräfte übersteigenden Kampfe gegen den Weltimperialismus erwarten.

Für die russischen Genossen galt es, die Errungenschaften der Revolution in Frieden auszubauen und zu verankern. Schnellster Friedensschluß mußte daher ihre Parole sein. Die Führung hatten die Menschewiki unter Leitung von Tschcheidse und Zeretelli, theoretisch nahezu Zimmerwalder, aber unter den gegebenen Verhältnissen praktisch Anhänger des Zusammenarbeitens mit den Kadetten in der provisorischen Regierung. Richtig erkannte man,

daß mit Hilfe der Zimmerwalder aller Länder allein die Friedensbewegung nicht vom Flecke käme. Der Genosse Wladimir Rosanoff führte nach dem russischen Bulletin in seinem Referat auf dem allrussischen Kongreß des Arbeiter- und Soldatenrats aus:

Was die Zimmerwalder Konferenz anbelangt, so würde sie die Linke der Sozialdemokraten vereinigen, die vom Anfang des Krieges an einen energischen Kampf gegen die imperialistischen Regierungen geführt hat. Dagegen bestand aber die Gefahr, daß die Teilnahme an dieser Konferenz, welche nur diese Fraktionen zusammenbringt, uns von den Mehrheiten, die bedeutende Massen des Proletariats hinter sich haben, abgrenzen und somit der Sache des Kampfes für den Frieden schädlich werden könnte.

Diese Linke stand uns als Revolutionären nahe, aber sie war in allen Ländern in der Minderheit, und die Vereinigung mit diesem Teile der Sozialdemokratie konnte somit keine faktische Bedeutung in der Richtung der Herbeiführung eines schnellen Endes des Krieges haben.

Die sozialdemokratische Partei Deutschlands hat bereits am 19. April die Formel des Arbeiter- und Soldatenrats durch Beschluß ihres Parteiausschusses angenommen und im Reichstag vertreten. Partei und Gewerkschaften haben sich ferner durch ihre Erklärung vom 20. Juli ausdrücklich zu den Konferenzbedingungen des Sowjet bekannt. In den Ländern der Entente fand dagegen die Friedenssehnsucht der russischen Revolutionäre viel weniger Gegenliebe, trotzdem Cachin und Moutet nach ihrer Petersburger Reise um manche Erfahrungen reicher nach Frankreich zurückkehrten und trotzdem Hendersons Petersburger Aufenthalt ihm nach eigener Aussage bleibende Eindrücke hinterlassen hat.

In Frankreich und England feierten zwar zunächst die Regierungsgrößen in tönenden Worten die russische Revolution als Befreierin des russischen Volkes vom Joch des Zaren, des Verbündeten von gestern; aber innerlich wünschten sie die Revolutionäre an den Galgen, weil diese den Frieden wollten, bevor das imperialistische Kriegsziel der Entente, die Niederringung Deutschlands, erreicht war. Wie die englische und französische Bourgeoisie tatsächlich über die russische Revolution denkt, hat sie deutlich bewiesen, als sie Korniloffs antirevolutionärem Zuge gegen Petersburg ihre Sympathien bezeugte. Korniloff sollte Rußland von den Arbeiter- und Soldatenräten befreien, von denen die »Times« geschrieben hatten, daß sie aus Soldaten beständen, die den Frontdienst scheuten, und aus Arbeitern, die ihr Leben lang nicht gearbeitet hätten. Und doch haben in den letzten Monaten die Arbeiter- und Soldatenräte die provisorische Regierung in jeder Weise unterstützt, um die russischen Armeen kampffähig zu machen. Sie haben auch, wenigstens soweit sie unter dem Einfluß der in der provisorischen Regierung sitzenden Sozialisten stehen, Anfang Juli die russische Offensive gegen Galizien gebilligt: eine Offensive, die lediglich im Interesse der Alliierten unternommen wurde.

In den ersten Tagen des Juli haben Viktor Adler und ich bei den Verhandlungen mit der Sowjetdelegation in Stockholm darauf aufmerksam gemacht, welche Gefahren die russische Offensive für die Friedensbewegung im Gefolge hätte. Das war in den ersten Tagen der Offensive, als die Russen noch im militärischen Vorteil waren. Unsere Befürchtungen haben sich nur zu sehr bewahrheitet. Die russischen Delegierten aber glaubten damals, daß

die Ostfront von deutschen Truppen entblößt sei und die russischen Heere deshalb einfach in die österreichischen Lande hineinspazieren könnten. Kurzfristig nahmen sie für Rußland das Recht in Anspruch, aus der strategischen Lage Vorteil zu ziehen. Mit dem erhofften Vorteil war es jedoch in wenigen Tagen aus. Die von Rußland provozierte deutsche Gegenoffensive setzte ein, Galizien und die Bukowina wurden befreit — und dann verloren die Russen Riga und Jakobstadt. Unter dem Drucke dieser für Rußland schmerzlichen Ereignisse hängen jetzt die russischen Sozialisten um das Schicksal der Revolution. Am 25. September ist ein allrussischer demokratischer Kongreß zusammengetreten. Wird er endlich aus der politischen und wirtschaftlichen Lage Rußlands die Konsequenz ziehen und einen energischen Schritt zur Herbeiführung eines baldigen Friedens unternehmen? Geschieht das nicht, dann ist der chaotische Verfall Rußlands kaum mehr aufzuhalten. Seine Großstädte stehen im nahenden Winter vor Hungers- und Kohlennöten. Die Transportkrise greift immer weiter um sich. Eine wirtschaftliche Reorganisation ist während des Krieges völlig unmöglich. Das Rußland von heute braucht, um leben zu können und die Errungenschaften der Revolution zu konsolidieren, notwendig den Frieden. Sehr richtig hat der Genosse Goldenberg jüngst gesagt: »Die russische Revolution muß den Krieg töten, oder der Krieg tötet die russische Revolution!«

In den abgelaufenen sechs Monaten seit Ausbruch der russischen Revolution hat die russische Regierung nichts von Bedeutung getan, um einen allgemeinen Frieden herbeizuführen. Sie hat auf ihre Verbündeten nicht den Druck ausgeübt, den sie auszuüben vermocht hätte; denn die Westmächte sind nicht in der Lage, ohne Rußland den Krieg weiterzuführen. Die gegenteiligen englischen Behauptungen sind nichts als Bluff. Statt auf die Verbündeten zu drücken, hat Kerenski, der niemals Parteigenosse gewesen ist, die russischen Truppen immer wieder in den Kampf getrieben. Das hat die Arbeiter Westeuropas enttäuscht. Es war die historische Aufgabe der russischen Revolution, der Welt den Frieden zu bringen. Bisher hat sie in dieser Beziehung völlig versagt. Auch die russischen Arbeiter haben von der Revolution den Frieden erwartet, und da ihre Erwartungen nicht erfüllt worden sind, schwenken sie jetzt in das Lager der Extremisten ab. Die Krise im Petersburger Sowjet, die zum Rücktritt Tschcheidts führte, und die Wahlen zu den Stadtvertretungen haben deutlich gezeigt, daß die Macht der Bolschewiki im Steigen begriffen ist.

Doch trotz alledem kann ein Erfolg für Stockholm gebucht werden. Es wurde der Arbeiterklasse der Welt zum Lösungswort. Nicht zum wenigsten in den Ländern, deren Sozialisten an der Reise nach Stockholm verhindert wurden. Deutlich hat das selbst Poincaré erfahren, dem defilierende Regimenter die Worte: »V i o S t o c k h o l m !« ins Gesicht schrien. Solcher Ruf kann auf die Dauer nicht mit reaktionären Polizeimaßregeln unterdrückt werden, auch nicht in den Ländern der sogenannten westlichen Demokratie. Wir deutschen Sozialisten werden jedenfalls die Hände nicht in den Schoß legen bis zu dem Tage, an dem endlich die geplante allgemeine Friedenskonferenz stattfindet.

Ökonomie und Taktik.

Von August Winnig.

Seit mindestens drei Jahrzehnten wird in der Partei über die Taktik gestritten, und seit derselben Zeit gingen die Ansichten darüber so weit auseinander, daß es verwunderlich scheint, wie die Partei bei solchen Gegensätzen überhaupt noch zusammenhielt. Der Streit um die Bewilligung der Dampfersubvention ließ die Gegensätze zum ersten Male bei einer konkreten Frage hervortreten, und sie waren in der Tat so bedeutsam, daß wir ihren Ernst noch heute — oder vielmehr heute erst recht — deutlich fühlen. Aber es war auch wieder selbstverständlich, daß diese Gegensätze das Gefüge der Parteiorganisation nicht ernstlich beschädigten. Denn ob man so oder so handelte, war wohl für die taktische Stellung der Partei zu den Zeitfragen wichtig, nicht aber für die Stellung der Partei zum Volke und zu den herrschenden Klassen. Damals war die Partei eine in scharfster Opposition stehende kleine Minderheit, die nicht lebte von dem, was sie war, sondern von dem, was sie werden sollte; die Gewißheit ihrer großen Zukunft lag in ihrem Wesen als Partei einer wachsenden Klasse und in der entsagungsvollen Stellung, zu der diese Klasse in Staat und Gesellschaft verurteilt war. Selbst sehr arge taktische Fehler hätten die Gewißheit dieser großen Zukunft nicht erschüttern können. Das anhaltende ungestüme Wachstum der Partei ließ die Auffassung entstehen, daß die ewigen haarspalterischen Untersuchungen über unsere Taktik ziemlich gleichgültig seien. Man bewertete sie als Literatenkrakeel und war auf die Genossen, die sich an diesen Untersuchungen beteiligten, nicht gut zu sprechen, da man von ihrer Tätigkeit nichts weiter als eine Beeinträchtigung der Werbearbeit erwartete.

Und man muß in der Tat sagen, daß all diese vielen Aufsätze und Schriften das wirkliche Leben der Partei ziemlich unberührt gelassen haben. Wohl brachten sie die Partei oft in Aufregung, aber auf ihre taktische Haltung haben sie bis auf wenige Ausnahmen keinen Einfluß ausgeübt; und wie wenig sie zur Klärung der Ansichten beigetragen haben, zeigt ja die erschütternde Krisis, die die sozialistischen Parteien gegenwärtig durchleben.

Im Grunde genommen rangen immer zwei taktische Systeme im Sozialismus — vor allem in der deutschen Sozialdemokratie — miteinander. Das eine war eingestellt auf die revolutionäre Erschütterung des kapitalistischen Staats- und Gesellschaftsgebäudes, das andere auf eine planmäßige Arbeit zur Vermehrung der wirtschaftlichen und politischen Macht. Zu vollkommener Herrschaft in der Partei hat es weder das eine noch das andere bringen können. Die Kundgebungen waren im allgemeinen auf den revolutionären Ton gestimmt, die Taten dagegen standen vorwiegend im Zeichen der Organisationsarbeit.

Diese Zwieschlächtigkeit im Wesen der Partei kam nicht von ungefähr. Überall, wo das Lohnproletariat zum Klassenbewußtsein und zur Klassenorganisation kommt, ist es zunächst mit dem Willen zur Revolution erfüllt. Das ergibt sich aus seiner Stellung als die jüngste der gesellschaftlichen Klassen. Politisch ohne Recht und Geltung, ökonomisch der Ausbeutung ohnmächtig preisgegeben, gesellschaftlich geächtet — so kann es zunächst gar kein anderes System seiner politischen Betätigung finden als das der revolutionären Aktion, die ihm zudem auch durch die Tradition des bürgerlichen

Klassenkampfes naheliegt. Aber zu dieser Aktion ist es zu schwach, erst seine intellektuelle Oberschicht ist zum Klassenbewußtsein gelangt — eine verschwindende Minderheit selbst im Proletariat. So wird es durch die harten Tatsachen gezwungen, seine revolutionären Absichten zu vertagen und sich zu organisieren, um erst eine Macht zu werden.

Auf diesem Wege zur Macht aber verfällt es dem Schicksal des sozialen Dualismus: je mehr sich das Proletariat organisiert und damit kräftigt, um so mehr tritt als Wirkung dieses Vorganges eine Hebung seiner politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Stellung ein. Es erringt sich politischen Einfluß nicht nur in Gesetzgebungs- und Verwaltungskörperschaften, sondern auch im öffentlichen Leben der Nation; wohl oder übel — es ist eine Größe geworden, die Beachtung und schließlich auch Zugeständnisse erzwingt. Es entreißt dem Unternehmertum die Diktatur über das Arbeitsverhältnis und beeinflusst dies zu seinen Gunsten. Die Ausbeutung verschwindet nicht, ja sie kann insofern sogar noch steigen, als das Kapital durch rationellere Betriebstechnik seine Gewinne zu erhöhen vermag — aber sie nimmt mildere, weniger drückende Formen an, und ihre degenerierenden und demoralisierenden Wirkungen erfahren eine wesentliche Abschwächung, hören zum Teil auf.

Mit dieser Entwicklung ist nun auch eine Wandlung des geistigen Wesens der Arbeiterklasse verbunden. Neben dem Willen zur Revolution tritt allmählich ein neues Element des Arbeitergeistes auf. Je länger die Periode des organisatorischen Erstarkens dauert und je mehr sich die Erfolge summieren, um so mehr breitet sich die Erkenntnis aus, daß auch dieser Weg der planmäßigen Organisationsarbeit zum Ziele führt, um so mehr wachsen aber auch die Hemmungen innerhalb der Arbeiterklasse gegenüber den Aufforderungen zur revolutionären Aktion. So war zwar der revolutionäre Wille die motorische Kraft der Klassenbewegung des Proletariats, aber durch seine Wirkungen trug gerade er selber dazu bei, einen anders gerichteten Willen zu erzeugen. Im geistigen Wesen der fortgeschrittenen Arbeiterklasse finden sich also beide Elemente: der Wille zur Revolution und der Wille, die planmäßige Organisationsarbeit ungestört fortzusetzen.

Das nämlich war die Lage der deutschen Arbeiterklasse in den letzten anderthalb bis zwei Jahrzehnten vor dem Kriege. Das Bekenntnis zum revolutionären System der Politik war nicht widerrufen. Es lebte in zahllosen Kundgebungen weiter, es beherrschte fast allgemein die Ideologie unserer Bewegung; aber es fand keinen Raum zu seiner Auswirkung. Dabei gab es in den Rückständigkeit des deutschen Verfassungswesens Reibungsflächen, an denen es sich immer wieder entzünden konnte. Aber so heiß die Glut dabei auch wallte, so konnte sie doch nicht zur alles verzehrenden Flamme emporlodern. Und in dieser Übergangszeit, wo ein Neues wurde und das Alte sich behauptete, war der Anlaß zum Suchen der höchsten taktischen Wahrheit gegeben, an dem wir uns oft so leidenschaftlich beteiligt haben — von links und rechts.

Es ist dabei manch vortrefflicher, kluger Gedanke ausgesprochen worden, der heute noch Zeugnis davon ablegt, wie heiß die Partei um die Wahrheit in den taktischen Problemen gerungen hat. Im allgemeinen aber wurde die Frage vielfach metaphysisch behandelt, operierte man mit Begriffen, die

als feststehend angenommen wurden, obwohl auch sie dem Wandel der Dinge unterworfen waren. Man degradierte den geschichtswissenschaftlichen Begriff des Klassenkampfes zu einer faktischen Schablone und richtete damit eine unsägliche Verwirrung an, die dazu führte, daß man überhaupt nicht mehr wußte, worin denn dieser grundlegende Begriff bestand, und man am besten tat, ihn überhaupt in der Erörterung zu vermeiden.

Mit dieser metaphysischen Betrachtungsweise aber kam man nicht weiter; Licht war nur zu schaffen, wenn man auch die Frage der Taktik an der Hand der ökonomischen Tatsachen studierte. Und wahrlich, die Weltgeschichte bot Stoff dazu in verschwenderischer Fülle. Auch diese Versuche sind angestellt worden, am eindrucksvollsten in Kautskys »Weg zur Macht«. Die Schlußfolgerungen dieser Schrift sind viel angefochten worden, und ich selber habe sie hart bestritten. Was man damals als Hauptmangel rügte und worin Kautsky auch heute noch nicht recht bekommen hat, ist die in dieser Schrift angewandte geschichtliche Perspektive, worin der heutige Stand der Weltwirtschaft bereits als das letzte Stadium kapitalistischer Wirtschaftsführung überhaupt erscheint. Der metaphysische Begriff des Imperialismus gab dieser Perspektive einen Schein von Glaubhaftigkeit, und man mußte ihn erst materialisieren, um die Fehlerhaftigkeit dieser Betrachtungsweise und der aus ihr gewonnenen Schlüsse klarzustellen. Die heutige Weltwirtschaft (das heißt die der Friedenszeit) erscheint uns wie ein Chimborasso, wenn wir sie vom Standort des Bauern- und Handwerkerstaats betrachten, sie schrumpft zu einem mäßigen Hügel zusammen, wenn wir sie an den weltwirtschaftlichen Möglichkeiten der Zukunft messen. Solange diese Möglichkeiten aber nicht ausgefüllt sind, so lange ist die Kraft des Kapitalismus noch steigerungsfähig, und so lange kann er als vorherrschendes Wirtschaftsprinzip nicht überwunden werden. Diese Erkenntnis aber muß für die Taktik der Arbeiterklasse wegweisend sein.

Nun haben die Befürworter der revolutionären Taktik, bis auf eine kleine Gruppe Linksradikaler, kaum daran gedacht, den großen Wurf der sozialen Revolution zu wagen. Was ihnen vorschwebte, waren Aktionen zur Erzwingung politischer Reformen. Vor allem fühlten sie und fühlten wir alle, wie die ohnmächtige Stellung des Reichstags und das Klassenwahlrecht Preußens und anderer Bundesstaaten immer unerträglicher wurde. Je mehr sich das Volk politisierte und kultivierte und je stärker die Arbeiterklasse zur politischen und wirtschaftlichen Macht wurde, um so deutlicher empfanden wir den Kampf gegen die politischen Rückständigkeiten geradezu als eine Ehrensache der Partei. Während des ganzen letzten Jahrzehnts vor Ausbruch des Krieges stand das Parteileben im Zeichen dieser Frage, die auf allen Parteitage erörtert wurde und einige völlig beherrschte. Das Aufkommen des Massenstreikgedankens war kein Zufall, und er selber war nichts weniger als ein mäßiges Spiel schreibselliger Literaten. Er war das notwendige Ergebnis jeder Untersuchung unserer faktischen Lage, sobald man bei solcher Untersuchung die ökonomischen Zustände über sah oder falsch sah. Alle die Apostel des Massenstreiks, soviel Scharfsinn sie zweifellos aufwendeten, um die Notwendigkeit ihrer Forderung darzutun, sahen immer nur, wie die erstrebten politischen Reformen längst überreif waren und wie jeder andere Weg bisher in einer Sackgasse geendet hatte. Was sie aber nicht sahen, das war die öko-

nomische Lage Deutschlands und das Verhältnis der Arbeiterklasse darin.

Wie es einerseits kein Zufall war, daß der Gedanke des politischen Massenstreiks in der Partei aufkam und mehr und mehr ihre Debatten beherrschte, so war es andererseits auch kein Zufall, daß die Gewerkschaftsführer nichts von ihm wissen wollten. Mochte ihr politischer Blick enger, ihr Gefühl für die Unerträglichkeit der Rückständigkeiten in der deutschen Politik schwächer sein, so hatten sie dafür einen schärferen Blick für die ökonomische Lage der Arbeiterklasse und für die Wirkungen, die diese Lage auf die politische Psyche der Masse ausübte. Und indem sie diesem Blick vertrauten, trafen sie die richtige Entscheidung in der schicksalsschweren Frage der Taktik, während die mit der ganzen Wissenschaft ihres Jahrhunderts ausgerüsteten Theoretiker die schmerzlichsten Enttäuschungen erleben mußten. Wohl sahen sie ihre Resolutionen von begeisterten Massenversammlungen angenommen, aber weiter reichte die Wirkung ihrer Propaganda nicht.

Was war die Ursache dieser Erscheinung? Selbstverständlich nicht das Bremsen der Gewerkschaftsführer, so oft man es auch dafür verantwortlich machte: es war die ökonomische Lage der Arbeiterklasse.

Diese aber war so: Nach vielen Jahren vergeblicher Anläufe und Opfer brachte der Aufschwung des deutschen Erwerbslebens auch endlich den Arbeitern die Möglichkeit wirtschaftlicher Kräftigung; die Organisationen erlebten einen glänzenden Aufschwung, ihre Arbeit war von sichtbaren Erfolgen begleitet, die der ganzen Klassenlage des Proletariats zugute kamen. In dieser Situation war kein Boden für das Risiko eines revolutionären Experiments. Man marschierte auf diesem Wege im Geschwindschritt vorwärts; ein Fehlschlag des Experiments aber hätte den Vormarsch nur aufgehalten, hätte Hemmungen und Rückschläge gebracht. Was man jetzt vor allem brauchte, war Ruhe zur Arbeit und Entwicklung: dies Wort Bömelburgs auf dem Kölner Gewerkschaftskongreß sprach, obwohl es herb gefadelt wurde, doch klar und zutreffend aus, was in dieser geschichtlichen Situation richtig war. Die »selbstsichere, strahlende Borniertheit«, die man ihm dafür an den Kopf warf, war das sichere Gefühl, daß den Interessen der Arbeiterklasse in der gegebenen Lage vor allem mit der unge störten Fortdauer der begonnenen Entwicklung gedient war.

Darüber hinaus aber entsprach diese Erscheinung ganz dem Marxschen Wort, daß die Revolutionen vor allem der ökonomischen Unterlage bedürfen. In einer Gesellschaft mit fester ökonomischer Grundlage läßt sich auch der politische Überbau nicht in größeren Maßen verändern. Die deutsche Wirtschaft aber war fest und wurde von Jahr zu Jahr sicherer. Produktion und Absatz stiegen in schnellem Tempo, die Rückschläge der Krisen wurden schwächer, die Kapitalansammlung schritt mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, die Lage der Arbeiterklasse hob sich zusehends. In solcher Periode sind Revolutionen eine Utopie, es fehlt ihnen der Zusammenhang mit den ökonomischen Triebkräften der Entwicklung. Massen, die durch Arbeit innerhalb des gesetzlichen Rahmens aufsteigen, die auf diesem Wege eine Machtposition um die andere erobern, sind nie revolutionär gewesen und können es nicht sein. Sie werden es erst dann, wenn sie den gegebenen Rahmen voll ausgefüllt haben und auf Hindernisse stoßen, die sich dem weiteren Vormarsch hemmend entgegenstellen. Dann erst wird ihre Energie gebunden und erfährt

eine Aufftaung, die schließlich so oder so die Hindernisse überwältigt. In diesen Erfahrungen haben wir das Gesetz unserer Taktik zu suchen — in ihnen ist es enthalten.

Die Auffassung, als vollziehe sich eine stete Entfernung der Politik von der revolutionären Aktion und als müsse sich darum der ganze fernere Geschichtsverlauf in evolutionären Bahnen vollziehen, verkennet ganz und gar den Zusammenhang, der zwischen Ökonomie und Taktik besteht. Diese Annahme liegt zwar angesichts der lehtvergangenen Wirtschaftsperiode nahe; aber diese Periode ist durch die Wirkungen des dreijährigen Krieges zunächst abgeschlossen, und es ist unbestimmt, wie das ökonomische Gesicht der Zukunft aussehen wird. Die Welt steht wahrscheinlich vor einer großen Änderung ihrer ökonomischen Struktur. Die unabwendbaren Eingriffe der Staatshoheit in das Wirtschaftsleben werden Wirkungen auslösen, über die wir vermutlich erst werden urteilen können, wenn wir sie vor uns sehen. Darum kann heute nicht die Rede davon sein, die Arbeiterklasse auf eine bestimmte Taktik festzulegen. Die Entscheidung über unsere Taktik erfordert mehr Sorgfalt als früher. Heute ist unsere Stellung im Ganzen des öffentlichen Lebens nicht mehr mit jener Starrheit gegeben wie in der Zeit, als wir um unser Daseinsrecht rangen.

Die politischen und sozialen Verhältnisse sind in schnellem Fließen, Neubildungen und Verschiebungen kündigen sich an; zum Teil haben sie sich schon vollzogen. Die alte soziale Schichtung der Bevölkerung ist gestört, der Wirtschaft und Politik haben sich neue Ziele gestellt. Und in dieser werdenden Welt steht unsere Partei nicht mehr als nur protestierende und nach allen Seiten um ihr Daseinsrecht kämpfende kleine Gruppe, sondern als ein Hauptfaktor der Politik, als der Träger der Hoffnungen einer nach Millionen zählenden Masse. Da hat die Art, wie sie ihre Aufgabe sieht und löst, eine ganz andere Bedeutung. Taktische Fehler, in dieser Zeit begangen, können das Schicksal der Partei weithin beeinflussen. Darum erfordert die Entscheidung über unsere Taktik hinfort ungleich größere Sorgfalt und erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl. Wir müssen unsere Erörterungen darüber außerhalb der metaphysischen Nebel, im vollen Lichte der wissenschaftlichen Erkenntnis führen; und all unser Wissen und Urteilen muß von dem Zusammenhang zwischen Mensch und Ökonomie ausgehen.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Veröhnung.

Mehr als die irgendeines anderen am Kriege beteiligten Landes hat die Arbeiterklasse Englands im Weltkrieg sich den imperialistischen Bestrebungen der Bourgeoisie angepaßt und deren Sache zu der ihrigen gemacht. Die Welt herrschaftsstellung Englands, auf der zweifellos zum großen Teil auch die besondere günstige Lage der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft des englischen Inselreichs beruht, um jeden Preis aufrechtzuerhalten, dünkt ihr im jetzigen Kampf ihre wichtigste politische Aufgabe, und indem sie die Kriegsziele der Kapitalistengruppen akzeptiert, übernimmt sie zugleich deren Schlagworte von der Vernichtung des deutschen Militarismus und von dem uneigennütigen Kampf Englands im Dienste der Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie. Das gilt nicht nur von jenem Teile der englischen Arbeiter, der die Gefolgschaft der liberalen Parteigruppen bildet, son-

bern auch vielfach von denen, die sich als Sozialisten bezeichnen, ist doch auf dem sogenannten »interalliierten« Kongreß, der am 28. August in London tagte, die Beschlückung der geplanten Stockholmer Friedenskonferenz lediglich daran gescheitert, daß die Wortführer der englischen Arbeiterpartei (Labour Party), an ihrer Spitze Henderson, die Teilnahme an der Stockholmer Zusammenkunft von der Verpflichtung der Entente-Delegierten abhängig machen wollten, dort einhellig das in der Londoner Konferenz vom 14. Februar 1915 angenommene Chauvinistische Annexionsprogramm zu vertreten: eine Verpflichtung, auf die weder die Delegierten der unter Longuefs Führung stehenden französischen Parteiminderheit noch die Vertreter der Independent Labour Party und der British Socialist Party eingehen wollten.

In letzter Zeit bricht sich aber innerhalb gewisser sozialistischer Kreise immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß die Kriegsziele, die die englische Bourgeoisie verfolgt, doch nicht ganz mit den Interessen der Arbeiterschaft übereinstimmen und die stete Berufung auf die Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie nichts als Wortspielerei ist. Aber diese Erkenntnis hat meist nicht zur Folge, daß die Betreffenden sich energisch gegen die Kriegspatrioten und ihr Treiben auflehnen, sondern sie kommt gewöhnlich nur in einer gewissen Resignationsstimmung, einem moralischen Nihilismus zum Ausdruck, der sich nicht selten in herbem Spott über die Schwächerei der englischen Presse Luft macht. Wer die englischen Blätter mit ihren Eingefandts und Versammlungsberichten verfolgt, stößt immer wieder auf derartige Symptome einer Ernüchterung. Charakteristisch für diese Stimmung ist ein unter der Überschrift »Atonement« (Versöhnung) in Robert Blatchfords halbsozialistischem »Clarion« (Nr. 1344 vom 7. September 1917) veröffentlichter Artikel von Chris Massie. Es heißt dort:

Zeiten und Reiche verschwinden, doch die Menschen trachten noch immer nach den unbestimmbaren Dingen, die man gemeinhin als Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie bezeichnet. Die große Weltverheerung ist bekanntlich auf Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie gerichtet. Politiker und Zeitungsblätter erzählen uns, welche schönen Sachen Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie sind, aber in heiligem Herzenzverlangen haben die meisten von uns nachgerade die schmerzliche Erfahrung gemacht, wie wenig vernünftig es ist, etwas von der stetigen Wiederholung dieser Worte zu erwarten. Nichts!

Ich glaube nicht mehr an Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie. Wenn irgend jemand mir von diesen Dingen etwas offeriert, fühle ich mich geneigt, zu antworten: »Danke sehr, aber ich bin für Diamanten nicht eingenommen; gib mir lieber ein hartgekokktes Ei.« Der jetzige Krieg hat ein nützliches Werk vollbracht, indem er uns unbefehliches Elend verstehen lernte. Er hat uns wieder Einfachheit und einfache Dinge schätzen gelehrt — solche Dinge, wie Betten, wasserdichte Häuser, gute Nahrung, Kleidung, den Luxus von etwas Musik und einigen Blumen, gesunde Kinder und Frauen, die nicht durch Hunger und Überarbeit aufgerieben werden....

Ich glaube, es war Cecil Chesterton, der einst geschrieben hat, daß ein Agitator nicht gefährlich ist, der wilde Redensarten von der sozialen Revolution gebraucht, wohl aber der gemeine Mann, wenn man ihm seine Hammelkotelette entzieht. Die Menschen, die diesen schrecklichen Krieg durchgefochten haben, das sind Menschen, die gelernt haben, sich der Dinge zu versichern, die sie nötig haben; und Verluste nebst Elend haben ihre Entschlußfähigkeit gestärkt. Sie wissen, wie wenige gute Dinge es gibt und wie leicht man sie gewinnt. Sie sagen nicht viel, aber sie sind kurz entschlossen....

Was denken sich die Politiker und was denkt sich eigentlich Lloyd George dabel, wenn er sein Evangelium von Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie predigt? Der Soldat ist zynisch und gemütslos genug, anzunehmen, daß nicht viel dahinter stecken kann, wenn man drei Schilling pro Tag für eine zu hohe Löhnung hält, um sie zu gewinnen. Drei Schilling pro Tag sollte doch kein zu hoher Preis sein, um die Demokratie zu bezahlen; aber der hierauf bezügliche Vorschlag

der Gewerkschaftsleitung gibt ja beinahe der Presse soviel Stoff zu Betrachtungen wie, sagen wir, eine Rede Ramsay Macdonalds.

Die Wahrheit ist, daß das Wort Demokratie so schön unbestimmt ist. Es verpflichtet zu nichts. Den hungrigen Mystizismus Rußlands oder den groben Materialismus Amerikas Demokratie zu nennen, ist nichts als aufgepußter Humbug. Es gibt keine Demokratie, die diesen Namen verdient, weder in Rußland oder Amerika, noch in England oder Frankreich. Demokratie existiert nur in der Vision der Menschen. Sie existiert in dem leidenschaftlichen unausgesprochenen Vorhaben jener, die ihr Leben für weniger als drei Schilling pro Tag hergeben, weil die anscheinend unvernünftige These des Kalvarienberges wieder Geltung erlangt hat, daß die Versöhnung nur durch Blut erfolgen kann. Menschen müssen sterben, damit künftige Generationen in Überfluß und Frieden, in Weisheit und Ehren leben können...

Solche Stimmen lassen erkennen, daß trotz der geschraubten Phraseologie der englischen Blätter auch in englischen Sozialistenkreisen, vor allem jenen, die das Leben an der Front kennengelernt haben, in steigendem Maße eine gewisse Ernüchterung zum Durchbruch kommt. Wäre die englische Arbeiterschaft nicht politisch in völliger Abhängigkeit von der liberalen Presse aufgewachsen und hätte sie es zu eigenen Pressorganen gebracht, so würden derartige Äußerungen jedenfalls noch viel häufiger sein.

Literarische Rundschau.

Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage von 1863 bis 1909. Bearbeitet von Wilhelm Schröder. München 1910, Verlag von Georg Birk & Co., G. m. b. H. XIV und 591 Seiten Oktav. Preis gebunden 7 Mark.

Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage von 1910 bis 1913. München 1917, Verlag von Georg Birk & Co., G. m. b. H. XV und 669 Seiten Oktav. Preis gebunden 10 Mark.

Wenn man diese beiden Bände, die in keiner Bibliothek eines Politikers und vor allem nicht in einer Bibliothek eines sozialdemokratischen Politikers fehlen sollen, vergleicht, erstaunt man, daß der zweite Band nicht unwesentlich stärker als der erste Band ist, und doch umfaßt der erste 46 Jahre und der zweite bloß 4 Jahre Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie. Das läßt schon einen Schluß auf die beiden Bände zu.

Der zweite Band ist weit mehr durchgearbeitet, er sucht in weit höherem Maße den Inhalt der Parteitageprotokolle zu erschöpfen, als das für den ersten Band gilt. Man mag über die Redaktion des ersten Bandes mancherlei zu klagen haben. Aber die Unvollständigkeit dieses Bandes, die oft bedauerlichen Lücken in ihm, ja auch so manche Fehler finden eine Entschuldigung: eine ebenso gründliche und erschöpfende Behandlung aller Parteitage von 1863 bis 1909, wie sie Dr. R. F r a n z in musterhafter Weise für die letzten vier Parteitage ausgeführt hat, hätte niemals den Weg durch die Druckerpresse gefunden, weil kaum ein Verleger den Mut gehabt hätte, ein so umfangreiches und teures Werk herauszugeben. Dann wäre uns aber auch nie der neue Band von Franz verfaßt worden, der äußerlich wenigstens eine Ergänzung des ersten vom verstorbenen Wilhelm Schröder verfaßten Bandes ist. So sind die Mängel des Schröderschen Werkes, die den Benutzern durchaus nicht verborgen blieben, doch bis zu einem gewissen Grade ein Vorteil gewesen. Das Vollkommene setzt sich ungeheuer schwer durch. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß alle Unvollkommenheiten des ersten Bandes entschuldigt werden sollen. Sein Herausgeber, ein durch seinen Fleiß, durch seinen Spürsinn und durch seine Gewandtheit wie durch seine journalistische Begabung bekannter Redakteur, der einer der besten unter den aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen Redakteuren der Parteipresse war, ist natürlich mit den philologischen und enzyklopädi-

schen Methoden, die der Herausgeber eines derartigen Werkes beherrschen soll, nicht vertraut gewesen; es ist ihm also vieles abgegangen, was für Dr. Franz bei seiner Herausgeberfähigkeit eine Selbstverständlichkeit war. Der erste Band war das Ergebnis einer fleißigen jahrelangen Sammlung, aber eben doch auch nicht mehr als das Ergebnis einer Sammlung, nicht das einer gründlichen Durchforschung, Ordnung und Zusammenstellung der Materialien. Sein Buch ist mehr ein gruppiertes Rohmaterial als ein Fertigprodukt. Trotz alledem sollen wir dem toten Herausgeber dankbar bleiben, daß er uns den Band geschenkt hat. So unvollkommen er ist, er ist sehr nützlich, denn sehr viele Parteitagprotokolle sind heute schwer, zum Teil überhaupt nicht erhältlich. Die wenigen Parteischriftsteller, die die ganze Reihe der Protokolle besitzen, haben selten die Zeit, das, was sie benötigen, zusammenzustellen; sie müssen es rasch zur Hand haben. Deshalb ist auch ein verhältnismäßig unvollkommenes Hilfsmittel sehr erwünscht. Wir würden alle lebhaft bedauern, wenn uns das Schrödersche Buch nicht zur Verfügung stünde.

Unter anderem Gesichtspunkt als Schröder ging der Herausgeber des zweiten Bandes vor, der zuerst alle wichtigen Fragen festgestellt hat, die auf dem Parteitag verhandelt wurden, und dann aus den von ihm zu verarbeitenden Protokollen alles zusammentrug, was er in den Protokollen fand. Soweit man ein derartiges Werk in einer nicht zu umfangreichen Besprechung beurteilen darf, scheint Dr. Franz seine Aufgabe gelungen zu sein. Außerordentlich reichhaltig ist, was er bringt; hier und da hat man selbst das Gefühl, daß er zu viel bringt. Dieses Zuvielbringen ist bei einem Nachschlagebuch eine Gefahr, weil man nicht mehr nachschlagen und sich nicht rasch orientieren kann, sondern gar zu viel lesen muß. Manches hätte sich da verbessern lassen durch Hervorhebung einzelner Stellen. Nehmen wir zum Beispiel das Stichwort *P a r t e i t a g*, so geht dies von Seite 565 bis 574. Eine ganze Reihe von wichtigen Fragen sind da erörtert, ohne daß man aber rasch das findet, was man gerade benötigt. Das Register, das ich im Gegensatz zu diesen Bemerkungen gern weit ausführlicher gewünscht hätte, läßt einen im Stich. So ist zum Beispiel auf Seite 568 unter »Parteitag« der Bericht der »Reorganisationskommission« gegeben, ohne daß dieses Wort recht kräftig durch den Druck hervorgehoben wurde. Es findet sich auch nicht im Register, auch einen Hinweis auf diese Stelle unter dem Worte »Organisation« vermißt man. Als Berichterstatter wird angegeben »Müller«, welcher Müller das aber ist, wird nicht gesagt. So könnte man beim Schlagwort »Parteitag« eine Reihe ähnlicher Bemerkungen machen, noch mehr aber bei dem Schlagwort »*P a r t e i v o r s t a n d*«, dem nicht weniger als 37 Seiten gewidmet sind. Hier hätte mit besserer typographischer Hervorhebung die Benützung sehr erleichtert werden können. Wohl ist das Buch sehr gut ausgestattet, nur die Gruppierung des Textes ist nicht vollkommen. Es hätte noch weit mehr nach dieser Richtung geleistet werden sollen, vor allem indem man die freilich sehr teuren Marginalien angewandt hätte.

Auch das Register gibt zu Beanstandungen Anlaß. So fehlen, um nur ein im Augenblick sehr aktuelles Schlagwort zu erwähnen, bei »*A u s s c h l u ß*« die Bemerkungen Haases über die Frage des Ausschlusses im Falle der badischen Budgetbewilligung, der auf Seite 65 erwähnt ist, das Auschlussverfahren in Sachen Hildebrandt, das auf Seite 200 ff. erwähnt wird. Der Fall Radek, der auf den Seiten 180 ff. und 620 ff. behandelt ist, hätte auch unter dem Schlagwort »*A u s s c h l u ß* aus der Partei« zu finden sein müssen. Wohl bemerkt der Herausgeber zum Register, daß am Schluß der meisten Artikel sich Hinweise auf andere Artikel befinden, die den Gegenstand gleichfalls behandeln. Aber das hätte den Verfasser nicht verleisten sollen, sein Register damit zu erleichtern. Ein Register kann nicht ausführlich genug sein, seine Ausführlichkeit soll aber freilich nicht erdrücken, es soll durch gute Gruppierung und übersichtlichen Druck den Weg zu allen Schätzen, die in einem Buch enthalten sind, rasch weisen.

Diese Ausstellungen sollen in keiner Weise den Wert dieses Buches mindern. Seine Bedeutung ist außerordentlich groß. Das Buch konnte gar nicht zu besserer

Zeit herauskommen. Der zu bedauernde Streif in der Partei zwingt immer wieder, sich zu unterrichten, wie vor dem Kriege über zahlreiche Probleme der Partei gedacht, gestritten und geurteilt wurde. Jeder Wegweiser durch diese Gefilde der Vergangenheit muß uns erwünscht sein. Ein so sorgsam gearbeitetes Buch wie das vorliegende, das wir in einer hoffentlich zu erlebenden Neuauslage noch besser gegliedert sehen werden, befriedigt ein wichtiges Bedürfnis.

Jeder Genosse, der sich über die Partei unterrichten will, und vor allem diejenigen, die mit Wort und Schrift andere zu belehren haben, sollten dieses Buch besitzen. Auch alle die werden es nicht entbehren können, die sich mit der Sozialdemokratie beschäftigen, ohne für sie zu wirken.

ad. br.

Dr. Gustav Braun, Mitteleuropa und seine Grenzmarken. Ein Hilfsbuch für geographische Studien und Exkursionen. 141. Band der Sammlung »Wissenschaft und Bildung«. Leipzig 1917, Verlag Quelle & Meyer. 165 S. Geb. 1,25 Mark.

Das Buch ist als ein Hilfsbuch für geographische Studien und Exkursionen gedacht. Aber es bietet erheblich mehr und wird auch jedem Laien von großem Nutzen sein, der sich mit den politischen Problemen der Gegenwart, mit den heiklen Grenzfragen sowohl wie mit dem Problem »Mitteleuropa« befaßt. Nicht allein, daß hier ein reiches Tatsachenmaterial in übersichtlicher Gruppierung zusammengetragen ist, Braun hat es auch verstanden, die einzelnen Probleme aus dem Ganzen recht scharf hervortreten zu lassen. Was aber noch weit wertvoller ist, er begnügt sich nicht damit, dem Leser die Forschungsergebnisse fix und fertig vorzusetzen, er zeigt auch den Weg, auf dem sie gewonnen, und die Art, wie sie verarbeitet werden. Daß die geographische Methode im Mittelpunkt des Buches steht, ist sein Hauptvorzug; hier ist wirklich einmal eine Lücke in der populären Literatur ausgefüllt. Die Aufgabe der geographischen Forschung, besonders in einem so gut bekannten Gebiet wie Mitteleuropa, ist es nicht, sich mit dem Wo und Warum der Einzelercheinungen zu beschäftigen, sie soll vielmehr diese zusammenfassen und durch ihre zusammenfassende Erklärung ein Bild von der Eigenart, gewissermaßen die Physiognomie des Gebietes zu gewinnen suchen. Dieser Grundgedanke zieht sich durch die ganze Arbeit Brauns, gibt ihr Richtung und Zusammenhalt. Einen besonders breiten Raum in der Darstellung nimmt die Bibliographie und die Einführung in ihre Benutzung ein. Das ist sehr verdienstlich; gerade das vermißt sonst der ernst strebende Laie in den wissenschaftlichen Büchern, die für ihn geschrieben sind, am meisten. Und daß in erster Linie auf die Kartenwerke und ihre Benutzung eingegangen wird, ist zwar für ein geographisches Buch eigentlich selbstverständlich, muß aber besonders betont werden, da dieser Grundsatz bei ähnlichen Werken noch nicht angewandt wird. Im einzelnen bin ich dabei nicht mit allem einverstanden: Das Literaturverzeichnis weist manche Lücken auf. Warum zum Beispiel Gothans »Geologisch-botanische Ausflüge in die Umgebung Berlins« erwähnt sind und Menzels viel wertvolleres »Geologisches Wanderbuch« nicht, ist unerfindlich; der »Geologische Führer durch das Großherzogtum Hessen« ist neben manchem anderen geographisch Wichtigen nicht angeführt; in der Zeitschriftenliteratur vermißt man Hettners »Geographische Zeitschrift« — die zurzeit bedeutendste Deutschlands — und die »Geologische Rundschau«. Die Ausfälle gegen »eine einst führende geographische Zeitschrift, die ein reines Geschäftsunternehmen geworden« sein soll, sind an dieser Stelle unpassend, und der ständige Hinweis auf die sonstigen Werke des Verfassers unter Herabsetzung ähnlicher anderer Autoren muß reklamehaft, bisweilen sogar peinlich wirken.

Ungefähr zwei Drittel des Buches beansprucht der eigentliche Gegenstand für sich. Braun ist es gelungen, hier in wirklich geographischem Sinne die Entwicklung der Gesamtlandschaft von Mitteleuropa, der einzelnen Landschaften und der Grenzmarken zu zeichnen und unter geschickter Einfügung historischer, ethnologischer und ökonomischer Züge ein plastisches Bild dem Leser zu vermitteln. Die letzten Endes durchaus materialistische Art der Darstellung — denn die geographische Methode ist ein Ausfluß materialistischer Gesichtsauffassung, mag sich die offizielle Wissen-

schaft auch noch so sehr gegen diese Ableitung wehren — ermöglicht es, die natürlichen geographischen und wirtschaftlichen Faktoren mit dem historischen Geschehen der Vergangenheit und den politischen Vorgängen der Gegenwart zu verbinden und Zusammenhänge aufzudecken, die man in den politischen Durchschnittspublikationen vergebens sucht. Auch hier ist aber das Lob des Buches nicht uneingeschränkt. Brauns Stil ist — und das kann in einer späteren Auflage ausgemerzt werden — bisweilen allzu salopp und flüchtig; Wiederholungen stören öfters, bisweilen sogar Widersprüche. Unter anderem ist die Klassifikation der Dorfformen sehr mangelhaft, die Definition der Stadt sowohl im geographischen wie im ökonomischen Sinn mehr als unzulänglich. Minette war in Luxemburg viel früher bekannt als in Lothringen und wurde auch vor 1870 bereits sehr ausgiebig ausgebeutet (wenn auch nicht zur Stahlherstellung), so sehr, daß der Verlauf der deutsch-französischen Grenze von Metz aus nach Norden im Frieden 1871 durch die damals vermutete Westgrenze der Minetteformation bestimmt wurde. Auch der Politiker wird manche Sätze und manche Bemerkung mit einem Fragezeichen versehen.

Die Karten- und Tabellenbeigaben des Buches sind sehr zweckmäßig und tragen viel zum Verständnis der Ausführungen bei. Og. Engelbert Graf.

Professor Dr. H. Herkner, Die Zukunft des deutschen Außenhandels. (Meereskunde, Sammlung volkstümlicher Vorträge zum Verständnis der nationalen Bedeutung von Meer- und Seewesen, 11. Jahrgang, 3. Heft.) Berlin 1917, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 23 Seiten Oktav. Preis 60 Pfennig.

Die Schrift bietet eine gute Übersicht über die Handelsbeziehungen Deutschlands mit dem Ausland und über die Zerstörung des Außenhandels durch den Krieg. Zu diesen Wirkungen zählt der Verfasser auch die mit der langen Dauer des Krieges gewachsene Unabhängigkeit des feindlichen Auslandes von deutschen Waren, die merkantilistischen Bemühungen, die Produktion von sonst aus Deutschland bezogenen Waren in dem jetzt feindlichen Ausland zu ermöglichen, und die Absichten, diese noch nicht konkurrenzfähigen Industrien gegen den künftigen deutschen Wettbewerb durch ausgiebige Schutzzölle zu sichern. Herkner warnt aber, hieraus die Schlüsse zu ziehen, daß auch wir uns vom Ausland unabhängig machen sollen. Er zeigt an Baumwolle, Schafwolle, Nahrungs- und Genussmitteln, Viehfutter, Metallen und anderen Rohstoffen, daß wohl eine Verstärkung unserer wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit im Bereich der Möglichkeit liegt, daß man aber vor phantastischen Auffassungen nach dieser Richtung warnen müsse. Die Bedeutung der Valutaschwierigkeiten, die Gefahren des Borkotts deutscher Waren nach dem Friedensschluß führt er in ruhiger Tone vor. Er tritt für die Erhaltung der Meistbegünstigung und für die Entwicklung unserer Handelschiffahrt ein. Daß man nicht bald zu freiem Handel kommen werde, daß im Zeitalter der Übergangswirtschaft unsere Handelsbeziehungen der staatlichen Regelung unterworfen sein werden und daß wir alle einem Zeitalter harter Arbeit entgegengehen, wird zum Schluß der klaren und nützlichen Schrift ausgeführt.

ad. br.

Notizen.

Entwicklung des amerikanischen Handels. Während das Volksvermögen der kriegsführenden europäischen Staaten sich in den letzten Jahren beträchtlich vermindert hat, flossen den Vereinigten Staaten von Amerika enorme Reichtümer zu. Der New Yorker Kapitalmarkt spielt heute die Rolle, die einst London als Geldleiher der Welt innehatte, die amerikanische Industrie dehnt sich gewaltig aus und steckt Riesenprofite ein, die größtenteils immer wieder zur Anlage neuer Betriebe Verwendung finden, und der Außenhandel, der sich im Rechnungsjahr vor dem Kriege erst auf insgesamt 4255 Millionen Dollar stellte, hat, wie der jüngst erschienene Ausweis der National City Bank von New York veranschaulicht, in dem

am 30. Juni abgelaufenen Finanzjahr 1916/17 die Summe von 8912 Millionen Dollar (zum Kurse von 4,20 Mark pro Dollar gerechnet, ungefähr 37 430 Millionen Mark) erreicht, er hat also längst den deutschen und englischen Handel vor dem Kriege überholt, denn der deutsche Gesamthandel vor dem Kriege hat im Jahre nur 22 556 Millionen Mark, der englische, in Markwährung umgerechnet, nur 28 632 Millionen Mark betragen. Und zwar hat die Einfuhr viel weniger als die Ausfuhr der Union zugenommen.

Vergleicht man die betreffenden Zahlen und ihr Verhältniß zueinander, ergibt sich folgendes Resultat:

Finanzjahr	Import	Export
1913/14	1894 Mill. Dollar	2362 Mill. Dollar
1914/15	1674 - -	2769 - -
1915/16	2198 - -	4334 - -
1916/17	2633 - -	6279 - -

Während die Einfuhr im Laufe der drei Kriegsjahre also nur von 1894 auf 2633 Millionen Dollar gestiegen ist, hat die Ausfuhr sich von 2362 auf 6279 Millionen Dollar gehoben. Zugenommen hat nämlich nur die Einfuhr von Nahrungsmitteln, von Rohstoffen zur industriellen Verarbeitung und von Halbfabrikaten zur Weiterverarbeitung, während die Einfuhr von Fertigfabrikaten nicht unbeträchtlich abgenommen hat und von 449 auf 369 Millionen Dollar gefallen ist: eine Tatsache, die sich daraus erklärt, daß die Einfuhr feiner Fabrikate und Luxusartikel aus Europa eine starke Einschränkung erfahren hat. Dagegen erforderte die enorme Steigerung der Ausfuhr von Industrieerzeugnissen, vornehmlich von Kriegsmaterialien aller Art, auch eine Vermehrung der Zufuhr solcher Roh- und Halbstoffe, die die Vereinigten Staaten gar nicht oder nicht in genügender Menge selbst zu erzeugen vermögen. So hat sich denn in den drei Jahren die Einfuhr der Rohstoffe von 633 auf 1102 Millionen Dollar, der Halbfabrikate von 319 auf 465 Millionen Dollar vermehrt.

Dagegen entfällt die Steigerung des Exports vornehmlich auf rohe und verarbeitete Nahrungsmittel, besonders aber auf Halb- und Fertigfabrikate, unter denen die Lieferung von Munition für die Ententemächte obenan steht. Die Ausfuhr der Halbfabrikate ist während des Krieges von 374 auf 1190 Millionen Dollar, der Fertigfabrikate von 725 auf 2935 Millionen Dollar gestiegen.

Zumeist hat denn auch die Ausfuhr nach Europa, und zwar speziell nach den Ententestaaten, zugenommen. England hat 1916/17 fast das Vierfache an Waren aus dem Gebiet der Vereinigten Staaten bezogen als vor dem Kriege. Doch hat sich auch der Export nach Nord- und Südamerika und nach Asien, da die deutsche, englische und französische Konkurrenz fehlte, beträchtlich vermehrt. Selbst in Afrika hat Uncle Sam dem englischen Handel ein ansehnliches Terrain abgenommen. Von der amerikanischen Ausfuhr gingen nämlich nach:

	1914 Mill. Doll.	1915 Mill. Doll.	1916 Mill. Doll.	1917 Mill. Doll.
Europa	1486	1971	2999	4328
Nordamerika	529	477	733	1137
Südamerika	125	99	180	257
Asien	113	114	278	376
Afrika	28	29	44	78
Australien und Ozeanien	84	78	99	103

Dabei kommt in Betracht, daß 1916/17 an den Ausfuhrartikeln ungleich mehr „verdient“ worden ist als früher. So konnte die amerikanische Finanz aller Welt Geld leihen, einen großen Teil amerikanischer Wertpapiere zurückkaufen, fremde Effekten ankaufen und doch enorme Goldmassen anhäufen. Der Goldvorrat der Union betrug am 1. Juli 1917 nach den Angaben der National City Bank 3091 Millionen Dollar gegen 1891 Millionen Dollar im Juli 1914.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2

Ausgegeben am 12. Oktober 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Revolutionsschaos.

Von Heinrich Cunow.

Rußland fiebert. Eine schwere Krise löst die andere ab. Auch die am 25. September in Petersburg zusammengetretene demokratische Konferenz, die die Aufgabe lösen sollte, zwischen den verschiedenen revolutionären Strömungen einen Ausgleich zu finden, hat mit einer weiteren Verschärfung der politischen Gegensätze innerhalb der Revolutionsbewegung geschlossen. Der äußerste linke Flügel der Sozialrevolutionäre, der vornehmlich die Interessen der nach Landausteilung schreienden russischen Kleinbauernschaft vertritt, hat unter Tschernow, des früheren Landwirtschaftsministers, Leitung einen energischen Kampf gegen Kerenski und seine Gefolgschaft eröffnet. Die Tschernow-Gruppe bezichtigt — wie zugestanden werden muß, nicht ganz grundlos — Kerenski der Begünstigung des Großbauernums, und ihre Hauptblätter, die »Djelo Narodna« (Volksache) und »Semlja i Wolja« (Land und Freiheit), führen eine heftige Sprache gegen den rechten Flügel der eigenen Partei, den Awksentjew leitet, der aus der zweiten provisorischen Koalitionsregierung ausgeschiedene frühere Minister des Innern. Während Awksentjew noch immer eine Verständigung mit den Kadetten sucht und in diesem Bestreben die Unterstützung der sogenannten unabhängigen Sozialisten unter Sarudny sowie der Peschchonow-Gruppe findet, hat sich die Tschernow-Gruppe den Bolschewiki (Leninisten) genähert und fordert heute, obgleich Tschernow der ersten und zweiten Koalitionsregierung angehörte, die Bildung eines rein sozialistischen Ministeriums unter Ausschluß der bürgerlichen Parteien.

Noch zerrissener ist die Partei der Menschewiki, der sogenannten Minimalisten, richtiger Minoritätler, denn der Name besagt nicht, daß sie minimale Forderungen im Vergleich zu jenen der Bolschewiki stellen, sondern daß sie sich auf dem sozialistischen Kongreß von 1903 in der Minorität befunden haben. Selbst wenn man die abgesplitterte Gruppe der Menschewiki-Internationalisten unter Martow und Martynow sowie das Häufchen der eigentlichen Internationalisten und die Plechanowsche Jedinstwo-Gruppe (Einigkeitsgruppe) nicht zu den Menschewiki zählt, lassen sich immer noch drei verschiedene Richtungen in der menschewistischen Partei unterscheiden, deren Auffassungen sich vielfach durchkreuzen. Und selbst die Bolschewiki, wenngleich die Anfeindung durch die Gefolgschaft Kerenskis diese Partei fester zusammengeschmiedet hat, bilden keineswegs eine ganz einheitliche Masse.

Hat die Revolution die Gegensätze zwischen den sozialistischen Gruppen verschärft und sie zum Kampfe gegeneinander getrieben, so hat andererseits die Partei der Kadetten (konstitutionellen Demokraten), seit sie aus der provisorischen Regierung ausgeschieden ist, wieder festeren Boden unter den

Füßen gewonnen. Sie führt in ihrer Presse, indem sie den heutigen chaotischen Zustand Rußlands als Folge der radikal-revolutionären Bestrebungen hinstellt, einen geschickten Kampf gegen die russische Sozialdemokratie. Zwar ist sie keineswegs ganz abgeneigt, sich wieder mit der Anhängerschaft Kerenskis zu alliieren, stellt aber jetzt die Bedingung, daß diese sich für die Fortsetzung des Krieges im Verein mit den Verbündeten »bis zum siegreichen Ende« erklärt, die Bolschewiki und die Mitglieder der Tschernow-Gruppe »unschädlich« macht, sich von dem Einfluß der Sowjets (der Arbeiter- und Soldatendelegiertenräte) befreit und auf gründliche Agrarreformen verzichtet.

Weiter auf dem Wege der Rückwärtskonzentration sind die schon aus der ersten Koalitionsregierung hinausgedrängten Oktobristen gelangt. Sie arbeiten heute planmäßig an der Herbeiführung einer Gegenrevolution und finden in dieser Arbeit bei der aus dem Zarenregime übernommenen höheren Beamtschaft, dem größten Teil des Offizierkorps und dem bisher in den meisten Semstwo's herrschenden ländlichen Großgrundbesitz bereitwillige Unterstützung. Selbst ein Teil jenes liberalen Bürgertums, das nach den revolutionären Märztagen den Umschlag als Befreiung vom Zarentum begrüßte, ist heute zu dem Ergebnis gelangt, daß das zaristische Regiment immerhin dem jetzigen politischen und wirtschaftlichen Chaos vorzuziehen sei.

Rechnet man hinzu, daß die Zersetzung des Heeres nach der verunglückten Kerenskischen Offensive rasch fortschreitet, die Unzufriedenheit und Aufregbarkeit der Kleinbauernschaft steigt, die Ernte durchweg ungünstig ausgefallen ist, die Verkehrsstockung zunimmt und der Mangel der notwendigsten Lebensmittel bereits in einer Reihe größerer Städte zu blutigen Hungerrevolten geführt hat, so ergibt sich als Gesamtergebnis der bisherigen revolutionären Ara eine geradezu trostlose Lage Rußlands. Sicherlich, die Revolution hat das russische Reich in einem Zustand bereits weit vorgeschrittener innerer Zersetzung übernommen, und die weite Ausdehnung dieses zum Teil aus sogenannten Fremdvölkern zusammengesetzten Riesenreichs, das Fehlen ausreichender Transportmittel, der dem russischen Volkscharakter mangelnde Sinn für organisatorische Einordnung erschweren erheblich die innere Neuordnung; aber es ist zwecklos, sich darüber zu täuschen, daß bisher von einem Teil der als »Helden« gefeierten Größen der russischen Revolution die schwersten Fehler begangen worden sind, weit größere als in der russischen Revolution von 1905/06. Manche der heute nicht nur von ihrer Anhängerschaft, sondern auch von deutschen sozialistischen Blättern als große Revolutionäre betrachteten Führer werden einst vor dem Richterstuhl einer nicht nur das Wollen, sondern auch das Können und die Leistungsergebnisse wägenden Geschichte einen schweren Stand haben.

Schon Ende März dieses Jahres, als ich in Kopenhagen mit einigen nach Rußland zurückwollenden russischen Emigranten sprach, erstaunte ich über den naiven Optimismus, mit dem sie den raschen Erfolg der Märztage betrachteten, alle eigentlichen Schwierigkeiten bereits für überwunden erklärten und die erreichte Revolutionsstufe für die gesicherte Basis eines demokratisch-sozialistischen Neuaufbaues hielten. Als ich entgegnete, trotz des ersten großen Erfolges sei man noch lange nicht über den Berg, die eigentlichen Schwierigkeiten würden sich erst noch einstellen, und zur Begründung meiner Ansicht auf die Kriegslage, die innere Zersetzung, den Zwiespalt im

sozialistischen Lager, die zu erwartenden Quertreibereien der Bourgeoisie hinwies und die politische Genialität Kerenskis zu bezweifeln wagte, geriet ich in den Ruf eines argen Pessimisten. Unwillkürlich dachte ich, die russische sozialistische Intelligenz geht, wie es scheint, mit demselben naiven Optimismus in die Revolution wie das jubelnde Pariser Volk am sonnigen 4. Mai 1789, dem Eröffnungstag der Reichsstände, als die neugewählten Deputierten in feierlichem Aufzug von der St.-Ludwigskirche in Versailles nach der Notre-Dame-Kirche marschierten.

Eine so glückliche Eigenschaft dieser naiv-sonnigen Optimismus jedoch im gesellschaftlichen Leben sein mag, politisch kann er höchst gefährlich werden — nicht wenige der am 4. Mai 1789 im Prozessionszug mitziehenden Deputierten haben wenige Jahre später auf der Guillotine geendet.

Sunächst hielten nach dem ersten glänzenden Siege der russischen Revolution sich die sozialistischen Parteigruppen von der Regierung fern. Sie organisierten sich im Petersburger Arbeiter- und Soldatendelegiertenrat, den sie zu einer Art Aufsichtsinstanz über die neugebildete provisorische Regierung auszugestalten versuchten. Unteil an dieser Regierung selbst, in der neben Kadetten und Oktobristen nur der Führer der Trudowiki (Partei der meist aus Bauern und Kleinbürgern bestehenden Werkstätigen), Alexander Gjordorowitsch Kerenski, einen Sitz erlangt hatte, forderten sie vorläufig nicht.

War tatsächlich die Sozialdemokratie noch zu schwach, selbst die Regierung zu übernehmen und sich gegen die liberalen Parteien zu behaupten, dann war dieses Verhalten die einzig richtige Taktik. In diesem Falle konnte es nur die Aufgabe der Sozialdemokratie sein, sich als eine außerhalb der Regierung stehende Macht zu konstituieren, überall ähnliche Arbeiter- und Soldatendelegiertenräte wie in Petersburg zu bilden, ihren Einfluß im Heer zu vergrößern, engere Verbindung mit dem revolutionären Teil der Kleinbauernschaft zu suchen und diese Machtorganisation zu benutzen, die provisorische Regierung zu schnellster Einberufung einer auf allgemeinen Volkswahlen beruhenden konstituierenden Nationalversammlung, zur Ausarbeitung von Landreform- und Arbeitergesetzentwürfen, vor allem aber zur Einleitung von Friedensverhandlungen zu drängen.

Eine Teilnahme der Sozialisten an der Regierung selbst verbot sich aus den verschiedensten Gründen. Eine derartige Koalition ist in revolutionären Sturmeszeiten nur möglich, wenn es sich um Abwendung bestimmter gegenrevolutionärer Bestrebungen handelt und wenigstens in wichtigen Hauptfragen eine gewisse Gleichartigkeit der Zielrichtung besteht. Waren oder sind heute diese Voraussetzungen in Rußland gegeben? Schon in ihrer Stellung zum Kriege bestanden von vornherein zwischen der russischen Sozialdemokratie und den Kadetten nebst Oktobristen die schärfsten Gegensätze. Während die revolutionäre Bauern- und Arbeiterschaft nach Frieden verlangte, der die erste Voraussetzung gründlicher Umgestaltung der Staatsordnung ist, hatten die genannten bürgerlichen Parteien das Zarenregiment gestürzt, um mit verstärktem Eifer den Kampf gegen die Mittelmächte aufzunehmen und ihre imperialistischen Forderungen durchzusetzen, wobei sie überdies nicht nur auf die sichere Unterstützung der verbündeten Mächte, sondern auch der höheren Offiziere rechnen konnten, die teilweise schon bis dahin zu Guskows Kriegsindustriellenkomitee die engsten Beziehungen unterhalten hatten. Zudem schwebte aber selbst den Kadetten der Miljukowschen Rich-

tung als Ziel ihres politischen Revolutionismus nichts anderes vor als die Einführung einer konstitutionell-liberalen Monarchie nach englischem Muster sowie die künstliche Züchtung einer großen Industrie durch staatliche Mittel. Deshalb vermögen sich zwar die Kadetten und Oktobristen zu bestimmten liberalen Verfassungsänderungen zu bequemen, niemals aber, wie die Sozialdemokratie gerade in Rußland vor allem fordern muß, zu einer energischen Sozial- und Bodenreform. Jedes darauf gerichtete Bestreben der sozialistischen Mitglieder eines liberal-sozialistischen Ministeriums wird sofort einen Kabinettskonflikt auslösen, bei dem die Sozialisten außer ihren liberalen Kollegen stets den maßgebenden Teil der eingearbeiteten, in Rußland schwerer als anderswo zu ersetzenden Staatsbureaukratie gegen sich haben werden.

Unter solchen Umständen vermag die Sozialdemokratie, wenn sie sich als vorwärtstreibende Macht neben einer liberal-demokratischen Regierung konstituiert, mehr zu erreichen, als wenn sie in diese Regierung Vertreter entsendet; denn nicht nur, daß sich dadurch die sozialistischen Minister in eine gewisse sie bindende Gefangenschaft begeben, die Parteigruppen, die sie vertreten, werden auch gezwungen, Regierungshandlungen zu unterstützen, die sie sonst ablehnen könnten. Sie verlieren einen Teil ihrer politischen Aktionsfreiheit und übernehmen zugleich ihrer Anhängerschaft gegenüber eine Mitverantwortung für die Unzulänglichkeiten und Verkehrtheiten der ministeriellen Politik, die auf die eigenartige zersplitterte russisch-sozialistische Parteigruppierung notwendig zersehnend zurückwirken muß und dadurch die Antriebe der revolutionären Bewegung schwächt.

Befieht dagegen die russische Sozialdemokratie die Kraft — und diese Voraussetzung hat meines Erachtens im April, falls die Bauernbewegung geschickt ausgenutzt wurde, bestanden —, sich der Regierungsgewalt zu bemächtigen und sie vorerst gegen die liberalen und reaktionären Elemente zu behaupten, dann ist es eine grundverfehlte Taktik, sich auf ein schwächliches Kompromiß mit den liberalen Parteigruppen einzulassen, anstatt die gewonnene Macht im Interesse der Arbeiter und Bauern zu solchen sozialen und politischen Reformen auszunutzen, die durch eine Koalitionsregierung nicht durchzuführen sind. Selbst wenn in sicherer Aussicht stand, daß im weiteren Verlauf der Revolution die Regierungsgewalt wieder in die Hände der liberalen Parteigruppen gelangen werde, blieb die Bildung eines sozialistischen Ministeriums das Richtige, denn niemals wird das nachfolgende liberale Regime die Gesetzgebung der ihm vorausgegangenen sozialistischen Ära einfach annullieren können.

Daß die sozialistischen Parteien Rußlands sich, wenn sie sich zur Übernahme der Staatsgewalt zu schwach fühlten, zunächst als bloße vorwärtstreibende Aufsichtsstanz neben die provisorische Regierung gestellt haben, war daher faktisch berechtigt; daß später die Sozialrevolutionäre und Menschewiki der Lockung Kerenskis folgten und in die erste Koalitionsregierung fünf, in die zweite sieben sozialistische Minister entsandten, hingegen ein verhängnisvoller Fehler, der sich schwer gerächt hat. Die Teilnahme an diesen Ministerien hat weder die sofortige Einberufung einer Konstituante, noch die baldige Inangriffnahme gründlicher sozialer Reformen, noch eine bessere Verteilung der Lebensmittel zur Folge gehabt; dagegen hat sie zu ständigen Rivalitätskämpfen und Konflikten innerhalb der provisor-

ichen Regierung und in weiterer Folge zur Verschleppung durchgreifender Maßregeln geführt, zu einem sinnlosen Sichtreibenlassen, das schon gleich nach der Konstituierung der zweiten Koalitionsregierung Gorkis Blatt, »Nowaja Schisn«, in Anlehnung an eine Krylowsche Fabel mit den Worten charakterisierte:

Nach wie vor werden den Karren der russischen Revolution ein Schwan, ein Krebs und ein Hecht ziehen, nur mit dem Unterschied, daß dem Schwan gehörig die Wirbelsäule beschädigt und die Federn gerupft sind, während Hecht und Krebs, nachdem sie sich ordentlich von As genährt, in den letzten zwei Wochen voll ungeahnten Mutes und Stärke sind. Leicht ist vorauszu sehen, wohin der Karren rollen wird.

Irgendwelche nennenswerten Arbeitsleistungen haben beide Koalitionsministerien nicht aufzuweisen, falls man nicht vielleicht die Fortsetzung des Krieges und die verunglückte Offensive in Galizien mit ihrer weiteren Demoralisierung des Heeres und Förderung der antirevolutionären Gärung als hervorragende Leistung buchen will. Dagegen hat sie die Gegensätze innerhalb der sozialistischen Bewegung verschärft, denn die Tatsache, daß der größte Teil der Menschewiki und Sozialrevolutionäre sich aus Rücksicht auf ihre Vertreter in der Koalitionsregierung bemüht fühlte, die halbautokratischen militärischen Reorganisationspläne Kerenskis und seine Offensive zu unterstützen, hat einen mächtigen Keil in die sozialistische Bewegung getrieben und in verschiedenen Städten zu großen Manifestationen der Friedensschluß fordernden radikal-revolutionären Elemente geführt, die von der Kerenskischen Regierung mit rücksichtsloser Gewalt unterdrückt wurden. Am schlimmsten im Juli in Petersburg, wo die Regierung die Maschinengewehre spielen ließ — mit dem Erfolg, daß 56 Tote und 650 Verwundete auf der Strecke blieben.

Die Kerenskische Koalitionspolitik verliert denn auch fast täglich an festem Boden, im liberalen und demokratischen Bürgertum wie im sozialistischen Lager. Nicht nur haben, wie die letzten Gemeindewahlen und Abstimmungen in verschiedenen großstädtischen Sowjets bewiesen haben, die Bolschewiki viele Anhänger gewonnen, der linke Flügel der Sozialrevolutionäre und der Internationalisten hat sich auch den Bolschewiki mehr und mehr genähert, und nur wenige Hindernisse trennen diese Parteien noch von einer Allianz gegen die Kerenskische Diktatur. Selbst in den Reihen der gemäßigten Menschewiki beginnt man einzusehen, daß die Beteiligung an den beiden Koalitionsregierungen ein arger Fehler war. So schrieb jüngst die menschewistische »Rabotschaja Gazeta«:

Die revolutionäre Demokratie versagt sich durchaus nicht einer Koalition der sozialistischen und nichtsozialistischen Kräfte des Landes, aber die Erfahrung einiger Monate und besonders der Kornilowsche Aufruhr haben sie immerhin manches gelehrt. Es hat sich gezeigt, daß die Teilnahme an der Koalition wohl die revolutionäre Demokratie bindet, aber den bürgerlichen Elementen volle Handlungsfreiheit läßt. Warum ist das Programm der äußeren Politik, der Kampf für den Frieden unter der ersten Koalition unausgeführt geblieben? Warum sind die radikalen finanzpolitischen Maßregeln, die staatliche Kontrolle und Regulierung der Industrie auf dem Papier stehengeblieben? Warum ist die Armee des revolutionären Rußlands in der Hand eines gegenrevolutionären Generalstabs, Hauptquartiers und Offizierkorps geblieben? Warum endlich ist die revolutionäre

Regierungsgewalt gezwungen gewesen, nach links hin zuzuschlagen, aber gegenüber den Umtrieben von der rechten Seite äußerst zurückhaltend zu sein, vor offen vorbereiteten Aufständen die Augen zu verschließen und die Herde der Gegenrevolution unberührt zu lassen? Doch wohl deshalb, weil bisher die Koalition auf einer Täuschung beruhte. Dem Lande redete man ein, daß im Namen der Revolution die Zusammenarbeit der besitzenden Oberschicht und der Demokratie notwendig sei, aber in Wirklichkeit trieb die besitzende Oberschicht unter dem Aushängeschild der Koalition eine reaktionäre Politik, suchte den Gang der Revolution aufzuhalten und den Boden für den Sieg über sie vorzubereiten.

Ebenso wenig wollen die Kadetten die Kerenskische Koalitionspolitik noch weiter mitmachen. Sie waren nur so lange geneigt, ihn als Kabinettspräsidenten gelten zu lassen, als sie meinten, er vermöge kraft seines Einflusses die Sozialdemokratie niederzuhalten und in ein liberales Fahrwasser zu leiten; nun, nachdem sie gesehen haben, daß Kerenski zusehends an Boden unter den Füßen verliert, haben sie kein Interesse mehr an seiner Person. Als nach der Moskauer Nationalkonferenz, die deutlich die Schwäche der Kerenskischen Position offenbart hatte, Kornilow die Zeit zum Ausspielen seiner Trümpfe für gekommen hielt, wandten die Kadetten, wenn auch zunächst noch versteckt, ihre Gunst dem neuauftretenden Gestirn zu. Mit Tschernow verließen auch sämtliche Kadettenminister am 10. September das Kerenskische Kabinet. Kerenski suchte nun ein drittes Koalitionsministerium zu bilden, seine Ministerliste stieß aber bei den Kadetten wie bei den Menschewiki und Sozialrevolutionären auf Widerspruch. In seiner Verlegenheit wandte er sich mit dem Angebot von Ministerposten an Vertreter der industriellen Gruppe, doch auch diese hatten keine Neigung, mitzutun. Sie machten ihre Mitwirkung von der Teilnahme verschiedener Kadetten abhängig. So blieb nichts übrig als die Schaffung eines Direktoriums nach französischem Muster. Kerenski glaubte, für den Eintritt in dieses Fünfmännerkollegium den Menschewik Skobelew und den Sozialrevolutionär Umkowskij gewinnen zu können; beide lehnten jedoch — der Menschewik Teretelli hatte sich vorsichtigerweise schon bei der Bildung der zweiten Koalitionsregierung zurückgezogen — dankend ab. Kerenski mußte sein Direktorium aus Statisten zusammenstellen.

Kerenski hat abgewirtschaftet. Sein Einfluß fällt. Das besagt noch nicht, daß er schon morgen oder übermorgen von der politischen Bühne verschwinden wird; denn noch immer erblickt ein Teil der russischen Volksmasse in ihm den großen Revolutionsheros und, in höchstem Maße ehrgeizig, wird er sich zu halten suchen. Energie läßt sich ihm nicht ableugnen, wenn sie auch hysterisch-impulsiver Art ist. Selbst deutsche Parteiblätter haben ja einst in ihm den klugen Führer der russischen Revolution gesehen — die alte Geschichte, auch Mirabeau und Lafayette sind zu Anfang der großen französischen Revolution gefeiert worden. Damit soll nicht Kerenski als Politiker und Menschenkenner mit dem gräßlichen Abgeordneten des dritten Standes von Alg gleichgestellt werden. Kerenski mag in der Rhetorik und in der Kunst, sich in Szene zu setzen und seine Zuhörer zu packen, Mirabeau nicht nachstehen, die Gabe, politische Vorgänge schon in ihrem Anfangsstadium zu erkennen und demnach seine Anordnungen zu treffen, fehlt ihm. Es mangelt ihm fast jeder historische Sinn. Kerenski liebt es zwar, sich auf die Erfahrungen aus der großen französischen Revolution zu berufen; aber seine

Außerungen machen meist den Eindruck, als seien sie russische Übersetzungen aus einem Geschichtslehrbuch für höhere deutsche Mädchenschulen.

Ob, wenn Kerenski fällt, seinem Sturz nun doch eine sozialistische Regierung folgt, läßt sich von hier aus nicht beurteilen. Jedenfalls hätte ein solches Ministerium heute einen ungleich schwereren Stand als vor fünf oder sechs Monaten. Es sähe sich vor eine kaum zu bewältigende Arbeit gestellt, die geistige Riesenkräfte erfordert. Die erste Bedingung eines auch nur teilweisen Erfolges wäre: schnellster Friedensschluß. Die Frage ist heute unerbittlich so gestellt: entweder Friedensschluß oder Aufopferung der russischen Revolution zugunsten englischer und französischer Machinteressen. Aber die Stellungnahme zu diesem Entweder—Oder hilft kein schönes ethisches Raisonement, kein Appell an die Einsicht der Verbündeten, keine Berufung auf irgendwelche heiligen Prinzipien hinweg.

Strömungen im Zentrum.

Von J. Meerfeld.

»Fester nach jedem Sturm steht unser Zentrumsturm« — so versichert eine vor Jahren entstandene preisgekrönte Parteihymne. Dieser Vers, schon damals eine Übertreibung, ist heute vollends eine glatte Unwahrheit geworden, denn keine zweite politische Partei Deutschlands wird durch den Krieg so durcheinandergewirbelt und in ihren Existenzgrundlagen so bedroht wie das Zentrum; in keiner zweiten Partei zeigt der Krieg so stark wie hier seine revolutionierenden Wirkungen. Die Wahrheit lautet anders als die Dichtung.

Der Krieg erschüttert die alte gesellschaftliche Schichtung, er zermürbt den Mittelstand und stößt Hunderttausende seiner Mitglieder ins Proletariat hinab; er schafft neuen Reichtum und neue Armut, er verschärft den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit und richtet neue Schranken auf zwischen Stadt und Land. Das Zentrum als Partei des »sozialen Ausgleichs« wird diese Revolution am stärksten zu spüren bekommen. Dazu kommt, daß die Beherrschung der katholischen Arbeitermassen nach dem Kriege weit schwieriger sein wird als vorher. Die harte Schule des Krieges hat den Arbeiter selbstbewußter und weniger lenksam gemacht. Er kennt heute seinen Wert im Organismus der Volkswirtschaft und des Staatsganzen. Der Krieg hat seinen Blick geweitet, die gewaltigste Völkerwanderung aller Zeiten hat ihn nach Frankreich, nach Rußland, nach Rumänien oder Mazedonien geworfen, ihn jäh herausgerissen aus seiner heimatlichen Enge. Die Welt hat sich ihm aufgetan, nicht allein räumlich, auch geistig. Der Schützengraben hat ihn mit Menschen aller Bildungsgrade und aller politischen Bekenntnisse zusammengebracht; sie sind seine Kameraden gewesen und haben mit ihm zusammen dem Tod ins Auge geschaut. Dieser Arbeiter kehrt aus dem Kriege als ein ganz anderer zurück, als einer, der Welt und Menschen hinfort mit völlig veränderten Augen anschaut. Die katholische »Westdeutsche Arbeiter-Zeitung« veröffentlicht gelegentlich Artikel eines im Felde stehenden Mitarbeiters, die jenes veränderte Denken hinreichend ahnen lassen.

In sehr starkem Maße hat sich diese geistige Umwälzung auch bei den Daheimgebliebenen vollzogen, bei denen schon der nur mittelbare Anschau-

ungsunterricht des Krieges genügt hat, um traditionelle und festwurzelnde Begriffe über den Haufen zu werfen. Was aber vom Arbeiter gesagt wird, das gilt, wenn auch mit etwas anderen Maßstäben, von dem in den Kriegswirbel hineingerissenen Bauern, und es gilt ebenso von dem Kleinbürger und dem Beamten.

Erst die Jahre nach dem Kriege werden vor der Welt völlig klarstellen, wie der Krieg die Köpfe revolutioniert hat, daß nun viele Millionen Menschen geistig total verändert sind. Die alten Autoritätsbände haben sich gelockert. Nicht nur der Obrigkeitsstaat ist dahin, sondern auch die geistige Bindung durch die Kirche hat stark gelitten. Zu Beginn des Krieges sah die Kirche geradezu das goldene Zeitalter heraufziehen. »Es ist eine Lust, zu leben!« — so frohlockten angesichts der neuerwachten Frömmigkeit die katholischen »Historisch-politischen Blätter«. Und ein gegen Ende Dezember 1914 erschienener Kriegshirtenbrief der deutschen Bischöfe verkündete, daß der Krieg »wie ein Sturmwind hineingefahren« sei »in die bösen Dünste des Unglaubens und der Zweifelsucht«; er habe »schwere Schuld aufgedeckt« und vor sein Gericht geladen »die moderne, widerchristliche, religionslose Geisteskultur«. Damals füllten sich wieder die Kirchen und wurden die Beichtstühle belagert. Aber schon nach wenigen Monaten sprachen die Trierischen »Petrusblätter« wegwerfend von einer »Kanonentrömmigkeit«, die einer stärkeren Prüfung nicht standhalte, und wie heute vollends die Dinge im katholischen Lager beurteilt werden, zeigen die Worte, womit die »Germania« in Nr. 453 vom 30. September dieses Jahres einen Leitartikel beginnt: »Die religiöse Erhebung zu Beginn des Krieges war zu wenig tief gewurzelt, als daß sie von langer Dauer hätte sein und als daß sie Früchte hätte zeitigen können, wie die damalige Begeisterung sie vielfach erhoffen ließ. Seither ist mancherorts sogar eine sehr bedenkliche Reaktion eingetreten.«

Man braucht das keineswegs zu überschätzen, braucht nicht zu glauben, daß nun die Kirche vor einem religiösen Zusammenbruch stünde — die Tatsache einer schweren religiösen Krisis aber steht fest, und wenn auch jetzt Rom den Triumph einer erfolgreichen Friedensvermittlung heimtragen könnte, so würde doch das Verhältnis der Kirche zu ihren Gläubigen nur wenig davon beeinflusst werden.

Schon die jetzigen Krankheitsercheinungen am Körper des Zentrums hängen mit der Auflockerung alter Herrschaftsverhältnisse sehr eng zusammen. Die buntgeschichtete Gefolgschaft der Partei strebt nach allen Richtungen auseinander. Das Verlangen nach dem gleichen Wahlrecht in Preußen, dem das Zentrum jetzt unter starkem Druck offiziell zustimmt, wird tatsächlich nur von einem Teil der Partei getragen: den Arbeitern und einer kleinen Schicht Intellektueller, wohingegen nicht allein die Agrarier und die klerikale Bourgeoisie, sondern auch die Zünftler und noch mehr die Geistlichkeit das gleiche Wahlrecht zu allen Teufeln wünschen. Eine im Juni in Köln veranstaltete Generalversammlung des Rheinischen Bauernvereins hat das gleiche Wahlrecht für Preußen rundweg abgelehnt. Daselbe hat Ende September der Trierische Bauernverein getan. Die hier wie dort anwesenden Zentrumsabgeordneten haben geschwiegen oder gar die Ablehnung ausdrücklich befürwortet. Sicher ist es kein Zufall, daß der Präsident des Rheinischen Bauernvereins, der preußische Landtagsabgeordnete Freiherr v. Loß,

zugleich auch in den vordersten Reihen des berüchtigten »Unabhängigen Ausschusses« zu finden ist; kein Zufall auch, daß der Präsident des Westfälischen Bauernvereins, der Reichstagsabgeordnete Freiherr Kerkerink zur Borg, am 19. Juli gegen die Kriegszielerklärung der Mehrheit stimmte, und ebenso, daß in Bayern die Bauernführer Heim und Schlittenbauer zu den heftigsten Widersachern Erzbergers gehören, den sie freundnachbarlich einen Wichtigmacher und Alleswisser nennen. Zu ihnen gesellt sich noch jener zweite streng konservative Zentrumsflügel, als dessen literarischer Wortführer der Professor Martin Spahn anzusehen ist.

Daß sich hier äußere und innere Politik miteinander verquicken, hat seinerzeit kein anderer als Herr Julius Bachem gesagt, als er den wilden Nationalismus gewisser Teile des bayerischen Zentrums nicht zuletzt auf die Furcht vor einer Machtermehrung der Sozialdemokratie zurückführte. In noch viel höherem Maße gilt das aber für Preußen, wo die Agrarkonservativen durch die Wahlreform nicht weniger als alles zu verlieren haben, wo außerdem aber auch mit dem Dreiklassenwahlrecht die Herrschaft der Orthodorie beider Bekenntnisse zu Grabe getragen würde. Gerade die Furcht vor dem Ende dieser Herrschaft ist es, die den katholischen Klerus gefangennimmt und ihn zahlreich gegen das gleiche Wahlrecht Stellung nehmen läßt.

Diese Furcht benützt aber auch der reaktionäre Zentrumsflügel in geschickter Weise zu einer wahlrechtsfeindlichen Stimmungsmache. Den Anfang damit machte in der »Kölnischen Volkszeitung« der preußische Landtagsabgeordnete Dr. Heß, indem er in dunklen Farben die Bedrängnis malte, die Kirche und Schule von der Wahlreform her drohe; in dieselbe Kerbe hieb dann ein Artikel der parteioffiziösen Zentrums-Parlamentsskorrespondenz, worin die Gefahr völliger *Trennung von Kirche und Staat* — als eine fast unvermeidliche Folge der kommenden liberal-sozialistischen Landtagsmehrheit — als nahe bevorstehend geschildert wurde.

Solche Stimmungsmache wird nicht von ungefähr betrieben: der Zweck ist, durch die Aufpeitschung religiöser Instinkte Mißtrauen und Feindschaft gegen die Wahlreform zu verbreiten, eine Stimmung zu schaffen, die die parlamentarische Obstruktion gegen das gleiche Wahlrecht geduldig oder sogar mit Genugtuung hinnehmen würde. Man täusche sich nicht: die Wahlrechtsgegner sitzen nicht allein bei den Junkerparteien; auch das Zentrum — das Zentrum des Dreiklassenhauses — hat ihrer sehr viele; sie waren bei den früheren Vorlagen da, sie werden auch jetzt aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen, wenn nicht ein sehr starker Druck der öffentlichen Meinung und zugleich ein Votum der obersten Parteileitung sie bindet. Die Treibereien in den klerikal-agrarischen Organisationen und die journalistische Bearbeitung durch einen Teil der Zentrumsprelle lassen erkennen, wessen man sich zu versehen hat. Der Wilsonsche Brief an den Papst mit seinem Exkurs in die innerpolitischen deutschen Verhältnisse kam, wie allen Fortschrittsfeinden, so auch diesem rechten Flügel des Zentrums außerordentlich gelegen; unter falscher Flagge wurde flugs eine allgemeine Heße gegen jegliche Demokratisierung inszeniert.

Der nachdrückliche Hinweis auf alle diese Dinge ist politische Pflicht. Wir stellen nur fest, was ist; wir sagen nur, was wir zur Vermeidung politischer Irrtümer zu sagen für notwendig halten. Unsere Feststellungen mindern auch nicht im geringsten die Tat des Reichstagszentrums vom 19. Juli,

wenn auch hinzugefügt werden mag, daß der Anschluß des Zentrums an die Sozialdemokratie nur unter dem drückenden Zwang der innen- und außenpolitischen Situation erfolgte.

Ob der neue Block den Krieg überdauern wird, steht um so mehr dahin, als sich heute noch nicht übersehen läßt, inwieweit sich der rechte Flügel des Zentrums in Zukunft wieder durchzusetzen vermag. Wir dürfen niemals vergessen, daß die bisher im Zentrum maßgebenden Schichten durchweg konservativ sind und sich rechts viel wohler fühlen als links — das Beispiel von 1906/09 könnte Vertrauensselige in unseren Reihen belehren!

Sehr fraglich ist allerdings, ob sich diese Schichten auch unter den neuen Verhältnissen zu behaupten vermögen werden, sehr fraglich auch, ob denn das Zentrum in seiner jetzigen kunterbunten Zusammensetzung die schweren Belastungsproben einer nahen Zukunft überhaupt noch vertragen wird. Die Gefahren für die Partei sind jetzt ins Riesenhafte gewachsen; sie alle zu bewältigen, würde um so mehr einer fast übermenschlichen Kraft bedürfen, als Arbeiter und Kleinbürger fürderhin nicht mehr ein beliebig kneitbares Material sein werden. Die preußische Wahlreform und die Vermehrung der Wahlkreise für den Reichstag werden auch innerhalb des Zentrums das städtische Element und hier vorwiegend wieder die unteren Schichten beträchtlich stärken; die Folge wird eine abermalige Verschärfung der Gegensätze sein, die sehr leicht zu völliger Trennung führen kann. Denn in die Minderheit gedrängt, werden sich die klerikalen Agrarier bei weitem nicht so gefügig erweisen wie vordem Arbeiter und Kleinbürger; ebenso wenig wird sich die klerikale Bourgeoisie einem Diktat des zur Mehrheit gelangenden linken Parteiflügels willig unterordnen. Schon jetzt drohen ja diese bisher herrschenden Schichten der Partei in erregten Protesten gegen die Richtung Erzberger mit offenem Abfall.

Von Anfang an war das Zentrum eines der interessantesten Parteigebilde; das Studium seiner wechselvollen Geschichte war für jeden politisch interessierten Menschen von hohem Reiz. Diese Partei nun, die noch alle Stürme siegreich überdauert hat und durch die Tatsache ihrer Existenz ein lebender Beweis gegen den historischen Materialismus zu sein schien, wird durch den Krieg wie keine zweite erschüttert; sie wird mitten hinein in den Strom einer Entwicklung gestellt, die ihre Grundlagen völlig über den Haufen wirft und ihr günstigstenfalls nur noch die äußeren Formen des bisherigen Daseins lassen wird. Von dem Verlauf dieses Prozesses hängt für die politische Zukunft ungemein viel ab, denn ob ein reaktionäres oder ein halbwegs demokratisches Zentrum sein Gewicht in die parlamentarischen Wagschalen wirft, das wird gerade auf die politischen Aufgaben nach dem Kriege von schwerstwiegendem Einfluß sein.

Mary und die Gewerkschaften.

Von H. Müller.

Noch wenige Monate vor dem Erlaß des Sozialistengesetzes, am 5. Juni 1878, gestand der »Vorwärts«, das damals in Leipzig erscheinende Zentralorgan der sozialistischen Arbeiterpartei, der Vorwurf sei nicht ganz unbegründet, daß die deutsche Sozialdemokratie zum großen Teil die Gewerk-

schaftsbewegung nicht verstände; höre man doch nicht selten die Äußerung, die Gewerkschaften seien, soweit überhaupt nötig, lediglich ein notwendiges Übel, sie dürften deshalb nur als ein Anhängsel der politischen Bewegung geduldet werden, als Rekrutierungsfeld der Sozialdemokratie.

Wer die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung kennt, wird zugeben, daß der »Vorwärts« damit die damalige Bewertung der Gewerkschaften innerhalb der Partei richtig kennzeichnete. Es war in der Tat so. Nur wenige Sozialdemokraten erkannten die steigende Bedeutung der Gewerkschaften; die meisten standen ihnen mißtrauisch gegenüber. Diese Ansicht hatte natürlich ihre Ursachen. Da die Gewerkschaften nur schwach waren, konnte sie nicht der Furcht entspringen, der stärkere und ältere Teil der Arbeiterbewegung, die politische Partei, könne durch die gewerkschaftliche Bewegung zurückgedrängt werden. Andere Gründe mußten vorliegen, und diese sind zu finden in der damals in der Partei herrschenden Lehre Lassalles. Der große Agitator, zu dem die Partei in Verehrung emporschaute, hatte für die Gewerkschaften nichts übrig. Wenn er sich über sie äußerte, geschah es in absprechendem Sinne, und seine großen und kleinen Schüler hätten sich etwas vergeben, wenn sie eine andere Meinung vertreten hätten.

So sehr es bestritten worden ist, so richtig ist, daß der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein, die Schöpfung Lassalles, einen sektenhaften Charakter hatte. Lassalle hat ihm diesen nicht aufprägen wollen, aber seine scharf umrissene Lehre drängte die neue Partei in einen geschlossenen Kreis, aus dem sie nicht heraus konnte und innerhalb dessen es keine eigentliche Entwicklung gab. Sein vom unveränderlichen »ehernen Lohngesetz« ausgehender Vorschlag, durch Errichtung von Produktionsgenossenschaften mit Staatshilfe die Arbeiter zu ihren eigenen Unternehmern zu machen, erschien als »der einzige Weg aus der Wüste«. Um diesen Weg zu finden, gab es aber nur einen Richtungspunkt: das allgemeine und direkte Wahlrecht. Auf diesen Punkt mußte daher alle Kraft konzentriert werden. »Blicken Sie nicht nach rechts noch links, seien Sie taub für alles, was nicht allgemeines und direktes Wahlrecht heißt...«

Diese Lehre, die er mit starker Wucht in die Hirne seiner Anhänger hineinhämmerte, war recht einfach. Es war nicht schwer, sie zu begreifen. Und wer sie verstand, der besaß zugleich ein unfehlbares Mittel, wie er »ein für allemal allen Täuschungen und Irreführungen entgehen« konnte. Er brauchte nur jedem, der von der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes sprach, die Frage vorzulegen, ob er das ehernen Lohngesetz anerkannte oder nicht, und aus der Antwort ergab sich dann, ob der Betreffende die Arbeiter täuschen wollte »oder aber von der kläglichsten Unerfahrenheit in der nationalökonomischen Wissenschaft«, also ein »leerer Schwächer« war.

Lassalle konnte nur zu kurze Zeit wirken, um seinen Verein aus dem engen Kreis, den er um ihn gezogen hatte, hinausführen zu können. Seine Lehre erstarrte zu einem Dogma. Nicht nur seine Lehre, auch die von ihm geschaffene Form des Vereins. Die Organisation wurde zu etwas Heiligem, Unantastbarem, und wer daran rüttelte, der verleugnete Lassalle. War es ein Wunder, daß sich die Lassalleaner so verrannten, daß sie sich selbst für unfehlbar erklärten? »Weshalb aber sind wir so begeistert, so energisch, ja weshalb sind die Lassalleaner fast alle von einem glühenden Fanatismus befeelt? Weil die Lehre Lassalles eine u n f e h l b a r e ist und weil die Las-

salleaner, wenn sie dieselbe verkündigen, in dieser Hinsicht sich selbst für unfehlbar halten müssen. Die Lehre Lassalles ist die einzig wahre; sie ist unfehlbar, und der Glaube daran verleiht Berge.«¹

Mit der Lehre Lassalles vertrugen sich gewerkschaftliche Ideen absolut nicht. Gewerkschaftliche Arbeit und ehernes Lohngesetz schlossen sich gewissermaßen aus. Lassalle selbst hat daraus gar kein Hehl gemacht. In seiner Ronsdorfer Rede sagte er den Arbeitern, daß die Gewerkschaften »nur in wenigen und flüchtig vorübergehenden Ausnahmefällen gewissen Arbeiterkreisen eine Erleichterung bringen, niemals aber eine wirkliche Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes herbeiführen« könnten. Und im Bastiat-Schulze fügte er der Darlegung, wonach der Arbeiter in gesellschaftlicher Hinsicht zur Sache geworden sei, die Anmerkung hinzu: »Aus dieser gesellschaftlichen Lage gibt es daher auf gesellschaftlichem Wege keinen Ausweg. Die vergeblichen Anstrengungen der Sache, sich als Mensch gebärden zu wollen, sind die englischen Streiks, deren trauriger Ausgang bekannt genug ist.«

So wenig wie Lassalle die damaligen Versuche der Arbeiter, sich gewerkschaftlich zu organisieren, unterstützte, so wenig hatten seine Nachfolger Verständnis für die Gewerkschaften. Dem steht auch nicht entgegen, daß Schweitzer und Frißsche durch den Arbeiterkongreß, den sie auf den 26. September 1868 nach Berlin einberiefen, weitere Verufe als die, die sich bis dahin schon Gewerkschaften gegründet hatten, dafür interessierten und dort der eigenartige Bau aufgerichtet wurde, der als der Allgemeine Deutsche Arbeiterschäftsverband, zusammengesetzt aus den verschiedenen »Arbeiterschäften« — der Name Gewerkschaft erschien dem Kongreß zu künstlerisch, weshalb dieser Name gewählt wurde — bekannt ist. Schweitzer und Frißsche, die beiden Lassalleschen Führer, gehorchten dabei keinem inneren, sondern einem äußeren Drange.

Es wiederholte sich hier im allgemeinen, was sich 1865 bei den Tabakarbeitern im besonderen ereignet hatte. Noch im Sommer 1865 hielt Frißsche den streikenden Strumpfwirkern in Upolda eine scharfe Rede gegen die Arbeitseinstellungen überhaupt, in der er allein der politischen Tätigkeit Wert beimaß. Einige Monate darauf half er aber schon den Tabakarbeiterverband gründen, weil er einsah, daß aller verneinenden Theorie zum Trost sich seine Kollegen doch zu einem Verband zusammenfinden würden. Ähnlich erging es Schweitzer. Als Redakteur des »Sozialdemokrat« hat er sich jahrelang bemüht, den Arbeitern einzureden, daß die Gewerkschaften zwecklos seien, mußte aber trotzdem sehen, daß sich ein Beruf nach dem anderen anschickte, sich zu organisieren. Er mußte einsehen lernen, daß es vergeblich sei, gegen diese Gründungen zu eifern, und als er schließlich sogar Kenntnis von dem Plane Liebknechts und Bebel's erhielt, auf dem Vereinstag der Arbeiterbildungsvereine in Nürnberg am 5. September 1868 die Gründung von Gewerkschaften anzuregen, da wußte er, daß er keine Zeit mehr zu verlieren hatte, daß, wenn sein Verein weiter der Mittelpunkt der deutschen Arbeiterbewegung bleiben sollte, er seinen Gegnern zuvorkommen und selbst Gewerkschaften gründen mußte.² Mit der ihm eigenen Energie verfolgte er dann

¹ »Neuer Sozialdemokrat« Nr. 66 vom 12. Juni 1872.

² Daß Pläne des Dr. Max Hirsch oder der Fortschrittspartei das Verhalten Schweitzer's nicht beeinflussten, glaube ich in meiner Allgemeinen Gewerkschafts-

diesen Plan; und als die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Hamburg ihm nicht zustimmte, da verschaffte er sich freie Hand durch die Drohung, sein Amt als Präsident niederzulegen und aus dem Verein auszutreten. Aber bei alledem war es ihm nicht um die Förderung der gewerkschaftlichen Ideen zu tun; er wußte, er konnte die Gründung von Gewerkschaften nicht vereiteln, und so zog er vor, sich selbst an ihre Spitze zu stellen, um sie der politischen Bewegung dienstbar zu machen.

Ganz allein darauf kam es ihm an. Wiederholt hat er es ausgesprochen, wie er auch ehrlich genug war, den Arbeitern niemals zu versprechen, daß sie durch gewerkschaftliche Kämpfe ihre Lage nennenswert verbessern könnten. Er blieb in dieser Beziehung ganz und gar Lassalleaner, von vornherein rechnete er mit der schließlichen Ergebnislosigkeit der Streiks. Was er davon erwartete, war lediglich eine Stärkung des Klassenbewußtseins und damit eine Kräftigung der politischen Bewegung. So wurde er der Vater der Ideen, die der »Vorwärts« in seinem eingangs erwähnten Artikel bekämpfte. Solange es in Deutschland eine geschlossene Bewegung der Lassalleaner gab, so lange herrschte bei ihnen die den Gewerkschaften ungünstige Stimmung, die ihren schärfsten Ausdruck in dem Beschluß der Generalversammlung vom Mai 1872 fand, d i e G e w e r k s c h a f t e n a u f z u l ö s e n. Dieser Beschluß wurde zwar später revidiert, doch auch wiederum nur deshalb, weil sich aller Theorie und allen Beschlüssen zum Trotz die Gewerkschaften aufrechterhielten. Der Einfluß der Lassalleaner verschwand um so weniger mit dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, als sich auch im Lager der »Eisenacher« sehr viele Lassalleaner befanden und weil die Lassalleschen Broschüren noch lange Jahre die gelesensten aller sozialdemokratischen Schriften blieben.

Meist werden zwar die Eisenacher im Gegensatz zu den Lassalleanern Marxisten genannt. Nichts ist jedoch irriger. Nur ein kleiner Teil von ihnen hatte sich die Marxschen Lehren zu eigen gemacht, die Masse stand Lassalle viel näher als Marx, dessen Einfluß erst während des Sozialistengesetzes langsam so gewachsen ist, daß er mit der Zeit herrschend wurde.

Marx hat darauf verzichtet, ähnlich wie Lassalle ein paar Leitsätze aufzustellen, die als sein System bezeichnet werden können. Das Gedankengebäude, das er aufgerichtet hat, ist so groß und so kompliziert, daß es manchen recht schwer fällt, sich darin zurechtzufinden. Sie klammern sich darum gern an einzelne Aussprüche, und sie tun dies um so lieber, je mehr sich diese in der gleichen Richtung bewegen, wie es die Theorie von Anfang an getan hat. Ein paar solcher Aussprüche sind die aus dem kommunistischen Manifest stammenden Sätze, daß die Proletarier sich als Klasse und damit als politische Partei organisieren müßten und daß jeder Klassenkampf ein politischer Kampf sei. Diese Worte gehören zum eisernen Wissensbestand mancher unserer Agitatoren, zumal sich an ihnen so schön zeigen läßt, daß die deutsche Arbeiterbewegung vom ersten Tage an auf dem richtigen Wege war. Dabei werden rasch Lassalle und Marx in einem Atemzug genannt, obgleich sich diese beiden Denker gar nicht so leicht unter einen Hut bringen lassen. Zugleich kann mit diesen Sätzen bewiesen werden, wie neben-

geschichte, 1. Teil von: »Die Organisationen der Lithographen, Steindrucker und verwandten Berufe«, nachgewiesen zu haben. Berlin N 24, Verlag von Otto Sillier. Kommissionsverlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin. Preis 15 Mark.

sächlich für den proletarischen Emanzipationskampf die Gewerkschaften und die gewerkschaftlichen Kämpfe sind, denn die Gewerkschaften, so heißt es, sind keine Partei, und ihre Kämpfe sind, da sie keine politischen Kämpfe sind, folglich auch keine Klassenkämpfe.

Es gibt auch heute noch sehr viele Sozialdemokraten, die so denken und die sehr energisch den Kopf schütteln, wenn versucht wird, ihnen klarzumachen, daß Marx den Gewerkschaften sehr große Bedeutung beimaß und er in ihnen die eigentliche Organisationsform der Arbeiterbewegung sah. Und doch ist es so. Das hat Marx als Organisator gezeigt, als er die Internationale Arbeiterassoziation auf eine gewerkschaftliche Grundlage stellte, und er hat es oft genug gesagt, wenn er sich theoretisch mit den Anhängern der verschiedenen sozialistischen Schulen auseinandersetzte. Immer hat er dabei die Gewerkschaften in den Vordergrund gestellt. So im »Elend der Philosophie«, der Polemik gegen Proudhon, der sich schroff gegen die Gewerkschaften ausgesprochen hatte. Ihm gegenüber vertrat Marx die Auffassung, daß die ersten Versuche der Arbeiter, sich zu assoziieren, stets die Form von Koalitionen annehmen, die zunächst meist keinen anderen Zweck haben, als die Durchführung eines augenblicklichen Streiks, mit der Zeit aber zu dauernden Koalitionen werden, da die wirtschaftlichen Verhältnisse es mit sich bringen, daß für die Arbeiter gegenüber dem vereinten Kapital die Aufrechterhaltung der Assoziationen wichtiger sei als die des Lohnes.³

Auch in dem kurz darauf mit Engels verfaßten kommunistischen Manifest weist er auf die Koalitionen als Grundlage der Arbeiterbewegung hin. Besondere Beachtung verdient sein Vortrag, den er im Juni 1865 im Generalrat der Internationale hielt, worin er sich mit Weston, der zur Schule Owens gehörte, auseinandersetzte. Eckstein sagte darüber mit Recht, daß wir in diesem Vortrag die eingehendste und ausführlichste theoretische Behandlung der Gewerkschaften überhaupt besitzen, die Marx gegeben hat.⁴ Weston hatte über die Aussichten der Gewerkschaftsbewegung in ähnlich absprechender Weise geurteilt wie Proudhon. Das Resultat der Auseinandersetzung war, daß der Generalrat dem darauffolgenden Kongreß der Internationale in Genf die Resolution vorlegte, auf die weiter unten eingegangen wird. Einige Monate vorher hatte Marx schon wegen des Koalitionsrechts Differenzen mit Schweitzer. Dieser hatte im »Sozialdemokrat« einen Aufruf des damaligen Vereinspräsidenten Becker, in dem das Koalitionsrecht gefordert wurde, abschwächend kommentiert und dabei betont, daß die Erkämpfung des Koalitionsrechts keiner der Programmpunkte des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins sei und deshalb der Verein bei der Beteiligung an dem Kampfe um das Koalitionsrecht nur den Arbeitern eine Konzession mache, die ihre Interessen noch nicht voll erkannt hätten. Marx schrieb ihm, daß die Koalitionen mit den aus ihnen erwachsenden Trade Unions nicht nur als Mittel der Organisation der Arbeiterklasse zum Kampfe mit der Bourgeoisie von der äußersten Wichtigkeit seien — einer Wichtigkeit, die sich unter anderem auch darin zeige, daß selbst die Arbeiter der Vereinigten Staaten trotz Wahlrecht und Republik die Gewerkschaften nicht entbehren könnten —, sondern daß in Preußen und Deutschland die gewerkschaftliche

³ Marx, Das Elend der Philosophie, 2. Auflage, Stuttgart 1892, Verlag von J. F. W. Dieß Nachf., S. 161.

⁴ Neue Zeit, 32. Jahrgang, 2, S. 513.

Koalition überhaupt ein Mittel zur Durchbrechung der Polizeiherrschaft und des Bureaokratismus sei.

Einige Jahre darauf, 1867, kam dann der erste Band des »Kapital« heraus. Darin schob Marx auch das eherne Lohngesetz Lassalles beiseite, indem er klarlegte, daß nicht die Zu- und Abnahme der Geburten bestimmend auf den Lohn einwirke, sondern die im Akkumulationsprozeß des Kapitals geschaffene industrielle Reservearmee. Damit war das in Deutschland wichtigste theoretische Hindernis der Gewerkschaftsbewegung aus dem Wege geräumt, obgleich es noch geraume Zeit eine Rolle spielte. So hat Marx mit fast allen sozialistischen Schulen der Gewerkschaften wegen disputiert, immer bemüht, den Gewerkschaften den ihnen gebührenden Platz zu verschaffen.

Allerdings, Gewerkschaften, die sich nur mit der Lohnfrage und der Frage der Arbeitszeit beschäftigten, konnten der Marxschen Auffassung nicht genügen. Nicht die rein berufliche Organisation, sondern die Klassenbewegung, die bewußt auf die Beseitigung des Systems der Lohnarbeit und der Herrschaft des Kapitalismus hinarbeitet, war ihm die Hauptsache. Das schrieb er schon im »Elend der Philosophie« und auch im »Kommunistischen Manifest«. Er erwartete, daß überall, wie er es in England beobachtete, aus den lokalen Forderungen heraus allgemeine Forderungen politischen Charakters entstehen würden, wie es denn auch im Kommunistischen Manifest heißt: »Es bedarf aber bloß der Verbindung, um die vielen Lokalkämpfe von überall gleichem Charakter zu einem nationalen, einem Klassenkampf zu zentralisieren.«

Eingehender führte er dies in einem Briefe an F. Volte aus:

... Zum Beispiel der Versuch, sich in einer einzelnen Fabrik oder auch in einem einzelnen Werk durch Streiks usw. von den einzelnen Kapitalisten eine Beschränkung der Arbeitszeit zu erzwingen, ist eine rein ökonomische Bewegung; dagegen die Bewegung, ein Achtstunden-usw.-Gesetz zu erzwingen, ist eine politische Bewegung. Und in dieser Weise wächst überall aus den vereinzelt ökonomischen Bewegungen der Arbeiter eine politische hervor, das heißt eine Bewegung der Klasse, um ihre Interessen durchzusetzen in allgemeiner Form, in einer Form, die allgemeine, gesellschaftlich zwingende Kraft besitzt.⁵

Um einfassen hat Marx seine Stellung in der schon erwähnten Resolution dargelegt, die der Genfer Kongreß der Internationale im Jahre 1866 annahm. Nach dem Satze, daß sich die Tätigkeit der Gewerkschaften bisher auf die Lohnfrage und die Frage der Arbeitszeit beschränkt habe, heißt es:

Diese Tätigkeit der Gewerkschaften ist nicht bloß berechtigt, sie ist notwendig. Sie darf nicht aufgegeben werden, solange das gegenwärtige Produktionssystem dauert. Im Gegenteil, sie muß verallgemeinert werden durch die Gründung und Vereinigung von Gewerkschaften in allen Ländern. . . . Abgesehen von dem ursprünglichen Zweck, müssen die Gewerkschaften jetzt bewußt als Organisationsmittelpunkte der Arbeiterklasse deren vollständige Befreiung anstreben. Sie müssen jede soziale und politische Bewegung, die auf dieses Ziel gerichtet ist, unterstützen. Wenn sie sich als Vorkämpfer und Vertreter der gesamten Arbeiterklasse betrachten und demgemäß handeln, können sie nicht ermangeln, die jetzt noch fehlenden Arbeiter in ihre Reihen hereinzuziehen. . . . Sie müssen die Welt überzeugen, daß ihre Bemühungen, weit entfernt, engherzig und selbstsüchtig zu sein, die Befreiung der unterdrückten Millionen bezwecken.⁶

⁵ Briefe an F. A. Sorge und andere, Stuttgart 1906, Verlag von J. H. W. Dieß Nachf., S. 42.

⁶ Nach der Übersetzung im »Demokratischen Wochenblatt« vom 7. Nov. 1868.

Es kann nach alledem nicht bestritten werden, daß Marx eine Entwicklung der Arbeiterbewegung vorgeschwebt hat, wie sie sich in England tatsächlich vollzog, wo die Arbeiterpartei als die politische Vertretung der Gewerkschaften entstand. Eine besondere sozialistische Partei war nicht das Marxsche Ideal, die Sozialisten sollten nach seiner Meinung, der er schon im Kommunistischen Manifest Ausdruck gab, lediglich das vorwärtstreibende Element bilden. »Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den anderen Arbeiterparteien. Sie haben keine von den Interessen des ganzen Proletariats getrennten Interessen. Sie stellen keine besonderen Prinzipien auf, wonach sie die proletarische Bewegung modeln wollen.«⁷

Als Joh. Phil. Becker, der Leiter der deutschen Sektion der Internationale 1869 dem Eisenacher Kongreß, auf dem die Bildung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei erfolgte, eine lange Resolution vorlegte, wonach die neue Partei sich auf gewerkschaftlicher Basis aufbauen sollte, zog er nur die Konsequenzen aus den Marxschen Ideen. Trotzdem war damals Marx mit Becker nicht einverstanden, obgleich er im Jahre vorher in einem Briefe an Schweizer die Auflösung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und die Gründung der Gewerkschaften als einen großen Fortschritt bezeichnet hatte. Die Gründe, die Marx veranlaßten, sich 1869 gegen Becker auszusprechen, sind noch nicht bekannt. Bebel hat gerade diesen wichtigen Brief in seinem Buche »Aus meinem Leben« nicht veröffentlicht. Wenn er später einmal veröffentlicht wird, wird sich voraussichtlich zeigen, daß es in der damaligen Situation liegende faktische Gründe waren, die Marzens Verhalten bestimmten, war doch damals gar nicht möglich, die Gewerkschaften als Unterbau zu benutzen. Vereinsgesetzliche Gründe standen dem ebenso im Wege wie die schon vorhandene Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung in verschiedene Gruppen. Zudem konnte die neue Partei nur an das geschichtlich Gewordene anknüpfen. Aber Marx hat das damals Geschaffene nicht für ein Dauerndes gehalten. Das hat er klar und eindeutig in dem oft zitierten Gespräch mit Haman, dem Kassierer der Metallarbeiterschaft, ausgesprochen. Marx war nämlich 1869 in Hannover, wo ihn Haman aufsuchte. Er sagte damals: »Alle politischen Parteien, mögen sie sein, welche sie wollen, ohne Ausnahme begeistern die Massen der Arbeiter nur eine Zeitlang, vorübergehend. Die Gewerkschaften hingegen fesseln die Masse der Arbeiter auf die Dauer, nur sie sind imstande, eine wirkliche Arbeiterpartei zu repräsentieren und der Kapitalmacht ein Bollwerk entgegenzusetzen.«

In einem gleichzeitigen Briefe an Engels betonte Marx, daß er sich Haman gegenüber mit großer Vorsicht ausgesprochen habe, er würde also sicher Einspruch erhoben haben, wenn Hamans Veröffentlichungen den Inhalt des Gesprächs nicht richtig wiedergegeben hätten.

Inzwischen hat sich nun zwar gezeigt, daß die sozialdemokratische Partei ein recht lebensfähiges Gebilde geworden ist, aber ob dies auch so gekommen

⁷ In den Verwaltungsverordnungen der Internationale hieß es dementsprechend unter V, 2 und 3: »Alle lokalen Zweige, Sektionen, Gruppen und deren Komitees sollen sich in Zukunft einfach und ausschließlich bezeichnen und konstituieren als Zweige usw. der Internationalen Arbeiterassoziation mit Beifügung der Namen ihrer bezüglichen Ortschaft. Demgemäß ist es den Zweigen, Gruppen und deren Komitees von nun an untersagt, Sektennamen anzunehmen, zum Beispiel die Namen Positivisten, Mutualisten, Kollektivisten, Kommunisten usw....«

wäre, wenn nicht die Gewerkschaften daneben im andauernden Kleinkrieg für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen gesorgt hätten, ist eine andere Frage.

Bei den Eisenachern haben deshalb Bebel, Geib, Jork und andere sich redlich bemüht, für die Ausbreitung der Gewerkschaften zu wirken. Was sich ihnen entgegenstimmte, wurde schon geschildert. Bebels Verhalten den Gewerkschaften gegenüber war zwar nicht einheitlich. Dazu war er zu sehr Politiker und auch zu temperamentvoll; aber er hat sich doch immer wieder auf der Marxschen Richtlinie zurechtgefunden. So auch hinsichtlich der Neutralität. Marx hat sich Haman gegenüber für strikteste Neutralität der Gewerkschaften ausgesprochen. »Niemals dürfen die Gewerkschaften mit einem politischen Verein in Zusammenhang gebracht oder von einem solchen abhängig gemacht werden, geschieht dieses, so heißt das ihnen den Todesstoß geben. . . .« Dieser Ausspruch steht mit an anderen Stellen gefaßt durchaus im Einklang. Marx war es um die Arbeiterchaft als Klasse, nicht um eine von der Klasse sich absondernde Sekte zu tun, die im Besitz besonderer Allheilmittel sich anmaßt, die proletarische Bewegung nach Belieben zu modeln.

Nun ist es aber ganz unmärxistisch gedacht, an den Worten von Marx zu kleben und zu sagen, dies und jenes müsse geschehen, weil Marx es gesagt habe. Immer kommt es auf die jeweiligen Verhältnisse an. Wollte sich heute jemand, zum Beispiel wegen der Spaltung der sozialdemokratischen Partei, dazu verstehen, die Bildung einer auf den Gewerkschaften beruhenden Partei zu verlangen, würde er sich verrechnen. Die Zweiteilung in Partei und Gewerkschaft ist nicht künstlich gemacht, sondern geschichtlich geworden und deshalb zu respektieren. Aber trotzdem zeigt sich, wie sehr Marx recht hatte. Eine sozialdemokratische Partei, die da glauben wollte, sie könne die Gewerkschaften in wichtigen Fragen ignorieren, wäre ebenso auf dem Holzweg wie die Gewerkschaften, wenn sie glauben würden, ohne Zusammenarbeit mit einer Partei, und zwar notwendigerweise mit der sozialistischen Partei, auskommen zu können. Aber gerade dieses Angewiesensein aufeinander schließt zugleich die Überordnung der einen oder anderen Gruppe aus. In allen Fragen, die beide gemeinsam interessieren, bleibt deshalb nur der Weg der Verständigung. Die Marxsche Auffassung über die Stellung der Gewerkschaften zeigt aber zugleich, wie unmärxistisch es ist, den Parteistreit in die Gewerkschaften fragen zu wollen, ein Bestreben, das ähnlichen Gedankengängen entspricht wie die, die der »Vorwärts« schon 1878 als verfehlt bezeichnete. Diese Gedankengänge sind in der Partei leider nie ausgestorben. Auch heute noch gehört es zu den Merkmalen manches wortradikalen Sozialdemokraten, ein lauer Gewerkschafter zu sein. Sie glauben, sich auf Marx stützen zu können, denn »jeder Klassenkampf ist ein politischer Kampf«; sie wissen aber nicht, wie sehr ihre Gedankengänge sich noch in einer Epoche bewegen, die Marx längst überwunden hatte.

Ein Beitrag zur Entwicklung und Organisation der Frauenarbeit in Deutschland.

Von Artur Höpfer.

Die Beteiligung der Frauen am Wirtschaftsleben hat während des Krieges einen ungeahnten Aufschwung erfahren. Selbst solche Gebiete, die der Wesensart der Frauen fernliegen, die physische Kraftentfaltung und, wie in chemischen Fa-

briken, Widerstandsfähigkeit des Organismus erfordern, haben ihre Tore den Frauen weit geöffnet. Die Ausbildung ging im Gegensatz zum Mann über Erwarten schnell vor sich, an die Stelle des Kostgeldes trat sofortige Entlohnung. Wie sich die Frauen auf den neuen Gebieten bewähren, darüber gehen die Anschauungen noch auseinander. Zwar ist die weibliche Intelligenz der männlichen durchaus ebenbürtig, doch spricht zum Beispiel Dr. Walter Rathenau, der Generaldirektor der A. E. G., den Frauen auf feinmechanischem Gebiet die Fähigkeit ab, mechanische und geistige Arbeit zugleich in dauernder Folge zu verrichten. Auch die Versuche mit Frauen an der Schmaßmaschine führten nach vorliegenden Fachzeitschriftenmeldungen zu keineswegs aufmunternden Erfolgen.¹

Um »gehobene Stellungen« handelte es sich bei dem Versuch des Brauereigewerbes, in zweimonatigen Lehrkursen Frauen als Betriebskontrollure auszubilden. Diese weiblichen Hilfskräfte sollen das leisten, was tüchtigen Brauern mit Akademiebildung in sechs- bis zehnjähriger Praxis möglich war. Voraussichtlich hat man es nur als einen Notbehelf anzusehen. An und für sich paßte sich die Frau überall den Forderungen gut an. Es ist aber doch ein Unterschied, eine Laufbahn zurückzulegen wie der Mann mit jahrelanger Lehrzeit und der kurzen Ausbildung der Frauen von heute. Ferner fehlen ihr auch alle praktischen Erfahrungen. Dazu tritt der körperliche und seelische Einfluß der Arbeit. Frauen sind im allgemeinen mehr als Männer Stimmungen und unbewußten Gefühlsregungen unterworfen, welche die Arbeit ungleichmäßig machen und die verstandesmäßige Überlegung einschränken.

In welchem Maße die Zahl der beschäftigten Mädchen und Frauen gewachsen ist, lehrt uns schon das äußere Stadtbild. In den Morgen- und Abendstunden überwiegen die weiblichen Personen in den Verkehrsmitteln bei weitem die männlichen. Gewiß war die Anstiegskurve der Frauen im Frieden in stetem Fortschreiten, doch handelte es sich meist um leichte Beschäftigungsarten, vor allem um solche, die der hauswirtschaftlichen Tätigkeit verwandt waren. Ein besonderes Differenzierungsvermögen konnte man in dieser Hinsicht in Waren- und Kaufhäusern beobachten. Der Krieg mit dem eintretenden Mangel an männlichem Personal sowie die Aufhebung der gesetzlichen Schutzbestimmungen für Mädchen und Jugendliche führte die Frau in die Hütten- und Bergwerke, Verkehrsunternehmen, Fabriken, Schifffahrt, kurz in die verschiedensten Zweige von Handel und Industrie. Auch die Landwirtschaft nahm — infolge behördlichen Nachdrucks — viele weibliche Arbeitskräfte in ihre Dienste auf. Ein erschöpfender Überblick über den Umfang der Frauenarbeit während und vor dem Kriege zum Zwecke des Vergleichs läßt sich gegenwärtig aus mancherlei Gründen nicht geben. Eine im Januar 1917 veröffentlichte Krankenkassenstatistik gewährt aber doch einen tiefen Einblick in die Entwicklung. Am 1. Oktober 1914 betrug die Zahl der weiblichen Beschäftigten bei den berichtenden Kassen etwa 2,3 Millionen oder 38,3 Prozent aller Pflichtmitglieder; seitdem ist sie fast ununterbrochen gestiegen, und am 1. August 1916, beim Beginn des dritten Kriegsjahres, stellte sie sich auf nahezu 4 Millionen oder 47,1 Prozent der Pflichtmitglieder. Heute setzt sich mehr als die Hälfte aller Beschäftigten aus mitarbeitenden Frauen zusammen. Wie dem wachsenden Bedarf gemäß zu erwarten, war der Zustrom von Frauen und Mädchen zur Metall- und Maschinen-

¹ »Was das Buchdruckgewerbe betrifft, so halten wir es für ganz ausgeschlossen, daß ihm diejenigen weiblichen Arbeitskräfte zugeführt werden, welche hier zu brauchen sind. Fabrikarbeit, auch wenn sie qualitativer Natur ist, lehnt man in den für unseren Beruf in Betracht kommenden weiblichen Kreisen (nämlich Mädchen gebildeter Stände), und zwar nach unserer Ansicht mit Recht ab.« (Vergl. Mäfer, »Typographische Jahrbücher«, 1917, Heft 5.) — In Österreich und Ungarn gilt auch während des Krieges das Gesetz vom Jahre 1911, welches die Frauenarbeit in Druckereien insoweit als gesundheitschädlich verbietet, als eine Berührung mit Blei stattfindet.

Industrie besonders stark. Von nicht ganz 60 000 vor Kriegsausbruch ist die Zahl im 25. Kriegsmonat auf etwas über 140 000, also um das Zweieinviertelfache gewachsen.² Ein lebendiges Beispiel liefert hierzu die A. E. G. in Berlin. Während in den Betrieben dieser Elektrizitätsfirma am 31. August 1914 die Zahl der männlichen Beschäftigten 21 746 betrug und 9302 Frauen tätig waren, wechselte das Verhältnis bis zum 31. Juli 1916 zu 17 916 männlichen und 31 518 weiblichen Beschäftigten. Die Gesamtzahl der Arbeitskräfte hat zwar um 18 386 zugenommen, doch beträgt der Zugang an Frauen 22 216, während die Zahl der männlichen Beschäftigten abnahm. Natürlich hat der Anteil der Frauen noch weiter zugenommen. Die Frau wird in der Metallindustrie keineswegs nur zu leichteren Arbeiten verwendet, sondern bedient Maschinen, arbeitet an der Drehbank, schweißt, glüht und schmiedet.³

Welchen Einfluß übt nun die Frauenarbeit auf den Gesundheitszustand im Vergleich zum Manne aus? Darüber gibt uns eine Berliner Krankheitsstatistik einigen Aufschluß, die sich auf 6 Monate bezieht. Von je 10 000 Dienstpflichtigen waren krank:

Vom Dezember 1916 bis Mai 1917:

Männliche . . .	317	353	446	476	422	379
Weibliche . . .	315	355	410	427	405	382

Vom Dezember 1915 bis Mai 1916:

Männliche . . .	279	306	334	365	331	290
Weibliche . . .	271	302	341	352	323	292

Im Jahre 1917 ist demnach eine Verschlechterung des Gesundheitszustandes gegenüber dem Vorjahr eingetreten, die bei den männlichen Arbeitern sich noch stärker zeigte als bei den weiblichen. Das anscheinend günstige Abschneiden der Frauen ist aber zum Teil auf das gesundheitlich minderwertige männliche Personal zurückzuführen. Denn dieses rekrutiert sich größtenteils aus älteren, schwächlichen und kriegsverletzten Arbeitern, während die Frauen sich in den besten Jahren, die jugendlichen Arbeiterinnen sich noch in der körperlichen Entwicklung befinden. Immerhin, zieht man die pathologischen und physiologischen Vorgänge im weiblichen Organismus in Betracht, so sieht man eine Niederzwingung der Gesundheitsstörungen, hervorgerufen in erster Linie durch die jetzt gezahlten hohen Löhne. Manche Kur wird da — zum Schaden der Erkrankten — auf eine spätere stille Zeit hinausgeschoben! Daher muß man in der Schlussfolgerung, wie die Frauenarbeit die Gesundheit beeinflusst, vorsichtig sein.

Der Deutsche Metallarbeiterverband äußert sich in seinem letzten Jahresbericht über die nachteiligen Folgen, welche die Schwerarbeit für die Frauen mit sich

² Von Interesse dürften an dieser Stelle einige genauere Angaben über die italienische Frauenarbeit im Kriege sein. Nach einem Bericht der »Chroniques Italiennes« waren Ende 1916 in den Munitionsfabriken Italiens neben 520 000 Arbeitern 90 000 Frauen beschäftigt. Am 1. August 1915 zählte man erst 1700, die Zahl stieg bis zum 1. März 1916 auf 6000, und ein halbes Jahr später, am 30. Oktober 1916, betrug die Zahl der Frauen 60 000. In einzelnen Zünder- und Granatfabriken stellt sich der Anteil der Frauen auf 90 Prozent. Die Qualität der Leistungen wird außerordentlich günstig beurteilt. Nach Angaben von Fabrikdirektoren seien die Frauen für gewisse Arbeiten den Männern überlegen. Auch der Fabriksdisziplin hätten sie sich sehr gut angepasst. Eine weitere Vermehrung der weiblichen Munitionsarbeiterinnen ist insbesondere durch eine Anzahl von Fachschulen für Dreherinnen gesichert, wie sie in Neapel, Genua, Mailand und jüngst auch in Rom, Florenz und Bologna eingerichtet worden sind. (Hoffentlich sieht das Blatt die Verhältnisse nicht zu optimistisch an, gibt es doch unter den italienischen Frauen auffallend viele Analphabeten. Der Verfasser.)

³ Siehe auch »Die Frauenarbeit in der Metallindustrie während des Krieges« von Luise Sieß in Nr. 11 des vorigen Bandes, S. 253.

bringt. Besonders schädlich für die Gesundheit wirkt die lange tägliche Arbeitszeit. Sie dürfe nicht länger als 8 Stunden betragen. Der Gewerbeinspektion muß in der Revision der Betriebe mit Frauen möglichst freie Hand gelassen werden. Mit Unterstützung der neugeschaffenen Fabrikpflegerinnen und der weiblichen Vertrauenspersonen müssen die Einhaltung der Arbeitszeiten, der Pausen im Freien — im Winter in gut ventilierten Räumen —, die weitestgehende Einschränkung von Überstunden überwacht werden. Gleichzeitig muß ihnen das Recht zustehen, körperlich ungeeignete Frauen nach ärztlicher Untersuchung aus ungesunden Betrieben, wie Eisen- und Zinkhütten, Walz- und Hammerwerken herauszunehmen und ihnen leichtere Beschäftigung zuzuwenden. Gewerbliche Gesundheitsämter zur Beurteilung der körperlichen Eignung der Frauen und Mädchen unter Zuziehung von Gewerbeinspektoren, Ärzten, Unternehmern, Arbeiterinnen sind dringend erforderlich, auch nach dem Kriege, denn die Frauenarbeit wird auch dann noch eine sehr große sein.

Man wird versuchen, Frauen als Ausbeutungsobjekt, als Reservearmee bei guten Konjunkturen und bei Lohnbewegungen zu benutzen. Das wird unterstützt durch neukonstruierte Maschinen, die von billigen Frauenkräften bedient werden können. Oft sind es dieselben Leute, die einstens für die Erhaltung der Frau am heimischen Herd, für das Hochhalten des Familienlebens mit Pathos eintraten und die heute der Frau kein öffentliches Mitbestimmungsrecht — sei es in Staat oder Gemeinde — einräumen wollen, sie aber als Fabrikarbeiterin gern sehen. Demgegenüber steht unsere Forderung: Für gleiche Arbeitsleistung gleicher Lohn!

Wie sich heute die Löhne der Frauen zu denen der Männer verhalten, darüber fehlen ausreichende statistische Nachweise. Einen Anhaltspunkt gewährt eine vom Deutschen Metallarbeiterverband veranstaltete Umfrage. Von 174 283 in der Kriegsindustrie beschäftigten Arbeiterinnen erzielten nur 13 870, das sind 8 Prozent, und von 20 888 in der Friedensindustrie beschäftigten Arbeiterinnen nur 4085, das sind 19,6 Prozent, den gleichen Verdienst wie die Männer. Bei solchen Lohnverhältnissen bildet die Frauenarbeit immer ein lohndrückendes Element. Eine Besserung läßt sich nur durch gewerkschaftliche Organisation erzielen und durch Regelung der Berufsverhältnisse auf paritätischer Grundlage von Mann und Frau. Von seiten des Reiches sind Lohnklauseln für behördliche Lieferungsverträge zu empfehlen zugunsten einer angemessenen Bezahlung weiblicher Arbeitskräfte. Ferner ist die Wiedereinführung aller gewerblichen Schutzbestimmungen und gänzliches Verbot für gewisse gewerbliche Beschäftigungsarten nach dem Kriege ein unbedingtes Erfordernis. Erfreulich ist es, wenn hier und da schon heute Verständnis für diese Forderungen vorhanden ist. So nahm das Gewerbegericht in Frankfurt a. M. in einem Urteil den prinzipiell wichtigen Standpunkt ein, daß in Gewerben mit Tarifverträgen die während der Kriegszeit eingestellten weiblichen Arbeitskräfte ebenfalls nach den tariflichen Lohnsätzen bezahlt werden müssen. Dieser Anschauung trat auch das Landgericht ausdrücklich bei. Es heißt da unter anderem:

»... Es kann dahingestellt bleiben, ob im allgemeinen Frauen weniger arbeitsfähig sind als Männer. Jedenfalls haben sie vorliegendenfalls im wesentlichen die gleichen Arbeiten zu leisten, die im Frieden von Männern auszuführen waren. Die Tatsache, daß Frauen, die zunächst nur als Ersahrarbeiterinnen für die im Kriege befindlichen männlichen Arbeitskräfte gedacht waren, diese Arbeiten zu geringeren Lohnsätzen erfüllen, könnte dazu führen, Frauen für die früher von Männern besetzten Stellen dauernd zu behalten. Damit wären diese Stellen den aus dem Felde heimkehrenden Männern dauernd entzogen...«

Auch die Regelung der Ausbildungszeit muß im paritätischen Interesse innerhalb des tariflichen Rahmens eine geeignete Lösung finden. Es geht nicht an, daß Mädchen ein viertel bis ein halbes Jahr Lehrzeit absolvieren bei guter Bezahlung, während der Lehrling drei bis vier Jahre zur Ausbildung gebraucht bei einem unverhältnismäßig niedrigen Kostgeld. Entweder ist die Ausbildungszeit der Lehrlinge zu lang oder die der Mädchen zu kurz!

Vergleichen wir nun die ungeheure Zunahme der weiblichen Arbeiterinnen mit ihrem Beitritt zur gewerkschaftlichen Organisation, so zeigt sich in den Berufen mit traditioneller Frauenarbeit — zum Beispiel Textil- und Buchbindergewerbe — eine rege Teilnahme an der Organisation und eine hohe Mitgliedschaft. Anders in der Rüstungsindustrie mit fluktuierender Arbeiterschaft. Viele dieser beschäftigten Frauen erblicken in der Kriegsarbeit nur eine vorübergehende Lebensetappe, bedenken aber nicht, daß sie die Stosskraft ihrer Organisation durch ihre Teilnahmslosigkeit schwächen. Nur so erklären sich die nachfolgenden Zahlen: Am 30. Juni 1914 hatten 33 Verbände zusammen 221 071 weibliche Mitglieder, und am 30. Juni 1916 hatten die gleichen Verbände nur 182 256 weibliche Mitglieder, demnach eine Abnahme von 38 815! Tatsächlich beträgt der Verlust an weiblichen Mitgliedern 46 815, weil elf Organisationen noch 8000 Frauen gewinnen konnten. Der genannte Verlust verteilt sich auf 22 Verbände. Trotz des enormen Zugangs zur Munitionsindustrie hatte zum Beispiel der Metallarbeiterverband nur 3964 weibliche Mitglieder gewinnen können! Hier ist also von seiten der Gewerkschaften noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten!

Die Stellung der Frau als Mutter und Erzieherin ist durch die Not des Krieges in den Hintergrund gedrängt worden. Das Schwergewicht ihrer Tätigkeit liegt heute in der Werkstatt, im Verkehr, im Verkaufsraum und Bureau. Es wäre ein Irrtum, nach dem Erlöschen des Weltbrandes ein Zurückfluten ins Haus, in die Familie zu erwarten. Eine Rückkehr ins Haus und in die Familie durch Geseze und allgemeine Verbote zu erzwingen, geht nur dort an, wo offenkundige Gesundheitsgefahren vorliegen. Im übrigen muß der Frau der Anteil am Wirtschaftsleben erhalten bleiben. Die Aufgabe der Gesezgebung geht dahin, die Arbeit der Mädchen und Frauen derart zu regeln, daß sie dabei ihrem ureigensten Beruf als Mutter und Erzieherin ihrer Kinder in jeder Hinsicht gerecht werden können.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Der Auftakt zum sozialistischen Jahreskongreß zu Bordeaux.

Die französische Sozialdemokratie hielt acht Tage vor dem deutschen Parteitag ihren Jahreskongreß ab, am 6. bis 8. Oktober in Bordeaux. Die Delegiertenwahlen haben meist in den letzten vierzehn Tagen stattgefunden. Sie zeigten durchweg eine starke Zunahme der Spannung zwischen der Parteimehrheit und -minderheit sowie eine bedeutende Ausdehnung der Friedensströmung. Vielfach wurden Anträge angenommen, die die sozialistische Kammerfraktion auffordern, für den sofortigen Eintritt in Friedensverhandlungen zu wirken. Dem Kongreß in Bordeaux hat daher eine lange Reihe solcher Anträge vorgelegen.

Zugleich trat in den Versammlungen deutlich hervor, daß in den letzten Monaten die Anhängerschaft der Minderheiten, der Longuet'schen Parteirichtung wie der Zimmerwalder beziehungsweise Klenthaler nicht unbeträchtlich gewachsen ist, den Angriffen nach zu urteilen teils aus Unzufriedenheit mit dem Verhalten der Renaudelschen Mehrheit in der Kammer, teils aus Verstimmtheit über das Paktieren der Mehrheitsführer mit dem Gros der Labour Party auf der letzten »internationalen« Londoner Konferenz.

Als typisch für die sich vollziehende Schwenkung kann die Verbandsversammlung des Seinedepartements gelten, die zum Sonntag, den 23. September einberufen, auf den 30. September vertagt werden mußte, da die einzelnen Gruppen scharf aneinander gerieten und eine Verständigung nicht zu erzielen war. Vier Richtungen trafen bei den Abstimmungen hervor: die sogenannte Mehrheit unter Leitung von Thomas, Renaudel, Sembat mit 109 Mandaten, die Minderheitsgruppe Longuet mit 73 Mandaten, die davon abgezweigte linke Minderheitsgruppe Maurien-Poncelet mit 24 Mandaten und die Gruppe der Klenthaler mit 22 Man-

daten. Die Richtung Thomas-Renaudel befürwortete die Teilnahme an der Regierung und die Bewilligung der Kriegskredite, die Gruppe Longuet sprach sich für die bedingte Genehmigung der Kriegskredite aus, während die letztgenannten beiden Gruppen energisch deren Ablehnung forderten.

Die Schlußversammlung am 30. September zeigte ein noch stärkeres Übergewicht der Minderheiten, so daß sich die Führung der Mehrheit zu der Erklärung bewogen fühlte, sie verzichte auf den am vorigen Sonntag gestellten Antrag auf Ausschluß der Zimmerwalder aus dem Parteivorstand und aus dem Ausschichtsrat der »Humanité«.

Eine heftige Debatte rief die Frage der Kriegskredite hervor. Während Thomas auf Bewilligung der Kredite drang, machte Longuet Einwendungen, erklärte aber schließlich, diesmal werde seine Gruppe noch für die Kredite stimmen, da die deutsche Regierung noch immer zögere, ihre Kriegsziele zu enthüllen, und dadurch den Weg zum Frieden verammle. Maurien und Poncet als Vertreter des linken Flügels der Minderheit ließen diese Ausrede nicht gelten und verlangten gleich den Kienthalern Ablehnung aller Kriegskredite.

Das Stärkeverhältnis der Gruppen kommt darin zum Austrag, daß die von der Renaudel-Thomas'schen Mehrheit gestellte Resolution, die die Einsetzung aller Kräfte für die militärische Aktion und das Festhalten an der »Desannexion« Elsaß-Loshringens fordert, mit 5005 Stimmen abgelehnt, die Minderheitsresolution, die sich für die sofortige Aufnahme von Friedensverhandlungen ausspricht, dagegen mit 5415 Stimmen angenommen wurde. Ferner wurde ein von der Linken gestellter Antrag angenommen, dem Jahreskongreß von Bordeaux die Forderung zu unterbreiten, Gustav Hervé formell aus der Partei auszuschließen. Bei der Wahl der Kongreßdelegierten erhielt die Mehrheit 22, die Minderheiten zusammen 24 Mandate. Davon entfielen 13 Mandate auf die Gruppe Longuet, 11 auf die Zimmerwalder. In den Versammlungen anderer Departements zeigte sich vielfach ein noch größeres Friedensbedürfnis. Die Verbandsversammlung von Lyon erklärte sich zum Beispiel nicht nur gegen die Bewilligung der Kriegskredite und gegen die Beteiligung an der Regierung, sondern auch für den sofortigen Eintritt in Friedensverhandlungen und die Wiederanknüpfung der alten Beziehungen mit den anderen sozialistischen Parteien der Internationale.

Der Ausfall der Parlamentswahlen in Schweden.

Die Wahlen zur schwedischen Zweiten Kammer haben mit einem großen Erfolg der Sozialdemokratie geendet. Von den abgegebenen 731 643 Stimmen erhielten die Sozialdemokratie 288 035, die Konservativen mit Einschluß der Gruppen des Reichsverbandes der Landwirte und der Bauernbündler 241 507, die Liberalen 202 101 Stimmen, und zwar entfallen von der Gesamtstimmenziffer der Sozialdemokratie 228 926 Stimmen auf die unter Brantings Leitung stehende alte Partei, 59 109 auf die Gruppe der sogenannten Jungsozialisten, die sich erst im letzten Frühjahr von der Hauptgruppe abgezweigt haben. 15 Abgeordnete erklärten damals ihren Austritt aus der alten Fraktion und bildeten eine eigene Parteigruppe. Im Vergleich zu den letzten Wahlen haben die Konservativen 25 211 Stimmen verloren, die Liberalen 5895 und die Sozialdemokraten 22 515 Stimmen gewonnen.

Dem entspricht die Verteilung der Mandate. Gewählt wurden:

	1914	1917
Sozialdemokraten	87	98
Konservative	85	70
Liberalen	57	62

Die Sozialdemokratie hat demnach 11 Mandate erobert. Die alte Fraktion hat 86 Mandate erlangt, also, verglichen mit ihrem Besitzstand nach der Parteispaltung, 14 Mandate gewonnen. Die jungsozialistische Fraktion, die 15 Mandate besaß, hat 12 Mandate erlangt, also 3 Sitze verloren. Weder haben sich die Erwartungen der alten Fraktion erfüllt, die meinte, die abgesplitterten Jungsozialisten völlig

zurückdrängen zu können, noch die Hoffnungen der Jungsozialisten, die auf die Eroberung einer Reihe weiterer Parlamentsitze gerechnet hatten. Von ihren 15 alten Mandaten haben die Jungsozialisten nur 6 zu halten vermocht, nicht weniger als 9 haben sie an die Mehrheit verloren; nur dadurch, daß sie diesen dafür in Nordschweden 5 andere Mandate abgenommen haben und ein Mandat von den Liberalen hinzugewannen, haben sie es auf 12 Kammeritze gebracht — ein Verlust, der für die Jungsozialisten um so empfindlicher sein dürfte, als zwei ihrer fähigsten Führer, Lindhagen und Höglund, der Redakteur der »Sturmklöcker« und Leiter des Jugendverbandes, in Stockholm nicht wiedergewählt worden sind.

Notizen.

Die Lebensmittelkrise in Rußland. Ein russischer Genosse schreibt uns über Stockholm:

Die Lebensmittelkrise in Rußland gestaltet sich immer schlimmer. Fortgesetzt bringen die Zeitungen Nachrichten, daß diese und jene Stadt vor einer Hungersnot steht. In vielen Städten leidet bereits die Bevölkerung unter schwerem Nahrungsmangel, der schon mehrfach zu Hungerrevolten führte. Weitere derartige Unruhen sind zu befürchten. Der gegangene Wirtschaftsminister Peschokonoff sah sich gezwungen, auf einem Kongreß der Exekutivausschüsse der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernvertreter offen einzugestehen, die Zukunft berge große Gefahren.

Zum Teil ist an dieser Krise der Ausfall der Ernte schuld, aber nur zum Teil. Nach den Berichten der »Rußkija Wjedomosti« war im Juni und Juli das Wetter in den meisten Gegenden Rußlands für die Ernte sehr ungünstig. Der Juni hat fast überall eine außerordentliche Hitze gebracht, die die sonstige Durchschnittstemperatur dieses Monats weit hinter sich ließ. Es schien, als ob die Zentralgouvernements sich weit nach Südosten verschoben hätten. Getreide und Gras im Lande der schwarzen Erde waren so verbrannt, als ob sie nicht in der Nähe von Moskau, sondern in Nowosibirsk (Dongebiet) gewachsen wären. Stärkere Regenfälle traten erst in den letzten Tagen des Juni ein, als die Niederschläge weder der Winter- noch der Sommerzeit mehr zu nützen vermochten. Die darauf folgende Regenperiode hat zwar die Kartoffel- und Rübenzeit begünstigt, Hirse und Mais im Süden vor dem Verderben bewahrt und im Norden den zweiten Grasschnitt gefördert; aber die hauptsächlichsten Getreidearten waren zu Beginn der Regenfälle nicht mehr zu retten. Dazu kommt, daß schon die Ernte des vorigen Jahres nicht zur Ernährung ausreichte und verschiedene Gegenden in einen Hungerzustand versetzt hatte.

Vor allem läßt die Ernte an Winterweizen viel zu wünschen übrig. Man rechnet mit einem Defizit von 30 Millionen Pud (1 Pud gleich 16,38 Kilogramm). Noch trauriger sind die Aussichten für Roggen, das wichtigste Lebensmittel der russischen Bevölkerung. Die Roggenernte wird voraussichtlich einen Fehlbetrag von etwa 220 Millionen Pud aufweisen. Auch bezüglich des Viehfutters sind die Aussichten recht trübe. Gebiete mit einer guten Haferernte sind eine Ausnahme. Wahrscheinlich wird die Haferernte die schlechteste seit Jahrzehnten sein und im Vergleich zum vorigen Jahr einen Minderertrag von 200, vielleicht sogar von 300 Millionen Pud aufweisen. Das Landwirtschaftsministerium rechnete mit einer Gesamtgetreideernte von 3425 Millionen Pud. Diese Berechnung ist jedoch entschieden zu optimistisch. Tatsächlich wird Rußland in diesem Jahre höchstensfalls eine Ernte von 3 Milliarden Pud haben, das heißt eine halbe Milliarde Getreide weniger als im Jahre 1916 und eine ganze Milliarde weniger als im Durchschnitt des letzten vergangenen Jahrzehnts.

Die Regierung steht deshalb vor der schwierigen Aufgabe, für die Bevölkerung und die Armee große Lebensmittelmengen beschaffen zu müssen. Wie gedenkt sie diese Aufgabe zu lösen? Das Ministerium für Landwirtschaft hoffte bis zu 300 Millionen Pud, das sind mehr als 15 Prozent der ganzen Brotgetreideernte, von den

großen Landwirten hereinholen zu können. Diese Erwartung wird jedoch kaum in Erfüllung gehen. Im Jahre 1916 kamen nur 13 Prozent der Ernte auf den großen Landbesitz; in diesem Jahre, wo die Bauern sich viel Land angeeignet haben, wird diese Ziffer noch niedriger sein. Sie dürfte kaum 10 Prozent übersteigen, das heißt sich zusammen auf 200 Millionen Pud Roggen und Weizen stellen. Ganz kann aber diese Ernte nicht beschlagnahmt werden; ein Teil muß dem Großgrundbesitz belassen werden, ein anderer bedeutender Teil wird den Bauern als Saat überwiesen werden müssen. Deshalb wird der Staat bei den Großgrundbesitzern kaum mehr als 100 Millionen Pud aufstreiben können — eine Ziffer, die eher zu hoch als zu niedrig ist, denn man darf nicht außer acht lassen, daß das eingeführte Getreidemonopol in Rußland die größte Unzufriedenheit unter den Landwirten erregt hat. Daraus folgt: Die Bauern Rußlands werden drei Viertel oder vielleicht vier Fünftel des Brotbedarfs der Armee- und Zivilbevölkerung liefern müssen. Werden sie diese Quantität freiwillig auf den Markt bringen? In keinem Falle. Wie bekannt, sind in Rußland Höchstpreise auf Brot eingeführt, und die Regierung hat jüngst ein strenges Verbot erlassen, diese Preise zu überschreiten. Höchstpreise auf Eisenwaren und Gewebe, mit einem Wort auf Gegenstände, die die Bauern nötig haben, bestehen dagegen nicht. Die Preise für solche Artikel übersteigen aber beträchtlich die Summen, die die Bauern durch Verkauf von Getreide zu erzielen vermögen. Aberdies tut der Staat nichts oder fast nichts, um der Landbevölkerung selbst zu diesen hohen Preisen den Bezug der notwendigsten Fabrikate zu sichern. Deshalb weigern sich die Bauern, ihr Getreide auf den Markt zu bringen. Wird der Staat unter solchen Umständen Gewalt anwenden?

Zudem bieten sich viele Gelegenheiten, die Höchstpreise zu umgehen. Sie stehen vielerorts nur auf dem Papier. Wir könnten interessante Belege dafür beibringen, Laßachen, die in jedem russischen Dorfe gut bekannt sind. Die niedrigste Bezahlung für ihr Korn erhielten im vorigen Jahre diejenigen, die zuerst ihrer Pflicht nachkamen und ihr Getreide hergaben. Jene, die es bis Januar zurückhielten, haben etwa 20 Prozent verdient, und solche, die mit dem Verkauf bis zum März und April warteten, haben sogar 50 Prozent profitiert. Das sind Erfahrungen, die die Bauern kaum bewegen dürften, sich mit dem Getreideverkauf zu beeilen.

Unter dem alten Regime litt die Volksversorgung unter zwei Nachteilen: Planlosigkeit und Mangel an Initiative. Obgleich man nach der Revolution manches getan hat, um dieses Übel zu beseitigen, läßt doch die Organisation viel zu wünschen übrig. Darin liegt eine andere Ursache der jetzigen wirtschaftlichen Krise. An Stelle der bevollmächtigten Beamten des Landwirtschaftsministeriums, die vordem die Volksversorgung leiteten, haben jetzt eine Reihe von Lebensmittelkomitees, die auf Grund demokratischer Prinzipien gewählt sind, dieses Amt übernommen. Leider sind diese Komitees infolge ihrer mangelhaften Fachkenntnisse, ihres ungenügenden Zusammenarbeitens und ihres Partikularismus ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Auch jetzt besteht noch das Verbot, Getreide aus den verschiedenen Gouvernements auszuführen, und was noch schlimmer ist, es gibt noch ganze Gouvernements, wo der Getreideaustausch und -verkauf nur innerhalb der »Ujësds«, das heißt desselben Bezirks, gestattet ist. Wie früher, besteht auch heute noch das Requisitionrecht, das oft recht willkürlich angewendet wird. So werden zum Beispiel Getreideladungen unterwegs einfach aufgehalten und beschlagnahmt ohne Rücksicht auf die Interessen des Absenders oder des Empfängers. Dazu kommt, daß die örtlichen Lebensmittelkomitees der industriellen und ackerbautreibenden Gouvernements nicht selten unter sich Sonderverträge abschließen und allen Verordnungen zum Trotz Getreide und industrielle Produkte kurzweg gegeneinander austauschen. Schließlich trägt auch die zunehmende Verschlechterung der Transportverhältnisse, die bald hier, bald dort zu völliger Stockung jedes Frachtverkehrs führt, ihren Teil zur Krise bei.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3

Ausgegeben am 19. Oktober 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Berner internationale Gewerkschaftskonferenz.

Von E. Legien.

Die Gewerkschaftskonferenz, die vom 1. bis 4. Oktober in Bern tagte, hat größere Bedeutung für die Arbeiterschaft und die internationale Gewerkschaftsbewegung, als es nach dem Fehlen der Vertreter der Gewerkschaften von England, Frankreich und Italien den Anschein hat. Das ergibt sich schon aus der langen Vorgeschichte der Tagung.

Der Internationale Gewerkschaftsbund (I. G. B.) hat es an Versuchen nicht fehlen lassen, die internationale Verbindung auch während des Krieges aufrechtzuerhalten. Schon am 25. August 1914 richtete sein Präsident ein Rundschreiben an die Landeszentralen der neutralen Länder, in dem er ersuchte, die internationale Gewerkschaftstätigkeit fortzusetzen, soweit dies unter den Kriegsverhältnissen möglich sei. Auf Anregung der Landeszentrale der Niederlande wurde denn auch im November 1914 eine Zweigstelle des Bundes in Amsterdam errichtet, um die Verbindung nach jenen Landeszentralen aufrechtzuerhalten, die in Anbetracht der Kriegslage nicht direkt mit der Leitung des Internationalen Gewerkschaftsbundes in Verkehr bleiben konnten.

Die Möglichkeit eines Fortbestandes des Bundes unter Anteilnahme aller bisher angeschlossenen Länder war also gegeben. Sie wurde jedoch nicht von allen Seiten benutzt. Im Februar 1915 kamen vielmehr Vertreter der Landeszentralen von England und Frankreich in London zusammen und beschlossen dort, die Verlegung des Internationalen Gewerkschaftsbundes in ein neutrales Land zu verlangen, und der Amerikanische Gewerkschaftsbund schloß sich dieser Forderung an. Der Präsident des Internationalen Gewerkschaftsbundes erklärte daraufhin, gegen den Antrag sei an sich nichts einzuwenden, doch könne die Verlegung nur auf einer internationalen Gewerkschaftskonferenz rechtsgültig beschlossen werden. Die Einberufung einer derartigen Konferenz entsprach jedoch nicht dem Wunsch der englischen und französischen Gewerkschaftsvertreter; sie veranstalteten daher eine Umfrage bei sämtlichen Landeszentralen, ob sie mit einer Verlegung des Sitzes des Internationalen Gewerkschaftsbundes einverstanden seien. Ein Vorgehen, das nun dessen Präsidenten veranlaßte, seinerseits die Landeszentralen zu befragen, ob eine internationale Konferenz zur Erörterung dieser Frage einberufen werden solle. Mit großer Mehrheit wurde die Einberufung abgelehnt. Die meisten Landeszentralen erklärten, daß sie eine Änderung während der Kriegszeit nicht für wünschenswert hielten. Damit schien die Frage für die Dauer des Krieges erledigt zu sein.

Darauf regte der Amerikanische Gewerkschaftsbund an, zu gleicher Zeit mit der Staatenkonferenz, die über den künftigen Friedensvertrag verhan-

deln werde, einen Arbeiterweltkongreß abzuhalten, und zwar an dem gleichen Orte, um die Interessen der internationalen Arbeiterschaft bei der Festsetzung der Friedensbedingungen wahrzunehmen. Der Vorschlag fand nur bei wenigen Landeszentralen Zustimmung, weil es kaum möglich schien, ihn praktisch durchzuführen. Er wurde denn auch zurückgezogen, gab aber einer im Juli 1916 in Leeds (England) abgehaltenen Gewerkschaftskonferenz Veranlassung, verschiedene Friedensforderungen aufzustellen. An dieser Konferenz waren nicht nur die Landeszentralen von England und Frankreich beteiligt, sondern auch nichtoffizielle Delegierte aus Belgien und Italien. Als internationale Korrespondenzzentrale wurde die Confédération générale du Travail in Paris bestimmt, die kurzweg unter Umgehung der Bundesleitung die in Leeds aufgestellten Forderungen an alle Landeszentralen mit dem Ersuchen versandte, ihr Abänderungs- und Ergänzungsanträge zu übermitteln.

Verdienten auch diese Friedensforderungen von Leeds alle Anerkennung, so widersprach doch die Einsetzung einer zweiten internationalen Gewerkschaftszentrale direkt dem Bestreben, die Einheit im Internationalen Gewerkschaftsbund aufrechtzuerhalten, und bewog daher den Präsidenten des Bundes, am 4. Oktober 1916 ohne vorherige Befragung der Landeszentralen eine internationale Gewerkschaftskonferenz für den 11. Dezember 1916 nach Bern einzuberufen. Das bestimmte eine Konferenz der Landeszentralen von Schweden, Norwegen und Dänemark, die am 21. Oktober 1916 in Stockholm tagte, den Beschluß zu fassen, mit dem Sekretariat des Internationalen Gewerkschaftsbundes über die Abhaltung einer internationalen Konferenz zu verhandeln. Die Verhandlungen fanden am 10. November 1916 in Kopenhagen statt und hatten das Ergebnis, daß nun die Leitung des Internationalen Gewerkschaftsbundes beauftragt wurde, die in Leeds angenommenen Friedensforderungen auf die Tagesordnung einer internationalen Gewerkschaftskonferenz zu setzen, für die jedoch vorläufig ein fester Termin nicht bestimmt wurde. Damit war die Leitung des Internationalen Gewerkschaftsbundes einverstanden, und der Präsident teilte den Landeszentralen durch Rundschreiben vom 12. November 1916 mit, daß dieser Beschluß ausgeführt werden würde. Die für den 11. Dezember 1916 einberufene Konferenz sei also vertagt.

Als dann Weihnachten 1916 ein Kongreß der französischen Gewerkschaften stattfand, nahm daran ein Vertreter des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes mit dem Auftrag teil, die leitenden Personen zu fragen, ob sie bereit wären, sich an einer internationalen Gewerkschaftskonferenz zu beteiligen. Es wurde ihm erklärt, die Beteiligung würde erfolgen, wenn die Konferenz vom Schweizerischen Gewerkschaftsbund einberufen und als erster Punkt auf die Tagesordnung die Verlegung des Sitzes des Internationalen Gewerkschaftsbundes gestellt würde. Auch die italienischen Gewerkschaften sagten unter denselben Bedingungen die Beteiligung zu, und ebenso stimmten die Landeszentralen in den Ländern der Mittelmächte sowie in den neutralen Staaten für den Vorschlag. Demnach schien sicher, daß eine von dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund einberufene internationale Konferenz von der Mehrheit der Landeszentralen beschickt werden würde.

Die Einberufung eines internationalen sozialistischen Friedenskongresses auf den 10. Juni 1917 nach Stockholm hatte insofern eine Änderung des ge-

werkschaftlichen Beratungsplans zur Folge, als nun die vorbereitende Kommission in Aussicht nahm, auch das in Leeds aufgestellte gewerkschaftliche Friedensprogramm für Stockholm zur Beratung zu stellen. Da es jedoch absolut notwendig schien, daß dieses Programm zunächst auf einer internationalen Gewerkschaftskonferenz beraten werde, so ersuchte der Präsident des Internationalen Gewerkschaftsbundes den Schweizerischen Gewerkschaftsbund, eine solche Konferenz für den 8. Juni 1917 nach Stockholm zu berufen. Der Schweizerische Bund lehnte aber die Einberufung einer solchen Konferenz ab, und nun erfolgte die Einberufung durch die Zweigstelle des Internationalen Gewerkschaftsbundes in Amsterdam. Da sich jedoch bald zeigte, daß die für den 10. Juni einberufene Sozialistenkonferenz voraussichtlich hinausgeschoben werden müsse, sah die Stockholmer Konferenz, die von neun dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Landeszentralen beschickt war, von der Beratung der gewerkschaftlichen Friedensforderungen ab. Zugleich wurde, um allen dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Landeszentralen die Teilnahme zu ermöglichen, ein späterer Termin für die internationale Tagung festgesetzt und als Ort der Tagung Bern bestimmt. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund berief darauf endlich die Konferenz für den 1. Oktober 1917 nach Bern ein und lud telegraphisch und schriftlich die gewerkschaftlichen Zentralstellen aller Länder ein, Vertreter zu senden.

Diese lange Darstellung der Vorgeschichte der Konferenz ist nötig, weil erst durch sie der Wert und die Tragweite der Berner Tagung verständlich wird, zeigt sie doch, daß die Gewerkschaften der neutralen Länder und der Mittelmächte seit Kriegsbeginn bestrebt gewesen sind, den Internationalen Gewerkschaftsbund zu erhalten, während auf der anderen Seite allerlei Bedingungen gestellt wurden — Bedingungen, die, wie sich bald zeigt, dazu dienen sollten, eine Verlegung des Sitzes herbeizuführen und den deutschen Gewerkschaften ein Mißtrauensvotum auszustellen. Trotzdem waren diese bereit, über die Frage einer Änderung des Zentralortes zu beraten; das eigenmächtige Vorgehen eines Teiles des Internationalen Gewerkschaftsbundes, durch eine Umfrage über diese Frage zu entscheiden, konnten sie jedoch in keinem Falle anerkennen.

Zu der Konferenz in Bern waren im ganzen 62 Delegierte erschienen: aus den Niederlanden 9, aus Dänemark 3, Schweden 5, Norwegen 2, Deutschland 10, Österreich 5, Ungarn 10, aus der Schweiz 11, aus Böhmen 5 und aus Bulgarien 2. (Die beiden letztgenannten Landeszentralen sind dem Internationalen Gewerkschaftsbund nicht angeschlossen.) Dagegen fehlten: England, Frankreich, Belgien, Finnland, Bosnien, Kroatien, Serbien, Rumänien, Italien, Spanien und Vereinigte Staaten. Die erwähnten Landeszentralen in Bosnien, Kroatien, Serbien und Rumänien dürften jedoch nur noch dem Namen nach bestehen, da seit langer Zeit keine Nachricht von ihnen vorliegt. Von der spanischen Landeszentrale war keine Kenntnis über ihre Stellung zur Konferenz zu erlangen, da, wie der Schweizerische Gewerkschaftsbund berichtete, die von ihm versandten Briefe und Telegramme von der französischen Zensur zurückgehalten worden sind. Von Frankreich lag ein Telegramm vor, daß die französische Regierung den Delegierten die Pässe zur Reise nach Bern verweigert hätte. Aus Italien ist während der Tagung in Bern keine Mitteilung eingetroffen; der Schweizerische Ge-

werkschaftsbund berichtet aber am 8. Oktober, daß noch nach Schluß der Konferenz ein Brief der italienischen Landeszentrale angekommen sei, in dem mitgeteilt würde, daß zwar die italienischen Gewerkschaften die Entsendung von Vertretern beschlossen haben, diesen aber, wie in einem Telegramm bestätigt wurde, gleichfalls von der italienischen Regierung die Pässe verweigert worden seien. Auch die Landeszentrale in Finnland gab nach Schluß der Konferenz bekannt, daß wegen der bestehenden Verkehrsschwierigkeiten ihr eine Teilnahme an den Beratungen nicht möglich gewesen sei.

Eine direkte Absage haben nur die Landeszentralen in Belgien und England erteilt. Die englische hat sie damit begründet, daß Deutschland noch immer fremde Gebiete besetzt halte, einen grausamen Eroberungskrieg führe, um sich auf Kosten seiner Nachbarn zu bereichern, und daß es ferner eingegangene Verträge rücksichtslos verlegt habe: Behauptungen, die der deutsche Delegierte Bauer energisch zurückwies. Indem er auf die Kriegführung Englands gegen Indien und den früheren Transvaalkrieg, auf die Errichtung der Konzentrationslager im Burenkrieg und auf den Aushungerungskrieg gegen Deutschland hinwies, erklärte er, daß diese Behauptungen vielleicht auf England zuträfen, nicht aber auf Deutschland. Eine Abwehr, die bei der Konferenz keinen Widerspruch fand.

Ein diesem Schreiben beigefügtes Protokoll einer Londoner Konferenz der Gewerkschaften der Entente-Länder vom 10. September 1917 wurde nicht zur Kenntnis genommen, weil sich eine genaue Übersetzung nicht sogleich bewerkstelligen ließ. Da auf jener Londoner Konferenz nach dem Bericht auch zwei Vertreter der American Federation of Labour anwesend gewesen sind und gegen die Beschlüsse der Berner Konferenz gestimmt haben, darf angenommen werden, daß auch die Vertreter der amerikanischen Landeszentrale ein Zusammenarbeiten mit den in Bern vertretenen Organisationen abgelehnt haben.

Zur Beantwortung des Schreibens der englischen Gewerkschaften setzte die Konferenz eine Kommission aus sieben Mitgliedern (vier Vertretern aus neutralen Staaten und drei aus dem Gebiet der Mittelmächte) ein. Die von dieser Kommission formulierte Antwort lautet:

Die internationale Konferenz bedauert sehr, daß es den Vertretern der französischen Gewerkschaften durch ihre Regierung unmöglich gemacht wurde, in Bern zu erscheinen.

Sie nimmt Kenntnis vom Schreiben der britischen Gewerkschaftszentrale, durch welches diese das Fernbleiben ihrer Vertreter begründet.

Diese Ablehnung der Teilnahme an der Konferenz erscheint ihr unverständlich, weil sie in Widerspruch steht mit den Bestrebungen und den Zielen der internationalen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Die Konferenz betrachtet sich nicht als kompetent, über die Frage der Mitschuld der Völker und ihrer Regierungen am Kriege sowie dessen Begleiterscheinungen zu urteilen, und geht deshalb über das Schreiben der britischen Gewerkschaftszentrale zur Tagesordnung über, indem sie dem heißen Wunsche Ausdruck gibt, es möchten in allen Ländern Führer und Massen des organisierten Proletariats mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf einen baldigen Friedensschluß hinwirken.

Diese Resolution wurde gegen die Stimmen der ungarischen Delegierten, die eine andere Fassung vorschlugen, von der Konferenz angenommen.

Ebenso fand auch die Resolution, die von der Kommission zur Vorbera-
tung des Antrags auf Verlegung des Sitzes des Internationalen Gewerk-
schaftsbundes vorgelegt wurde, nach längerer Aussprache gegen die Stimmen
der Schweizer Annahme. Sie lautet:

Die Konferenz lehnt die Frage der Sitzverlegung prinzipiell nicht ab; die Um-
stände, unter welchen die Verlegung des Sitzes des Internationalen Gewerkschafts-
bundes verlangt wird, sowie die Abwesenheit der ursprünglichen Antragsteller selbst
veranlassen jedoch die Konferenz, die Beschlussfassung über eine so wichtige Frage
der Organisation zu vertagen und der nächsten Konferenz vorzulegen.

Um jedoch die internationale Verbindung unter den dem Bunde angeschlossenen
Landesorganisationen aufrechtzuerhalten, bestätigt die Konferenz die Zweigstelle in Am-
sterdam und beauftragt sie, ihre bisherige Vermittlungs-
arbeit fortzusetzen und auszubauen. Die Konferenz erwartet weiter, daß die Landes-
organisationen alles daransetzen, daß die heute noch vorherrschenden Differenzen,
die nur durch den Krieg entstanden sind, so bald als möglich beseitigt werden und
die Einigkeit herbeigeführt wird.

Der Schweizerische Gewerkschaftsbund hatte einen Antrag eingebracht,
nach welchem der Sitz des Internationalen Gewerkschaftsbundes in ein neu-
trales Land verlegt und zur Leitung ein Vorstand eingesetzt werden sollte,
dem sechs Mitglieder aus verschiedenen Ländern angehören. Zugleich waren
in dem Antrag in kurzen Umrissen die Aufgaben und Befugnisse des Vor-
standes skizziert.

Der als Gast anwesende Schweizer Genosse Greulich führte in der Dis-
kussion aus, daß er die Haltung der Gewerkschaften Deutschlands gegenüber
der deutschen Regierung nicht verstehe; am besten sei, die Deutschen verzich-
teten freiwillig auf den Sitz des Internationalen Gewerkschaftsbundes, dann
würde dieser bald wieder seinen früheren Besißstand gewinnen. Ihm gegen-
über betonte Bren als Vertreter der deutschen Gewerkschaften, daß diese
durchaus nicht die Forderungen aufgegeben hätten, die sie vor dem Kriege
gestellt haben. Ihre Tätigkeit während des Krieges sei lediglich auf die Wahr-
nehmung der Interessen der Arbeiter gerichtet gewesen. Nachdem die Ge-
werkschaften der mit Deutschland im Kriege befindlichen Länder wiederholt
die ausgestreckte Hand zur Verständigung schroff zurückgewiesen hätten, läge
keine Veranlassung zu weiterem Entgegenkommen vor. Fordere man Ver-
ständigung, so möge man sich zunächst an jene Landeszentralen wenden, die,
wie der englische Brief zeige, alle internationale Verständigung ablehnten.

Auch der holländische Delegierte Timmen erklärte, daß die englischen
und amerikanischen Gewerkschaften bisher so wenig internationales Ver-
ständnis bewiesen hätten, daß selbst eine Sitzverlegung des Internationalen
Gewerkschaftsbundes oder ein freiwilliger Verzicht Deutschlands sie nicht
zur Beschickung einer internationalen Konferenz bewegen würde, auf der
Deutschlands Gewerkschaften vertreten seien.

Der Beratung über die gewerkschaftlichen Friedensforderungen wurde
das von dem Internationalen Gewerkschaftsbund ausgearbeitete Programm
zugrunde gelegt, das sich als eine Erweiterung und Durcharbeitung des Pro-
gramms von Leeds darstellt. Es betrifft folgende einzelne Forderungen:
Freizügigkeit, Koalitionsrecht, soziales Versicherungswesen, Festsetzung der
Arbeitszeit, Hygiene und Unfallverhütung, Heimindustrie, Kinderschutz, Ar-
beiterinnenschutz. Ferner wird ein besonderes Seemannsrecht und Seemanns-
schutzgesetz gefordert. Die Kommission für die Beratung dieser Forderungen,

die aus je einem Vertreter aller in der Konferenz beteiligten Landeszentralen bestand, hatte zur Ergänzung der Vorlage die Einfügung einer Anzahl Anträge beschlossen. Alle diese Anträge wurden von der Konferenz einstimmig gutgeheißen, so daß sich eine weitere Aussprache über das nach den Vorschlägen der Kommission geänderte Programm erübrigte.

Betreffs der Durchführung dieses Programms beschloß die Konferenz auf Antrag der deutschen Delegation:

Der Internationale Gewerkschaftskongreß richtet an die Gewerkschafts- und Arbeitervertreter aller Länder die dringende Aufforderung, für die Anerkennung und Durchführung dieser aufgestellten Arbeiterforderungen mit allen Kräften einzutreten. Alle Gewerkschaftszentralen werden verpflichtet, die aufgestellten Forderungen ihren Regierungen bald einzureichen und sie zu veranlassen, bei den Friedensverhandlungen für die Annahme der internationalen Arbeiterforderungen einzutreten. Die Konferenz verlangt und erwartet von den Regierungen aller an den Friedensverhandlungen teilnehmenden Länder, daß zu den Feststellungen des sozialpolitischen Teiles der Friedensbedingungen auch Vertreter der Gewerkschaften jedes Landes gezogen werden.

Zum Schlusse erklärte die deutsche Vertretung, um zum Ausdruck zu bringen, daß sie keineswegs verlange, der Sitz des Internationalen Gewerkschaftsbundes solle dauernd in Deutschland bleiben, durch den Präsidenten:

Die Vertreter der Gewerkschaften Deutschlands erklären, daß ihre Weigerung, heute einer Sitzverlegung zuzustimmen, nicht so aufgefaßt werden darf, daß sie unter allen Umständen den Sitz des Internationalen Gewerkschaftsbundes in Deutschland behalten wollen. Sie sind zu ihrer Stellung genötigt, weil insbesondere von den englischen Gewerkschaften gesagt worden ist, daß die Sitzverlegung gleichbedeutend sei mit einem Mißtrauensvotum gegen Deutschland. Der Internationale Gewerkschaftsbund kann nur erhalten werden, wenn volles Vertrauen aller Landeszentralen zueinander vorhanden ist. Sobald sämtliche Landeszentralen bereit sind, zu einer Konferenz zusammenzukommen, sind die Gewerkschaften Deutschlands bereit, über die Sitzverlegung des Internationalen Gewerkschaftsbundes ordnungsgemäß zu verhandeln.

* * *

Die Berner Konferenz hat ihren Zweck erfüllt. Sie hat die internationalen Beziehungen wieder fester geknüpft. Mit den Arbeiten und gefaßten Beschlüssen können alle Gewerkschaften einverstanden sein, die die internationale gewerkschaftliche Tätigkeit für ein dringendes Erfordernis zur Wahrung der Arbeiterinteressen halten. Deutlich ließ die Kundgebung gegen das Schreiben der englischen Gewerkschaften erkennen, welche Auffassung die Konferenz vom Zusammenarbeiten der gewerkschaftlichen Landeszentralen hat. Mit dieser Erklärung ist festgestellt, daß Bestand und Wirksamkeit des Internationalen Gewerkschaftsbundes auch nach dem Ende des Krieges gesichert sind. Da Frankreich, Italien und Finnland bekanntgegeben haben, daß sie auf der Konferenz vertreten sein wollten, und die Nichtanwesenheit des spanischen Vertreters lediglich durch die französische Zensur verursacht ist, so ist als sicher anzunehmen, daß dem Internationalen Gewerkschaftsbund auch fernerhin die Gewerkschaften jener Länder angehören wollen, die bisher den Grundstock dieser Verbindung bildeten; und mit gleicher Sicherheit ist zu erwarten, daß diese Landeszentralen energisch für

die Durchführung der von der Konferenz beschlossenen gewerkschaftlichen Friedensforderungen wirken werden. Auf's neue ist damit zum Ausdruck gebracht, daß die Gewerkschaften trotz aller Kriegsnot und Kriegswirkungen gewillt sind, der Arbeiterschaft weiterhin nach besten Kräften zu dienen und für ihre Interessen einzutreten.

Praktische Friedensarbeit.

Von Paul Umbreit (Berlin).

Der Weltkrieg nähert sich seinem Abschluß. Die Friedensbestrebungen verdichten sich von Woche zu Woche. Immer ernster wird in fast allen politischen Kreisen mit der Möglichkeit gerechnet, daß der Krieg noch in diesem Jahre zu Ende geht. Es soll hier nicht erörtert werden, ob der Papst mit seiner Friedensvermittlung bisher mehr Erfolg hat als das skandinavisch-holländische Komitee und warum Rom in diesem Falle vielleicht glücklicher sein wird als Stockholm. Seien wir froh, daß endlich der Friede in Aussicht steht und die Zeit naht, wo wieder die praktische Friedensarbeit mit ihren Aufgaben und Anforderungen in den Vordergrund tritt.

Zwei Vorgänge sind es vor allem, mit denen zunächst diese Friedensarbeit zu rechnen hat: die Rückführung des Heeres in den Friedensstand und die Rückführung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft. Man bezeichnet sie in der offiziellen Terminologie als Demobilmachung und Übergangswirtschaft. Beide stehen in engem Zusammenhang miteinander, denn die Übergangswirtschaft setzt die Demobilisation voraus, da sie der Arbeitskräfte bedarf, und die Demobilmachung wieder muß auf die Bedürfnisse des künftigen Wirtschaftslebens Rücksicht nehmen. Nun ist aber die Demobilmachung im wesentlichen eine militärische Aufgabe, die Übergangswirtschaft hingegen eine solche der bürgerlichen Verwaltung. Daraus ergibt sich eine gewisse Differenz in den Auffassungen und Maßnahmen der beiderseitigen Verwaltungskreise, denen natürlich abweichende Interessen zugrunde liegen. Die Militärverwaltung ist bestrebt, die Demobilisierung nach rein militärischen Gesichtspunkten zu ordnen. Sie möchte diejenigen Truppenkontingente, deren sie noch einige Zeit nach dem Friedensschluß bedarf, sei es zur Erledigung der Heeresauflösung selbst, zur Rückführung und Sicherung der Bestände an Waffen, Material, Lebensmitteln und sonstigem Kriegsbedarf, zur Abwicklung der Dienstobliegenheiten in den besetzten und zu räumenden Gebieten, zu vorübergehender Besetzung der noch okkupierten Gebiete usw., bei den Fahnen behalten und die entbehrlichen Truppenbestände nach Hause schicken. Vermutlich werden dabei die ältesten Jahrgänge zuerst entlassen und die jüngeren am längsten zurückgehalten werden.

Eine ganz andere Regelung der Demobilmachung fordern die Zivilbehörden, denen es obliegt, die Millionen entlassener Heeresangehöriger bei der Rückkehr in die Friedensverhältnisse zu unterstützen. Die Mobilmachung hat sich nach im voraus bis ins kleinste festgelegten Plänen vollzogen. Die militärische Behörde kannte genau ihre Obliegenheiten. Die bürgerlichen Behörden sind leider nicht im Besitz ähnlicher Dienstvorschriften; vielmehr befinden sie sich vielfach über ihre Pflichten bei der Demobilmachung noch sehr

im unklaren und sind daher in begreiflicher Sorge über die ihnen daraus erwachsende Hochflut der Arbeit und Verantwortung.

Das gilt in erster Linie für die *Gemeindeverwaltungen*, denen schon die Kriegswirtschaft ein reichliches Maß von Mühen und Pflichten gebracht hat. Für sie ist der Übergang vom Krieg zum Frieden überdies eine Personal- und Geldfrage, denn es ist kein Zweifel, daß dieser an das gemeindliche Verwaltungspersonal Anforderungen stellen wird, denen dieses weder physisch noch technisch gewachsen sein dürfte. Dazu die Unterstützungsaufgaben. Die Kriegerfamilien müssen weiter unterstützt, bürgerliche Kleidung, Wäsche, Stiefeln beschafft, der Wohnungsnot gesteuert, Erwerbslosen Arbeit vermittelt oder Unterhaltsmittel gewährt, Kranke verpflegt, Durchreisende untergebracht werden. Das alles lastet verwaltungstechnisch und finanziell zunächst auf den Gemeinden, und wenn schließlich auch Reich und Staat den letzteren den größten Teil der gemachten Aufwendungen zurückerstatten, so begreift sich doch die Sorgenlast manches städtischen Oberhauptes und sein Bestreben, einen möglichst großen Teil dieser Pflichten auf die Militärverwaltung abzuwälzen, denn zu alledem kommt noch die Auflösung des *Hilfsdienstes* und die Fürsorge für die Wiedergefundung und Hebung des Wirtschaftslebens, der sich die Gemeinden nicht entziehen können.

Die vielgeplagten Gemeindeverwaltungen fordern daher, daß die Heeresverwaltung die Demobilmachung nicht nach militärischen Gesichtspunkten ordnen möge, sondern sich den Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens, in erster Linie den *Wirtschaftsverhältnissen* unterordnen solle. Sie solle nur diejenigen Heeresangehörigen entlassen, die sofort in geordnete Arbeitsverhältnisse zurückkehren können, und die Beschäftigungslosen so lange zurückhalten, bis das Wirtschaftsleben daheim imstande ist, sie aufzunehmen. Praktisch bedeutet das die Abwälzung der Kosten der Erwerbslosigkeit auf die Heeresverwaltung und die Entlastung der Arbeitsnachweise von allzu großem Andrang Arbeitsuchender.

Drahtisch kam diese Auffassung zur Geltung in der Tagung des *Ver eins für Armenpflege und Wohltätigkeit* im September dieses Jahres, in der der Referent Oberbürgermeister Dr. Cuno (Hagen) den Standpunkt vertrat, daß die Entlassung der Heeresangehörigen nach Friedensschluß nach Maßgabe der bürgerlichen Verhältnisse erfolgen müsse. Auch der Bürgermeister Luppe (Frankfurt a. M.) legte eine Resolution vor, der die Tagung zustimmte, in welcher als unentbehrliche Voraussetzung für die Überleitung in die Friedensverhältnisse die Aufstellung eines Entlassungsplans bezeichnet wurde, bei dem die bürgerlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Kriegsteilnehmer in den Vordergrund gestellt würden. Diese Tagung war vornehmlich von Gemeinde- und Armenverwaltungen beschickt und von kommunalwirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitet. Das erklärt solche Wünsche zur Genüge.

Ganz anders ist natürlich der Interessenstandpunkt der Arbeitgeber, der Angestellten und Arbeiter. Die Arbeitgeber rechnen nach Friedensschluß auf einen völlig freien Arbeitsmarkt, von dem sie die benötigten Arbeitskräfte ohne Verzögerung in jeder Zahl und Auswahl erlangen können. Ihnen ist weder mit einer zwangsweisen Zurückhaltung von Heeresangehörigen noch mit einem Reklamationsverfahren, bei dem sie bestimmte Pflicht-

ten hinsichtlich der Beschäftigung der Entlassenen übernehmen müssen, verdient. Sie verlangen als Voraussetzung für den Wiederaufbau des Wirtschaftslebens das Vorhandensein einer Arbeitskräftereserve, die ihnen die freie Auswahl gewährleistet.

Die Arbeiter und Angestellten haben natürlich an einer solchen schrankenlosen Freiheit des Arbeitsmarktes ebensowenig ein Interesse wie an der militärischen Gebundenheit der Reservearmee. Sie verlangen eine Regelung des Arbeitsmarktes auf bürgerlicher Grundlage durch Arbeitsbeschaffung, Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenunterstützung und fordern von Reich, Staat und Gemeinden rechtzeitige und ausreichende Vorkehrungen dafür, daß die Demobilisation ohne vermeidliche Verlängerung der Dienstzeit und ohne vermeidbare wirtschaftliche Nachteile für die Heeresentlassenen durchgeführt werden kann. Eine Auffassung, die sich fast völlig mit derjenigen der großen Masse der Heeresangehörigen deckt, die seit langem den Tag herbeisehnen, an dem sie den feldgrauen Waffenrock mit dem Friedenskleid vertauschen können, und die um keinen Preis auch nur einen einzigen Tag länger, als es den Pflichten der Landesverteidigung entspricht, von Heimat, Familie und Beruf ferngehalten werden möchten.

Die Argumentation, daß sie einige Monate länger die Gebundenheit des Heeresdienstes auf sich nehmen müßten, weil die daheim mit der Arbeitsbeschaffung und Arbeitsvermittlung noch nicht so weit seien und keine Erwerbslosenhilfe zahlen möchten, bleibt ihnen vollkommen unverständlich, ja geradezu absurd. Sie sind im Gegenteil der Meinung, daß sie sich durch ihre furchtbaren Strapazen, Entbehrungen und Gefahren während des Krieges vor allen Daheimgebliebenen ein wohlbegründetes Recht auf Arbeit erworben hätten, daß sie also die Ersten und Bevorzugten auf dem Arbeitsmarkt zu sein hätten und daß das Reich, das sie aus Arbeit und Brot gerissen habe, sie auch so lange unterstützen müsse, bis ihnen Arbeit verschafft worden sei. Ebenso denken natürlich die Kriegerfamilien, die ihre Ernährer mit Schmerzen zurückerwarteten. Es ist schwer, solchem Verlangen die Anerkennung zu versagen, und besonders schwer für die Heeresverwaltung, die mit den Massen widerwillig zurückgehaltener Krieger sicherlich einen recht schweren Stand haben würde.

Die Organisationen der Arbeiter- und Angestellten-schaft haben in ihrer Eingabe an Bundesrat und Reichstag, die zu den Fragen der Demobilisation und Übergangswirtschaft Stellung nimmt, einen vermittelnden Standpunkt eingenommen, der ebenso den Erwartungen der Kriegsteilnehmer nach sofortiger Entlassung, als auch den Anforderungen des Wirtschaftslebens Rechnung trägt. Von letzteren werden dabei indes nur diejenigen berücksichtigt, die die Nachfrage nach Arbeitskräften betreffen. In der Eingabe wird verlangt:

Die Entlassung der Kriegsteilnehmer aus dem Heeresdienst ist dergestalt zu regeln, daß die für die Wiederaufnahme des normalen Wirtschaftslebens und für die Instandsetzung unentbehrlicher Betriebe benötigten Gewerbetreibenden, Techniker, Werkmeister, Sacharbeiter und Verwaltungsbeamten sofort entlassen werden. Ferner sind die Berufsangehörigen solcher Gewerbe vorzugsweise zu berücksichtigen, in denen sich eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften geltend macht. Im übrigen soll jede Verzögerung der Entlassung vermieden wer-

den. Die Rücksichtnahme auf Arbeitsmangel darf kein Grund sein, die Kriegsteilnehmer länger als militärisch notwendig im Dienst zu behalten.

Diesen Grundsatz haben die Gewerkschaften und Angestelltenverbände an die Spitze ihrer Demobilisationsforderungen gestellt und damit bekundet, daß es die Pflicht der bürgerlichen Behörden und Verwaltungsorgane ist, sich mit ihren Vorbereitungen für den Friedensschluß so zu beeilen, daß die Arbeitslosenfürsorge unmittelbar an die Demobilmachung des Heeres sich anschließen kann. Dieser Anschluß soll keinen zusammenhanglosen Abschnitt für sich allein darstellen. Vielmehr wird ein Zusammenwirken mit den Heeresbehörden, besonders in der Regelung der Arbeitsvermittlung, erwartet. Der Ausbau der Arbeitsnachweise soll gemäß den auch vom Reichstag beschlossenen Forderungen der Arbeiter- und Angestelltenverbände vom März 1915 durch Errichtung öffentlicher paritätischer Arbeitsnachweise für alle Stadt- und Landbezirke, durch Zusammenfassung aller vorhandenen Arbeitsnachweise am Ort in Arbeitsämtern und in großen Bezirken in Zentralauskunftsstellen sowie durch eine Reichsstelle aller Arbeitsnachweise erfolgen. Die offenen Stellen sollen bei einem der allgemeinen oder fachgewerblichen Arbeitsnachweise angemeldet werden. Die Zentralauskunftsstellen vermitteln den Ausgleich bei Mehrangeboten und unbefriedigter Nachfrage nach Arbeitskräften innerhalb ihres Bezirkes, während die Reichsstelle den Ausgleich zwischen den Zentralauskunftsstellen besorgt und die Vorschriften über die Arbeitsvermittlung für die Übergangswirtschaft erläßt. Die Heeresbehörden sollen die Mannschaften zur Erlangung geeigneter Beschäftigung tunlichst unterstützen durch Hinweise auf die zuständigen Arbeitsnachweise sowie durch Auskunfterteilung und Erleichterung des schriftlichen Verkehrs. Die Entlassung der Heeresangehörigen soll nach dem Wohnort der Familie oder bei Nachweis erlangter Beschäftigung nach dem Arbeitsort erfolgen. Den Kriegsteilnehmern, die eine Familie zu versorgen haben, soll nach Möglichkeit die Wiedereinstellung in dem Betrieb, in dem sie bis zu ihrer Einziehung zum Heeresdienst mindestens ein Jahr lang beschäftigt waren, gesichert werden. Darüber hinaus verlangen die Angestelltenverbände eine gesetzliche Sicherung entsprechend der österreichischen Verordnung vom 29. Februar 1916. Über die Möglichkeit der Erfüllung dieser Pflicht sollen im Streitfall Schlichtungsstellen entscheiden. Für die Unterbringung Kriegsbeschädigter werden weitergehende Forderungen erhoben. Es sollen die Betriebsunternehmer, die in der Regel mindestens zwanzig Arbeiter beschäftigen, verpflichtet werden, auf je zwanzig Arbeiter wenigstens einen Kriegsbeschädigten in eine für ihn geeignete Beschäftigung zu nehmen, während Gemeinde- und Staatsbetriebe die vordem bei ihnen beschäftigten Kriegsbeschädigten ohne Rücksicht auf die Zahl der Arbeiter und Angestellten wieder einstellen sollen. Kriegsteilnehmern, die mit erheblich geschwächter Gesundheit aus dem Heeresdienst entlassen werden, soll ein ausreichender Erholungsurlaub und nötigenfalls Kuraufenthalt auf Kosten des Reiches gewährt werden. Das gleiche soll für die im Ausland Internierten nach ihrer Rückkehr gelten.

Schließlich soll die Heeresverwaltung den entlassenen Kriegsteilnehmern zu Zwecken der wirtschaftlichen Erholung und der Ordnung ihrer häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnisse die seitherigen Dienstbezüge als Beurlaubten

für einen vollen Monat weiter gewähren und anschließend daran auch die bürgerliche Kriegerfamilienfürsorge den Angehörigen der entlassenen Heeres- teilnehmer noch einen vollen Monat lang zuteil werden, und zwar ohne Rück- sicht darauf, ob die Angehörigen oder der Heeresentlassene Beschäftigung gefunden haben oder nicht.

In dieser Weise ist ein Ineinandergreifen der militärischen und der bür- gerlichen Fürsorge für die Heeresentlassenen vorgesehen, ohne daß eine längere Zurückbehaltung der Kriegsteilnehmer beim Heeresdienst erfolgt. Voraussetzung dafür ist freilich, daß die bürgerliche Fürsorge nicht im not- wendigen Moment versagt, besonders die *Arbeitslosenfürsorge*. Deshalb wird mit aller Entschiedenheit der Grundsatz aufgestellt: »Die vom Heeresdienst entlassenen Arbeiter und Angestellten, denen eine angemessene Beschäftigung nicht zugewiesen werden kann, erhalten *Arbeitslosen- u n t e r s t ü t z u n g*. Solange eine staatliche Arbeitslosenversicherung nicht eingeführt ist, sind den Gemeinden vom Reiche die hierfür gemachten Auf- wendungen zurückzuerstatten.«

Dieser Grundsatz hat natürlich auch für die entlassenen Hilfsdienstpflighen und für solche Arbeiter und Angestellte Geltung, die aus ihrer Be- schäftigung entlassen werden, um die Wiedereinstellung von Kriegsteil- nehmern zu ermöglichen, solange ihnen nicht andere angemessene Beschäfti- gung zugewiesen wird.

Die Durchführung dieser Grundsätze erheischt eine Reihe von praktischen Vorbereitungsmaßnahmen, die in Ansehung des nicht mehr allzu fernen Friedensschlusses ungehäumt in Angriff genommen werden müssen. Wie wir das im Kriege nicht anders gewöhnt sind, haben die Heeresbehörden als die ersten die nötigen Schritte eingeleitet. Das Kriegsamt für den vaterländi- schen Hilfsdienst hat die große Reorganisation der *Arbeitsnachweise* durch Zwangszusammenschluß unter Zentralauskunftsstellen herbeigeführt, und es ist gegenwärtig damit befaßt, die Grundzüge für das Zusammen- wirken mit den Arbeitsnachweisen bei der Demobilisation aufzustellen, in denen den Truppenteilen eingehende Anleitungen über die Aufklärung der zu entlassenden Mannschaften hinsichtlich der Arbeitsbeschaffung, der Be- nutzung der zuständigen Arbeitsnachweise und der Unterstützung des schrift- lichen Verkehrs zwischen Arbeitsuchenden, Arbeitsnachweis und Arbeitgeber gegeben werden, ferner den Zentralauskunftsstellen und Arbeitsnachweisen geeignete Anleitungen für ihren Verkehr mit den Truppenteilen und Stellungsuchenden.

Als besonders erfreulich darf bezeichnet werden, daß diese Vorbereitungen im Zusammenwirken mit Vertretern der Arbeitgeber- und Gewerkschafts- organisationen sowie öffentlicher Arbeitsnachweise eingeleitet wurden und daß alle diese Gruppen sich über die in Frage kommenden Grundsätze völlig einig waren. Das gilt besonders auch für die Einleitung geeigneter Maß- nahmen, um die voraussichtliche Entwicklung der Beschäftigungsmöglichkeit nach Friedensschluß rechtzeitig festzustellen und dadurch den bürgerlichen Verwaltungen einen erhöhten Antrieb für Arbeitsbeschaffung und Arbeits- losenfürsorge durch Notstandsarbeiten, öffentliche Aufträge und Unter- stützungseinrichtungen zu geben.

Von bürgerlicher Seite ist noch nichts Entscheidendes in gleicher Richtung geschehen. Insbesondere hat bisher weder die Reichsregierung noch

der Reichstag zu diesen Fragen Stellung genommen, abgesehen von der Regelung der Arbeitsvermittlung im Jahre 1915. Hierzu gibt die Eingabe der Gewerkschaften und Angestelltenverbände vom 30. Juni 1917 betreffend die gewerkschaftlichen Forderungen für den Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft den unmittelbaren Anstoß. Soweit sie sich mit den besonderen Demobilisationsfragen beschäftigt, haben wir sie bereits in Kürze gewürdigt; aber auch ihre allgemeinen Forderungen zur Übergangswirtschaft kommen für den Zeitraum der Demobilmachung und für die Wiederbeschäftigung der Kriegsteilnehmer in Betracht. Es ist zu erwarten, daß der Reichstag sich in seiner Wintertagung eingehender mit diesen Dingen befassen wird.

Die G e m e i n d e n stehen den Aufgaben bei der Demobilisation meist noch völlig ungerüstet gegenüber, so daß, wenn von Reich und Staat nichts Ernstliches geschieht, mit der gleichen Ratlosigkeit wie bei der Mobilmachung am Kriegsbeginn zu rechnen ist. Nur die großen Stadtgemeinden werden sich dann im entscheidenden Augenblick, dank der dringenden Mahnungen der sozialdemokratischen Gemeindevertreter, auf ihre sozialen Pflichten besinnen und dasjenige tun, was in beschleunigtem Maße noch getan werden kann. Die mittleren und kleineren Gemeinden hingegen werden sich wieder, wie im ersten Kriegsjahr, vielfach an den dadurch erwachsenden Aufgaben und Kosten vorbeizudrücken suchen und sich auf Reich, Staat und sonstige Nothelfer verlassen. Deshalb ist es dringend notwendig, daß die Arbeitervertreter in den Gemeinden ungesäumt auf die erforderlichen Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung und Arbeitslosenunterstützung hinwirken. Wenn diese Maßnahmen rechtzeitig eingeleitet werden durch Vorbereitung von Nothstandsarbeiten, Ausgabe öffentlicher Aufträge, Herbeiführung von Aufträgen für die örtliche Gewerbetätigkeit, Rohstoffbeschaffung, Kohlenversorgung, Wohnungsbau und dergleichen, dann können ganz erhebliche Summen an Erwerbslosenunterstützung erspart werden. Ein Zusammenwirken mit den Vertretungen des Unternehmertums wie auch der Arbeiter- und Angestelltenchaft ist aber zu diesem Zwecke nötig.

Nach wie vor bleibt jedoch die Schaffung einer ausreichenden Erwerbslosenhilfe die wichtigste Aufgabe der bürgerlichen Fürsorge. Die Erfahrungen des ersten Kriegsjahres, in dem man diese Aufgabe zunächst den Gewerkschaften überließ, die mehr als 20 Millionen Mark dafür aufwenden mußten, dürfen sich nicht wiederholen. Die Bundesratsverordnung vom Dezember 1914, die den Gemeinden die Wiedererstattung von zwei Dritteln ihrer Aufwendungen für Erwerbslosenhilfe zusichert, befindet sich noch in Kraft. Sie muß ergänzt werden durch eine Bestimmung, welche die Gemeinden verpflichtet, solche Hilfe zu gewähren. Das gilt zunächst als Regelung für die dringendste Not nach dem Friedensschluß. Darüber hinaus muß die gesetzliche Einführung einer Arbeitslosenversicherung für das ganze Reich gefordert werden. Die Tagung des Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit hat sich dieser Forderung angeschlossen mit der Maßgabe, daß die Verwaltung dieser Versicherung durch die Gemeinden und Kommunalverbände in Verbindung mit den Berufsvereinen der Arbeiter und Angestellten sowie den Arbeitsnachweisen erfolge und die Kosten für die Übergangszeit überwiegend von Reich und Staat zu tragen seien.

Man kann dieser Forderung, die die Einführung des Genter Systems zuläßt, zustimmen unter der Voraussetzung, daß die unmittelbar notwendigen Maßnahmen in dem bereits angedeuteten Sinne der Erweiterung der Verordnung vom Dezember 1914 nicht verzögert werden. Denn es braucht wohl kaum auf den furchtbaren Ernst der Situation hingewiesen zu werden, der aus dem Zusammenströmen von Millionen entlassener Heeresangehöriger und Massen entlassener Hilfsdienstpflichtiger entstehen kann, wenn diese Massen ohne Beschäftigung und Unterstützung gelassen werden. Wie verlautet, suchen die Ententeregierungen den Krieg zu verlängern, weil ihnen vor der Entwaffnung der Kriegsteilnehmer graut. Deutschland braucht sicherlich aus diesem Grunde den Krieg keinen Tag zu verlängern. Aber die praktische Friedensarbeit muß ernstlich in Angriff genommen werden, denn für die Millionen, die jahrelang in harter Pflichterfüllung den Krieg durchgehalten haben, deckt sich der Friedensbegriff mit **W r o t u n d U r b e i t!**

Trusts und Schleuderkonkurrenz in der Handelspolitik.

Von Max Schippel.

Daß die Trusts — und die trustähnlichen Organisationsgebilde, die hier, dem anglo-amerikanischen Sprachgebrauch folgend, immer unter der abgekürzten Bezeichnung mit einbegriffen sein mögen — auch wegen der Niedrigkeit ihrer Preise staatliche Gegenmaßnahmen in wachsendem Umfange herausfordern würden, hätte in der ersten Blütezeit der erregten Konsumentenagitationen kaum jemand vermutet.

Man sah hier zunächst immer nur die eine Seite des kapitalistischen Monopols: die bereits eingetretene und für die Zukunft erst recht drohende Überfeuerung beim Wegfalle der preisregelnden freien Konkurrenz. Gegen diese Art, eine monopolistische Stellung auszunutzen, kehren sich heute noch die meisten Bestimmungen der innerpolitischen Trustgesetzgebung, wie diese vor allem in überseeischen siedlungskolonialen Gemeinwesen, mit Einschluß der Vereinigten Staaten von Amerika, sich herausbildete.

Mit der Zeit wandte man sich gesetzgeberisch jedoch auch gegen Preisunterbietungen, soweit sie darauf ausgehen, unbequeme Wettbewerber rücksichtslos aus dem Wege zu räumen oder dem Trustwillen ohnmächtig zu unterwerfen. So gilt schon der dritte Teil des australischen Industries Preservation Act 1906/1910 der Verhütung der Schleuderkonkurrenz (der Prevention of Dumping): um, wie es weiter heißt, durch unlauteren Wettbewerb australische Gewerbe nicht vernichten oder schädigen zu lassen, deren Erhaltung für die Gesamtheit von Bedeutung ist. Das Clayton Anti-Trustgesetz, das der amerikanische Kongreß 1914 annahm (An Act to supplement existing laws against unlawful restraints and monopolies and for other purposes) verbietet im § 2 Preisunterscheidungen (discriminations), deren Ergebnis es sein würde, »den Wettbewerb wesentlich zu vermindern oder ein Monopol vorzubereiten« — nachdem schärfere hierhergehörige staatliche Eingriffe am Widerstand des Senates gescheitert waren.

Schließlich gewann dieser Kampf gegen das Dumping auch nach außen hin seine besondere Zuspitzung in der Handelspolitik: von den Trusts

ausgehend und hauptsächlich die Trustpolitik im Auge behaltend, aber nach dem gesetzlichen Wortlaut jedwede Preisschleuderei treffend. Als Störer des wirtschaftlichen Gleichgewichts erscheint hierbei das Ausland, das mit ungewöhnlich billigen Preisen nach Gewinnung des fremden Marktes frachtet; und man weiß, daß solche Interessengegensätze, bei denen das Nationalgefühl mit ins Spiel kommt, gar nicht selten noch leidenschaftlicher und hartnäckiger ausgefochten werden als die inneren Wirtschaftskämpfe, bei denen Gewinn wie Verlust immerhin noch eine Art Ausgleich innerhalb des eigenen Landes erfahren, während man den entsprechenden Gewinn des Auslandes fast immer als reinen nationalen Verlust zu buchen gewöhnt ist.

Unter der Flagge: Kampf gegen die ausländischen Trusts! finden zudem rein schutzjöllnerische Bestrebungen gegen die ausländische Ware viel leichter Anhang und Eingang. Man mag deshalb dieser nach auswärts gerichteten Trustbekämpfung noch kritischer als dem sonstigen Trustgegnertum gegenüberstehen, aber ihr schnelles Umsichgreifen kann nicht überraschen, vor allem nicht in Ländern, die bis weit hinein in die Arbeiterklasse, und oft unter führendem Voranschreiten der Arbeiterklasse, in ihrer öffentlichen Meinung so privatmonopolsfeindlich und zugleich so schutzjöllnerisch sind wie Australien, Kanada, Südafrika, die Vereinigten Staaten und ähnliche Länder der jüngeren und jüngsten kolonialen und halbkolonialen Industrieentwicklung.

Als Vorbild aller neueren Anti-Dumpingklauseln kann wohl der Artikel 5 im kanadischen Zolltarifgesetz vom 12. April 1907 angesehen werden. Da die Mitteilung seines verwickelten Wortlautes in der bekannten vielverschlungenen anglo-amerikanischen Rechtsprache kaum der Erleichterung des Verständnisses dienen würde, so seien die Hauptbestandteile gesondert angeführt. Der Artikel betrifft Einfuhrwaren, bei denen, Verfrachtungs- und alle ähnlichen Kosten in Rechnung gezogen, an Ort und Stelle ihres ersten heimischen Aufkaufes ein »wirklich zu zahlender geringerer Verkaufspreis« sich herausstellt als der »gangbare Marktpreis« derselben Ware, wenn diese für den dort heimischen Verbrauch im üblichen und gewöhnlichen Verfahren zur Zeit ihrer Ausfuhr nach Kanada verkauft worden wäre. Man sucht also als Ausgangspunkt einen Normalpreis der Ware innerhalb des ihr zunächstliegenden nationalen Marktes zu erhalten. Drängt sie unter Verzicht auf größere oder geringere Bruchteile dieses Normalpreises dem internationalen, in diesem speziellen Falle dem kanadischen Markt zu, so betrachtet man dies als abnormen, als unlauteren Wettbewerb, als Dumping. Als Abwehrmittel hiergegen wählte Kanada einen »Zuschlag zu den anderweit festgesetzten Zöllen«, und zwar im großen und ganzen in der Höhe des ausfindig gemachten künstlichen Preisnachlasses: es ist »ein Sonderzoll (special or dumping duty) zu zahlen und zu erheben, der gleich ist dem Unterschiede zwischen dem festgestellten (tatsächlichen) Verkaufspreis der Ware für die Ausfuhr und dem gangbaren Marktwert dafür bei der Abgabe zum heimischen Verbrauch«.

»Dieser Sonderzoll soll für die Ware erhoben und gezahlt werden, auch wenn diese nicht anderweit zollpflichtig ist.

Der genannte Sonderzoll darf indessen 15 Prozent des Warenwertes in keinem Falle überschreiten.«

Dient nachweisbar die »Versendung in Konsignation« (zum kommissionsweisen Weiterverkauf) der Umgehung dieser ganzen Maßnahme, so kann der »Gouverneur im Rate in jedem einzelnen Falle oder für jede Klasse von Fällen ein Verfahren anordnen, wie es ihm notwendig erscheint, um von den betreffenden Waren den gleichen Sonderzoll zu erheben, als wenn die Waren an einen Importeur in Kanada vor ihrer Versendung nach Kanada tatsächlich verkauft worden wäre«.

Gerade in Kanada trifft jedoch auch die andere Seite der Trusts gleichfalls im Zolltarif hervor. Denn nach Artikel 12 kann der Gouverneur im Rate gegenüber Verbindungen zur »ungebührlichen Erhöhung der Gewinne der Hersteller oder Händler auf Kosten der Verbraucher« die sonst vielleicht hochverzollte Ware »zollfrei zulassen oder den Zoll darauf so herabsetzen, daß dem Publikum der Vorteil vernünftigen Wettbewerbes zuteil wird«.

Dieses zweite handelspolitische Vorgehen, mehr der ursprünglichen Art der Trustbekämpfung gleichlaufend, sei heute nur erwähnt, für die eigentliche Betrachtung jedoch beiseite gelassen. Die erste Art ist uns in Deutschland und Europa im Grunde gleichfalls nicht fremd, nur daß sie sich bei uns bisher auf ein bestimmtes Produktionsgebiet und eine der herausforderndsten Preisdifferenzierungen zugunsten der Ausfuhrsteigerung beschränkte. Bekanntlich enthält die Brüsseler Zuckerkonvention, eines der wenigen durch den Krieg nicht ohne weiteres hinfällig gewordenen internationalen Abkommen, seit ihrem ersten Abschluß den vielumstrittenen Artikel 4:

Die hohen vertragsschließenden Teile verpflichten sich, Zucker, der aus Ländern stammt, welche für die Erzeugung oder die Ausfuhr Prämien bewilligen, bei der Einfuhr in ihr Gebiet mit einem besonderen Zoll zu belegen.

Dieser Zoll darf hinter dem Betrage der im Ursprungsland bewilligten direkten oder indirekten Prämien nicht zurückbleiben.

Auch die Mehrheit der europäischen Arbeitervertreter hat damals diese Straf- und Sonderzollklausel zum mindesten nicht unbedingt feindlich beurteilt: in den Ausfuhrländern wegen des in Aussicht gestellten rascheren Verschwindens der drückenden Prämienlast für die Steuerzahler und Zucker-Verbraucher, die eine ganz einseitige Staatshilfe und Bereicherung für einen kleinen Kreis von Produktionsunternehmern darstellte — in den Einfuhrländern wegen der Sorge um einen wichtigen, vielversprechenden Produktionszweig sei es des Rüben bauenden Inlandes, sei es der Rohrzucker pflanzenden Kolonien, deren wirtschaftlichen Schicksalen man nicht mehr mit der Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit begegnete wie früher in der Zeit des allgemeinen manchesterliberalen Kolonialüberdrußes. Jedenfalls hat man sich, bis auf ein paar freihandels-strenggläubige Eingänger, an dem Worte »Zoll« und an dem Verzicht auf den »möglichst billigen Einkauf« nicht gestoßen. Ähnlich wird man jetzt gegen die Erweiterung dieser Politik seitens der Überseestaaten grundsätzliche Einwendungen kaum erheben wollen und können. In der Tat war auch von einem prinzipiellen Proteste der amerikanischen Arbeiter nicht das geringste zu spüren, als kurz vor Abbruch unseres letzten Verkehrs mit den Vereinigten Staaten die dortige Anti-Dumpingbewegung sich zu einem größeren gesetzgeberischen Vorstoß anschickte und nach langen Vorberatungen in folgendem Entwurf des Haushaltsausschusses (des Ways and Means Committee) sich verkörperte:

Es gilt als gesegwidrig, wenn jemand, der sich mit der Einfuhr von Waren in die Vereinigten Staaten befaßt, diese zu einem erheblich niedrigeren Preise verkauft als im Ursprungslande, unter Zuschlag der Kosten für Transport und Versicherung. Wenn ein derartiger Verkauf in der Absicht getätigt wird, die Schaffung einer neuen Industrie in den Vereinigten Staaten zu unterbinden oder eine bestehende zu zerstören, so unterliegt der Schuldige einer Strafe bis zu 5000 Dollar oder Gefängnis bis zu einem Jahre, oder beidem gleichzeitig nach Ermessen des Richters.

Trotzdem kann man die nähere Ausgestaltung des an sich durchaus erwägenswerten Grundgedankes nicht ohne ernste Befürchtungen verfolgen. Die Zuckerkonvention sah zur Nachprüfung des Prämien- und Dumpingwesens eine internationale Kommission vor, bei der jede einseitige Zusammensetzung ausgeschlossen war und die in erster Linie die Höhe der Ausfuhrzuschüsse und die daraus sich ergebenden Ausgleich-Sonderzölle festzustellen hatte. England mit seinen starken Konsumenteninteressen bot, bis zum Zurücktritt dieses Staats, stets ein starkes Gegengewicht gegen mißtrauisch übereifrigen Konkurrenzneid. Die Entscheidungen einer solchen Kommission verschafften sich deshalb ganz von selber so gut wie jederzeit unangefochtene Anerkennung, obwohl mancher verzwickte Streitfall, wie der des russischen Zuckersyndikats bis zur Aufnahme Rußlands in die Konventionsgruppe, auftauchte. Die jüngeren Anti-Dumpinggesetze lassen dagegen der parteiischen, von einseitigen Schutzzollinteressen beeinflussten Abwehr durch bloße Zollverwaltungsorgane oder nicht unbedingt vertrauenswürdige besondere Instanzen, noch dazu lediglich des Einfuhrstaates, allzu weiten Spielraum. Sie beugen allzuwenig der Gefahr vor, daß eine neue Quelle internationaler handelspolitischer Konflikte sich eröffnet und daß der internationale Warenaustausch, für den klare dauerndere Rechtsverhältnisse eine der ersten Lebensnotwendigkeiten sind, unter wechselnden Eingriffen, Mißgriffen und Schikanen unter Umständen mehr zu leiden haben wird wie unter zwar hohen, aber dauernden festumschriebenen Zöllen. Die Schaffung von internationalen oder international anerkannten Instanzen der Untersuchung und Entscheidung, die Einsetzung von Schiedsgerichten, wie sie durch einige der neueren Handelsverträge bereits angebahnt wurden, gewinnt so eine erhöhte Bedeutung — ganz abgesehen davon, daß die vollste Offenlegung der Trustgeschäftsführung sich hier, rein handelspolitisch, mehr und mehr als gesamtstaatliches Interesse und sogar für die exportierenden Kapitalsverbände selber als ein Mittel des Selbstschutzes vor willkürlichen Gegenzöllen herausstellen wird.

Nur unter solchen Voraussetzungen wäre es denkbar, daß man einen praktisch genügenden Mittelweg zwischen dem Meistbegünstigungsrecht der Ausfuhrstaaten und dem Sonderzollstreben der Einfuhrländer erzielt. Denn an sich verbietet die Meistbegünstigung zweifellos allgemein und unterschiedslos, auch gegenüber künstlich unterstützten und geförderten Einfuhren, die Erhebung höherer Zölle, als sie von irgendeinem dritten Lande für die gleiche Ware zu entrichten sind. Sie verbietet Zolldifferenzierungen, gleichviel aus welcher Ursache. Als Graf Witte zu Beginn des Jahres 1901 die ersten nordamerikanischen Ausgleichszölle gegen russischen Prämienzucker mit Kampfzöllen auf amerikanische Eisen- und Stahlwaren beantwortete und damit einen heftigen russisch-amerikanischen Zollkrieg heraufbeschwor,

hatte er das formale handelspolitische Recht unleugbar auf seiner Seite, denn der Artikel 6 des russisch-amerikanischen Handelsvertrages vom 18. Dezember 1832 sagte in voller Übereinstimmung mit den üblichen Meistbegünstigungsklauseln klar und deutlich:

Keine höheren oder andersgearteten Zölle sollen russischen Erzeugnissen bei der Einfuhr nach den Vereinigten Staaten auferlegt werden, . . . als sie von den gleichen Erzeugnissen irgendeines anderen Auslandsstaates zu entrichten sind oder sein werden.

Aber ebenso rasch fügte sich Rußland später der international bekundeten Willens- und Handlungsübereinstimmung. So wäre wohl auch die hier in Frage kommende weitergehende Umbildung und Einschränkung der Meistbegünstigungsauffassung nur zu erreichen, wenn, wie bei der Brüsseler Zuckerkonvention, nicht nur über die zu bekämpfenden Auswüchse des internationalen Wettbewerbs Einverständnis herrschte, sondern wenn weiter die Zweckmäßigkeit und die gerechte Abstufung der Gegenmaßnahmen irgendwie international verbürgt erschiene.

In einigen der letzten deutschen Tarifverträge war bereits schiedsgerichtlicher Austrag vorgesehen für Meinungsverschiedenheiten über »die Auslegung oder Anwendung der Tarife, über die Anwendung der Meistbegünstigungsklausel . . . und über die Auslegung anderer Bestimmungen« (siehe beispielsweise die eingehendere Vereinbarung in Artikel 22 des deutsch-schwedischen Vertrags von 1911). Eine wesentliche Fortbildung dieser heute noch schwachen Keime für internationale handelspolitische Verständigung und Organisation wäre eine Vorbedingung zu friedlicherer Lösung auch der Frage des preisdrückenden internationalen Trustwettbewerbs, solange und soweit die eigene heimische Trustgesetzgebung den Folgen und Auswüchsen der monopolistischen inneren Marktbeherrschung noch nicht genügend Schranken zu setzen vermag.

Mehr Mutterchutz und Säuglingschutz.

Von Rudolf Wiffell.

Der Uderlaß, dem die am Kriege beteiligten Völker unterworfen sind, hat in allen Staaten die Sorge für die Zukunft des Volkes wachgerufen. Überall schaut man nach den Mitteln der Regeneration des Volkes aus. Die Erschöpfung der Volkskraft macht sich um so schwerer geltend, als mit ihr ein ganz wesentliches Nachlassen der Geburtenhäufigkeit parallel geht. Würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon bei einer den Vorjahren entsprechenden, also bei gleichgebliebener Geburtenhäufigkeit die Volkszahl infolge der Kriegsoffer vermindert haben, so ist diese Verminderung durch die rapide Abnahme der Geburten während des Krieges eine ganz wesentliche geworden. Genaue zusammenfassende Zahlen liegen bezüglich dieses Geburtenausfalls für Deutschland nicht vor. Wer aber Augen zum Sehen hat, weiß, daß es sich hier um ganz erhebliche Ziffern handelt. Jedenfalls stehen wir vor der Tatsache einer starken Verminderung unserer Volkszahl infolge des Anstiegs der einen und des Abfalls der anderen Zahlenreihe. Dabei kann dahingestellt bleiben, ob nicht das Anwachsen der Sterblichkeitsziffer durch das Männersterben der Kriegszeit auch durch eine vermehrte Sterblichkeit der Zivilbevölkerung mit bedingt ist.

Schon vor dem Kriege bildete der Rückgang der Geburtenhäufigkeit ein ernstes bevölkerungspolitisches Problem, hat doch, von ganz geringen Schwankungen ab-

gesehen, von Jahr zu Jahr die Zahl der Neugeborenen abgenommen, nicht nur relativ, sondern auch absolut. Stellt man die Zahlen für die Jahre seit 1900 zusammen, so ergibt sich folgendes Bild.

Es wurden in Deutschland geboren:

Im Jahre	Absolute Zahl	Pro 1000 Einwohner	Im Jahre	Absolute Zahl	Pro 1000 Einwohner
1900	2080657	36,8	1908	2078880	33,0
1901	2097838	36,9	1909	2038357	32,0
1902	2089414	36,2	1910	1982836	30,7
1903	2046206	34,9	1911	1927039	29,5
1904	2089347	35,2	1912	1925883	29,1
1905	2048453	34,0	1913	1894598	28,3
1906	2084739	34,1	1914	1874389	27,6
1907	2060973	33,2			

In den siebziger Jahren kommen auf 1000 Einwohner noch zirka 40,5, in den achtziger Jahren 38, in den neunziger Jahren nur noch zirka 37 Geborene, 1914 gar nur 27,6. Der Rückgang ist also ein bedeutender.

Nun ist zwar demgegenüber die Sterblichkeitsziffer im Laufe der verflossenen Jahre ganz wesentlich herabgegangen; aber es dürfte recht fraglich sein, ob sie sich auch weiter in gleichem Maße vermindern wird. Die von der Natur gezogene Grenze dürfte nicht mehr sehr fern liegen. Dem möge nun aber sein, wie ihm wolle, jedenfalls kann in der nächsten Zeit auf ein weiteres Herabsinken der Sterblichkeitsziffer, da der Krieg den Altersaufbau der Bevölkerung beträchtlich verschoben hat, nicht gerechnet werden. Und zugleich wird voraussichtlich die Geburtenhäufigkeit eine weitere Verminderung erfahren, da gerade die für die Fortpflanzung wertvollsten Jahrgänge der männlichen Bevölkerung durch den Krieg am meisten gelichtet worden sind; zudem werden die körperlichen und seelischen und auch vor allem die wirtschaftlichen Nachwirkungen des Krieges die Geburtenzahl weiter herabdrücken. Dazu kommt, daß die Frauenarbeit während des Krieges ganz wesentlich zugenommen hat.

Dieser Abnahme der Volksvermehrung energisch entgegenzutreten, ist eine der nächsten, wichtigsten Aufgaben unserer sozialpolitischen Gesetzgebung. Mannigfache Ansätze sind bereits vorhanden. Sie wie die Kriegswochenhilfsverordnungen zeigen uns den Weg, der weiter verfolgt werden muß, um Müttern und Neugeborenen den Schuß zuteil werden zu lassen, der ihnen von Rechts wegen zusteht.

Nach der Gewerbeordnung (§ 137, Absatz 6) dürfen Arbeiterinnen vor und nach der Entbindung im ganzen während acht Wochen nicht beschäftigt werden. Ihr Wiedereintritt in die Beschäftigung ist an den Nachweis gebunden, daß seit ihrer Niederkunft wenigstens sechs Wochen verflossen sind. Anknüpfend hieran bestimmt die Reichsversicherungsordnung (§ 195 bis 205), daß Wöchnerinnen, die im letzten Jahre vor der Niederkunft wenigstens sechs Monate hindurch auf Grund der Reichsversicherung oder der landesgesetzlichen Knappschaftsversicherung gegen Krankheit versichert gewesen sind, für acht Wochen, von denen mindestens sechs in die Zeit nach der Niederkunft fallen müssen, ein Wochengeld in Höhe des Krankengeldes erhalten. Für Mitglieder von Landkrankenkassen, die nicht der Gewerbeordnung unterstehen, kann durch die Kassensatzung die Dauer des Wochengeldbezugs bis auf vier Wochen herabgemindert werden. Mit Zustimmung der Wöchnerin kann die Kasse an die Stelle des Wochengeldes die Kur und Verpflegung in einem Wöchnerinnenheim treten lassen; sie kann auch Hilfe und Wartung durch Hauspflegerinnen gewähren und dafür bis zur Hälfte das Wochengeld abziehen. Versicherungspflichtigen Ehefrauen oder allen weiblichen Versicherungspflichtigen können ferner durch die Satzung Hebammen- und ärztliche Geburtshilfen, die bei der Niederkunft erforderlich werden, zugebilligt werden. Die Satzung kann weiter den Schwangeren, die der Kasse mindestens ein halbes Jahr

angehören, wenn sie infolge der Schwangerschaft arbeitsunfähig werden, ein Schwangerengeld in Höhe des Krankengeldes bis zur Gesamtdauer von sechs Wochen zubilligen, sie darf aber auf die Dauer dieser Leistung die Zeit der Gewährung des Wochengeldes vor der Niederkunft anrechnen; sie kann ferner Hebammendienste und ärztliche Behandlung, die bei Schwangerschaftsbeschwerden erforderlich werden, zubilligen. Die Säugung kann weiter den anspruchsberechtigten Wöchnerinnen, solange sie ihre Neugeborenen stillen, ein Stillgeld bis zur Höhe des halben Krankengeldes und bis zum Ablauf der zwölften Woche nach der Niederkunft gewähren.

Das ist aber auch fast alles, was an gesetzlichen Ansätzen eines Mutter- und damit auch Säuglingschutzes in Deutschland vorhanden ist.

Der Krieg hat freilich eine gewisse Änderung gebracht. Was in der Friedenszeit nicht möglich schien, ist unter den Kriegsverhältnissen zur selbstverständlichen Tat geworden. Für die große Mehrzahl der Mütter und damit der Kinder ist durch die Kriegswochenhilfsverordnungen ein Schutz geschaffen, der weit über die Ansätze der Friedenszeit hinausgeht. Doch genügt auch diese Maßnahme nicht, denn des Schutzes dieser Verordnungen sind nur die Wöchnerinnen teilhaftig, deren Ehemänner Kriegs-, Sanitäts- und ähnliche Dienste leisten und vor dem Dienstantritt in den vorangegangenen zwölf Monaten mindestens 26 Wochen oder unmittelbar vorher mindestens 8 Wochen gegen Krankheit versichert waren, ferner die unverheirateten Wöchnerinnen, wenn sie unbemittelt sind und das Kind Anspruch auf die gesetzliche Familienunterstützung hat. Gewährt werden: eine Entbindungsbeihilfe von 25 Mark, 10 Mark zu ärztlicher oder Hebammenhilfe bei Schwangerschaftsbeschwerden, ein Wochen- und Schwangerengeld von 1,50 Mark täglich für die Dauer von acht Wochen und ein Stillgeld von einer halben Mark bis zum Ablauf der zwölften Woche nach der Entbindung. Schließlich ist dann diese Fürsorge auch auf die Ehefrauen der im vaterländischen Hilfsdienst Beschäftigten und die in diesem Hilfsdienst selbst tätigen weiblichen Personen ausgedehnt worden.

Dafß es sich bei dieser Fürsorge nicht um eine bloße Maßnahme der Kriegszeit handeln darf, ist nicht zweifelhaft. Es fragt sich nur, ob sie genügt, den Müttern und Kindern den notwendigen Schutz zu gewähren. Noch sterben bei uns in Deutschland im ersten Lebensjahr rund 300 000 Kinder, im zweiten 45 000, im dritten 16 000, im vierten 10 000 und im fünften 8000 Kinder. Die große Säuglingssterblichkeit hängt eng mit der wirtschaftlichen Lage der Mütter zusammen. Die Tatsache der großen Säuglingssterblichkeit der unehelichen Kinder beweist diesen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Lage und Todeshäufigkeit in deutlichster Weise. Den 16 bis 17 Prozent der im ersten Lebensjahr überhaupt Gestorbenen stehen die ehelichen und die unehelichen Kinder mit 15,4 bzw. 25,3 gegenüber. Dabei sind noch manche der unehelich Geborenen den ehelich Geborenen durchaus gleichzustellen, weil die Ehe kurz nach der Geburt geschlossen wurde und damit das Kind in geordnete Verhältnisse hineinkam.

Ferner stehen die Berufsarbeit der Mütter und die Säuglingssterblichkeit im engsten Zusammenhang miteinander. Ich komme deshalb in der Darlegung unserer sozialpolitischen Forderungen, die ich für den Parteitag aufgestellt habe, zu dem Ergebnis, daß die gewerbliche Beschäftigung von Arbeiterinnen während der 8 Wochen vor der zu erwartenden Entbindung und während der ersten 26 Wochen nach derselben grundsätzlich zu verbieten ist. Für die weiteren 26 Wochen darf eine gewerbliche Beschäftigung nur für die Dauer von 4 Stunden täglich stattfinden. Das sind Forderungen, die freilich hinsichtlich des Umfangs über das bisher geforderte Maß weit hinausgehen. Man wird ihnen auch sicherlich entgegenhalten, daß sie die Frauenarbeit zu verhindern geeignet seien, daß diese aber aus allgemeinen volkswirtschaftlichen Gründen gerade in der Zeit nach dem Kriege nicht entbehrt werden könne. Einwände dieser Art sind jedoch unbe-

gründet. Es würde schlimm um die Volkswirtschaft stehen, wenn sie durch die Arbeit der schwangeren Frauen und der stillenden Mütter gestützt werden müßte. Die große Zahl der Totgeburten und die außerordentliche Höhe der Säuglingssterblichkeit zeigen, daß die Arbeit dieser Frauen kein volkswirtschaftliches Plus, sondern im Endergebnis ein erhebliches Minus ist. Nur auf Kosten des werdenden Lebens und zum Schaden der Gesundheit der Mutter kann eine solche Arbeit geleistet werden. »Niemals«, sagt der Präsident des Reichsversicherungsamts Dr. Kaufmann, »war das Kind heiliger, die Mutter mehr ein Hort der Zukunft als jetzt, wo der Kampf so gewaltige Opfer an Menschenleben fordert.«

Die nach den oben erwähnten Vorschriften der Reichsgewerbeordnung gegebene Möglichkeit, schwangere Frauen bis zur Entbindung zu beschäftigen, schafft den Keim schwerster Schädigung für Mütter und Kinder. Die 55 845 Totgeburten, die wir im Jahre 1914 zu verzeichnen hatten, reden eine eindringliche Sprache.

Der der Mutter heute nach der Entbindung gewährte Schutz von 6 Wochen Arbeitsruhe ist lediglich mit Rücksicht auf die Mutter selbst festgelegt. Rücksichten auf das geborene Kind sprechen nicht mit. Nun zeigen aber die Erfahrungen, daß das Kind in der Pflege der Mutter meist am besten gedeiht. Deshalb muß das Verbot gewerblicher Arbeit für die Mutter unbedingt für das ganze erste halbe Jahr gelten. Nur wenn der Mutter von der Natur die Gabe versagt ist, das Kind selbst nähren zu können, wird man ihr eine vierstündige tägliche Arbeit gestatten dürfen. Eine längere Arbeitszeit würde nur dann bewilligt werden können, wenn eine anderweite, einer ordnungsmäßigen mütterlichen gleichwertige Pflege des Kindes nachgewiesen wird.

Selbstverständlich kann der Mutter nicht der ihr aus einem solchen Arbeitsverbot erwachsende Ausfall an Arbeitseinkommen allein auferlegt werden. Es müßte ihr auch wirtschaftlich die Möglichkeit geboten werden, sich der Pflege ihres Kindes zu widmen. Das würde durch eine Ausgestaltung der Wochenhilfe der Reichsversicherungsordnung zu einer auf die ganze minder bemittelte Bevölkerung zu erstreckenden Mutterschaftsversicherung sich erreichen lassen. Sie müßte die Behandlung von Schwangerschaftsbeschwerden, die Gewährung von Hebammendiensten und ärztlicher Behandlung, eines entsprechenden Wochengeldes und eines angemessenen Stillgeldes sichern. Ein Wochengeld in Höhe des Krankengeldes, wie es heute gewährt wird, würde dazu freilich nicht ausreichen. Das Krankengeld ist an sich schon zu gering. Es würde mindestens auf 60 Prozent des der Berechnung zugrunde liegenden Tagesarbeitsverdienstes zu bemessen und das Wochengeld dann in Höhe des eineinhalbfachen Krankengeldes zu erhöhen sein. Daß den unehelichen Müttern keine minderen Rechte zuteil werden dürfen wie den ehelichen, braucht nicht besonders betont zu werden.

Die schweren Menschenverluste haben auch verschiedene die Geburtenvermehrung bezweckende Vorschläge hervorgerufen, darunter den neuen Gedanken einer Elternschaftsversicherung. Sie ist die Ergänzung und Fortsetzung der Mutterschaftsversicherung. Erscheint der Gedanke der Elternschaftsversicherung auch noch neu, manchem vielleicht sogar utopistisch, so liegt er doch im Zuge der Zeit. Die Mutterschaftsversicherung sorgt nur für die Zeit der Entbindung und des zartesten Alters des Kindes. Die Kosten der Kinderaufzucht wachsen aber naturgemäß mit dem Heranwachsen der Kinder. Die aus dieser Belastung entstehenden Sorgen verhindern die Entstehung manches Lebens. Die Kosten der Erziehung will daher die Elternschaftsversicherung von der Gesellschaft getragen wissen, die sich ohne das Heranwachsen eines gesunden, lebenskräftigen Nachwuchses nicht entwickeln kann. Daß solche Versicherung möglich wäre, unterliegt keinem Zweifel. Die Erörterung dieser Fragen geht jedoch über den Rahmen dieser kurzen Abhandlung hinaus. Deshalb soll sie als logische Folgerung der Mutterschaftsversicherung hier nur andeutungsweise erwähnt werden.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Der französische Parteikongreß von Bordeaux.

Über den vom 6. bis 9. Oktober in Bordeaux abgehaltenen französischen Parteitag fehlen bisher noch genaue Sitzungsberichte. Französische Zeitungen, die solche Berichte enthalten, sind bis zum Redaktionsschluß (12. Oktober) noch nicht eingelaufen. Es läßt sich daher der Inhalt und das Ergebnis der Verhandlungen nur nach den kurzen telegraphischen Meldungen der Agence Havas und einiger schweizerischer Blätter beurteilen.

Zweifellos ist, daß die Friedenssehnsucht und die Neigung, die Kriegszielforderungen zu mäßigen, weiteren Boden in der französischen Sozialdemokratie gewonnen und der linke wie der rechte Flügel der französischen Minderheit sich der »Kien-thaler« Richtung genähert hat. Die Ausführungen der Redner dieser Richtung auf dem Parteitag, besonders Brizon und Rassin-Dugens', fanden durchweg bei den Minderheitsdelegierten starken Beifall, und mehrfach verhandelten die Führer beider Gruppen über die vorliegenden Anträge vertraulich miteinander, wie sie sich denn auch meist bei den Abstimmungen auf der gleichen Linie zusammenfanden.

Im ganzen läßt sich daher, was das Verhältnis der verschiedenen Parteirichtungen anbelangt, mit Sicherheit konstatieren, daß die Differenzen zwischen den einzelnen Minderheitsgruppen sich beträchtlich abgeschliffen haben; andererseits aber die gesamte Minderheit heute der Mehrheitsrichtung geschlossenere als je gegenübersteht.

Der den Kongreß beherrschenden Friedensstimmung gewisse Zugeständnisse zu machen, sah sich die Mehrheit wiederholt genötigt — aber lediglich aus taktischen Gründen. Ihre Auffassung der Kriegslage hat sich nicht geändert. Deutlich trat in den Reden der Leiter dieser Gruppe, vornehmlich Renaudels, Compère-Morels, Thomas' und Varennes der Wille hervor, an der Forderung der »Desannexion« Elsaß-Lothringens um jeden Preis festzuhalten, sei es auch um den einer Fortsetzung des Krieges bis zur völligen Erschöpfung oder bis zum Weißbluten, deshalb alle von der Regierung geforderten Kriegskredite glatt zu bewilligen und bei erster sich bietender Gelegenheit wieder Ministerposten zu übernehmen, ganz gleich, ob die Regierung sich zur Gewährung von Pässen für die Reise nach Stockholm versteht und Garantien für eine festere Haltung gegenüber der Reaktion bietet oder nicht. Nach der Rede von Thomas am letzten Tage der Sitzung scheint es sogar, als ob bereits sein Wiedereintritt in die Regierung demnächst bevorsteht. Offen erklärte Compère-Morel in der Sonntagsitzung, am 7. Oktober, als ein Mitglied der Minderheit, Mistral, die Teilnahme an der Regierung von der Bewilligung der Pässe abhängig machte, die Partei habe die Verpflichtung, die Regierung in jedem Falle zu unterstützen, auch wenn sie die Ausstellung von Pässen nach Stockholm verweigere, und er fand bei dieser Stellungnahme nicht nur die Unterstützung Renaudels, sondern auch die laute Zustimmung seiner Parteigruppe.

Auch Milhaud und Goud, ein Mitglied des rechten Flügels der Minderheit, erklärten sich am Montag für die Teilnahme an der Regierung, auch wenn diese bei ihrer Verweigerung der verlangten Pässe für Stockholm beharre. Ein Antrag Longuets und Pressemanes, den Wiedereintritt von Sozialisten in das Ministerium von gewissen Zugeständnissen abhängig zu machen, fand selbst bei der Minderheit nicht ungeteilte Zustimmung.

Für die Stellung der Mehrheit zur geplanten Stockholmer Friedenskonferenz ist übrigens charakteristisch, daß Thomas in der Schlußsitzung für nötig hielt, seine Stellung zur Stockholmer Kongreßfrage dahin zu präzisieren, daß er sich zwar mit der Entsendung französischer Delegierten nach Stockholm einverstanden erklärte, aber die Festsetzung eines bestimmten Termins für den Stockholmer Kongreß nicht für angebracht hielt, und daß ferner Compère-Morel in der Montagsitzung den

Friedenskongreßplan für einen deutschen Gedanken erklärte, der dem Petersburger Arbeiter- und Soldatendeputiertenrat von der deutschen Parteimehrheit suggeriert worden sei. Als Cachin dem widersprach, bestätigte Thomas die Behauptung Compère-Morels und warnte zugleich vor den deutschen Schlingen.

Die von der Minderheit dem Parteitag vorgelegte Resolution ist denn auch ein gar seltsames pathetisches Elaborat. Sie macht der Friedenssehnsucht das Zugeständnis, baldigen Friedensschluß zu fordern, erklärt dann aber, daß die französische Partei »jeden unbedingten Frieden ablehne und nur einen Frieden der Wiederherstellung, einen siegreichen Frieden« anzunehmen vermöge. Als das beste Mittel, zu einem solchen baldigen Frieden zu gelangen, bezeichnete sie denn auch die vorläufige energische Fortsetzung des Krieges, indem sie sich nach telegraphischer Meldung folgende eigenartige Argumentation leistet:

»Die sozialistische Partei vergißt nicht, daß der Kapitalismus, die Kolonien und die imperialistische Politik die Quellen sämtlicher Friedensgefährdungen darstellen, und verlangt daher, daß der Friede auf der Grundlage der Schiedsgerichte, der Vorherrschaft des Rechtes über die Gewalt und auf dem Völkerbund aufgebaut werde, nicht auf dem Willen der Regierenden, sondern auf dem der proletarischen Massen. Dieser Friede muß nicht nur gerecht und von Dauer sein, sondern auch rasch kommen. Daher verlangt die Partei sowohl von der nationalen wie auch von der internationalen Politik eine energische Kriegsführung.«

Im weiteren erklärt sich die Resolution für die Einsetzung eines parlamentarischen aktionsfähigen Kriegsausschusses sowie für die Kontrolle des Parlaments über das Heer, Vermehrung der schweren Artillerie, Unterdrückung der religiösen Propaganda unter den Truppen, Bewilligung der Kriegskredite, Teilnahme an der Regierung, Abschaffung der Geheimdiplomatie usw.

Den Schluß der sehr lang geratenen Resolution bildet eine Aufforderung an die deutsche Sozialdemokratie, besonders die »Unabhängigen«, baldigst Revolution zu machen — in welchem Falle ihr von der französischen Mehrheit für das zu errichtende neue demokratische Regiment Wohlwollen und Schonung versprochen wird.

Der Kongreß hat diesen Mehrheitsbeschluß mit 1152 gegen 831 Stimmen angenommen. Das Abstimmungsverhältnis zeigt, daß auch ein Teil des rechten Flügels der Minderheit dafür gestimmt hat.

* * *

Wie wenig die Mehrheit der französischen Sozialdemokratie geneigt ist, ihre Haltung zu ändern, kommt auch in der Stellungnahme der »Humanité« zur Berner Internationalen Gewerkschaftskonferenz zum Ausdruck. Das Blatt bedauert, daß der Beschluß des Französischen Gewerkschaftsbundes, zehn Delegierte nach Bern zu schicken, durch die von der französischen Regierung beliebte Paßverweigerung vereitelt worden ist; aber es begründet sein Bedauern nicht damit, daß durch dieses Vorgehen des französischen Ministeriums der Verständigungsversuch zwischen deutschen und französischen Gewerkschaftern verhindert wurde, sondern daß infolgedessen die geplante Demütigung der deutschen Gewerkschaften nicht zur Ausführung gelangen konnte.

»Man muß es aussprechen,« meint die »Humanité«, »daß unsere Regierung einen um so größeren Teil der Verantwortlichkeit tragen wird, als die Verlegung des Sekretariats aus Berlin eine nicht unwesentliche moralische Bedeutung für die Sache der Alliierten haben dürfte, während umgekehrt die Paßverweigerung sicherlich vom deutschen Imperialismus sowohl in Deutschland wie in den neutralen Ländern ausgenutzt werden wird.«

Literarische Rundschau.

Paul Lange, Die Neuorientierung der Gewerkschaften. Leipzig 1917, Verlag der Leipziger Buchdruckerei-Verlagsgesellschaft. 39 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Diese Schrift stellt sich als das erste Heft einer »Sozialdemokratischen Gewerkschaftsbücherei« vor, die nach einer Mitteilung des Verlags im Gegensatz zur offiziellen Gewerkschaftsliteratur stehen und die Aufgabe haben soll, das Monopol, das angeblich die Gewerkschaftsführer in der schriftlichen Diskussion von Gewerkschaftsfragen besitzen, zu brechen. (In Wahrheit hat jedes Gewerkschaftsmitglied das Recht der Mitarbeit an seinem Gewerkschaftsblatt, und dieses Recht wird von den Mitgliedern auch sehr fleißig und durchaus nicht immer im Sinne der Gewerkschaftsleitungen ausgeübt.) Diese Gewerkschaftsbücherei soll also dem Kampfe gegen die Gewerkschaftsleitungen dienen und ein Agitationsmittel für die Partei der »Unabhängigen« sein. In gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade wird mit der Herausgabe dieser »Gewerkschaftsbücherei« der Antrag verwirklicht, der auf der Reichskonferenz der »Unabhängigen« am Anfang dieses Jahres von der Gruppe der Internationalen Sozialisten gestellt worden ist und der die Schaffung eines besonderen Gewerkschaftsorgans zum Zwecke eines systematischen Kampfes gegen die heutige Politik der Gewerkschaften und die Gewerkschaftsinstanzen forderte.

In diesem Sinne ist auch die Schrift Paul Langes gehalten. Sie ist eine Kampfschrift und als solche nichts weniger als objektiv. Die Schrift enthält keinerlei neue Gedanken, und ihr Titel ist in jeder Weise irreführend. Ihr Zweck soll offenbar der Nachweis sein, daß die Politik der Gewerkschaften während des Krieges falsch war. Allein diese Politik wird in der Schrift auch nicht annähernd erschöpfend dargestellt, sondern es wird von ihr nur in einigen wenigen Beispielen ein Zerrbild gegeben. Noch viel weniger wird in dem Schriftchen bewiesen, daß eine andere Politik mehr im Interesse der Arbeiter gelegen hätte als die von den Gewerkschaften eingeschlagene.

Ein großer, sehr großer Teil des Schriftchens wird mit Zitaten ausgefüllt, die obendrein so schlecht zusammengestellt und so mangelhaft kommentiert sind, daß man stellenweise kaum weiß, was der Verfasser eigentlich mit ihnen will. Unschwer will er dartun, daß die Gewerkschaften am Anfang des Krieges in Illusionen befangen gewesen seien. Bewiesen wird dies aber nicht, wenn man nicht zwei aus dem Zusammenhang gerissene Zitate aus Gewerkschaftsblättern und eine Äußerung eines parteigenössischen Schriftstellers als Beweis ansehen will.

Ein besonderes Kapitel widmet der Verfasser dem Nachweis, daß zwischen dem Nominallohn und dem Reallohn des Arbeiters im Laufe des Krieges eine steigende Spannung eingetreten ist — eine Tatsache, die wohl von keinem Gewerkschafter bestritten, wohl aber vielfach hervorgehoben und als Begründung zur Erlangung von Lohnerhöhungen und Teuerungszulagen verwendet worden ist. Zur Verminderung der Spannung zwischen Nominallohn und Reallohn haben die Gewerkschaften bekanntlich auch während des Krieges Kämpfe geführt. Wenn sich diese auch zum Teil in anderen Formen geäußert haben als vor dem Krieg, so sind sie doch nicht erfolglos geblieben. Das mag nun freilich Paul Lange nicht gerne zugeben. Er sucht deshalb die Leistungen der Gewerkschaften durch die Behauptung zu verkleinern, die Lohnerhöhungen der Arbeiter während des Krieges seien nicht so sehr auf die Tätigkeit der Gewerkschaften als auf den Bedarf an Arbeitskräften zurückzuführen. Die Tatsachen reden bekanntlich, wenigstens soweit die Gesamtheit der Arbeiter in Frage kommt, eine ganz andere Sprache!

Des weiteren nimmt Paul Lange Anstoß an den nach Kriegsausbruch gegründeten, hauptsächlich der Arbeitsbeschaffung und der Sorge für die Kriegsverletzten dienenden Arbeitsgemeinschaften. Er verteidigt aber gleichzeitig die Haltung des mit unter seiner Leitung stehenden Handlungsgehilfenverbandes, der zwar keine

Arbeitsgemeinschaft mit Unternehmern geschlossen, der aber doch, gleichwie dies in den Arbeitsgemeinschaften geschieht, zur Erreichung gemeinsamer Ziele gemeinsam mit den Arbeitgebern des Handelsgewerbes gearbeitet und gemeinsame Interessen gemeinsam vertreten hat.

Auch zu unmittelbaren Unterstellungen greift der Verfasser, um seinen Zweck zu erreichen, zum Beispiel wenn er es so darstellt, als ob die deutschen Gewerkschaften oder Teile von ihnen infolge der nationalistischen Stimmung ihrer Mitglieder ein Einwanderungsverbot für ausländische Arbeiter verlangt hätten, während bis jetzt in Wirklichkeit lediglich die Frage diskutiert worden ist, ob die deutschen Gewerkschaften eine Regelung der Einwanderung nach den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes fordern sollen, ähnlich wie dies die Gewerkschaften der Entente-Länder bereits getan haben. Ferner auch, wenn er die Behauptung aufstellt, die deutschen Gewerkschaftsführer hätten, um die nationale Gesinnung der Arbeiter nicht zu beeinträchtigen, die Forderung der Ententegewerkschaften bezüglich der Aufnahme von Arbeiterschutzbestimmungen in die Friedensverträge bis Mai 1917 verheimlicht.

Im vorletzten Kapitel seines Schriftchens kritisiert Paul Lange die Stellungnahme der Gewerkschaften zum Koalitionsrecht (Streikrecht der Eisenbahner, Abänderung des Reichsvereinsgesetzes, Hilfsdienstgesetz), wobei er ebenfalls reichlich Zitate einstreut.

Die Schrift Paul Langes ist keine erfreuliche Erscheinung, weder ihrem Zweck noch ihrem Inhalt nach. Ihre Mängel sind so zahlreich und offenkundig, daß vermutlich selbst die politischen Freunde des Verfassers an ihr keine Freude haben werden.

A. Ellinger.

Notizen.

Rückgang des Suezkanalverkehrs. Wie das jüngst veröffentlichte Weißbuch über den Schiffsverkehr durch den Suezkanal nachweist, hat dieser Verkehr beträchtlich unter der Einwirkung des Unterseebootskriegs gelitten. Den von Lesseps mit französischem, türkischem und ägyptischem Geld erbauten Kanal — England sicherte sich erst dadurch seinen Einfluß, daß es 1875 dem bankrotten ägyptischen Vizekönig 176802 Suezkanalaktien für 107 Millionen Franken abkaufte — benutzten 1870 erst 486 Schiffe mit einem Gehalt von 654 915 Bruttotonnen. Der Vorteil einer schnellen Verbindung Westeuropas mit den Häfen Indiens, Chinas und der Inselwelt des Stillen Ozeans führte jedoch zu einer raschen Zunahme der den Kanal passierenden Schiffe, beträgt doch zum Beispiel der Seeweg von London nach Bombay um Afrika herum 11 188 Seemeilen, durch den Suezkanal nur 6307 Seemeilen. 1900 benutzten schon 3441 Schiffe mit einem Raumgehalt von 13 699 238 Bruttotonnen den Kanal, und im Jahre vor dem Kriege, 1913, stieg die Anzahl der Schiffe auf 5085 mit 27 737 180 Tonnen.

Nach den Angaben des Weißbuches hat dieser Verkehr ganz enorm abgenommen. Schon im Jahre 1916 ist die Zahl der passierenden Schiffe auf 3110 gesunken, obgleich in jenem Jahre der Unterseebootskrieg noch nicht »uneingeschränkt« geführt wurde und durch den Kanal an Truppen 235 441 Mann befördert wurden. Der neuere Unterseebootskrieg hat diese Zahl noch beträchtlich vermindert. Für das erste Halbjahr 1917 hat sich der Gesamtverkehr nur noch auf 4 257 000 Bruttotonnen gestellt.

In gleichem Maße sind die Kanaleinnahmen gefallen. 1913 haben sie in runder Summe 130 Millionen Franken erbracht, 1914 etwas über 125 Millionen, 1916 nur noch 89 Millionen, und im ersten Halbjahr 1917 sind sie auf 31 Millionen Franken gefallen.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4

Ausgegeben am 26. Oktober 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Nach der Würzburger Tagung.

Von Heinrich Cunow.

Der Würzburger Parteitag hat seine Arbeiten beendet. Die Partei hat alle Ursache, mit seiner Leistung zufrieden zu sein, denn die Aufgabe, die ihm die Geschichte gestellt hat: die innere Sammlung der Partei nach schwerer Krise und ihre Selbstverständigung über die ihrer harrenden neuen Aufgaben durchzuführen, hat er im wesentlichen gelöst. Die Partei hat wieder eine feste politische Basis gefunden, von der aus sie den Kampf für die Interessen der Arbeiterschaft zu führen vermag. Es beginnt ein neuer Lebensabschnitt in der Parteientwicklung. Ist auch der geistige Erneuerungsprozeß keineswegs abgeschlossen, so ist doch wieder die Bahn frei für den Kampf nach außen um die politische und wirtschaftliche Zukunft unseres Volkes.

Die Vorbereitungen für den geplanten Würzburger Parteitag waren im August 1914 größtenteils getroffen, als der Ausbruch des schon seit langem am politischen Horizont drohenden Weltkriegs die sozialdemokratische Reichstagsfraktion vor eine das künftige Schicksal unserer Partei bestimmende schwere Entscheidung stellte. Sie entschied sich in der instinktiven Erkenntnis, daß eine Zerstörung und Vernichtung des in vierzigjähriger Friedensarbeit geschaffenen mächtigen deutschen Wirtschaftsaufbaus zugleich auch der deutschen Arbeiterklasse die Grundlage ihres ferneren Aufstiegs entziehen würde, für die Verteidigung der deutschen Lande und die Bewilligung der dazu erforderlichen Kriegskredite. Wir sagen absichtlich: »instinktive« Erkenntnis, denn es ist nicht ganz richtig, wie oft behauptet wird, daß die Fraktion nur ausführte, was immer in der Masse der Partei als selbstverständlich gegolten hatte. Und ebenso wenig trifft zu, daß die ganze Fraktion in bewußter Konsequenz einer bestimmten politischen Zielverfolgung handelte. Wäre das der Fall gewesen, dann hätten nicht so bald viele Fraktionsmitglieder die eingeschlagene Bahn wieder verlassen und in der Partei jener leidige Zwist einsetzen können, der sie in eine ihre Existenzgrundlagen erschütternde Krise stürzte. Wohl mag bei einem Teil der Partei jene politische Auffassung schon lange vorgeherrscht haben, die in den Abstimmungen der Augusttage ihren Ausdruck fand, und es kann auch zugegeben werden, daß die Haltung, die die Mehrheit der Fraktion einnahm, ihrer bisherigen parlamentarischen Praxis entsprach; aber ebenso zweifellos ist, daß ihr Verhalten mit der Theorie, wie sie sich während der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege im größten Teil der Parteianhängerschaft niedergeschlagen hatte, im Widerspruch stand.

Zwischen der politischen Kampfpraxis der Partei, besonders der parlamentarischen Tätigkeit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und der herrschenden Parteitheorie war nach und nach eine starke Spannung entstanden. Eingengt durch die Verhältnisse und gedrängt von den Lebensbe-

dürfnissen der Arbeiterklasse, hatte die Reichstagsfraktion mehr und mehr die Bahn der sogenannten revolutionären Demonstration und des passiven Abwartens verlassen und war zu planmäßiger Mitarbeit an der Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände übergegangen; die Parteitheoretik hielt dagegen ohne Rücksicht auf den Wandel der Dinge an den Jugendtraditionen des Sozialismus und den überlieferten revolutionären Thesen fest und baute diese dogmatisch weiter aus.

Daraus erklärt sich auch die der sogenannten »Politik des 4. August« folgende Parteisplaltung. Sie ist weit mehr das Resultat einer Krise der Parteitheorie als der Parteipraxis. Nicht jeder vermag, wenn die geschichtliche Entwicklung über seine Hoffnungssträume und Illusionen hinwegschreitet, seine Ideologie einer strengen Kritik zu unterziehen und sich in die anders geartete rauhe Wirklichkeit zu finden. Die Blätter der Geschichte unserer Partei wie vieler anderer Parteien beweisen, daß noch stets, wenn eine neue Entwicklungsepoche oder eine tiefgreifende Veränderung der sozialen Lebensbedingungen neue Kampfformen und Kampfstellungen forderte, ein Teil der Parteimitglieder den Wechsel nicht mitzumachen vermochte und jegliche Abweichung von den alten Traditionen als Prinzipienverrat betrachtete.

Wie sehr sich viele, die einst mit uns in Reih' und Glied standen, in einer bestimmten Ideologie festgefahren haben, zeigt nicht nur ihre Polemik gegen das »Umlernen«, obgleich der ganze geistige Entwicklungsprozeß der Menschheit sich als ein stetiges Umlernen darstellt, sondern auch die eigenartige Tatsache, daß sie, die theoretischen Revolutionäre, in dem heutigen furchtbaren Völkerringen nur das unsägliche Leid und Elend sehen, nicht aber seine gewaltige revolutionierende Wirkung auf den Gesellschaftszustand Europas und die mannigfachen Ansätze zur Durchführung sozialistischer Organisationsformen, die er unter schmerzlichen Wehen gebiert. Und für diese Beharrung im überlieferten geistigen Status quo beruft man sich auf Marx und Engels und auf ihre Geschichtsdiagnostik, die alle Ideologie als in stetigem Flusse befindlich, als ein fortgesetztes Umschlagen der einen Auffassung in die andere begreift. Oder man zeigt auf irgendwelche alten Parteitagsschlüsse hin, obgleich die Partei im Verlauf ihrer Geschichte nicht nur einzelne Beschlüsse, sondern auch bereits ihre ganzen Programme mehrmals geändert hat.

Wie beispielsweise Friedrich Engels über die Heiligkeit von Kongreßbeschlüssen dachte, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe, den er im November 1879, zu Beginn des Sozialistengesetzes, an Bebel gerichtet hat:

Der Kongreßbeschuß ist keine Entschuldigung. Wenn die Partei sich heute noch an alle alten in gemüthlicher Friedenszeit gefaßten Kongreßbeschlüsse binden will, so legt sie sich selbst in Fesseln. Der Rechtsboden, auf dem eine lebende Partei sich bewegt, muß nicht nur selbstgeschaffen, er muß auch jederzeit abänderbar sein. Indem das Sozialistengesetz alle Kongresse und damit die Abänderung der alten Kongreßbeschlüsse unmöglich macht, vernichtet es auch die bindende Kraft jener Beschlüsse. Eine Partei, der man die Möglichkeit abschneidet, bindende Beschlüsse zu fassen, hat ihre Gesetze nur in ihren lebendigen, stets wechselnden Bedürfnissen zu suchen. Will sie diese Bedürfnisse aber früheren Beschlüssen unterordnen, die jetzt starr und tot sind, so gräbt sie ihr eigenes Grab.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die abgeplitterte Parteigruppe der »Unabhängigen« konsequent die alte Ideologie vertritt, noch daß unsere

Partei bereits eine neue feste theoretische Basis gefunden hat. Der Krieg hat manche alten Illusionen und Thesen über den Haufen geworfen und neue Probleme in den Vordergrund geschoben. Die alte Theorie ist strittig geworden, die neue, sich auf neugesammelten Erfahrungen und Erkenntnissen aufbauende, noch im Werden begriffen. Um so nötiger war für unsere Partei die innere Selbstverständigung über die bisher von dem Parteivorstand und der Reichstagsfraktion eingeschlagene Bahn. Es galt, über das Vorgefallene kritisch abzurechnen und zugleich die Haltung festzulegen, die die Partei zu den nächsten drängenden Aufgaben einnehmen soll.

Zu diesem Zweck wurde der Würzburger Parteitag einberufen, und dieser Zweck hat naturgemäß auch seinen Verhandlungen den Stempel aufgeprägt: die Erledigung der Verwaltungsangelegenheiten und der inneren Streitfragen, die Erörterung der vom Parteivorstand getroffenen Maßnahmen und die Fraktionspolitik haben den größten Teil der Sitzungen in Anspruch genommen. Wir haben früher oft bedauert, daß auf den Parteitagen die Behandlung der inneren Parteiangelegenheiten zu viel Zeit in Anspruch nahm und dadurch die Stellungnahme zu den politischen Zeitereignissen in den Hintergrund gedrängt wurde; diesmal war jedoch die eingehende Diskussion der ganzen inneren Parteiverhältnisse eine Notwendigkeit, eine Voraussetzung der neuen Konsolidation, denn allzu viele Mißverständnisse, Anschuldigungen, Verdächtigungen hatten sich in den abgelaufenen Kriegsjahren aufgehäuft, als daß sie einfach beiseite geschoben werden könnten. Bevor mit den neuen Aufgaben begonnen werden konnte, mußte gewissermaßen erst reiner Tisch gemacht werden.

Eine zeitraubende Diskussion des inneren Parteihaders war demnach unvermeidlich. Alles, was verlangt werden konnte, war eine gewisse Zurückhaltung der Redner, die Beschimpfungen vermied und die vorhandenen Gegensätze nicht durch gehässige Unterschiebungen erweiterte. Und in den meisten Reden trat denn auch ersichtlich das Bestreben hervor, den Parteizwist als Folge einer Verschiedenartigkeit der Auffassungen und der Temperamente zu begreifen, und den früheren Mitkämpfern keine ehrlosen Motive zu unterschieben. Wenn es trotzdem vereinzelt zu heftigen Worten kam, so deshalb, weil einige mit ihren Sympathien auf der Seite der Unabhängigen stehenden Debatter mehrfach alte Beschuldigungen gegen die Politik des Parteivorstandes in ganz allgemein gehaltener Fassung wiederholten, ohne daß sie der Aufforderung, ihre Anschuldigungen durch Angabe von Tatsachen zu begründen, irgendwie zu genügen vermochten. Deutlich zeigte sich — eine Tatsache, die sich schon in früheren Stadien des Parteizwistes dem Beobachter aufdrängte —, daß ein wesentlicher Teil der Unabhängigen und der mit ihnen sympathisierenden Elemente nicht durch bestimmte politische Gründe, sondern durch Stimmungen oder Verstimmungen zu ihrer Haltung bestimmt wird. Gerade dagegen läßt sich aber am schwersten ankämpfen. Gründe lassen sich widerlegen, unrichtige Folgerungen richtigstellen, bloße Sentiments nicht. Der Politiker, soweit er nicht selbst bloßer Gefühlspolitiker ist, fordert als Beweis Tatsachen; den Sentiments steht er als etwas Unfaßbarem gegenüber, das er nicht zu packen vermag. Daher verbittert das Ausspielen bloßer Stimmungen fast stets eine Diskussion.

Zu dem ruhigen Verlauf der Auseinandersetzungen hat nicht zum wenigsten die eindringliche Eröffnungsrede und der ausführliche Vorstands-

bericht des Genossen Ebert beigegeben, durch den sofort zu Beginn der Tagung die Verhandlungen auf ein gewisses Niveau gehoben und ihnen die Richtung gewiesen wurde. Zwar kritisierte Ebert in scharfen Worten die hinterhältige Weise, wie die einstige Minderheit die Parteispaltung betrieben hatte, und wies energisch den Vorwurf zurück, die »Gewalt-politik« des Parteivorstandes hätte gewissermaßen die Unabhängigen wider Willen zur Ausscheidung aus der alten sozialdemokratischen Fraktion und Partei gezwungen; aber er vermied alle Verunglimpfungen und ging über die ärgsten Unerquicklichkeiten des inneren Zwistes schnell hinweg.

Der Schilderung der inneren Krise und ihrer Schädigung des Partei-lebens folgte als Gegenstück die Darlegung der rastlosen Friedensarbeit des Parteivorstandes, seiner Bemühungen um den Wiederzusammentritt der Internationale und seine Beteiligung an den Vorarbeiten für den geplanten Stockholmer Friedenskongreß. Ausführungen, an die sich eine scharfe Kritik der Reichsregierung schloß. Wiederholt unterstrich Ebert die schon in der Eröffnungsrede ausgesprochene Absage an das Regime Michaelis-Helfferich-Capelle, dessen Leistungsergebnisse er als den völligen Zusammenbruch des bisherigen Regierungssystems bezeichnete. Der stürmische Beifall, den er mit dieser Charakterisierung des Ersatz-Reichskanzlers und seiner beiden gleichwertigen ministeriellen Substituten fand, glich fast der stürmischen Zustimmung, die am Freitag Scheidemanns Äußerung auslöste, das Michaelische Regiment sei total unfähig. Beide Vorfälle zeigten, welche Hochschätzung sich der jetzige Reichskanzler und preußische Ministerpräsident durch die seltsamen Nachweise seiner politischen Befähigung und die Duldung der konservativen Wahlverschleppungstaktik in Preußen bei der Arbeitererschaft erworben hat.

Die durch den Vorstandsbericht eingeleitete Erörterung der inneren Parteifragen hat die ersten drei Tage der Parteitagswoche voll in Anspruch genommen, denn der dreistündige Bericht des Genossen David und seines Gegenreferenten Hoch über die Tätigkeit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion hob diese Diskussion nicht auf, sondern schob sie nur auf ein anderes Geleise. Hatte vorher das Verhalten des Parteivorstandes zu den Spaltungsbestrebungen der ehemaligen Minderheit das Thema geliefert, so nun das Verhalten der Fraktion zu den Kriegskreditforderungen der Regierung. Neue Gesichtspunkte traten nicht hervor, wenigstens nicht für den, der den Streit im Parlament und in der Presse aufmerksam verfolgt hat; aber während dort Argument und Gegenargument meist getrennt und verstreut sind, traten sie hier in der Diskussion konkurrierend einander gegenüber, und diese Gegenüberstellung führte — darin liegt vielleicht die größte Bedeutung der Würzburger Tagung — zu einer immer festeren Geschlossenheit der großen Mehrheit der Delegierten, so daß, als schließlich am Mittwochabend die Abstimmung über die vorgelegten Resolutionen erfolgte, die Resolution Hoch, die in der Hauptsache die Kreditablehnung fordert, von 284 abgegebenen Stimmen (Reichstagsabgeordnete und Vertreter von Parteiinstitutionen durften nach den Satzungen nicht mitstimmen) nur 26 erhielt, die Mehrheitsresolution von 276 abgegebenen Stimmen hingegen 262.

Wie hart aber auch einzelne Redner aneinander gerieten, erhob sich doch siegreich über den Streit der Meinungen der Gedanke der Einheit. Nament-

lich von jenen Delegierten aus ländlichen und industriellen Wahlkreisen, die mit der Arbeiterbevölkerung enge Fühlung haben, wurde immer wieder bekräftigt, daß dort in der Anhängerenschaft beider Richtungen der dringende Wunsch einer Wiedervereinigung besteht. Das ist begreiflich. Die Verschiedenheit der theoretischen und faktischen Ansichten, die zur Parteispaltung geführt hat, kennt man meist in den betreffenden Kreisen kaum, und da man selbst nicht am Streit teilgenommen und die einzelnen Phasen seiner Entwicklung nur aus weiter Distanz beobachtet hat, versteht man auch nicht die gegenseitige Verstimmung, die dieser Kampf hinterlassen hat und notwendig hinterlassen mußte. Dagegen sieht man deutlich, daß die Spaltung die Arbeiterbewegung hemmt, ihre Handlungsfähigkeit beeinträchtigt und für die bevorstehenden wirtschaftlichen Kämpfe nach dem Ende des Krieges die Widerstandskraft der Arbeiterschaft schwächt.

Der Parteitag hat dieses Streben nach baldiger Wiedervereinigung als berechtigt anerkannt und mit großer Mehrheit eine Resolution angenommen, in der es heißt: »Durchdrungen von der Überzeugung, daß eine erfolgreiche Wirksamkeit der Arbeiterbewegung nur durch ihre Geschlossenheit und Einheitlichkeit möglich ist, teilt und unterstützt der Parteitag alle Bestrebungen, die auf die Herbeiführung der Parteieinheit gerichtet sind.« Freilich Grundbedingung einer jeden Wiedervereinigung, die nicht sofort aufs neue zur Spaltung führen soll, ist die Anerkennung des Grundsatzes, daß zwar jedem innerhalb der Partei freisteht, seine Meinung zu äußern und für diese zu werben, daß aber Beschlüsse, die satzungsgemäß von der Mehrheit gefaßt worden sind, auch von der Minderheit eingehalten werden müssen. Die Resolution stellt daher im weiteren auch die Bedingung: »Alle Bestrebungen auf Herstellung der Parteieinheit müssen deswegen die Forderung auf Anerkennung des Mehrheitsprinzips in sich schließen.«

Die alte sozialdemokratische Partei streckt also der Sezession die offene Hand entgegen. Wird diese einschlagen? Die Antwort gibt bereits das »Mitteilungsblatt« der Berliner Unabhängigen, indem es erklärt:

Sentimentale und wohlmeinende Leute möchten gern an einem Riß herumflicken und kleistern, an dem es nichts mehr zu kleistern und zu flicken gibt. Denn der persönliche Groll hüben und drüben, der Haß wegen erlittenen Unrechts auf der einen, die verletzte Eitelkeit machtbewußter und in ihrer Existenz bedrohter Parteibureaucraten auf der anderen Seite sind ja nur besonders verbitternde Begleiterscheinungen und Nebenwirkungen der Parteispaltung. Ausschlaggebend bleibt die Grundauffassung über Wege und Ziele der sozialdemokratischen Bewegung. Diese Auffassung läßt sich kurz und drastisch in die beiden Parolen zusammenfassen: hier nationalsoziale Reformpartei! hier internationale revolutionäre Sozialdemokratie! . . .

Das letzte Wort in der Einheitsfrage haben die Arbeitermassen und nicht die Beschwichigungs-Hofräte und die Versöhnungsapostel in Würzburg zu sprechen.

Noch hat der Zwist in der Partei nicht jene Reife erlangt, die zu seiner Überwindung nötig ist. Die heutige Verstimmung muß erst durch die Zeit abgeklungen, durch das gelegentliche Zusammengehen bei Wahlen und wichtigen politischen Aktionen eine gewisse Annäherung hergestellt und durch bittere Erfahrungen im Kampf um ihre Rechte die Arbeiterschaft zu dem festen Entschluß gelangen, in jedem Fall die Wiedervereinigung durchzusetzen — wenn es nötig sein sollte, unter Beiseiteschiebung des sich widerlegenden Teils ihrer Führer.

Durch die Debatten über die inneren Parteidifferenzen wurde die Beratung der als Broschüre vorliegenden vier Referate über die Demokratisierung des politischen Lebens von O. Landsberg, die nächsten Aufgaben der Wirtschaftspolitik von Heinrich Cunow, die künftige Finanzpolitik des Deutschen Reiches von Wilhelm Keil und über unsere sozialpolitischen Aufgaben von Rudolf Wissell etwas in den Hintergrund gedrängt; doch kann das kaum als Nachteil gelten. Über die dringend nötige Reform der Reichsverfassung und der preußischen Verfassung besteht innerhalb der sozialdemokratischen Partei keine Meinungsverschiedenheit, und die in den anderen drei Referaten aufgestellten Forderungen sind zunächst Zukunftsforderungen, die in ihrer Bedeutung ganz wesentlich von der Wirtschaftslage nach dem Kriege abhängen. Der Parteitag hat sie denn auch einer vom Parteivorstand einzusetzenden Kommission zum Zwecke der Aufstellung eines wirtschaftlichen und sozialpolitischen Aktionsprogramms überwiesen.

Zunächst galt es, die Partei wieder auf festen Boden zu stellen. Das ist erreicht, so daß der Würzburger Parteitag einst in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie als der Parteitag der inneren Konsolidation, als die Überwindung der Krise und Beginn einer Neuordnung des Parteilebens gelten wird. Durch die Abspaltung der intransigenten Elemente hat die Partei eine Geschlossenheit und Festigkeit erlangt, die sie früher nie besaßen. Kampffähig steht sie wieder da, der Tatsache gewiß, daß das große Prinzip des Sozialismus alle Verwicklungen der augenblicklichen Lage überdauern wird.

Höhere Grundlöhne oder Steuerungszulagen?

Von Emil Dittmer.

Die deutschen Gewerkschaften sind seit Anfang 1917 in glänzender Aufstiegs begriffen. Besonders das zweite Quartal 1917 brachte den größeren Verbänden wahre Rekordziffern. So hat, um nur ein paar Beispiele zu nennen, die Organisation der Metallarbeiter um 33 000 Mitglieder zugenommen, der Fabrikarbeiter um 8000, der Bauarbeiter um 7000, der Holzarbeiter um 4000, der Bergarbeiter um 13 000, der Textilarbeiter um 6000 usw. Zieht man die schwer hemmenden Kriegsverhältnisse in Betracht, so ist die Werbekraft des Organisationsgedankens geradezu erstaunlich. Aber auch vom dritten Quartal berichtet die Gewerkschaftspresse aller drei Richtungen (freie, christliche, Hirsch-Dunckersche) über eine ähnlich rasche Aufwärtsentwicklung. Der Triumph der »Deutschen Arbeitgeberzeitung« und der ihr nahestehenden Tagespresse über den »Niedergang der Arbeiterorganisationen« war also verfrüht und verfehlt.

Damit treten die deutschen Gewerkschaften in eine neue Phase. Bislang galt ihre Tätigkeit fast ausschließlich der Abwehr fortdauernder Verschlechterung der Lebenshaltung. Jetzt muß darüber hinaus versucht werden, mit allen verfügbaren Kräften die errungenen Positionen zu befestigen. Schon sind die Untertanen eifrig an der Arbeit, für die nötige Stimmung zum »Abbau der Kriegslöhne« zu sorgen. Die »Berliner Börsenzeitung« meinte kürzlich:

Je näher wir dem Frieden und der Wiederherstellung der Weltmarktsbeziehungen für Deutschland kommen, müssen wir doch auch unbedingt auf einen Ab-

ba u d e r j e t z i g e n a n o r m a l e n A r b e i t e r l ö h n e h i n a r b e i t e n , w e n n w i r i n b e z u g a u f d i e P r e i s w ü r d i g k e i t u n s e r e r F a b r i k a t e m i t d e m A u s l a n d k o n k u r e n z f ä h i g s e i n w o l l e n . B e i d e r j e t z i g e n H ö h e d e r A r b e i t e r l ö h n e u n d i h r e m A n t e i l a n d e n G e s t e h u n g s k o s t e n u n s e r e r I n d u s t r i e e r s c h e i n t e s f r a g l i c h , o b u n s e r e P r o d u k t i o n s o b i l l i g w i r d h e r g e s t e l l t w e r d e n k ö n n e n , w i e e s n o t w e n d i g i s t , u m d e n W e l t m a r k t w i e d e r z u e r o b e r n .

E s v e r s t e h t s i c h a m R a n d e , d a ß d i e » D e u t s c h e A r b e i t g e b e r z e i t u n g « d i e s e A r g u m e n t a t i o n b e g i e r i g a u f g r i f f u n d a u s e i g e n e m h i n z u f ü g t e : » D i e A r b e i t e r s c h a f t s e l b s t s o l l t e v e r s t e h e n , d a ß i n d i e s e m F a l l e G e n ü g s a m k e i t i n i h r e m e i g e n e n I n t e r e s s e l i e g t . « O n e i n ! D i e A r b e i t e r s c h a f t , o b f r e i , c h r i s t l i c h o d e r g e w e r k v e r e i n l i c h , w i r d e s n i e m a ß v e r s t e h e n , d a ß z u e r s t b e i d e n A r b e i t e r l ö h n e n a b z u b a u e n i s t ; s i e w i r d v i e l m e h r d e n A b b a u d e r W a r e n p r e i s e a l s u n e r l ä ß l i c h e V o r b e d i n g u n g d e r L o h n h e r a b s e t z u n g e n a n s e h e n . D i e s e V o r b e d i n g u n g a b e r w i r d v i e l e M o n a t e n a c h K r i e g s e n d e n o c h n i c h t g e g e b e n s e i n .

E s b r a u c h t a n d i e s e r S t e l l e n i c h t a u s f ü h r l i c h d a r g e l e g t z u w e r d e n , w i e a l l e S c h r i t t e d e r G e n e r a l k o m m i s s i o n d e r G e w e r k s c h a f t e n u n d d e s P a r t e i v o r s t a n d e s g e s c h e i t e r t s i n d , e i n e e r t r ä g l i c h e E r n ä h r u n g s p o l i t i k d e s S t a a t e s w ä h r e n d d e r K r i e g s z e i t d u r c h z u s e h e n . T a t s ä c h l i c h s i n d d i e G e w e r k s c h a f t e n n u r z ö g e r n d — e n t s p r e c h e n d i h r e r v o r e r s t n o c h s t a r k g e s c h w ä c h t e n K r a f t — a n d i e s c h w i e r i g e A u f g a b e h e r a n g e t r e t e n , d u r c h L o h n f o r d e r u n g e n e i n e n A u s g l e i c h h e r b e i z u f ü h r e n . V o n e i n p a a r A u s n a h m e n a b g e s e h e n (m i t d e n e n d i e U n t e r n e h m e r p r e s s e r e n o m m i e r t) , i s t d i e s e r A u s g l e i c h n i c h t e i n m a l i n d e r M u n i t i o n s i n d u s t r i e g e l u n g e n , g e s c h w e i g e i n a n d e r e n I n d u s t r i e n . D i e S a l w e r s c h e A u g u s t s t a t i s t i k b e r e c h n e t d e n L e b e n s m i t t e l s t a n d a r d e i n e r v i e r k ö p f i g e n F a m i l i e a u f 54,67 M k . g e g e n r u n d 26 M k . v o r K r i e g s a u s b r u c h . W e i t e r h e b l i c h e r a b e r a l s d i e s e ü b e r 100 p r o z e n t i g e S t e i g e r u n g s i n d d i e b e n ö t i g t e n A u s g a b e n f ü r K l e i d u n g , H e i z u n g u n d G e b r a u c h s g e g e n s t ä n d e a l l e r A r t , g a n z a b g e s e h e n v o n d e n u n g e h e u e r l i c h e n P r e i s e n n o c h r a t i o n i e r t e r L e b e n s m i t t e l , o h n e d i e k e i n e F a m i l i e a u s k o m m e n k a n n . D i e s e r P r e i s s t e i g e r u n g g e g e n ü b e r e r s c h e i n e n d i e L o h n s t e i g e r u n g e n n u r m i n i m a l , h a b e n d o c h z u m B e i s p i e l n a c h d e n a m t l i c h e n E r h e b u n g e n d e s k a i s e r l i c h e n S t a t i s t i s c h e n A m t s i m A u g u s t h e f t d e s » R e i c h s a r b e i t b l a t t s « d i e G e s a m t l o h n s t e i g e r u n g e n v o n 1913 b i s z u m S e p t e m b e r 1916 n u r 46 P r o z e n t b e i d e n m ä n n l i c h e n , 54,1 P r o z e n t b e i d e n w e i b l i c h e n A r b e i t e r n b e t r a g e n .

W i e d e r h o l t i s t i n d e r s o z i a l d e m o k r a t i s c h e n T a g e s p r e s s e a u f d i e u n g e h e u e r l i c h e K r i e g s d i v i d e n d e n w i r t s c h a f t h i n g e w i e s e n , d i e i n d e n v e r s c h i e d e n s t e n I n d u s t r i e n h e r v o r t r i f f t . D i e s e R i e s e n d i v i d e n d e n w e r d e n j e t z w ä h r e n d d e r K r i e g s z e i t , m e i s t n o c h d a z u u n t e r e r h e b l i c h e r l e i c h t e r t e n U m s t ä n d e n (A u s s c h a l t u n g d e r K o n k u r r e n z , R e k l a m e u s w .) , g e w o n n e n . D a l ä ß t s i c h — h e u t e w i e s p ä t e r — s i c h e r m a n c h e s t u n , u m d i e » K o n k u r r e n z f ä h i g k e i t g e g e n ü b e r d e m A u s l a n d « z u h e b e n . K a n n d e n n , s o m e i n t e a u c h k ü r z l i c h d e r » G e w e r k v e r e i n « , ü b e r h a u p t d e r W e t t b e w e r b a u f d e m W e l t m a r k t e r f o l g r e i c h a u f g e n o m m e n w e r d e n , w e n n n i c h t e i n e k ö r p e r l i c h l e i s t u n g s f ä h i g e u n d a r b e i t s f r e u d i g e A r b e i t e r s c h a f t v o r h a n d e n i s t ?

S o s e l b s t v e r s t ä n d l i c h u n s d i e s e D i n g e s c h e i n e n m ö g e n , e s s i n d g e g e n w ä r t i g r a s t l o s e K r ä f t e a m W e r k e — v i e l f a c h d i e s e l b e n , d i e m i t H i l f e d e r » W a t e r l a n d s p a r t e i « d e n » d e u t s c h e n « F r i e d e n e r z w i n g e n w o l l e n — , u m b e i s t e i g e n d e m A n g e b o t v o n A r b e i t s k r ä f t e n a u f d e m A r b e i t s m a r k t d i e L ö h n e h e r a b -

zu drücken! Ob dies noch vor Kriegsabschluß versucht wird, hängt von der weiteren Wirtschaftskonjunktur und dem mehr oder minder starken Widerstand der Arbeiterorganisationen ab. Eine Zerreißung der gewerkschaftlichen Verbände, wie sie anscheinend vom Leipziger neugeschaffenen »unabhängigen« Kartell angestrebt wird, könnte wahrhaft unheilvolle Wirkungen auslösen.

Noch auf eine andere scheinbar harmlose Erscheinung soll hier die Aufmerksamkeit insbesondere der Reichs- und Landtagsabgeordneten, Gemeindevertreter usw. gelenkt werden. Das ist die sich immer stärker ausprägende Tendenz, durch **Teuerungszulagen** die **Grundlöhne** so niedrig wie möglich zu halten. Hierin gehen der Staat und in blinder Nachäferung auch die Gemeinden mit bösem Beispiel voran. Der stille Hintergedanke bei den Teuerungszulagen ist ohne Zweifel derselbe, der den Unternehmern vor Augen schwebt: baldmöglichster »Abbau« nach dem Kriege! Die Kinder- und Familienzulagen werden einer völlig falsch verstandenen »Bevölkerungspolitik« zuliebe gewährt. Es ist bezeichnend, daß sogar einer vom Bau, nämlich Bürgermeister Dr. **Luppe** (Frankfurt a. M.), in der »Frankfurter Zeitung« vom 12. August 1917 ausführlich und gründlich gegen das jetzige Besoldungssystem in Preußen bei mittleren und unteren Staatsbeamten und Arbeitern zu Felde zieht. Die neue preussische Vorlage vom 1. April 1917 gewährt 12 Mark für das erste, 13 für das zweite, 14 Mark für das dritte Kind usw. an Teuerungszulagen. Bei 8 Kindern zum Beispiel 139 Mark monatlich. Diese Bevorzugung kinderreicher Familien (im Gegensatz zu manchen Friedensgepflogenheiten des preussischen Staates!) ist eine richtige »Kriegsgeburt«. Abgesehen davon, daß mit dieser Bevölkerungspolitik der gewollte Zweck, wie auch Dr. **Luppe** ausführt, nicht erreicht wird, kann unmöglich dauernd ein noch so großer Staatsbetrieb solche Kosten tragen. Bevölkerungspolitische Gesichtspunkte sind vom **Reich** zu entscheiden. Die einzig richtige Lösung, die das gesamte Volk umfaßt, wäre die Gewährung der Kinderzulagen durch das Reich an alle Familienväter! Die Beamtengehälter in Staat und Gemeinde, aber auch die Arbeiterlöhne sind aufgebaut auf dem System **geringer Anfangslöhne** und steigender Alterszulagen, verbunden mit höheren Gehalts- oder Lohnklassen. Dr. **Luppe** weist nun nach, daß dieses System weder frühes Heiraten noch größere Kinderzahl in jüngeren Jahren begünstigt. Wichtiger ist für uns die Tatsache, daß die öffentlichen Betriebe dadurch in ihrem Wettbewerb, tüchtige Arbeitskräfte heranzuziehen, ins Hintertreffen geraten. Darum müssen sie sich gegen eine »Überspannung der Entlohnung nach der Familienzusammensetzung« wehren. Eine der Leistungsfähigkeit völlig widersprechende Entlohnung (ein junger kräftiger Arbeiter erhält zum Beispiel 4 Mark, ein erwerbsbeschränkter kinderreicher Familienvater 8 Mark pro Tag!) ruft zudem schwere Unzufriedenheit im Betrieb hervor. Die **Anfangslöhne** sollten also erhöht werden und die Lohnstaffelung in wenig Zwischenräumen geschehen.

Die Gemeinden, an die sich Dr. **Luppe** besonders wendet, müssen sich bald über ihre künftige Lohnpolitik klar werden. Leider ist nach unseren bald fünfzehnjährigen Erfahrungen mit der Lohn- und Arbeiterpolitik der Gemeinden die Aussicht nicht sehr groß, daß die Gemeinden das vielfach schon fertig ausgebaute **Familienlohnsystem** mit niedrigen Anfangslöhnen

abschaffen. Es kann sich immer nur um Abmilderungen durch eine planmäßig einsetzende Lohnpolitik des Gemeinde- und Staatsarbeiterverbandes handeln, der diesen Weg seit vielen Jahren schon beschritten hat. »Sozialisierte Löhne« wirken nur dann vorbildlich, wenn ihre elementarste Voraussetzung, hinreichender Anfangslohn, gegeben ist.

Gerade weil wir die unerfreulichsten Erfahrungen auf diesem Gebiet machen mußten, möchten wir anderen Gewerkschaften den Umweg ersparen. Gegenwärtig zeigt sich ein erheblicher Teil des Privatunternehmertums geneigt, mit Hilfe von Teuerungs- und Familienzulagen den Lohnforderungen der Arbeiter soweit nachzukommen, als es der Arbeitsmarkt erforderlich macht. Dem einzelnen Arbeiter dünkt dabei die Lohnform nebensächlich, als Hauptsache erscheint ihm, daß er tatsächlich mehr Geld bekommt, mag das nun Teuerungs- oder Kriegs- oder Familienzulage heißen. Ganz anders sieht sich die Sache vom Standpunkt vorsorgender Gewerkschaftspolitik an. Noch vermögen die Arbeiter einen ziemlich starken Druck auszuüben, weil männliche wie weibliche Arbeitskräfte rar geworden sind. Darum gilt es jetzt, alle Anstrengungen zu machen, um dem Überhandnehmen der unverbindlichen Teuerungszulagen an Stelle höherer Grundlöhne zu begegnen. Es muß überall, wo neue Verhandlungen einzuleiten sind, besonders aber bei neuen Tarifabschlüssen, darauf geachtet werden, daß hohe Anfangslöhne und eine längere Dauer des Tarifs festgelegt werden. In seinem vorzüglichen Buche über »Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg«¹ erwähnt P. Umbreit S. 72 ff. eine Anzahl Tarifierneuerungen und -verlängerungen, die eine wesentliche Erhöhung der Grundlöhne aufweisen, während andere nur Teuerungszulagen, manche auch beides brachten. In den nächsten Monaten werden wieder neue Verhandlungen in verschiedenen Gewerben notwendig. Besonders bedarf die Frühjahrsbewegung zugunsten höherer Tariflöhne rechtzeitiger Vorbereitung in vorstehendem Sinne.

Vor allem können auch hier wieder die großen Gewerkschaften mit Reichstarifen Pionierarbeit leisten. Sie müssen bei neuen Tarifabschlüssen den entscheidenden Wert auf dauernde Erhöhung der Grundlöhne richten, sonst kommen wir nach dem Kriege in eine Ara der Kämpfe hinein, gegen die selbst die Friedenszeiten mit ihrer Aussperrungsmanie der Unternehmer ein Kinderspiel waren. Solche Kämpfe werden bereits von den verschiedensten Seiten (hüben wie drüben!) angekündigt. Ob sie im Interesse der ohnehin schwer geschädigten Volkswirtschaft und im Interesse der Arbeiterschaft liegen, muß billig bezweifelt werden. Sollte freilich das gewerbliche Unternehmertum in die Richtung der »Deutschen Arbeitgeberzeitung« einschwenken, so würde ein anderer Weg kaum möglich sein, um den Arbeitern einen erträglichen Lebenslohn zu erringen. Viel hängt dabei von der *L o h n t a k t i k* der nächsten Wochen und Monate ab. Nichts wäre daher gefährlicher, als abzuwarten nach dem Motto: »Kommt Zeit, kommt Rat!« Die Zeit nach dem Kriege bringt sicher viel Monate lang die Demobilisation und damit den Druck der Heimkehrenden auf den Arbeitsmarkt und damit auch auf die *L ö h n e*! Das hat überzeugend Adolf Braun in der Septembernummer des »Kampf« ausführlicher dargelegt. Dann werden die Gewerk-

¹ Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg. Von Paul Umbreit. Berlin 1917, Verlag für Sozialwissenschaft. Preis 2 Mark.

schaften alle Hände voll zu tun zu haben, um wieder in **Abwehrstellung** die vorhandenen Errungenschaften festzuhalten.

Es versteht sich dabei von selbst, daß nicht schematisch gegen die Familien- oder Kinderzulagen vorgegangen werden soll. Nur dort, wo sie etwas vor-täuschen, wo sie ein Hemmnis des Lohnaufstiegs sind, muß ihre Ablösung durch höhere Grundlöhne angestrebt werden.

Besonders in den öffentlichen Betrieben besteht dieser Zustand. Hier kann durch etatsmäßige Erhöhung der Grundpositionen ein gutes Beispiel für die Privatindustrie gegeben werden. Bislang war davon wenig zu merken. Staat und Gemeinde sind aber seit Kriegsausbruch in viel ausgedehnterem Maße Arbeitgeber geworden. Sie werden es auch — trotz Helfferich! — bleiben müssen. Kommen gar noch die wiederholt angekündigten Staatsmonopolbetriebe hinzu, so ist damit ein respektabler Teil der Arbeiterschaft in diesen Betrieben beschäftigt, dessen Lohnart und Lohnverhältnis eine starke Wechselwirkung auf die Privatindustrie auslösen.

Die Hoffnung auf das neue Reichswirtschaftsamt unter Leitung von Dr. Schwander möchten wir dabei nicht zu hoch einschätzen. Besser wäre schon die weitere Schaffung eines Reichsarbeitsamts, das natürlich auch die Funktionen eines Reichseinigungsamts übernehmen könnte. Aber hier sind gar vielerlei Widerstände, und die Arbeiterschaft der drei großen Gewerkschaftsgruppen wird gut tun, sich vorwiegend auf die eigene Kraft zu verlassen. Wie sehr auch in den Reihen der christlichen Gewerkschaften das Selbstbewußtsein im Wachsen begriffen ist, mag folgender Satz aus dem Jahresbericht im »Zentralblatt« vom 27. August 1917 dokumentieren:

Wir müssen doch endlich mal heraus aus der Anschauung, daß der Arbeiter kümmerlich leben, daß er auf den Löwenanteil an dem Ertrag der gewerblichen Erzeugung verzichten müsse, weil er Arbeiter ist. Die Handarbeit muß wieder zu Ehren kommen. Sie muß ihrer Bedeutung entsprechend gewertet werden. Letzten Endes kommt es dabei auf das starke und entschiedene Wollen der Arbeiter selber an: sie müssen sich durchsetzen. Wenn die jetzigen Verhältnisse sie nicht aufrütteln, müßte man an der Zukunft der Arbeiterschaft verzweifeln.

Die Gewerkschaften haben nie irgendwelchen relativen oder absoluten Verelendungstheorien nachgehangen! »Arbeiten und nicht verzweifeln!« war das stille Motto auch in der schwersten Kriegszeit. Wohl ist der Herrschaftswille des Kapitalismus durch diesen Krieg in ein neues Stadium getreten, doch manche bisherige Domäne — wie die Riesenbetriebe Krupps! — hat er nicht länger »gewerkschaftsrein« halten können. Das gelbe »Gezücht« gedeiht auch in der Kriegsluft nicht trotz aller Protektionen und Unternehmer-spenden.

Es gilt jetzt, die Zeit zu nützen! Damit kommen wir wieder auf unseren Ausgangspunkt zurück; der starke Aufstieg der deutschen Gewerkschaften verpflichtet! Nicht mit hämischen Randbemerkungen über »die Neuorientierung der Gewerkschaften« kommen wir über die schweren Zeiten des Krieges und der nachfolgenden Demobilisation hinweg, sondern mit steter Teilarbeit, von der bereitwillig jede Gewerkschaft ihren Teil übernimmt. Mögen die Vertreter der Arbeiterklasse in den Parlamenten gleichzeitig den Ansturm auf § 153 der Gewerbeordnung unternehmen, mögen auch die ortsüblichen Tagelöhne baldmöglichst zu behördlich anerkannten Minimallöhnen mit wesentlich erhöhten Sätzen gesetzlich gestempelt wer-

den: beides liegt in der Richtung der hier aufgezeigten Ziele und könnte deren Durchführung wesentlich erleichtern. Unterdessen müssen wir unverdrossen weiter an der Organisation der männlichen wie weiblichen Arbeitskräfte arbeiten, denen die schwere Zeit mehr und mehr die Erkenntnis der notwendigen Einigkeit der Arbeiterklasse einpaukt.

Die Frage der Entstehung der Bibel nach ihrem derzeitigen Stande.

Von Bruno Sommer.

I.

Die altisraelitischen Sagentexte.

Aber die Art und Weise sowie über die Zeit der Entstehung der Bibel, das heißt der altjüdischen Gesamtliteratur, soweit sie erhalten, sind die liberal-theologischen Gelehrten und ein großer Teil der Historiker im allgemeinen miteinander einig — wenn auch noch nicht über alle der vielen Einzelheiten, ebensowenig über die nur erst recht oberflächlich diskutierten sozialen wie religiösen Beweggründe dieser Entstehung. Diese hat sich nach den Anschauungen der herrschenden Schule Wellhausens und seiner Nachfolger, von denen Stade mit seiner »Geschichte des Volkes Israel« (in Dinkens großer Sammlung) einer der bedeutendsten ist, innerhalb des neunten bis dritten vordrisslichen Jahrhunderts in der gleich darzustellenden Weise vollzogen.

Abgesehen von den dem sechsten bis vierten Jahrhundert angehörenden Prophetenbüchern, die uns hier weniger interessieren, sind die Bibelschriften anonym oder pseudonym; sie gliedern sich in die sagenhaften Einwanderungsgeschichten, die halb sagenhaften Erzählungen von den ersten Fürsten (sogenannte Richter und älteste Könige) und die historisch-politische Geschichte der späteren Könige wie der folgenden Zeit, die freilich auch meist noch falsch erzählt ist — ungenau, lückenhaft, oft absichtlich verdreht.

Da die Entstehung der Bibel in der Hauptsache deshalb interessiert, weil sie uns die Entwicklungsgeschichte einer, und noch dazu der jetzt herrschenden Religion enthüllt, die wir bei keinem anderen Volke so genau an der Hand von Dokumenten verfolgen können, so nimmt der älteste Teil, die *Ei n w a n d e r u n g s s a g e*, das meiste Interesse in Anspruch. Sie hat das schon in ältester Zeit, freilich aus anderen Gründen getan und liegt uns deshalb in nicht weniger als drei verschiedenen Gestalten vor, die drei in verschiedenen Zeiten entstandenen Erzählungsbüchern entsprechen. Diese verhalten sich ungefähr zueinander wie die beiden Robinsongeschichten Defoes und Campes sowie eines Neuesten, der den Reisenden etwa mit einem Dampfer, der mit allen Einrichtungen der neuesten Technik ausgerüstet ist, stranden ließe.

Leider sind diese drei Bücher nicht mehr selbständig nebeneinander erhalten wie zum Beispiel die christlichen Evangelien, sondern ihre Teile sind im Hexateuch¹ nur noch stückchenweise ineinandergearbeitet auf uns gekommen, und die Arbeit der modernen Bibelforschung hat bisher in der

¹ Sechsbücherwerk; es besteht aus dem Pentateuch: Fünfbücherwerk (Mosebücher) und dem Josuabuch.

Hauptsache darin bestanden, die einzelnen Erzählungen und Bruchstücke solcher dorthin zu weisen, wo sie hingehören, und gleichzeitig zu ermitteln, wann jedes dieser drei hypothetischen Schriftwerke entstanden ist. Man nennt das eine dieser Werke das *elohistische*, das andere das *jahvistische* Erzählerbuch, das dritte aber den *Priesterkodex* und bezeichnet sie mit den Sigeln E, J und P. Den Namen »Elohist« wählte man, weil das Buch für »Gott« das Wort *El* gebraucht — den Allgemeinamen der semitischen Völker und insbesondere des nordpalästinschen Zehnstämmereichs, wo es entstanden, für die Gottheit; der »Jahvist« hingegen nennt Gott *Jahu*, was hier ein Eigename ist und eben nur den Volksgott des Stammes der Jehudai: Menge des *Jahu*² bezeichnet, der Südpalästina bewohnte. Dieser Unterschied in der Gottbezeichnung gab das erste Mittel in die Hand, die Schriften E und J zu scheiden — P sonderte man später von jenem ab; er nennt Gott zwar auch *El*, unterscheidet sich aber von E ganz wesentlich in Sprache, Stil und Tendenz.

Man ist sich auch darüber ziemlich einig, daß jedes der vorausgesetzten Bücher nicht von einem einzigen Verfasser, sondern aus einem größeren Kreise, einer sogenannten Schule stammt.

Ebenso bestehen wenig Meinungsverschiedenheiten über die Herkunft von P. Man verweist es in die Zeit des Exils und der folgenden Jahrhunderte bis einschließlich des dritten — es ist also gleichfalls Stückwerk und Kompaniearbeit. Oder wenn man will: vielfach vermehrte Auflage. Die wenigen, die noch meinen, das Buch sei vorexilisch, gehen von heute so auf der Hand liegenden falschen Voraussetzungen aus, daß ihnen wissenschaftliche Bedeutung nicht mehr beigelegt werden kann. Die Verfasser des Werkes sind die Tempelpriester von Jerusalem, die im Exil, besonders aber nach dessen Ende und der Wiederaufrichtung des jüdischen Staates in ihm ihre Anschauungen und Wünsche niederlegten.

Die Bücher E und J sind nach der theologischen Schule vorexilisch — in der Königszeit geschrieben. E entstammt dem nordpalästinschen Reiche *Israel*, dem Zehnstämmereich, das selbst nach der Bibel nur vorübergehend während der Herrschaft der Könige David und Salomo mit dem Südstaat vereinigt gewesen sein soll. Da jedoch die Genannten sicher mythisch sind, so beruht höchstwahrscheinlich das sich angeblich über Gesamtpalästina erstreckende Reich Davids nur auf einer im Interesse des Südstaats, beziehungsweise seiner Priesterschaft ersonnenen späten Fabel. Man muß festhalten, daß das Nordvolk Israel vom zehnten bis achten Jahrhundert das *Hauptvolk* Palästinas ist; es hat sich seit vielleicht 1200 infolge Schwäche Ägyptens, dem man früher unterworfen war, selbständig entwickelt — einer Zeit, in der im Süden noch alles wild zuging. Es stellt dementsprechend den Hauptteil der Berichte.

J ist im Reiche *Juda* entstanden — jenem kleinen südlichen Raubstaat von der Größe Anhalts, der bis 722, solange Israel existierte, keine Rolle spielen konnte, wohl stets im Vasallenverhältnis zu jenem stand und erst nach dessen Einverleibung in Assyrien mehr hervortrat.

² Also *Jahu* und nicht *Jahwe* ist die vom Verfasser dieses neben nur wenigen anderen schon seit mehr als zwanzig Jahren befürwortete, nunmehr durch die Papyri von Elephantine ganz zweifellos feststehende Aussprache des »Tetragrammtons«. JHVH.

Noch streitet man sich, ob E oder J älter sei oder: welches Buch das andere abgeschrieben habe. Wegen seiner weniger gebildeten Ausdrucksweise und seines roheren, menschenähnlichen Gottesbegriffs, demgegenüber E viel feiner erzählt und seinen Gott sich weit geistiger vorstellt, hat man lange das jüdische Buch für älter gehalten, doch (man erinnere sich an unser Robinsonbeispiel, wo das ursprüngliche, englische Buch auch viel besser ist als die deutsche Nachahmung) mit Unrecht. Alle Geschichten spielen ursprünglich im Nordland Israel und können sonach gar nicht von J stammen. Auch dessen mehr priesterliche, jerusalemisch-jüdische Tendenz, die sichlich darauf hinausläuft, die altisraelitischen Väter zu jüdischen zu machen und ihren heidnischen Gottesdienst zu bemänteln und dem deuteronomischen jüdischen anzugleichen, spricht für spätere Entstehung. Man nimmt jetzt meist an, daß E vom neunten bis achten, J vom achten bis siebenten Jahrhundert entstanden sei.

Die Einwanderungssagen sind wieder von zweierlei Art: Väter sagen und Mosesagen. Die in Nordpalästina heimischen Vatersagen erzählen in der Form von Familiensagen die Einwanderung des Volkes Israel oder einzelner Teile aus dem semitischen Kulturland im Norden und Nordosten Palästinas. Abram kommt aus Haran, Jakob-Israel aus Gilead, Gad-Manasse aus Basan-Hauran; nur Ephraim scheint altanassig-amalekitisch. Die Geschichten sind unzweifelhaft ältestes israelitisches Sagenut, und die genealogische Verknüpfung dieser »Väter«, deren vornehmster, Jakob, schließlich zehn »Söhne« zugewiesen erhielt, die eben den zehn Völkchen entsprechen, die in historischer Zeit das Reich Israel bildeten — das eben war die Arbeit der Schreiber der Schule E. Denn darüber ist man sich völlig einig, daß es sich bei den sogenannten Vätern nicht um eine Familiengeschichte handelt, sondern daß die einzelnen Sagengestalten Götter, Heroen oder Führer einzelner, zu verschiedenen Zeiten ins Land eingerückter Völkchen darstellen, deren politische Schicksale sich zum Teil noch aus der Rolle herauslesen lassen, die ihnen die Erzählung zugewiesen. So ist Joseph, beziehungsweise sind seine Söhne Ephraim und Manasse die gesegneten, noch bis spät blühenden Haupt- und Königtämme, während Ruben, zwar mit dem Vorrecht der Erstgeburt geschmückt (wohl weil er den ersten Vorstoß nach Westen wagte), doch verflucht wird, das heißt ein bald zugrunde gehender Clan gewesen ist. Auch die Weiber bezeichnen Volksgruppen, die aber in den herrschenden männlichen Geschlechtern untergingen. Nur Abram ist verdächtig, eine vielleicht gar nicht einmal israelitische Neubildung des ersten Jahrtausends zu sein — in assyrischer Zeit ist der Name (als Abiram) in der Tat auch recht häufig. Auch Josua ist eine altisraelitische Sagengestalt, und sein Zug über den Jordan ist wohl einst eine selbständige Einzugsgeschichte gewesen gleich der Jakobs.

Eine eigentliche jüdische Vätereinwanderungssage gibt es nicht; die etwaigen wenigen Überlieferungen haben sich mit den Mosesagen verschmolzen. Nur das erste Kapitel des Richterbuchs scheint einiges Selbständige gerettet zu haben. »Die Südstämme« — sagt Ed. Meyer³ — »Juda, Simeon, Levi, Dan (Kaleb), Dorach, Dain (mit Amaleq), Zerah gehören zu den edomitisch-ismaelitischen Stämmchen, die sich seit dem zwölften Jahrhundert im Süden des Toten Meeres zu beiden Seiten der Araba (das

³ Die Israeliten und ihre Nachbarvölker. 1905.

Steppental zwischen Totem und Rotem Meer) festgesetzt haben und gegen das palästinsische Kulturland vorgeedrungen sind. Das vorgeschobene Juda hob sich heraus, wurde seßhaft, verbreitete unter Joab-David seine Herrschaft nach dem Norden wie dem Süden. Die politischen Beziehungen dieser Zeit, so ephemer sie im Grunde gewesen sind, blieben dann für die Genealogien maßgebend und beherrschen die traditionelle, aber historisch ganz unhaltbare Auffassung von Ursprung und Geschichte des Volkes Israel.* (S. 446.) Das ist nun eben die Arbeit der Schule J gewesen, die seit der Zeit des deuteronomischen Gesetzes (eine frühere Tätigkeit wäre historisch unbegreifbar) die ganze oben geschilderte israelitische Sagen-geschichte zu einer judäischen umarbeitete, wobei aus den zehn Söhnen Jakobs durch Hinzunahme von Juda und Simeon die »üblichen«, das heißt auch sonst noch mehrfach in den Geschlechtsregistern vorkommenden zwölf wurden.

* * *

Die Moses-sagen behaupten nun im Gegensatz zu denen der Erz-väter nicht einen langsamen Einzug in das entweder leer vorgestellte oder doch von Völkern bewohnte Land, mit denen man sich vertrug, sondern einen kriegertischen Einfall in das bewohnte Land, dessen Bevölkerung nicht nur besiegt, sondern auch vernichtet wird. Das ist schon weniger sagenhaft und entspricht der oben erwähnten Einwanderung der Südstämme, wenn-gleich an eine Ausrottungspolitik, wie sie insbesondere die an die Moses-sage angeschlossene Josuasage erzählt, nicht zu denken ist. Auch hier weist das erste Richterkapitel den richtigen Weg; die Bewohner der Kulturbene vermochte man nicht zu besiegen, »weil sie eiserne Kriegswagen hatten«. Dieses selbe alte Kapitel, das einst die Stelle des mindestens zweihundert Jahre jüngeren phantastischen Josuabuches vertrat, zeigt auch ganz richtig den Weg an, den die aus Araba, Kadesch und Wüste Zin Eindringenden nahmen: den direkten westlich des Toten Meeres nach Norden bis vor Jerusalem, wo sie sitzen blieben — nicht, wie die spätere Legende will, östlich des Toten Meeres nach dem Jordan und über denselben hinweg. Der Kulturstaat Moab und der hier schwer zu passierende Fluß verlegten ihnen den Weg. Auch sind die Südstämme niemals über Jerusalem hinaus gelangt — dort gab es eben schon ein festes Staatswesen: Israel.*

Das erwähnte alte Kapitel (nur die Anfangsworte sowie die Verse 4 bis 9 und 18 sind späterer Einschub) erzählt auch nichts von Moses; Führer im Kampfe ist Juda. Die ältesten Judäer hatten also wie keine Väter — so auch keine Moses-sage. Diese ist erst im Lande selbst entstanden. Moses ist der Gesetzgeber schlechthin, und einer Gesetzgebung verdankt er sein Dasein.

* Wellhausens Schule kann zum Teil deswegen nicht zur Klarheit kommen, weil sie, dem absichtsvollen Gebrauch des J und des späteren P folgend, Israel und Juda nicht streng scheidet, sondern letzteres stets als Teil des ersteren rechnet, was geschichtlich niemals der Fall war, oder wohl gar statt Juda Israel sagt. Auch der große kritische Historiker Ed. Meyer hat sich von diesem Vorurteil noch nicht losgemacht, wie wir oben sahen. Demgegenüber muß betont werden, daß J und P nicht nur die Sagen, sondern auch den Namen Israels ganz unberechtigt für ihr Volk annektierten. Sie nannten sich Israeliten mit derselben Berechtigung, mit der ein sorbischer Bewohner der sächsischen Lausitz den alten Sachsen Wittekind für seinen Stammesgenossen erklären würde. Es ist hierauf noch zurückzukommen.

Diese selbst aber ist nach fast ganz ungeteilter Meinung nicht in der Steppe, sondern im Kulturland, und zwar in Palästina selbst erfolgt.

Der Text der heutigen Mosebücher enthält eine ganze Anzahl Geseze und Bruchstücke solcher, oft in der Gestalt von kurzen »Geboten« und in einer Anzahl, daß man sie an den zehn Fingern herzählen konnte. Das stammt sicher aus der Zeit, da man noch nicht schrieb und auf das Gedächtnis angewiesen war. Aber gegen Mitte des siebenten Jahrhunderts hat man auch in Palästina aramäisch (oder phönikisch, eine besondere althebräische Schrift gibt es nicht) schreiben gelernt, und bald danach haben die Priester eines bestimmten Gottes in Jerusalem, eben des bereits erwähnten Jahu, der vielleicht der Geschlechtsgott der königlichen Familie war, ein in der Hauptsache kultisches Gesezbuch zusammengestellt, das nicht nur Jahus Vor-, sondern seine Alleinherrschaft im Königreich Juda sichern sollte.

Das damalige Herrschaftsbereich dieses Gottes und die wahre Absicht jenes Gesezbuchs sind nun die Angelpunkte der gesamten jüdischen Religionsgeschichte; aber die zurzeit allgemein angenommene Lösung der Frage ist nicht die allein mögliche, sondern sogar die unwahrscheinlichere. Sie geht nicht von modernen religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten aus, wie sie zum Beispiel aus Eunows Buch »Ursprung der Religion und des Gottesglaubens« zu ersehen sind, sondern von theologischen, die aus der einseitigen Bibeldarstellung selber erst entnommen sind; sie erklärt die jüdische Religion aus sich selbst und deren eigenen Täuschungen und Absichten statt aus dem Weltzusammenhang.

Die Wellhausen'sche Theologen- und Historikerschule einschließlich Eduard Meyers nimmt an, daß Israel-Juda, wenigstens soweit historische Kenntnis zurückreicht, ein einziges Volk mit einer einzigen Volks-, nämlich der Jahureligion war — obwohl gerade der Letztgenannte diese »traditionelle, aber historisch ganz unhaltbare Auffassung« hätte verlassen müssen, da sie jedes Verständnis der jüdischen Religionsgeschichte verhindert und Meyers eigenen Ausführungen vielfach widerspricht.

Speziell betreffs des Gottes gehen die neueren Ausleger stark auseinander, was ja wegen der sich vielfach widersprechenden »Quellen«, die alle nur spätere Rückschlüsse auf eine ganz unbekannte Vergangenheit sind, nicht anders zu erwarten ist. Die Anschauung der älteren Historiker ist ja überhaupt phantastisch, da sie abwechselnd und durcheinander Jahu für einen Gott der Sonne, des Feuers, Vulkans, Gewitters, Sturmes und Blitzes erklären. Aber nach Ed. Meyer, der hier Wellhausen und Stade folgt, ist der alte Jahu des Volksglaubens ursprünglich ein nächtlicher Dämon gewesen, der das Tageslicht scheute.⁵ Diesen »El vom Sinai«, der den Eigennamen Jahu trägt, haben die Hebräer aus ihrer Heimat in der Wüste mitgebracht (a. a. O., S. 213). Aber das ist eine ganz freie, durch nichts als ganz späte Bibelfstellen zu beweisende Konstruktion, der Meyer später selbst widerspricht,

⁵ Wenn Meyer an anderer Stelle des erwähnten Werkes (S. 309) sagt: »Die Vorstellung, daß die Götter Totengeister, das heißt Spukgestalten seien, ist mir immer als eine völlige Verkennung des wahren Wesens der Götter erschienen,« so zeigt das, wie haltlos diese wissenschaftliche Größe hin und her schwankt oder daß sie sich niemals das Verhältnis von Dämonen zu Totengeistern einerseits und den Unterschied zwischen jenen und den Totengeistern als liebe Ahnen andererseits klarzumachen versucht hat.

da er gerade Juda für nicht eingewandert erklärt und Jahu und Jehuda doch zusammengehören. Andere lassen Jahu vom Horeb (der geographisch genau so wenig festzustellen ist wie der Sinai) oder aus Kadesch, Seir usw. kommen. Meyers Mitarbeiter an seinem Werke, Bernh. Luther, schreibt: »Über die Entstehung der Jahureligion wissen wir gar nicht. Auch das ist uns ganz unbekannt, wie und wann sie zu den Israeliten gekommen ist.« (S. 163.) Trotzdem abstrahiert er aus den höchst unsicheren Quellen, daß Jahu zu Gibeon und Silo (über beide Orte steht in der Bibel nur ganz wenig) Kriegsgott gewesen, im jüdischen, vom Sinai stammenden Jahukult aber Stammesgott. Als wenn, die Gleichheit des Namens einmal zugegeben, das überhaupt derselbe Gott sein könnte. Im Griechischen hat man schon längst die verschiedenen Zeuse, Apollone, Dianen usw. auseinanderzuhalten gelernt — auf biblischem Gebiet blüht der Unfug des Zusammenwerfens von allem, was El oder Jahu heißt, noch mächtig. Andere Arbeiter auf diesem Gebiet kombinieren und widersprechen sich, anderen und anerkannten Geschichtsfachern wieder in anderer Weise — die Liste hierüber würde unendlich werden.

Über um beim derzeitigen Stande der Frage zu bleiben, wollen wir einstweilen annehmen, daß im Norden wie Süden unter den Namen El und Jahu seit den Zeiten der Einwanderung ein einziger bestimmter Gott verehrt wurde. Aber nun ist es wieder ganz unbestritten, daß die von den Priestern angeblich schon mindestens seit Davids Zeit verlangte durchgängige und alleinige Verehrung des Jahu sich nicht einmal in dem kleinen Juda und am Tempel zu Jerusalem hat durchführen lassen. Neben dem angeblichen Volksgott Jahu wurden an allen Orten des Landes noch eine große Anzahl anderer Götter verehrt; wieviel es »aufzuräumen« gab, ist aus 2. Könige 23 ersichtlich. Die Bibel ist des Jammers darüber voll. Die Jahupriester erklärten das für »Abfall«, erstrebten die alleinige Verehrung ihres Gottes und auch nur an der einen Tempelstätte, verlangten demgemäß sowohl die Verabschiedung aller anderen Götter als auch die Zerstörung aller Opferstätten der wirklichen Volksgötter im ganzen Lande, womöglich auch die Abschachtung aller »Götzen«priester und Baalspfaffen nach dem schönen Vorbild der damals aufgezeichneten Eliaslegende. Zu diesem Zwecke brachten sie unter dem König Josia im Jahre 621 das schon erwähnte Gesetzbuch zum Vorschein, das alles jenes vorschrieb, und brachten es mit Hilfe der Staatsgewalt zur Geltung. Nun zerstörte man alle Opferstätten, die in dem kleinen Juda neben dem Tempel bestanden, schlachtete alle Priester der »Höhen«, das heißt der nichtjahuistischen Ortsopferstätten, und verbrannte sie auf ihren eigenen Altären — eine Regerverfolgung, wie sie das Mittelalter nicht schlimmer gesehen.* Aber wenn sich trotz all diesem damals das Gesetz nicht auf die Dauer durchführen ließ (Hesekiel, Kap. 8 konstatiert für das Jahr 592 wieder allerhand Götzendienst in babylonischen und ägyptischen Formen am Tempel), so war damit doch ein Kanon gegeben, nach dem die Schriftstellerei der folgenden Jahrhunderte sich richten konnte. Dieses Ge-

* Da nach anderen Bibelstellen die abgesetzten Lokalpriester zu Leviten gemacht wurden, so wäre die Mordgeschichte eine der so beliebten Aufschneiderelen. Wenn B. Luther die gewaltsame Einführung des Gesetzes gegen Bunkel vertritt, der die friedliche befürwortet, so muß der Unvoreingenommene sagen, daß man eben nichts Genaueres weiß und es auch teils so, teils entgegengesetzt gewesen sein kann, wie so oft.

sehbuch ist als Kern des fünften Mosesbuches (Deuteronomium) erhalten; man bezeichnet es deswegen mit D.

Dieses wirklich neue Gesetz in Ansehen zu bringen, gab die Priesterschaft vor, es sei ein uraltes, vergessenes, das man erst jetzt im Tempel wiedergefunden und das einst ein Mann Gottes namens Moses vor dem Einzug ins Land, »in der Steppe« (für die es freilich, da es städtische Verhältnisse voraussetzt, gar nicht paßt) gegeben habe. Entweder also kannte man damals in Juda die Geschichten der israelitischen Väter noch nicht, wie die Jahuagitatoren Amos und Hosea, oder die Priester hatten sie noch nicht anerkannt, da man das Gesetz sonst viel einfacher einem Patriarchen zuschreiben konnte. Wer Moses war, darüber berichtet das Buch selbst nichts — sein Name entspricht einem ursemilischen Worte masch, das Herr, Führer, Priester bedeutet (hebräisch noch: maschal, d. i. Herr sein; der babylonische Gott Nirgal heißt auch Maschmasch, die Mohammedaner nennen sich heute noch Moslim: Herren). Auch der theologische Geschichtsschreiber Stade gibt zu, daß man von Moses nichts weiter wußte als seinen Namen und höchstens noch den des Sinai; aber auch der ist wohl später, denn der ältere Gesetzgebungsberg heißt Horeb. Nach Ed. Meyer (a. a. O.) hatte Moses ursprünglich mit einem Auszug gar nichts zu tun, er war nur mit Midian und den Kultusstätten der Wüste eng verwachsen. Bei dieser Gelegenheit macht er die gute Bemerkung, daß er »nach wie vor jeden Versuch, nach beliebter Manier die israelitischen Sagen in Geschichte umzusetzen, für wissenschaftlich verkehrt und indiskutabel« halte. Wenn er nur diese Sentenz auf seine eigene Moses- und die früher erwähnte Jahuhypothese und noch manches andere hätte anwenden wollen.

Jedenfalls wurde nach der Annahme des Gesetzes Moses eine Gestalt von Wichtigkeit, und aus Völkserzählungen und absichtsvollen Geschichten der gesetzmachenden Priester selber entstand nun eine Moseslegende. Da man aber inzwischen in Juda-Jerusalem auch die Vätergeschichten des israelitischen Nordvolkes sich völlig zugeeignet, mußte man den jetzt in eine Familiengeschichte zusammengefaßten Väterezug mit dem Moseseinzug in Einklang bringen; nach B. Luther war das eine der Hauptarbeiten der Schule J. Deshalb wurde eine Wiederauszugs Geschichte neu gedichtet: die Jakobs und seiner Söhne einschließlich der Josephserzählung, welche letztere nach allgemeiner Meinung eine ganz junge, übrigens dem Ausland abgeborgte Novelle ist.

Durch alles das war nun freilich das Buch J viel umfangreicher und interessanter geworden als das altisraelitische E, und man hat dieses nun in Israel nach dem Beispiel von J vermehrt. Zwar blieb die neu zugefügte Auszugs- und Josephsgeschichte in E nur klein, aber die Einzugsgeschichte wurde um so größer. Freilich ließ man gegen alle geschichtliche Wahrheit und Möglichkeit hier den Einwanderungszug um Juda herum durch Moab und über den südlichen Jordan gehen; Moses mußte unterwegs sterben (an einem anderen Orte, als wo er nach J gestorben ist), damit für den schon erwähnten altisraelitischen Heros Hosea-Josua als Führer Platz wurde. Der gab das Gesetz nun nicht in der Steppe wie der Moses von J (der Sinai gehört dem noch jüngeren P an), sondern auf den altheiligen Bergen bei Sichem. So prägen sich in den Büchern E und J die nie ganz aufgehobenen Gegensätze beider Völkerguppen aus.

(Schluß folgt.)

Krankenkassen und Wohnungsfürsorge.

Von H. Mattutat.

Der Erlaß des Notgesetzes vom 4. August 1914, wodurch die Mehrleistungen der Krankenversicherung zur vorübergehenden Einstellung gelangten, gründete sich auf die Voraussetzung, daß es den Krankenkassen während der Dauer des Krieges ohne diese Einschränkung nicht möglich sein würde, den an sie herantretenden Anforderungen zu genügen. Die ersten Kriegswochen schienen diese Annahme zu rechtfertigen. Unter dem Drucke der mit dem Ausbruch des Krieges einsetzenden starken Arbeitslosigkeit wurde die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen zunächst auf eine harte Probe gestellt. Später besserten sich jedoch die Verhältnisse wieder und gestalteten sich in kurzer Zeit so günstig, wie man es nicht erwartet hatte. In dem Maße, wie sich Industrie und Handel von der katastrophalen Wirkung des Kriegsausbruchs erholten, die Nachfrage nach Arbeitern zunahm und damit die bestehende Arbeitslosigkeit nachließ, ging auch die Krankenziffer und damit zugleich die finanzielle Belastung der Krankenkassen zurück.

Hierin ist auch in der weiteren Folge während der Dauer des Krieges keine Änderung eingetreten. Ganz allgemein hat sich die Mitgliederzahl der Krankenkassen trotz der fortgesetzten Einberufungen wieder vermehrt, und zugleich war die Zahl der Erkrankungen wie auch die durchschnittliche Dauer der Erwerbsunfähigkeit eine wesentlich geringere als früher. Dem entspricht auch der finanzielle Stand der Krankenkassen; er ist über alles Erwartete zufriedenstellend.

Unter diesen Umständen waren viele Krankenkassen sehr bald in der Lage, auf die weitere Anwendung des Notgesetzes zu verzichten und zu den früheren Leistungen zurückzukehren. Dieser günstige Stand darf aber zu keiner optimistischen Auffassung verführen, vielmehr ist damit zu rechnen, daß er nur ein vorübergehender sein wird. Die stattgefundenen umfangreichen Einberufungen haben die Zahl der männlichen Mitglieder bei den Krankenkassen stark vermindert. An ihre Stelle sind andere, teils ältere Personen, die der Krankenversicherung nicht unterstanden, teils jüngere, besonders aber Frauen getreten. Demgemäß hat die Mitgliederzahl der Krankenkassen zwar nicht sonderlich abgenommen, die Zusammensetzung des Mitgliederstandes ist aber eine ganz andere und wesentlich ungünstigere geworden. Am stärksten ist die Zunahme der Jugendlichen sowie der Frauen in der Heeresindustrie und den mit ihr in Verbindung stehenden Betrieben, daneben im Hilfsdienst. Das bedingt auch sonstige Veränderungen. Namentlich führt die Beschäftigung in der Heeresindustrie für die darin Arbeitenden eine weitgehende Änderung der Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen herbei, deren Folgen erst nach dem Kriege voll hervortreten werden.

Es steht daher heute schon fest, daß viele der in ihr beschäftigten Jugendlichen und Frauen den an sie gestellten Anforderungen nicht auf die Dauer zu genügen vermögen. Während des Krieges wird das nicht bemerkbar, weil die Not der Zeit wie auch die hohen Löhne die einzelnen dazu bewegt, die letzten Kräfte daranzusetzen und unbeschadet der sich daraus ergebenden Gefahren die Arbeitsfähigkeit aufrechtzuerhalten, solange es irgend geht. Es gibt aber auch hierfür eine Grenze, die nicht überschritten werden kann. Auf unbeschränkte Dauer läßt sich diese Überspannung der Kräfte nicht aufrechterhalten. Der schließliche Zusammenbruch bleibt nicht aus, weshalb neben der zunehmenden Zahl der Kriegsverletzten sich auch mit der längeren Fortführung des Krieges die Zahl der kranken Frauen und sonstigen Arbeitsinvaliden vermehren und damit zugleich die Lasten der Krankenversicherung wie auch der Invalidenversicherung erhöhen müssen. Das zeigt sich schon jetzt in fortgesetzt steigendem Maße, obwohl wir erst die Anfänge vor uns haben, vor allem in der Zunahme der Tuberkuloseerkrankungen.

Die vor dem Kriege in langen Jahren durchgeführte Tuberkulosebekämpfung hatte sehr günstige Resultate aufzuweisen. Von 1874 bis 1913 sind die Erkrankungen an Tuberkulose von 280 Fällen unter 10 000 Lebenden auf 136 zurückge-

gangen. Mit dem Beginn des Krieges trat ein Umschwung ein. Eine große Anzahl der Lungenheilstätten wurde geschlossen oder der Militärbehörde für Lazarettzwecke zur Verfügung gestellt, weil man ihren Betrieb entweder sowohl aus Mangel an Ärzten und Personal als auch aus anderen Gründen nicht mehr aufrechterhalten konnte. Auch die Fürsorgestellten gaben ihre Tätigkeit auf oder schränkten dieselbe ein. Sehr bald zeigte sich jedoch, daß diese Unterbrechung der Tuberkulosebekämpfung nicht aufrechtzuerhalten war. Schon bei Beginn des Jahres 1915 stellte sich eine erhebliche Zunahme der Tuberkuloseerkrankungen heraus, die im Jahre 1916 noch weiter stieg. Sie machte es nötig, den Kampf gegen die Tuberkulose mit aller Kraft wieder aufzunehmen.

Leider stellten sich dieser Aufgabe die größten Schwierigkeiten entgegen. Das Entstehen und die Verbreitung der Tuberkulose ist in der Hauptsache auf schlechte und ungenügende Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse zurückzuführen. Die schlechte Ernährung untergräbt und vernichtet die Widerstandskraft des menschlichen Körpers gegen die Angriffe der Tuberkulosebazillen; die mangelhafte, überfüllte Wohnung fördert die Entwicklung der Krankheit und steigert die Erkrankungsgefahr für die Angehörigen des Kranken sowie für seine sonstige Umgebung. Nach beiderlei Richtungen ist aber zurzeit eine solche gesundheitliche Gefährdung in verstärktem Maße vorhanden.

Schon vor dem Kriege lagen für die arbeitende Bevölkerung die Wohnungsverhältnisse schlecht. Alle Hinweise auf die hieraus drohenden Schädigungen der Volksgesundheit haben bis jetzt eine wesentliche Besserung nicht herbeizuführen vermocht. In den sozialpolitisch interessierten Kreisen hat man sich zwar seit langem mit der Wohnungsfrage für die arbeitenden Klassen beschäftigt. Es sind lange Abhandlungen darüber erschienen, Wohnungskongresse wurden abgehalten, auf denen man über die Notwendigkeit einer durchgreifenden Wohnungsfürsorge debattierte und Beschlüsse faßte, der Erfolg war aber ein sehr dürftiger. Das Reich wie auch einzelne Bundesstaaten haben einige Millionen für Beamten- und Arbeiterwohnungen aufgewendet, in ähnlicher Weise gingen einige Gemeinden vor. Daneben wurde in mehreren Bundesstaaten eine staatliche Wohnungsinspektion durchgeführt und der genossenschaftliche Kleinwohnungsbau gefördert. Das waren aber alles nur Ansätze, bei denen es blieb. Lediglich die Versicherungsanstalten haben sich in weiterem Umfang mit der Besserung der Arbeiterwohnungsverhältnisse beschäftigt. Die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel erweisen sich aber dem Wohnungselend der Arbeitermassen gegenüber als unzureichend.

Wie groß dieses Wohnungselend ist, zeigt in eindringlicher Weise der vor kurzem herausgegebene Bericht der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Berlin über die von ihr in den Jahren 1915 und 1916 bei ihren erwerbsunfähigen Mitgliedern angestellten Wohnungsuntersuchungen. Der vorliegende Bericht erstreckt sich auf über 40 000 Fälle. Es wird darin festgestellt, daß in den beiden Berichtsjahren noch über 2000 Patienten in Räumen hausten, die weniger als 10 Quadratmeter Bodenfläche hatten, und über 1000 diese noch mit bis zu 7 Personen teilen mußten. Bei über 9500 Kranken waren die Wohn- und Aufenthaltsräume noch nicht 2,80 Meter hoch, ja es wurden sogar solche gefunden, die nur eine Höhe von 1,65 Meter hatten und im wahrsten Sinne des Wortes nur als Höhlen bezeichnet werden können. Teilweise entbehrten diese Räume sogar der Fenster und einer Heizgelegenheit. Mehr als die Hälfte der gezählten Wohnungen befand sich in Hinterhäusern, deren Fenster nach den besonders bei älteren Bauten recht engen Höfen mit ihrer stagnierenden Luft mündeten, weshalb auch nicht weniger als 23 253 Wohnungen als zum Wohnen ungeeignet angesehen werden mußten. In zahlreichen Fällen erwiesen sich die Wohnungen und namentlich die Schlafräume als überfüllt. In Schlafstellen oder als möbliert wohnend fanden sich 1659 Kranke, bezeichnenderweise vorzugsweise in Wohnungen des ersten, zweiten und dritten Stockes.

Wie nachteilig das Schlafgängerwesen für den Gesundheitszustand der Familien wirkt, beweist die Tatsache, daß 31,44 Prozent der in Schlafstellen wohnenden Per-

ionen infolge Lungenleiden oder sonstiger Infektions- oder parasitärer Krankheiten erwerbsunfähig waren gegen 23,43 Prozent im Jahre 1914. Berücksichtigt man, daß nach einer älteren, aber wohl heute noch zutreffenden Berechnung 23 Prozent aller Berliner Wohnungen Altermieter oder Schlafgänger haben, so wird ersichtlich, wie ernst dieser Zustand zu nehmen ist. Für die Krankenkassen ist diese Feststellung von besonderer Bedeutung, weil die Genesung der in Schlafstellen wohnenden Kranken sehr erschwert wird.

Zur erfolgreichen Krankheitsbekämpfung und zur Vermeidung von Ansteckungsgefahr ist ferner erforderlich, daß der Kranke bei Tage wie bei Nacht möglichst von anderen Personen abgefordert ist. Wie wenig dieser Anforderung entsprochen wird, zeigt die Feststellung, daß im Jahre 1916 den gleichen Aufenthaltsraum bei Tage 7487 Kranke mit 1, 2794 mit 2, 1378 mit 3, 620 mit 4, 296 mit 5, 118 mit 6 und 72 mit 7 und mehr Personen, bei Nacht 8252 mit 1, 4343 mit 2, 2174 mit 3, 816 mit 4, 299 mit 5, 111 mit 6 und 49 mit 7 und mehr Personen teilen mußten. In 1916 Fällen hatte der Kranke nicht einmal ein eigenes Bett zur Verfügung, und in 3 Fällen war solches überhaupt nicht vorhanden. Bezeichnend für das großstädtische Wohnungselend ist weiter, daß 747 Kranke mit ihrer Familie nur eine Küche, 2921 nur eine Stube und 17 871 nur eine Stube mit Küche bewohnten, wobei letztere meist mit als Wohn- und Schlafraum hinzugezogen werden mußte, obwohl die Raumverhältnisse die denkbar ungünstigsten waren. Auf diese Weise sind in Berlin über 700 000 Familien in Einzimmerwohnungen zusammengepfercht, wovon ungefähr die Hälfte in Hinterhäusern wohnt.

Nach dem Kriege ist leider in vielen Städten mit Sicherheit eine weitere Verschlechterung der Wohnungsverhältnisse zu befürchten. Zwar wurden bei der Wohnungszählung vom 15. Mai 1916 in Groß-Berlin 61 770 Leerwohnungen festgestellt; hiervon müssen aber 10 609 außer Betracht bleiben, da sie mit Gewerbebetrieben verbunden sind. Von den übrigbleibenden 51 161 Leerwohnungen bestehen 6722 aus 5 und mehr Zimmern, sind also Großwohnungen, 12 264 sind Mittelwohnungen mit 3 und 4 Zimmern, und nur 32 175 sind Kleinwohnungen bis zu 2 Zimmern. Gegenüber einer Bevölkerungszahl von fast 4 Millionen will das wenig besagen, da diese Ziffer sich mit 3,2 Prozent nur wenig über das Normalsoll erhebt.

Solche Verhältnisse stehen nicht vereinzelt da, sondern sind auch in anderen Großstädten, ja selbst in zahlreichen Industriepätzen und Wohngemeinden auf dem Lande zu verzeichnen, wie die Feststellungen der württembergischen Wohnungsinspektion aus der Zeit vor dem Kriege beweisen. Sie müssen sich nach dem Kriege beträchtlich verschärfen, denn während desselben hat die Bautätigkeit vollständig geruht, und es ist sehr daran zu zweifeln, ob sie alsbald in erheblichem Umfang wieder aufgenommen werden kann. Es wäre sehr bedenklich, sich in dieser Beziehung einem ruhig zuwartenden Optimismus hinzugeben. Darauf läßt schon der Umstand schließen, daß sich in Städten wie Ulm bereits jetzt die Anzeichen einer sehr bedenklichen Wohnungsnot bemerkbar machen und der dortige Gemeinderat dazu genötigt ist, zur Anmeldung aller sich zu Wohnzwecken eignenden öffentlichen und privaten Räume aufzufordern.

Der private Kleinwohnungsbau hat bereits vor dem Kriege seine Aufgabe, das bestehende Wohnungsbedürfnis zu befriedigen, nicht zu erfüllen vermocht. Daß gleiche trifft für den genossenschaftlichen Kleinwohnungsbau zu, obwohl in dieser Hinsicht erfreuliche Ansätze zu verzeichnen gewesen sind. Deshalb war es notwendig, daß die Versicherungsanstalten in weitem Umfang bei dem Kleinwohnungsbau mitwirken mußten. Nach der für 1916 veröffentlichten Nachweisung des Reichsversicherungsamts haben sie insgesamt für den Bau von Arbeiterfamilienwohnungen 538,3 Millionen, für Ledigenheime, Herbergen, Hospize, Gesellenhäuser usw. 28,2 Millionen, zusammen also 566,6 Millionen ausgegeben. Aber selbst diese recht respektabel erscheinenden Mittel reichten nicht aus, um den herrschenden Mangel an guten, gesunden und billigen Kleinwohnungen zu beseitigen. Nach dem Kriege wird dies noch viel weniger der Fall sein.

Um eine genügende Zahl von Kleinwohnungen zu schaffen, wird noch in anderem und weiterem Umfang eingegriffen werden müssen. Reich, Bundesstaaten und Gemeinden können sich dieser Verpflichtung nicht länger entziehen. Zu große Hoffnungen auf solche Hilfe von dieser Seite darf man jedoch nicht setzen. Die Anforderungen, die ohnehin nach dem Kriege an das Reich und die Bundesstaaten auf den verschiedensten Gebieten herantreten werden, sind enorm und werden die Geneigtheit zu höheren Leistungen als selbster kaum steigern. Das gleiche ist von den Gemeinden zu erwarten, um so mehr, als ihre finanzielle Leistungsfähigkeit durch den Krieg bereits stark beeinträchtigt worden ist.

Es ist daher dringend nötig, daß die Krankenkassen energisch auf die Wohnungsnot hinweisen. Derartige Erhebungen, wie sie die Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin veranstaltet, dürfen nicht Ausnahmen bleiben, sondern müssen allgemein vorgenommen werden. Ein solches allgemeines Vorgehen ist auch schon von dem neunten Deutschen Ortskrankentag im Jahre 1904 beschlossen worden, leider aber dieser Beschluß nicht zur Ausführung gelangt. Nur ein Teil der Krankenkassen, wie zum Beispiel die Ortskrankenkassen Barmen und Kottbus, hat sich dieser Arbeit unterzogen und dabei die gleichen Verhältnisse festgestellt wie die Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin. Die öffentliche Meinung muß aber ausgerüstet und ihr gezeigt werden, daß Millionen Volksgenossen unter den unwürdigsten Wohnungsverhältnissen leiden.

Nicht allein die Tuberkulose, auch die Geschlechtskrankheiten und die Trunksucht stehen, wie Genosse Fräschorf auf dem 22. Deutschen Ortskrankentag zutreffend hervorhob, in naher Beziehung zum Wohnungselend. Das gleiche gilt von den sonstigen Gefahren, die in überfüllten Wohnungen in gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht drohen. Die Wohnungsfürsorge der Krankenkassen dient den allgemeinen Zwecken der Krankheitsverhütung und dürfen für sie nach § 363 der Reichsversicherungsordnung in dem von der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin befestigten Sinne Mittel angewendet werden. Die Mittel der Krankenkassen sind zwar beschränkt, doch können sie damit manche Erleichterung und Besserung schaffen. Wie die Versicherungsanstalten sind sie in der Lage, den Bau von Kleinwohnungen durch Gewährung von mündelsicheren Darlehen wie auch in der Form von Sammelhypotheken zu fördern. Sie können auch auf Grund ihrer Feststellungen die Entfernung der Kranken aus ungeeigneten Wohnräumen veranlassen sowie bewirken, daß solche für Wohnzwecke aufgegeben werden, womit sie die Tätigkeit der Arbeiter nur zu oft mangelhaften Wohnungsinspektion wirksam unterstützen würden. Ferner spielt die Erörterung der Durcharbeitungszeit gegenwärtig eine große Rolle. Diese ist für die Gestaltung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter von großer Bedeutung.

Die Tätigkeit der Krankenkassen kann sich nicht auf die Gewährung der gesetzlichen Leistungen beschränken. Darüber hinaus erwächst ihnen die Aufgabe, sich an dem Kampfe gegen die Krankheitsursachen zu beteiligen. Der Weg hierfür ist gegeben. Es gilt vor allem, die Brutstätten jener Volksseuchen zu beseitigen, denen heute noch ungezählte Proletarier zum Opfer fallen und die den Krankenkassen außerordentlich hohe, nur zu oft vergebliche Kosten auferlegen.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. Stephan Bauer, Direktor des Internationalen Arbeitsamts in Basel, Sozialpolitik im Kriege und nach Friedensschluß. (Schweizerische Vereinigung zur Förderung des internationalen Arbeiterschutzes.) 42. Heft. Zürich, Kommissionsverlag der Buchhandlung des Schweizerischen Grädlvereins. 28 Seiten Oktav.

Am 19. Dezember 1916 hielt Professor Bauer in Bern den nun im Druck vorliegenden Vortrag. Im wesentlichen vergleicht er die Sozialpolitik während des

Krieges in Deutschland, England, Frankreich und in der Schweiz. Der von mir unter anderem in meiner Schrift »Die Internationale Verbindung der Gewerkschaften« hervorgehobene Parallelismus der wirtschaftlichen Erscheinungen und der staatlichen Maßnahmen während des Krieges in den sich mit äußerster Gewalt bekämpfenden Ländern wird durch die Materialien in dem Vortrag Stephan Bauers in bemerkenswerter Weise belegt; ohne daß er freilich auf diese Erscheinung kräftig hinweist, die während des Krieges in bemerkenswerter Weise die internationalen Abmachungen ersetzt.

Bei dem Lesen seiner interessanten Ausführungen drängt sich dieser Parallelismus deutlich auf. Jede Seite seiner Schrift beweist, daß eine geistige Isolierung der Völker nicht einmal während des Krieges, noch viel weniger nach dem Kriege möglich sein wird. Schon diese Feststellung macht die kurze Schrift sehr wertvoll.

Nur wenige haben die Möglichkeit, die sozialpolitische Entwicklung im feindlichen Ausland klar zu erkennen. Wir bedauern, daß der Vortrag von Stephan Bauer nicht ausführlicher ist, aber wir müssen dankbar sein für das, was er bietet. Er liefert nicht nur Material für den Parallelismus, er zeigt auch, daß wir noch manches lernen könnten, insbesondere von der Sozialpolitik und den sozialen Tatsachen in England während des Krieges.

An die Darstellung der staatlichen Maßnahmen und der sozialen Tatsachen während des Krieges in der schweizerischen Eidgenossenschaft knüpft der Vortragende eine Übersicht über die lebhafteste Entwicklung der Sozialgesetzgebung in den neutralen, vor allem auch den amerikanischen Staaten während der Kriegszeit. Er schließt diese Betrachtung mit dem Satze: »Es ist alle Aussicht vorhanden, daß auf diesem Gebiet wie auf so vielen anderen die Neue Welt die Alte überflügelt.« Das letzte Kapitel des Buches heißt »Die Aussichten der internationalen Sozialpolitik«. Stephan Bauer meint, »daß die äußerste Schonung der Arbeitskräfte nach Friedensschluß eine der wichtigsten Aufgaben der staatlichen Gesetzgebung der Länder sein wird und daß bei aller Verschiedenheit der industriellen Gliederung von Land zu Land die gleichen Grundfragen des Arbeiterrechts der Lösung harren.« »Ja, wir dürfen sagen, daß nach dem Kriege die Sicherung der Gesundheit der arbeitenden Klassen in größerem und rascherem Tempo sich wird vollziehen müssen als bisher, soll Europa nicht vollständig ins Hintertreffen geraten.« Für ihn »deuten alle Anzeichen darauf, daß die Erfahrungen des Krieges uns in der Wiederaufnahme der Friedenspolitik nur zu bestärken haben«. Er ist überzeugt, »die internationale Vereinigung geht, so weit menschliche Vereinigung reicht, aus dieser schwersten Welterschütterung ungebrochen hervor«.

Nicht ganz klar scheinen mir Stephan Bauers Ausführungen über die Krisengefahr nach dem Kriege, aber es handelt sich hierbei nur um eine in diesem Zusammenhang nebensächliche Bemerkung.

Wir wünschen der Schrift die weiteste Verbreitung.

ad. br.

Notizen.

Post, Telegraph und Telephon in Deutschland 1903 bis 1913. Im amtlichen Post-, Telegraphen- und Telephondienst wurden in Deutschland im Jahre 1903 rund eine Viertelmillion (249 516) und 1913 rund eine Drittelmillion (334 064) Personen beschäftigt. Die Zahl der Beschäftigten ist in diesen zehn Jahren um 84 548, also etwa ein Drittel gestiegen. An Porto, Telegraphen- und Telephongebühren wurden 1903 488,9 Millionen Mark vereinnahmt. Für 1906 wird eine Gesamteinnahme von 639,2 Millionen, für 1913 eine solche von 946 Millionen Mark nachgewiesen. Die Zahlen für 1903 sind mit denen für 1913 nicht vergleichbar, da in der für 1903 angegebenen Einnahmesumme die Einnahmen aus dem Absatz der Zeitungen und aus der postalischen Personenbeförderung nicht enthalten sind. Wohl aber sind die Zahlen für 1906 und 1913 miteinander vergleichbar. Dieser

Vergleich ergibt, daß sich die Einnahmen der Post-, Telegraphen- und Telephonverwaltung von 1906 bis 1913 um 306,8 Millionen Mark, das sind 48 Prozent, erhöht haben. 1913 wurde ein Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben von 115,1 Millionen Mark erzielt. Jeder »Kopf« der Bevölkerung leistete darin gleichsam eine indirekte Steuer von 1,70 Mark.

Postanstalten waren zu Ende des Jahres 1903 38 610, Ende 1913 41 415 vorhanden. Diese nahmen in Empfang, beförderten und verteilten: 1903 4019 Millionen, 1913 7024 Millionen Stück Briefsendungen. Das ist ein Zuwachs von 3005 Millionen Stück oder 75 Prozent. Diese Zunahme ist nur zum geringsten Teile eine Folge der Bevölkerungsvermehrung. Es entfielen nämlich auf jeden Kopf der Bevölkerung 1903 69, 1913 aber 105 Briefe, Postkarten usw. Gewöhnliche Pakete wurden der Post zur Bestellung übergeben: 1903 197 Millionen, 1913 293 Millionen Stück. Die Zunahme beträgt 96 Millionen Stück (49 Prozent). Seit 1906 wird auch die Zahl der durch die Post verteilten Zeitungsnummern nachgewiesen. Sie betrug in diesem Jahre 1767 Millionen, 1913 2406 Millionen Stück (mehr 36 Prozent).

Der durch die Post vermittelte Wertverkehr ist im letzten Jahrzehnt außerordentlich gestiegen. 1903 hat die Post 12,4 Millionen Stück Briefe, Kästchen und Pakete mit Wertangabe befördert. 1913 ist diese Zahl zwar auf 11,8 Millionen Stück zurückgegangen, dafür hat sich aber der deklarierte Gesamtwert dieser Sendungen von 18 351 Millionen auf 29 876 Millionen Mark erhöht. Das ist eine Wertsteigerung um 11 525 Millionen Mark (63 Prozent). Der Durchschnittswert einer Sendung dieser Art war 1903 1480 Mark, 1913 2532 Mark. Im Nachnahmeverkehr wurde die Post 1903 mit der Einziehung von 678 Millionen, 1913 von 1573 Millionen Mark beauftragt. Die schnelle Entwicklung dieses Verkehrs (die Zunahme beträgt 132 Prozent) wird wohl in erster Linie auf die Tätigkeit der Versandgeschäfte zurückzuführen sein. Weniger stark hat der ähnlich gartete Postauftragsverkehr zugenommen. Dafür sind folgende Wertzahlen zu verzeichnen: 1903 686 Millionen, 1913 817 Millionen Mark. Der Postanweisungsverkehr ist seit der Einrichtung des Postschecks in ständigem Rückgang begriffen. 1903 wurde darin ein Gesamtumsatz von 20 302 Millionen, 1913 nur noch ein solcher von 17 502 Millionen Mark erzielt. Dafür hat es aber der Postscheckverkehr in der kurzen Zeit seines Bestehens im Jahre 1913 schon auf einen Gesamtumsatz von 41 587 Millionen Mark gebracht. Davon konnte mehr als die Hälfte (23 969,6 Millionen Mark) bargeldlos beglichen werden.

Schließlich sei auch die Feststellung nicht unterlassen, daß die Postkutsche noch längst nicht im Museum modert, sondern daß sie, wenn auch in verbesserter Form, zum Beispiel in Bayern noch eine größere Bedeutung hat. Es wurden nämlich Postreiselnde befördert:

	1903	1913
Im bayerischen Postgebiet	1248 000	4439 000
- württembergischen Postgebiet	531 000	669 000
- Reichspostgebiet	1135 000	963 000
Im Reich insgesamt	2914 000	6071 000

Telegraphenanstalten waren in Deutschland vorhanden: am Ende des Jahres 1903 28 291, Ende 1913 50 013. Die Länge der Telegraphenlinien betrug 1903 138 800 Kilometer. Die Länge der Telegraphenleitungen war gleichzeitig 520 700 Kilometer. Auf 1 Kilometer Linie kamen also 3,75 Kilometer Leitung. Bis 1913 sind sowohl die Telegraphenlinien- wie die Telegraphenleitungskilometer bedeutend vermehrt worden. In welchem Maße, ist leider nicht zu erkennen, weil für 1903 die Linien und Leitungen der Telephonfernerverbindungsanlagen in der Summe der Telephonlinien- und -leitungen, für 1913 aber in der Summe der Telegraphenlinien- und -leitungen enthalten sind. In diesem Jahre betrug die Länge der Telegraphen- (einschließlich der Telephonfernerverbindungs-) Linien

238 500 Kilometer, die Länge der Telegraphen- (einschließlich der Telephonfernverbindungs-) Leitungen 2 121 700 Kilometer. Auf 1 Kilometer Telegraphen- (und Telephonverbindungs-) Linie kamen 1913 8,9 Kilometer Telegraphen- (und Telephonfernverbindungs-) Leitung. Die Zahl der Apparate war in Deutschland 1904 nach der „Statistique générale de la télégraphie“ (Bern 1906) 43 299, nach derselben Quelle (Bern 1914) im Jahre 1912 57 159.

Die Zahl der Telegramme betrug in Deutschland (ebenfalls nach der „Statistique générale etc.“) im Jahre 1904 47 676 000, 1912 64 309 000. Davon waren

	1904	1912
Inländische Telegramme	32 239 000	41 565 000
Internationale Telegramme	14 020 000	20 823 000
Diensttelegramme	14 170 000	19 210 000

Über die Unterseekabel »in deutschem Besitz« werden folgende Angaben gemacht (nach der „Nomenclature des cables formant le réseau sous-marin du globe“, Bern 1903, und nach Mitteilungen des Reichspostamtes Ende März 1915):

Es hatten im Besitz:	Zahl der Kabel		Länge der Kabel (Kilometer)	
	1903	1915	1903	1915
Die deutsche Regierung	93	98	5442	5474
- Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft	5	5	17 647	17 730
- Osteuropäische Telegraphengesellschaft	1	1	343	343
- Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft	3	3	6330	6336
- Deutsch-Südamerikanische Telegraphengesellschaft	—	5	—	13 640

Funkentelegraphenstationen für den öffentlichen Verkehr bestanden in Deutschland Anfang 1908 13, 1915 17 — sämtlich nach dem System Telefunken. Über die Reichweite dieser Stationen werden in den Mitteilungen des Reichspostamtes, denen diese Zahlen entstammen, keine Angaben gemacht.

Im Jahre 1903 waren in Deutschland 20 821 Orte mit Telephonanstalten versehen. Bis 1913 hat sich diese Zahl ungefähr verdoppelt. In diesem Jahre hatten 40 843 Orte Fernsprechanstalten. Noch stärker hat die Zahl der Sprechstellen zugenommen. Sie betrug 1903 449 500, 1913 aber 1 387 300, hat sich also mehr als verdreifacht. Die Länge der Telephonlinien wird für 1903 mit 115 900 Kilometer, die der Telephonleitungen mit 1 808 000 Kilometer angegeben. Auf 1 Kilometer Telephonlinie kamen demnach 1903 15,6 Kilometer Leitung. In diesen Zahlen sind die Angaben für die Telephonfernverkehrslinien und -leitungen mit enthalten. Nicht jedoch in den folgenden Zahlen für 1913. In diesem Jahre betrug die Länge der Telephonlinien (lediglich innerhalb der Ortsnetze) 129 200 Kilometer, die Länge der Telephonleitungen (ebenfalls nur innerhalb der Ortsnetze) 5 967 800 Kilometer. 1913 kamen also auf 1 Kilometer Telephonlinie 46,2 Kilometer Leitung. Infolge der veränderten Zusammenfassung der Angaben für den Telegraphen- und Telephonverkehr kommt in diesen Zahlen der erzielte Fortschritt — so gewaltig er auch schon hier erscheint — doch noch nicht voll zum Ausdruck. Den Eindruck, den die bisher mitgeteilten Zahlen machen, daß nämlich das Telephonnetz bedeutend ausgedehnter und zugleich engmaschiger geworden ist, mögen noch einige Angaben verstärken. Es bleibt noch festzustellen, daß die Zahl der Verbindungsanlagen zwischen den Ortsnetzen verschiedener Orte (das sind die eigentlichen Fernverkehrsanlagen) sich von 1903 bis 1913 von 5009 auf 10 105 verdoppelt haben. Die Zahl der vermittelten Gespräche betrug 1903 927 Millionen, 1913 aber 2518 Millionen. Das heißt: auf den Kopf der Bevölkerung kamen 1903 15,8 und 1913 37,6 Telefongespräche.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5

Ausgegeben am 2. November 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Belgien und die flämische Frage.

Von h. (Brüssel).

Belgien ist heute noch für mehr Menschen, als man anzunehmen geneigt sein möchte, ein unbekanntes Land. Schon in der Geschichte ist sein Schicksal verworren genug. Seine Gebiete waren im Laufe der Jahrhunderte deutsch, spanisch, österreichisch, französisch und niederländisch; dann machte es sich 1830 unabhängig und ist danach, wie Marx gesagt hat, das Paradies der Kapitalisten und die Hölle der Arbeiter geworden. Zuletzt stellte es sich als ein Königreich mit imponierendem Kolonialbesitz und beachtenswerten Weltmachtsinteressen, aber merkwürdig genug ohne eigene Handelsflotte dar. Dabei geht seit nunmehr fast hundert Jahren quer durch den Staat Belgien geographisch ein breiter Riß. Hüben und drüben desselben wohnen zwei Völker, die verschiedene Muttersprachen pflegen, heute noch agrarisch und industriell getrennt sind und sich religiös und politisch feindlich gegenüberstehen.

Was ist nun eigentlich der Charakter des flämischen und wallonischen Gegensatzes? Von welchen Quellen wird seine Energie gespeist und, was uns am meisten interessiert, wie sieht die Masse aus, die ihn trägt?

Untersuchen wir zuerst das wirtschaftliche Aussehen Belgiens. Flämisch ist in erster Reihe das Bauerntum; in den landwirtschaftlichen Gebieten Belgiens hatten stärkere und festeren Wurzeln der flämischen Kraft als in jeder anderen ökonomischen Schicht, im besonderen mehr als in dem in den letzten zwanzig Jahren rasch emporgekommenen neuen Bürgertum. Die dauernd wachsenden belgischen Industriegebiete sind hingegen durchweg wallonisch. Es sind auch wallonische Kapitalmächte, die in das neue flandrische Kohlenbecken hinübergreifen. Der selbstbewußte, qualifizierte und organisierte Arbeiter ist meist Wallone. Unter den ungelernten Arbeitern, die die niedrigsten Arbeiten verrichten und den schlechtesten Lohn erhalten, findet man den Flämen. Er liefert die Massen der Saisonarbeiter für die Ernten der menschenarmen französischen Großgrundbesitzergebiete. In der Statistik stellt er die größeren Geburtenziffern und die geringeren Schulzahlen. (Die rein flämischen Provinzen, also ohne Brabant, hatten im Jahrzehnt 1851 bis 1860 gegenüber den rein wallonischen Provinzen einen jährlichen Geburtenüberschuß von etwa 15 Prozent, im Jahrzehnt 1901 bis 1910 dagegen 66 Prozent!)

Diese wirtschaftliche Querteilung Belgiens wird jedoch gestört durch die gesellschaftliche Schichtung, die sich von den wallonischen Gebieten her bis tief in die flämischen Provinzen einschleibt. Im strittigen Grenzgebiet (der Hauptstadt Brüssel) und von da ausstrahlend in den flämischen Gebieten verläuft die Trennungslinie zwischen Flämen und Wallonen oberhalb

des kleinen Bürgertums, also des Mittelstandes. Was unter dieser Schichtstufe bleibt, ist von jeher flämisch gewesen. Oberhalb der Grenzlinie, also im besonderen beim reicheren Bürgertum, bei der Industrie, in den höheren und regierenden Schichten, ist man seit der napoleonischen Zeit (1794 bis 1814) französisiert. Franskiljons nennt der Fläme diese Kreise, die Flandern mit französischem Firnis überzogen.

Das bedeutet kulturelle Gegensätzlichkeit. Von Frankreich her ist mit der alten und geschliffenen Kultursprache der Romanen deren geistiger Gehalt an Ideen, Gefühlen und Ethik ununterbrochen in breitem Strome ins Land hereingeflossen. Er stieß auf den Flämen, dessen Sprache und Literatur, so groß sie in der Vergangenheit waren und so reich sie an Gehalt sind, ihm nicht standzuhalten vermochten, weil der Fläme oft nicht lesen kann. Noch heute ist der Fläme nach den Schätzungen guter Kenner in 25 von 100 Fällen Analphabet!

Auf den ersten Blick erscheint das absurd in einem europäischen Weststaat, der dazu im vergangenen Jahrhundert die Freistadt aller revolutionären Ideen und ihrer Vorkämpfer gewesen ist. Wie ist dieser Zwiespalt möglich geworden? Das Bildungsfundament des belgischen Staates war im vergangenen Jahrhundert durchaus französisch. Seit der Erklärung der belgischen Unabhängigkeit (1830) sind die Staatsuniversitäten immer französisch gewesen; erst mehrere Jahre vor 1914 wurden einige Lehrgänge, etwa 5 Prozent, mit Rücksicht auf die Durchführung der Geseze in flämischer Sprache gegeben. Gent und Lüttich haben Staatsuniversitäten. Die Löwener (katholische) und die Brüsseler (liberale) sind freie Universitäten. Seit 1911 führt man in Löwen — dies bleibt zu beachten — ungefähr zehn flämische Lehrgänge. In den Gymnasien und Realschulen, den sogenannten mittleren Schulen, war die Unterrichtssprache bis 1883 französisch. Seitdem wurden dem Flämischen zwei Fächer eingeräumt; dies traf aber nur 25 Prozent der mittleren Staatsschulen und die von der Regierung unterstützten Schulen in Flandern. Erst mit dem Gesez von 1910 wurden auch die freien (fast sämtlich katholischen) mittleren Schulen in Flandern dazu gezwungen, den Unterricht in zwei Fächern in flämischer Sprache zu erteilen. In den nichtwallonischen Volksschulen ist im allgemeinen immer Flämisch gesprochen worden; Französisch als Lehrfach hatte jedoch großen Raum.

Stellen wir diese Tatsachen in Vergleich mit der belgischen Bevölkerungsziffer: über 4 Millionen Flämen, 3½ Millionen Wallonen! So blieb ein Jahrhundert hindurch die Hälfte der Staatsbürger in ihrer Muttersprache, dem grundlegenden Mittel, um Wissen und politische Macht zu erlangen, behindert. Über die Hälfte der Staatsbürger mußte sich mit einer ihr völlig wesensfremden Sprache vertraut machen, in ihr denken und sprechen lernen, um als gleichberechtigt zu gelten.

Besonders in den sprachlichen Grenzgebieten ist auch heute noch die Französisierung der Bevölkerung deutlich zu beobachten. Brüssel ist dafür das typischste Beispiel. Die Einwohner bezeichnen sich in der Mehrzahl als Flämen, trotzdem wirkt Brüssel und im besonderen sein moderner Teil durchaus französisch. Nur dort, wo man mit der Masse in Berührung kommt, hört man Flämisch, darüber hinaus nur noch bei einer dünnen Schicht Intellektueller und ihrem Parteilanghang. Aber auch in den eigent-

lichen flämischen Bevölkerungskreisen spricht man zwar oft im verpflichtungslosen mündlichen Verkehr Flämisch, geht jedoch ebenso selbstverständlich im schriftlichen Gedankenaustausch, im Verkehr mit Behörden sowie bei öffentlichen Angelegenheiten zur französischen Sprache über. Es darf eben nicht vergessen werden, daß gerade im Volke der Anschluß an eine große Welt der Bildung als Plus betrachtet wird. Das ist auch die Ursache davon, daß viele flämische Kinder mit stillschweigender Zustimmung ihrer Eltern französisch unterrichtet werden. Die Verbindung mit der Kultur der flämischen oder richtiger niederländischen Sprache und darüber hinaus mit dem deutschen Kulturkreis liegt, da seit drei Generationen der maßgebende Teil der Bevölkerung nach Süden, nach Frankreich tendiert, beinahe völlig abseits. Diese Entwicklung ist so weit gegangen, daß zum Beispiel zwei der großen Dichter und Prediger des Flämentums, De Coster und George Eckhoud, ihre Werke — französisch schrieben.

Während des Krieges sind durch besondere Zeitschriften und durch eine anerkennenswerte kaufmännisch-fortschrittliche Verlegertätigkeit die Dichter und Denker der flämischen Vergangenheit und Gegenwart ebenso wie die flämischen Tagesfragen auch in Deutschland lebendig geworden. So ist vielfach die irrtümliche Meinung entstanden, daß eine Art flämischer Wiedergeburt oder die Befreiung der flämischen Jungfrau von »französischen Drachenfesseln« erst mit der deutschen Besetzung Belgiens möglich geworden sei. Das stimmt nicht, die ersten ernsthaften Fortschritte der flämischen Bewegung stammen schon aus früherer Zeit her.

Die Einführung des allgemeinen Pluralwahlrechts (1893) griff in die breiteren Massen ein. Damit wurde die Propaganda mehr als früher gezwungen, Flämisch zu sprechen und in flämischen Fragen Farbe zu bekennen. In der Kammer wurde seither auch Flämisch gesprochen. 1898 kam das Gleichheitsgesetz (gelijkheidswet). Das Flämische — es ist nichts anderes als »holländisch«, also niederländisch — wurde offizielle Geseßsprache neben dem Französischen. Die Parlamentsberichte sowie alle Geseze und amtlichen Veröffentlichungen erscheinen seither in zwei Sprachen. Belgien hat heute eine französische und eine flämische Presse, wenn letztere auch wesentlich schwächer ist.

Die flämische Bewegung blieb trotz alledem eine intellektuelle, so sehr sie in ihren Verstandeswurzeln im breiten Volke verankert ist. Deswegen wurde der erste große flämische Feldzug ein Kampf um eine flämische Universität. Er ging nicht von der Gesamtstudentenschaft aus. Sie besteht ja größtenteils aus den Söhnen der französisierten Bourgeoisie. Aber die Söhne der in den beiden letzten wirtschaftlich recht günstigen Jahrzehnten emporgekommenen kleinen Bürger und Bauern eiferten für die Errichtung einer flämischen Hochschule. Anfänglich (1895 bis 1909) wurde die Propaganda nicht intensiv und im wesentlichen auch nicht unter dem Volke unter Betonung des Rechtes auf die eigene Sprache geführt. Die Flamingantengruppen stritten sich mehr untereinander über das praktischste Mittel, das zur flämischen Universität führen könne. Niemals hat ein Fläme auch nur gewagt, die Verflämung der Universität Gent auf einen Hieb zu fordern. Das sogenannte radikale System De Raet, auf das man sich 1909 einigte, verlangte nur eine ganz allmähliche Verflämung der Universität Gent. Ende 1910 schwuren die Führer der Flaminganten, »die drei krähen-

den Hähne«, Camille Huysmans (Sozialist), Louis Franck (Liberaler) und Franz van Cauwelaert (Katholik) feierlich vor einer Massenversammlung in Antwerpen, nicht zu ruhen, bis die flämische Universität erobert sei. Es kam zu kolossalen Massendemonstrationen in allen flämischen Städten (Gent 1911 30 000 Personen). Die Universitätsangelegenheit wurde eine allgemeine Flämensache. Damit war die Flämenfrage zum ersten Male Massenbewegung geworden. Die Flut nahm so reißend zu, daß im Wahlkampf von 1912 die Kandidaten aller Parteien genötigt wurden, in der Sache der flämischen Universität Farbe zu bekennen. Alle Kandidaten aus den flämischen Kreisen, mit verschwindenden katholischen Ausnahmen, versprachen, für das System De Raet einzutreten; in Wallonien waren dagegen alle Kandidaten Gegner, mit Ausnahme von vier Sozialdemokraten. In den Kommissionsberatungen der Kammer siegte der Gedanke der flämischen Universität. Das war im Februar 1914. Drei Minister hatten sich mit dafür bekannt; der Ministerpräsident De Broqueville suchte einen Zwischenweg. Ebenso bestand die flämische Macht den Kampf bezüglich des Schulgesetzes, das gerade beschlossen war, als der Krieg ausbrach.

Die flämische Bewegung war und ist für die echten Wallonen eine heimlich materiell oder doch zum mindesten intellektuell von Deutschland gestützte antifranzösische Bewegung. Wer es heute noch vermag, sich zu erinnern, was wir in Deutschland vor dem Kriege über Flämen und Wallonen gewußt haben, der wird ob dieser französisch-wallonischen Auffassung sich etwas wundern. Nicht einmal die Deutschbelgier bedeuteten ja für die Flämen eine Stütze ihrer Bestrebungen; denn die in Belgien ansässig werdenden Deutschen bemühten sich, rasch französisiert zu erscheinen. Die flämische Sprache blieb im allgemeinen auch ihnen, wie vielen Wallonen, eine untergeordnete Mundart, wenn sie nicht, wie in Brüssel, als Proletensprache direkt verachtet wurde.

Der Kampf der intellektuellen Flämen ging um die Gleichberechtigung ihres Volkes, an dessen nicht ganz einfacher Erweckung aus bäuerlichem Schlafe sie dauernd arbeiteten. Über diese Gleichberechtigung hinaus hat vor dem Kriege kein Fläme weiteres zu fordern gewagt. Nur einzelne wallonische Gruppen sprachen drohend 1910 einmal von Verwaltungsfrennung. Das, was heute in Belgien schon Tatsache ist, die völlige Verwaltungstrennung, mit flämischen und wallonischen Ministerien, und was darüber hinaus an politischer Verselbstständigung noch diskutiert und von manchen Seiten gefordert wird, ist erst während der deutschen Besetzung herangereift.

Darüber zerbrach während der deutschen Besetzung die flämische Einheitsfront. Bald waren die Flaminganten wegen der Frage, inwieweit die deutsche Macht sich in den Kampf um die flämische Gleichberechtigung einmischen dürfte, in zwei sich heftig befehdende Lager geteilt. Die flämischen »P a s s i v i s t e n« meinen heute, daß der Besetzende nur das Recht hat, flämische Gesetze, die vor dem Kriege bestanden oder doch schon beschlossen waren, also belgische Gesetze, durchzuführen. Mit dieser Durchführung war es nämlich vor dem Kriege übel bestellt. Die Erfolge gegenüber der Regierung verflückerten in den breiten französisierenden Schichten des ausführenden Beamtentums. Die flämischen »A k t i v i s t e n«, deren Programm sich im Laufe des Krieges verändert und entwickelt hat, verfolgen eine Richtung,

die mit manchen in bestimmten deutschen Kreisen erörterten Gedanken übereinstimmt. Es ist charakteristisch, daß solche Blätter wie die »Rheinisch-Westfälische Zeitung« guten Resonanzboden für die aktivistische Bewegung in Belgien abgeben. Der Keim dieser Bewegung liegt in der Idee, daß Belgien von Deutschland annektiert bleiben wird. Mit dem Rat von Flandern, der organisatorischen Spitze der aktivistischen Flämenbewegung, haben die Führer der flämischen Bewegung von vor dem Kriege jetzt ebenso wenig zu tun wie vor drei Jahren. Ganz gleich jedoch, aus welchen Gesichtspunkten heraus die flämischen Angelegenheiten in Belgien betrieben werden und wie sich die flämischen Intellektuellen dazu stellen, schließlich wird die Flämenagitation doch auf die bisher mehr oder weniger gleichgültig gebliebene flämische Masse ihre Wirkung ausüben, sie lebendiger und sprachenbewußter machen. Das zeigt jetzt schon der Beginn der aktivistischen Diskussion der flämischen Frage in kleinen Kreisen der belgischen Arbeiterbewegung. Man darf hierbei nicht vergessen, daß die sozialdemokratische Bewegung in der Industrie, also in Wallonien, im Gebiet von Charleroi, Mons und Lüttich ihre Fundamente hat. In Flandern finden wir solche nur in Großstädten wie Gent und Antwerpen, in Brüssel im besonderen in den Vorstädten.

Zweifelsohne hat die flämische Bewegung mit der deutschen Besetzung einen Stoß nach vorwärts bekommen. Das, was man flämische Bewegung nennen kann, ist in breitere Volksschichten gedrungen. Die Stellung zu Frankreich ist nach dreijährigem Kriege eine andere geworden. Die Idealisierung des Franzosen hat in Belgien nachgelassen. Eine gewisse Ernüchterung hat Platz gegriffen, die England als Vorteil buchen kann, denn es steht nunmehr bei den Flämen und Wallonen in höherem Ansehen als früher. Zu einem kulturellen Einfluß wird England aber trotzdem kaum gelangen, abgesehen davon, daß der belgische Patriot jetzt gern in seinen Gesprächen einige englische Brocken verwerft. Es sind Einflüsse anderer Art, die zukünftig der flämischen Sache dienen werden.

Man merkt in Belgien eigentlich erst jetzt, daß Flandern zur niederländischen Kulturgemeinschaft gehört. Die Passivisten sehen deswegen die schon 1849 begonnenen Gemeinsamkeitsbestrebungen wieder mit stärkerem Interesse an. Unterstützt wird dies durch eine rasch zunehmende Bekanntschaft mit Holland. Die Welle der deutschen Okkupation hat Hunderttausende von Flämen 1914 nach Holland hinübergespült. Sie haben dort vielfach zum ersten Male gehört, wie schön ihre Sprache ist und welch hohe Kultur sich auf ihr aufbaut. Doch macht sich heute der Einfluß des »Landes der Nobelpreise«, wie die Flaminganten Holland gern nennen, noch in anderer Art in Belgien geltend. Aus Holland kommen die einzigen neutralen Zeitungen. Sie werden in wachsenden Riesenmengen abgesetzt und haben sogar bei den Wallonen das Interesse für die flämische, beziehungsweise niederländische Sprache erweckt.

So klar heute die flämische Bewegung erscheint, so wenig ist zu erkennen, wohin sie treiben wird, wenn sie sich wieder ausschließlich auf ihre eigene Kraft angewiesen sehen wird. Vorläufig hat der Weltkrieg den Flämen eine Gleichberechtigung gebracht, wie sie trotz aller flämischen Aufklärungsarbeit vorher das Volk nicht zu hoffen gewagt hat! Der Gegensatz, der Wall gegen die Französisierung hat sich verstärkt. Was hinter diesem Wall wachsen und gedeihen wird, muß sich zeigen, sobald Flämen und Wallonen ihre belgischen

Felder wieder selbst bestellen können. Denn darin — unsere heimischen Bierbankeroberer täuschen sich über die Liebe des Flämen zum Deutschen — sind sich beide einig, daß sie nicht annektiert sein wollen. Sehnsüchtig wünschen sie den Tag herbei, da wir Deutschen sie wieder Herr im eigenen Hause sein lassen. Dann wird sich erweisen, wieviel Eigenkraft das flämische Volk mit seiner tausendjährigen niederdeutschen Geschichte besitzt.

Zur Entwicklung des Staatsgedankens in England.

Von Heinrich Cunow.

I.

Die Staatsauffassung der englischen Revolutionsperiode.

Die heutige englische Staatsauffassung, wie sie immer wieder in den Reden englischer Staatsmänner hervortritt, ist der ideelle Niederschlag einer langen Entwicklungsperiode, die bereits im sechzehnten Jahrhundert einsetzt. Zunächst lehnt sich die englische Staatstheoretik ziemlich eng an die Lehren der französischen Monarchomachen (Monarchenbekämpfer) an und übernimmt von diesen ihre wichtigsten Grundauffassungen. Da jedoch die französische und englische Staatslehre aus ganz verschiedenen politischen Verfassungskämpfen herausgewachsen und verschiedenartigen Bedürfnissen dienen, ergeben sich bald auch verschiedenartige Anschauungen und theoretische Formulierungen.

Beide Auffassungen haben ihre materielle Grundlage in den damaligen Machtkämpfen zwischen dem zur absoluten Herrschaft strebenden Königtum und bestimmten Standeschichten. Sie verfolgen den Zweck, die Ansprüche dieser Schichten theoretisch zu rechtfertigen, das heißt durch Gründe zu erweisen, daß die von ihnen geforderten Rechte der göttlichen und natürlichen Ordnung entsprechen. Die Standeschichtung Englands war aber wesentlich anderer Art als jene Frankreichs, in dessen meisten Gebieten noch der katholische und hugenottische Feudaladel die Gewalt in Händen hatte. Die Kämpfe Frankreichs waren daher im wesentlichen Widerstandskämpfe dieses Adels gegen das nach absoluter Herrschaft trachtende, teilweise von der entstehenden städtischen Bourgeoisie unterstützte Königtum; bei den englischen Verfassungskämpfen handelte es sich hingegen um einen Machtkampf der hinfänglich erstarkten Handels- und Industriebourgeoisie und des mit ihr verbundenen, aus den feudalen Fesseln größtenteils längst herausgeschlüpften großen bürgerlichen Grundbesitzes gegen das Königtum und die »Kavaliere«, das heißt den königlichen Hof- und Dienstab. Die französischen Monarchomachen fanden deshalb ihre Aufgabe darin, die alten ständischen Adelsrechte zu rechtfertigen, und sie erreichten dieses Ziel, indem sie zwar die Volkssouveränität verkündeten, das souveräne Volk aber als eine turbulente, zu eigener Vertretung ihrer Rechtsinteressen unfähige Masse und die Adligen (mit Einschluß des städtischen Patriziats) als die natürlichen, gottgegebenen Fürsprecher und Patriarchen des Volkes hinstellten. Der englischen Staatstheoretik jener Periode gilt dagegen der Bourgeois, im besonderen der wohlhabende, vermögende Geschäftsmann als der Inbegriff aller bürgerlichen Tugenden, als Inkarnation aller guten, nützlichen Eigenschaften des englischen Volkes. Deshalb gilt ihr auch das die besonderen Erwerbsinteressen

dieser Schicht vertretende englische Parlament als die richtige, wahre Volksvertretung.

Schon in George Buchanans Verteidigungsschrift des schottischen Volksrechts („De jure regni apud scotos“, 1579) tritt deutlich der Zuschnitt der staatsrechtlichen Argumentation auf die Wünsche der englischen Bourgeoisie hervor. Er folgert zwar aus der unterstellten Vertragsschließung und Einsetzung der Könige durch das Volk, daß der König gemäß den ihm vom Volke bei seiner Einsetzung gestellten Bedingungen regieren muß und, falls er diese Verpflichtung nicht erfüllt, jederzeit abgesetzt werden kann, legt dann aber alle Volksgewalt, die Gesetzgebung wie die Überwachung der Exekutive, in die Hände der »Ausgewählten« (des Parlaments); wie er sich denn auch entschieden gegen den Vorwurf verwahrt, das gewöhnliche Volk als selbstmündig zu betrachten, im Gegenteil die Auffassung vertritt, daß es zu seiner Leitung der »Phylarchen« bedarf.

Noch mehr gilt das von John Miltons bekannter, auf Wunsch des englischen Parlaments verfaßter Gegenschrift gegen die damals in England großes Aufsehen erregende Verteidigung der Regierung Karls I. durch den Leidener Philosophen Claudius Salmasius. Aus dem Alten Testament sucht in dieser Schrift Milton nachzuweisen, daß die Könige nicht aus eigener Machtvollkommenheit regieren, sondern vom Volke eingesetzt sind unter der Bedingung, »gemäß den Gesetzen der Natur und den Bestimmungen der Verträge von Amts wegen die Gerechtigkeit zu handhaben«. Und da von den Mächtigen die Gesetze nicht immer beachtet würden, so hätte man vom Fürsten beim Antritt seines Amtes einen Eid verlangt, die Gesetze ehrlich halten zu wollen. Doch auch diese Vorsicht hätte sich nicht als ausreichend erwiesen, deshalb wären Räte und Parlamente eingesetzt worden, »nicht, um bloß Bücklinge vor dem König zu machen, sondern um mit ihm o d e r a u c h o h n e ihn, zu bestimmter oder zu aller Zeit, sobald irgendeine Gefahr droht, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen«.

Der König ist daher nach Miltons Auffassung lediglich ein Beauftragter des Volkes. Unter diesem Volke versteht er aber nicht die große Masse, sondern das honette, behäbige Bürgertum, wie er denn auch in dem damaligen englischen Privilegienparlament eine »wahre Volksversammlung« Englands erblickt. Dem Salmasius, der spöttisch von dem Volke als einer vielköpfigen, unfähigen Masse gesprochen hatte, entgegnete er: »Über dir ist das Volk nur eine blinde, dumme Masse, unfähig, zu gehorchen und zu herrschen, wetterwendisch, eitel, windig und unstet. Dieses, Salmasius, paßt zwar alles auf den Adel und den Pöbel, auf die oberste und unterste Plebs, n i c h t a b e r a u f d i e m i t t l e r e S c h i c h t, die die einsichtsvollsten Männer umfaßt.«

Den gewandtesten theoretischen Begründer seiner Verfassungsforderungen fand jedoch die aufstrebende englische Handelsbourgeoisie in John Locke. Er ist ein vorzüglicher Interpret der Rechtsansprüche jenes honetten Geschäftsbürgertums, das am Schlusse der glorreichen Revolution sich als Sieger fühlte und in der „Declaration of rights“ Wilhelms von Oranien einen guten Rechtsboden erblickte, um seinen Geschäftsinteressen die nötige Berücksichtigung im Staatsleben zu verschaffen. Was dieser Bourgeoisentypus forderte und wünschte, das sah er in Lockes beiden Abhandlungen „On civil govern“ (Über die bürgerliche Regierung, 1689 erschienen) theoretisch dar-

gelegt und bewiesen. Bezeichnet doch Locke in der Vorrede zu den beiden Abhandlungen selbst als sein Ziel, einerseits »den Thron des Königs Wilhelm, des großen Wiederherstellers, durch Begründung seines Rechtes auf die Zustimmung des Volkes, auf der allein alle gesetzmäßige Regierung beruht, zu befestigen«, und andererseits »das englische Volk zu rechtfertigen, dessen Liebe zu seinem gesetzlichen und natürlichen Rechte, verbunden mit der Entschlossenheit, sie zu bewahren, die Nation gerettet hat, als sie sich schon hart am Rande der Sklaverei und des Verderbens befand«.

So fand die Schrift Lockes in der englischen Bourgeoisie des siebzehnten Jahrhunderts die anerkennungsvollste Aufnahme: das war Geist von ihrem Geiste, dazu in schön facettierter, philosophischer Fassung.

Wie fast die ganze liberale Staatstheoretik jener Zeit, führt auch Locke die Entstehung des Staates wie die Einsetzung des Königs auf einen Vertrag (Gesellschaftsvertrag) zurück. Die patriarchalische Staatslehre, die im König nur einen Nachfolger der alten Familienväter erblickt und ihm daher eine patriarchalische Gewalt zuerkennt, hat in England nie großen Einfluß zu erlangen vermocht. Demnach gilt denn auch Locke der König lediglich als ein durch Vertrag eingesetzter Beauftragter des Volkes beziehungsweise der »Gesellschaft« — zwischen Staat und Gesellschaft unterscheidet er nicht —, und zwar ist der König nicht eingesetzt, um eigenmächtig Gesetze zu geben, sondern um die Gesetze durchzuführen, die das Volk sich selbst oder durch seine erwählten Vertreter gegeben hat. Er ist also im wesentlichen nur Leiter der »Exekutive«. Das Recht der Gesetzgebung (die Legislative) bleibt beim Volke. Locke unterscheidet nämlich drei Arten von Gewalt: die legislative, die exekutive und föderative Gewalt. Die legislative ist die höchste Gewalt, die gewöhnlich in die Hände einer Anzahl erwählter Personen, eines Parlaments oder Ausschusses gelegt wird, doch behält die staatliche Gesellschaft die Gewalt zurück, sich vor Angriffen und Ränken einer solchen Körperschaft zu sichern, sobald diese Pläne gegen die Freiheiten und das Eigentum schmieden sollten. Die ausführende (exekutive) Gewalt ist der legislativen untergeordnet und verantwortlich »und kann nach Belieben gewechselt und abgesetzt werden«. Die föderative Gewalt, die häufig mit der exekutiven vereinigt ist und, wie diese, »im Dienste der Legislative steht« (II. Abhandlung, 13. Kapitel, 153), besteht in der Vertretung des Staates nach außen gegenüber anderen Gesellschaften oder deren Mitgliedern, ihr liegt demnach die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Abschließung von Bündnissen und alle Abmachungen mit Gemeinschaften und Personen ob, die außerhalb des Staates stehen. (II. Abhandlung, 12. Kapitel, 146.)

Die Dreiteilung der Gewalten ist also keineswegs gleicher Art wie bei den französischen Staatstheoretikern des achtzehnten Jahrhunderts, vornehmlich bei Montesquieu, der die staatliche Gewalt in die gesetzgebende, ausführende und richterliche Gewalt einteilt. Bei Locke gehört die Rechtspflege (Ausführung der gegebenen Gesetze) zu den Funktionen der Exekutive und stellt nur einen Teil der Staatsverwaltung dar. Dagegen löst er die Vertretung des Staatsinteresses nach außen (die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten), die, wie er meint (12. Kapitel, 147), sich viel weniger nach Ansehnlichkeiten und positiven Gesetzen richten kann, sondern der Klugheit und dem diplomatischen Geschick überlassen bleiben muß, von der inneren Staatsverwaltung los und konstituiert sie als besondere »föderative Gewalt«.

Das Volk ist also Selbstherrscher, hat sich aber in allen seinen Handlungen von der Vernunft, genauer von dem auf der Vernunft beruhenden Naturrecht leiten zu lassen. Nach Locke ist die Ansicht, daß der Mensch im Naturzustand lediglich seinen natürlichen Trieben folgt und zu folgen berechtigt ist, ganz falsch. Zwar lebt der Mensch anfangs in einem Zustand völliger Freiheit, unabhängig von anderen, aber deshalb kann er nicht frei nach Belieben handeln, sondern er hat sich nach den Grundsätzen des Naturrechts zu richten, muß sich also unbedingt innerhalb der Grenzen dieses Rechts halten. Er hat demnach bei allem, was er tut, seine natürliche Vernunft zu befragen, ob sein Beginnen auch mit dem natürlichen Recht übereinstimmt, und da, wie Locke behauptet, die Grundsätze des Naturrechts durchaus klar sind, wird die Vernunft ihm schon die richtige Antwort geben.

Während nach Hobbes und mehr noch nach Spinozas Auffassung alle Verbothe, den Mitmenschen körperlich, geistig oder sachlich zu schädigen, erst aus dem gesellschaftlichen Leben heraus entstehen, dessen Folge und Bedingung sie sind, da geselliges Leben ohne Regelung nicht möglich ist, macht Locke daraus natürliche Vernunftgebote und schreibt daher dem »isolierten« Wilden vor, sich schon im sogenannten Naturzustand an die Grundsätze des bürgerlichen Strafrechts zu halten, und zwar des Strafrechts, wie es ungefähr zu seiner Zeit in England bestand, denn beispielsweise versteht er unter Eigentum nicht die primitiven Eigentumsformen, wie man sie bei niedrigstehenden Völkerschaften findet, sondern das kapitalistische Eigentum.

Tatsächlich stiftet denn auch Locke bereits den Naturzustand, der nach seiner Auffassung ein Zustand der Isolierung ist, nicht nur schon mit einem bestimmten Sach- und Eigentumsrecht aus, sondern auch mit den Anfängen eines rechtlichen Strafvollzugs und mit Dienst- und Herrschaftsrechten: eine Leistung, die selbst die eigenartigsten Rechtskonstruktionen der mittelalterlichen Scholastik weit hinter sich läßt; denn nach dieser herrschte im Naturzustand natürliche Gleichheit, und erst infolge der Sünde entstehen als Folge der gegenseitigen Befehdung dann Unterdrückung, Knechtung und Sklaverei — gewissermaßen als völkerrechtlicher Brauch, nicht auf Grund des Natur- oder göttlichen Rechts.

John Locke verfährt ähnlich auf verfassungstheoretischem Gebiet, wie später so manche liberale Nationalökonom auf wirtschaftlichem. Wie diese sich Robinsonaden konstruieren und dann aus dem Dienstverhältnis des Freitag zum Robinson kurzweg die Kategorien des heutigen Kapitalismus wie Arbeitslohn, Mehrwert, Unternehmerprofit, Zins usw. als natürliche Folgen ursprünglicher, schon auf den allerniedrigsten Entwicklungsstufen zu findender Arbeitsfähigkeit ableiten, so stiftet Locke bereits den noch im Naturzustand lebenden, vorgesellschaftlichen Menschen mit den bürgerlichen Rechtsbegriffen seiner Zeit als natürlichen Vernunftrechten aus und leitet dann daraus die Rechtsansprüche ab, die damals die englische Bourgeoisie stellte, wobei er ebenfalls, wie Buchanan und Milton, im damaligen die unteren Volksschichten von fast allen politischen Rechten ausschließenden Parlament die natürliche gegebene Vertretung des souveränen englischen Volkes sah. Kein Wunder, daß er zum großen Staatstheoretiker Englands wurde, während der Pfarrerssohn Thomas Hobbes, in dessen Staatslehre trotz ihrer hyperabsolutistischen Form ein starker historischer Sinn und demokratischer Kern steckt, zum Verteidiger eines erzreaktionären

Royalismus gestempelt wurde. Freilich zeugt diese Behandlung des Hobbes von einem guten Instinkt der englischen Bourgeoisie; denn war Hobbes auch kein Verfechter der Autokratie im eigentlichen Sinne, so war er doch ein arger Hasser der aufkommenden englischen Geschäftsbourgeoisie, der »Oligarchie der Reichen«, wie er denn auch die absolute Fürstengewalt hauptsächlich deshalb forderte, weil er in ihr ein Mittel sah, der Ausnützung des Staats durch das reich gewordene Krämertum zu wehren.

Lockes Staatslehre war hingegen völlig auf die ideellen Bedürfnisse des damaligen wohlhabenden englischen Bürgertums zugeschnitten. So siegte sie und behielt fast während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts theoretisch die Herrschaft. Freilich ist diese Herrschaft keine unbeschränkte; mehr und mehr beginnen schon in den nächsten Jahrzehnten einzelne ihrer Voraussetzungen abzubröckeln. In steigendem Maße bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß weder die Gesellschaft auf einem Vertrag beruht, noch daß der Staat die erste Form der Gesellschaft sein könne.

Zwei Gründe bewirken diese Abwendung von der alten Auffassung. Erstens die Erwägung, daß die Annahme eines Naturzustandes, in dem der Mensch für sich allein oder in Einzelfamilien gelebt habe, nichts als eine Fiktion sei, da die Erhaltung und Pflege der Kinder ihr Verbleiben bei den Eltern erfordere und dieses Zusammenbleiben auch dann nicht aufgehört haben könne, nachdem die Kinder das Jugendalter längst überschritten hätten, wie ja auch manche schwächeren Tierarten sich in Rudeln und Herden zusammenhalten. Mindestens hätten also schon in frühester Zeit die Menschen in kleinen Familienvereinigungen oder Familienhorden gelebt. Zweitens aber begann man sich mehr und mehr mit den unentdeckten Völkern der Neuen Welt jenseits des Atlantischen Ozeans zu beschäftigen. Schilderungen ihrer Sitten und Einrichtungen fanden immer größere Beachtung. Selbst von den rohesten und niedrigsten dieser Völker berichteten aber die Reisenden und Missionare, daß sie bereits in Familienhorden, Dorfgenossenschaften und Stämmen zusammenlebten.

So kehrte man gewissermaßen zu der aristokratischen Ansicht zurück, daß durch Ansehen neuer Familienschöfllinge schon in frühester Urzeit Familienverbände und Dorfschaften entstanden seien, der Mensch also schon immer »in Gesellschaft« gelebt habe, wenn auch vielleicht zuerst nur in sehr kleiner.

Es ist eine lange Reihe von Staats- und Gesellschaftstheoretikern, die sich nun gegen die Gesellschaftsvertragslehre wenden, darunter in England namentlich: William Temple, Bernhard de Mandeville, Anthony Earl of Shaftesbury, Henry St. John Bolingbroke, James Harris, David Hume, Adam Smith, Adam Ferguson usw.

Als typisch für diese beginnende Schwenkung können gewissermaßen Shaftesburys Ausführungen über die Gesellschaftsentstehung in seinen „Characteristics of man, manners, opinions and times“ (Charakteristik des Menschen, der Sitten, Auffassungen und Zeiten, 1713) gelten. Da der Mensch, meint er, von Natur aus gesellig (sociable) sei, so müsse er auch seit jeher in Gesellschaft gelebt haben. Es könne daher auch naturgemäß keinen menschlichen Zustand geben, der nicht »sozial« gewesen sei. Der isolierte Mensch sei eine bloße fiktive Konstruktion. Wenn es aber doch jemals in frühester Urzeit einen solchen Naturzustand (der Vereinzelung) gegeben

haben sollte, so müßte der damalige Mensch ein ganz anderes Wesen gewesen sein als das, was wir heute unter Mensch verstanden. Er könne keine Sprache und fast alle jene Triebe und Eigenschaften nicht gehabt haben, die für uns heute den Begriff Mensch ausmachen, denn diese Triebe und Eigenschaften wären Erzeugnisse des gesellschaftlichen Einflusses.

Der Mensch ist, wie Shaftesbury meint, eben ein gesellschaftliches Erzeugnis und deshalb außerhalb alles gesellschaftlichen Einflusses in seiner menschlichen Wesenheit gar nicht möglich. Schon die Natur des Menschen, seine lange Hilflosigkeit während der Jugendzeit, seine Unfähigkeit zur Selbsternährung und zur Selbstverteidigung bedingen die Hilfe anderer, das heißt ein Zusammenbleiben der Familienmitglieder zur Verteidigung und Nahrungsbeschaffung. Mindestens müßten also schon in allerfrühester Zeit Familienverbände existiert haben, die sich dann bald zu »Tribes« und schließlich zu »Nationen« auswuchsen.

Immer mehr gelangt jener bekannte Satz aus Montesquiens »Geist der Gesehe« zur Anerkennung: »Der Mensch ist in der Gesellschaft geboren und bleibt darin.«

Damit fällt jedoch noch nicht völlig die alte Gesellschaftsvertragstheorie; denn wenn auch schon immer der Mensch in Gesellschaft gelebt hat, so kann doch immerhin die bürgerliche oder politische Gesellschaft (die civil oder political society), das heißt der Staat, aus einem Vertrag ursprünglicher Familienverbände hervorgegangen sein. So meint zum Beispiel Francis Hutcheson noch in seinem 1755 erschienenen »System der Moralphilosophie«, die bürgerliche Regierung sei derart entstanden, daß zunächst zwischen den Menschen ein Vertrag abgeschlossen worden sei, »sich in eine Gesellschaft oder einen Körper (gemeint ist der Staat) zu vereinigen«; dann ein Vertrag, der die Regierungsform festsetzte, und darauf drittens ein Vertrag mit dem inzwischen ernannten Regenten oder Monarchen. Allerdings ist auch ihm zweifelhaft, ob bei der Gründung bürgerlicher Gesellschaften solche Vertragsabschlüsse tatsächlich stattgefunden haben, aber da nach seiner Ansicht das natürliche anfängliche Recht nur durch Zustimmung der Beteiligten geändert werden kann, Anmaßung und Gewalt also kein Recht begründen, so setzt, wie er meint, die bürgerliche Regierung als vernünftigen Rechtsgrund ihrer Existenz die vertragsmäßige Zustimmung des Volkes notwendig voraus.

Die Opportunität in der Politik.

Von Arno Franke.

Der Dogmenfanatismus ist viel schlimmer als der Eigentumsfanatismus des Parzellenbauern. Der Parteidogmatismus ist durchaus nicht die Konsequenz der materialistischen Geschichtsauffassung. Marx und Engels würden sich schön bedanken, daß man ihre Auffassung so, wie es geschieht, als Schablone behandelt! Jener Teil der Partei, der von Neuerungen nichts wissen will, ist konservativ, der andere Teil ist revolutionär. (Bruno Schönlanck auf dem Parteitag in Breslau.)

Bücher haben ihre Schicksale, heißt es. Das mag sein. Für den Politiker ist es wichtiger, zu beachten, daß auch Worte ihre Schicksale haben. Wenigstens lehrt uns die Geschichte der politischen Arbeit, daß politische Worte

oft ganz absonderliche Schicksale haben. Da ist ein Wort, das in der Politik erhebliche Geltung und tiefe Bedeutung hat. Eine politische Gruppe benützt das Ansehen dieses Wortes zur Firmierung ihrer besonderen politischen Bestrebungen. Leistet nun diese Gruppe politisch verfehlte Arbeit und leidet sie Schiffbruch, so gilt bald das gute Wort als Schimpf. Späteren Geschlechtern vermittelt es den Begriff einer anrüchigen politischen Sache.

Eine politische Wortkunde, eine politische Etymologie tut der politischen Menschheit not, wenn sie über politische Begriffe ins klare kommen will. Ich möchte hier jedoch kein Material zu einer solchen Etymologie liefern. Ich möchte von der Sache reden: Was bedeutet die Opportunität in der Politik?

Opportunität — ein Begriff, der von politischen Gruppen zu einem Schlagwort gemacht und der dann durch die Fehlschläge dieser Politik zu einem Begriff für eine üble politische Sache geworden ist. Das politische Treiben opportunistischer Parteien, beispielsweise in den siebziger Jahren in dem Frankreich der Gambetta- und Ferryzeit, hat dem politischen Wort »Opportunismus« die Bedeutung des Schwankens gegeben, der Grundlosigkeit und Unsicherheit. Im Sinne der politischen Arbeit der damaligen »gemäßigten Republikaner« bedeutete dann später der Opportunismus die nach links und rechts schielende Gelegenheitspolitik und Schaukeltaktik, die uns an das politische Bild von dem zwischen Furcht und Hoffen hin und her schwankenden Philister erinnert.

Starke politische Nuancen dieser Art finden wir in Deutschland auch in der Grundfarbe des Liberalismus, besonders des Nationalliberalismus. Im Sinne dieses Opportunismus war die Mahnung eines Redners auf dem Parteitag in Stuttgart am Plage: »Verderben wir uns unsere Agitationen nicht durch eine opportunistische Auffassung!«

Der parteipolitische Begriff »Opportunismus« in dieser Bedeutung darf heute als abgetan gelten, wenn auch in letzter Zeit wieder von Blättern der »Unabhängigen« mit Vorliebe der Vorwurf, Opportunitätspolitik zu treiben, gegen unsere Partei ausgespielt wird. So bezeichnet zum Beispiel das »Volksblatt« in Halle das Ergebnis des Würzburger Parteitags als »Festlegung der reinen, grundsatzlosen Opportunitätspolitik«. Um so notwendiger ist es, zu untersuchen, was uns der adäquate, der von diesen Momenten losgelöste Begriff der politischen Opportunität bedeutet.

Der Begriff Politik zeigt uns in seiner Allgemeinheit zwei getrennte Wesenseiten: die politische Tätigkeit als Mittel und das politische Ziel oder das politische Ideal als Zweck. Der Zweck, das politische Ideal, ist das Feststehende; das Mittel, die politische Tätigkeit oder das politische Wirken, ist das Relative, das durch Zweck und Umstände Bedingte. Die sachliche Verschiedenheit dieser Bedeutungselemente des Begriffs Politik bleibt natürlich nicht ohne Wirkung auf die Arbeit der Politik treibenden Gruppen. Feststehende politische Grundsätze werden oft von dieser in der Bedeutung des Gesamtbegriffs der Politik liegenden Zweifelt und von der praktischen Auswirkung dieser Zweifelt sehr scharf berührt. Die Schwankungen und Unklarheiten in der Begriffsbestimmung des politischen Zweckes und des politischen Mittels und ihres Geltungsbereichs sind natürlich in dem Maße größer, je weiter das politische Ideal, der politische Zweck, von der Wirksamkeit des politischen Mittels entfernt ist.

Das politische Ziel als Zweck und die politische Tätigkeit als Mittel sind zwei verschiedene Dinge, die verschieden behandelt und auch in der Praxis verschieden gewürdigt werden müssen.

Wir stehen hier im Mittelpunkt des Wesens der Politik. Von hier aus sehen wir, wie das politische Ideal zustande kommt und welche Möglichkeit besteht, daß sich die politische Tätigkeit, das politische Mittel, zu dem politischen Ideal, dem politischen Zweck, in Beziehung setzt. Bei der Zweierheit von Mittel und Zweck ist natürlich diese Möglichkeit begrenzt. Die Grundsätze, die das Wesen des fernliegenden politischen Zweckes festsetzen, sind andere als die Grundsätze, die über das politische Mittel zu seiner Erreichung entscheiden.

Die Grundsätze, nach denen der politische Zweck festgesetzt wird, fließen aus den Erfahrungs- und Bewußtseinswerten, die im wesentlichen die politische Vergangenheit dem Menschen vermittelt. Die politische Tätigkeit soll hingegen in die Zukunft wirken. In der Hauptsache werden die Grundsätze des politischen Mittels von zweierlei Bedingungen beherrscht. Erstens: Politische Tätigkeit ist lebendiges Wirken auf die Gegenwart. Die Mittel, mit denen der tätige Politiker arbeitet, unterliegen in erster Linie den Bedingungen der Zeit, in der er arbeitet. Er hat mit den rein politischen, den sozialen, den moralischen und ethischen Eindruckselementen zu rechnen, die ihm der Lauf der Zeit zuträgt, hat sie auf ihre Verwendbarkeit bei seiner Arbeit zu prüfen und entsprechend zu verwerten. Zweitens: Gegenstand des politischen Wirkens und der von dem tätigen Politiker auszuübenden Wirkungen ist der Mensch. Der Mensch in seiner Eigenschaft als Gesellschaftswesen bildet das Material für die Arbeit des Politikers. Nur wenn sich eine genügend große Menschenzahl der Einwirkung des Politikers zugänglich zeigt, hat er Aussicht, seinem politischen Ziele näherzukommen. Hier liegt die stärkste Bedingtheit der Grundsätze des politischen Mittels. Auch hier ist wieder zu sagen, daß diese Grundsätze des politischen Mittels in dem Maße umstritten sein werden, je höher das erstrebte politische Ideal über der Beschaffenheit des politisch zu bearbeitenden Menschenmaterials steht. Dieses Material ist nach Individualitäten, nach Schichten, nach der Art des Wohnsitzes verschieden. Der Politiker wird mit dem Mittel, mit dem er in einem Falle Erfolge erzielt, in einem anderen Falle Gefahr laufen, den Erfolg seiner Arbeit in Frage zu stellen. Lebendige Menschen haben auseinanderstrebende Interessen und nicht selten entgegengesetzte Bedürfnisse.

Es ergeben sich für den unter ihnen wirkenden Politiker Konflikte aus seiner Eigenschaft als Agitator und als Gesetzgeber. Auch von diesem Standpunkt sehen wir, daß die Arbeit des Politikers nur von Grundsätzen beherrscht sein kann, die relativ und bedingt sind.

Kommen wir nach der Zeichnung dieser Sachlage auf den Begriff der politischen Opportunität zurück, von dem wir ausgegangen waren, so ergibt sich: Aus der Zweierheit des Begriffs Politik, dem Mittel und dem Zweck, folgt eine *Zweierheit* der politischen Grundsätze der Politik treibenden Personen: der *bedingten* Grundsätze des Mittels und der *feststehenden* Grundsätze des Zweckes. Diese beiderseitigen Grundsätze laufen vielfach gegeneinander. Das Bestreben nun, Mittel und Zweck, die Grundsätze des politischen Wirkens und des politischen Ideals also, in ihrem beiderseiti-

gen Geltungsbereich zu stärkster Auswirkung kommen und dabei die Grundsätze der einen Art die der anderen Art nicht beeinträchtigen zu lassen — dieses Bestreben ist politische Opportunität im adäquaten Sinne.

* * *

Opportunität in dem vorstehend definierten Sinne bildet das tragende Prinzip einer jeden auf Erfolg bedachten Parteipolitik. Es ist außerordentlich lehrreich für den Politiker und reizvoll für den Historiker, an Beispielen aus der Parteivergangenheit diesen Sachverhalt zu illustrieren. Ein paar Beispiele mögen genügen: Wir haben eben gesehen, daß die Grundsätze der politischen Tätigkeit anders beschaffen sind als die Grundsätze des politischen Zieles. Einen Beweis dafür, daß ein Politiker, der der Politik des Tages und ihrem Auf und Nieder entgegenzuwirken sucht und sich geistig von den feststehenden Grundsätzen des Ideals nähren muß, über die Erfordernisse der politischen Mittel andere Auffassungen hat, als wenn er in der praktischen Politik steht, bildet der vulgäroportunistischer Neigungen gewiß unverdächtige Bebel. In einer Taktikdebatte auf dem Dresdener Parteitag frischte Ignaz Auer folgendes Erlebnis auf:

Als 1874/75 die Vereinigung der Eisenacher und der Lassalleaner durchgeführt werden sollte, da waren sehr einflußreiche Genossen Gegner dieser Vereinigung. Bebel, der damals nicht in unserer Mitte sein konnte, weil er eine neunmonatige Gefängnisstrafe in Zwickau abbüßen mußte, gehörte zu denen, die gegen die Vereinigung sehr schwere Bedenken hatten. Er schrieb uns einen Kassiber — offiziell durfte er wohl nicht schreiben aus dem Gefängnis — nach Hamburg, wo ich dem Parteiauschuß angehörte. Dieser Kassiber war ein achtzehn Seiten langer Brief. Der Brief enthielt ein förmliches Programm, und zwar ein sehr detailliertes Programm und weiter die Bemerkung, daß, wenn wir dieses Programm nicht als Grundlage zu den Verhandlungen mit den Lassalleanern nähmen und nicht alle seine wesentlichen Punkte anerkannten, dann könne er die Vereinigung nicht mitmachen, und wenn seine neun Monate um wären, so würde er die Fahne gegen die Vereinigung erheben. Wenige Monate, nachdem dieser Brief aus dem Gefängnis geschrieben war und der Vereinigungskongreß stattfand, war der eifrigste Vorkämpfer der Vereinigung — Bebel. Als er aus dem Gefängnis herauskam, als er sah, wie die Dinge wirklich lagen, ging er in seinem Eifer sogar so weit, daß er außer den Lassalleanern vom Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und den Eisenachern noch andere Gruppen in die Vereinigung einbezogen wissen wollte. Das ist kein Vorwurf, aber es zeigt, daß alles auf die Umstände ankommt, unter denen man eine Sache ansieht.

Wertvolles Material für die Bedingtheit der Grundsätze des politischen Mittels bietet besonders auch die Behandlung der Landtagswahlbeiteiligung in Preußen. Noch 1893 nahm der Kölner Parteitag eine Resolution an, die den Grundsatz verkündete, »sich jeder Beteiligung an den Landtagswahlen unter dem jetzt bestehenden Wahlssystem zu enthalten«. Die Begründung lieferte kein uns ferner Stehender als — Bismarck, denn in den einleitenden Sätzen der Entschleßung heißt es: »in der Erwägung, daß das Wahlssystem nach dem eigenen Ausdruck Bismarcks das elendeste aller Wahlssysteme ist«. . . . Nach meiner Kenntnis der Parteigeschichte ist dies der einzige Fall, daß man sich von einem Ausspruch des Schöpfers des Sozialistengesetzes die Stellung zu einer wichtigen Frage hat vorschreiben lassen.

Vier Jahre später, 1897, sagte Auer in Hamburg als Referent, daß »die politischen Tatsachen zu einer ganz anderen Auffas-

fung der Dinge geführt« hätten. Trotzdem Wilhelm Liebknecht sich mit der Wucht seiner ganzen Persönlichkeit dem Referenten Auer entgegensetzte und die Kölner Resolution zu retten suchte, wurde der Kölner Beschluß mit 160 gegen 50 Stimmen aufgehoben.

Das war in ruhigen Zeiten. Kein weltumstürzender Krieg hatte die Geister und Gemüter in Aufruhr gebracht! In vier Jahren eine völlige Umkehrung des Grundsatzes in einer bedeutsamen und von den weitestgehenden Konsequenzen begleiteten Frage. Es wäre in einer Zeit, in der in gewissen Parteikreisen das Bestreben hervortritt, Parteitagsschlüsse zu Sakramenten zu erheben, eine dankbare Aufgabe, eine Zusammenstellung ähnlicher Fälle rein opportunistischer Wertung von Parteitagsschlüssen der Öffentlichkeit in Erinnerung zu bringen.

Dazu gehört auch die Geschichte radikaler oder vielmehr sich für radikal haltender Parteiabspaltungen. Wir lassen die Frage offen, ob nicht manchmal solche Bestrebungen größere Konsequenz oder die Aussicht auf schnelleren Fortschritt der Bewegung für sich gehabt haben. Was ist aber noch immer aus ihnen geworden? Aus Mangel an Rücksichtnahme auf die gegebenen politischen Wirkungsbedingungen sind sie zugrunde gegangen. Das haben die Unabhängigen oder »Jungen« in den neunziger Jahren erleben müssen. Wo sind ihre politischen Spuren? Verschollen, vergessen! In vergilbten Protokollen finden wir noch spärliche Aufzeichnungen über ihre »Bewegung«, die heute selbst für den Historiker nur noch wenig Interesse hat, weil nicht die leiseste geistige Wirkung von ihr auf die Nachwelt gekommen ist. Woran lag es denn, daß der 1891er Parteitag in Erfurt mit den Auerbach, Werner und Wildberger so leichte Arbeit hatten? Daß er der Beanstandung der Arbeit der Partei und ihrer Institutionen durch die Jungen das berühmte dreifache, einstimmige Nein! entgegensetzen konnte? Weil die Bewegung der Jungen weder den Bedingungen der Zeit noch den Bedingungen der Menschen jener Parteientwicklungsperiode Rechnung trug. Deshalb konnte die Reunerkommission damals mit ruhiger Festigkeit konstatieren:

1. Es ist nicht wahr, daß der revolutionäre Geist einzelner Führer systematisch ertötet wird.

2. Es ist nicht wahr, daß in der Partei eine Diktatur geübt wird.

3. Es ist nicht wahr, daß die ganze Bewegung verflacht und die Sozialdemokratie zur puren Reformpartei kleinbürgerlicher Richtung herabgesunken ist.

4. Es ist nicht wahr, daß die Revolution von der Tribüne des Reichstags feierlich abgeschworen wurde.

5. Es geschah bis heute nichts, um den Vorwurf zu rechtfertigen, daß versucht worden wäre, den Ausgleich zwischen Proletariat und Bourgeois herbeizuführen.

Und bereits im nächsten Jahre, 1892, konnte der Parteivorstand dem Parteitag berichten:

Trotzdem jene Personen ihren Anhang zu organisieren unternahmen... und ein eigenes Organ gründeten, so hat doch bis zur Stunde niemand erfahren, in welchen prinzipiellen Punkten sie im Gegensatz zur sozialdemokratischen Partei stehen. In Presse und Versammlungen besteht nach wie vor ihre Tätigkeit in dem altgewohnten Handwerk der persönlichen Verleumdung und Ehrabschneiderei. ...

So bietet denn diese Gruppe heute dasselbe Beispiel, das unter dem Sozialistengesetz nach dem Wndener Kongreß Most mit seiner »Freiheit« bot: in erbitterter Wut über die eigene Ohnmacht und völlige Bedeutungslosigkeit werden diese Elemente nur noch durch ein Bestreben zusammengehalten: unserer Partei zu schaden, gleichviel mit welchen Mitteln....

Etwa zehn Jahre später hat man dann mit Friedeberg und seinem anarcho-sozialistischen Anhang sich gar nicht mehr viel Mühe gemacht. Die anarcho-sozialistische Bewegung, die auch einen taktisch-opportunistischen Versuch zum Hochkommen unternahm, indem sie sich das Adjektiv »sozialistisch« zulegte, konnte ebensowenig wie die der Jungen in die breiten Volksmassen eindringen. Heute ist diese Bewegung versunken und vergessen.

Denn das ist ja das Kennzeichen der echten, gesunden, zum Erfolg führenden Opportunität, daß ihr Wesen die zielklare, eindeutige politische Tatkraft ausmacht. Bernstein hatte recht, als er auf dem Parteitag in Mannheim sagte: Die Theorie verdankt der praktischen Bewegung viel mehr, als die praktische Bewegung der Theorie verdankt!

Die Frage der Entstehung der Bibel nach ihrem derzeitigen Stande.

Von Bruno Sommer.

II.

Die Urschriften des Alten Testaments.

Wenn schon die Eroberung von Israel durch Assyrien 722 die einst feindlichen Völker einander genähert hatte, so geschah das noch mehr, als 586 auch Juda dem Weltreich Babylonien einverleibt wurde, und während des Exils, das nur die oberen Gesellschaftsklassen traf. So schmolzen nun auch ihre Schriften ineinander; aus E und J wurde durch Zusammenarbeiten (es handelte sich damals um öfter zu erneuernde Papyrushandschriften) ein einziges Buch hergestellt, das man nach Wellhausen den Jehovisten nennt und mit JE bezeichnet. Es entspricht also einigermaßen den christlichen Evangelienharmonien, doch ist der alte Zusammenarbeiter mit seinem Material höchst pietätvoll verfahren, hat jeden Teil sorgfältig fast so gelassen, wie er ihn vorfand, auch die verschiedenen Gottesnamen — nur hat er hier und da kleine Widersprüche, die sich ja ergeben mußten, weggeschafft, die Doppelgeschichten durch »harmonistische Klammern« in Form von Worten, Versen und ganzen Episoden verbunden usw. Im Laufe der Zeit ist dann durch weitere Abschreiber und Bearbeiter (sogenannte Redaktoren, R) noch manches Störende beseitigt, notwendig Erscheinendes hinzugefügt worden; JE und D blieben so Geschichts- und Gesezbücher der Juden nicht nur bis zum Ende des Exils, sondern bis zur Ankunft Nehemias, zirka 440.

Während alles bisher besprochene Schrifttum erst mit dem Erscheinen Abrahams beginnt, wurden in der Exilszeit und später dem Vorhandenen in der Weise der Sagen und Geseze anderer Völker sogenannte Urgeschichten vorangestellt, die mit Welt- und Menschenschöpfung beginnen und zwischen Götter- und Menschenherrschaft langlebige Helden oder Halbgötter (babylonisch: Urkönige, ägyptisch: Horosdiener, griechisch: Heroen) einschoben, die selbst oder deren Nachkommen durch die übliche große Flut vertilgt werden.

Alles ist der babylonischen Mythologie, die man während des Exils ja genau kennen lernte, entnommen; einiges, so die ersten drei Bibelkapitel, ist auch von persischer Denkweise beeinflusst.

Die mit dem Gesetz D schon in Jerusalem begonnene Gesetzeschriftstellerei wurde von den Priestern, die sämtlich der Fortführung verfielen, auch in Babylonien fortgesetzt. Der mitfortgeführte Hesekiel ist der erste und einzig mit Namen bekannte Schriftsteller dieser Art; die späteren sind wieder anonym, und die Produkte der ersten aus der babylonischen Schriftstellerschule sind mit ins Hesekielbuch hineingearbeitet.

Angesichts der babylonischen Reichs- und Weltgötter schlangen auch die jüdischen Priester sich zu einem höheren Gottesbegriff auf; der kleine Provinzgott Jahu, der nur auf dem Tempelberg wohnte, erweiterte sich ihnen, insbesondere nach dem Siege des Feindes ihrer Feinde, der Perser und deren Gottes Ormuzd, zum alleinigen Weltgott, den sie nunmehr auch wieder El: Gott schlechtthin nennen. Als durch Kyros 538 ihr Exil aufgehoben wurde, ließen die Priester und Schriftsteller freilich die armen Teufel, die es in Babylonien zu nichts Rechtem gebracht hatten, und die Fanatiker unter Führung von zwei »Propheten« Haggai und Sacharja allein nach Jerusalem ziehen (die Erzählung des Esrabuches ist eine aufschneiderische, der um dieselbe Zeit entstandenen gleich pomphaften ägyptischen Auszugslegende nachgebildete Fabel) — sie selber fanden es besser, bei den Fleischköpfen Babyloniens zu bleiben und die folgenden hundert Jahre für Palästina immer nur neue religiöse Gesetze zu fabrizieren, die ihrer sich ändernden Auffassung der Gottheit entsprachen. Babylonisches Vorbild nachahmend, befahlen sie einen zeremonienreichen Kult in einem ebenso pompösen Tempel. Für diesen erfanden sie das Vorbild der angeblich in der Wüste einst errichteten Stiftshütte mit einem ungeheuren Priesterapparat unter dem Kommando der angeblichen Nachkommen des neu erfundenen Mosesbruders Aaron, den die alten Geschichten gar nicht kennen. Ebensovienig wissen diese etwas von der Hütte — sie ist in der Richter-, Saul- und Davidzeit spurlos verschwunden, das heißt eben nie dagewesen.

Das Gesetz, durch das alles dies angeordnet wurde, ließ man nun gleichfalls auf äußerst pomphafte Weise am nach dem babylonischen Mondgott Sin benannten Berge Sinai entstehen,⁷ wie auch der Auszug aus Ägypten nun nicht mehr einer Flucht gleicht, sondern nach einem durch großartige Wunder ersetzten Siege über den Pharao erfolgt. Auch der einst recht ärmliche Zug ist voller solcher Wunder: Rauch- und Feuersäule, Meereszug, Ersäufung der Ägypter, Manna-, Wachtel-, Wasser-, Kleider-, Strafwunder häufen sich geradezu unheimlich. Denn der Zug, der als solcher von ein paar hundert Beduinen vorstellbar ist und schlimmstenfalls vier Wochen dauern konnte, nach der alten Überlieferung auch nur zwei Jahre währte, ist jetzt zu einer Völkerwanderung von vielen Tausenden geworden, die sich 40 Jahre in einem Dreieck von zirka 200 Kilometer Basis und Höhe herumtreibt, also in 20 000 Quadratkilometer (Württemberg hat 19 500), wohlgemerkt: Wüste

⁷ Zimmern sagt (Keilinschriften und Altes Testament, S. 365): »Wie der Sinai seinen Namen doch wohl von dem Mondgott Sin führt, so scheinen auch auf Jahu einzelne Züge aus dem Sin-Kultus übergegangen zu sein. Sehr weit geht in diesem Punkte Hummel, Aufsätze und Abhandlungen, S. 158, 160 und an anderen Stellen.«

mit nur wenigen Dafen. Wohl hat man große Viehherden bei sich, die das Land gar nicht ernähren kann — dafür sind sie aber auch bald verschwunden, und man stirbt vor Hunger ohne Wunder. Ebenso wunderbar wie der Zug selbst sind die Schlachten, die man gegen — ebenfalls erdichtete — große Völker und Riesen schlägt.

Das sind alles in Babylonien entstandene Phantasien; sie sollen den Auszug von dort symbolisieren und zu ihm animieren. In Übereinstimmung hiermit verheißt auch der babylonische Jesaja (40, 3, 4; 41, 17 bis 19) den Rückwandernden einen herrlichen und wunderbaren Weg durch die (syrische) Wüste.

Weil die religiösen Anschauungen der in E und J beschriebenen »Väter« nun keineswegs mehr den fortgeschrittenen Anschauungen entsprachen, dichtete man in Babylonien auch neue Patriarchenlegenden, die freilich recht kurz und frostig sind — sie hatten für die neue Zeit ja auch keinen Wert mehr.

So entstand denn ein ganz neues umfangreiches Werk von Geschichten und eingestreuten Gesetzen, dazu bestimmt, die alten Bücher JE und D völlig zu verdrängen — eben das früher erwähnte Buch P.

Wenn die zuerst nach Palästina Wandernden das neue Gesetz oder doch Teile davon mitbekamen, wovon in der Bibel aber nichts steht, so haben sie es jedenfalls nicht beachtet. Es waren auch gewiß nicht halb so viel Hunderte, wie das Esrabuch Tausende aufzählt (die Liste in Kapitel 2 ist eine Abschrift von Neh. 7 und dieses wieder eine Volkszählungsliste von ganz Juda aus dem fünften oder vierten Jahrhundert). Von den mitgenommenen Schätzen merkt man nichts, und sie führten im alten Vaterland ein elendes Leben, seufzend nach den Fleischtöpfen — — Babylonien. Das neu ausgeheckte Jubeljahr, wonach nach 50 Jahren das von seinen alten Besitzern verkaufte Land wieder an diese zurückfallen sollte, wurde natürlich von den damaligen Bodenbesitzern verlacht — es ist weder damals noch je zur Ausführung gelangt. Nach Haggai 2, 3 steht fest, daß 520, zirka 18 Jahre nach der ersten Rückkehr, auf dem Tempelberg nur ein kleines Häuschen stand.

Aber dann wurde Ernst gemacht; die Bewegung des falschen Smerdis lockerte das Perserreich, und damals ist, wie aus Sach. 6, 11 bis 13 hervorgeht (vergl. hierzu Stade, a. a. O., II, 126), ein ungewisser Zerubabel vom Oberpriester zum Messiaskönig gekrönt worden. Aber Darius hielt das wankende Reich zusammen und hat auch Zerubabel beseitigt; man hört von diesem nach seiner Krönung nichts mehr.

Dann ist's wieder still bis 458 oder gar 445 — 62 bis 75 Jahre. Auf die Angaben des Esrabuches ist kein Verlaß; zirka im Jahre 200 zusammengestellt, wirft es die alte Zeit, Tempel- und Mauerbau, ja sogar die persischen Könige wild durcheinander, und man weiß nicht einmal, ob der übrigens recht zweifelhaft gewordene Esra vor, mit oder nach Nehemia, der auch sicher kein Jude, sondern ein Satrap aus persischem Adel war, ins Land gekommen ist. (Vergl. G. Hölscher in Kauffchs Bibelübersetzung, 3. Auflage, II, S. 451 f.)

Deren Erscheinen und Tätigkeit mußte natürlich eine wichtigere Ursache haben, als ein paar Leuten eine neu aufgefrischte Religion, von der sie oben-drein noch nichts wissen wollten, zu geben. Man kennt sie. 462 hatte sich Ägypten von Persien losgerissen und ist trotz wiederholter Unterwerfung

immer schwierig gewesen. Das hat auch auf die syrischen Völker gewirkt und den Persern den Plan eingegeben, als militärischen Stützpunkt das zur Festung vortrefflich geeignete Jerusalem wieder als solche auszubauen. Das ist unter Nehemia zirka 445 geschehen, und nun wurden auch bemittelte babylonische Juden genötigt, in die Heimat zurückzukehren. Natürlich konnte das alles nicht ohne persischen Waffenschuß vor sich gehen; die Bibel schreibt davon nichts, aber allerlei in den Prophetenbüchern aufbewahrte Orakel gegen umwohnende Völker und die Moseschlachten gegen Ammoniter und Amoriter weisen auf eine Zeit schwerer Kämpfe. Damals sind auch dem neugegründeten Gemeinwesen die neuen lastvollen Gesetze des P von Obrigkeit wegen aufgedrungen worden — sie sollten das Volk zu einer »heiligen Gemeinde« machen, sie von den umwohnenden Völkern im persischen Interesse völlig abschließen. Mit den Geschichten des P »bewies« man deren Rechtsgültigkeit. Sie durchzuführen hat man dann freilich gegen das eigene Volk Gewalt brauchen müssen. Nehemia hat »nicht angestanden, mit derselben Energie die eintretenden Rücksälle zu beseitigen und die Widerstrebenden zu beugen... Die von der heidnischen Obrigkeit entlehnte Gewalt hat die Gemeinde nicht nur unter das Joch des Gesetzes treiben helfen, sondern unter demselben auch in der nächsten Zeit erhalten, und zwar, wie es scheint, wider die innere Neigung ihrer legitimen Vertreter, welche den für das Gesetz Moses Eifernden... Schwierigkeiten bereiteten... da die führenden Jerusalemer Kreise sich nur widerwillig unterworfen hatten und die Masse frage in den alten Gewohnheiten verharrte. Ohne den vom persischen Statthalter Nehemia ausgehenden Druck wäre wahrscheinlich alles von Esra Erreichte wieder in Frage gestellt worden. Denn gegen das Verbot der Zulassung Fremder und der Mischehen erfolgt offene Auflehnung; dem vom Priesterkodex auferlegten strengen Sabbatgebot wird zuwidergehandelt, und die übernommenen kultischen Leistungen werden nicht erfüllt.« (Stade, a. a. O., II, S. 186, 187.)

Freilich sieht dieser Theologe die Sache noch in viel zu mildem Lichte, weil er die politischen Absichten der Perser, die H. Winckler und andere hervorgehoben haben, nicht genügend verwertet. Aber jedenfalls ist auch er der Ansicht, daß den Juden ihr derzeitiger Glaube nicht von ihren Vätern oder ihrer Überzeugung übermittlelt, sondern durch äußere politische Gewalt aufgedrängt worden ist. Und er hat wohl kaum geahnt, daß dieses von ihm 1888 aus der einseitigen und verschleiernenden biblischen Quelle Herausgelesene 1904 eine so vollkommene Bestätigung erhalten würde. In diesem Jahre nämlich wurden auf der weit im Süden gelegenen Nilinsel Elephantine Schriftstücke einer jüdischen Militärkolonie aufgefunden, die dort die Grenzwehr gegen Nubien hielt. Diese Kolonie stammt nicht erst aus persischer, sondern aus weit früherer Zeit — schon die alten jüdischen Könige trieben einen schwunghaften Soldatenhandel mit Ägypten. (Ed. Meyer, Der Papyrusfund von Elephantine, 1912, S. 34.) Darum besaßen diese jüdischen Soldaten auch noch ihren alten, früher mitgebrachten Gottesdienst. Es bestand am Ort ein Tempel (keine bloße Synagoge), in welchem nach einer Abrechnungsliste vom 6. Juni 419 neben dem Gotte Jahu die ebenfalls schon aus der Bibel bekannten Götter Anat und Aschima und anscheinend auch noch einige andere Götter verehrt wurden — ganz dem Jerusalemer Gottesdienst der Königszeit entsprechend. (Meyer, a. a. O., S. 57.) Es wird damit der theolo-

gische Aberglaube an einen vordeuteronomischen ausschließlichen Jahukult völlig widerlegt. Vor dem D waren die Juden polytheistische »Heiden« wie alle ihre Nachbarn.

Im Jahre 410 ist nach anderen Dokumenten der erwähnte Tempel von patriotischen Ägyptern zerstört worden, und nun wenden sich charakteristischerweise die Juden von Elephantine an den persischen Satrapen von Juda, Bagoas, und die Söhne des Nehemiafeindes Sanballat in Samaria (vom Oberpriester zu Jerusalem hatten sie selbstverständlich keine Antwort erhalten) mit der Bitte, beim König ihr Gesuch zum Wiederaufbau zu befürworten. Das ist wohl auch geschehen, aber der neue Aufstand der Ägypter 405 hat den Neubau verhindert, vielleicht die ganze Kolonie vernichtet. Seit dieser Zeit scheinen die Perser die Juden sich religiös selbst überlassen zu haben, und nun gaben diese ihre Abschießung (gegen die Wünsche der Priester) wieder auf. Dementsprechend ist es auch dem persischen Gesetzbuch P nicht gelungen, die alten Bücher JE und D zu verdrängen, es wurde vielmehr, ganz wie einst E mit J zu JE, mit diesem und D zu den sich natürlich nun tausendfach widersprechenden Mosebüchern zusammengearbeitet; alle drei Reihen von Väter- und Mosegeschichten finden sich deshalb nunmehr gemischt im ersten und zweiten, die Gesetze von P neben anderen Gesetzen und Geschichten im dritten und vierten, zwei Ausgaben von D, mit doppeltm Vor- und Nachwort, im fünften Mosebuch. Aber infolge der Eigenart des jüdischen Staatswesens nach dem Exil haben die Priester doch erreicht, daß der Geist i h r e s Buches das Ganze erfüllte und den Charakter des Volkes sich im Laufe der Zeit völlig unterwarf. Das von persischen Zwecken und Einrichtungen abhängige P war ihren Kasten- und den nun sich auch entwickelnden Klasseninteressen viel zu gemäß, als daß es vergessen werden konnte. Aber erst nachdem es in griechischer Zeit gelungen war, den Tempel zu Samaria zu zerstören, und in den Kämpfen für die staatliche Unabhängigkeit sowie während derselben im zweiten und ersten vorchristlichen Jahrhundert hat das Judentum sich aufs neue abgeschlossen und auf P verpflichtet; so ist es dann erst in der Römer- und ersten christlichen Zeit geworden, was es heute ist.

* * *

Noch jünger als der Pentateuch (der auch Tora: Gesetz, wörtlich: Orakelantwort heißt) ist das Josuabuch; ein völliges Durcheinander älterer Erinnerungen mit einer jüdisch-priesterlichen Geographie aus griechischer Zeit und der israelitischen, in ihrem Widerspruch mit allem früher Erzählten geradezu grotesken Einzugsgeschichte, die dem ersten Kapitel des folgenden Richterbuches teilweise parallel läuft.

Die historischen Bücher hinter Josua sind für die Einzelheiten der jüdischen Religionsgeschichte zwar nicht ohne alles Interesse, da vielfache, oft freilich schwer zu erkennende Belege sie aufs anschaulichste illustrieren — für die Gesamtauffassung bieten sie nichts Neues und sind durchaus belanglos. Sie stellen die politische und religiöse Geschichte nicht dar, wie sie sich wirklich abspielte, sondern wie spätere Geschlechter sich ihren Ablauf vorstellten oder noch besser: sich nach priesterlichen Absichten vorstellen sollten. Theorie und Praxis der Geschichtsfälschung, wie sie der Herateuch bietet, feiern in ihnen Triumphe. Die modernen Geschichtsfälscher sind wahre

Waisenknaben gegen ihre ältesten Vorgänger. Das Richterbuch ist exilisch; es verbindet eine Anzahl zusammenhangloser Sagen nach den deuteronomischen Gesichtspunkten des J, um den »jahrhundertlangen leeren und dunklen Zeitraum zwischen Patriarchen und Volk« (Wellhausen) zu überbrücken. Auch Samuelis- und Königsbücher sind aus derselben Zeit, aus allerlei Bruchstücken, sagenhaft, nur von wenigen historischen Erinnerungen durchsetzt. Natürlich sind sie alle der weiteren Bearbeitung durch P-Schriftsteller nicht entgangen, denen nicht nur die Kenntnis der historischen Wahrheit, sondern auch das Streben nach Wahrhaftigkeit völlig fremd war. Das 8. Kapitel des ersten Samuelisbuches ist beispielsweise eine Arbeit dieser Klasse. Das Kunststück: zur Wahrheit sich durchzulügen (Lippert), ist in der Religion zwar oft versucht worden, aber ein unlösbares Problem. Das Meisterwerk solcher Geschichtschreibung sind die Chronikbücher; in makabäischer Zeit entstanden, werfen sie auch die Geschichte von P zum alten Eisen und setzen nur Geschlechtsregister an deren Stelle, wie sie die damalige Zeit brauchte. Ihnen schließen sich Esra- und Nehemiabücher an, deren Glaubhaftigkeit schon früher charakterisiert ist. Die Chroniken haben aber nicht einmal bei den orthodoxen Juden Anklang gefunden; die »Kirchengeschichte von Jerusalem«, wie sie Reuß nennt, steht in der jüdischen Bibel an letzter, unbeachteter Stelle.

* * *

So weit die Gesamtauffassung der radikalsten Theologen und der ihnen folgenden Historiker, die natürlich in mancherlei hier nicht erwähnten Einzelheiten auseinandergehen, seit zirka 30 Jahren. Aber die Wissenschaft schreitet fort, und einige Punkte, die sich mit einer logischen Geschichtsauffassung nicht vereinigen lassen, sind oben schon gestreift. Die Herren glauben, bei oft recht kritischen Einzelansichten, der Bibel immer noch viel zu viel, und da sie durchgängig Ideologen sind, haben sie meist, gleich Wellhausen, keine Ahnung vom notwendigen Zusammenhang religiöser mit staatlich-politischer Organisation. »Woher kommen die hohen Geister, die den Hohen Gott predigen? Jahu hat sie erweckt! ... Aber diese Antwort werden auch wir schwerlich hinauskommen, obwohl das gottbegnadete Individuum dabei Mysterium bleibt.« (Wellhausen, Geschichte der christlichen Religion, I, in »Kultur der Gegenwart«.) Und so muß natürlich die gesamte Geschichte Mysterium bleiben. — Ed. Meyer, der viele Spezialkenntnisse besitzt, dem aber leider auch das geistige Band fehlt — ein großer Beweis hierfür ist seine Behandlung der Religion in seiner Geschichte des alten Ägypten —, sagt (Papyrussfund, S. 96): »So zeigt sich aufs neue in der anschaulichsten Weise, daß das Judentum eine Schöpfung des Perserreichs ist. Die Ideen, die ihm zugrunde liegen, sind natürlich auf dem Boden der jüdischen Entwicklung selbst erwachsen: aber sie hätten sich niemals in die Praxis umsetzen können, wenn es der babylonischen Judenschaft nicht gelungen wäre, die Autorität des Reiches für sie zu gewinnen und dadurch das von Esra verfaßte Gesetz den Juden in Palästina und der Diaspora aufzuerlegen.« (So ähnlich schon S. 1.) Nun ist aber gar nicht einzusehen, welches Interesse die wohlhabende und einflußreiche Judenschaft von Babylon, die 150 Jahre ohne Tempel und ohne Tempelsteuern ausgekommen war, sich dort wohl fühlte und nicht daran dachte, nach Palästina zu ziehen, an dem neuen, weit ent-

fernten Judenstaat hatte, wenn sie nicht etwa — antike Zionisten — sich alle Pracher möglichst vom Halse schaffen wollte. Noch viel weniger ist verständlich, warum der persische Staat hierzu Geld- und schließlich Militärhilfe leistete. Darum und wegen des Jammerzustandes unter Haggai ist die angebliche Rückkehr unter Kyros überhaupt schon angezweifelt worden. Meyers Schluß müßte eben lauten: »wenn die Perser nicht in diesen Ideen ein passendes Mittel zur Verwirklichung ihrer politischen Zwecke gefunden zu haben glaubten.« Jene benutzten eben den einseitigen religiösen Patriotismus gewisser jüdischer Kreise. (So waren die protestantischen Ideen für die katholische Geistlichkeit ein passendes Mittel, sich das Vermögen der »Ketzer«, für die deutschen Landesfürsten aber, sich die katholischen Kirchengüter anzueignen.) Ideen aller Art entstehen in den Köpfen der Menschen — »in die Praxis umgesetzt« werden sie aber nur zu praktischen Zwecken. Diese fehlen hier; was nützte der in aller Welt lebenden Diaspora die Abschließung in Jerusalem?

Auf der anderen Seite sind die biblischen Ausleger teilweise wieder viel zu rationalistisch — suchen sie alles, was im Alten Testament steht, natürlich und geschichtlich zu erklären, so schwer es ihnen auch oft fällt. Darin ist besonders der deutsch-amerikanische Gelehrte Paul Haupt unübertroffen. Aber mit Recht hat H. Winkler darauf hingewiesen, daß rein mündliche Tradition keine geschichtlichen Tatsachen über die zweite Generation hinaus richtig überliefern kann, Geschichte erst mit der Schreibkunst beginnt. Nun steht ziemlich fest, daß die Buchstabenschreibkunst nicht vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts nach Palästina gekommen sein kann; die einzige alte Inschrift, die des Siloahunnels, stammt von phönizischen Steinmetzen dieser Zeit. Durch Funde in Gezer ist bewiesen, daß man sich damals auch noch der assyrischen Keilschrift bediente. Kein Grab damaliger Zeit enthielt den geringsten Schriftrest. Also beruht nicht nur die gesamte, völlig denkmallose jüdische und israelitische Geschichte vor 600 auf mündlicher Tradition, beziehungsweise späterer Erfindung (Stade und andere haben gezeigt, daß die Zeitrechnung vom Moseszug bis zum Exil einem künstlichen Schema des $P - 2 \times 12 \times 40$ Jahre — folgt und demgemäß kaum vor 400 gestaltet sein kann), sondern auch die in E und J niedergelegte Sage kann nicht eher, aus sachlichen Gründen sogar nicht vor dem Exil niedergeschrieben sein. Damit stimmt auch viel besser das Überwuchern israelitischer Elemente in der jüdischen Sage; in zwei Nachbarprovinzen eines großen Reiches war dieser Austausch ebenso leicht, wie er zwischen zwei feindlichen Monarchien unmöglich war.

Hiermit hängt aber auch das schon gestreifte Rätsel der Jahureligion zusammen. Noch kein Theologe, und auch E. Meyer nicht, hat die Frage nach der Möglichkeit der gleichen Religion oder Gotttheit der zwei verschiedenen Nachbarvölker beantwortet. Die Bibel behauptet sie einfach, weil sie sich aus der späteren Geschichtskonstruktion: einheitliche Ein- und Auswanderung, einheitliche Geseßgebung, einheitliches Reich bis auf Salomo, logisch ergibt. Die Konstruktion wird in der Hauptsache zugegeben — aber der konstruierte Gesamtgott festgehalten, weil man eben nicht die Juden mit den »Heiden« auf die gleiche Stufe stellen will. »Das israelitische Volkstum muß anderen Nationen verglichen werden, und von dem Volkstum läßt sich die Religion nicht trennen. Nur hat die weltgeschichtliche und die vergleichende Betrachtung

tung nicht die Aufgabe, alles zu nivellieren. Sie darf nicht darauf ausgehen, nachzuweisen, daß an der israelitisch-jüdischen Religion nichts Besonderes sei.* (Wellhausen, a. a. O.) Wer merkt nicht Zwiespalt und Absicht? Das ist der so viel gescholtene radikale Kritiker.

Die Kulturgeschichte weiß, daß Kleinvölker ihre eigenen Kleingötter haben, daß Reichsgötter nur bestehen und beharren können, wo eben große Reiche existieren. Selbst wenn die Spaltung eines zweifelhaften palästinischen Einheitsreichs geschichtlich wäre, hätte der eine oder andere Teil sofort nach dieser seinen Gott geändert — schon die Spaltungskämpfe wären unter dem Schutze verschiedener Götter ausgefochten worden. Daß mehrere feindliche Völker sich zu einem (Welt-)Gott bekennen, ist spezifisch christlich, in alten Zeiten undenkbar. Und beide palästinische Staatsgötter haben sich oft bekämpft — einer heißt Jahu, der andere El oder gar Baal —, aber die Theologie will weder von der ethnologischen Religionswissenschaft noch von den durch sie selber erforschten Tatsachen etwas lernen.

Neben den Einwänden innerhalb der geschichtlich-rationalisierenden Auslegung der Bibel treten noch andere auf, die sich überhaupt gegen solche Auslegung wenden. Auch hier hat H. Winckler, teilweise an Stücken (Astralmythen) angelehnt, aber auch andere, viele neue Wege des Textverständnisses gewiesen. So sind unbestreitbar, jedenfalls auch nicht vor dem fünften Jahrhundert, in den Bibeltext eine Menge mythologischer Mären babylonischer Herkunft eingearbeitet, die man anerkennen muß, selbst wenn man dem sogenannten Panbabylonismus, der daraus erwachsen ist, nicht beitrifft.

Einen anderen, etwas einseitigen, aber darum noch nicht irreführenden Weg hat der Assyriologe Jensen eingeschlagen. Er findet, wie in der gesamten Sagenbildung der Welt, auch in der Bibel, nur mit Modifikationen, die Gestalten des babylonischen Gilgameschepos wieder. Dieses ist ein Jahresmythus, der die Reise des Sonnengottes am Himmel durch die Sternbilder als Leben und Taten des Helden Gilgamesch auf der Erde erzählt. Wenn auch nur ein geringer Teil der von Jensen angeführten Parallelen mit der Bibel richtig ist, und daran ist gar nicht zu zweifeln, so ist nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung der Zusammenhang der Bibelgeschichten mit dem Mythenkreis jenes Epos genügend bewiesen. Auf Einzelheiten hier einzugehen, ist ganz unmöglich.

Mit diesen paar kurzen Hinweisen sei hier geschlossen. Sie sollten den Leser nur aufmerksam machen, daß es mit der gegenwärtigen, schon einigermaßen verständlichen Geschichte der Bibel in den Einzelheiten immer noch stark hapert und daß eine weitere Erklärung sich jedenfalls immer mehr von der theologisch-rationalistischen entfernen und teils ethnologische, teils mythologische Bahnen gehen muß.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Zum Parteikongreß von Bordeaux.

Der kurze Bericht über den französischen Parteitag von Bordeaux in Nr. 3 der Neuen Zeit mußte, da bis zum Redaktionsschluß weder ausführliche französische Sitzungsberichte noch der vollständige Wortlaut der Resolutionen vorlag, nach kurzen telegraphischen Meldungen fertiggestellt werden. Wie sich jetzt zeigt, waren

diese Meldungen zum Teil ungenau. Die Resolution der Mehrheit (Antrag Renaudel) hat nicht 1152, sondern 1552 von 2971 Stimmen erhalten, während die Resolution der Minderheit in der Fassung Pressemane nur 831 Stimmen erhielt, mit dem sich gegen die Kriegskreditbewilligung wendenden Zusatzantrag Brizon's sogar nur 118 Stimmen. Doch geben diese Zahlen nicht genau das Stärkeverhältnis der Richtungen wieder, denn die 460 Stimmen der Nordöderation, die nur dem Namen nach noch besteht, da der größte Teil ihres Ausbreitungsbezirks von deutschen Truppen besetzt ist, wurden unter Zugrundelegung der früheren Abstimmungsverhältnisse kurzweg der Mehrheit zugezählt.

Andererseits zeigt der die Landesverteidigung betreffende Teil der Mehrheitsresolution, daß sich die Majorität der französischen Partei noch weit energischer für die Kreditbewilligung ausgesprochen hat, als es nach den Depeschen schien. Es heißt nämlich in der Resolution:

Die Partei ist auch fernerhin entschlossen, die nationale Einigkeit aufrechtzuhalten zum Zwecke der Landesverteidigung und des Krieges für das Recht, ohne jede Beimischung von Imperialismus. Sie weiß, daß es keine siegreiche sozialistische Bewegung in einem Lande geben kann, das einer fremden Herrschaft oder Hegemonie unterworfen ist.

Sich ohne Vorbehalt vollständig ihrem Lande hingebend, stimmt deshalb die sozialistische Partei für die Kredite zur Verteidigung des Landes, wie sie bis jetzt ihren Teil an der Verantwortlichkeit der Regierung — auch durch Beteiligung an der Regierung — getragen hat.

Der Kongreß erklärt, daß er die Kreditbewilligung während des Krieges als Symbol der Nationalverteidigung betrachtet. Erst wenn die Regierung, die diese Kredite fordert, imperialistisch wird oder Schwäche zeigt oder das Land an den Feind verrät oder Verbrechen gegen die republikanische Regierungsform begeht, wird die Partei aufhören, die Kredite zu bewilligen.

* * *

Nach den Reden und Abstimmungen auf dem Parteitag von Bordeaux lassen sich fünf, genauer sechs Richtungen innerhalb der französischen Partei unterscheiden — was um so mehr in Betracht kommt, als die Zahl der organisierten Parteimitglieder sehr zurückgegangen ist und heute kaum noch 25 000 beträgt gegen ungefähr 70 000 bis 75 000 vor dem Kriege. Jean Longuet unterscheidet im »Pays« fünf Gruppen.

Die Mehrheit besteht aus drei Richtungen. Erstens dem rechten Flügel unter Compère-Morels Leitung, der die Fortsetzung des Krieges »jusqu'au bout«, bis zum siegreichen Ende, fordert. In der sozialistischen Fraktion ist diese Richtung durch 33 Kammermitglieder vertreten. In Bordeaux verfügte sie über ungefähr 700 Mandatsstimmen (auf 9 organisierte Parteimitglieder kommt eine Stimme). Zweitens das Mehrheitszentrum unter Führung von Thomas, Renaudel und Sembat mit ungefähr 800 Mandatsstimmen. Drittens der kleine linke, etwas mehr pazifistische Flügel der Mehrheitsgruppe unter Führung von Bedouce, Cachin und Moutet.

Diese drei Richtungen bilden die sogenannte Mehrheit. Die Minderheit besteht aus der Gruppe Longuet-Pressemane, die, wie schon erwähnt, für ihre Resolution in Bordeaux 831 Stimmen aufbrachte, und aus der Gruppe der »Kienthaler« unter Leitung von Brizon und Rassin-Dugens, die auf ihren die Ablehnung der Kriegskredite fordernden Antrag 118 Stimmen vereinte. Doch kann auch die Gruppe Longuets nicht als geschlossen gelten. Sie hat ebenfalls ihren linken Flügel, der unter Führung von Maurien und Poncet steht und zu den Kienthalern hinüberneigt.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6

Ausgegeben am 9. November 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Kampf um die Neugestaltung in Sachsen.

Von Emil Nitsche (Mitglied des Sächsischen Landtags).

Als im Deutschen Reichstag neben der Friedenspolitik die Forderung einer baldigen Neuorientierung Boden gewann und ein Verfassungsausschuß erstand, der manche kühne Hoffnungen erweckte, betrachtete es auch die sächsische Sozialdemokratie als ihre Pflicht, in die Kampfesfront für die innere Neugestaltung einzurücken. Nach gründlichen Beratungen mit den maßgebenden Parteistellen brachte die sozialdemokratische Fraktion des Landtags in der Zweiten Kammer einen Antrag ein, der die Regierung aufforderte, durch ihre Vertretung im Bundesrat dahin zu wirken, daß die von der Reichsleitung zugesagte volkstämmliche und freiherrliche Neuordnung alsbald durchgeführt werde. Gleichzeitig forderte der Antrag in seinem zweiten Teile die Einsetzung einer Zwischendeputation zur Ausarbeitung von Reformen, die die Zusammensetzung des Landtags und das Verhältnis der Volksvertretung zur Regierung sowie die Zusammensetzung der Gemeindevertretungen, Bezirks- und Kreisverbände betreffen.

Bei diesem Antrag wurde berücksichtigt, daß noch vom November 1915 her ein unerledigter sozialdemokratischer Antrag dem Landtag vorlag, der Gesezentwürfe forderte, durch die das Landtagswahlgesetz, die Städteordnungen, die Landgemeindeordnung und das Gesetz über die Organisation der Behörden dahin abgeändert werden, daß den Wahlen zum Landtag, zu den Gemeinde-, Bezirks- und Kreisvertretungen das allgemeine und gleiche Wahlrecht aller Reichsangehörigen unter Anwendung des Verhältniswahlsystems zugrunde gelegt wird. Dieser letztgenannte Antrag sollte durch ersteren gewissermaßen wieder zum Leben erweckt oder doch in den Vordergrund gerückt werden. Das ist auch gelungen. Denn als am 16. Mai der neu eingebrachte sozialdemokratische Antrag infolge des Drängens unserer Landtagsabgeordneten unter der Einwirkung des frischen Aufzugs der sogenannten Neuorientierung in der Zweiten Kammer zur allgemeinen Vorberatung gestellt wurde, erschien auch der ältere sozialdemokratische Wahlrechtsantrag mit auf der Tagesordnung, wo er überdies in den während der Kriegswirren fast vergessenen Anträgen der Fortschrittler und Nationalliberalen, die das Wahlrecht der Zweiten Kammer und die Reform des Sächsischen Herrenhauses betrafen, eine zahlreiche Gesellschaft fand.

Die ersten Verhandlungen im Plenum der Zweiten Kammer ließen allerdings erkennen, daß weder die maßgebenden bürgerlichen Parteien noch die Regierung die Zeichen der Zeit verstanden. Soweit die Forderung in Betracht kam, das bis zu vier Stimmen abgestufte Pluralwahlsystem für den Landtag in ein allgemeines und gleiches Wahlrecht umzuwandeln, erfolgte sowohl von der Regierung wie von den Nationalliberalen eine Abgabe, die

fast übereinstimmend von dem nationalliberalen Wortführer Landgerichtsdirektor Hettner wie vom Staatsminister Graf Viththum von Eckstädt damit begründet wurde, daß Pluralwahlssystem sei erst einmal bei einer allgemeinen Wahl erprobt worden, man müsse also abwarten, wie es sich weiter bewähren werde. Überdies sei zu erwarten, daß die Arbeiter infolge der steigenden Löhne mehr Pluralstimmen und damit größeren Einfluß bei den Wahlen erhalten würden.

Die *Konservativen* aber lehnten alle Wahlrechtsforderungen und jede Art Neugestaltung glatt ab. So scharf auch die wahlrechtsfeindliche Haltung der Regierung und der bürgerlichen Parteien von sozialdemokratischer und von fortschrittlicher Seite gekennzeichnet wurde, konnte zunächst eine entgegenkommendere Haltung nicht erreicht werden.

Immerhin hatte der sozialdemokratische Vorstoß in der Plenarsitzung vom 16. Mai wenigstens den Erfolg, daß dem Antrag auf Einsetzung einer außerordentlichen Deputation für Verfassungs- und Wahlrechtsreform entsprochen und dieser Deputation (so heißen im Sächsischen Landtag noch immer die Ausschüsse) alle zur Beratung stehenden Anträge mit überwiesen wurden. Vorsitzender dieses *sächsischen Verfassungsausschusses* wurde der jungnationalliberale Rechtsanwalt Dr. Zöpfel, der fortschrittliche Landgerichtsrat *Wroda* auf Hauptberichterstatter, während die Abgeordneten *Schmidt* (konservativ) und *Nißche* (Sozialdemokrat) zu Mitberichterstattern bestimmt wurden. Dieser Ausschuß hat regelmäßig getagt und auch fleißig gearbeitet. Freilich, die Ergebnisse können nicht befriedigen, namentlich nicht, soweit das Wahlrecht in Betracht kommt. In einigen anderen Fragen sind immerhin wichtige Beschlüsse gefaßt worden, die manche Fortschritte bringen würden, wenn sie Gesetzeskraft erlangten. Davon sind sie jedoch noch weit entfernt.

Als im Juni dieses Jahres die Verhandlungen im Verfassungsausschuß begannen, wurde zunächst die *Herrenhausreform* in Angriff genommen, an der den Nationalliberalen das meiste lag. Sie steuern schon seit Jahren auf eine Verminderung der Großgrundbesitzer und einen teilweisen Ersatz durch Industrielle hin, die durch Vertreter anderer Berufsstände »ergänzt« werden sollen. Ihre Absichten scheiterten jedoch immer wieder daran, daß die sozialdemokratischen Vertreter dagegen stimmten, weil sie eine solche Reform mit ihrer Forderung nach Beseitigung der Ersten Kammer für unvereinbar hielten und die Konservativen von einer Zurückdrängung der jetzt herrschenden Großgrundbesitzer im Herrenhause nichts wissen wollten. Auch diesmal ließen die sozialdemokratischen Vertreter darüber keinen Zweifel, daß sie einer Pairskammerreform, die nur eine etwas andere Zusammenfassung herbeiführe, nicht zustimmen könnten. Sie mußten vielmehr das Hauptgewicht darauf legen, daß man die jetzigen weitgehenden Rechte und Befugnisse der Ersten Kammer wesentlich einschränke und ihr es unmöglich mache, fortschrittliche Gesetze zu verhindern, wie es seither, namentlich bei der Volksschulgesetzreform, zu beobachten gewesen sei. Die sozialdemokratischen Vertreter verlangten eine völlige Beseitigung der Ersten Kammer. Ein dahingehender Antrag wurde jedoch glatt abgelehnt. Mehr Anklang fand ein danach eingebrachter weiterer sozialdemokratischer Antrag, der die Forderung stellte, die Mitwirkung der Ersten Kammer bei der Gesetzgebung auf beratenden Einfluß und das Vetorecht zu beschränken, indem die Forderung

erhoben wurde, das Veto dürfe keine Geltung mehr haben, wenn es gegen eine von der Zweiten Kammer verabschiedete Vorlage zum zweiten Male erhoben werde. Dadurch wäre es möglich geworden, der Ersten Kammer die Befugnis zu nehmen, einer fortschrittlichen Gesetzgebung hindernd in den Weg zu treten.

So unbequem den Nationalliberalen offensichtlich diese sozialdemokratische Forderung war, wagten sie doch keine direkte Ablehnung, sie glaubten aber, ihn in etwas verbindlichere Form bringen zu müssen. Sie suchten daher der sozialdemokratischen Forderung durch eine Fassung gerecht zu werden, die an das in Sachsen übliche Vereinigungsverfahren im Falle abweichender Beschlüsse zwischen beiden Kammern anknüpfte. Dieses Vereinigungsverfahren sollte beibehalten, aber bestimmt werden: »Gelingt eine Verständigung auch bei einem zweiten Vereinigungsverfahren nicht, so gilt der nach den Vergleichsverhandlungen zuletzt gefaßte Beschluß der Zweiten Kammer als Landtagsbeschluß.« Außerdem sollte bei Erledigung des Haushaltsplans und der Finanzgesetze das Sächsische Herrenhaus auf das Recht beschränkt werden, den von der Zweiten Kammer beschlossenen Staatshaushaltplan nur im ganzen anzunehmen oder abzulehnen.

Das war mit anderen Worten daselbe, was der sozialdemokratische Antrag bezweckt hatte. Da es den sozialdemokratischen Vertretern auf die Sache und weniger auf die Form ankam, traten sie der Einfachheit halber für den nationalliberalen Antrag mit ein und sicherten ihm so die Mehrheit, sowohl im Verfassungsausschuß wie im Plenum der Zweiten Kammer, freilich immer erst dann, nachdem der Antrag auf Beseitigung des Herrenhauses abgelehnt worden war. Die Konservativen wandten sich mit Heftigkeit dagegen und erklärten, durch den Beschluß werde die Erste Kammer zur Null herabgedrückt.

Außer der erwähnten Beschränkung seiner Befugnisse soll nach dem gefaßten Beschluß das Sächsische Herrenhaus eine andere Zusammensetzung erhalten. Und zwar sollen die Vertreter der überlebten Domstifte und Ständesherrschaften und die zehn vom König zu berufenden Rittergutsbesitzer beseitigt und nur die zwölf zu wählenden Rittergutsbesitzer darin belassen werden. Neu hineinkommen sollen Vertreter der wichtigsten Berufsstände (Handel, Gewerbe, Beamtschaft, Arbeiter, freie Berufe und Lehrerstand). Alle Vertreter sollten überdies nicht mehr wie seither vom König berufen, sondern gewählt werden.

Dieser durch eine Mehrheit von Sozialdemokraten, Fortschrittlern und Nationalliberalen gestaltete Kammerbeschluß fand jedoch bei der Regierung wenig Gegenliebe. Der Minister des Innern erklärte sich zwar bereit, einen die Herrenhausreform betreffenden Gesetzentwurf vorzulegen, lehnte aber alle die beschlossenen Beschränkungen der Herrenhausbefugnisse ab. Wie die Sache sich weiter gestalten wird, hängt vom Ausgang des Kampfes ab, der in den kommenden Monaten im neuen Landtag fortgesetzt werden wird.

Schon bei der Beratung über die geschilderte Herrenhausreform waren andere Verfassungsfragen mitberührt worden und dabei von den sozialdemokratischen Rednern betont worden, daß sie neben der Einführung des allgemeinen Wahlrechts eine Verstärkung des Einflusses der Volksvertretung, das heißt der Zweiten Kammer, für nötig erachten und die hierzu

erforderlichen Verfassungsänderungen beantragen würden. Das geschah alsbald durch Einreichung folgender Forderungen im Verfassungsausschuß:

1. Dem § 86 der Verfassungsurkunde folgenden Passus anzufügen: »Gesetzesvorlagen, die in zwei hintereinander folgenden Landtagen zum dritten Male angenommen worden sind, erhalten Gesetzeskraft.«

2. Den § 42 durch folgenden Absatz zu ergänzen: »Vor der Entlassung oder Berufung von Staatsministern ist das Präsidium der Zweiten Kammer zu hören, dem auch das Recht zusteht, Vorschläge für die Neubesehung der Ministerstellen zu machen.«

Durch den ersten Absatz sollte unter den angeführten Voraussetzungen das Recht der Regierung und der Krone inhibiert werden, vom Landtag beschlossene Gesetzesvorlagen hinfällig zu machen, durch den zweiten Antrag der Einfluß des Landtags auf die Zusammensetzung der Regierung gesichert und zu einem maßgebenden gemacht werden. Die Regierungsvertreter erklärten, diese Anträge seien ein Vorstoß für das parlamentarische Regierungssystem, das für sie nicht diskutierbar sei, denn damit rühre man an die Rechte der Krone. Darauf erwiderte der sozialdemokratische Berichterstatter sowohl im Verfassungsausschuß wie bei den Verhandlungen in der Zweiten Kammer, daß ohne Verzicht auf Privilegien kaum ein wesentlicher Fortschritt möglich sei und man noch im alten absoluten Polizeistaat stecken würde, wenn nicht seither auf Kronrechte verzichtet worden wäre oder man nicht hätte darauf verzichten müssen. Leider fand dieses Vorgehen bei den maßgebenden bürgerlichen Parteien keine Gegenliebe. Die Anträge wurden abgelehnt; nur die Fortschrittler stimmten zum Teil dafür. Es zeigte sich, daß für Forderungen dieser Art der Sächsische Landtag noch nicht reif ist.

Einige andere Verfassungsfragen sind in etwas befriedigenderer Weise entschieden worden. Auch die alte sozialdemokratische Forderung einjähriger Etatsperioden und alljährlicher Landtagstagungen (jetzt bestehen nach der Verfassung zweijährige Perioden) hatten im Verfassungsausschuß eine starke Mehrheit gefunden; nur die Konservativen erhoben sich dagegen. Leider wurde im Plenum der Zweiten Kammer infolge Fehlens einiger Abgeordneten und der Abzweigung von drei nationalliberalen Vertretern die für eine Verfassungsänderung erforderliche Zweidrittelmehrheit nicht erreicht.

Außerdem wurde mit dem erforderlichen Stimmenübergewicht noch beschlossen, die Vorschriften in § 152 der Verfassung zu streichen, wonach zu Verfassungsänderungen übereinstimmende Beschlüsse in zwei hintereinander folgenden Landtagen erforderlich sind, die überdies mit Zweidrittelmehrheit gefaßt sein müssen. Nach einem weiteren Beschluß soll die Immunität der Landtagsabgeordneten nach den Vorschriften in der Reichsverfassung geregelt werden. Staatsbeamte, die als Abgeordnete gewählt werden, sollen einem weiteren Beschluß zufolge von der Genehmigungspflicht befreit sein; eine Verordnung, die den Beamten verbietet, Landtagsabgeordneten Auskünfte zu geben, soll aufgehoben werden. Alle diese Beschlüsse wurden sowohl vom Verfassungsausschuß wie von der Zweiten Kammer mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit gefaßt.

Lebhafter umstritten wurde in der Kammer ein auf einen nationalliberalen Antrag erfolgter Beschluß des Verfassungsausschusses, an die Spitze des Staatsministeriums einen Ministerpräsidenten zu stellen. Darin er-

blickten die Konservativen den ersten Schritt zu einem parlamentarischen Regierungssystem. Auch die Regierung wandte sich dagegen. Dennoch fand auch diese Forderung die erforderliche Stimmenmehrheit.

Über die *Wahlrechtsreform*, die wichtigste Frage der Neugestaltung in Sachsen, wurde das letzte Wort noch nicht gesprochen, da noch kein Ausschußbericht vorlag und demzufolge die Zweite Kammer die Schlußberatung noch nicht vornehmen konnte. Es ist aber schon vorhin erwähnt worden, daß sich bei der Vorberatung des sozialdemokratischen Antrags, das Pluralwahlssystem durch das allgemeine, gleiche Wahlrecht zu ersetzen, keinerlei Aussicht gezeigt hat, zu einer Wahlrechtsreform zu kommen. Im Verfassungsausschuß nahmen zwar die Nationalliberalen nicht die gleiche schroff ablehnende Haltung zur Wahlrechtsreform ein wie bei der Vorberatung im Plenum; doch zeigte sich in ihren Reihen eine starke Zersahrenheit. Es kamen von jener Seite zwei Anträge, von denen einer die Einführung des Reichstagswahlrechts, jedoch mit Gewährung einer Altersstimme verlangte (Antrag Dr. Sempfert), während ein anderer sich darauf beschränkte, von der Regierung eine Denkschrift über die Wahlrechtsfrage zu fordern, wobei die bei der preußischen Wahlreform gemachten Erfahrungen berücksichtigt werden sollten (Antrag Hettner). Die Regierung nahm im Ausschuß in Übereinstimmung mit den Konservativen eine ablehnende Haltung zu den Wahlrechtsanträgen ein, weil das jetzige Pluralwahlssystem noch gar nicht genügend erprobt sei. Bei der Abstimmung wurden alle Anträge abgelehnt, in erster Linie der sozialdemokratische, dann der fortschrittliche, der das Reichstagswahlrecht mit Verhältniswahlen forderte, und schließlich auch die eben genannten beiden nationalliberalen Anträge. Der von Dr. Sempfert hätte eine Mehrheit erhalten, wenn die Nationalliberalen selbst alle für ihn gestimmt hätten. Für den Hettnerschen Antrag stimmten nur die Nationalliberalen. Doch besteht bei den Liberalen Neigung, die Wahlrechtsfrage erneut im Ausschuß aufzunehmen; offenbar scheuen sie sich, die Verantwortung für ein völlig negatives Ergebnis zu übernehmen. Der Landesvorstand der sächsischen Sozialdemokratie hat sich jedoch alsbald nach der Ablehnung der Wahlrechtsanträge im Verfassungsausschuß mit einem Aufruf an die Bevölkerung gewandt. Es haben inzwischen auch imposante Wahlrechtsdemonstrationen stattgefunden.

Mit dem Kampfe um die Verfassungsfragen ging eine scharfe Auseinandersetzung und Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Verfassungsausschuß über die Frage einher, ob der Verfassungsausschuß sowohl während der Sommervertagung der Kammern wie nach dem Landtagschluß im Oktober als *Zwischendeputation* eingesetzt werden solle, um die Fortsetzung der Beratungen in der Zwischenzeit zu ermöglichen und zu verhüten, daß die halbfertigen Beschlüsse nach dem Landtagschluß unter den Tisch fallen. In diesem Konflikt hat die Regierung schließlich nachgeben müssen. Der Verfassungsausschuß ist jetzt als *Zwischendeputation* eingesetzt worden, wodurch verhindert wird, daß seine Arbeiten halbfertig liegen bleiben, und ihm die Fortsetzung seiner Beratungen im kommenden Landtag, der im November zusammentritt, ermöglicht wird.

Zur Entwicklung des Staatsgedankens in England.

Von Heinrich Cunow.

II.

Der Sieg der individualistischen Staatsauffassung.

Mit der zunehmenden Kenntnis des Lebens primitiver Völkerschaften und der Auffassung des Rechtes als etwas Veränderlichem, mit dem Zustand der Gesellschaft Wechselndem geht jedoch auch der im vorigen Artikel geschilderte Rest der alten Vertragslehre verloren. Der Mensch, so heißt es nun, hat immer in Gesellschaft gelebt, erst in kleinerer, dann in größerer. Doch ein solches gesellschaftliches Zusammenleben erfordert notwendig eine gewisse Regelung, eine gegenseitige Beobachtung bestimmter Verhaltensnormen. Jedes Mitglied einer Gesellschaft kann unmöglich gegen das andere so handeln, wie ihm beliebt; es muß auf das Ganze Rücksicht nehmen. Zur Aufrechterhaltung solcher Regeln aber ist eine gewisse Autorität nötig, zunächst die des Vaters, dann die des Familienpatriarchen, der Häuptlinge, der Heerführer usw., die mit der Vergrößerung der Gesellschaft natürlich an Umfang wächst. Aus dieser Autorität geht dann später die monarchische Gewalt und das „civil government“ hervor.

So ergibt sich immer deutlicher jene Auffassung, die David Hume in seinem Essay „On the origin of government“ (Über den Ursprung der Regierung) kurz in die Worte zusammenfaßt: »Der Mensch, in eine Familie hineingeboren, ist durch Notwendigkeit, aus natürlicher Neigung und aus Gewohnheit dazu gezwungen, Gesellschaft zu halten. Dasselbe Geschöpf ist auch im weiteren Fortschritt genötigt, der Rechtshandhabung wegen eine politische Gesellschaft zu bilden, ohne die zwischen den Mitgliedern kein Friede, keine Sicherheit, noch ein gegenseitiger Verkehr zu existieren vermag. Wir können daher annehmen, daß auch mancher umfangreicher Regierungsapparat letzten Endes kein anderes Ziel und keinen anderen Zweck hat als die Ordnung des Rechts.«

Wie entsteht nun aber in solcher Gesellschaft die Staatsgewalt? Hume antwortet:

Die Regiererei beginnt ziemlich gelegentlich und unvollkommen (more casually and more imperfectly). Es ist wahrscheinlich, daß das erste Emporkommen eines Mannes über die Menge während eines Kriegszustandes begann, wo die Überlegenheit seines Mutes und Talenten sich deutlich ergab, wo Einträchtigkeit und Einheitlichkeit durchaus erforderlich waren und wo die verderblichen Folgen der Unordnung sich besonders fühlbar machten. Die lange Dauer eines solchen Zustandes, wie das ja in wilden Stämmen oft der Fall ist, gewöhnte das Volk an solche Unterordnung, und wenn der Häuptling ebensoviel Billigkeit walten ließ, wie er Klugheit und Tapferkeit besaß, wurde er wohl auch in Friedenszeiten Schlichter aller inneren Streitigkeiten und vermochte nach und nach durch Zwang, gemischt mit Entgegenkommen, sich eine gewisse Autorität zu sichern. Die von solchem Einfluß ausgehende heilsame Wirkung machte diesen beim Volke beliebt, wenigstens bei dem friedfertigen und gefügigen Teil. Und besaß sein Sohn dieselben vorteilhaften Eigenschaften, so gewann das Regiment mehr und mehr an Grundfestigkeit und Reife, wenn es auch zunächst noch immer schwächlicher Art war, bis im weiteren Verlauf der Regent sich ein Einkommen verschaffte, das ihn in den Stand setzte, denen, die unter ihm an der Verwaltung teilnahmen, dafür Entschädigung zu zahlen und über die, die sich seinen Anordnungen widersetzen oder sich sonst ungehorsam erwiesen, Strafen zu verhängen.

Dieselbe Ansicht finden wir bei Adam Smith.

Werden ursprünglich in der englischen Staatstheorie — und, wie hier hinzugefügt werden kann, ebenso in der italienischen, französischen und deutschen — Staat und Gesellschaft ohne weiteres einander gleichgesetzt, so wird nun bis zu gewissem Grade zwischen Gesellschaft und Staat unterschieden; doch wird der Staat nicht als etwas Wesensverschiedenes von der Gesellschaft begriffen. Er ist ebenfalls eine Gesellschaft, aber eine Gesellschaft auf höherer Stufe der Entwicklung: eine höhere Form der Gesellschaft. Es gibt nach dieser Auffassung nämlich primitive und höhere Gesellschaftsformen. Familiengemeinschaften, Horden, Stämme usw. sind primitive Gesellschaften. Im Laufe des menschlichen Fortschritts entwickeln sich diese zu »politischen« oder »bürgerlichen« (zivilen) Gesellschaften, die notwendigerweise zur Regelung des Zusammenlebens ihrer Mitglieder einer bürgerlichen Regierung bedürfen (eines „civil government“), und solche politische Gesellschaften nennt man nun Staaten.

An der Beurteilung des Charakters der Gesellschaft wird zunächst dadurch wenig geändert. Die Gesellschaft wird vorerst noch immer als ein bloßer Haufen vereinigter Individuen betrachtet. Deshalb ist auch nach der Ansicht der englischen Soziologen des achtzehnten Jahrhunderts der Charakter der Gesellschaft bedingt und bestimmt durch den Gesamtcharakter der in ihr verbundenen Individuen. Eine Summe von Individuen bildet eben eine gegebene Gesellschaft, und der Durchschnitt aus der Summe der Charaktere aller zu einer solchen Gesellschaft verbundenen Einzelpersonen — das ist kurzweg der Gesellschaftscharakter. Nicht bestimmt also der Gesellschaftscharakter den Individualcharakter, sondern umgekehrt der Individualcharakter den Gesellschaftscharakter. Der Mensch wird noch völlig als ein selbständiges Naturwesen, als Naturprodukt aufgefaßt, dem Gott oder die Natur seinen besonderen oder individuellen Charakter, seine besonderen Triebe, Begierden, Leidenschaften, Affekte usw. gegeben hat, die sich nun gemäß der besonderen Anlagen des einzelnen Menschen im gesellschaftlichen Leben auswirken.

Demnach sehen denn auch die englischen Staatstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts in dem Gesellschafts- und Staatsleben ihrer Zeit nur die Auswirkung und Gegenwirkung der Triebe und Leidenschaften der Menschen, und zwar der in seiner Natur wurzelnden und trotz aller äußeren Verfeinerung und zeitweiligen Zurückdrängung immer wieder in alter Weise hervorbrechenden Naturtriebe. Gewöhnlich werden die sogenannten eigennützigen Triebe (der Trieb der Selbsterhaltung, des Eigennutzes, der Habsucht, der Bereicherung usw.) den sogenannten gemeinnützigen Trieben oder Neigungen (dem Gefühl der Gemeinschaftlichkeit, Zusammengehörigkeit, Solidarität, des Mitleids, der Aufopferung für die gleichartige Gruppe usw.) gegenübergestellt und die Kämpfe in Gesellschaft und Staat aus dem Widerstreit dieser Triebe im Menschen hergeleitet.

Die Gesellschaft ist eben keine friedvolle Verbundenheit der einzelnen zu einem einheitlichen Ganzen, kein Aufgehen der einzelnen in der sogenannten Allgemeinheit, sondern alle Gesellschaft hat vielmehr von vornherein einen antagonistischen Charakter, da die eine Gesellschaft bildenden Individuen allerlei einander widerstrebenden Trieben unterworfen sind. Einerseits suchen, getrieben von der Ichsucht (dem Eigennutz), die einzelnen ihr Selbst-

interesse (und das ihrer Familie) zur Geltung zu bringen, andererseits treibt sie der in ihrer Natur liegende Trieb zur Geselligkeit und das in dieser wurzelnde Gemeinschaftsgefühl zur Aufrechterhaltung der Gesellschaft und Unterordnung unter ihre Existenzbedingungen. So ergibt sich ein sich immer wiederholender Kampf zwischen Eigennuß und Gemeinnützigkeit, zwischen individuellen (antisozialen) und gesellschaftlichen Trieben (oder Neigungen), zwischen Egoismus und Mutualismus.

Der Kampf innerhalb der Gesellschaft hat also nach dieser Auffassung seine eigentliche Ursache in den widerspenstigen Naturtrieben, die die einzelnen Individuen immer wieder dazu bringen, sich gegen das sogenannte Gemeinwohl aufzulehnen und diesem ihr Sonderinteresse entgegenzustellen. Nicht aus den wechselnden gesellschaftlichen Lebensbedingungen heraus entstehen demnach, genau genommen, die sozialen Kämpfe, sondern aus den antagonistischen Naturtrieben. Die ganze Gesellschaftsauffassung jener Zeit wie auch die auf ihr fußende Moralphilosophie kennt eben nur den Gegensatz zwischen Individuum und einer bald als Staat, bald als unbestimmte »Allgemeinheit« gedachten Gesellschaft. Von Gegensätzen zwischen Staat und Gesellschaft weiß sie nichts, und noch weniger erkennt sie, daß es zwischen Individuum und Gesellschaft bestimmte Kollektivformen gibt: zum Beispiel Klassen mit bestimmten gegensätzlichen Klasseninteressen, Nationen mit bestimmten gegensätzlichen Nationalinteressen usw. — daß also auch den sozialen Kämpfen keineswegs nur der sogenannte Antagonismus zwischen Individuum und Gesellschaft zugrunde liegt.

Entspringen aber die sozialen Kämpfe den immer wieder gegen das »Gemeinwohl« rebellierenden egoistischen Trieben der Gesellschaftsmitglieder, so ergibt sich als erste Forderung jeder vernünftigen Sozialethik, daß diese antisozialen Individualtriebe möglichst gemildert werden müssen, wenigstens so weit, daß sie das gesellschaftliche Zusammenleben nicht ernstlich stören. Das Mittel, solche Milderung der rohen Naturtriebe zu erreichen, ist die Vernunft. Nur durch die Vernunft können die rohen Triebe gezähmt werden. Sie verschwinden zwar nicht, aber die aus der vernünftigen Einsicht entspringende »Sitt« schränkt ihr rohes Wirken ein.

Daraus wurde meist die Folgerung gezogen, der Mensch müsse im gesellschaftlichen Leben seine individualistischen, antisozialen Triebe zugunsten der sozialen Triebe unterdrücken; das Wohl des Ganzen, das heißt der Staatsgemeinschaft, erfordere, daß der einzelne seine individuellen Interessen den Staatsinteressen unterordne und, wie es später heißt, »altruistisch« oder »mutualistisch« handle.

Allgemeine Anerkennung hat indes diese Forderung der Staatsmoral in England nie gefunden, noch hat sie lange der zum Individualismus drängenden politischen und wirtschaftlichen Entwicklung standgehalten. Schon während der Revolutionsperiode hatten die Kämpfe des Calvinismus und seiner englischen Abwandlungen, des Puritanismus und Independentismus mit ihrem Gefolge kleiner Sekten, gegen die englische bischöfliche Staatskirche und das sie stützende staatliche Regiment in dem englischen Bürgertum nicht nur das Selbstgefühl und den Unabhängigkeitsinn mächtig gestärkt, sondern auch gewissermaßen die These zum Dogma erhoben, daß die Obrigkeit in die Gewissensfragen, das Denken, Meinen und Glauben des Staatsbürgers nichts hineinzureden habe. Was er glauben und denken, zu welchen religiösen

Ansichten er sich bekennen, wie er seine Kirchenverfassung einrichten wolle, das sei Sache des einzelnen; der Obrigkeit stände nur zu, für die öffentliche Ordnung zu sorgen — und zwar selbstverständlich im Interesse aller, denn nur unter dieser Bedingung hätten diese beim Abschluß des Gesellschaftsvertrags sich zur Einschränkung ihrer individuellen Freiheit verstanden.

Dazu kam die alsbald nach der Revolution einsetzende gewaltige Wirtschaftsentwicklung Englands, die der Geschäftsbourgeoisie die alten bestehenden, vom Staate vorerst noch aufrechterhaltenen Einschnürungen und Beschränkungen des Erwerbslebens als lästige Fesseln, als hemmenden Zwang empfinden ließen, der allen Fortschritt hindere. Aus der durch Zölle, Zünfte, lokale Privilegien, merkantilistische Staatsgesetze eingeengten, absterbenden Gesellschaftsformation wuchs in raschem Aufstieg die »Gesellschaft der freien Warenproduzenten« heraus und mit ihr eine individualistische Staatsauffassung, die die frühere Lehre, daß das Wohl der Gemeinschaft die Unterordnung des Individuums unter die Staatsbedürfnisse verlange, in den Satz umkehrte, das Wohl der Gemeinschaft fahre am besten, wenn den in ihm vereinigten Individuen möglichst wenig Zwang auferlegt und sie in ihrem Triebstreben möglichst wenig gehindert würden. Eigentlich sei daher der Staat ein Übel, denn er hindere die Freiheit des Individuums, dessen »wertvollstes Gut«. Freilich ganz ohne Staat, ganz ohne »political government« gehe es nicht; denn ohne Regelung gäbe es kein Zusammenleben. Aber niemals dürfe die staatliche Beschränkung weiter reichen, als zum Zusammenhalt des Ganzen unbedingt nötig sei; vor allem seien Eingriffe in das Wirtschaftsleben, das sich von selbst reguliere, zu vermeiden.

Der Staat wurde nun als eine künstliche Zwangsgesellschaft betrachtet, wie denn auch der junge Edmund Burke in seiner 1756 anonym erschienenen, den liberalen Individualismus zum Anarchismus steigenden Schrift »A vindication of natural society or a view of the miseries and evils arising to mankind of every species of artificial society« (Rechtfertigung der natürlichen Gesellschaft oder Übersicht über das Elend und Übel, die der Menschheit aus jeglicher Art künstlicher Gesellschaft erwachsen) zwischen natürlichen (primitiven) und künstlichen oder politischen Gesellschaften unterscheidet und unter letzteren die Staaten versteht. Der Staat gilt ihm als ein künstliches Zwangsgebilde, das deshalb auch nicht mehr dem eigentlichen Grundzweck des Gesellschaftslebens, der Erreichung des möglichst größten Glückes aller Gesellschaftsmitglieder, zu dienen vermag. Eine Rückkehr zur »natürlichen« Gesellschaft sei daher notwendig: eine Bezeichnung, unter welcher der junge Burke — der spätere Staatsmann dachte wesentlich anders — aber nicht eine Rückkehr zu dem Gesellschaftszustand der Naturvölker, zur primitiven Familien- und Stammesorganisation, versteht, sondern zu einem imaginären Staatsgebilde, in dem die sogenannten »Prinzipien der Freiheit« herrschen, das heißt dem Individuum möglichst weiter Spielraum zur Befähigung individueller Neigungen bleibt.

Zugleich wurde durch die Erfolge des englischen Handels das Selbstgefühl seines geschäftstreibenden Bürgertums ungemein gehoben. Die Handelsherren, die großen wie die kleinen, fühlten sich als überlegene Menschen, als Auserwählte der Vorsehung, die gewissermaßen von dieser auf ihren Platz gestellt sind, um ihn durch ihre Arbeit auszufüllen. Und je weiter England

an Reichtum und Macht die anderen Völker überholte, je mehr breitete sich in den bürgerlichen Schichten die Anschauung aus, die englische Nation sei vor allen anderen begnadet und durch ihre individuelle Tüchtigkeit und Fähigkeit berufen, den ersten Platz in der Welt einzunehmen und dieser die Segnungen der englischen Kultur und des englischen Geistes zu übermitteln.

Geschäftliche Tüchtigkeit und Unternehmungsggeist wurden zu den bewundernswürdigsten individuellen Eigenschaften, der Arbeitsame, Glückliche, dem es gelang, sich durch kluge Geschäftsführung ein Vermögen zu erwerben, der Selfmademan, zum Vertreter des höchsten Menschentypus. Was sich befähigt glaubte, strömte denn auch dem Handel zu, wo es so lohnende Erfolge zu erringen gab. Die Staatsverwaltung blieb im ganzen der Aristokratie als nebensächliche Beschäftigung überlassen. Und tatsächlich brauchte die englische Wirtschaftsentwicklung des achtzehnten Jahrhunderts nichts so sehr, wie freie Individuen mit starkem Persönlichkeitsgefühl, die, frei von überflüssiger staatlicher Bevormundung und Einschränkung, ihren Wagemut und ihr Können in den Dienst der Reichumsvermehrung und der Handelshegemonie Englands stellten. Diese Tüchtigkeit und diese Fähigkeit des englischen Staatsbürgers, die sich ja so glänzend im Anwachsen des Reichtums und der Macht Englands bewährte, staatlich bevormunden zu wollen, war das nicht eine Verkehrtheit?

So steigt im englischen Gesellschaftsleben des achtzehnten Jahrhunderts die Bewertung der freien, ungebundenen Persönlichkeit immer höher — und mit ihr die Ansicht, daß der Staat das sogenannte »freie Spiel der Kräfte« sich möglichst auswirken lassen müsse. Der Staat habe nur insoweit eine gewisse Berechtigung, als seine Gewalt nötig sei, um den Rechtszustand aufrechtzuerhalten und zu verbürgen. Man sah in ihm gewissermaßen nur einen juristischen Garanten der Rechtsordnung. Ihn darüber hinaus als eine soziale Zusammenordnung der einzelnen zu einem genossenschaftlichen »Gemeinwesen«, als eine Art Lebens- und Wirkungsgemeinschaft aufzufassen, lag dem englischen Politiker jener Zeit ganz fern.

Die Frage, wie weit im einzelnen Falle die »Freiheit« des Individuums in der Gesellschaft beschränkt werden darf, wurde allerdings verschieden beantwortet. Während nach der gewöhnlichen liberalen Ansicht es genügte, daß die Regierung sich möglichst wenig um das Wirtschaftsgetriebe kümmert und sich gewissermaßen auf die Sicherung des Eigentums durch Gesetz und Polizei beschränkt, »damit jedermann die Früchte seiner Arbeit« ungehindert genießen könne, meinten andere, es sei desto besser um das Individuum bestellt, je schwächer die Staatsgewalt beschaffen wäre: eine Ansicht, die teilweise in die individualistisch-anarchistische These überging, alle und jede Regierungsgewalt, auch die allerbescheidenste, sei ein Übel, da auch sie ohne Unterordnung und Gehorsam nicht bestehen könne, also der natürlichen Freiheit des einzelnen immer noch Zwangschränken setze. Der konsequenteste Vertreter dieser Richtung ist William Godwin mit seiner Schrift „Political Justice“ (1793).

Zugleich mit dieser Wandlung der früheren Ansicht über den Nutzen des Staates und der Staatsregierung vollzieht sich ein Wechsel des Gemeinwohlbegriffs. Hatte es zunächst im siebzehnten Jahrhundert als höchste Moralforderung gegolten, daß der einzelne seine besonderen Interessen den sogenannten Gemeininteressen unterordne, so bildete sich nun mit der zu-

nehmenden wirtschaftlichen Konkurrenz mehr und mehr die Ansicht heraus, der Egoismus sei eine durchaus berechnete gesellschaftsfördernde Eigenschaft. In der Eigennatur jedes einzelnen Menschen wurgte nun einmal der Trieb der Selbsterhaltung und der Fürsorge für das eigene Wohl, deshalb sei der Egoismus eine natürliche Eigenschaft des Menschen und seine Betätigung menschlich durchaus berechnungsfähig. Erst indem jeder seinen »selbstischen Trieben« folge, setze sich im Widerstreit der Interessen, im Konkurrenzgetriebe das Gemeinwohl durch.

So entsteht jene Staatsauffassung, die man gewöhnlich als manchesterlich bezeichnet und die Lassalle als die Idee des »Nachwächterstaats« bezeichnet hat. Sie hat, wenn auch in der Theorie wie in der Praxis den Bedürfnissen der neueren Staatsentwicklung gewisse Zugeständnisse gemacht werden mußten, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts die politische Gedankenwelt des englischen Liberalismus beherrscht und trifft auch heute noch in den verschiedenartigsten Formen in den Äußerungen der Staatsmänner und der Presse Englands hervor. Freilich die Notwendigkeit einer strafferen Staatsorganisation hat schon vor dem Weltkrieg so manchen der alten liberalen Staatstraditionen und ehrfamen »Principles« aus früheren Tagen den Boden entzogen, und weiteres Terrain haben sie im jetzigen Kampfe Englands um die Aufrechterhaltung seiner Weltherrschaft verloren. Das alte liberale Staatsideal Englands hat sich überlebt.

Philosophie und Proletariat.

Von Hans Markwald.

Im Jahre 1843 schrieb Karl Marx in den »Deutsch-Französischen Jahrbüchern« in seinem Artikel »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«: »Die Philosophie kann sich nicht verwirklichen ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie.«

Seitdem sind fast drei Vierteljahrhunderte vergangen, ohne daß durch die Aufhebung des Proletariats die Philosophie »ihre Verwirklichung gefunden« hat. Aber der Befreiungsprozeß des Proletariats geht trotz Wirbelsturm und Klippen, trotz Rückschlägen und innerer Kämpfe — oft gefördert durch Hemmnisse — unaufhaltsam weiter, bis die Demokratisierung und Sozialisierung der Gesellschaft vollendet ist. Jeder Erfolg im Klassenkampf, zum Beispiel jede durch die Gewerkschaften errungene Lohnerhöhung, ist ein Schritt zur Aufhebung des Proletariats und somit zur Vollendung dessen, was Marx die »Verwirklichung der Philosophie« nennt. Der Kampf des Proletariats um alle praktischen Ziele, die der Augenblick uns stellt, ist zugleich das Bestreben zur Erreichung der höchsten Ideale jener, die sich bemühen, die Frage nach dem Sinne des Lebens zu beantworten oder die Aufgabe zu lösen, dem Leben einen Sinn zu geben.

Fast alle Philosophen haben versucht, eine möglichst einfache Definition des Begriffs »Philosophie« zu liefern, und fast jeder glaubte abweichend von anderen die »richtige« Begriffsbestimmung gefunden zu haben. Aber auch in der Philosophie ist alle Theorie grau. Nicht aus Definitionen erfährt man, was Elektrizität und Wärme, Staat und Gesellschaft, Physik und Philo-

sophie eigentlich sind. Nur wenn man prüft, womit sich die Philosophen früher beschäftigten und heute noch beschäftigen, weiß man, was Philosophie bedeutet. Nur geschichtlich läßt sich der Begriff erfassen. Die Philosophie, die Liebe zur Weisheit, war ursprünglich *Wissenschaft überhaupt*. Mit der Teilung der wissenschaftlichen Arbeit in ihre Spezialgebiete verlor die Philosophie die einzelnen Forschungsgegenstände, und übrigblieb, was sich nicht mehr verteilen ließ, weil es das gemeinsame Gefilde aller Wissenschaften war. In der Markgenossenschaft der Forschung blieb die Philosophie das Wald- und Weideland, das nicht mitverloren wurde.

Jedem Fachwissen fehlt der Schlußstein, wenn es nicht mit den Forschungsergebnissen aller übrigen Wissenschaften in Zusammenhang gebracht wird. Deshalb blieben für Friedrich Engels als die einzigen Ressorts der Philosophie die »formale Logik« und die »Dialektik« übrig. Das allen Wissenschaften gemeinsame Gebiet ist das *Denken*. Die »Logik« als Denklehre wird »formale« genannt, weil sie von allem Material, allem *Inhalt* des Denkens, das heißt den Gegenständen, über die nachgedacht wird, abstrahiert; weil sie nicht auf das *Was*, sondern nur auf das *Wie* eine Antwort gibt. Die formale Logik untersucht nicht den Denkvorgang und schreibt auch nicht vor, wie man es anfangen soll, richtig zu denken, sondern sie erforscht die Regeln, bei deren Befolgung nur richtige Denkergebnisse möglich sind. Die Dialektik untersucht den wirklichen *Denkvorgang* und ist gleichzeitig Methodenlehre für die bei aller wissenschaftlichen Arbeit übereinstimmend anzuwendenden Methoden. Zu ihr gehört auch die *Erkenntnistheorie*, die den Ursprung, den Umfang und die Grenzen des Erkenntnisvermögens erforscht.

Wenn Engels also in gewissem Sinne recht hatte, die Philosophie auf ihr ureigenstes Gebiet, die »formale Logik« und die »Dialektik« zu beschränken, so darf man nicht übersehen, daß die Fachgelehrten selten Zeit und Neigung haben, die Ergebnisse ihrer Arbeit in Verbindung mit denen der anderen Wissenschaften zu bringen, und daß sich auch heute noch die »Philosophen« mit mehr oder weniger Scharfsinn, Unbefangenheit, voraussetzungsreicher Phantasie oder ehrlicher Objektivität bemühen, diese Arbeit für alle Wissenschaften zu leisten. Jede Wissenschaft erforscht ein Stück der Welt; die Leute, die sich Philosophen nennen, suchen dagegen ein *Weltbild* zu entrollen.

Die *Theorie* der proletarischen Bewegung, der wissenschaftliche Sozialismus, wird vor allem getrieben, um die proletarische *Praxis* zu erleichtern — nicht nur aus Wissensdrang. Hinter allen philosophischen Versuchen der Entschleierung des Weltbildes lauert das Sehnen der Menschen, alle »Philosophie« ist daher auch von den Umständen abhängig, in denen die Menschen der verschiedenen Zeiten und Klassen sich ihre Unterhaltungsmittel beschaffen. Das theoretische Weltbild aller Philosophen diente der Praxis der Klassen, für die sie bewußt oder unbewußt arbeiteten. Die Energie der Klassen wird gestärkt, je mehr sie wissen oder sich einbilden, durch Förderung ihrer Interessen der Gesamtheit zu dienen. Diese Überzeugung, beziehungsweise Illusion gehört zu den Anpassungsmethoden im Kampf ums Dasein. Die Philosophie galt den meisten Philosophen als der Inbegriff alles Edlen, das erst das Leben wert machte, gelebt zu werden, des »Wahren, Guten und Schönen«. Die pessimistische Lehre Schopenhauers, die das Leben für wert-

los hält, weil alles Sein für sie »Wille«, jeder Wille aber quälend und gequält ist, sieht in der Philosophie die höchste Befähigung des »von den Zwecken des Willens freigewordenen, also reinen Subjekts des Erkennens« und in solcher Erhebung über alles Gewöhnliche den erfreulichsten zeitweiligen Trost über das Unglück, zu existieren. Insofern die Philosophie bloßes Bild der gewesenen und gewordenen Welt ist, braucht sie nicht »wirklich« zu werden, aber als Bild der werdenden, sich entwickelnden künftigen Welt, deren Praxis aus der Theorie die Konsequenzen zieht und den Sieg der Vernunft in der Wirklichkeit herbeiführt, kann sie nur durch die Aufhebung des »Proletariats« realisiert werden. Da die Philosophie im Programm hat, keine Klassenwissenschaft zu sein, kann das Proletariat sich »nicht aufheben«, ohne die Philosophie zu »verwirklichen«.

Nietzsche, der unbewußt dem Großkapital eine Philosophie schrieb und den Abstand zwischen dem Pöbel und den Edlen, deren Nachkommen zu Übermenschen werden sollten, als das »Pathos der Distanz« rühmte, hätte nun aber seine Freude an der »Distanz« haben können, die heute noch zwischen der Philosophie und der Mehrheit selbst des intelligenten Teiles des Proletariats besteht. Die »Verwirklichung der Philosophie« durch das Proletariat ist ein objektiver Prozeß. Wer um eine Lohnerhöhung siegreich kämpfte, wird mich verdußt ansehen, wenn ich ihn rühme, weil er »ein Stückchen Philosophie verwirklicht« hat. Aber die bewußte Erfassung der Philosophie durch das Proletariat würde seinem Entwicklungsgang ebenso dienlich sein wie jede andere wissenschaftliche Erkenntnis. Gerade aus der Philosophie kann das Proletariat Kraft zu hartnäckiger Arbeit an einem besseren Schicksal des künftigen Menschen schöpfen.

In Nr. 15 des zweiten Bandes des vorigen Jahrganges der Neuen Zeit hat Alfred Pöllens geglaubt, »bedauerlicherweise« die Frage: »Ist populäre Philosophie möglich?« mit einem runden Nein beantworten zu müssen. Nachher fährt er freilich fort, zu beteuern, mit dem hier gewonnenen Resultat dürfe sich die Sozialdemokratie »unter keinen Umständen zufrieden geben«. Wenn es sich wirklich um ein endgültiges Resultat handelte, müßten wir uns jedoch damit abfinden wie jemand, der bei dem Zählen seiner Barschaft nicht darum herumkommt, daß 2×2 gleich 4, nicht gleich 5 ist. Pöllens meint, es müßten Mittel und Wege gefunden werden, um weitere Kreise erfolgreich in die Philosophie einzuführen. »Aber« — so heißt es am Schluß des Artikels —, »ob es solche Mittel und Wege gibt und in welcher Weise sie anzuwenden sind, ist eine Frage für sich.« Er gibt der Sozialdemokratie also die Weisung, die »Quadratur des Kreises« zu entdecken, eine Aufgabe zu lösen, deren Unmöglichkeit er glaubt bewiesen zu haben. Nach Friedrich Engels' bekanntem Ratsschlag tut man gut, auch diesen Pudding beim Essen zu erproben. Und man wird finden, daß Pöllens seine Frage mit Unrecht verneint hat.

Am 9. und 22. Oktober 1915 veröffentlichte ich in der »Arbeiterjugend« einen Artikel »Philosophie und Sozialismus«. Als ich 1916 nach Duisburg übersiedelte, erfuhr ich, daß die Duisburger jugendlichen Abonnenten der »Arbeiterjugend« sich in stundenlanger Debatte über meine Arbeit unterhalten hatten, ehe sie ahnten, daß sie den Autor jemals selbst kennenlernen würden, also aus rein sachlichem Interesse. Wenn es möglich ist, unsere Jugend für die Philosophie zu interessieren, wird es erst recht gelingen, die

Reiferen zu ernsthafter Beschäftigung mit der Philosophie zu veranlassen. Was ich von der Hegelschen Philosophie hier behauptete, gilt von jeder, daß man hinter ihre mit unverständlichen Ausdrücken gespickten Geheimnisse ganz leicht kommt, »wenn man den Kern der Sache aus dem Ballast überflüssiger ›Gelehrsamkeit‹ herauschält«. Damit ist es freilich nicht getan, daß man die philosophischen Fachausdrücke in die deutsche Sprache übersetzt und etwa ein neues Wort für »Logik«, für »Materialismus«, für »Idealismus« usw. prägt. Es kommt nur darauf an, daß man in einem Vortrag, in einem Artikel, in einem Buche nicht mehr zu sagen sich entschließt, als der enge Raum und die knappe Zeit es gestatten. Joseph Diehgen's gewaltiges Verdienst lag nicht darin, einen »weiteren« Marxismus begründet zu haben, wie bekanntlich eine Gruppe von Schriftstellern nachzuweisen sich bemüht, sondern in der Fähigkeit, mit der er die philosophische Seite des wissenschaftlichen Sozialismus bearbeitete. Je weniger man als bekannt voraussetzen darf, um so eingehender wird man jeden Begriff zu klären haben. Sowohl Paulsens wie Wundts »Einleitung in die Philosophie« gibt manche Handhabe dafür, wie man es machen muß, um ohne Oberflächlichkeit »populäre Philosophie möglich« zu machen.

Philosophischer Schulung bedürfen wir schon deshalb, um uns besser in den Meinungsverschiedenheiten zurechtzufinden, die innerhalb der Partei ausgebrochen sind und eine Minderheit veranlaßt haben, es bis zur Partei spaltung zu treiben. Wer die dialektische Methode nicht richtig anzuwenden versteht, sieht, wie Bernstein einst in seinen »Voraussetzungen«, in Hegels Dialektik bloße Fallstricke, statt die Fallstricke in seinen eigenen Folgerungen zu suchen. Die »dialektische Methode« ist nichts anderes wie die Erforschung aller Forschungsgegenstände in ihrem Zusammenhang sowie in ihrem Werden und Vergehen. Es macht wirklich keine Schwierigkeit, sowohl die Notwendigkeit wie den Unterschied der formalen Logik und der dialektischen Logik zu verstehen. Daß der Grundsatz der formalen Logik: »Jedes Ding ist sich selbst gleich« von uns gewöhnlich angewendet werden muß, um uns zurechtzufinden, begreift jeder mit Hilfe seines »gesunden Menschenverstandes«, Zug um Zug. Wenn man nicht von dem Vorurteil ausgehen soll, daß jedes Ding sich selbst gleich, kommt man in den Aussagen über die Dinge offenbar schwer weiter. Nur muß man sich klar sein, daß jener Satz von uns nur vorausgesetzt wird, um unser Denken bis zur Erreichung vorläufiger Resultate zu fördern. Jeder sieht mühelos ein, daß nichts sich selbst gleich ist, weil alles sich ununterbrochen verändert. Für Menschen, die dem ständigen Stoffwechsel unterliegen, ist sicher kein gewaltiger Denkprozeß nötig, um einzusehen, daß ich zwar immer ich bin, weil ich das Nacheinander meiner wandlungsreichen Existenz mit meinem Mitmenschen als »ich« zu bezeichnen übereingekommen bin, daß aber »ich« nicht gleich »ich« ist. Da die Beobachtung lehrt, daß auch nichtorganische Dinge sich ständig ändern, zum Beispiel mit der Erde, auf der sie liegen, ihren Ort wechseln, ist es klar, daß streng genommen die Voraussetzung der formalen Logik falsch ist und daß es einer dialektischen Logik bedarf, für die nichts sich selbst gleich, weil alles in ständigem Flusse sich befindet. Die Logik der Tatsachen widerlegt die Tatsachen der Logik, das heißt der formalen Logik, deren man zur Orientierung oft genug bedarf, zum Beispiel um nicht zu bezweifeln, daß 1 gleich 1 und 2×2 gleich 4 ist.

Die dialektische Methode führt zu der Erkenntnis, daß in allen Dingen, Begriffen und Vorgängen »Widersprüche« vorhanden sind, das heißt Erscheinungen, die im Kontrast zueinander stehen. Nie ist ein einzelner Mensch ohne solche »Widersprüche«, denn niemand ist sich selbst gleich, und in »Widersprüchen« bewegt sich schon jedes einzelnen Denken, das in einer Diskussion des Individuums mit sich selbst besteht. Aber die in den Dingen, den Begriffen, den Vorgängen vorhandenen »Widersprüche« sind keine im landläufigen Sinne dieses Wortes, nicht Erscheinungen, die nicht zusammen existieren können, also einander ausschließen. Ohne Gegensätze ist daher auch keine Partei möglich. Aber die Erfahrung lehrt, daß in Natur, Gesellschaft und Wissenschaft die miteinander ringenden Gegensätze zu einer Einheit in höherer Form zu führen pflegen. Das ist es, was in der Sprache Hegels und unserer Meister als »Negation der Negation« bezeichnet wird. Nie stimmen zwei Erscheinungen vollkommen überein, nie sind Unterschiede »absolut« oder vollständig. Der Weg zur Macht, auf dem das Proletariat vorwärtsschreitet, kann durch die Parteisplaltung hindurchführen, weil die Gegensätze innerhalb der Sozialdemokratie, obwohl sie zusammengehören, in zwei Parteiorganisationen aufeinanderstoßen können, ehe sie sich zur höheren Einheit zusammenfinden. Wer aber nicht nur die Gegensätze, sondern auch die Übereinstimmungen, wer nicht nur einen augenblicklichen Zustand, sondern das werdende, nicht nur das Verhalten der Parteien, sondern auch die Zusammenhänge, die dieses Verhalten bedingen, erkennt, kurz wer die dialektische Methode im politischen Leben folgerichtig anwendet, wird das trotz der inneren Gegensätze zusammengehörige Proletariat nicht auseinanderzureißen trachten und dadurch seinen Aufstieg auch nur vorübergehend hemmen. Nur wer infolge von Unkenntnis oder mangelhafter Anwendung der Dialektik im Trennenden nicht das Übereinstimmende, in dem Verhalten der Fraktionen lediglich eine von falschen Überzeugungen geleitete Willkür statt die durch die proletarische Klassenlage und wirtschaftlichen Verhältnisse bedingte Notwendigkeit sieht, kann glauben, seine Überzeugung nicht der Einheit der geschichtlichen Aktion unterordnen zu dürfen.

Rüstungskapitalismus und Großindustrie.

Von Richard Woldt.

Der Krieg ist für das kapitalistische Wirtschaftsleben ein Schrittmacher der Entwicklung und des Fortschritts geworden. Auch hier bedeutet die Kriegswirtschaft eine Belastungsprobe, einen Ausleseprozeß. Das trifft sowohl auf die Verschiebung der Betriebsgrößen als auf die Intensifikation der industriellen Arbeit zu. Wir werden nach dem Kriege mit einer Großindustrie zu rechnen haben, in der der Sieg des Großbetriebes sich weiter durchgesetzt und das Tempo der Arbeit sich gesteigert hat.

Es wird hoffentlich später einmal eine Darstellung des inneren Betriebes der industriellen Mobilmachung in seinen verschiedenen Verzweigungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Dann wird man mit Erstaunen erkennen, mit welcher Energie »das Spiel der freien Kräfte« hier ausgeschaltet worden ist. Auf dem Gebiet der Erzeugung und Verforgung mit Kriegsmaterial für das Heer hat man sich nicht so lange mit »Bedenken« aufgehalten wie in der Lebensmittelversorgung; rücksichtslos ist die Beschlagnahme

nahme der Rohmaterialien, Betriebsmittel und Menschenkraft durchgeführt worden.

Rechtzeitig und durchgreifend sind alle wichtigen Rohmaterialien für den unmittelbaren Kriegsbedarf gesperrt worden. Freilich, müssen wir zugeben, ist auch das nicht ohne Hemmungen und verunglückte Experimente vor sich gegangen. Aber die großen Offensiven hätten nicht zu den angesehenen Zeiten geführt werden können, wenn die Heeresstellen von dem gleichen Respekt vor dem »freien Handel« erfüllt gewesen wären. Als Messing und Kupfer knapp wurden, hat man zwar nicht in jedem einzelnen Falle den Preistreibern und Hamstern das Handwerk gelegt, aber die weitaus wichtigsten Bestände sind erfasst worden. Am Orte der Erzeugung wurde die Produktion beschlagnahmt, und von dort wurden die Bestände unter laufender Kontrolle den Kriegsbetrieben zugeführt. Was als Wirtschaftskarte endlich nach mühevolem Drängen für die Landwirtschaft zur Einführung kam, die Betriebsstatistik und der Produktionsnachweis, das kam verhältnismäßig früh schon in der Rüstungsindustrie zur Erfüllung: bestimmte wichtige Materialien wurden als Kriegsmaterial fixiert, in den Lagerbeständen wurde für jeden einzelnen Posten der Nachweis der Herkunft und der Verwendung gefordert, eine laufende und gesondert geführte Inventurkontrolle vorgeschrieben, für deren sachgemäße Durchführung ziemlich exakte Lagerkontrollen durch die Militärbehörde Sorge getragen hatten. Wir wollen die Verdienste eines Walter Rathenau für diese Organisationsarbeiten nicht überschätzen, aber es ist von Vorteil gewesen, daß verhältnismäßig zeitig kundige Thebaner in diesen Aufgabenkreis eingespannt wurden.

Ein ähnliches Bild bot auch die Beschlagnahme der Betriebsmittel, der Maschinen usw. Was vor dem Kriege in festen Händen war, wurde erfasst, konnte auch beschlagnahmt werden; denn Maschinen konnte man nicht wie Eier und Schinken in den Kellern verschwinden lassen. Die Maschinenhändler haben freilich sehr gejamert und geschimpft (in den Zusammenkünften ist über den Eingriff in die Rechte des »freien Handels« recht kräftig lamentiert worden), aber es hat wenig geholfen, die Maschinen und Werkzeuge mußten abgeführt werden, wenn auch zu hohen Preisen.

Die verhältnismäßig leichteste Aufgabe bildete die Beschlagnahme der Menschen. Die gegebenen Kontrollmittel waren die Listen der Generalkommandos und Bezirkskommandos. Was irgendwie kriegsbrauchbar war, wurde Jahrgang um Jahrgang eingezogen. Zwischen den Generalkommandos und Rüstungsbetrieben fand ein Feilschen um die Reklamationsgesuche der unentbehrlichen Facharbeiter statt. Längst vor dem Hilfsdienstgesetz sind die Betriebe bereits »ausgekämmt« worden, sicher ist, daß man in der ersten Zeit hier eher zu viel als zu wenig industrielle Facharbeiter für den direkten und indirekten Kriegsdienst »beschlagnahmt« hatte.

Welche Folgen hat diese Produktionspolitik gehabt? In den Bereich der Kriegswirtschaft sind nach und nach ziemlich bedeutende Bestandteile unserer gesamten industriellen Produktionskräfte mithineingezogen worden. Die Rüstungsindustrie umspannte immer größere Wirtschaftsbezirke, und wiederum sind es die Großunternehmungen, für die der Krieg als Produktionsförderer die nachhaltigsten Wirkungen hinterläßt. Wohl sind die brachliegenden Kleinbetriebe mit Arbeitsaufträgen bedacht worden, wohl haben auch sie teilgenommen an dem Segen der Kriegsgewinne, aber diese Anteile

sind doch nur bescheiden im Vergleich zur Großindustrie. Hier wurden Riesenaufträge hereingeholt. Ein ausgebildeter Stab von Ingenieuren war vorhanden, leistungsfähige Werkstätten stellten sich zur Verfügung. Die einzelnen Inspektionen, die Heeresaufträge zu vergeben hatten, konnten nicht Rücksicht nehmen auf irgendwelche soziale und wirtschaftlich-ethische Gründe, der schüchterne Ruf nach »Schutz des kleinen Handwerks« mußte ungehört verhallen; es kam darauf an, sich in der Produktion für den Heeresbedarf besonders auf die leistungsfähigen Unternehmungen zu stützen.

Außerdem muß berücksichtigt werden, daß auch neue technische Arbeit zu leisten war. Der Verein deutscher Ingenieure hat die Absicht, später ein umfangreiches Werk über Krieg und Technik herauszugeben. Es soll darin untersucht werden, wie die Technik die Waffen des Krieges verfeinert hat. Schon heute läßt sich feststellen, daß auf fast allen Gebieten die deutsche Heeresmaschine mit anderen technischen Kriegsmitteln den Krieg beenden wird, als mit denen er anfing. Man braucht nicht nur an Luftschiffe, Flugzeuge und U-Boote zu denken, die erst während des Krieges zu ihrer Kriegsbrauchbarkeit technisch konstruktiv ausgestaltet worden sind, auch unser Artilleriewesen, der Gaskrieg, die Transportmittel und Nachrichtenanlagen sind während des Krieges durchgreifend verändert und verbessert worden. Der Krieg selbst mit seinen neuen Lehren und Erfahrungen ist auch hier der beste Lehrmeister gewesen. Was man sich bisher selbst in Militärkreisen von dem Krieg der Zukunft vorgestellt hatte, was auf Manövvorübungen ausprobiert wurde, war Kriegsspiel im Frieden; erst der furchtbare Ernst des wirklichen Krieges konnte den endgültigen Nachweis für die Verwendungsfähigkeit und den Erfolg der einzelnen Kampfmittel abgeben. Während des Krieges konnte man deshalb auch nicht von den Technikern der staatlichen Werkstätten diese Konstruktionsarbeiten ausführen lassen. Dazu war nicht die genügende Zeit vorhanden und die Kräfte nicht ausreichend. Die Privatindustrie wurde herangezogen. Sie hatte nicht nur zu bauen, auch zu konstruieren. Ein Wettbewerb der einzelnen Firmen untereinander kam zur Entfaltung. Was draußen an Erfahrung sich herausstellte, wurde den Inspektionen berichtet. Diese stellten dann den einzelnen Firmen ihre neuen Konstruktionsaufgaben. Wer den besten Konstruktionsentwurf vorlegen konnte, bekam den gewinnbringenden Auftrag. Täglich wurde und wird heute noch die Erfindertätigkeit angespornt. Die Heeresstellen, von technischen Sachverständigen aus Zivilingenieurkreisen sehr ausgiebig unterstützt, arbeiten als Prüfungskommissionen. Theorie und Praxis bilden auch hier wie auf allen anderen technischen Arbeitsgebieten eine wunderbar zusammengeschlossene Einheit. Und in diesem Wettbewerb bietet der Großbetrieb natürlich dem Kleinbetrieb eine überlegene Konkurrenz. Der Kleinbetrieb, der über solche Arbeitskräfte und Einrichtungen nicht verfügt, kann nur Arbeiten nach fertigen Angaben ausführen, seine Leistungsfähigkeit ist auch hier beschränkt.

Dazu kommt noch die Frage des finanziellen Erfolges. In der Preisfrage kann man keinen Unterschied machen zwischen Kleinfabrikant und Großunternehmen. Die gleichen Lieferpreise werden bewilligt. Aber die gut eingerichtete Fabrik arbeitet vorteilhafter und billiger als die kleinere Firma. Also auch hier der Unterschied der verminderten Produktionskosten, der durch höhere Profite bei den Großen in Erscheinung tritt.

Alle diese Momente lassen erkennen, daß den Großbetrieben die Kriegsgewinne reichlicher zufließen. Ihre Rücklagen suchen sie schnell in Sicherheit zu bringen trotz hoher Dividenden, indem sie ihre Werke noch mehr vergrößern, noch mehr Aufträge hineinziehen, noch mehr den kleinen die Kriegsgewinne wegschnappen. Es gehört also nicht viel Prophetengabe dazu, um den Satz aufzustellen, daß nach dem Kriege die Wiederaufnahme des Wettkampfes auf dem Wirtschaftsmarkt der Großindustrie ein noch weit größeres Übergewicht über den Kleinbetrieb sichern wird.

Parteistreit und Masse.

Von Karl Wendemuth.

In den meisten Erörterungen über die Wiedervereinigung der zerrissenen sozialdemokratischen Partei, auch in jenen des Würzburger Parteitags, kehrt ein großer Fehler wieder: die Gefühle und Gedankengänge eines Teils der Führerschaft werden kurzweg denen der breiten Masse gleichgesetzt, und doch ergibt schon eine oberflächliche Prüfung des inneren Parteistrits, daß solche Gleichsetzung von unrichtigen Gesichtspunkten ausgeht.

Wie ist es denn eigentlich zur oppositionellen Bewegung gekommen? Gewiß, schon in den Augusttagen 1914 erhoben einzelne das Panier der Rebellion gegen die Taktik der Parteileitung und Reichstagsfraktion. Aber das waren nur wenige, und zwar gehörten sie teils zur Führerschaft, teils zu jenen geistig beweglichen Oberschichten der deutschen Arbeiterbewegung, die nicht mehr dem großen Heerhaufen zugeählt werden können. Von einer oppositionellen Massenbewegung konnte nicht die Rede sein; im Gegenteil, die Arbeiterschichten dachten und fühlten ganz anders als diese Elemente. Der Gegensatz war psychologisch durchaus begrifflich. Die oppositionellen Führer samt ihrem Anhang konnten sich eine andere als feindliche Haltung zur Regierung nicht vorstellen. Vielmehr wuchs sich das, was eigentlich ein Hemmungsmoment für sie hätte sein sollen: der Kriegszustand, zu einem Antrieb in der Richtung aus, daß sie vermeinten, die Opposition noch schärfer betreiben zu müssen, um dem Kriege und mit ihm gewissen Regierungsinstitutionen schleunigst ein Ende zu machen. Für sie waren lediglich bestimmte parteipolitische Erwägungen maßgebend, Erwägungen, die in bestimmten Parteiodoktrinen und daraus abgeleiteten Vorschriften wurzelten. Die Massen hingegen sahen, daß Deutschland von einer großen Zahl übermächtiger Feinde bedroht war und immer tiefer in feindliche Ränke verstrickt wurde — mit welchen tief einschneidenden psychologischen Wirkungen, das wird der am besten wissen, der sich noch jener Stunde erinnert, als die niederschmetternde Kunde von Englands Kriegserklärung kam. Damals hat so mancher an Deutschlands Vermögen zum Durchhalten gezweifelt. So sehr die Arbeiterschaft sich auch bis zur letzten Minute gegen den Krieg gesträubt und zur Regierung in schärfster Opposition gestanden hatte, trat doch alles in demselben Augenblick zurück, als es galt, den heimischen Boden zu verteidigen — natürlich nicht um der Regierung und der besitzenden Klassen, sondern um ihrer selbst willen, die ja auf diesem Boden lebte und arbeitete. Für sie waren zunächst nur Gründe ihres eigenen und des allgemeinen Wohlergehens, des Staates, der Gesellschaft bestimmend.

Doch nach und nach wurde das anders. Der Krieg, dessen Dauer anfangs auf höchstens ein viertel oder halbes Jahr geschätzt worden war, zog sich immer weiter hinaus. Der Stellungskrieg begann. Ein Staat nach dem anderen wurde in den Strudel hineingezogen. Damit wuchsen die Opfer an Toten, Verwundeten und Krüppeln, wuchsen die Leiden, die er bald einer jeden Familie auferlegte, mancher sogar in erdrückendem Übermaß, wuchsen auch die Entbehrungen im Lande selbst,

vor allem infolge des immer fühlbarer werdenden Mangels an Lebensmitteln, gesteigert durch die mangelhafte staatliche Organisation. Diesem vereinten Ansturm von psychischen und physischen Qualen, die infolge der steten Sorge um das Leben der Angehörigen draußen im Felde und um das tägliche Brot immer weiterfrassen, hielt das ursprüngliche Sozialgefühl der breiten Masse auf die Dauer nicht stand. Nun schlug das anfängliche Verhältnis zwischen Führer und Masse um. Jener Teil der Führerschaft, der von vornherein andere Wege gegangen war, erhielt jetzt einen beträchtlichen Zulauf, und zugleich rissen die Zugelaufenen mehr und mehr die Führung an sich und gaben den Handlungen der Opposition gewisse Direktiven. Was ursprünglich nichts weiter als eine dogmatische Auflehnung gewesen war, erhielt nun den Charakter einer durch Instinkte, nicht durch klare Erkenntnisse, vorwärtsgetriebenen Massenbewegung. Damit änderte sich auch der Inhalt der oppositionellen Bewegung: die Führer waren inzwischen längst dazu übergegangen, ihre Opposition in eine Art System zu bringen, das auf mehr als die Beseitigung des Krieges hinauslief, auf die Beseitigung des Krieges überhaupt; die Masse aber verlangte nur so schnell als möglich Frieden, nicht mehr, aber auch nicht weniger, das heißt die Beendigung ihrer durch den Krieg hervorgerufenen Qualen.

Diese Gegensätze in den Reihen der oppositionellen Elemente haben sich nicht nur bis auf den heutigen Tag erhalten, sondern noch bedeutend verschärft. Sie drücken auch unserem ganzen unseligen Parteistreit ihre Siegel auf. Es ist einfach nicht wahr, wenn man — ganz gleich, von welcher Seite — behauptet, die Massen wären durch tiefe prinzipielle Gegensätze, durch verschiedenartige Grundauffassungen auseinandergerissen worden, und diese Gegensätze müßten erst ausgetragen werden, bevor sich die feindlichen Flügel der Partei wieder vereinigen könnten. Die Massen wissen größtenteils von theoretischen Gegensätzen nichts, wollen deshalb auch von dem ganzen Parteistreit an sich nichts wissen, wie jeder bezeugen kann, der inmitten der inneren Kämpfe gestanden hat. Sie sehen den ganzen jetzigen Zustand nur als ein Provisorium an, weil sie sich sagen, daß es doch über kurz oder lang zur Wiedervereinigung kommen muß. Den Parteistreit sehen eigentlich nur jene oben erwähnten geistig interessierten Oberschichten der Arbeiterbewegung aus, die einerseits schon zu viel Wissen in sich aufgenommen haben, um ruhig über den Konflikt hinweggehen zu können, in den unsere bisherigen Anschauungen durch den Krieg geraten sind, und die andererseits doch auch wieder zu wenig wissen, um die durch den Krieg bewirkte gewaltige Umwälzung unserer theoretischen Auffassungen in sich geistig aufnehmen und ihrem Ideenkomplex einordnen zu können.

Der Parteistreit wird also hauptsächlich von den Führern geführt. Das muß einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Nur zu viele von uns wittern dort gleich etwas Prinzipielles, grundsätzliche Erwägungen, wo es sich um nichts weiter als um eine bloße angeborene oder auch anezogene Reaktion der Massen gegen irgendeine neue, ihnen nicht ohne weiteres einleuchtende Zumutung oder Stellungnahme der geistig weiter vorgeschrittenen Führerschaft handelt. Das hat denn ja auch schon oftmals dazu geführt, daß die breite Masse ebenso uninteressiert wie verständnislos Inneren Parteifehden zugesehen hat, die von unseren geistigen Kapazitäten geführt wurden, bis dann die Masse mit dem schlimmen Verdammungs-urteil »Liferatenkrakeel« den Stab darüber brach. So ist es auch jetzt wieder. Die breiten Massen wollen Frieden; sie wollen ihn sofort, und da sie ihn vielfach allein im Kampfe gegen die eigene Regierung erringen zu können glauben, dieser Kampf aber ihrer Ansicht nach von der alten sozialdemokratischen Partei nicht energisch genug geführt wird, so flüchten sie teils murrend ganz aus der Partei, teils laufen sie denen zu, die diesen Kampf nach ihrer Meinung rücksichtsloser führen und die ihnen das meiste versprechen: zur Partei der Unabhängigen. Was den Unabhängigen Anhänger zutreibt, ist demnach die allgemeine Verstimmung. Mit irgendwelchen prinzipiellen Erwägungen hat das gar nichts zu tun, selbst bei jenem Teil

der Arbeiter nicht, der vom Festhalten an den alten Prinzipien, von heiligen Grundsätzen usw. redet. Er hält für ein verkehrtes Prinzip, was im Grunde genommen nichts weiter als Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen ist.

Deshalb braucht man auch die Zukunft der Arbeiterbewegung nicht trübe anzusehen. Gewiß wird es nicht so bald zu einer Wiedervereinigung beider Richtungen unserer politischen Bewegung kommen. Darüber ist sich wohl jeder klar, der den Streit auch nur einigermaßen nüchtern betrachtet. Auf einige Jahre werden wir uns wohl einrichten müssen, zum mindesten bis zur Zeit nach den nächsten Reichstagswahlen, nachdem beide Teile ihre Kräfte gegeneinander und gegen die gemeinsamen Gegner gemessen haben. Aber die Zeit der Wiedervereinigung wird kommen — und sie wird schon mit dem Tage des Friedensschlusses eintreffen, sobald sich der durch die jetzige Not angehäuften Groll innerhalb der Arbeitermassen allmählich wieder verläuft und der Kampf gegen die alten inneren Feinde wieder beginnt. Erst muß der Friede eintreten. Er wird die Arbeiterschaft wieder aufatmen lassen, wird ihr Interesse wieder intensiver, voraussichtlich mächtiger denn je den politischen Dingen zuwenden, und er wird ihr auch die durch die Not genährte ungeliebte Befangenheit nehmen, die sie jetzt davon abhält, die Kriegsergebnisse in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung, besonders aber die Taktik der Sozialdemokratie während des Krieges politisch zu würdigen.

Freilich so, wie es sich manche unserer Streiter in beiden Richtungen denken: daß es nur einen »Siegesfrieden« gibt, geht es nicht, auch in bezug auf die Parteistreitigkeiten ist ein Verständigungsriede das Beste. Die Erfordernisse des praktischen Handelns, die Notwendigkeit des Zusammenhaltens gegenüber übermächtigen Gegnern zwingen zur Einigung, und in dieser Einsicht wird man sich voraussichtlich auf einer mittleren Linie treffen, vielleicht unter Abstoßung gar zu widerhaariger separatistischer Elemente.

Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger (München).¹

Franz Blei, *Menschliche Betrachtungen zur Politik*. München 1916, bei Georg Müller. Heftet 5 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Kriegsmüdigkeit, die zur Weltanschauung geworden ist? Oder höhere Menschlichkeit, die über sich hinauszieht? Jedenfalls werden diese keiserlichen Gedanken eines unpolitischen Kopfes, der nur zu oft den Nagel auf den Kopf (der anderen!) trifft, in allen politischen Heerlagern stürmischen Widerspruch wecken. Ich will dem scheinbar widerspruchsvollen Ding, das doch nur aus einer einzigen Anschauung herausgewachsen ist, aufs Geratewohl einige Namen geben. Hier sind sie: Das Tagebuch eines Einsiedlers, der mit boshafter Liebe das Menschentreiben um sich

¹ In dieser Bücherschau sollen die wichtigeren Neuerscheinungen des Buchhandels auf dem gesamten Gebiet der schönen Literatur sowie der mit dieser zusammenhängenden Geisteswissenschaften, der Literatur und Kulturgeschichte, der Philosophie und der Sprachwissenschaften in ihrer besonderen Eigenart kurz gekennzeichnet werden. Also mehr Fingerzeige für den denkenden Leser, der sich selbst ein Urteil bilden will, als eine ausführliche Besprechung des Inhalts. Mehr der Versuch, beim Denker die besonderen Gedankengänge, beim Dichter die besondere Art des Schauens und Schaffens anzudeuten, als ein vornehmes und voreiliges Absprechen vom hohen Richterstuhl herab — natürlich mit steter Betonung alles dessen, was die Dichtung und das Denken der Gegenwart mit der großen sozialen Frage verknüpft. Alles Wertvolle soll unterstrichen und alles Nützliche mit Still-
schweigen übergangen werden
Edgar Steiger.

her betrachtet. Das Bekenntnis eines modernen Romantikers, der aus dem Graus der Welt sich in den Kinder glauben und die Kirche zurückflüchtet. Die Prophezeiungen eines Mystikers, der, in die Fußtapfen der Franz von Assisi und Pascal tretend, dem Wissen den Fehdehandschuh hinwirft, um im Schauen selig zu werden. Das Zukunftsprogramm eines gläubigen Ironikers, der in Staat und Gesellschaft von heute, in unserer ökonomischen Weltanschauung und im ganzen Wettrennen nach Geld und Macht nur ein Zerrbild wahren Menschentums sieht und dafür die selige Gemeinschaft des Mittelalters (?) zurücksehnt. Also ein Rückschrittler und Dunkelmann? Was er über Demokratie, allgemeines Wahlrecht und Stimmzettel sagt, klingt beinahe so — aber auch nur beinahe! Denn mit so vernichtendem Hohn hat noch kaum ein Sozialdemokrat den Kapitalismus, den Imperialismus und die europäische Kolonialpolitik gegeißelt. Man höre: »Unsere Imperialisten können die Größe und Mannbarkeit des Reiches nur an einem Bauche feststellen, der vom Ländertessen mäßig geworden ist. Nun ist der Bauch nicht ein Zeichen von Kraft, sondern von Alter. Rom endete, und endete als Weltreich. Und das Schicksal Englands wird sich jetzt oder später als das Schicksal eines Weltreichs erfüllen, das wohl Bauch, aber nicht mehr Herz hat, wohl Masse, aber nicht mehr Kraft.« Und weiter: »70 Millionen Fabrikarbeiter, dirigiert von einer halben Million Unternehmer und Regierer, und in Kolonialreichen hunderte Millionen den Acker bauende Sklaven — so träumen die deutschen Imperialisten die schöne Zukunft jener Insel, welche nach ihnen das Deutsche Reich heißt.« Man sieht, dieser Mann hat zwei Gesichter — eines, das nach vorwärts, und eines, das nach rückwärts schaut. Also gewiß ein sehr lesenswertes Buch für Nachdenkliche, die auch einmal das Gegenstück ihrer Meinung hören wollen, um daran ihre eigenen Überzeugungen nachzuprüfen.

Stefan George, *Der Krieg*. Dichtung. Berlin 1917, Georg Bondi. Preis 1 Mark.

Der Siedler auf dem Berg — so nennt sich der Dichter selbst, zu dem angeblich das Volk rastuchend kommt — orakelt hier in seiner hohepriesterlichen Weise über den Krieg. Er hat natürlich alles längst vorausgesehen. Und jetzt hat er nur Angst vor »zu leichtem Schluß«. Er klagt: »Der alte Gott der Schlachten ist nicht mehr« und schildert dann den Aufmarsch mit den seltsamen Worten:

Spotthafte Könige mit Bühnenkronen,
Sachwalter, Händler, Schreiber — Pfliff und Zahl.
Auch in verprüfter Ordnung Grenzen: Taumel.

Dann eine Anspielung auf Ketter Hindenburg und endlich eine Abkanzelung »der Schelme und Narren«, die an das Friedensreich der Zukunft glauben. Zum Schluß die Jugend als einziger Trost und ein dunkles Prophetenwort für die Zukunft:

Der an dem Baum des Heiles hing, warf ab
Die Blässe blasser Seelen.... Dem Zerstückten
Im Bluttausch gleich ... Apollon lehnt geheim
An Baldur: Eine Weile währt noch Nacht.
Doch diesmal kommt von Osten nicht das Licht.

Der brokatene Sänger verstummt und verbeugt sich. So, jetzt wissen wir's! Damit der Pöbel ihn ja nicht verstehe, hat er im Druck alle Kommas weggelassen. Ich habe sie dem Leser zuliebe wieder hingesezt.

Heinrich Mann, *Die Armen*. Roman. Leipzig 1917, Kurt Wolff Verlag. Gebestet 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Hier klappt ein Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Ich verstehe die Absicht des Dichters. Die ungeheure Tragik des Kapitalismus sollte in ein Bild zusammengepreßt werden. Also Symbolik großen Stils. Wer zwischen den Zeilen lesen kann,

wird die Kühnheit des Vorwurfs bewundern: Der Kapitalismus (Fabrikant Hefling) ist auf Diebstahl an der Arbeit aufgebaut (die Handwerksburschengeschichte des Onkels Gellert). Er hat nicht nur die Arbeiter geknechtet und durch allerlei Wohlfahrtsanstaltungen, Arbeiterhäuser und Kantinen, unablässig an sich gefesselt. Er hat auch der Wissenschaft (Gymnasiallehrer Korum) ringsum die Aussicht in die Welt verbaut. Er ist ferner verschwägert und versippt mit den herrschenden Gewalten (Oberst v. Popp) und mit der Justiz, die sich vor ihm duckt (Rechtsanwalt Buck). Ja sogar mit den Arbeiterführern liebäugelt er und besticht sie, um Widerseßlichkeiten und Arbeiterausstände im Keime zu unterdrücken. So haust er als unumschränkter Herrscher auf Villa Höhe. Und der einzige Gegner, den er fürchtet, ist der wissenschaftliche Sozialismus, der das ganze Lügengebäude, auf dem er steht, zu zertrümmern droht (der Arbeiter Balrich, der beim Lehrer Korum Latein lernt, um Rechtsanwalt zu werden und den Diebstahl Heflings ans Tageslicht zu bringen). Indessen erwacht schon vorher dem Proletariat im Proletarierweib (Balrichs Schwester Leni) die Rächerin. Sie hängt sich an den Fabrikantensohn und saugt ihn so aus, daß er nächtlich den Geldschrank des Vaters aufsprengt! Der Sohn verpulvert wieder, was der Vater erworben — ein ökonomisches Possenspiel, mit dem früher die Volkswirtschaftler den Arbeiter zu trösten suchten!

Man sieht: schon die Symbolik hat ein Loch. Nun aber das Symbol Wirklichkeit werden soll — und das muß es, um künstlerisch zu wirken —, wird es zu einer wüsten Frage. Denn dieses hilf- und ratlose Lumpenproletariat, das uns hier vorgeführt wird, hat Heinrich Mann nicht auf den Straßen unserer Großstadt, sondern in seinem eigenen Gehirn aufgelesen. Und der Arbeiter Balrich, der mit seinem Latein die Brüder erlösen will, ist in allem, was er tut, wirklich zum Irrenhaus reif, in das ihn der Fabrikant stecken möchte. Gerade wie dieser Emporkömmling selbst, der — man weiß nicht, warum — vor diesem Rächer seiner Leidensgenossen wie ein Esenlaub zittert.

bleibt in Wirklichkeit also nur die schöne Leni übrig, die ihr Eigenleben auch in der Erzählung bewahrt. Alle anderen, auch der Lehrer Korum, sind bloß Symbole oder dichterische Hirngespinnste, die, sobald man sie als Menschen ernst nimmt, wie Narren handeln. So auch bei dem Fabrikaufruhr und Brand der Villa Höhe — einem allgemeinen Muspilli, in dem Heinrich Mann, wie an sich selbst und aller Welt verzweifeln, zum Schlusse Kapitalismus und Sozialismus schmorkt. Schade für den unausgereiften und unausgestalteten Grundgedanken! Um so mehr, als hier wieder die Sprachgewalt, mit der dieser Dichter, blickartig hin und her irrlichternd, Menschen und Dinge, oft mit einem einzigen Worte, aus dem Nichts zaubert, nicht genug bewundert werden kann. Freilich muß ein Uneingeweihter diese abgebrochene Bildersucht erst lesen lernen. Aber kommt er einmal hinter das Geheimnis, so merkt er, daß hier künstlerisches Neuland ist. Warum aber einen Arbeiterroman schreiben, wenn man den Arbeiter nicht kennt und ihn durch einen Homunkulus aus der Retorte seines Gehirns ersetzen muß?

Artur Schnitzer, Doktor Gräser, Badearzt. Erzählung. Berlin 1917, S. Fischer Verlag. Gebestet 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Ein Berliner Arzt, schon weit über die Jugendjahre hinaus, der im Winter auf den Kanarischen Inseln, im Sommer in einem kleinen Badeort Deutschlands seine Praxis ausübt, versucht es nach dem geheimnisvollen Selbstmord seiner Schwester, die in heimlichen Orgien, unverstanden von ihm, neben ihm hinwankte, noch einmal mit dem Leben. Mit zwei Frauen, der ernstesten Sabine, einer Krankenpflegerin, in der er schon die künftige Lebensgefährtin sieht, und einem lebenslustigen Berliner Ladenmädchen, das er auf der Straße angelt, spielt er, sich vom Augenblick schaukeln lassend, so lange, bis er beide verliert — die eine durch den Tod und die andere durch seinen Leichtsinns. Das alles wird mit einer überlegenen Ruhe erzählt und mit einer wunderbaren Seelenmalerei, wie sie nur Schnitzer

eigen, ganz in Stimmung getaucht. Kein Wort der Beschuldigung oder Entschuldigung wird laut. Ein Stück Leben, nichts weiter. Und ein Dichter, der es aufhebt. Ist das nicht genug?

O u s t a v e D o r é, Das heilige Rußland. Mit 477 Bildern. Verdeutschte und herausgegeben von **P e t e r S c h e r.** Verlag von Albert Langen in München. Geheftet 4,50 Mark, gebunden 6 Mark.

Die Sinnlosigkeit des heutigen Krieges kommt jedem zum Bewußtsein, der diese lustigen Karikaturen zum Krimkrieg betrachtet. Ein französischer Meister wie Gustave Doré, dessen Bilderbibel und Don Quichotte jedem bekannt sind, macht sich hier — man versetze sich in das Jahr 1854 zurück! — über das zaristische Rußland lustig, das immer und immer wieder nach Konstantinopel marschert, um mit blutigem Kopfe nach Hause geschickt zu werden. Zar Nikolaus, der majestätische Herrscher mit dem Zwergenkopf, ist ein Meisterstück zeichnerischen Humors. Und die Drahtzieher der öffentlichen Meinung, die ruhmrednerischen Generale, die bestochene Beamtenerschaft, Knute, Galgen und Sibirien — kurz alle schönen Errungenschaften der zaristischen Alleinherrschaft von Gottes Gnaden werden mit ingrimmigem Behagen dem Gespött der Zeitgenossen preisgegeben und, was das Lustigste ist, zu einer Zeit, da Napoleon der Kleine über die Franzosen sein Zepter schwang! Ein Abriss russischer Geschichte in Bildern, der den heutigen Franzosen, die sich mit dem letzten dieser Blutjahren verbunden hatten, viel zu denken geben könnte.

F e r d i n a n d A v e n a r i u s, Max Klinger als Poet. Im Kunstverlag Georg D. W. Callwey in München. Geheftet 6 Mark, gebunden 7,50 Mark.

Es war ein guter Gedanke von Avenarius, sein Büchlein »Klingers Griffelkunst« als einen Führer durch des Meisters Phantasiewelt, zweckmäßiger illustriert, herauszugeben. Wir haben ja allerlei Würdigungen des Zeichners, Malers und Bildhauers Klinger; aber fast alle gehen mit ihren oft feinen, oft plumpen, oft überstiegenen, oft gehässigen Redensarten von Kunst und Manier, von Linie und Komposition, von Perspektive und Symbolismus an dem, was der Künstler abbildete, stolz vorüber. Denn dieses Stoffliche geht ja den Kunstkritiker, dem es nur um das Wie zu tun ist, nichts an. Nun ist aber fürs erste bei einem ganz großen Künstler — und ein solcher ist Klinger — das Wie und das Was gar nicht zu trennen. Und dann ist es für Tausende, die Freude am Schönen haben, doch zunächst wichtig, sich mit dem schönen Gegenstand selbst bekannt zu machen. Zumal wenn dieser ein Märchen oder ein Traum oder sonst etwas aus dem fernen Phantasieland ist, wie die meisten Klingerischen Radierungen. Ich wüßte nun für die, die zum ersten Male in diese ihnen vielleicht fremde Traumwelt eintreten, keinen besseren Führer als Avenarius. Er verleidet ihnen das Schauen nicht durch aufdringliche Predigten, sondern weist ihnen nur die richtige Stelle an, von der aus sie das Ding betrachten sollen, oder erzählt ihnen die Geschichte, wie der Gedanke zum Bilde geworden ist. Mit einem Wort: eine treffliche Anleitung, die Schönheit des Kunstwerkes wirklich zu erleben.

Literarische Rundschau.

E r i c h W e n t s c h e r, Munition. Rüstungsbilder. Berlin 1917, Furche-Verlag. 59 Seiten. Preis kartoniert 1 Mark.

Der Verfasser, ein feldgrauer Dichter, gibt uns hier ein Bändchen von sechs gesammelten Aufsätzen über Handgranaten, Wurfgranaten, Minen, Patronen, Schrapnelle, Granaten und Krupp in die Hand, die »bei ihrem einzelnen Erscheinen in der 'Täglichen Rundschau' Zustimmung fanden«. Sie haben eine Vermehrung um eine Arbeit über das Rüstungsbild der Etappe und einen Schlufsaufsatz über die geistigen Grundlagen des Krieges erfahren. Im Vorwort sagt der Verfasser:

»Meine Munitionsaufsätze galten in erster Linie dem deutschen Arbeiter. Sie sollten ihn mit Stolz und Freude über seine heimatische Kriegslleistung erfüllen und sein alltägliches, mühsames Werk erklären und vergeistigen. Sie sollten zweitens das übrige Heimatheer aufrütteln und mit Verantwortung erfüllen. Meinen Kameraden an der Front sollten sie ein Gefühl der Gemeinsamkeit von drinnen und draußen und den Beweis geben, daß die Heimat alle ihre Räder schwingen läßt, um ihnen Waffen zu reichen.«

Als ich diese Aufsätze gelesen hatte, kam ich fast in Versuchung, dieses Buch mit Vorsicht zu empfehlen. Nicht der Entgleisungen wegen, die man bei dem Mitarbeiter der »Täglichen Rundschau« mit in Kauf nehmen mußte, sondern weil diese Aufsätze über die Stätten der Arbeit eine eigene, frische und oft kräftige Sprache reden und von einem tiefen dichterischen Empfinden zeugen, weil sie uns Menschen der harten Arbeit zeigen, die durch diese stumpfe Tätigkeit zu Maschinen geworden sind.

Dann kam ich aber zu dem Schlüsselaufsatz »Von unserer geistigen Ausrüstung«, der sich gegen den »ganz undeutschen Mammonismus« wendet. »In jedem von uns wucherte Gift vom Mammonismus, und jeder von uns trägt mit an der Kriegsschuld!« Der Verfasser kommt zu folgendem Schlusse:

»Wir müssen also den Mammonismus in uns bekämpfen mit allen seinen Ausstrahlungen und Strömungen wie Chauvinismus, Intoleranz, Kapitalismus, Semitismus, Sozialdemokratie, Presse, Landflucht, Parteiparlament, Wahlschweinnerei, Großmannsucht. Sie alle führen ein gestohlenes Zepter auf Erden, sie sind Handlanger unserer Feinde, der anderen Welt, die gegen das kleine Deutschland steht.

Ich will probeweise eine dieser Teufelsmächte unter die Lupe nehmen, die Sozialdemokratie, weil sie dem Thema meines Buches am nächsten steht und durch ihre leichtsinnige Täuschung des feindlichen Augenmaßes über die deutsche Geschlossenheit mit am schwersten an der Kriegsschuld trägt. Sie gibt vor, als Bekämpferin des Kapitalismus auch Bekämpferin des Mammonismus zu sein, und ist doch des Goldes Magd. Denn sie richtet die Augen der großen Masse des Volkes von ihrem Arbeitstisch fort auf rein äußerliche, pekuniäre, materielle Gesichtspunkte. Sie reiht das Volk aus Stille und Glauben und Zufriedenheit in den überhebenden Lärm einer nichtsnutzigen Halbbildung, die alles versteht von der Lösung des letzten Welträtsels bis zur Schädlichkeit des Salvarsans. Sie reiht das Volk aus Kirche und Haus in den kostspieligen Dunst überfüllter Lokale und rechnet mit ihm bis zur Verbitterung und Verzweiflung über Löhne und Aufschlag, sie zeigt ihm, was im Vorderhaus gegessen und bei Kriegslieferanten getrunken wird, wie der Graf wohnt und die Fürstin schläft, ewig und gewissenlos hehend und peitschend und geißelnd auf seine Ruhe. Sie verwundet und vergiftet Millionen, die die Lust an der Arbeit verlieren und sich vertiert, betrogen und geknechtet fühlen, nur noch den Mammon kennend und begehrend. Sie ahnt nichts von dem, was not tut und weissen unser Herz bedarf. Sie glaubt, eine Menschenschicht beglücken zu können, ohne die Grundlagen ihres geistigen Lebens zu erhöhen.«

Dies mag genügen! Es kennzeichnet den Geist und die politische Anschauung des Verfassers, daß er den Arbeitern — mitten im grausigen Völkerringen, im Zeitalter des Burgfriedens, in welchem »man keine Parteien mehr kennt« — ein Buch in die Hand geben will, »das in erster Linie den deutschen Arbeitern gilt« und sich gegen diese wendet, während sie draußen verbluten. Die denkenden Arbeiter, die dieses Buch in die Hand bekommen, werden den Dichter bedauern, der die Welt der Arbeiter nicht kennt und doch über sie ein Urteil fällen will.

Paul Heinzelmann.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7

Ausgegeben am 16. November 1917

36. Jahrgang

Abdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Italiens Schicksal.

Von Hermann Wendel.

In der friaulischen Ebene hat sich im Sturmschritt der jüngsten Ereignisse mehr als der Zusammenbruch einer Armee vollzogen: unter den eiligen Stiefeln der zurückflutenden Regimenter Cadornas ist auch der imperialistische Traum von einer italienischen Mittelmeerherrschaft unerbittlich zertrümmert worden.

Wer in den Jahren vor dem Krieg die stets wachsende Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Italien wegen der albanischen Frage beobachtete, konnte kaum einen Zweifel hegen, daß Italien auf jeden Fall nicht an der Seite seines Adrianebenbuhlers in den Weltkrieg eintreten werde. Daß der Krieg des Dreiverbandes vermehrt um Italien gegen Deutschland und Österreich-Ungarn vor der Tür stehe, wurde in den heißen Julitagen von 1914 auch auf diesen Blättern angekündigt. Hätte lediglich die Hoffnung auf den Erwerb Südtirols und des Küstenlandes Italien im Mai 1915 dazu getrieben, in der Tat seinen Bundesgenossen von vorgestern in den Rücken zu fallen, so wäre das ein Krieg mit nationalistischen, nicht mit imperialistischen Beweggründen gewesen, denn wenn sich die Italiener bei ihren Ansprüchen auf diese österreichischen Gebiete auf das Nationalitätsprinzip berufen, so haben sie nicht so ganz unrecht. Von den 800 000 Italienern, die in Österreich-Ungarn leben und knapp 1 1/2 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, wohnen 750 000 in Sisileithanien und bilden etwa 3 Prozent der Bevölkerung dieser Reichshälfte.

Was Karl Renner von der Zeit des Deakischen Ausgleichs über die Italiener der Donaumonarchie sagt, daß sie nur »alle Zweige einer alten und reichen Bourgeoisie im Übermaß, ohne entsprechenden Unterbau von Landvolk und Proletariat« besaßen, galt und gilt auch heute im wesentlichen nur für die Küstenplätze Istriens. Die italienischen Bewohner des Trentino nämlich leben nur zu 13 Prozent in Städten und sind in ihrer erdrückenden Masse Bauern. Eine bäuerliche Bevölkerung aber entwickelt stets nur, um es so auszudrücken, passiven Nationalismus, indem sie sich nicht entnationalisieren läßt, während der aktive Nationalismus überall das Erbstück der bürgerlichen Klasse und ihrer Wortführer, der liberalen Berufe ist. So mußten denn selbst italienische Quellen anerkennen, daß die welschtiroler Bauern sich durchweg national teilnahmslos verhielten. In Triest und Flume und den kleinen istrischen Küstenstädten dagegen setzt sich das Italienerum aus einer Handel und Schifffahrt treibenden Bourgeoisie zusammen, die natürlich politisch regsamer und national gewedelter ist als die Bauern des Trentino, und aus einem Arbeiterproletariat in den Staatswerften und Marinearsenalen, das aus landflüchtigen proletarisierten Kleinbauern erwachsen ist.

Während der passive Nationalismus der italienischen Landbewohner Tirols auch damit zusammenhängen mag, daß sie national wenig oder kaum bedroht sind, wird der aktive Nationalismus der italienischen Stadtbewohner Istriens noch dadurch angestachelt, daß sie sich heftigen Andrängen des Südslawentums in Gestalt der Slowenen zu erwehren haben. Gerade Triest mit 140 000 Italienern stellt die einzige einigermaßen sturmsichere Zitadelle des Italienerturns an der östlichen Adriaküste dar, denn die anderen italienischen Stadtgemeinden, wie Capodistria, Isola Pirano, Salvore, Umago, San Lorenzo, Cittanova, Parenza, Orsera und Rovigno, sind unbedeutende Flecken, und das flache Land in Istrien ist ausschließlich von Slowenen besiedelt. Seit das Südslawentum zum nationalen Selbstbewußtsein erwachte, stürmen diese Slowenen gegen die italienischen Stellungen an und drängen die einst hier herrschende Nationalität immer mehr zurück. Den wirtschaftlichen Untergrund dieses Kampfes zeichnet Dr. Smolensky sehr anschaulich in seiner Schrift »Die Italiener in Österreich-Ungarn« (Wien 1917): »Die Ursachen der gegenwärtigen Phase des nationalen und politischen Kampfes zwischen dem slawischen und italienischen Element in Istrien und dem Küstenland sind in einer latenten Agrarkrise zu suchen. Der wirtschaftlich einsichtsvollere Italiener erkannte vor dem Slawen die ständig zuckende Rendite des Landbaues und sagte sich von diesem als Erwerbsquelle los. . . . Anders der Slawe! Mit eiserner Konsequenz dringt er in das von seinen italienischen Besitzern aufgegebene Terrain, erwirbt einen Hektar Boden nach dem andern; selbst in Pirano, dem italienischen Zentrum Istriens, hat der Slawe bereits Boden gekauft. So unterhält in Santa Lucia bei Pirano der kroatische Verein Crill und Method eine Volksschule mit slawischer Unterrichtssprache. Der Slawe zeigt eben mehr Sinn für die Scholle als der Italiener, das ist stets festzuhalten.« Wie bedrohlich die südslawische Flut selbst in den Städten steigt und schwillt, zeigte 1908 der Einzug einer erheblichen slowenisch-sozialdemokratischen Minderheit in den Gemeinderat von Triest, nachdem vorher das Wahlgesetz in demokratischerem Sinne umgestaltet worden war.

Keineswegs rein nationalitalienisches Gebiet ist es also, was der römische Irredentismus schon in Friedenszeiten immer stürmischer heischte, und niemand anders als Herr Sonnino hat in einer viel beachteten Rede im Jahre 1890 offen zugegeben, daß Italiens Interessen in den sogenannten unerlösten Gauen ein höchst unbedeutendes Ding im Vergleich zu dem seien, was eine aufrichtige Freundschaft Österreich-Ungarns für Italien bedeute. Aber nicht um Italia irredenta, nicht um Südtirol und das Küstenland schickten die römischen Staatsmänner das italienische Volk für die Entente auf die Schlachtbank. Aber diese strittigen Gebiete war eine Einnigung mit Österreich-Ungarn nicht nur möglich, sondern schon im Gange, und nur dadurch, daß London weit höhere Angebote in die andere Wagtschale warf, wurden die Verfechter des „sacro egoismo“ auf jene Seite gezerrt. Der italienische Nationalismus hätte sich über seine Ansprüche auf trockenem, auf unblutigem Wege mit Österreich-Ungarn verständigen können, der italienische Imperialismus bedurfte des Krieges, um durch ein Blutmeer zu seinen erträumten Zielen zu schreiten!

Diese Ziele sind so über jedes Maß hinauschießend, daß sie wie Wahngebilde eines Opiumrauchers anmuten. Es ist wahr, bei seinen im-

perialistischen Abenteuer mußte sich Italien bisher immer den Mund wischen, während andere von besetzter Tafel lustig schmaussten. Die Türe von Tunis schlug ihm Frankreich vor der Nase zu, durch den Traum von Italienisch-Abessinien machte der Tag von Abua einen dicken blutigen Strich. Dafür will sich der römische Imperialismus jetzt dreifach schadlos halten und den Magen gründlich überladen. Das Schlagwort: Italien bis zum Brenner!, das schon die rein deutschen Städte Triyen, Bozen und Meran verlangt, erscheint den römischen Maulhelden in seiner kümmerlichen Bescheidenheit gerade für Seifenfiederseelen gut genug, und über die Venetia Giulia, Görz nämlich und Gradiska, lohnt es sich schon gar nicht zu reden. Aber der ganze Küstenstrich von Triest bis Cattaro, das ist schon eher etwas, und nimmt man noch das albanische Gesteade mit Valona, dem »Gibraltar der Adria« dazu, so wird Italien zur Herrin nicht nur des adriatischen, sondern gleich des östlichen Mittelmeers und ist auf dem besten Wege, die Erbschaft der Seekönigin Venedig anzutreten. Die Mittelmeerherrschaft aber soll für Italien nach dem Willen seiner Imperialisten nur die Vorstufe zu einer Weltpolitik größten Stils abgeben.

Der Erwerb der syrischen Küste von Smyrna bis Alexandrette und die Abtretung von Englisch- und Französisch-Somaliland ist jedoch nur eine Birne für den Durst der italienischen Imperialisten, und für sie erschöpft sich auch mit Arabien, Abessinien, Tunesien, Brasilien und Argentinien das erträumte machtpolitische Einflußgebiet Italiens noch keineswegs, denn römische Blätter erinnern daran, daß sein Handel einst in der persischen Provinz Kermanschah an der Teppichausfuhr nach Amerika beteiligt gewesen sei, und andere Zeitungen verlangen eine tätigere Politik in Ostasien. Wenn der Gaul ihrer Phantasie mit ihnen durchgeht, dann ist eben diesen Trunkenbolden der imperialistischen Phrase das Erbteil der mächtigen venezianischen Republik im Mittelalter noch nicht umfassend genug, sondern dann dämmern die Zeiten vor ihnen auf, da im Altertum römische Prokonsuln den Erdkreis verwalteten.

Aber mögen diese Wünsche und Ansprüche noch so sehr im Lustreich der Gedanken und Vorstellungen schweben, auch hier haftet ihnen etwas Peinliches und Erdschweres an: sie vertragen sich ganz und gar nicht mit dem Nationalitätenprinzip, für dessen glorreiche Durchführung angeblich auch Italien das Schwert gezogen hat! In den Kreisen des Komitees »pro Dalmazia nostra«, in dem sich die wildesten Annexionswüteriche zusammenfinden, betrachtet man ganz Dalmatien bereits als einen unveräußerlichen Bestandteil der italienischen Monarchie. Nun war in der Tat in verklungenen Tagen Dalmatien einmal lateinisches Siedlungsgebiet, aber bereits im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung drängten slawische Massen nach der Küste, überfluteten alles Land ringsum und drückten die Romanen in die Städte zusammen und auf die Inseln zurück. Auch in den Jahrhunderten der venezianischen Herrschaft änderte sich dieses Verhältnis nicht, da Venedig diese Küste nur als Stützpunkt für seine Flotte benutzte und nicht im Traume daran dachte, das Land zu kolonisieren oder gar zu italienisieren.

So hielt sich als Träger der Kultur und Zivilisation in den Städten ein italienisches Bürgertum und prägte der Gegend auch äußerlich durch Bau- und Kunstwerke die Spuren seines Wesens auf: wo in Dalmatien tote Dinge reden können, da vernimmt man noch heute Italienisch, aber was Leben hat

und Zukunft verspricht, ist slawisch. Auch wer von dem die Städte umwohnenden Landvolk zu Gelde kam und in eine andere Gesellschaftsschicht aufstieg, italienisierte sich rasch; Bildung wurde nur in Gestalt italienischer Bildung erreicht, und wenn darum ein dalmatinischer Slawe den Beruf zum Dichter in sich entdeckte, schrieb er italienische Verse, und wenn er als Baumeister wirkte, schuf er im Schaffen der venezianischen Architektur. Das war noch im neunzehnten Jahrhundert nicht anders, als das Haus Habsburg nach dem Napoleonischen Zeitalter über diese Gaue zu herrschen kam und Dalmatien dem lombardisch-venezianischen Königreich zuteilte: Schulen und Beamtenenschaft waren italienisch, und die dalmatinische Jugend bezog die damals noch österreichische Hochschule in Padua.

Erst im Zusammenhang mit der großen weltgeschichtlichen Bewegung, die man mit Recht die bürgerliche Revolution des Südslawentums genannt hat, trat hier über Nacht Wandlung ein. Der Aufstieg der Südslawen brachte es mit sich, daß auch die Kroaten Dalmatiens sich nicht nur ihrer Nationalität, sondern auch ihrer Zahl bewußt wurden. Und ihr zahlenmäßiges Übergewicht ist ganz ungeheuer. Die amtlichen Zählungen stellten für Dalmatien fest: im Jahre 1846 395 272 Serbokroaten neben 14 300 Italienern, im Jahre 1880 440 279 Serbokroaten neben 27 305 Italienern und im Jahre 1910 610 669 Serbokroaten neben 18 028 Italienern! Dalmatien ist also nicht einmal italienisch gesprenkelt, sondern ein ausschließlich kroatisches Land mit 3 Prozent italienischem Einschlag. In unwiderstehlichem Siegeslauf gelang es denn den Serbokroaten, überall Schul- und Gemeindeverwaltung an sich zu reißen. Einzig in Zara, dessen Bevölkerung sich aus 9278 Italienern und 4120 Serbokroaten zusammensetzt, besteht noch eine italienische Stadtvertretung, sonst gibt es in ganz Dalmatien keinen italienischen Gemeinderat mehr, und während 1861 der Dalmatinische Landtag fast rein italienisch war, zeugen heute nur mehr sechs Sitze von entschwundener Pracht und Macht.

Den italienischen Imperialisten sind diese Verhältnisse natürlich nicht unbekannt, aber sie behaupten, die Slawisierung Dalmatiens sei erst nach 1815 künstlich von Österreich betrieben worden, und zweifeln auch die Zahlen der Bevölkerungsstatistik als österreichische Fälschungen zugunsten der Slawen an. Da aber mit allen Rechenkunststücken nicht mehr als 10 Prozent italienischer Bevölkerung in Dalmatien zu »schaffen« sind, die auch noch immer eine hoffnungslose Minderheit darstellen würden, befreien sich die faustehrlicheren unter den römischen Imperialisten allgemach vom Banne der schönen Redensarten, die als Kriegsziel der Entente die Befreiung der kleinen Nationen verkünden und das Recht der schwachen Völker preisen, und erklären mit derber Offenheit: Wir pfeifen auf das Nationalitätenprinzip, und das Recht der kleinen Nationen auf Selbständigkeit kann uns gestohlen werden, wenn beides mit unseren machtpolitischen Interessen zusammenstößt! Die Ostküste der Adria ist der linke Lungenflügel Italiens und muß italienisch werden, gleichviel, von welchem Volksstamm sie bewohnt ist! Und ein paar Professoren trippeln hinterdrein und liefern den Genf der Lächerlichkeit dazu, indem sie allen Ernstes »beweisen«, daß Dalmatien, wenn auch nicht ethnographisch, so doch »geographisch« und auch wegen der gleichgearteten Pflanzen- und Tierwelt zu Italien gehöre!

Auf die südslawischen Bundesgenossen Italiens in der Entente, auf die Serben, wirkten diese Ansprüche wie ein Faustschlag ins Auge. Für sie er-

schöpft sich der Sinn des Weltkriegs ja in der Schaffung eines selbständigen großserbischen oder besser südslawischen Reiches, zu dem selbstverständlich auch die Serbokroaten gehören sollen. Der Groll der schmerzlichen Enttäuschten stieg auf den Gipfelpunkt, als bekannt wurde, daß im April 1915 die führenden Staaten der Entente mit Italien ein Abkommen geschlossen hatten, bei dem der Preis für die Bundeshilfe vereinbart wurde. Angeblich teilte dieses *Londoner Abkommen* dem neuzubildenden Südslawenstaat Fiume, die kroatische Küste, Mittel- und Süddalmatien von Spalato ab und die Inseln Brazza, Curzola und Lesina, Italien dagegen die anderen Inseln, Görz und Gradiska und ein Stück der dalmatinischen Küste von Zara und Sebenico bis Trau zu. Was die Serben aber ebenso empörte und erbitterte wie die Aufteilung selbst, war der Umstand, daß Serbien zu diesen Verhandlungen, bei denen der Schacher um südslawisches Gebiet ging, überhaupt nicht zugezogen und von ihrem Ergebnis nicht einmal unterrichtet wurde!

Serbien ist heute nicht nur finanziell der Entente auf Gnade und Ungnade preisgegeben, und seine Presse kann nicht so schreiben, wie sie will, aber gleichwohl verhehlt sie ihren tiefen Unmut über diese Abmachungen nicht und erklärte sogar frei heraus, wenn die Südslawen in Dalmatien denn schon einer Fremdherrschaft unterworfen sein sollten, sei ihnen die österreichische Herrschaft immer noch lieber als die italienische. Um diesem Londoner Abkommen gegenüber einen Trumpf in die Hand zu bekommen, schlossen denn im Juli 1917 der serbische Ministerpräsident Paschitsch und im Namen der Südslawen Österreich-Ungarns der frühere österreichische Reichsrats- und dalmatinische Landtagsabgeordnete Dr. Trumbitsch das *Abkommen von Korfu*, in dem sie sich auf ein großes, alle Serben, Kroaten und Slowenen umfassendes Königreich Südslawien als Kriegsziel festlegten.

Was war ein Schlag gegen die italienischen Imperialisten, denn dieses Programm schloß alle italienischen Pläne auf irgendwelchen dalmatinischen Küstenstrich, aber auch auf den größten Teil Istriens aus, und anders faßte die römische Annexionistenpresse es auch nicht auf, sondern lärmte weidlich über die südslawische Unverschämtheit und Maßlosigkeit. Was diesen Helden dabei auf die Nerven fiel, war auch die Aussicht auf die Vereinigung aller Südslawen, die das Manifest von Korfu ins Auge faßte, denn der italienische Imperialismus glaubt die Adriaherrschaft nur dann wirklich behaupten zu können, wenn kein anderer halbwegs bedeutender Staat an oder auch nur in der Nähe der Adria entsteht. Wie er darum gegen eine Aufteilung Albanien zwischen Serbien und Griechenland und für ein »selbständiges«, das will sagen: italienischem Einfluß willenlos preisgegebenes Albanien eintritt, so kehrt er sich auch auf jeden Fall gegen die Vereinigung aller Südslawen unter einem Staatsdach und will im äußersten Falle nur von einem maßvoll vergrößerten Serbien neben einem sich an Österreich anlehnenen unabhängigen Kroatien etwas wissen. Auch der Ton, in dem die italienische Imperialistenpresse Serbien wegwerfend wie einen lästigen Bettler behandelte und Paschitsch als lächerlichen Phantasten abtat, der, landslüchrig und von der Gnade der Entente lebend, auf dem Papier große Staatsgebilde schaffe, war kennzeichnend für die Achtung, die hier das Recht der kleinen Nationen im allgemeinen und des schwergeprüften serbischen Volkes im besonderen genießt. Bei einem solchen Abstand der Anschauungen und Ansprüche führte auch die Unterredung, die Sonnino und Paschitsch bald nach dem Abkommen

von Korfu in Rom über die strittigen Punkte hatten, zu keinem greifbaren Ergebnis, und die gemäßigte italienische Presse, die schon den von Mazzini empfohlenen italienisch-südslawischen Freundschaftsbund verwirklicht sah, hatte zu früh jubelt.

Jetzt haben deutsche und österreichisch-ungarische Waffen zwischen den Julischen Alpen und dem Tagliamento diesem inneren Streit ein Ziel gesetzt. Das Italien, von dessen Eintritt in den Krieg die Entente den raschen Triumph ihrer Sache erhoffte, konnte dreiste Forderungen stellen und erhielt sie bewilligt; das Italien, das sich in elf Isonzoschlachten wenn auch mühsam und langsam auf österreichischem Boden vorwärtsarbeitete, durfte im Gefühl seiner Machtposition das kleine und erledigte Serbien verhöhnen und das ganze Südslawentum herausfordern; das Italien, das einen der dröhnendsten Schläge all dieser Kriegsjahre aufs Haupt bekam und dem schleunigst die englischen und französischen Krücken gereicht werden müssen, hat die Tugend der Bescheidenheit zu lernen. Die Aktien der Südslawen steigen. »Italien«, schreibt schon ein ententefreundliches Blatt der Schweiz, »hat sich seinen Beitritt zur Entente zu hoch bezahlen lassen und wird nun auf der nächsten Pariser Konferenz über einen Nachlaß in seinen Forderungen mit sich reden lassen müssen.« Der Traum der Mittelmeerherrschaft ist zerronnen, die „Dalmazia nostra“ ist in unerreichbare Ferne gerückt, und die Serben werden darum nicht gerade mit zwei nassen Augen von den Waffenerfolgen der Mittelmächte vernommen haben.

Und es steckt fast etwas wie ein tieferer geschichtlicher Sinn darin, daß südslawische Regimenter Österreich-Ungarns bei diesen Erfolgen an entscheidenden Stellen mitwirkten.

D'Alembert.

Zum 200. Geburtstag des großen Enzyklopädisten (16. November).

Von Edgar Steiger (München).

Im Jahre 1751 erschien in Paris der erste Band eines Sammelwerks, das in alphabetisch geordneten Artikeln aus der Feder der berühmtesten zeitgenössischen Schriftsteller den ganzen Umkreis der Wissenschaften, Künste und Gewerbe umfassen sollte und darum nach dem griechischen Worte für allgemeine Bildung (*ἐγκύκλιος παιδεία*, wörtlich: eine den ganzen Kreis durchlaufende Bildung) »Enzyklopädie« betitelt wurde (genau: *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers*). Dieser temperamentvolle Vorläufer unserer behäbigen Konversationslexika war einer der Sturmögel, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die kommende Revolution verkündeten. Bezeichnenderweise verdankte er aber seine Entstehung nicht etwa dem plötzlichen Einfall eines philosophischen Kopfes, sondern dem gewinnstüchtigen Nachahmungstrieb eines Pariser Buchhändlers.

Als Gedanke freilich hatte etwas Ähnliches schon ums Jahr 1700 herum einem Größeren vorgeschwebt, nämlich dem deutschen Philosophen Leibniz, der sich um die Jahrhundertwende mit der sogenannten Lullischen Kunst, einer scholastischen Eselsbrücke für allgemeines Wissen, abquälte. Und in Pierre Bayles »Historischem und kritischem Wörterbuch« (*Dictionnaire historique et critique*) war wenigstens für das engere Gebiet der Geisteswissen-

schaften ein glänzendes Beispiel gegeben, daß, wiewohl es hundert Jahre zurücklag, durch die logische Schärfe seiner Urteile, namentlich im Kampfe gegen das kirchliche Dogma, noch die geschicktesten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts — man denke an Lessing — beschäftigte. Aber damit der Gedanke Wirklichkeit werden konnte, mußte der buchhändlerische Erfolg eines sehr minderwertigen englischen Unternehmens, der »Encyclopædia« von Ephraim Chambers (1728), die den ungeheuren wissenschaftlichen Stoff in zwei dürftige Bände — man kann sich denken, wie — zusammenzwängte, dem »ordentlichen Drucker des Königs« in Paris, Le Breton mit Namen, den Schlaf rauben. Ob diesem würdigen Mann dabei die 2 bis 3 Millionen, die er später mit der Enzyklopädie verdiente, oder nur die gepfändeten und ausgehungerten Schriftleiter des von ihm verlegten Riesenwerkes bereits im Traume erschienen, weiß ich nicht.

Genug, Herr Le Breton wandte sich an den damals beschäftigungslosen dreißigjährigen Schriftsteller Denis Diderot mit der Anfrage, ob er ihm etwas Ähnliches in französischer Sprache schaffen wolle. Und dieser, ein vielseitiger Kopf mit erstaunlicher Arbeitskraft, ging sofort voll Begeisterung ans Werk und gewann als Mitarbeiter die bedeutendsten unter den damals lebenden Schriftstellern Frankreichs — vor allem den berühmten Voltaire, dessen »Philosophische Briefe aus England« im Verein mit den »Elementen der Newtonschen Philosophie« und dem »Versuch über den Charakter und Geist der Nationen« damals an den Grundfesten des absolutistischen Staates rüttelten, ferner den noch ziemlich unbekannten Rousseau, dessen »Abhandlung über Künste und Wissenschaften« bereits der gesamten Kultur des Zeitalters den Krieg erklärte, desgleichen Montesquieu, dessen »Geist der Gesetze« der Gefesseltigkeit des persönlichen Regiments entgegentrat, und endlich Quesnay, der dem Merkantilsystem und der Handelsbilanz des ancien régime gegenüber die Bedeutung der Landwirtschaft betonte, den Chemiker Holbach und viele andere. An der Spitze des ganzen Unternehmens aber sollte der berühmte Name des Mathematikers und Physikers D'Alembert prangen, dessen »Theorie der Winde«, ein erster meteorologischer Versuch, eben von der Berliner Akademie preisgekrönt worden war. Ganz natürlich. War es doch D'Alembert, der von einer bloßen Übersetzung der englischen Enzyklopädie, an die Diderot anfangs dachte, abgeraten und in großzügiger Weise den Plan des neuen Werkes entwickelt hatte.

Außerdem glaubte aber Diderot an dem angesehenen Gelehrten, der schon mit dreißig Jahren Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften war, einen Blihableiter gegen etwaige Anfeindungen zu haben. Und solche waren bestimmt zu erwarten. Hatte doch gleich nach Veröffentlichung des Prospektes im Namen der französischen Geistlichkeit der Pater Berthier im »Journal de Trévoux« den wissenschaftlichen Wert des ganzen Werkes bestritten — wohlgerne: noch bevor er es zu Gesicht bekommen hatte! Da war es denn von großer Bedeutung, daß sich gerade D'Alembert mit seinem berühmten Namen schützend vor das Werk stellte und das absprechende Urteil solcher Dunkelmänner durch eine wissenschaftliche Tat widerlegte.

Seine Einleitung zur Enzyklopädie ist denn auch weit mehr als eine geistvolle Vorrede, die den Leser über Umfang und Zweck des Unternehmens unterrichtet; es ist zugleich ein grundlegender Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften, Künste und Gewerbe und außerdem noch ein glänzender

philosophischer Versuch, die Entstehung von Wissenschaft und Kunst aus dem Wesen des Menschen zu erklären. Steht der Franzose hier auch überall auf den Schultern der englischen Philosophen, ist die Einteilung der Wissenschaften in allen Hauptzügen auch aus Bacon's »Organon« und sind die erkenntnistheoretischen Fingerzeige ganz aus Locke's bahnbrechenden Untersuchungen »über den menschlichen Verstand« geschöpft, so ist die Klarheit und Bestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks, der architektonische Aufbau der Gedanken und die wohlthuende Kürze und Übersichtlichkeit des Ganzen D'Alemberts ausschließliches Verdienst. Kein Wunder also, daß dieses Meisterstück französischen Stils heute noch in den obersten Klassen der französischen Gymnasien zur Einführung in die Philosophie gelesen wird. Uns Deutschen von heute aber, die wir seit Kant und Schopenhauer den Kultus des Verstandes wie die Unbefugung der Materie weit hinter uns haben, kann dieser vornehme Geist wenigstens ein Spiegelbild seines großen Zeitalters sein, das, unbekümmert um die unbarmherzigen Lehren der Geschichte, Religion und Staat und das ganze menschliche Wohlergehen allein mit dem Zauberstab des bloßen Gedankens neu erschaffen wollte.

Das Findelkind, das am 16. November 1717 auf den Stufen der kleinen Kirche St. Jean-le-Rond in Paris aufgefunden wurde, kam merkwürdigerweise nicht, wie es damals üblich war, ins Findelhaus, sondern wurde von dem Bezirkskommissär bei einer wackeren Glaser'sfrau, namens Rousseau, in Pflege gegeben. Nach dem Schutzpatron, der sein erstes Wimmern gehört hatte, wurde der Kleine Jean-le-Rond genannt, und diesen Namen behielt auch der Erwachsene, bis er ihn — man weiß nicht, warum — mit dem Namen D'Alembert vertauschte. Während seine Mutter, Madame de Tencin, eine galante Pariser Aristokratin, die unter der Regentschaft eine gewisse Berühmtheit genoß, sich gar nicht um ihr Kind kümmerte, hatte der Vater, der Chevalier Destouches, ein französischer Artillerieoffizier, wenigstens so viel Anstand, seinem Sohne eine Rente von 1200 Livre zu sichern. Aber die Liebe des kleinen Aristokraten, dem die Gesellschaft bei seiner Geburt den Stuhl vor die Tür gesetzt hatte, gehörte zeitlebens dem Weib aus dem Volke, das ihm Mutter geworden war.

Diese einfache Frau sah wohl ein, daß man ihr ein Wunderkind ins Haus getragen hatte. Denn schon in der ersten Erziehungsanstalt, in der man den Fünfjährigen unterbrachte, erklärte der Vorsteher nach Ablauf eines einzigen Jahres, daß er den Jungen nichts mehr lehren könne. Und im Collège Mazarin, wo ihn zwei jansenistische Lehrer vor den weltlichen Studien warnen und mit theologischem Krimskrams quälen, ist bereits neben der Descartes'schen Philosophie die Mathematik sein Leitstern. Wie er dann die Rechte studieren soll, treibt er ganz ohne Lehrer und fast ohne Bücher Mathematik, holt sich auf Bibliotheken Anregung und findet, nächtlich brürend, die schwierigsten Beweise aus dem Kopf, um hernach mit ebensoviel Schmerz als Freude dahinter zu kommen, daß er schon längst Entdecktes wieder neu entdeckt habe — tragikomische Ergebnisse, die sich im späteren Leben des Gelehrten (man denke nur an sein schon oben berührtes Verhältniß zu Locke und Newton!) immer wiederholen.

Auf den Rat einiger Freunde, die ihm das brotlose Studium der Mathematik ausreden, versucht er es dann mit der Medizin und schafft, um nicht verführt zu werden, alle mathematischen Bücher aus dem Hause. Aber schon

ein Jahr darauf ist er wieder zu seinem Lieblingsstudium zurückgekehrt, und selbst die gute Pflegemutter, in deren einfacher Behausung der bedürfnislose Gelehrte noch als gefeierter Mann bis zu seinem 45. Jahre ausharrte, steht mit Schrecken ein, daß ihm nicht zu helfen ist. »Sie werden nie etwas anderes als ein Philosoph werden,« sagt sie eines Tages zu dem Studenten. »Was ist das?« fragt er neugierig, um sie in Verlegenheit zu setzen. Aber der Volksmund antwortet schlagfertig: »Ein Narr, der sich ein Leben lang abquält, damit man nach seinem Tode von ihm rede!«

Und so kam es auch. Nachdem er mit 21 Jahren eine Abhandlung über die Integralrechnung geschrieben hat, in der er seinem berühmten Lehrer P. Keinan einige Fehler nachweist, wird er von der Akademie der Wissenschaften — nicht zu verwechseln mit der »Académie française«, deren Hauptzweck die Sprachreinigung war und heute noch ist und deren 40 Sitze nur an sprachschöpferische Schriftsteller vergeben werden — als Mitglied aufgenommen. Und im Jahre 1746, in dem er, im Anschluß an verschiedene physikalische Arbeiten über das mechanische Bewegungsproblem und das Gleichgewicht flüssiger Körper, eine Theorie der Winde aufgestellt hat, bietet Friedrich der Große dem von der Berliner Akademie Preisgekrönten die Nachfolge Maupertuis', das heißt das Präsidium der Berliner Akademie an. Allein D'Alembert antwortet stolz-bescheiden: »Zwölfhundert Livre Rente genügen mir; ich will nicht bei Lebzeiten Maupertuis' dessen Nachfolger werden. Meine Regierung hat mich vergessen, wie es die Vorsehung mit so viel anderen macht. Sollte ich, angefeindet, wie man nur angefeindet werden kann, aus meinem Vaterland fliehen müssen, so werde ich von Friedrich nur die Erlaubnis erbitten, frei und arm in seinen Staaten sterben zu dürfen.«

Klingt das nicht, als hätte der kaum neunundzwanzigjährige Gelehrte das Unwetter geahnt, das sich wegen seiner Beteiligung an der Enzyklopädie über seinem Haupte zusammenziehen sollte? Schon beim Erscheinen der ersten zwei Bände hatten nämlich mit dem Erzbischof von Paris die Jesuiten und die Jansenisten — sonst grimmige Gegner, jetzt brüderlich vereint — die Enzyklopädie bei den Behörden verdächtigt, weil »sie sich gegen das Urteil des Glaubens auf das Urteil der Vernunft berufe«. Zugleich aber hatte D'Alemberts Artikel »Genève«, der das Theaterverbot der Calvinisten geißelte, die protestantische Geistlichkeit in der Heimat Kalvins in Harnisch gebracht. Und damit der Dritte im Bunde nicht fehle, gesellte sich zu diesen gescheiterten und geschorenen Beschwerdeführern noch ein Bundesgenosse aus der Enzyklopädisten eigenem Lager — nämlich kein Geringerer als Jean Jacques Rousseau, der, in seiner Naturschwärmerei ein geschworener Feind des Theaters, vielleicht auch in einem Anfall von Genfer Krähwinkelerei, von der Eremitage in Montmorency aus seinen »Brief an Herrn D'Alembert über das Schauspiel« schrieb.

Aber das alles war nur ein Sturm im Wasserglas gegen das Unwetter, das sich sieben Jahre später über die armen Enzyklopädisten entladen sollte. Ein Attentat auf König Ludwig XV. hatte kurz zuvor, im Jahre 1757, den Hof müde gemacht und den Dunkelmännern überantwortet. Die Folge war ein königliches Dekret vom 16. April, das für Verfasser und Drucker aufrührerischer Schriften die Todesstrafe festsetzte! Als nun Helvetius, der den Enzyklopädisten nahe stand, sein Buch »Vom Geiste« (de l'Esprit) mit einer

materialistischen Sittenlehre veröffentlichte, gelang es den vereinten Bemühungen aller Freunde des Ewiggestrigen, trotz der Einsprache des Zensors Malesherbes, einen Staatsbeschluß festzusetzen, der die Druckerlaubnis vom Jahre 1746 aufhob und den Vertrieb der Enzyklopädie verbot.

Das war zu viel für die schwachen Gelehrtennerven D'Alemberts. Schon bei den ersten Anfeindungen hatte er den Vorschlag gemacht, die Enzyklopädie in Berlin drucken zu lassen, wo Friedrich der Große allen Freigeistern eine Freistadt gewähre. Jetzt aber trat der stille Arbeiter, der den Kampf gegen die brutale Gewalt und den Lärm der Öffentlichkeit scheute, ganz von der Redaktion zurück und überließ, von seinen Freunden viel gescholten, die Steuerung des Schiffes im Sturm den kräftigen Händen Denis Diderots, der denn auch, obwohl von allen Seiten im Stich gelassen, mit schier übermenschlicher Kraft und unter ungeheuren Opfern an Zeit, Kopfarbeit und Geld das begonnene Werk, allen Unterdrückungsversuchen der Staatsgewalt und allen Tücken des eigenen Verlegers zum Trotz, binnen fünfzehn weiteren Jahren mit dem 35. Bande zum Abschluß brachte. Für D'Alembert aber war jetzt der Augenblick gekommen, von dem er in seiner Antwort an König Friedrich gesprochen hatte. Aber nicht er war es, der den König aufsuchte, sondern — zu beider Ehre sei es gesagt — der König kam zu ihm. Schon vier Jahre zuvor hatte ihm Friedrich durch seinen Gesandten in Paris in überaus zartfühlender Weise eine Pension von 1200 Livre angeboten, die D'Alembert dankbar annahm. Der betreffende Brief des Königs, der den Schreiber ebenso ehrt wie den Gelehrten, um dessentwillen er geschrieben wurde, beginnt mit den Worten: »Sie werden wissen, daß in Paris ein Mann von größtem Verdienst lebt, der sich nicht der Günst des Schicksals erfreut, die seinen Talenten und seinem Charakter entspräche« und schließt also: »Ich schmeichle mir, Herrn D'Alembert hier zu sehen. Er hat mir dies Entgegenkommen versprochen, sobald er seine Enzyklopädie vollendet habe.«

Aber schon bevor es so weit kam, hatte D'Alembert alle Ursache, dem König dankbar zu sein. Denn dessen Beispiel hatte die anderen gekrönten Häupter Europas angestoppt, in der Ehrung eines großen Geistes es ihm gleichzutun oder ihn noch zu übertreffen. Zunächst wurde D'Alembert auf Papst Benedikts Empfehlung Mitglied des Instituts von Bologna; dann setzte König Ludwig XV. dem Gelehrten, der schon zwei Jahre zuvor Mitglied der französischen Akademie und also einer der vierzig »Unsterblichen« geworden war, ebenfalls eine Pension von 1200 Franken aus; ferner ernannte ihn Friedrichs des Großen Schwester, die Königin Luise Ulrike von Schweden, zum auswärtigen Mitglied der schwedischen Akademie der schönen Wissenschaften, und fünf Jahre später machte ihm, all ihre Kollegen und Kolleginnen übertrumpfend, Katharina II. von Rußland den Vorschlag, gegen eine Rente von 100 000 Livre der Erzieher ihres Sohnes zu werden. Allein der bedürfnislose Philosoph schlug das glänzende Angebot aus, indem er seine schwache Gesundheit und das tödliche Klima Rußlands vorschützte, und gab so dem jungen Großfürsten, der ihn persönlich aufsuchte, um ihn umzustimmen, Gelegenheit zu dem guten Witz: »Das ist in der Tat die einzige schlechte Rechnung, die Sie in Ihrem ganzen Leben gemacht haben.«

Zwei Jahre darauf aber ist D'Alembert, nach dem Frieden von Hubertsburg, der dem Siebenjährigen Krieg ein Ende machte — genau zehn Jahre,

nachdem der alte Spötter Voltaire wegen seiner böshaften Angriffe auf Maupertuis das Feld geräumt hatte —, von Friedrich mit allen Ehren empfangen, in Berlin. Und wieder weigert er sich, den durch Maupertuis' Tod freigewordenen Präsidentenstuhl der Akademie zu besteigen, indem er den König, der über den Franzosen seine Deutschen vergaß, mit zarter Ironie daran erinnerte, daß es in Berlin auch Gelehrte gäbe, die solcher Ehre würdig seien. Aber umsonst. Der König bleibt dabei, daß der Präsidentenstuhl unbesezt bleiben werde, bis D'Alembert sich darauf niederlasse. Und wie sich der Gelehrte zur Abreise rüstet, schreibt ihm Friedrich einen Brief, der besser als andere Zeugnisse der Zeitgenossen den gewaltigen Eindruck von D'Alemberts Persönlichkeit widerpiegelt. »Mit Bedauern sehe ich«, heißt es da, »den Augenblick Ihrer Abreise herannahen. Die Freude, die ich hatte, einen wahren Philosophen zu sehen, werde ich nie vergessen. Ich war glücklicher als Diogenes; denn ich habe den Menschen gefunden, den er so lange gesucht hat.« Und weiter: »Ich bin bisweilen versucht, zu wünschen, daß die Verfolgung der Ausgewählten in gewissen Ländern sich verdopple. Ich weiß, dieser Wunsch ist gewissermaßen verbrecherisch, da er die Erneuerung der Unduldsamkeit und der Tyrannei bedeutet und alles dessen, was das sittliche Gefühl der Menschheit abstumpft. So weit ist es mit mir gekommen. . .« Und zum Schlusse: »Ich werde still den Augenblick erwarten, wo der Undank Sie nötigen wird, ein Land zur Heimat zu nehmen, in dem Sie im Geiste der Denkenden, die genug Einsicht haben, um Ihre Verdienste zu würdigen, bereits heimisch sind.«

So der königliche Freigeist auf dem preußischen Throne, der, eine glänzende Verkörperung des aufgeklärten Despotismus, im eigenen Lande strenge Ordnung hielt und im Widerspruch mit seinen eigenen Worten die Gazeffen genierte, wo es ihm nur paßte, die in Ungnade gefallenen Untertanen Seiner Majestät von Frankreich aber in seinem Potsdam mit offenen Armen aufnahm, um mitten in den Kriegswirren sich mit den in ihrem Vaterland Verfeimten in seinem geliebten Französisch über Literatur, Kunst und Philosophie zu unterhalten — vielleicht mit dem böshaften Hintergedanken, seinen Kollegen in Paris ein bißchen zu ärgern.

Doch welches auch die Beweggründe gewesen sein mögen: Tatsache ist und bleibt es, daß für die verfolgten Enzyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts Berlin etwa daselbe bedeutete, was zur Zeit des Sozialistengesetzes den deutschen Arbeitern die Schweiz. Der Physiker Maupertuis, der erste, der Newton für Frankreich entdeckt hatte, war jahrelang der Präsident der Berliner Akademie; der am Pariser Hofe in Ungnade gefallene Voltaire weilte ebenfalls drei Jahre lang als Gast des Königs in Potsdam, bis ihn seine böse Zunge unmöglich machte; der Materialist Lamettrie, den die über seine »Menschliche Maschine« (L'homme machine) empörte Geistlichkeit nicht einmal in Holland duldete, fand beim Preußenkönig eine Anstellung als Vorleser, und Holbach, dessen Buch »Vom Geiste« (de l'Esprit) auf Befehl des Pariser Parlaments 1759 verbrannt worden war, wurde, als er von England herüberkam, von Friedrich, der seine plattmaterialistischen Arbeiten nicht ausstehen konnte, trotzdem mit Auszeichnung aufgenommen. Aber keinem von diesen Sturmvögeln der Revolution, die der zeitgenössische Arzt und Psychologe Cabanis »die heilige Verschwörung gegen den Fanatismus und die Tyrannei« nennt, hat Friedrich der Große so gehuldigt wie

dem bedürfnislosen Weltweisen D'Alembert, der die Dachwohnung seiner Pflegemutter nur verließ, um sich, ein stiller Dulder und Ritter Toggenburg auch in der Liebe, in einem Zimmer über seiner geistreichen, launenhaften Freundin, dem schönen Fräulein de l'Espinaffe, einzumieten, halb sie pflegend, halb von ihr gepflegt, für sie den Postillon d'amour machend — aber auch da, wo im späten Mannesalter die galante Frau der Pariser Gesellschaft seinen Weg kreuzte, keine lächerliche Figur, keine Zielscheibe für den Spott und die Verleumdung der lieben Mitmenschen, sondern in seiner opferwilligen Treue bis zum Tod für Freund und Feind ein rührendes Bildnis edler Menschlichkeit.

Seine letzten Tage verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit. Die Einsamkeit verdüsterte sein Gemüt. Nur selten machte es sich Luft in einem grimmigen Lachen. »Wer ist glücklich?« fragt er sich selbst, und die trostlose Antwort lautet: »Jergendein Elender!« Klingt das nicht wie ein Spruch des »Predigers«, dem alles eitel ist? Mit ebenso bitterem Hohne meint er: »Das einzige reine Glück im Leben ist, alle Morgen das größte unserer Bedürfnisse zu befriedigen.« Und weiter: »Eine Blähung ist etwas Argerliches; denn sie zeigt uns die Dinge, wie sie sind.«

Als er im Jahre 1783 starb — fünf Jahre nach Voltaire und drei Jahre vor seinem Freunde Friedrich dem Großen —, verweigerte ihm der Erzbischof von Paris das Begräbniß. Gedachte der Kirchenfürst dabei etwa der ruhig überlegenen Worte, die D'Alembert seinem Freunde Voltaire auf dessen ungefügiges »Ecrasez l'infâme!« (Zerschmettert die Ruchlose!) erwidert hatte: »Wozu zerschmettern? Warten wir ruhig ab, bis sie von selbst zusammenstürzt!« Oder hatte man ihm seine Streifschrist wider die Jesuiten übelgenommen? Genug. Der französische Erbe Newtons und Lockes, wie ihn die Zeitgenossen mit Recht nannten, wurde, wie so viele große Männer, die der Menschheit neue Wege wiesen, ohne den Segen der Kirche zur letzten Ruhe gebracht — sechs Jahre, bevor die Revolutionsmänner in Paris, denen die Enzyklopädisten die Waffen des Geistes geschmiedet hatten, den morschen mittelalterlichen Staat in Trümmer schlugen.

Serbiens Drang nach dem Meere.

Von Dimitrije Luhowitsch.

Vor drei Jahren, am 19. November 1914, fiel an der Spitze seiner Kompanie bei Lasarewah der serbische Sozialist Dimitrije L u h o w i t s c h, den Viktor Adler vor kurzem auf dem österreichischen Parteitag mit Recht »einen der tüchtigsten, geschicktesten und einsichtigsten Leute in der internationalen Sozialdemokratie« nannte. L u h o w i t s c h war auch Mitarbeiter der Neuen Zeit. Wieviel gerade die sozialistische Wissenschaft mit ihm verloren hat, zeigt am besten seine treffliche Studie »Srbija i Albanija« (Serbien und Albanien), die 1914 in Belgrad erschien und aus der wir hier ein Kapitel wiedergeben.

Die Begeisterung, mit der die bürgerliche Öffentlichkeit die erste Kunde von dem Erscheinen der in Albanien operierenden Truppe am Adriatischen Meer aufnahm, wurde von der Überzeugung angefaßt, daß jetzt auch jenes Ziel erreicht sei, das seit zehn Jahren nicht nur der Regierung und den bürgerlichen Gruppen, sondern auch der breiteren Öffentlichkeit ständig vor

Augen schwebte. Serbien war ans Meer gelangt, und noch dazu wie! Was es mit der Adriabahn zu bewirken gewünscht hatte, erreichte es jetzt über eigenes Gebiet; es war jetzt Herr seines Verkehrs mit der Welt!

Die Wünsche Serbiens nach einem freien Zugang zum Meer wurden gewöhnlich mit den Hindernissen in Verbindung gebracht, die Österreich-Ungarn der serbischen Ausfuhr bereitete und bereiten konnte. Serbien ist noch immer ein vorwiegend agrarisches Land. Von seiner gesamten Ausfuhr, die sich 1910 auf 98 388 028 Dinar belief, machen die Rohprodukte nicht ganz 64 Prozent und die verarbeiteten Produkte 36 Prozent aus. Abgesehen von 1 091 819 Dinar für Roherzeugnisse des Bergbaues und 10 320 817 Dinar für verarbeitete Erzeugnisse des Bergbaues und einigen hunderttausend Dinar für Industriewaren umfaßt die ganze übrige Ausfuhr, also 88 Prozent, Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht und erste, unmittelbare Verarbeitungen dieser Erzeugnisse. Der ganze serbische Ausfuhrhandel beruht daher auf der Landwirtschaft, in der immer noch der Kleinbetrieb überwiegt, und auf dem Ausfuhrhandel beruht die Fähigkeit Serbiens, seinen Schuldverbindlichkeiten nachzukommen.

So wurde die Frage der gesicherten Ausfuhr zur gemeinsamen Sorge zweier so getrennter Welten, wie es das herrschende Bürgertum und die bäuerlichen Massen sind. Für das Bürgertum, das den Staat verwaltet, bedeutete die Sicherung der Ausfuhr die Sicherung der Steuereinkünfte wie die Sicherung der für die Zinszahlung der Staatsschuld nötigen Gold-einfuhr. Jede Behinderung des Ausfuhrhandels traf die empfindlichste Stelle jedes Staates, weil dadurch die unumgänglich notwendigen Mittel zur Erhaltung der Macht bedroht wurden. Aber die Behinderung der Ausfuhr traf auch die empfindlichste Stelle der bäuerlichen Massen, denn sie führte einen Preiſsturz der Ackerbauerzeugnisse im Lande herbei. Und wenn der Bauer gezwungen ist, seine Erzeugnisse wohlfeiler zu verkaufen, muß er einen desto größeren Teil seiner Ernte zur Befriedigung seines Geldbedarfes auf den Markt bringen, und ein desto kleinerer Teil der Ernte bleibt für die Bedürfnisse seiner Familie. Jeder Preiſsturz bedeutet daher für breite Volksmassen größeren Hunger im Hause, größere Schulden auf dem Felde, weniger Vieh in der Hürde.

Als nun unter dem Drucke seiner Agrarier Österreich-Ungarn den nördlichen Weg des serbischen Ausfuhrhandels zu sperren begann, warf das nicht nur das herrschende Bürgertum in Sorgen, sondern traf auch die empfindlichste Seite der bäuerlichen Massen. Fortan bekam der irrlithafte nationale Gedanke immer mehr wirtschaftlichen Inhalt: Befreiung Serbiens von der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Österreich-Ungarn und freier Zugang zum Meere. Mit dieser Frage gelang es dem herrschenden Bürgertum, die breiten Volksmassen für seine nationale Politik zu erwärmen, ein großer Erfolg seiner Klassenherrschaft, den es in erster Reihe den Agrariern und Besitzenden Österreich-Ungarns zu verdanken hat.

Aber der Drang nach einem freien Zugang zum Meere entsprang nicht nur dem Streben, die Ausfuhr der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu sichern. Die Notwendigkeit einer gesicherten Ausfuhr und ihre Behinderung durch Österreich-Ungarn bewirkten zwar, daß sich für die Frage des Zuges zum Meere die Kleinbauernmasse als das zahlreichste Wähler- und Soldatenelement im Lande interessierte, aber dieser Drang ward um so un-

widerstehlicher, je stärker die kapitalistische Warenproduktion bei uns oben auf kam. In der territorialen Ausdehnung und dem Zugang zum Meere erblickte das herrschende Bürgertum ein Ziel seiner Klassenpolitik, das sich aus der Industrialisierung des Landes und der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft ergab. Aber weshalb für die Erreichung dieses Zieles so entschlossen und fieberhaft, geradezu mit Vabanque-Einsätzen und mit Entweder — Oder gearbeitet wurde, kann nur dem völlig klar werden, der einseht, daß hierauf das Heil des ganzen wirtschaftlich-finanziellen Systems der Bourgeoisie beruht, durch das ihre Herrschaft gehalten wird, und daß dies der einzige Ausweg aus einem täglich kritischeren Zustand ist.

Serbien ist der typische Vertreter der kleinen Agrarländer mit primitiven Arbeitsmitteln und -methoden, aber mit zahlreichen beträchtlichen und engen Beziehungen zu dem Kapitalismus des Auslandes. Die anormale Entwicklung dieser kapitalistischen Verbindungen der in der ganzen wirtschaftlichen Entwicklung zurückgebliebenen kleinen agrarischen Länder zeigt sich darin, daß die kapitalistische Wirtschaft sie nicht von unten herauf durch Werkstätten und Fabriken auf dem Wege des Wirtschaftslebens, sondern von oben herab durch Ministerkanzleien, über den staatlichen und nicht den privaten Haushalt erobert. Die große Staatschuld an das Ausland entstand, ehe man an der Hebung der Produktivkräfte zu arbeiten begann, die das Tragen dieser Schuldverpflichtungen erleichtert hätten. Zuerst kam die Nordmaschine und dann die Arbeitsmaschine ins Land.

Als Ergebnis dieser anormalen verkehrten Entwicklung wuchsen die Staatsbudgets ohne Rücksicht auf das Wachstum der wirtschaftlichen Kräfte des Volkes, und noch stärker als die Staatsbudgets wuchs ihr Begleiter, die Verschuldung an das Ausland. Von 1880 bis 1910 stieg das Staatsbudget von 20 auf 120 Millionen oder um 475 Prozent; aber die Verschuldung des Landes stieg von 32 auf 735 Millionen oder um 2197 Prozent. Die Staatschuld vermehrte sich fünfmal schneller als das Staatsbudget. Aber die gewaltige Ziffer der Staatsverschuldung macht für sich allein die ganze Schwere der Schuldknechtschaft noch nicht deutlich. Um die Entwicklung der Verbindungen Serbiens mit dem ausländischen Kapitalismus in ihrer ganzen Schwere zu erfassen, darf man nicht aus dem Auge lassen, daß unproduktive Ausgaben für Schuld und Heer den ganzen Zuwachs des Staatsbudgets schlucken, wie wiederum auch der größte Teil, der überwiegend größere Teil der Staatsanleihen verwandt wird, um die Lücken im Budget und die außerordentlichen Ausgaben für den Militarismus zu decken.

Wodurch nun wird dieses Verschwenderwirtschaftssystem gehalten? Zur Zinszahlung für die Anleihen kommt Serbien durch die Ausfuhr von Landwirtschaftserzeugnissen zu Gold. Seit Ende der achtziger Jahre ist seine Handelsbilanz aktiv, das heißt: es nimmt eine größere Summe Goldes für die Ausfuhr ein, als es für die Einfuhr ausgibt. Aber die Goldüberschüsse, die die aktive Handelsbilanz ergab, reichten nicht aus, um die Goldausfuhr für Zahlung der Schulden zu decken. Deshalb blieb die internationale Zahlungsbilanz Serbiens, im Gegensatz zu seiner aktiven Handelsbilanz, dennoch ständig passiv. In den letzten dreißig Jahren hatte Serbien stets mehr Gold auszugeben, als es für seine Ausfuhr einnahm. Der Unterschied betrug von 1891 bis 1900 49 354 772 Dinar, von 1901 bis 1910 71 153 924 Dinar. Um dieses Bankrottsystem aufrechtzuerhalten, stürzte sich Serbien in immer neue und

neue Schulden, schob dadurch den Bankrott hin und bürdete die Lasten seiner gegenwärtigen Politik immer mehr den künftigen Geschlechtern auf.

Unter dem Drucke der Staatslasten wuchs die Ausfuhr in der Tat, aber hinter diesem Wachstum steckt keine Stärkung der Wirtschaftskräfte des Landes. Im Gegenteil ist diese Steigerung der Ausfuhr eine Folge der Steigerung der Staatslasten und nicht der wirtschaftlichen Entwicklung und Stärkung des Landes. Sie ist die Folge der Erschöpfung, die jeden Erzeuger für sich erdroffelt, indem sie ihn zwingt, zwecks Entrichtung der Steuern wie die Nahrung der Familie so auch die Produktionsmittel zu veräußern, und so die ganze Wirtschaftskraft des Landes auslaugt, denn die für seine wirtschaftliche Stärkung nötigen Mittel eignet sich das fremde Wucherkapital an. Wenn die Ausfuhr rascher wächst als die Einfuhr, so zeugt das nicht davon, daß die wirtschaftliche Kraft des Landes rascher wächst als die Entwicklung der kulturellen Bedürfnisse des Volkes, sondern es zeugt in Wahrheit von einer künstlichen Steigerung der Ausfuhr auf Kosten der Fähigkeit des Volkes, seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Aber je weniger konsumkräftig das Volk wird, desto unsicherer wird es auch als Steuerzahler. Das herrschende Bürgertum begann zu spüren, daß das außerordentlich skandalöse System der indirekten Steuern, das kein Lebensbedürfnis zu belasten unterließ, keinerlei sichere Bürgschaft für die Staatssteuereinkünfte bietet, wenn es die Konsumkraft der Massen schwächt oder wenn sie sich schwächer und langsamer entwickelt, als die Staatsbedürfnisse wachsen. Die Vervollkommnung der Apparate, mit denen die Steuern herausgepumpt werden, kann nicht ersetzen, was durch Versiegen des Hauptreservoirs, der Staatseinnahmen, durch Austrocknung der Wirtschaftskraft des Volkes verloren geht. Wieder einmal zeigte sich greifbar deutlich die Richtigkeit des Grundsatzes, daß die Wirtschaftskraft eines Landes die einzige wirkliche Grundlage sicherer Staatseinkünfte und eines guten Finanzstandes ist. Aber wo ist diese wirtschaftliche Kraft des Landes? Steckt sie in der ruinierten kleinen Bauernwirtschaft? Der Boden ausgezogen, der Ernteertrag kleiner als in Rußland, der Viehbestand im Verfall: da sind die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe nicht mehr in der Lage, die mageren Bedürfnisse der Familie zu befriedigen, und noch weniger, die großen Staatskassen zu füllen. Die Staatsbudgets wuchsen unbegreiflich schnell, denn unaufhörlich wuchsen die Schuldverpflichtungen und die Kosten des bürgerlichen Regierungssystems, und zu gleicher Zeit begann man sehr mit Recht den Glauben an das Wachstum der landwirtschaftlichen Ausfuhr zu verlieren.

In dieser ausweglosen Situation warf sich das herrschende Bürgertum mit allen Mitteln, die ihm die Staatsgewalt zur Verfügung stellt, auf die künstliche Förderung der Industrie. Das System der indirekten Steuern ergänzte sie durch das System der »Schutz«zölle. Serbien ist mit einer undurchlässigen Zollmauer umgeben, unter deren Schutz das Kapital, durchaus befreit von jeder Rücksicht auf ausländische Konkurrenz, das Vorrecht schrankenloser Herrschaft über den heimischen Markt und das Ausbeutungsmonopolrecht genießt. Bei Einführung dieser Politik hatte die Regierung einen Eiferjuchtsstreit zwischen den Vertretern des ausländischen und des einheimischen Kapitals zu ordnen, aber am Schlusse der Schlüsse siegte das »Schutz«zollsystem, denn es entspricht sowohl den Interessen der Bourgeoisie

als Trägerin der Staatsmacht wie auch den Interessen der Bourgeoisie als Trägerin der kapitalistischen Ausbeutung. Durch dieses System sichert sie auf der einen Seite der kapitalistischen Klasse einen Sondervorteil, auf der anderen Seite bewirkt sie durch das künstliche Hereinziehen von Kapital ins Land, daß größere Summen Geldes durch die Hände von Erzeugern und Verbrauchern laufen, die sie ihnen an passendem Orte auf dem Wege der indirekten Steuern wieder abnimmt. Durch das Hereinziehen fremden Kapitals ins Land vergrößert sich der Umlauf des Geldes; die Massen verbrauchen mehr, obwohl sie nicht mehr essen; aber dafür wachsen die Summen des Sondervorteils der kapitalistischen Klasse und der indirekten Steuern; es wächst die Ausbeutung des Proletariats und der Volksmasse. Die Größe dieser Ausbeutung ersieht man an dem ungewöhnlich großen Unterschied zwischen dem Nominal- und dem Reallohn, zwischen der Höhe des Geldlohns und der Menge der Lebensmittel, die man dafür kaufen kann.

Es ist nicht schwer zu sehen, daß dieses System der Förderung der heimischen Produktion auf ein System der wirtschaftlichen Ausdörrung des Landes hinausläuft. Durch die hohen Preise aller Erzeugnisse wird die Konsumkraft des Volkes gemindert, die die erste Voraussetzung eines gesunden wirtschaftlichen Fortschritts ist, und durch die Monopolvorrechte wird der Eifer um technische Vervollkommenung der Arbeit getroffen, ohne die eine Hebung der Wirtschaftskräfte eines Landes nicht denkbar ist. Aber diese Betrachtungen fallen nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Statt dessen sei besonders hervorgehoben, daß durch das wirtschaftlich-finanzielle System, das wir kurz skizziert haben, sowohl die ökonomische Existenz als auch die politische Herrschaft des Bürgertums in Serbien aufrechterhalten wird.

Dieser ökonomisch-finanzielle Zustand des Landes und die ewige Sorge jeder Regierung bietet die Erklärung dafür, was Serbien anreizt, um jeden Preis aus den alten Grenzen herauszudrängen und zum Meere durchzustoßen, zum Meere durchzustoßen um den Preis aller Opfer und großer Gefahren. Mit der industriellen Entwicklung eines Landes treibt die Bourgeoisie den Staat zur Erweiterung der Märkte und Ausbeutungsgebiete an. Die Politik der Erwerbung fremder Länder und der Schaffung von Kolonien, derentwegen heute Europa in zwei bewaffnete Lager geteilt ist, entspricht dem Verlangen der kapitalistischen Klasse nach Sicherung der Profite und monopolartiger Ausbeutung. Wenn immer wir auf diese wirtschaftliche Ursache des gegenwärtigen Rüstungsfiebers, des Interessenwiderstreits und der Eroberungs- und Kolonialpolitik hinwiesen, hielten die Verteidiger dieser Politik in Serbien, um ihr Streben als den idealsten nationalen Befreiungskampf hinzustellen, uns entgegen: Wo ist in Serbien die entwickelte Industrie, wo die kapitalistische Klasse, die zur Eroberung fremder Länder treibt? Wir erkennen an, daß die kapitalistische Industrie in Serbien nicht annähernd so entwickelt ist wie im herrschenden Bürgertum der Appetit nach Gebietsverweiterung und einem Zugang zum Meere durch Unterwerfung fremder Völker. Aber der Staat in Serbien ist ein desto eifrigerer Vollstrecker der Wünsche seiner herrschenden Klassen und Kasten nach Ausdehnung der Grenzen und Unterjochung fremder Völker, je mehr sie den Notwendigkeiten des wirtschaftlich-finanziellen Systems entsprechen, durch das es sich erhält und das die Säule seiner Macht ist. Die Aufrechterhaltung dieses Systems ist der erste Punkt im Programm jeder Regierung. Auf diesem System er-

hebt sich der Millionenturm des Staatshaushalts, dieses System liefert die Mittel für Erhaltung des Militarismus und der anderen unproduktiven Einrichtungen, dieses System liefert die Mittel zur Einlösung der Schuldverpflichtungen gegenüber dem Ausland, und durch dieses System wird der Kredit für neues Schuldenmachen hochgehalten.

Wenn die kapitalistische Bourgeoisie in Serbien und überhaupt in den Balkanstaaten noch nicht so entwickelt ist, um die gesamte Staatspolitik in den Dienst ihrer Interessen zu stellen, so hat sie bei uns als Bundesgenossen die Staatsmacht selbst, die das Erhaltungsbedürfnis zur territorialen Ausdehnung um jeden Preis treibt. So wurden die unwiderstehlichen Expansionsgelüste der Balkanstaaten zu einer unwiderstehlichen Notwendigkeit für die Regierungen, zu dem einzigen Ausweg aus der schwierigen Lage, in der sie mit ihrem wirtschaftlich-finanziellen System an den Rand des Abgrunds gelangt sind. Für die Bourgeoisie in Serbien bedeutet der Zugang zum Meere in erster Reihe nicht die wirtschaftliche Emanzipation des Landes, wie man gern und oft behauptet — denn die ganze Wirtschafts- und Finanzpolitik des herrschenden Bürgertums stellt eine ununterbrochene Veräußerung des freien Verfügungsrechts über die Wirtschaftsquellen des Landes und einen Verkauf des Volkes in die Schuldknechtschaft dar, um die Mittel zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft zu gewinnen —, sondern vor allem die Emanzipation des wirtschaftlich-finanziellen Systems, durch das ihre Macht erhalten wird. Der Zugang zum Meere ist das einzige Mittel, das Wirtschaftssystem der »Schuß«zölle vom Ausland unabhängig zu machen und auf ihre Kosten niemandem Zugeständnisse gewähren zu müssen. Auch wenn also die kapitalistische Bourgeoisie nicht fähig ist, entscheidenden Einfluß auf die Richtung der Staatspolitik auszuüben, ist doch jede Regierung gezwungen, die Opfer nicht zu scheuen, die der Drang nach dem Meere in Aussicht stellt, nicht nur wegen des freien Verkehrs mit der Welt, sondern auch wegen der Aufrechterhaltung ihrer eigenen Macht. Deshalb sagte einer unserer nationalen Werkleute und patriotischen Schriftsteller mit seltener Aufrichtigkeit: »Der Krieg, der nicht den freien Ausgang der serbischen Waren nach dem Weltmarkt verbürgt, verdient nicht den Namen Befreiungskrieg!«

So entflieht die albanische Politik der serbischen Regierung dem abenteuerlichen Hin- und Herirren eines Verzweifelten, der ohne Aussicht auf Erfolg und ohne klares Ziel kostbare Kraft vergeudet, um dem Bankrott zu entgehen, vor dem seine ganze wirtschaftliche und politische Richtung steht.

(Aus dem Serbischen übertragen von Hermann Wendel.)

Heinrich Manns Roman von den Armen.¹

Von Dr. Franz Diederich.

Heinrich Manns Romanschöpfungen, dies breitlagernde Gefüge einer neuerschauten »menschlichen Komödie«, wachsen nunmehr auf den Boden über, dessen Menschen seit dreißig Jahren Käte Kollwitz in schmerz-zuckender

¹ Heinrich Manns Roman »Die Armen« hat im Kreise der Parteigenossen eine ganz besondere Beachtung gefunden. Das zeigt schon die Tatsache, daß außer der im Heft 6 der Neuen Zeit zum Abdruck gelangten Kritik Edgar Steigers noch drei weitere, längere Besprechungen dieses Romans in der Redaktion eingegangen

Ergriffenheit versinnlicht. Mit einem schweren Aufstakt der Stimmung dieser sozial mahnenden Künstlerin setzt des Dichters jüngstes Buch »Die Urmen« ein. Von dem hageren Graugrund seines Außenblatts hebt sich ein Proletarierhaupt ab: schaffensharte Hände stützen über geöffnetem Buch eine breitwuchtige Stirn, eingewöhlt nächstens in geistiges Mühen, junge anstemmende Kraft in eins mit gewaltsam frühem Altern. Immer rückt solch Kollwitzsches Erleben die Zeit nahe, deren vulkanischen Atem einst die soziale Kämpferschaft Zolas bezeugte. So drängt die Erinnerung an den »Germinal«, ohnedies von dem neuen Werke Manns sofort geweckt, mit doppelter Kraft heran. Der deutsche Dichter, der den Naturalismus durch Mittel, die der Naturalismus verwarf, über seine erste Form zu künstlerischem Lebensausdruck aufwärts treiben will, wie wird er dem gewaltigen Stoffe gewachsen sein, mit dem ein Zola quaderwäldend rang, in voller Bewußtheit, notwendigste soziale Kulturarbeit zu leisten!

Balzac, Flaubert, Zola, diese Ahnherren der Junft Heinrich Manns, haben der Literatur die Dinge und Menschen der neuen bürgerlichen, der kapitalistischen Welt entdeckt, und Zola hat ihr Getriebe geschildert wie ein Naturforscher. Mann gehört einer allerneuesten Zeit vertiefter Aufschlüsse des Seelischen an, und er nußt überlegen die reicheren Mittel, um die Individuen aus der Bewegung ihres Innern hervorleben zu lassen. Sie werden motorische Mitte seiner Dichtungen, abhängig und selbständig zugleich. Aus ihren Vorstellungen bauen sich die Formen der Wirklichkeiten. Er meistelt die Persönlichkeit, die sich in der Kraft erweist, mehr als bloß Unterworfenener des Stückes Welt zu sein, von der ihr Leben sozial umgarnt ist. Wenn Änderungen, Umwandlungen, Revolutionen sozialer Milieus sich vorbereiten und durchsetzen, wird der Willensdrang, individuelle Selbständigkeit zu offenbaren, zum Faktor geschichtlichen Bewegens, und im geistigen Gebaren wirkt es sich in Formen aus, die als neu empfunden werden. Handeln, in Freiheit des Geistes, losgelöst von allem, was gestern war, einzig innerem, individuellem Gebot gehorsam in der Art des Lebensausdrucks, der Lebensführung — wieder macht heute dieses Programm sich geltend im Schaffenskreis einer Zeitströmung, die von Jugend getragen ist, und wieder kennt diese Strömung den Willen, die politische Tat, die über den einzelnen hinaus soziale Wirkung hat, zu betonen.

Was sich hier regt, ist von dem anarchistisch gerichteten Individualismus, dem Stirner ein Heiliger war, unterschieden. Auch Nießsches Machttheorie kann nur als ein Element gelten. In diesem neuen Roman Manns löst der Wille zur Macht, der das Ich antreibt zur Entfaltung und die Individuen, die das Gefäß dieses Machtwillens sind, gegeneinanderbringt, den Kampf zwischen Großbourgeoisie und Proletariat aus. Gegen die herrschende Macht stellt sich Gefühl und Gedanke vom Recht, um das Vorrecht aus seiner Machtrolle zu verdrängen. Macht, oben verteidigt und unten angestrebt, ist in beiden Fällen etwas anderes. Dort hält sie alle Glücksgüter in Händen und weiß doch keinen Gebrauch davon zu machen, der sozialmoralisch heißen

sind, die zum Teil zu recht verschiedenen Auffassungen gelangen, aber im wesentlichen darin einig sind, daß die Figur des Arbeiters Balrich psychologisch verzeichnet ist. Wir bringen von diesen drei Besprechungen nur noch die Franz Wiedrichs zur Veröffentlichung, da sie sehr interessante Parallelen zwischen Zola und Mann als naturalistische Romandichter zieht.

Redaktion der Neuen Zeit.

könnte; hier, wo die Hände noch leer von Macht und Glück sind, wird das Ziel des Glücksbesitzes in Träumen und Visionen verklärt. Aber der Wille des Erobernden, der zur Macht empor will, hat moralisch größere Wucht. Sein soziales Wollen hat die Möglichkeit, sich von persönlicher Eigennützigkeit freier zu fühlen. Manns proletarische Hauptgestalt, der junge Fabrikarbeiter Karl Walrich, will ein Eroberer solcher Art sein. Er beginnt in glühendem Altruismus. Lange begleitet ihn ein verzückt erschautes Traumbild: was inmitten Druck und Häßlichkeit des proletarischen Alltags anfangs aus dem Empfinden des Bruders für die Schwester glänzend aufstieg, wird schließlich Symbol eines großen Zieles, als er ein Kämpfer für seine Arbeitsbrüder wird. Er hatte die Schwester im Silbergewand die Terrasse der »Villa Höhe« niederschreiten sehen, diesem »verlorenen Paradies« der Arbeiter, das jetzt dem Fabrikanten gehört, dem Walrich und alle um ihn her in den großen Mietkasernen von Gausenfeld Wohnenden fronden. In jener lichten Vorstellung entlastet sich seine beschwerte Seele, gewinnt sie Gleichgewicht und Halt für Augenblicke, die den Willen härten.

Alles geistige Regen des Proletariats ist zunächst ein Gefühlstaufen, für das utopische Vorstellungen das Nächste und Natürlichste sind. Das Abschätzen der Macht fehlt noch ganz. Das Denken will erst erweckt und entwickelt sein, so daß es sich wie ein Trieb von selber auslebt. Diese Entwicklung vollzieht sich in dem zwanzigjährigen Walrich, in härtestem Ringen, von einem ungeheuer angespannten Willen vollbracht, der alle Kraft auf dieses nächste Ziel einsetzt, immer gestärkt und getrieben von dem größeren und größten Ziele, seinen Arbeitsbrüdern ein Befreier zu werden. Er wird ein Träger des Willens zur Macht, aber nicht in dem Sinne des Individualisten Nietzsche, der da gesagt hat: »Menschenrechte gibt es nicht!« Denn für den in die Masse eingeschmolzenen und als Mensch mißachtlich behandelten Proletarier hat der Glaube an diese Rechte höchsten Waffenwert. In dieser Sphäre der sozialen Tiefe kann der Mensch nicht in Absonderung leben; die soziale Verbundenheit drängt sich ihm auf. Ohne die aber kann, wie ein Fichte verkündete, der Begriff der Individualität sich überhaupt nicht mit Leben erfüllen, und was Fichtes sozialen Geist durchflammte — die Inbrunst zum Handeln —, das hat Mann auch seiner proletarischen Hauptgestalt als Odem eingeblasen. Nur daß dieser Odem nicht dauert; denn in den Wehen der entscheidenden Prüfung erschöpft er sich.

Karl Walrich will handeln und handelt aus eigener Kraft, getrieben von dem Glauben an das Recht seiner Sache; er fordert, fordert ohne Abstriche und haßt jeden Gedanken an Vergleich. Diese Energie gerät in Bewegung durch ein merkwürdiges Schriftstück, von dem Walrich zuerst durch das trunkene Geprahle eines Verwandten hört. Er glaubt anfangs nicht ernstlich daran, kommt aber nicht davon los und weiß eines Tages, daß das Schriftstück wirklich vorhanden ist. Es bestätigt, daß in den Anfängen der Gausenfelder Papierfabrik die Spartaler eines Handwerkers, dem die Walze lieber war als ein fester Arbeitsstisch, einmal die Ketten vom sicheren Untergang gewesen sind. Die Summe war sehr anrüchiger Herkunft, aber der alte Verwandte Walrichs, dem sie gehörte, wußte sie nicht zu nutzen. Die Heflings, die Herren der Fabrik und der Villa Höhe und jetzt ganz Gausenfelds, verstanden das besser. Nie aber haben sie das Geld verzinst oder zurückgezahlt. Der junge Rebellenstolz Walrichs, dem sozialistischer Gefühlsschmerz das Ziel

ausweitet, ist alsbald gewiß, daß der Heflingsche Besitz von Rechts wegen Eigentum der Gausensfelder Arbeiter ist. Sein Kampf beginnt. Durch all dessen Phasen aber spürt man, daß in jenem Dokument eine symbolische Bedeutung geborgen ist. Eine Kraft geht von ihm aus, die sich beständig in geistiges Leben umsetzt, in Wille und Tat, und so dem Roman die Handlung zuwirkt, die sein Ganzes zusammenhält.

Den naiven Irrtum des Weltunkundigen, ein Wink mit dem Dokument werde alles schnell entscheiden, läßt Balrich bald fahren. Er begreift, daß ein Anwalt nötig ist, aber gegen einen Hefling wird sich keiner finden. So will er selbst sein Anwalt werden. Widersacher Heflings, Leute, die unter dessen Macht litten und leiden, helfen ihm auf den Weg. Das Schwerste freilich muß er selber aufbringen: das ungeheure Maß geistiger Energie. Tagsüber schuftet in der Fabrik und dann den Schlaf Nacht um Nacht kürzen, um über den Büchern sitzend Wissen zu erobern.

Aber er bringt die Kraft auf. Und als die Arbeiter wittern, was er treibt und will, fangen sie an, auf ihn zu hoffen. Sie nehmen seine Idee an, und Hefling fühlt eines Tages, daß er nicht mehr der »Herr der Massen« ist. Die Mienen der Arbeiter bezeugen, daß etwas ihm Feindseliges in Gausensfeld mächtig wurde. Als ihm hinterbracht wird, woher das Neue stammt, setzt er seine Machtmittel in Bewegung, die Widerstände des bedrohten Kapitals. Balrich soll beseitigt werden, »damit nicht länger ein Phantom umgehe, das die Arbeiter Recht nennen«. In dieser Entwicklung des Romans wachsen Balrich und Hefling gegeneinander in jähher Steigerung als Macht gegen Macht. Aufsteigender ideal begeisterter Rechtswille gegen fest ausgebautes, brutales Machtrecht. Immer enger umschürt der Gegner das Kapital, Auge in Auge stehen beide sich gegenüber, erst in der Fabrik, dann auch in Villa Höhe. Und der Gegner fordert und geht auf kein Verhandeln ein. In leidenschaftlichem Handeln zweier Gestalten sind die jahrzehntelang täglichen Vorgänge des sozialen Ringens unserer Zeit erfasst, in Augenblicke gesammelt. Mehr noch als Hefling wächst jedoch Balrich zum Symbol, Balrich der Ringende, Verfolgte, Trohgewaltige, Taffertige, der jäh entschlossen zu handeln und doch gegen heimtückische Herausforderungen Selbstbeherrschung zu setzen weiß.

Dieses Auswölben der proletarischen Hauptgestalt drängt die Frage auf, ob Manns Werk eine ähnliche Stellung der Entwicklung des Arbeiterromans haben werde wie der »Germinal«. Zola, der auf der Menschheit der siebziger und achtziger Jahre fußte, hatte wie keiner zuvor das soziale Ringen aus proletarischer Schau abgespiegelt. Er schuf den Arbeiterroman, dessen Handlung aus der Idee des Klassenkampfes abrollte, und traf das Stadium der Bewegung, wo der Organisationsgedanke die breiten Massen zu ergreifen beginnt, aber noch aufs schwerste gehemmt wird durch das Gegenüber ungeläuterter Ansichten über den besten Weg: die Zeit der ersten Internationale, des kritisch schulenden Marxismus und der bakunistischen Zerstörungstaktik. Der Kampf, in dem die Massen ihre Kraft schließlich blind verstorben, ist Verzweigungsaktion; noch fehlt die organisatorisch gewonnene Macht, den Schlag aufzusparen, bis die günstige Stunde sicher scheint. Seither aber hat ein Menschenalter proletarischer Organisationsarbeit geklärt und geebnet. Ein Dichter der Gegenwart, der den Stoff der Arbeiterbewegung auf der letzten Höhe vor den Wirren des Weltkriegs mit

der naturalistischen gewissenhaften Methode Zolas darzustellen unternähme, würde wichtige neue Elemente, die Zola noch nicht sehen konnte, in sein Werk einbauen müssen.

Darauf ist nun allerdings Heinrich Mann nicht ausgegangen. Obgleich er seinen Roman an die Schwelle des Weltkriegs verlegt und sogar in diesen ausmünden läßt, kommt er doch im Grunde nicht über die Germinal-Stufe hinaus. Ziel war ihm einzig die Psyche des proletarischen Individuums, das aus dem geistigen Schicksal der Armut heraus will, um aus ureigenster Kraft den Weg zur Macht wider alles Elend der Armut zu gewinnen. Das trifft eine allgemein bedeutsame Erscheinung, und so ist zu sagen, in Balrich sei bis zur Höhe des Romans die Arbeiterklasse auf dem Wege der Tugend verfinnlicht, der aus utopistisch auffliegendem, alle Möglichkeiten noch verkennendem Hoffen zur Überwindung narrender Illusionen, zum realen Schauen und Denken vorwärts führt.

Über diesen symbolischen Wert, der das Historische im Charakter der Masse trifft, verliert die Gestalt. Ihr Erleben schränkt sich schließlich auf den Fall der Individuen ein. Dieser Fall durchläuft in ewigem Wiederholen die von Mann gezeichnete Bahn: »Kampf, Prüfung, Erliegen, Aufstehen, Kampf bis aufs Messer und bis zum bitteren Ende.« Oder die noch mehr individuelle Bahn: »Sendung, Verrat, Erkenntnis und Ab dankung — bis endlich du dich darein ergibst, nur eben dein Schäfchen zu scheren, gewöhnlicher Mensch, der du bist!« Unzählige Male hat dieser Verlauf sich im Einzelleben abgespielt, aber die Abnutzung der einen ist immer wieder durch Kämpfer ausgeglichen und überholt worden. Balrich wird einer, der den Glauben an seine Idee verliert. Er lernt, daß die Nächsten ihn verlassen, der Sieg immer zweifelhaft bleibe, der Kampf ihn nicht bessere und endlich, daß die Feinde so viel Recht haben wie er. Er wird ein pessimistischer Versager und Verzichter, den Stimmungen zerreißen und der nach dem Erleben einer wilden, verzweifelden Machtanstrengung seiner Arbeitsbrüder versinkt in fatlosem Schweigen und Unterkriechen im Dienste des siegreichen Feindes, dem einzigen Wege, um »hinaufzugelangen«.

Ein Lebenskluger, der ein Schmaroher und nach dem eigenen Wort ein Feigling, zugleich aber als ein Helfer Balrichs in manchen Augenblicken ein sympathischer Mensch ist, sagt in der Stunde des Zusammenbruchs das Wort, das Balrichs letzten Verzicht auslöst: »Frühere Menschen, zuzeiten, kamen los aus der Macht, und künftige werden loskommen. Wir heutigen nicht. Ergeben wir uns.« In diesem Worte verrät sich, warum der Dichter dem Kampfe Balrichs diesen Weg der Entmutigung und Erschöpfung gab, ohne dem sozialen Ringen der Arbeiterklasse ein Gegengewicht abzugewinnen. Er steht diesem Ringen innerlich fern, hat keine Fühlung mit dessen wesentlichen Leistungen, auch nicht mit seinen organisatorischen Formen, geht ihnen aus dem Wege oder verzeichnet sie und verzerrt sie sogar. Er läßt Balrich in Gegensatz geraten zu der »gealterten Partei«, spricht von deren »nicht genutem Leben«, stellt die Gausenfelder Arbeiter Balrich feindlich gegenüber, weil sie nicht mehr »für eine Idee hungern« wollen, und tut ein übriges an Entstellung, indem er »die Partei« eingreifen läßt in der Figur eines demagogischen, auf seine Tasche mehr als für das Wohl der Arbeiter bedachten Parlamentsabgeordneten, dem sogar ein allbekanntes Bebelwort einverleibt wird. Dies Zerrbild ist nicht etwa bloß aus der Perspektive der irrenden

Verbitterung Valrichs geboren, als dieser auf dem Wege zu anarchistischen Verzweiflungsausbrüchen absteuert; es ist so gegeben, daß man daraus unwillkürlich auf das politische Anschauen Manns schließt.

Mit diesem Ergebnis stimmt denn auch die Schlusswendung des Romans überein. Aus dem Wasser ohne Strömung, in das seine Handlung durch Valrichs Versagen gerät, soll der Weltkrieg heraushelfen, der nach dem Geschwärm seiner Lobredner alles Stillliegende, Festgefahrene der Kultur zu jäher Bewegung entfesselt haben soll. Als eine Lösung schwerster sozialer Tragik faßt Mann den Vorgang auf, daß Kapital und Arbeit, die in ausichtslosem Ringen widereinander in Fehde lagen, durch den Krieg zu gemeinsamem Handeln gelangen, so daß beider Kampfsdrang an gleichem Ziele sich befriedigen kann. Echter Imperialismus! Dem Dr. Hefling (der als ein heimlich Wissender oder Witternder seine Fabrik beizeiten auf den Krieg einstellte), diesem kaltblütig nehmenden Imperialisten, muß ungemein behagen, was Valrich, der einst von ihm Gefürchtete, im Augenblick des Kriegsabschieds mit Selbstvorfürfen über das Kapitel von unzureichender Menschenliebe denkt: »Ich habe sie nicht genug geliebt, nicht genug die Armut geliebt, unser einfaches Menschentum, das ebenso gut wie schlimm ist — wollten wir nur nicht hart sein, nicht schonungslos begehrlieh, alle, die von oben und daher auch die von unten, die Schlechten unter uns und auch wir Besseren.«

Burgfriedenstimmung, sentimentales Beschmerzen des Klassenkampfes! Auf altbackene bürgerliche Ethik, die nicht vorwärtsbringt, läuft's hinaus, aber man soll's nicht so ausbieten, als wäre es durch langen, schweren Kampf als letzte Weisheit erworbene proletarische Philosophie. Fichtes sozialer Geist haßte das Erstöten von Begierden, das Kraftabstumpfen, und in Valrich ist nichts Fichtesches mehr. Er hat den stärksten geistigen Ausflug gewollt und steht zum Schlusse mit geknickten Schwingen da. Warum stellt Mann diesen kampfmüden einzelnen noch zuletzt auf hohen Sockel, der ihn in weitem Kreise sichtbar macht?

Fügt der wertvolle Teil der Dichtung seine Elemente zu einem fest verklammerten, alle Räume gut verbindenden Bau aneinander, in dem nichts nebensächlich scheint, so bewirkt der Schluß den Eindruck, als werde man plötzlich aus dem Bau herausgeschwemmt. Was die Kraft des Mannschen Stiles ausmacht, die individuelle Begründung der Handlung, ihre Beschränkung auf die entscheidenden Züge, auf die beweiskräftigen Augenblicke, auf das räumlich Notwendige, das Formen der Dinge aus den Vorstellungen heraus: dies alles, was dem Werke eine geballte Architektur gibt, fehlt zuletzt, als wäre es in dem Pessimismus des Helden erloschen.

Im Grundriß hat das Werk Manns Einfachheit, und im Aufbau und Aufsteigen zur Katastrophe ist für das Nebeneinander des Handelns durch innerstes gegenseitiges Bedingen Einheit erstrebt. Vereinfachung und Einheit sind in der Kunst immer Quellen und Zeichen der Kraft. So liegen die besten Wirkungen des Romans von den Armen dort, wo die Kraft, die als Form aus Stoff und Handlung herausquillt, mit der wachsenden Kraft der Hauptgestalt sich einig zusammensindet. Der sozialen Dichtung, die den Kampf des Proletariats bezeugt, weist dieser Aktionsroman neue mächtige Ausdrucksmöglichkeiten.

Literarische Rundschau.

Karl Lamprecht, **Rektoratszerinnerungen**. Herausgegeben von Dr. Artur Köhler. Gotha 1917, Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. 76 Seiten Oktav.

Man erschrickt ein wenig, wenn man das Büchlein öffnet, man sieht Lamprecht in goldgestickter und mit Hermelin umsäumter Rektoratsstracht mit Kette und Medaillen. Aber das Büchlein selbst hat nicht bloß leisen Spott für diese Maskerade. Es wendet sich, was wichtiger ist, mit Schärfe, ja nicht ohne Schroffheit gegen die völlig veralteten Formen und Methoden des Universitätsunterrichts. Dabei gesteht der Herausgeber, daß er eine schonendere Fassung gewählt hat bei der Erwähnung von persönlichen Angelegenheiten. Außerdem bemerkt er an einer sehr wichtigen Stelle, daß er die eingehende Schilderung der schweren Krisen, die die Lamprecht'schen Reformbestrebungen durchzumachen hatten, »im Drucke weggelassen hat«, weil sie »sich für die Veröffentlichung nicht eigneten«. Aller Vermutung nach würde Lamprecht selbst an dem Schriftchen mancherlei Änderungen vorgenommen haben, wenn er es selbst zum Drucke gefördert hätte.

Natürlich kann man unter Rektoratszerinnerungen alles zusammenfassen, was ein Rektor während des Jahres erlebt hat, in dem er an der Spitze der Universität stand. Aber die Reisebeschreibungen aus Norwegen und Schottland zerreißen den Rahmen der Schrift und heben ihre Bedeutung nicht trotz aller interessanten Bemerkungen, die sie enthalten, und trotz aller sympathischen Äußerungen über Land und Leute in Schottland, bei denen man nur zu stark das Gefühl hat, daß sie vor dem Kriege geschrieben sind, wo der deutsche Professor noch nicht zum Kriegsgroßprofessor aufgestiegen war.

Die Mannigfaltigkeit des Stoffes läßt es bedauern, daß der Herausgeber, der sich sonst nicht wenige Freiheiten mit dem Manuskript erlaubte, keine Kapitelüberschriften gewählt hat. Drei Fragen sind es, die Lamprecht eingehend behandelt: die Organisation der Studenten, die Stellung der außerordentlichen Professoren und Privatdozenten an den Universitäten und die Notwendigkeit, den Universitätsunterricht zu reformieren. Er zeigt, wie die Universitäten in den letzten vierzig Jahren etwas durchaus anderes geworden sind, wie der gewaltige Zubrang zu den Universitäten das Schülermaterial quantitativ und qualitativ vollständig geändert hat und wie die Entwicklung der Wissenschaften, auch der Geisteswissenschaften Umfang, Gruppierung, Methode, Grenzgebiete fast jeder Wissenschaft ganz außerordentlich geändert hat. Dem stellt Lamprecht in sehr interessanter Weise entgegen, daß die Einrichtungen der Universitäten und die Lehrmethoden der Professoren im wesentlichen die gleichen geblieben sind, daß man wohl größere Gebäude errichtet, daß man Seminare geschaffen hat, die aber den Bedürfnissen der Studenten nicht einmal notdürftig angepaßt werden konnten. So ergibt sich, daß die Studenten auf den Hochschulen nicht zu ihrem Rechte kamen und daß die Professoren unter den Aufgaben ersticken, denen sie nicht mehr entsprechen konnten. Dazu kam die unbefriedigende Stellung und die ungenügende Ausnutzung der außerordentlichen Professoren und der Privatdozenten, was zu ihrer Organisation führte, die sich naturgemäß gegen die ordentlichen Professoren richtete.

Die Kritik des Lehr- und Forschungsbetriebs an den Universitäten und die Erklärung ihrer Rückständigkeit scheint mir der beste Teil dieser Schrift zu sein. Sie »wirft ein grelles Licht auf den eigensinnig konservativen Betrieb an unseren Hochschulen«. Lamprecht will die Vorlesungen auf ein Mindestmaß beschränken, auf Einführungsvorlesungen für Anfänger und etwa noch auf einzelne, die höchsten Anforderungen stellenden Vorlesungen über besondere Spezialfragen. Sonst finden die Studenten, wie Lamprecht richtig sagt, in den Büchern alles, was sie in den Vorlesungen hören können. Die Universitäten sollen in Übungen, Seminaren, Instituten und Anstalten für wissenschaftliche Forschung ihrer Lehraufgabe genügen. Freilich

können diese Einrichtungen nur wirken bei einem kleinen oder doch nicht zu großen Kreise von Teilnehmern, kaum aber ihren Zwecken genügen bei dem Massenandrang der Studenten. Heute gibt es an den großen Universitäten Seminarübungen mit mehreren hundert Studenten, die natürlich ihren Zweck nicht erfüllen können wie in der guten alten Zeit, wo in einem Seminar acht oder zehn Studenten um den Professor herumsaßen und unter günstigen Bedingungen Gelegenheit hatten, das methodische Arbeiten in der Wissenschaft zu erlernen. Nach Lamprechts Plänen sollen die Seminare aber groß angelegte Institute in Staffelform sein, die ein langsame Aufsteigen der Studenten bis zu den höchsten Unterrichtsstufen ermöglichen sollen. Es ist schade, daß Lamprecht nicht an der Zahl der in Betracht kommenden Studenten eines stark gewählten Faches zahlenmäßig darzulegen versucht hat, wie sich sein Plan durchführen ließe.

Jedenfalls ist diese nachgelassene Schrift des umstrittensten aller deutschen Historiker der Gegenwart von großer Bedeutung für jede weitere Arbeit zur Reform der Universitäten und des Wissenschaftsbetriebs in den Universitäten. Wer mit dem höheren Unterrichtswesen in irgendwelcher Beziehung, sei es auch nur in Erinnerung an die eigene Lernzeit, steht, sollte diese Schrift lesen. ad. br.

Notizen.

Kriegsprofite der russischen Industrie. Wie die Jahresabschlüsse der industriellen Aktiengesellschaften der übrigen am Kriege beteiligten Staaten lassen auch die russischen Abschlußziffern erkennen, daß die Industrie Rußlands durchweg während der Kriegszeit gute Geschäfte gemacht und hohe Profite eingestekt hat. Die »Mjelo Naroda« bringt eine Übersicht W. Lurtowskis über die Rechnungsabschlüsse von 72 russischen Aktiengesellschaften, aus der sich folgende Entwicklung ergibt:

Jahr	Aktienkapital Mill. Rubel	Reserve Mill. Rubel	Abschreibungen Mill. Rubel	Dividende Prozent
1913	104,7	20,9	42,0	7,6
1914	114,0	20,7	44,7	6,1
1915	116,4	21,6	48,8	9,3
1916	122,9	22,3	57,6	13,3

Besonders gute Geschäfte hat die Zuckerindustrie gemacht, deren Durchschnittsdividende im Zeitraum 1913/16 von 10,3 auf 22,3 Prozent gestiegen ist. Ebenso die Baumwollindustrie, die 1913 9,3 Prozent Dividende ausgeschüttet hat, 1916 hingegen 19,5 Prozent — trotz enormer Abschreibungen.

Goldproduktion der Welt. Trotz des Weltkriegs hat in den Jahren 1914/16 die Goldgewinnung eine weitere Steigerung erfahren. Erst seit dem Frühjahr 1917 ist in einigen Goldproduktionsländern, zum Beispiel in Südafrika, infolge des Arbeitermangels ein mäßiger Rückgang eingetreten. In welchem Maße die Gesamtgoldproduktion der Welt sich entwickelt hat, zeigt folgende dem »Engineering and Mining Journal« entnommene Aufstellung:

1900 für 259 Millionen Dollar	1914 für 460 Millionen Dollar
1910 - 454 - -	1915 - 479 - -
1913 - 462 - -	1916 - 470 - -

Den Hauptanteil lieferte im letzten Jahre Transvaal mit einer Goldausbeute von 192 Millionen Dollar. Dann folgten der Reihe nach die Vereinigten Staaten von Amerika mit 92, Australien mit 44 und Rußland (einschließlich Sibiriens) mit 35 Millionen Dollar Gold.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8

Ausgegeben am 23. November 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Volksherrschaft und parlamentarisches System.

Von Heinrich Cunow.

Die Vizekanzlerchaftskrise, die sich nach der Erledigung der Kanzlerchaftskrise dieser anreihete und sich immer mehr zu der Frage zuspitzte: »Geht Herr Helfferich, oder wird es den auf einen Konflikt der Krone mit der Reichstagsmehrheit hinarbeitenden Kreisen gelingen, ihn zu halten?«, hat mit der Entlassung Helfferichs und der Ernennung des freisinnigen Parteiführers Friedrich v. Payer zum Vizekanzler, des Vorstehenden der nationalliberalen preussischen Landtagsfraktion Professor Dr. Friedberg zum Stellvertreter des preussischen Ministerpräsidenten geendet. Zweifelloser unterschiedener Erfolg der Reichstagsmehrheit, wenn auch jene Blätter, die bereits von einem Siege des parlamentarischen Systems in Deutschland sprechen und diesen Sieg in Parallele mit der russischen Revolution stellen, den Mund etwas gar zu voll nehmen. Immerhin, der »Vorwärts« hatte recht, als er am 2. November, nachdem die Ernennung Hertlings, Payers und Friedbergs gesichert schien, den neuen Regierungswechsel als einen Wendepunkt in der innerpolitischen deutschen Geschichte bezeichnete und der Ansicht Ausdruck gab, wir erlebten im Augenblick »ein paar entscheidende Momente« der Neuentwicklung Innerdeutschlands. Ist die Umbildung der Reichsregierung auch an sich kein großer revolutionärer Akt, so bedeutet sie doch im Zusammenhang mit der ganzen inner- und außenpolitischen Lage eine wichtige Etappe in dem großen fortschreitenden Revolutionierungsprozeß, der Deutschland ergriffen hat. Diese revolutionäre Bedeutung wird auch dadurch nicht gemindert, sondern vielmehr verstärkt, daß es dem Gegenspiel einflußreicher konservativer Kreise nach der Berufung des Grafen Hertling gelungen war, zunächst die Ernennung der Fraktionsführer v. Payer und Friedberg wieder in Frage zu stellen; denn das sich schnell entwickelnde Springergambit auf dem politischen Schachbrett, in dem Herr Helfferich fortwährend hin und her geschoben wurde, um die Partie remis zu machen, zeigte nur, welchen Wert man auf der Gegenseite dem Ausfall des Kampfspiels beimag.

Freilich, wenn liberale Blätter diese revolutionäre Bedeutung darin finden wollen, daß nun durch die Ernennung zweier Fraktionsführer zu Ministern das parlamentarische System, als dessen wichtigster Bestandteil ihnen die Berufung von Fraktionsführern in die Regierung erscheint, in Deutschland zum Durchbruch gelangt sei, so vermag ich dieser Auffassung nicht zuzustimmen und halte die halbe Anpassung an diese Ansicht, die einige Parteiblätter vollzogen haben, für verkehrt. Weit größere Bedeutung für die politische Revolutionierung Deutschlands, als die Befetzung von Ministerposten mit Parlamentsgrößen, hat zweifelloser die von dem neuen Reichskanzler nach Verhandlungen mit der Krone und der Parlamentsmehrheit zugestandene baldige Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts in

Preußen sowie die Aufhebung des § 153 der Reichsgewerbeordnung und die Errichtung von Arbeitskammern.

Besonders gilt dies von der versprochenen Wahlrechtsreform in Preußen, denn mit dem Falle des jetzigen Dreiklassenwahlrechts in Preußen verlieren die feudal-reaktionären Bestrebungen nicht nur innerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle, sondern in ganz Deutschland ihre stärkste Stützbasis, und zugleich werden dadurch zum größten Teil die Hemmungen beseitigt, die bisher vom Preussischen Landtag auf das Gebiet der Reichstagsfähigkeit und der Reichsgesetzgebung übergriffen. Ferner wird unzweifelhaft eine energische Wahlreform in Preußen auch in verschiedenen süd- und norddeutschen Staaten ähnliche Reformen nach sich ziehen. Vor allem aber vermag sie allein zur Durchbrechung des Verwaltungsmonopols der Konservativen zu führen; denn nicht dadurch wird ihnen dieses Monopol entzogen, daß gelegentlich unter dem Druck kritischer Situationen ein paar liberale Parlamentarier sich zeitweilig auf Ministerstuhl setzen dürfen, sondern daß den Konservativen ihre Machtbasis im Preussischen Abgeordnetenhaus genommen wird.

Damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Bestehen des sozialdemokratischen Partei- und Fraktionsvorstandes auf der Berufung liberaler Parlamentarier, vornehmlich des Herrn v. Payer in die Hertlingsche Regierung, verfehlt gewesen ist. Im Gegenteil, es war eine Notwendigkeit, ein Gebot demokratischer, auf eine Umgestaltung des deutschen Staatslebens gerichteter Politik. Aber nicht, weil die Zusammensetzung der jeweiligen Regierung aus parlamentarischen Führern eine prinzipielle Forderung unserer Partei ist, noch weil sie unserem Staatsideal entspricht, sondern weil unter den gegebenen Umständen ein Verzicht auf solche Berufung den reaktionären Elementen wieder die Oberhand verschafft und damit auch die zugesagte, teilweise bereits eingeleitete Reform des preussischen Wahlrechts und des Koalitionsrechts erneut in Frage gestellt hätte. Ferner, weil die Besetzung wichtiger Ministerposten mit bestimmten Parlamentariern in diesem Falle ein Verlassen der alten Bahnen des bürokratischen Obrigkeitsstaats, eine Stärkung des Reichstags und seines Einflusses auf die Regierung und zugleich eine gewisse Garantierung der vom Grafen Hertling zugesagten Rechtsänderungen bedeutet — ganz abgesehen davon, daß gerade unter den heutigen Verhältnissen die Bekundung der Entschlossenheit der Reichstagsmehrheit und ihre Mitwirkung an der Reichspolitik ein außenpolitisches Moment von höchster Bedeutung ist.

Das sind im wesentlichen die Beweggründe, die klar ersichtlich den Parteivorstand dazu bestimmt haben, energisch auf der Forderung einer Berufung bestimmter Parlamentarier in die Regierung zu beharren, nicht die Anerkennung des Grundsatzes, daß die Ministerposten mit Parlamentsgrößen besetzt werden müssen, als einer prinzipiellen Parteilforderung. Tatsächlich hat, wie bekannt, der Vorstand die Berufung eines seiner Mitglieder in die Regierung abgelehnt: eine Zurückhaltung, die vielleicht die Partei noch einst den Betreffenden danken wird.

Die Forderung eines Parlamentsministeriums ist keine sozialdemokratische Forderung. Das Erfurter Programm verlangt vielmehr:

Direkte Gesetzgebung durch das Volk, Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volkes in Reich, Staat, Provinz und Gemeinde.

Und in dem von Kaufsky und Schönlank verfaßten Kommentar des Programms werden diese Forderungen nicht dahin erläutert, daß es das sogenannte parlamentarische System zu erringen gelte, sondern es heißt im Gegenteil:

Die naturnotwendige Folge der Repräsentativverfassung, das heißt derjenigen Verfassung, bei welcher das Volk durch seine Vertreter (Repräsentanten) an der Gesetzgebung mitwirkt, ist die direkte Gesetzgebung durch das Volk. Diese letztere ist nur der volkstümliche Ausbau jener Einrichtung.

Und weiterhin:

Das Volk soll Herr im eigenen Hause sein; im engeren wie im weiteren soll es die Verwaltung führen. Die Selbstverwaltung ist hier eine wirklich demokratische, nicht ein Werkzeug der Besitzenden, wie das zum Beispiel heute der Fall ist. Vielmehr soll die Masse des Volkes an der Verwaltung im großen wie im kleinen Kreise teilnehmen, die Geschäfte unmittelbar oder durch von ihr frei gewählte Beamte oder Ausschüsse führen, nicht nur stets Kenntnis von der Geschäftsgebarung, sondern bestimmenden Einfluß auf diese haben.

Das ist sicherlich kein Plädoyer für das sogenannte parlamentarische System, vor allem nicht für die Auslieferung der Regierung an die Führer der jeweiligen Parlamentsfraktionen; sondern vielmehr eine Ablehnung dieses Systems als in demokratischer Hinsicht unzureichend.

Und ebensowenig läßt sich die Forderung eines parlamentarischen Regierungssystems aus der sozialistischen oder richtiger marxistischen Staatstheorie ableiten. Wer die Marx-Engels'schen Zeitungskorrespondenzen, vornehmlich die für die »New York Tribune« geschriebenen, nachliest, findet dort die schärfsten Urteile über die englische parlamentarische Regierungsform.

Was die Sozialdemokratie erstrebt, ist die möglichste Sicherung der Volksherrschaft: den größten Einfluß der Volksmasse auf die Volksvertretung, der Volksvertretung auf die Regierung. Der Wille des Volkes, beziehungsweise der Volksmehrheit soll entscheiden. Bringt aber das parlamentarische Regierungssystem diesen Volkswillen tatsächlich zur Geltung? Ist nicht vielmehr dieses System, wie es sich geschichtlich in den verschiedenen parlamentarisch regierten Staaten entwickelt hat, oft zum Vehikel der Oligarchenherrschaft, der Auslieferung der Regierungsgewalt an bestimmte plutokratische Interessenschichten, an übermächtige Finanzkonzerne oder Berufspolitikergruppen geworden? Sicherlich gegenüber der absolutistischen oder rein bürokratischen Regierungsform bedeutet das parlamentarische Regierungssystem im ganzen, wenn auch nicht in allen seinen Ausgestaltungen, entwicklungs geschichtlich betrachtet, einen Fortschritt; aber die eigentliche Volksherrschaft oder auch nur eine demokratische Führung der Regierungsgeschäfte verbürgt es nicht. Es kann die Zurechtbringung des Volkswillens erleichtern, es kann aber auch ebenso dessen Durchdringung hindern — das kommt ganz auf die Umstände an, vornehmlich auf die Gesellschaftsordnung und die in dieser zum Ausdruck kommende Klassenschichtung.

Das Wort »parlamentarisches System« droht zu einem Schlagwort zu werden wie einst das Wort von der »einen reaktionären Masse«. Tatsächlich gibt es gar kein einheitliches parlamentarisches System, sondern eine Reihe aus verschiedenartigen Entwicklungsbedingungen historisch herausgewachsene, voneinander in den wichtigsten Grundformen abweichende parlamentarische Systeme. Das parlamentarische Regime Englands ist ein ganz

anderes als das der nordamerikanischen Union, und dieses wieder ein anderes als das Frankreichs, Spaniens oder der südamerikanischen Republiken. Gewöhnlich wird von unseren liberalen Anglophilen unter dem parlamentarischen System kurzweg die Regierungsform Englands verstanden. Wie sieht denn die vorgebliche durch das parlamentarische Regierungssystem Englands verbürgte »Volksheerrschaft« aus?

Das englische Verfassungsweisen ist nichts Einheitliches, ein Verfassungsrecht aus einem Gusse, sondern ein historisches Gelegenheitsprodukt, eine Zusammenhäufung von Übungen, die eine eigentliche rechtliche Grundlage gar nicht besitzen, sondern etwas Zusammengeflicktes und Gekünsteltes darstellen, dessen Entstehung aus allerlei Zufälligkeiten herausgewachsen ist, wie denn auch Sidney Low, der klarste der englischen Staatsrechtiker, in seinem Werk »The Governance of England« offen erklärt, daß die heutige Form der englischen Monarchie nur aus den besonderen Bedingungen einer Epoche zu erklären sei, in der eine alternde Frau (die Königin Viktoria) den Thron innegehabt hätte, eine Frau, die in ihrer Witwenfräuer ein zurückgezoogenes Leben geführt und »durch eine gewisse Unfähigkeit« daran verhindert gewesen sei, die verwickelten Einzelheiten der öffentlichen Politik zu begreifen. Daher sei auch die englische Verfassung so verwickelt, verfahrenisch und gekünstelt, so unbestimmt, daß man sie kaum zu analysieren vermöge.

Rechtlich ist England eine beschränkte Monarchie und der König Souverän, dem äußeren Anschein nach liegt jedoch die ganze Regierungsgewalt beim Hause der Gemeinen — jedoch nur dem Anschein nach, in Wirklichkeit hat das Unterhaus gar nicht die behauptete »Suprematie«, sondern ist lediglich eine Jagemaschine des jeweiligen Kabinetts, wie denn auch die englische Regierungsform sich bei näherer Betrachtung als eine unter einer äußeren demokratischen Drapierung versteckte Aristokratie, man kann mit einer gewissen Berechtigung sagen: als plutokratische Oligarchie darstellt.

Übrigens gilt auch selbst für England nicht der Rechtsatz, daß ein Minister einem der beiden Häuser des Parlaments angehören müsse. Weder wird das durch ein Grundgesetz, ein Statute Law, noch durch das gemeine Recht (Common Law) gefordert. Tatsächlich hat noch Gladstone 1845/46 als Staatssekretär fungiert, ohne Mitglied des Ober- oder Unterhauses zu sein. Aus Gründen der englischen Parteientwicklung sind zwar seitdem nur Mitglieder des Parlaments zu Ministerposten gelangt, aber keineswegs nur Unterhausmitglieder. Der Premierminister Lord Salisbury hat zum Beispiel während seiner Amtsperiode 1895 bis 1902 keineswegs dem Unterhaus angehört; er war Peer des Oberhauses.

Zudem aber liegt in England — das wird gewöhnlich ganz übersehen — die Regierungsgewalt gar nicht in den Händen des Gesamtministeriums, sondern des Kabinetts oder richtiger des Kabinettspräsidenten, des Premierministers. Das Kabinett ist ein nicht auf irgendeinem Recht, vielmehr lediglich auf Usance beruhender engerer Ring im Ministerium, der nicht eine bestimmte Anzahl von Posten umfaßt, sondern deren Auswahl vom Premierminister getroffen wird, und zwar willkürlich, wenngleich sich in bezug auf die Zusammensetzung des Kabinetts bestimmte Gewohnheiten herausgebildet haben. Seinem Ursprung nach ist das

englische Kabinett ein Ausschuß des ehemaligen illegitimen königlichen Privy Council, des einst von den englischen Königen als Gegengewicht gegen das Parlament, das heißt als Stütze ihrer autokratischen Bestrebungen geschaffenen königlichen geheimen Rates, und zwar ist keineswegs das Kabinett der einzige noch existierende Ausschuß dieser Art. Auch das Handelsamt und der Richterliche Ausschuß für kirchliche Angelegenheiten sind ihrem Ursprung nach derartige »Komitees« des Privy Council.

Das Kabinett regiert, genauer sein Leiter, der Premierminister. Dem Namen nach unter Kontrolle des Unterhauses, in Wirklichkeit steht jedoch nicht er unter dem Einfluß des Unterhauses, sondern das Unterhaus unter seinem Willen, denn so, wie sich die Dinge in England entwickelt haben, ist die jeweilige Mehrheit des Unterhauses eine bloße Gefolgschaft des Kabinetts, die aus diesem ihre Meinung und politischen Verhaltensnormen bezieht. Die jeweilige Parteimehrheit im Hause der Gemeinen befragt ohne weiteres »ihr« Kabinett als ihren politischen Kopf, dem sie zu folgen hat. Seine Wünsche gelten ihr als Befehl. Wenn trotzdem hin und wieder die Regierung, obgleich sie eine Mehrheit im Hause besaß, doch bei der Abstimmung eine Niederlage erlitten hat, so erklärt sich das daraus, daß ihre Anhänger in den betreffenden Sitzungen nicht zahlreich genug anwesend waren.

Deutlich genug heißt es in einem von Sidney Low zitierten Briefe des Marquis v. Salisbury, der doch sicherlich als langjähriger englischer Premierminister in dieser Beziehung ein Urteil hat: »Die Macht, die das Kabinett hat, auf die die Parlamentsmitglieder bestimmenden Beweggründe einzuwirken, ist so groß, daß die Mehrheit mehr und mehr zur bloßen Maschine wird.« Und Low selbst erklärt auf Grund seiner genauen Kenntnis des englischen parlamentarischen Systems: »Das Unterhaus beherrscht nicht mehr die Exekutive, im Gegenteil, die Exekutive beherrscht das Unterhaus!«

Ebenso urteilt eine andere Autorität, A. Lawrence Lowell in seinem »Government of England«. Mit Recht könne man, meint er, sagen, daß das Kabinett im englischen parlamentarischen System »in seiner Hand die legislative Macht mit der Exekutivgewalt vereinige und das Volk regiere«, denn »obgleich die gesetzlichen Rechte der Exekutive in mancher Hinsicht in England geringer bemessen sind als in den meisten Ländern des Festlandes, so ist doch die tatsächliche Herrschaft des Kabinetts über die Gesetzgebung stärker als irgendwo anders.«

Wo nicht die Abhängigkeit der einzelnen Abgeordneten von der Parteileitung ausreicht, wird die verschrobene Geschäftsordnung des englischen Parlaments in Anwendung gebracht, die dem Kabinett gestattet, fast jede Auflehnung der Mehrheit zu ersticken, besonders durch das System der Schlußanträge, der vorher festgesetzten Abstimmungstermine und der sogenannten »Blockierung« von Verfassungsanträgen durch Anwendung jener Geschäftsordnungsbestimmung, nach der kein Antrag eine Angelegenheit vorwegnehmen darf, die schon durch irgendeinen früheren Antrag angemeldet worden ist. Und die Mitglieder der Parlamentsmehrheit wissen denn auch, daß sie meistens gegen das Kabinett nichts auszurichten vermögen. Sie kennen durchweg, wie Low versichert, die Gesetze gar nicht, über die sie abstimmen, sondern folgen einfach der Anweisung der Kabinettsleitung, die die Parla-

mentismehrheit nach Belieben dirigiert. Wichtige Gesetzesvorschläge gehen deshalb auch fast nie aus dem Hause, sondern immer aus dem Kabinetts hervor, gegen dessen Willen keine Mehrheit irgend etwas Nennenswertes durchzudrücken vermag. A. Lawrence Lowell erklärt denn auch mit aller Offenheit: »Die von Abgeordneten ausgehenden staatspolitischen Gesetze sind weder umfangreich noch wesentlich und können gegen ernsthaften Widerstand (des Kabinetts) nicht durchgesetzt werden...«

Von einer eigentlichen Volksherrschaft kann denn auch in England noch weniger die Rede sein als in den meisten Staaten des Festlandes. Englands Regierung ist eine aristokratische, halb versteckt unter einem äußerlichen demokratischen Aufpuß. Treffend sagt Ferdinand Tönnies in seiner jüngst erschienenen lehrreichen Schrift »Der englische Staat und der deutsche Staat«:

Es kann keinem Zweifel unterliegen: die englische Verfassung ist und bleibt unter allen demokratischen Verzierungen eine ausgesprochene, fest begründete Aristokratie. Der große Grundbesitz und das große Kapital sind die Mächte, die teils im Streite widereinander, teils im stillen Einverständnis verbunden die politischen Geschicke Großbritanniens bestimmen.

Und A. Lawrence kommt in den Schlußbetrachtungen des zweiten Bandes seines schon erwähnten Werkes zu dem Ergebnis, daß die englische Regierung »in der Hand einer kleinen Oberschicht liegt« und die Klassengesetzgebung dort nicht minder als anderswo ihre Stätte hat; denn »wenn auch die Männer, die im Parlament und im Kabinetts sitzen, genötigt sind, den Wünschen der Wählermassen zu folgen und im Wettstreit miteinander um ihre Unterstützung zu buhlen, so können sie sich doch nicht ganz von den Anschauungen befreien, die ihnen durch Erziehung und Umgebung eingeimpft sind; sie sind meistens Männer von Reichtum und einer gewissen sozialen Stellung, die nicht als Führer in einem Klassenkampf oder einem allgemeinen Ansturm auf das Eigentum zu brauchen sind«.

Die 735 Peers Englands besitzen allein ungefähr ein Fünftel des Ackerbodens, während auf die sogenannte echte Gentry, ungefähr 20 000 Countfamilien, fast drei Viertel des Bodens kommen; und diesen reiht sich als weiterer, aber doch im ganzen untergeordneter politischer Machtfaktor die Kapitalaristokratie an. Aus diesen Familien gehen nicht nur die Mitglieder des Oberhauses, sondern auch die meisten Mitglieder des Unterhauses hervor, in dem die unteren Mittelstandsschichten und die Arbeiterschaft geringer vertreten sind als in den Parlamenten der übrigen europäischen Großstaaten, das preußische Dreiklassenparlament nicht ausgenommen. Allerdings ist die englische Bodenaristokratie viel mehr verbürgerlicht und mit der Geldaristokratie verflochten als die deutsche, französische oder spanische, aber diese Eigenschaft stempelt ihre Herrschaft nicht zur Volksherrschaft.

Dem Ideal der deutschen Sozialdemokratie entspricht dieses Regime sicherlich nicht; und noch weniger kann das parlamentarische Parteiregiment mit seiner Unterordnung unter das jeweilige Kabinetts und des Kabinetts unter den Premierminister — eine Tatsache, die heute in der diktatorischen Stellung des Herrn Lloyd George weithin sichtbar zum Ausdruck kommt — als Demokratisierung der Regierungsinstitutionen gelten. Für unsere Partei kommt aber zweifellos das parlamentarische System nur insofern und insofern in Betracht, als es unter bestimmten Umständen ein Mittel solcher Demokratisierung sein kann, nicht als Selbstzweck.

Zudem aber läßt sich das englische parlamentarische System in Deutschland gar nicht einführen, schon weil es allmählich aus ganz bestimmten Verhältnissen herausgewachsen ist, die in Deutschland fehlen. Aus dem Kampfe zweier miteinander ringender Parteien hervorgegangen, hat es das englische Parteiwesen, die Zweiparteiengliederung, zur notwendigen Voraussetzung. Dagegen mag eingewendet werden, daß außer den Liberalen und Konservativen auch im englischen Unterhaus noch zwei Parteien vorhanden sind: die irischen Nationalisten und die Arbeiterpartei. Aber tatsächlich bestätigt die Stellung dieser Parteien nur das Gesagte; denn Parnells ganze Taktik lief darauf hinaus, seine Partei zum steten Zünglein an der Waage zu gestalten und dadurch die beiden großen Parteien zu zwingen, entweder mit ihm zu paktieren oder die parlamentarische Regierungsform dem Bankrott auszuliefern. Unter John Redmonds glorreicher Leitung ist aber die irische Nationalistenpartei zu einem bloßen Anhängel des englischen Parlamentsliberalismus geworden, wie denn auch Herr Redmond in allem den Typus des englischen liberalen Advokaten repräsentiert, nur mit bestimmten irischen Nebeninteressen.

Und was von der irischen Partei gilt, das trifft noch in verstärktem Maße auf die englische Arbeiterpartei zu. Erstens spielt sie im englischen Unterhaus eine ganz nebensächliche Rolle, zweitens aber ist sie, wenn man von ein paar obstinaten Mitgliedern abieht, nichts als ein bloßer Schwanz der liberalen Partei, der sich streckt, ringelt und rollt, wie es die liberalen Öänner verlangen. Selbst zur Zeit ihres größten Aufschwunges, nach den Wahlen im Jahre 1906, brachte es die Arbeiterpartei im Parlament nur auf 56 Abgeordnete unter 670, also auf ungefähr 8 Prozent der Gesamtzahl (heute sind es, wenn ich nicht irre, nur noch 38 oder 39). Von diesen 56 waren aber 26 von den Liberalen aufgestellt und gewählt, standen also in deren Diensten, und die übrigen 30 waren ebenfalls größtenteils Sozialliberale, die in den meisten politischen Fragen der liberalen Parteiführung folgten.

Aberdies ist noch recht zweifelhaft, was das englische Regierungssystem in der kommenden Zeit der Sozialisierung des Staatsorganismus, der staatssozialistischen Organisation, zu leisten vermag. Es ist, wie schon gesagt, gleich der individualistischen englischen Staatsauffassung das Produkt einer bestimmten sozialen Entwicklungsepoche, die man am besten mit einem Marxschen Wort als die Zeit der Herausbildung einer »Gesellschaft freier Warenproduzenten« bezeichnet. Schon während der Kriegszeit hat es mannigfache Durchbrechungen seiner Traditionen und Usancen erfahren, und neue werden sicherlich folgen.

Wir sollten daher gewissen im liberalen Individualismus und in der Manchestertheorie befangenen Liberalen die Schwärmerei für das parlamentarische Regierungssystem Englands als angemessene Beschäftigung überlassen. Viel wichtiger ist, daß wir endlich, wie Genosse Renner in seinem interessanten Buche über »Marxismus, Krieg und Internationale« sagt, uns daran machen, die staats-theoretischen Bruchstücke zusammenzutragen, die uns Marx hinterlassen hat, »die fehlenden Zwischenglieder zu ergänzen, durch eigene Studien das Ganze zum System auszubauen und uns so eine marxistische Staats- und Rechtslehre zu schaffen«.

Die russische sozialistische Tagespresse in der Revolution.¹

Von N. E. Verow.

Revolutionäre Zeiten gebären eine revolutionäre Zeitungsliteratur. Wie einst in Frankreich nach dem Bastillensturm eine mächtige revolutionäre Presse aufschloß, so folgten auch in Rußland dem Sturze des Zarentums alsbald zahlreiche Zeitungsgründungen — noch weit mehr als im revolutionären Frankreich des Jahres 1789; denn seitdem ist die Presse zur ersten Weltmacht geworden. Sah sich der russische sozialistische Leser vorher, da die wenigen sozialistischen Blätter alsbald nach Kriegsausbruch unterdrückt wurden, fast ausschließlich auf die große bürgerliche Presse angewiesen, die größtenteils mit einem jeder Beschreibung spottenden Zynismus die Leidenschaften aufpeitschte, so steht ihm heute eine reiche Auswahl sozialistischer Tageszeitungen verschiedener politischer Färbung zur Verfügung.

Eines ist allen diesen Blättern nachzurühmen: der durchaus ernste Inhalt. Konzessionen an oberflächliche Leser werden nicht gemacht. Höchstens daß hier und da eine kleine politische Satire in Versen oder in Prosa für etwas Humor sorgt. Sensationelle Schilderungen von Mordgeschichten oder sonstigen Kriminalverbrechen »mit Illustrationen«, wie man sie beispielsweise in der »Humanité« findet oder doch vor dem Kriege finden konnte, kennt man in der russischen sozialistischen Presse nicht. Vor mir liegen ein paar Nummern des »Daily Citizen«, der einzigen, inzwischen eingegangenen sozialdemokratischen Tageszeitung Englands. Gleich auf der ersten Seite der Nummer vom 20. Juli 1914 befindet sich das Bildnis des Rekord-Kricketspielers Dr. W. G. Grace, der damals seinen 66. Geburtstag feierte. Auf der zweiten Seite der gleichen Nummer sind die vier Schwestern Bradley in Brauttracht abgebildet, wobei auf die Seite 5 des Blattes verwiesen wird, die einen genauen Bericht über die Hochzeit der vier Damen enthält. Jede der anderen Zeitungsnummern enthält ähnliche aktuelle Harmlosigkeiten. In einem russischen sozialistischen Blatt sind derartige Veröffentlichungen einfach undenkbar. Chronik und Lokalnachrichten finden kaum Erwähnung. Vom Standpunkt der Abonnentengewinnung mag der geradezu asketische Ernst der russischen Parteipresse unvoreteilhaft sein, unter jedem anderen Gesichtspunkt ist er nur zu begrüßen, und es ist doppelt erfreulich, daß diese Presse dennoch eine so gewaltige Verbreitung und solchen Anklang findet.

Einen breiten Raum nehmen in diesen Blättern die Berichte über die verschiedenen Konferenzen, Sitzungen, Kongresse ein. Auch die Berichte über Lohnbewegungen, Streiks, über alle Vorgänge in der gewerkschaftlichen und konsumgenossenschaftlichen Bewegung beanspruchen viel Platz. Dagegen treten die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen ziemlich zurück. Vielfach

¹ Der folgende Aufsatz ist der Redaktion schon vor der neuesten Phase der russischen Revolution, der Erhebung der mit dem linken Flügel der Sozialisten-Revolutionäre (der Tschernow-Gruppe) verbündeten Bolschewikipartei, zugegangen. Voraussichtlich wird diese Erhebung zur Folge haben, daß die Zahl der bolschewistischen Blätter sich in nächster Zeit um einige weitere vermehrt, doch dürfte sich an dem Charakter und der Tendenz der sozialistischen Presse Rußlands kaum viel ändern, wenn auch wahrscheinlich die Gegensätze zwischen einzelnen sozialistischen Gruppen sich noch schärfer zuspitzen werden.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

sind in Anbetracht der Wichtigkeit der faktischen und sonstigen Probleme, die die russischen Genossen gegenwärtig beschäftigen, die Spalten mit Artikeln polemischen Charakters angefüllt. Die Formen, in denen solche strittige Fragen ausgefragt werden, sind, wie anderswo, nicht immer erfreulich. Man muß aber berücksichtigen, daß die Genossen, die heute im brodelnden Gefenkeß des russischen politischen Getriebes tätig sind, eine ungeheure Verantwortung und Last auf ihren Schultern zu tragen haben. Hinzu kommt, daß die bürgerliche Presse alle ihre Künste spielen läßt, um bestehende Gegensätze durch gegenseitige Verhehung zu vertiefen.

Von den sozialistischen Tagesblättern ist in erster Linie zu nennen die »Izwestija Petrogradskago Sowjeta Rabotščich i Soldatskich Deputatow« (Mitteilungsblatt des Petersburger Arbeiter- und Soldatendelegiertenrats). Das Blatt vertritt die Politik des zentralen Exekutivkomitees der Arbeiter- und Soldatenräte und kann im allgemeinen als Sprachrohr der Anschauungen Tschcheidts, Zeretellis und Skobelews gelten. Neben dem vorerwähnten Mitteilungsblatt wird vom Exekutivkomitee des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats noch die »Golos Soldata« (Die Stimme des Soldaten) herausgegeben. Das Gegenstück für Moskau ist »Soldat-Graschnin« (Bürger und Soldat). Ähnliche Mitteilungsblätter der Arbeiter- und Soldatenräte bestehen in allen größeren und auch in einer ganzen Reihe kleinerer Städte.

Von den Blättern der Menschewiki seien genannt an erster Stelle die »Rabotščaja Gaseta« (Arbeiterzeitung) in Petersburg, der »Wperjod« (Vorwärts) und der »Proletarij« (Der Proletarier) in Moskau, ferner »Rabotščije Djelo« (Die Sache der Arbeiter) in Kowno a. Don und andere mehr. Als Hauptmitarbeiter an der Presse der Menschewiki sind zu nennen: P. B. Agelrod, F. J. Dan (Gurwitsch), W. Gorew, P. Kolochnikow, W. Perewersew, N. Tscherewanin, W. Woitinski.

Den Menschewiki-Internationalisten A. Jermanski, L. Martow, A. Martynow — um nur einige der bekanntesten zu nennen — steht meines Wissens vorläufig noch keine Tageszeitung zur Verfügung. Sie vertreten ihre Anschauungen vornehmlich in einer eigenen Wochenschrift.

Die Bolschewiki gaben zunächst die »Prawda« (Die Wahrheit), »Soldatskaja Prawda« (Die Soldatenwahrheit) und »Okopnaja Prawda« (Die Wahrheit im Schützengraben) heraus. Nach den Juliunruhen wurden die genannten Blätter von der Regierung unterdrückt. Statt ihrer erscheint jetzt die Tageszeitung »Rabotšči putj« (Der Weg der Arbeiter). In Moskau geben die Bolschewiki die Blätter »Priboi« (Die Brandung) und »Sozialdemokrat« (Der Sozialdemokrat) heraus. Ein den Bolschewiki gehöriges Blatt gleichen Namens erscheint auch in Charkow. Von den bedeutendsten Mitarbeitern sind zu nennen J. Kamenew, Lenin, Lunatscharski, J. M. Steklow (Nachamkes), L. Trozki. In neuester Zeit haben die Bolschewiki zur Agitation unter der revolutionären Bauernschaft mehrere Bauernblätter gegründet, darunter ein täglich in Moskau erscheinendes Blatt, die »Krestjanskaja Prawda« (Bauern-Wahrheit).

Als halbe Lenin-Leute bezeichnet Plechanow die Mitarbeiter des Gorkischen Blattes »Nowaja Schisn« (Neues Leben), an dem neben Gorki W. Alilow, Basarow, A. Bogdanow, J. Goldenberg, N. Esuchanow mitarbeiten.

Als »Organ der sozialistischen Denkweise« bezeichnet sich der »Djenj« (Der Tag) mit A. N. Potressow, St. Iwanowitsch, W. Kantorowitsch, S. Kli-

wanski an der Spitze, die auf dem äußersten rechten Flügel der Menschewiki stehen.

Die Hervé'sche »Victoire« hat ihr sozialdemokratisches Gegenstück in der Plechanowschen »Jedinstwo« (Einigkeit), von deren Mitarbeitern außer Plechanow Alexinski, Leo Deutsch, N. J. Jordanski, J. W. Raglin-Jarzew, Rappailow-Tschernow zu nennen sind.

Ein besonderes Organisationsgeschick auf dem Zeitungsgebiet beweisen die Sozialisten-Revolutionäre. Bereits im Mai verfügten sie über Duzende von Zeitungen im ganzen Reiche, darunter eine große Anzahl Bauernblätter. Als die bedeutendsten sind zu nennen in Petersburg das Blatt »Semlja i Wolja« (Land und Freiheit) und »Djelo Naroda« (Die Sache des Volkes), an dem neben V. M. Tschernow, dem kürzlich zurückgetretenen Landwirtschaftsminister, W. W. Lunkewitsch, S. D. Mstislawski, N. S. Ruffanow und M. W. Wischnjak mitarbeiten. Beide Blätter vertreten die Anschauungen des linken Flügels der Partei. Der rechte Flügel gibt in Petersburg das Blatt »Wolja Naroda« (Der Wille des Volkes) heraus. Zu den wichtigsten Mitarbeitern gehören A. A. Argunow, die greise E. K. Breschko-Breschkowskaja, die »Großmutter der Revolution«, ferner S. S. Maslow, E. Stalinski, P. A. Wischajew. Besonders zahlreich begegnet man dem Zeitungskittel »Semlja i Wolja« (Land und Freiheit), dem alten Kampfruf der Partei der Sozialisten-Revolutionäre. Von größerer Bedeutung ist auch das dem rechten Flügel angehörige, in Moskau erscheinende Blatt des alten S. Minor »Trud« (Die Arbeit).

Als Sprachrohr der Volkssozialisten kann »Swobodnaja Rossija« (Das freie Rußland) gelten mit Peschchonow, W. Wodowosow, W. Mjakotin als Mitarbeitern.

Endlich sei noch der Zeitung »Mlastj Naroda« (Die Macht des Volkes) Erwähnung getan, an der die in der konsumgenossenschaftlichen Bewegung tätigen Genossen wie A. M. Berkenheim, A. W. Merkulow, N. W. Tschai-kowski und Frau E. D. Kuschow regen Anteil haben. Der politische Charakter des Blattes wird durch die Mitarbeit Plechanows und Potressows gekennzeichnet.

Der weitaus größte Teil der Blätter wird von den Parteiorganisationen herausgegeben, nur ganz vereinzelt sind sie, wie »Nowaja Schisn« oder »Djenj«, in Privathänden. Zahlreiche Blätter besitzen bereits eigene Druckereien. »Djelo Naroda« wird — welche Fügung des Schicksals! — in der Druckerei des Innenministeriums, »Semlja i Wolja« in der Senatsdruckerei hergestellt. Ingerade hat die Parteipresse mit vereinzelt Ausnahmen recht selten. Es ist in Rußland noch schwieriger als anderswo, auf diesem Gebiet mit den bewährten Inseratenplantagen zu konkurrieren. Die russischen Firmen inserieren vielfach aus Furcht, es mit ihrer bürgerlichen Kundschaft zu verderben, nicht in der sozialistischen Presse.

Vor dem Sturze des alten Regimes war, wie schon erwähnt, die sozialistische Leserschaft fast ausschließlich auf die bürgerliche Presse angewiesen, die im Ausland erscheinenden russisch-sozialistischen Blätter gelangten meist nur in wenigen vereinzelt Exemplaren nach Rußland; die bürgerlichen Zeitungen aber gaben nur ein verzerrtes und entstelltes Bild von der Stellungnahme der russischen Sozialisten zum Kriege wieder, indem sie Alexinski, Burzew, Plechanow als die einzig wahren russischen Sozialisten priesen,

deren Zuschriften, Artikeln, Aufrufen sie einen breiten Raum gewährten, während sie die gegensätzlichen Anschauungen geflissentlich verschwiegen oder aus Gründen der Zensur verschweigen mußten. Nur die von Zensurlücken strotzenden Dumaberichte ließen die Leser vermuten, daß zum mindesten die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei und der Gruppe der Werktätigen (Trudowiki) Auffassungen vertraten, die von den heftigsten Tiraden der bürgerlichen Pressorgane erheblich abwichen und dem Empfinden und Sehnen weiter Volkskreise ungleich mehr entsprachen.

Die Unterdrückung der Arbeiterpresse hat jedoch nicht vermocht, die sozialdemokratische Arbeiterschaft ihren Idealen zu entfremden. Im Gegenteil. Die Grauen und Leiden des Krieges stärkten und vertieften das sozialistische Fühlen und Denken in den Kreisen der Arbeiter, und als der Zarismus gestürzt war, hatten die Kriegsergebnisse in Rußland bereits in günstigstem Sinne für die Verbreitung der sozialistischen Presse vorgearbeitet.

Wie weit auch sonst die Auffassungen innerhalb der sozialistischen Parteien und Gruppen über die zu befolgende Taktik, Ziel und Zweck der Revolution, über Krieg und Frieden auseinandergehen, in der Überzeugung von der absoluten Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses aus politischen und allgemeinhenslichen Gründen sind sich alle einig — bis auf die einflußlose Gruppe Plechanows.

Das Rostow-Nachitschewaner Mitteilungsblatt des Arbeiter- und Soldatenrats schrieb in einer Zurückweisung der Kriegsinteressenten: »Die Händler, Industriellen und Großgrundbesitzer erwiesen sich als die besten 'Patrioten', und als alle schon müde, erschöpft, ruiniert waren, bewahrten sie allein die Kraft, ohne Zaudern das Leben der Bauern und Arbeiter zu opfern, um auf diese Weise allmählich zu dem leidenschaftlich herbeigesehnten siegreichen Ende zu gelangen.«

Es ist noch in aller Gedächtnis, wie die Ententeregierungen und auch viele der bekanntesten führenden Ententesozialisten, erschreckt über den stürmischen Ruf der russischen Genossen und weiter russischer Volkskreise nach der Herbeiführung eines Friedens ohne Annexionen und Kriegsentfälschungen, auf die russische revolutionäre Demokratie mit allen Mitteln der Drohung und der Überredung einzuwirken suchten. Die englische Regierung tat ihr möglichstes, um die im Ausland befindlichen sozialistischen Führer und Schriftsteller, die den Regierungen beider Mächtegruppen gleich kühl und kritisch gegenüberstanden, an der Rückkehr nach der Heimat zu hindern.

Den französischen und englischen Genossen, die die gefährvolle und beschwerliche Reise nach Rußland nicht scheuten, um die Russen von der Notwendigkeit eines sogenannten Kampfes bis zum siegreichen Ende zu überzeugen, antwortete Minors Zeitung »Trud«: »Nach einem Siege gibt es keine Brüder, die Streit miteinander gehabt haben, nach einem Siege gibt es nur Sieger und Besiegte, die von Rache träumen. Um über den Frieden erst nach dem Siege zu beratschlagen, braucht man nicht Sozialist zu sein!«

Daß die Ententeregierungen versuchen würden, auf Rußland eine Presfion auszuüben, mußte von vornherein jedem einsichtigen Russen klar sein, und es wäre überraschend gewesen, wenn nach allem, was dieser Krieg gelehrt hat, ein russischer Genosse etwas anderes erwartet hätte. Es läßt sich aber leicht denken, mit welchen Gefühlen in russischen Parteikreisen das

folgende Telegramm an Tschaidse, das in der Zeitung »Djenj« vom 4. Mai veröffentlicht wurde, aufgenommen worden ist:

Ehre den Sozialisten, die den Weg zur Schaffung einer herrlichen großen, freien Nation gehen. Saget Eurem Volke, daß die Verbündeten auf Leben und Tod mit Euch verbunden sind. Sollten aber die Irregegangenen unter Euch weder Eure Pflicht noch Eure Würde oder Euer eigenes Interesse erkennen und dahin gelangen, die Verbündeten durch einen Sonderfrieden zu verraten, so würden wir dann in den Russen unsere schlimmsten Feinde sehen — und das würde Rußlands Ende bedeuten. Um unsererseits zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen, würden wir Petersburg und Moskau den Deutschen überlassen. Japan würde von dem ganzen Asiatischen Rußland Besitz ergreifen. Wir würden Odessa annektieren lassen, um Serbien dafür wiederherzustellen. Wir würden die Schweden Finnland erobern lassen usw. Aber wir sind noch nicht so weit und hoffen, Hand in Hand mit Euch bis zum Ende zu marschieren. Das muß man Euren Genossen zu verstehen geben, die verloren wären, wenn die Verbündeten Rußland blockieren und ihm die finanzielle Unterstützung versagen wollten. Mit Gruß Jean de Brouckère.

Es ist kein Wunder, wenn die Verbündeten Rußlands in der russischen sozialistischen Presse aller Schattierungen — mit Ausnahme der »Jedinstwo« natürlich — meist nur noch spöttisch die »Verbündeten« genannt werden und wenn es oft in den Kreisen der russischen Genossen heißt: »Gott schütze uns vor unseren Freunden.« Als es den »teuren« Verbündeten gelungen war, die Stockholmer Konferenz zum Scheitern zu bringen, schrieb Tschernows »Djelo Naroda«:

Solange die Mehrheit der englischen und französischen Genossen nicht imstande sein wird, vollkommen leidenschaftslos und ruhig die Politik ihrer eigenen Regierungen zu bewerten und sich von der Idealisierung der eigenen Kriegsziele zu befreien, wird der internationale Kampf für den Frieden hoffnungslos gehemmt sein.

Und als sich Lloyd George Henderson gegenüber auf ein Telegramm Krenskis berief, das dieser energisch bestritt, niemals abgesandt zu haben, wies »Nowaja Sibir« treffend nach, daß einer der beteiligten Staatsmänner gelogen haben mußte und daß diesmal der Lügner nicht auf russischer Seite zu suchen wäre. Unter dem Drucke des beleidigten Mr. Buchanan schuf darauf die provisorische Regierung ein Gesetz, durch das der russischen Presse ein Maulkorb umgehängt wurde, wogegen sich selbst Potressow wandte. Daß die Erbitterung gegen die verbündeten imperialistischen Regierungen in den russischen Parteikreisen stetig zunimmt und in der Parteipresse ihren Ausdruck findet, ist in erster Linie auf das Verhalten dieser Regierungen in der Friedensfrage zurückzuführen. Sogar die »Birshewnja Wjedomosti«, die morgens und abends die Verdienste der Verbündeten um Rußland rühmen, brachten kürzlich eine vielsagende Karikatur, die darstellen sollte, wie wohl demnächst die Vertreter der verbündeten Staaten durch die Straßen Petersburgs fahren müssen werden: in einem mit Maschinengewehren ausgerüsteten Wagen.

Die verdienstvollen Bemühungen der russischen revolutionären Demokratie und der russischen sozialistischen Presse um das Zustandekommen der Stockholmer Konferenz sind bisher leider gescheitert. Sie werden indes mit Energie fortgesetzt. Schon vor Monaten schrieb Gorki, die Anarchie hätte das innere Leiden Rußlands in eine Hautkrankheit verwandelt. Inzwischen hat diese Hautkrankheit einen so besorgnisserregenden Verlauf genommen,

daß schnelle Behandlung und Heilung not tut — die einzig und allein im Frieden erfolgreich durchgeführt werden kann.²

Es gibt freilich auch in der russischen Partei zwei Gruppen, die nicht mit den »Scheidemännern« sich an einen Tisch setzen wollen: die Bolschewiki und die Plechanow-Leute. Als Franz Mehring in einem an Tschaidse gerichteten Telegramm die russischen Genossen warnte, mit den Vertretern der deutschen Mehrheit in Stockholm zusammenzukommen, fand er den Beifall des Moskauer »Sozialdemokrat«, der im Anschluß an die Mehring'sche Kundgebung schrieb: »Jedem das Seine: Tschaidse wird sich mit Scheidemann, wir werden uns mit Karl Liebknecht einigen.« Monate sind seitdem vergangen. Ich hoffe, daß die Bolschewiki trotz aller grundsätzlichen Verschiedenheit der Anschauungen jetzt diese Haltung nicht mehr aufrechterhalten, um so mehr, als die Weltgeschichte vorläufig noch nicht die von ihnen erhoffte Entwicklung genommen hat und sie sich überzeugen haben werden, daß es ein Unfug sondergleichen ist, die deutsche Parteimehrheit mit der französischen und englischen einfach zu identifizieren, nur weil beides Mehrheiten sind. Sie werden sich der Erwägung nicht verschließen können, daß es die Pflicht aller Sozialisten hüben wie drüben ist, sich, wenn es sein muß, um den Preis des Friedens selbst mit dem Teufel an einen Tisch zu setzen.

Wen die Sozialisten bei künftigen internationalen Besprechungen wohl missen werden müssen, ist Plechanow. Der Krieg hat ihn völlig gewandelt. Einst gehörte er zu jenen, für die Vandervelde nur ein bürgerlicher Wirrkopf, ein »Herr Vandervelde« war; nun feiert er in ihm einen der größten, klarsten und wahrsten Sozialdemokraten. Als Vandervelde nach Petersburg kam und es für zweckmäßig hielt, den im Volkshaus versammelten Arbeitern zu erzählen, daß er vor seiner Abreise aus London einen Strauß roter Rosen am Grabe von Karl Marx niedergelegt hätte, war »Jedinstwo« entzückt über den auf diese Art bekundeten »Marxismus« und über die so sinnig zum Ausdruck gebrachte tiefe Trauer »über den Ruin des Stolzes, des Ruhmes der Internationale: der deutschen Sozialdemokratie«. Plechanow, der Kadettenfresser der früheren Jahre, schwärmt heute geradezu für die Kadetten und wiffert in den Kreisen der Parteigenossen überall Landesverräter und deutsche Agenten.

Auch er will sich selbstverständlich mit Scheidemann nicht an einen Tisch setzen und beruft sich hierbei auf einen — Papagei, den einmal der verstorbene Rochefort in seiner »Lanterne« vorgeführt hat. Dieser Vogel hatte 1848 so viel Hochrufe auf die Republik vernommen, daß er sich die Worte fest eingeprägt hatte und auch dann die Republik hochleben ließ, als das zweite Kaiserreich längst an die Stelle der zweiten Republik getreten war. Da auch Plechanow sich darüber klar ist, daß der Papagei höchstwahrscheinlich nicht gewußt haben wird, weshalb und warum die Republik eigentlich hochleben soll, kommt er zu dem richtigen Schlusse, daß die Republik den freundlichen Wunsch des bunten Vogels nicht dem Verstand, sondern dem Gedächtnis dieses Federviehs zu verdanken hatte. Statt nun die frappante Ähnlichkeit zwischen dem republikanischen Vogel und dem eigenen Blatte zu erkennen, an dessen Kopfe tagtäglich zu lesen steht: »Proletarier aller Länder, vereinigt

² Die Lage hat sich inzwischen so zugespielt, daß kürzlich G. Lejnowski den Mut fand, in »Djelo Naroda« die eventuelle Notwendigkeit für Rußland, einen Sonderfrieden zu schließen, zu begründen.

Euch!«, während Plechanow und Genossen andauernd bemüht sind, eine solche Vereinigung zu hintertreiben, sucht er die Ähnlichkeit bei Scheidemann und behauptet, dieser und das deutsche Proletariat hätten es abgelehnt, sich der Ausnutzung fremder Proletarier zu widersehen; sie seien daher aus dem internationalen Lager der Ausgebeuteten in das der Ausbeuter übergegangen. Ich weiß nicht, wie Genosse Scheidemann denkt. Ich hoffe aber, daß er, um der großen Sache willen, nicht einen Moment zaudern würde, wenn es sein müßte, selbst mit dem Plechanow von heute zu verhandeln.

Zwei Kriegsromane.

Von L. Lessen.

Kriegsromane sind in den letzten drei Jahren in schier erdrückender Fülle erschienen. Die Romanschreiber nutzten, wie andere Kriegslieferanten, die Konjunktur aus. Der Boden für eine neue Art Schundliteratur war bereitet; man brauchte in der Tagespresse nur die Abhandlungen der Kriegsberichterstatter zu lesen und hatte den Hintergrund für sein episches Gemälde schon fertig: die Fahnen flatterten, die Propeller der Flugmaschinen surrten, die Geschosse der Zweiundvierziger knackten die stärksten Festungen entzwei, die Begeisterung rauchte; dann noch ein bißel Kriegsstrauung, schwere Verstimmlung, Lazarettflirt oder romantischer Heldentod, und der Roman war fertig. Was von dieser oder einer ähnlich gehaltenen Schablone abwich, kam nur ganz selten auf den Büchermarkt. Selbst namhafte Autoren gingen unter die Schablonenzeichner. Die große und schwere Zeit hatte nur recht vereinzelt berufene Kündler ihrer Hoffnungen und Nöte gefunden. Dichter, die mit ungeprüften Augen in das Herz des Volkes hineinzuschauen vermochten, die frei von Voreingenommenheiten die jeweilige Situation im Wandel der Kriegsjahre betrachteten, fehlten eigentlich lange Zeit hindurch gänzlich; die chauvinistische Note überwucherte meist überall die soziale; die Schilderung des äußeren Geschehens erstickte jegliche dichterische Entfaltungsmöglichkeit für das innere Geschehen.

Und doch zeitigte gerade die lange Dauer des Krieges eine wachsende Verinnerlichung, die jedem Beobachter der Volksseele auffallen mußte. Diese dichterische Beobachtungsfähigkeit ist es in erster Linie, was uns veranlaßt, auf zwei kürzlich erschienenene Kriegsromane¹ ganz besonders hinzuweisen. Beide Romane kombinieren keine großen, verwickelten Handlungen, sondern schildern Zustände, wie sie die Gegenwart Tag um Tag meistelt. Ganz fern grollt in beiden Büchern der Krieg. Wir erleben keine Sturmangriffe, brauchen unsere Ohren nicht vom Lärm eines Artillerieduells umdröhnen zu lassen. Nur ganz gelegentlich bekommen wir von dem Inhalt eines Feldpostbriefes zu hören, wird uns ein Urlauber vorgeführt, geben uns ein paar knappe Worte die ungeschmückte Kunde von einem neuen Siege. Und doch erleben wir den Krieg! Wir erleben ihn an den Daheimgebliebenen, die sich in Angst und Sorge um ihre im Felde befindlichen Angehörigen verzehren,

¹ Valentin Traudt, »Die Winkelbürger« (Preis geheftet 4 Mark, gebunden 5,50 Mark) und Klara Wiebig, »Töchter der Hekuba« (Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6,50 Mark); beide verlegt bei Egon Fleischel & Co. in Berlin.

die sich aufreiben in verdoppelter Arbeit, in unzureichender Nahrung, in Mangel an Kleidung und Kohlen.

Wie eine Anklage unserer inneren Zustände murrte es durch die Kapitel beider Bücher, nur ganz spärlich Lichtblicke in bessere Zeiten gewährend. Nichts von dem scheint vergessen zu sein, was wir, die wir in den Städten wohnen, nun Jahr und Tag schon erleben: die Brotpolonäsen, die Ferkelnot, die ganzen Schattenseiten der amtlichen Höchstpreise und des Markensystems. Wir schauen in einen Spiegel, der die harte Gegenwart uns haarscharf und ungeschminkt zurückwirft. Wir sehen alle schlechten Leidenschaften und Instinkte im Menschen wachsen und das vorhandene Gute überwuchern; nur einige ganz wenige Ausnahmen werden uns vorgeführt. Diese Lebensechtheit fesselt, ihre Schilderung hält uns in ihrem Bann. Das Wahre, das in erster Linie beide Romane stempelt und adelt, ergreift uns, schärft unsere Augen, läutert unser Empfinden. Und das ist, will uns scheinen, das Große an den beiden Romandichtern, daß sie es wagten, wahr zu sein, daß sie der allgemeinen Verführung nicht erlagen, daß sie den Kunstwert ihrer Schöpfungen sichtlich höher ansetzten als den Kaufwert, als die Absatzmöglichkeit ihrer Bücher.

Und noch eins kommt hinzu, was den beiden Romanbänden eine besondere Stellung zuweist: sie ergänzen einander. Traudts »Winkelbürger« erleben den Krieg in der noch kaum so zu nennenden Großstadt draußen in der Provinz. Klara Viebigs »Töchter der Hekuba« sind in einem Vorort Berlins erschaut. Der Krieg faßt die Riesenstadt mit ganz anderen Pranken, als er die Provinzstadt zu fassen vermag, wo das Ländliche und Städtische schmiegsamer ineinander übergehen. So sind denn — ganz abgesehen von der Schreibart und dem Schilderungsvermögen der Dichter — auch die Menschen in beiden Büchern ganz andere: bei Traudt versonnener, in sich selbst eingesponnener, bei der Viebig mehr aufeinander angewiesen, leichter in den Tag hineinlebend, massengewohnter. Die Schilderung ist in beiden Romanen gewählt-nüchtern, alles Beiwerk ist vermieden, jeglicher Glendmalerei mit sichtlichem Bestreben aus dem Wege gegangen, mag die Kriegsnot den einzelnen Personen auch noch so hart auf den Leib rücken.

Und die seelischen und leiblichen Kriegsnöte bekommen namentlich die kleinen Leute aus der Käfergasse in Traudts »Winkelbürgern« gründlich zu spüren: der Drechsler Haube, der Schuster Hilker, der Ofenseher Weiß, der Schneider Hessler, der Pensionär Walzer, das alte Lenchen und die vielen, vielen anderen. Denn so klein auch die Gasse ist, deren Bewohner der Dichter schildert, er führt uns einen stattlichen Trupp Menschen vor: Männer und Frauen, Alte und Junge. Alle sind sie verschieden, nichts Schlechtes und Verkommenes darunter, jeder jedoch ausgestattet mit einem Bündelchen menschlicher Schwächen, die ihm die Eigenheit und Versonnenheit der Gasse, in der er haust, tragen und mildern hilft.

Mit dem Tage des Kriegsbeginns setzt Traudts Roman ein. Helle Begeisterung wechselt mit hilfloser Ratlosigkeit. Der einzig Aufrechte inmitten des wogenden Zeitgetriebes bleibt der alte Lehrer Bremer, die Hauptfigur der Handlung, bei dem sich die ins Feld Rückenden ebenso wie die Dahergebliebenen Rat holen. Einer nach dem anderen muß von den männlichen Bewohnern der Käfergasse fort: die gedienten Soldaten zuerst, dann die Kriegsfreiwilligen, dann der alte, ungediente Landsturm. Die ersten Ge-

fangenen werden eingebracht, die ersten Siege verkündet. Dann wachsen die ersten Lebensmittelbeschränkungen empor, den Beschränkungen folgt der Mangel, und Hand in Hand mit dem Mangel schreitet die rapide anwachsende Teuerung. Nachrichten aus dem Felde fliegen in dieses Elend hinein: da und dort ist einer aus der Käfergasse gefallen, einer verstümmelt worden. Mit großer Eindringlichkeit, mit vieler Sorgfalt und warmherziger Menschenliebe ist alles geschildert; fein und farbenreich ausgepinself sind die einzelnen Situationen. Dem Elend wird nach Kräften gesteuert. Ein im Felde als Hauptmann stehender adliger Sonderling, ein reicher, menschenfreundlicher Mann, der sich vor Kriegsbeginn in das trauliche Häusergewinkel der Käfergasse zurückgezogen hatte, lindert mit namhaften Geldbeträgen, die der Lehrer Bremer verwaltet, die größte Not der Gassenbewohner. Als echter Romanheld darf der Hauptmann natürlich nicht ohne Belohnung — wohl das Schwächlichste an dem ganzen Buche — ausgehen: er findet das Herz seiner Gattin wieder, von der er sich getrennt hatte, begründet mit dieser gemeinsam auf ihrem großen Gut eine Siedlung für Kriegsbeschädigte und Stadtmüde, auf der sich auch zahlreiche Leute aus der Käfergasse, die den weitgesteckten Bauplänen der sich ständig dehnenenden Stadt weichen muß, ein Heim gründen.

Bis auf die beiden Ubligen, die dem Gedankenkreis des Dichters sichtlich fernstehen und daher ein wenig gekünstelt und konstruiert anmuten, sprudelt alles in dem Buche von Daseinswahrheit und Lebensechtheit. Scharfumrissen stehen alle Gestalten da. Klar und eindringlich sind die Geschehnisse aneinandergereiht, lebendig fügt sich Bild an Bild. Mit einer gewissen Bedachtsamkeit schildert der Dichter, ohne dabei in den Fehler allzu weitgesteckter epischer Breite zu verfallen; mit realistischer Treue, die den Dialekt festhält, wo sie ihn gut gebrauchen kann, arbeitet er; und dennoch ist alles mit Dichteraugen erschaut, mit angeborener Herzensgüte empfunden, mit Freude am Erleben erzählt. Form und Inhalt durchdringen, ähnlich wie bei Alfred Bock, dem Stammverwandten, und Wilhelm Holzamer, mit denen Traudt manches gemeinsam hat, in diesem Buche einander zu einem Kunstwerk, das im besten Sinne des Wortes als Heimatkunst angesprochen werden kann. Und diese Heimatkunst ist in dem vorliegenden Roman noch dazu ein wuchtiges Zeitdokument geworden, wie nur wenige in diesen Tagen gewachsen sind.

Als Zeitdokument von bleibendem Wert ist auch Klara Wiebig's Roman »Töchter der Hekuba« anzusprechen. Das Motiv, das diese bekannte und berufene Dichterin in ihrem neuen Roman abhandelt, kennzeichnet sie selbst am besten: »Da saßen sie nun alle — wohin sie blickte: Frauen, Frauen — ach Gott, sie hatte gar nicht gewußt, daß es so viele Frauen gab —, und dachten an nichts anderes, sprachen nichts anderes als: Krieg, Krieg. Und mußten doch den Tag hinleben im Kleinkram ihres Daseins und sich heimlich verzehren bei Tag und bei Nacht in der Sorge um die draußen.« Ein Kranz mehr oder weniger eng miteinander in Berührung stehender Frauenschicksale wird aufgereiht: hangende und leichtlebige, Gattinnen, Mütter und Bräute, gesellschaftlich und im Gefühlsleben weit voneinander geschiedene Frauen, und dennoch einander genähert, ja innerlich gleich gemacht durch das furchtbare Kriegserleben.

Klara Wiebig's Roman setzt in seinem Geschehen nicht mit dem Kriegsbeginn ein. Ein Jahr lang hat der graufige Weltenbrand bereits gelodert.

Viele Frauen sind schon Witwen, viele Kinder Waisen geworden. So bangt auch Frau Bertholdi, eine vornehm und überaus sympathisch gezeichnete Angehörige der besseren Stände, um das Schicksal ihrer beiden Söhne. Viel gäbe sie drum, wenn sie die innerliche Kraft ihrer Nachbarin, der Frau Krüger, besäße. Die ist eine Altangesehene in dem halbländlichen Vorort, eine Kleinbäuerin, wie Klara Wiebig sie häufig und gern in ihren Romanen zeichnet. Alles an ihr ist kernig, derb, fest, stark. Seit der Schlacht von Digmuiden hat sie nichts von ihrem Einzigen, dem sie die Ehe mit einem armen Mädchen verwehrt, gehört. Nun wähnt sie ihn in der Gefangenschaft. Nichts vermag sie von diesem Glauben loszureißen; auch nicht die Ungläubigkeit des verlassenen Mädchens, das die Alte in ihrer Herzensnot aufsucht und dessen Kind, ihr eigenes Enkelkind, sie liebgewinnt. Neben diese aufrechte, strebsame ledige Mutter hat die Dichterin die fein durchgearbeiteten Gestalten der leichtsinnigen schönen Minka, der Frau des Landsturmmannes Dombrowski, und der hysterischen Telephonistin Gretchen Dietrich gestellt, die dauernd von einem nichtvorhandenen feldgrauen Bräutigam phantasiert.

Je weiter der Krieg fortschreitet, desto höher steigt die Not der Großstadtbevölkerung. Alles, was uns an wirtschaftlichem Jammer die letzten Jahre brachten, durchleben wir in diesem starken Buche noch einmal. Wir hören die Anklagen und Verwünschungen murrender Soldatenfrauen, sehen die die strenge väterliche Hand entbehrende Jugend verwildern, hören von vornehmen Damen — wie die Generalin Voigt —, die durch Organisation des Lebensmittelmarktes den größten Schäden abhelfen wollen, sehen Hungerkrawalle aufflammen usw.

Über der Krieg selbst bleibt auch d i e s e m Buche fern. Nur hier und da ein kurzer, spärlicher Satz, ein einziger wuchtiger Name: Verdun, Somme, Bukarest, das Friedensangebot der Mittelmächte. Hier und da schneien Urlauber in die Szene hinein, wie die Söhne der Frau Bertholdi, deren Jüngster sich mit der flotten rheinischen Annemarie kriegsrauen läßt, deren Altfester sich in die Witwe des gefallenen italienischen Offiziers Rossi verliebt. Oder Stanislaus Dombrowski kehrt heim und ertappt seine Minka bei der Untreue. Wer viel mehr des Feldgrauen in dem Roman Klara Wiebig's finden wollte, würde sich vergebens Mühe machen. Das Heimafterleben des Krieges, das Kriegserleben der Frauen steht im Mittelpunkt des Buches. So klein und begrenzt auch der Ausschnitt des Lebens gewählt ist, den die Dichterin uns vorführt, so sehr mit menschlichen Vorzügen und Schwächen auch die Einzelfiguren ausgestattet sind — typisch ist dennoch jede in ihrer Art, und ein großer, ehrlicher Ernst steckt in dem Ganzen. Das aber stellt die »Töchter der Sekuba« den besten Werken der vielgelesenen und verdientermaßen gefeierten Dichterin ebenbürtig zur Seite. Ihr gesundes und starkes soziales Empfinden, das so laut in »Das tägliche Brot«, in »Eine Handvoll Erde« zu sprechen verstand, hat sie auch diesmal nicht verlassen und ihr Worte eingegeben, die man gern und mit Genugtuung liest.

Beide Bücher geben das gleiche: ein ehrlich geschautes, künstlerisch durchgearbeitetes Gegenwartsbild. Raunt durch die Seiten des Traudtschen Werkes mitunter eine fast lyrische Weichheit und Verträumtheit — die Altgassenstimmung der Provinzstadt —, so ist Klara Wiebig's Werk grau in grau getönt. Nichts in ihm ist beschönigt, nichts verschlimmert. Keinem Mißstand soll durch irgendein utopistisches Unternehmen abgeholfen werden. Die Per-

sonen und die Dinge sind geschildert, wie sie erlebt wurden. Fest mit ihrer Umgebung verwachsen sind alle diese Menschen. Da philosophiert keiner groß und gräbt nach Gründen, die ihm die Rätsel der Zeit erschließen sollen. Leichtsinzig oder pflichtbewußt, je nach Veranlagung, packt jedes sein Leben an, stark in der harten Zeit wurzelnd, die keine Sentimentalitäten aufkommen läßt.

So begrenzt der Ort der Handlung, so gestiebt die Zahl der Personen ist, so unbegrenzt und unermesslich wirkt der Diebische Roman. Er ist das tragische Kriegsepos eines ganzen Volkes, ist die Gegenwartstragödie der Frauen aller kriegsführenden Völker. Traudts Arbeit kommt aus dem engen Rahmen des Winkelgassenlebens nicht recht heraus, obwohl sie denselben kampfbewegten Hintergrund trägt wie der andere Roman. In der Provinzstadterzählung atmet alles, trotz Krieg und Not, eine gewisse beschauliche Behaglichkeit. Schilderung und Charakterzeichnung gehen ins Kleine, Peinliche, ohne dabei kleinlich zu werden. In dem Großstadtroman ist gewissermaßen alles nur großzügig skizziert, mit wenigen markanten Strichen in den Konturen hingeworfen, etwa wie es die graphische Art der Käte Kollwitz ist. Und doch wuchet diese Bildgebung zu einem packenden Kolossalgemälde zusammen, zu einem Sturmchoral klagenden Frauenjammers, den der furchtbarste aller Kriege über Menschenherzen gegossen.

So verschieden beide Romane auch in ihrem Aufbau und in ihrer künstlerischen Durchführung anmuten, in ihrer Wirkung bleiben sie sich gleich und ebenbürtig. Beide packen und fesseln den Leser, peitschen ihn auf die Höhen und in die Tiefen der Gegenwart, lassen Vergessenes ausleben, Kommendes ahnen, Anklagen gegen Mißstände erheben und vergeben, weil sich die menschlichen Schwächen niemals ganz aus der Welt schaffen lassen werden. Manches goldene Wort leuchtet da auf, gezeugt von Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und einem hohen sittlichen Ernst. Und diese Worte sind es nicht zum letzten, die beide Bücher doppelt lesenswert machen; so recht aus dem Leben der Gegenwart heraus sind sie ethisch, sozial und auch politisch gewachsen, daß wir mit einem solchen Wort, das in den »Winkelbürgern« der Landsturmmanu Greiner dem Lehrer Bremer schreibt, schließen möchten: »Wir haben uns so an Tod und Entbehrung gewöhnt, daß wir fast nichts mehr danach fragen. Uns liegt auch fast nichts mehr daran, wann's aufhört, wir fragen nur, was und wie wird's werden? Wir möchten doch nicht nur für Kriegswucherer, Spekulant und Volksbedrucker gelitten haben, sondern mit unseren Weibern und Kindern in einem sonnigen Staate leben, auch wenn es mühevoll wird. Unsere Angst ist die, daß wir die Lasten auch nachher zumeist schleppen sollen, äußerliche Lasten und Gedankenlasten. Zufrieden möchten wir sein können und sehen, daß sich alle bemühen für das Vaterland!«

Ein wichtiges Problem.

Von Wilhelm Kolb.

Die von den deutschen Eisenbahnverwaltungen am 18. Oktober dieses Jahres durchgeführte Verfeuerung des Schnellzugsverkehrs hat in allen Kreisen die größte Erbitterung hervorgerufen. Nach einer in der Presse verbreiteten Mitteilung ist beabsichtigt, in eine Nachprüfung des zurzeit von den deutschen Eisenbahnverwal-

tungen gefaßten Beschlusses einzutreten. Was nun auch immer das Resultat dieser Nachprüfung sein mag, so darf meines Erachtens die Angelegenheit damit nicht erledigt sein. Die in wilder Hast durchgeführte Maßregel der Verteuerung des Schnellzugsverkehrs hat einen der wundesten Punkte unserer bürokratischen Eisenbahnpolitik bloßgelegt, der im Trubel der allgemeinen, nur zu berechtigten Entrüstung leider nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden hat. Es ist das autokratische Selbstbestimmungsrecht der Eisenbahnbürokratie auf dem Gebiet des Tarifwesens. Während auf dem Gebiet der allgemeinen Staatsverwaltung die Bürokratie hinsichtlich der Einnahmen sowohl als der Ausgaben an das Bewilligungsrecht der Volksvertretung gebunden ist, kann die Eisenbahnbürokratie, wenigstens soweit die Einnahmen aus dem Eisenbahnverkehr in Betracht kommen, schaffen und walten, wie es ihr beliebt; sie kann die Tarife sowohl beim Personen- wie beim Güterverkehr herauf- oder heruntersetzen; sie kann überhaupt jede, auch die einschneidendsten Tarifmaßnahmen durchführen, ohne auch nur im mindesten durch die Volksvertretung daran gehindert werden zu können. Zwar besteht in allen deutschen Bundesstaaten ein sogenannter Eisenbahnrat; er hat aber keine beschließende, sondern nur beratende Stimme und spielt in Wirklichkeit keine andere Rolle als die einer Dekoration für die notdürftige Verhüllung einer Autokratie, die man im Rahmen unserer heutigen Staatsverwaltung nicht mehr für möglich halten sollte.

Diese Tatsache ist um so beachtenswerter, als es sich bei der Eisenbahnverwaltung um einen Zweig der Staatsverwaltung handelt, dessen volkswirtschaftliche und finanzielle Bedeutung fortgesetzt zunimmt. Die Einnahmen aus dem Eisenbahnverkehr stehen den Einnahmen sämtlicher übrigen Staatsverwaltungen kaum noch nach; in einigen Bundesstaaten haben sie diese bereits überschritten. Zusammen mit den Wasserstraßen bilden die Eisenbahnen das Herz unserer Volkswirtschaft. Um so mehr muß man darüber erstaunt sein, daß dieses ungeheuer wichtige Instrument unserer Volkswirtschaft sich bis zum heutigen Tage, wenigstens soweit die Tarife in Betracht kommen, in den Händen einer völlig autokratisch verwal tenden Bürokratie befindet. Wohl wurden in einzelnen Parlamenten Versuche unternommen, dem auf die Dauer völlig unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen. Merkwürdigerweise stoßen diese Versuche aber nicht nur auf den Widerstand der Eisenbahnbürokratie, sondern ebenso auf den der Mehrheit der Volksvertretung. Man mag daraus erkennen, wie wenig das Gros der Volksvertreter sich bis jetzt mit dem so wichtigen Problem unserer Verkehrspolitik beschäftigt hat, welche Summe an Aufklärungsarbeit noch zu leisten sein wird, um in diese Feste der Bürokratie Bresche zu schlagen.

Dabei ist die Eisenbahnbürokratie zweifellos die verknöchertste aller Bürokratien. In keinem Zweige unserer staatlichen Verwaltungen herrscht der rein fiskalische Geist stärker als bei den Eisenbahnverwaltungen, in keinem stiftet er mehr Schaden als in dieser. Man halte sich nur gegenwärtig, welche Machtfülle sich in den Händen der Eisenbahnbürokratie dadurch angesammelt hat, daß sie absolut selbstherrlich die Tarife für den Personen- und Güterverkehr bestimmt. Sie kann infolgedessen ganze Industriezweige lahmlegen, oder solche künstlich fördern, je nachdem wie es ihr beliebt. Sie hat es ganz in ihrer Hand, die Tarife für die auf der Eisenbahn beförderten Massengüter herauf- oder herunterzusetzen. Es sei hier beispielsweise nur an die Kohlen erinnert. Die Eisenbahnbürokratie kann auf dem Gebiete des Tariffages jede g-beliebige Maßregel treffen, ohne daran von irgend jemand verhindert werden zu können, und sie hat von diesem Recht im Lauf der Jahre den denkbar weitestgehenden Gebrauch gemacht, sowohl auf dem Gebiete des Personen- wie des Gütertariffs. In bezug auf den letzteren herrscht ein Tohuwabohu, in dem sich ein gewöhnlicher Sterblicher kaum noch zurechtfinden kann. Für jede Warengattung existiert ein besonderer Tarif. Angeblich soll dieses kunterbunte Tariffsystem dazu beitragen, den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen

gerecht zu werden, in Wirklichkeit aber ist es nur ein Mittel in der Hand der Eisenbahnbureaukratie, in die Volkswirtschaft nach eigenem Gutdünken einzugreifen.

Daß sie dabei die schwersten Fehlgriiffe machen kann, liegt auf der flachen Hand. Man denke nur an den großen Einfluß, den die Großagrarier in Preußen haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen, welche Folgen die außerordentliche Machtbefugnis der Eisenbahnbureaukratie für die Preise wichtiger Lebensmittel haben kann und tatsächlich auch schon gehabt hat. Ist es doch Tatsache, daß durch die preußische Tarifpolitik zeitweise die süddeutschen Klein- und Mittelbauern erheblich zum Vorteil der preußischen Großagrarier benachteiligt worden sind. Wenn nun gar erst — wie es die Schwerindustrie wünscht — nach dem Kriege die kapitalistischen Privatmonopole obenauf kämen und die Eisenbahnbureaukratie noch von demselben Geist beseelt wäre, der sie heute beherrscht, so wären die Folgen für diejenigen Industrien, die im Kampfe mit den kapitalistischen Privatmonopolen stehen, gar nicht abzusehen, zumal wenn der politische Einfluß der Schwerindustrie derselbe bliebe, der er heute ist. Es ist ein Unding, einer Bureaukratie, die in ungezählten Fällen ihre volkswirtschaftliche Unzulänglichkeit an den Tag gelegt hat, das selbstherrliche Recht der Tarifbestimmung zu belassen — und dies zumal in einer Zeit, in der so ungeheuer wichtige Probleme der Volkswirtschaft zu lösen sind, wie nach dem Kriege.

Was könnte für die Volkswirtschaft, für unsere Kultur und für die Finanzen des Staates geleistet werden, wenn die Staatseisenbahnen so verwaltet würden, wie sie längst hätten verwaltet werden müssen. Man denke nur an die geradezu sinnlose Konkurrenzwirtschaft, welche die deutschen Eisenbahnverwaltungen lange Jahre unter sich zum Schaden der Volkswirtschaft betrieben haben. Die Güterzüge wurden auf lange Strecken umgeleitet, damit der Nachbarstaat finanziell geschädigt wurde. Welche Unsummen von Zeit und Arbeitskraft durch diese Konkurrenzmanöver vergeudet wurden, läßt sich gar nicht berechnen. Noch toller trieben es die Eisenbahnbureaukraten beim Personenverkehr. Um sich gegenseitig zu schikanieren, wurden alle erdenklichen Tarifmaßnahmen durchgeführt. So hat, um nur einige Beispiele herauszugreifen, Preußen seinerzeit die drei Tage gültige Rückfahrkarte eingeführt. Als Antwort darauf erfolgte die auf zehn Tage Dauer berechnete Rückfahrkarte in Süddeutschland, die dann später auch in Preußen eingeführt wurde. Warum jedoch derjenige Reisende, der an den Ausgangspunkt seiner Reise zurückkehrt, auf der Heimfahrt billiger reisen soll wie der andere, der die doppelte oder noch längere Strecke zurücklegt, aber nicht innerhalb einer befristeten Zeit nach seinem Wohnort zurückfährt, ist und bleibt ein Geheimnis der Eisenbahnbureaukratie. Und während man beim Güterverkehr alle nur denkbaren Sonder- und Staffeltarife eingeführt hat, ist es beim Personenverkehr bis auf den heutigen Tag beim rohen Kilometertarif geblieben. Gleichviel, ob ein Reisender 10 oder 1000 Kilometer auf der Eisenbahn zurücklegt, er muß für jeden einzelnen abgefahrenen Kilometer denselben Fahrpreis vergüten. Auf diese Weise hat man den Fern-Personenverkehr künstlich in seiner Entwicklung gehemmt. Daneben aber hat man gerade den Fernverkehr noch mit allen möglichen Zuschlägen belastet. Obwohl es längst feststeht, daß der Schnellzug der Eisenbahnverwaltung billiger zu stehen kommt als der Bummelzug, hat man ihn mit besonderen Zuschlägen belastet. Bis vor einigen Jahren mußte neben dem Schnellzugszuschlag noch eine Platzkarte gelöst werden, als ob es nicht eine glatte Selbstverständlichkeit wäre, daß jeder die Eisenbahn benutzenden Person normalerweise auch ein Sitzplatz zur Verfügung gestellt wird.

Als zum Beispiel in Baden das Kilometerheft eingeführt wurde, mit dem man im Schnellzug fast ebenso billig fahren konnte als in Preußen in der vierten Klasse im Bummelzug — zeitweise, solange das sogenannte Rabattkilometer bestand, konnte man sogar für 1,5 Pfennig pro Kilometer Schnellzug fahren —, hatte

die preußische Eisenbahnverwaltung nichts Geschickteres zu tun, als durch die raffiniertesten, kostspieligsten Konkurrenzmanöver beim Durchgangsverkehr von Norden nach dem westlichen Süden in die Schweiz Baden zu zwingen, sein Kilometerheft wieder preiszugeben. Dabei hatte Baden mit dem Kilometerheft geradezu glänzende finanzielle Erfolge erzielt. Anstatt diese Einrichtung auszudehnen und dadurch den Personenverkehr zu fördern, also die Einnahmen der Eisenbahnen zu steigern, hat man alles getan, um diese »teuflische« Erfindung eines klugen Kopfes wieder aus der Welt zu schaffen. Jetzt ist man infolge der preußischen Vorherrschaft glücklich so weit gekommen, daß auch in Süddeutschland im Personenverkehr die vierte Wagenklasse eingeführt ist. Dabei hätte vom Standpunkt der Vernunft und einer rationellen Ausnützung des vorhandenen Wagenparks nichts näher gelegen, als daß man endlich dazu übergegangen wäre, an Stelle der vier Klassen im Personenverkehr das Zweiklassensystem zur Einführung zu bringen. Die statistischen Belege aller deutschen Eisenbahnverwaltungen beweisen, daß die erste Wagenklasse ihre Unkosten nicht entfernt deckt. Zudem kommen die Einnahmen aus dieser Klasse zum großen Teil von Personen, deren Fahrkosten von Staats- oder anderen öffentlichen Kassen bestritten werden. Daß man bis heute für die dritte Wagenklasse in Deutschland noch keine Schlafwagen eingeführt hat, soll nur nebenbei als Illustration der Wirtschaft bezeichnet werden, die im Eisenbahnwesen herrscht.

Es sind das alles nur skizzenhafte Andeutungen für Zustände im Eisenbahnverkehr, die längst nicht mehr bestehen würden, wenn die Eisenbahnbureaukratie nicht über die autokratische Macht verfügen würde, die ihr bislang von den deutschen Volksvertretungen belassen wurde.

Der neueste Streich der Eisenbahnbureaukratie mit den aller Vernunft hohnsprechenden Zuschlägen für den Schnellzugverkehr sollte endlich allen die Augen darüber öffnen, wohin wir steuern, wenn diesem unhaltbaren Zustand nicht bald ein Ende gemacht wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verkehrspolitik bei dem Neuaufbau unseres Wirtschaftslebens eine bedeutsame, tiefeinschneidende Rolle spielen wird. Unsere Eisenbahnen haben während des Krieges viele Not gelitten. Es werden Hunderte von Millionen aufgewendet werden müssen, um sie wieder instand zu setzen, dem Riesenmaß von Anforderungen zu entsprechen, das an sie herantreten wird. Sollen alle diese Kosten nach dem bisherigen Schema der Tarifverteuerungen aufgebracht und gedeckt werden, dann werden wir eine Verteuerung des Verkehrs erleben, deren Folgen für die Volkswirtschaft unberechenbar sind. Wenn ja, so müssen jetzt die fiskalischen Interessen beim Eisenbahnverkehr hinter die volkswirtschaftlichen zurücktreten, und dies um so mehr, als die indirekten Einnahmen der Staatskassen aus dem Eisenbahnverkehr eine größere Bedeutung haben wie die direkten Einnahmen. Je mehr infolge einer rationellen Tarifpolitik beim Eisenbahn- und Güterverkehr die Volkswirtschaft gewinnt, um so größer werden die Einnahmen des Staates aus den Steuern sein. Noch haben wir Örgenden in Deutschland, die nur deshalb volkswirtschaftlich ins Hintertreffen gekommen sind, weil sie abseits vom großen Verkehr liegen.

Insbondere aber hat dieses Problem für die Sozialdemokratie eine große Bedeutung. Wohin soll es führen, wenn der großen Masse des Volkes durch eine ansinnige Verteuerung des Personenverkehrs die Möglichkeit genommen oder doch stark beschränkt wird, von dem Recht der Freizügigkeit Gebrauch zu machen? Was nützt den Arbeitern dieses Recht, wenn die Eisenbahnbureaukratie es willkürlich beschneiden und einschränken kann. Daß dies geschehen wird, wenn die Eisenbahnbureaukratie ihre tarifpolitische Selbstherrlichkeit behält, unterliegt gar keinem Zweifel. Nicht Verteuerung des Verkehrs, sondern eine rationellere, nach kaufmännischen Prinzipien geleitete Verkehrspolitik muß die Parole sein. Wir müssen schon in Ansehung des politischen Einflusses, den unsere Partei nach dem Kriege ausüben wird, in ungleich höherem Maße als bisher uns auch mit den Fragen

der Verkehrspolitik beschäftigen. Nur dann, wenn wir auf diesem Gebiet endlich vorwärts kommen, wird es auch möglich sein, mit mehr Erfolg als bisher die wirtschaftlichen und sozialen Interessen des Eisenbahnpersonals zu vertreten. Die Sozialdemokratie würde sich um das deutsche Volk und die deutsche Volkswirtschaft ein großes Verdienst erwerben, wenn sie die Frage der Eisenbahn- und Verkehrsreform aufgreifen und in großzügiger Weise in die Wege leiten würde.

Literarische Rundschau.

Christian Reuters Werke. Herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig 1917, Insel-Verlag. 2 Bände. Preis 30 Mark.

»Schelmuffsky Curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Land« — wer kennt sie nicht wenigstens dem Namen nach? Wer sie gelesen, hat dabei gelacht über den derbkomischen Humor, und nur wenige empfindsame Gemüter werden voll sittlicher Entrüstung das amüsante Buch ärgerlich zugeklappt haben. Zwar hat literarhistorische Professorenweisheit festgestellt, daß der Schelmuffsky »gemein, wenn auch amüsant ist«, aber jeder Leser mit gesunden Sinnen dürfte zu anderer Auffassung gelangen. Auf jeden Fall steht die Erzählung weit über der modernen Durchschnittsoperette mit ihrer »diskreteren« Unmoral.

Das Werkchen kennt man, aber den Verfasser? ... Georg Witkowski hat es unternommen, alles, was Christian Reuter geschrieben, beziehungsweise veröffentlicht hat, herauszugeben, eine Tat, die durch die verständnisvolle Mitarbeit des Insel-Verlags gelungen ist. Sicherlich ist es nicht in erster Reihe der künstlerische Wert der Reuterschen Schöpfungen gewesen, der Witkowski zu ihrer Neuherausgabe gereizt hat, ihr Wert liegt vielmehr auf einer anderen Seite: literarhistorisch und stittengeschichtlich sind sie von einer ganz besonderen, eigenartigen Bedeutung. Christian Reuter zählt mit zu den Bahnbrechern in der deutschen Literatur. Seine Erstlingswerke verkündeten einst in ihrer gesunden Verbtheit, ihrer lachenden Satire eine neue Zeit. Noch herrschte der süßlich-schwülstige Roman, der literarische Charaktertyp des siebzehnten Jahrhunderts; der kraftvolle »Simplizissimus« des Grimmeishausen vermochte die Macht der »Sprachgesellschaften« und »Dichterschulen« um so weniger zu brechen, als der Verfasser in seinen späteren Werken selbst die anfangs gemiedenen Bahnen betrat. Der Sieg blieb dem satirischen Roman vorbehalten.

Die Satire ist gewissermaßen die Karikatur der Literatur. Sie zieht das Halbe, Blöde, Unreife in ihren Bereich, entkleidet es, zeigt das in seiner Nacktheit schlotternde Gebilde dem großen Volkspublikum, und unter faßnachtstollem Hohngeächter beginnt die Verbrennung auf dem hellodernden Scheiterhaufen, den gesunder Menschenverstand errichtete. Zu den Dichtern, die diese sehr nützlichen Henkersdienste verrichteten, gehört neben Christian Weise, Christian Günther und anderen auch Christian Reuter.

Reuter (1665 geboren) bezog im Alter von 23 Jahren die Leipziger Universität, und er galt unter seinen »Studien«kollegen bereits als »bemooftes Haupt«, als Friedrich August II. (der Starke) den kurfürstlichen Thron Sachsens bestieg. August der Starke war mit seinem Kompagnon Karl Eugen von Württemberg der anerkannte Vertreter Deutschlands in der »galanten Zeit«, die untrennbar verknüpft ist mit dem Absolutismus. Die Galanterie war einer jener Kultur»punkte«, die von der künstlichen Sonne des fürstlichen Absolutismus am hellsten bestrahlt wurden. Sie ist letzten Endes »die Ausprägung des fürstlichen Absolutismus im Geschlechtlichen«, wie Eduard Fuchs in seinem stittengeschichtlichen Werke sagt — »die Proklamation der Frau zur gewaltigen Herrscherin auf allen Gebieten«. Und die Sitten und Gebräuche des Hofes färbten auf die höfische Umgebung ab, auch

auf das Bürgertum. Alles, was am Hofe geschah, galt als nachahmenswert — kein Wunder, daß auch die »galanten« Gebräuche von den Bürgern akzeptiert wurden.

Unter diesen Verhältnissen entstanden in den Jahren 1695 bis 1700 die hauptsächlichsten der Reuter'schen Werke. »Hoffart und Kriechertum, törichtes Verschwenden und Pfennigsucherei, gezielte Worte und Gesten neben unbefehlter Rohheit, die beim geringsten Anlaß durch die dünne Oberschicht der steifen modischen Gebärden bricht, das sind Eigenschaften der Bürger im ausgehenden siebzehnten Jahrhundert, die dem Studenten, der mit ihnen lebte, reichlichen Anlaß zu Hohn und Spott geben konnten,« sagt Witkowski in seinem Nachwort.

So entstand das erste Werk »L'Honnête Femme oder die Ehrliche Frau zu Plüßine«, dem sich zwei ergänzende Stücke anschlossen. Sind sie auch nicht so von schöpferischer Kraft erfüllt wie das erste, so können wir doch auch bei ihnen eine vorzügliche Beobachtung der damaligen Zustände feststellen. Mit fröhlicher Satire, mehr oder minder ironisch, legt Reuter die Resultate seiner »Studien« und Selbsterlebnisse dem Leser vor. Und so »treffend« war diese Satire, daß sie dem Verfasser 15 Wochen Karzer und Relegation auf zwei Jahre eintrug, ein Urteil, das späterhin noch verschärft wurde.

In dieser Zeit fand Reuter einen Gönner, der es vermochte, ihn vor allen Angriffen der beleidigten Universitätsbehörden zu schützen. August der Starke selbst wurde sein Beschützer. Durch ihn wurde die Relegation Reuters gegen den Willen der Universität aufgehoben, »ein Akt rücksichtsloser Kabinettsjustiz«. Alle Versuche der Gegner Reuters, dem Dichter zu schaden, wurden durch die kurfürstliche Gönnerschaft abge schlagen. Trotzdem konnte sich Reuter am sächsischen Hofe nicht auf die Dauer halten. Einige Jahre später finden wir ihn am Berliner Hofe als Gelegenheitsdichter. In seinen Werken tritt die bedeutende Wandlung vom studentischen Satiriker zum »lobhudelnden Wettkriecher« auffällig zutage: eine Tatsache, die ihre Bestätigung in der Bedeutungslosigkeit der in dieser »Hofzeit« entstehenden Werke findet. Gegen 1712 ist Reuter in Berlin gestorben.

Sein bekanntestes Werk, der Schelmuffsky, ist, wie die ersten literarischen Erzeugnisse, ein »Werk der Rache«, das ihm viel Verfolgungen eintrug, aber es ist zu gleicher Zeit eine Satire auf den damaligen süßlichen Zeitroman und schon aus diesem Grunde bedeuftsam.

Ein Dichter! Keiner der Großen, dessen Name durch Jahrhunderte tönt, und doch einer, dessen Verdienst niemand, am allerwenigsten der Historiker, unterschätzen sollte. Kraftvoll und wahrhaft, hat Christian Reuter Anspruch auf das Wort des Herausgebers seiner Werke: »Das Talent prägt die häßliche unedle Mischung mit dem kraftbegeisterten Druck seiner Persönlichkeit, und der Beschauer steht nach hundert und hundert Jahren den Stempel unverwischt durch allen Rost der Zeit.«

Karl Diesel.

N. E. Verow, Die große russische Revolution. Mit historischen Bildern und Porträts. Berlin SW 68 1917, Verlag für Sozialwissenschaft. 110 Seiten Oktav. Preis 2,50 Mark.

Verows Schrift macht keinen Anspruch darauf, dem Leser eine auf sorgfältigen Aktenstudien aufgebaute chronologische Darstellung der russischen revolutionären Vorgänge zu bieten. Für ein eigentliches Geschichtswerk über die jetzige russische Revolution ist die Zeit noch nicht gekommen; denn noch ist sie nicht zu einem in sich abgeschlossenen Geschichtsereignis geworden, das sich in seiner historischen Bedeutung würdigen läßt; sie stellt sich vielmehr noch dem kritischen Betrachter als weitverzweigter Strom einander jagender und sich überholender Ereignisse dar, deren weitere Richtung und Verlauf rätselhaft erscheinen. Der Zweck, den der Verfasser verfolgt, ist ersichtlich kein rein historischer. Er will dem deutschen Leser, vor

allem dem Zeitungsleser, der sich für das große russische Revolutionsdrama interessiert, aber in dem Wust der widersprechenden, parteilich gefärbten Zeitungsmeldungen nicht zurechtfindet, in knappem Zusammenhang die Ursachen und den bisherigen Verlauf der russischen Revolutionsbewegung schildern, um ihm zu ermöglichen, die zum Zarensturz treibenden Motive und die seitdem eingetretenen politischen Parteikämpfe zu verstehen.

Und das ist dem Verfasser, soweit es auf einer kaum sieben Bogen umfassenden Schrift möglich ist, vortrefflich gelungen. Lange trockene Auseinandersetzungen sucht er zu vermeiden; er will die Stimmungen, die Psyche der verschiedenen Bevölkerungsstiele und die sich aus dieser ergebende politische Haltung zeigen. Er beginnt denn auch nicht mit einer breiten Darlegung des Wirtschaftslebens und der politischen Rechtsverhältnisse des alten Zarenreichs, sondern führt uns Verteidigungsreden aus früheren Gerichtsprozessen vor, schildert uns die politische Agitationsfähigkeit der revolutionären russischen Jugend, die Lage der niederen Geistlichkeit, Rußlands auswärtige Politik in den Jahren vor dem Kriegsausbruch, den Einfluß der russischen Niederlagen in Ostpreußen und Galizien auf die Volksstimmung und den darauffolgenden Zusammenbruch des Zarentums. Daran reiht sich die Beschreibung der revolutionären Kämpfe in Petersburg, Moskau und den Provinzen, der Einsetzung der ersten provisorischen Regierung, der sich aus dem Zusammensturz des zaristischen Systems ergebenden neuen schweren Aufgaben sowie der Entstehung der ersten und zweiten Koalitionsregierung. Den Schluß bildet eine kurze Darlegung der Friedensbestrebungen des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats.

Alle diese Vorgänge behandelt jedoch der Verfasser nicht im Tone des dozierenden Historikers. Er würzt seine Schilderung durch eingestreute Zeitungsberichte, Bruchstücke aus Dumareden, Episoden aus dem Flüchtlingsleben, kleine Anekdoten und Satiren Awertschenkos, ironische Charakteristiken der Zarengünstlinge usw. Dadurch erhält die Schilderung vielfach eine feuilletonistische Färbung, die vielleicht in einer auf ernste Sachlichkeit bedachten Geschichtsdarstellung etwas seltsam anmuten würde, in den Rahmen der vorliegenden kleinen Schrift aber trefflich hineinpaßt und im Leser fleißere Eindrücke hinterläßt, als es ein Dozieren vom hohen Katheder herab vermöchte.

Der Verfasser — der Name Verow ist, wie der Verlagsprospekt verrät, ein Pseudonym — ist allem Anschein nach ein russischer sozialistischer Politiker, der früher an der revolutionären Bewegung selbst lange beteiligt gewesen ist, vielleicht auch heute noch in ihr wirkt. Aus einzelnen Anzeichen, besonders aus seinen Ausführungen über die russische Agrarfrage, läßt sich folgern, daß er sich selbst zu dem linken Flügel der Sozialrevolutionäre oder richtiger der Sozialistenrevolutionäre zählt und der Tschernowschen Gruppe nahesteht; doch kehrt er nirgends ausdrücklich den Parteimann hervor und vermeidet, in den Streit der sozialistischen Parteigruppen einzugreifen. Manchem Leser dürfte er in dieser Beziehung sogar allzu zurückhaltend sein. Eine schärfere Kritik der politischen Haltung einzelner Parteirichtungen und Parteigrößen, vor allem der Kerenskischen diktatorischen Vermittlungspolitik, hätte kaum schaden können. Der Wert der Schrift wird jedoch durch diese Toleranz nicht beeinträchtigt. Sie bietet in knapper Form eine zuverlässige Übersicht über den Revolutionsverlauf bis zum September dieses Jahres und veranschaulicht deutlich die inneren Strömungen und Gegenströmungen in dem gewaltigen Klassenkampf, der sich zurzeit auf Rußlands Boden abspielt. M. S.

Druckfehlerberichtigung. In den Aufsatz »Heinrich Manns Roman von den Armen«, Heft 7 haben sich einige kleine Druckfehler eingeschlichen, um deren Berichtigung der Verfasser ersucht. Es muß heißen: Seite 162, Zeile 15 von oben: »Kunst« statt »Junft«; Seite 165, Zeile 11 von oben: »Jugend« statt »Zugend«; Seite 166, Zeile 14 von oben: »rechnenden« statt »nehmenden«.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9

Ausgegeben am 30. November 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Rom und der deutsche Episkopat.

Von Heinrich Cunow.

Der deutsche Episkopat hat sich mit einem langen Hirtenbrief an seine Diözesanen gewandt. Von der Zentrums Presse ist dieses Schriftstück zum Teil pflichtschuldigst abgedruckt und mit kürzeren oder längeren zustimmenden Erläuterungen versehen worden, dagegen hat die liberale Presse den Hirtenbrief meist ziemlich nebensächlich behandelt — als ein bischöfliches Schreiben, wie so viele im Laufe der letzten Jahrzehnte veröffentlicht worden sind. Die Wichtigkeit des Schriftstücks in seinem Zusammenhang mit der vom Vatikan seit Kriegsbeginn betriebenen Politik wird ebenso verkannt wie die in einzelnen Äußerungen hervortretende Stellungnahme des Episkopats gegen jene Richtung im Zentrum, die im Anschluß an die Sozialdemokratie und den Liberalismus die Durchführung demokratischer Verfassungsreformen im Deutschen Reiche erstrebt und bei der Bildung der jetzigen Reichstagsmehrheit eine hervorragende Rolle gespielt hat. Allerdings, wer sich über die Ziele der päpstlichen Politik, der sich heute die Politik des deutschen Episkopats enger als jemals anpaßt, im unklaren befindet, wird auch den Zweck des vorsichtig abgefaßten neuesten Hirtenbriefs kaum verstehen. Nur im Zusammenhang mit dieser Politik, ihren Befürchtungen und Erwartungen ergibt sich dessen Tendenz.

Als der Krieg begann, erhoffte die Kurie von diesem eine Stärkung der religiösen Strömung. Man rechnete darauf, die Leiden und Ängste der Kriegszeit würden gar viele veranlassen, sich von der sogenannten »Eitelkeit des irdischen Lebens« abzuwenden und Zuflucht bei den Tröstungen der Kirche zu suchen. Zudem glaubte man, so manche das Gemüt ergreifende Eindrücke und Erlebnisse würden, wie einst nach der großen französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen, einen starken Hang zu christlicher Mystik hinterlassen, ein ähnliches antirationalistisches und romantisches Sichverlieren in christliche Überlieferungen und Anschauungen, wie es in der Nachperiode der großen Revolution die Schriften eines Chateaubriand, Novalis, Brentano und auf politisch-philosophischem Gebiet eines Görres aufweisen. Aberdies aber würden die Staatsgewalten, geschwächt durch die Erschöpfung der Kriegszeit und die nachbleibenden die Völker bedrückenden Lasten eine Stärkung ihrer Stellung in der Anlehnung an die kirchliche Autorität suchen.

In den Äußerungen kirchlich inspirierter Blätter und Schriften der ersten Kriegszeit kommt diese Ansicht deutlich zum Ausdruck, teilweise auch in der am 1. November 1914 von Benedikt XV. als Nachfolger Pius' X. erlassenen Enzyklika, in der nach einem Hinweis auf das Elend und die Verwüstungen des Krieges die Nichtbeachtung »der Vorschriften und Einrich-

tungen christlicher Weisheit« durch die Staatsgewalten als Ursprung des Krieges bezeichnet und die Wiedereinführung christlicher Grundsätze ins öffentliche Leben als Heilmittel gepriesen wird. Vor allem, so wird in diesem päpstlichen Rundschreiben ausgeführt, müsse wieder die »Autorität der Machthaber« als heilig anerkannt werden:

»Seit man«, heist es in der Enzyklika, »daran Gefallen gefunden hat, den Ursprung aller menschlichen Gewalt nicht mehr von Gott als dem Schöpfer und Gebieter der Dinge, sondern von dem freien Willen der Menschen abzuleiten, sind die Bande der Pflicht, die die Vorgesetzten und Untertanen verknüpfen müssen, so schwach geworden, daß sie fast gelöst zu sein scheinen. Der schrankenlose mit Anmaßung verbundene Freiheitsdrang hat sich allmählich überallhin verbreitet und hat selbst nicht die Gemeinschaft der Familie, deren Gewalt doch sonnenklar auf den Naturgesetzen beruht, unversehrt gelassen.... Hieraus entsteht die Verachtung der Befehle; hieraus die Massenauslehnung; hieraus die Frechheit, alle Befehle zu bekriecheln; hieraus tausend Auswege, um den Banden der Zucht zu entgehen; hieraus die furchtbaren Freveltaten derer, die, da sie keinen Befehlszwang anerkennen, sich nicht scheuen, die Güter wie das Leben der Mitmenschen zu verderben.

Zu dieser Verderbtheit des Denkens und Handelns, durch die der Bestand der menschlichen Gesellschaft erschüttert wird, dürfen wir, denen die Verkündung der Wahrheit von Gott übertragen ist, uns nicht in Schweigen hüllen. Wir erinnern daher die Völker an jene Lehre, die keine menschlichen Einfälle ändern können: 'Es gibt keine Gewalt außer von Gott; die aber, die vorhanden ist, ist von Gott gegeben.' Wer immer unter den Menschen Macht hat, sei es, daß er selbst Fürst sei oder unter Fürstengewalt steht, dessen Autorität ist göttlichen Ursprungs. Deshalb hat der hl. Paulus vorgeschrieben, daß man nicht aus irgendwelchem anderen Grunde, sondern aus religiöser Überzeugung, das heißt aus Gewissenspflicht, denen zu gehorchen habe, die kraft ihrer Macht befehlen, es sei denn, daß sie etwas den göttlichen Geboten Entgegengesetztes anordnen: 'Deshalb seid untertan, nicht der Strafe, sondern des Gewissens wegen.'«

Die nötige Autorität aber könnten die Staatsgewalten nur erlangen, wenn sie sich der kirchlichen, das heißt päpstlichen Autorität fügen, denn nur aus der Religion vermöge ihre Gewalt die nötige Kraft und Festigkeit zu erlangen: »Immer wieder mögen sie (die Fürsten und Staatslenker) erwägen, ob es ein Zeichen staatsmännischer Klugheit ist, die Lehre des Evangeliums und der Kirche aus der Leitung des Staatswesens, aus dem öffentlichen Unterricht der Jugend ausschließen zu wollen. Die Erfahrung lehrt nur allzu sehr, daß die menschliche Autorität dort am Boden liegt, wo die Religion verbannt ist.«

Die Enzyklika klingt schließlich in die Forderung aus, daß der Papst »wirklich in der Verwaltung des apostolischen Amtes frei von jeder menschlichen Macht sei und auch als solcher nach außen erscheine«, das heißt der römische Kirchenstaat in der einen oder anderen Form wiederhergestellt werde.

Zunächst schien auch die Psychologie der römischen Kurie durch das Verhalten der kriegsführenden Völker eine gewisse Bestätigung zu erfahren. Vielfach trat eine gewisse zunehmende Neigung zur Frömmigkeit hervor; je mehr sich aber der Krieg in die Länge gezogen hat, desto mehr ist dieser Hang verschwunden. Die fortgesetzten Entbehrungen, das Sorgen und Zittern um das Leben der nächsten Angehörigen, das stetige Schweben der Kämpfenden in Todesgefahr hat, wie fast alle Beobachter bekunden, nur wenige Gemüter

weicher und teilnahmvoller gestimmt; es hat sie vielmehr abgestumpft gegen eigenes und fremdes Leid, sie zu einer gewissen Nichtachtung des Menschenlebens, einer Geringschätzung ethischer Werte geführt, die dadurch noch gesteigert wurde, daß selbst der Vertrauenseligste bald gewährte, wie überall die Kriegsnotlage zur Erlangung wirtschaftlicher Vorteile ausgenutzt wurde. Zwar ein gewisser Hang zur Mystik läßt sich vielfach, auch in der Literatur, nicht verkennen, aber es ist nicht wie ehemals ein Sichversenken in die christliche Überlieferung und Legende, sondern eine Flucht aus der qual- und angstvollen Wirklichkeit in eine phantastisch-bizarre, zum Teil kann man sagen fragenhafte Unwirklichkeit, die denselben Motiven entspringt wie heute das Gelaufe mancher Frauen in die Defektiv- und Schauerdramen der »Lichtspieltheater«: Vergessenheit der Alltagsqual in der Welt des Ungewöhnlichen und Unmöglichen zu finden.

Statt eines Anwachsens kirchlicher Religiosität zeigte sich im Gegenteil bald, daß das Staats- und Nationalgefühl in einem Teil der katholischen Welt das Gefühl der Zugehörigkeit zu derselben Kirche übermog. Zwischen den katholischen Schriftstellern der kriegsführenden Länder trafen allerlei gegenseitige gehässige Anschuldigungen hervor, in denen sie gegenseitig ihren Katholizismus verdächtigten. In Frankreich zogen Goyaus zuerst in der »Revue des deux Mondes«, dann als Broschüre erschienenen Artikel »Les Catholiques allemands et l'Empire évangélique« (Die deutschen Katholiken und das evangelische Kaiserreich), Comte Béguéens verlogene Broschüre »Les Catholiques allemands jadis et aujourd'hui« (Die deutschen Katholiken einst und heute), Baudrillart's »L'Allemagne et les Alliés devant la Conscience chrétienne« (Deutschland und die Verbündeten vor dem christlichen Gewissen) eine lange Reihe von Pamphleten ähnlicher Art nach sich, in denen nicht nur der deutsche Klerus als Verächter der katholischen Ethik, sondern auch als »protestantisch« und »monistisch« durchseucht denunziert wurde, während sich in England zur Zusammentragung von Anklagematerial gegen den deutschen Katholizismus die British Catholic Information Society bildete. Den deutschen Katholiken erging es ähnlich wie den deutschen Sozialisten: während die Wortführer des französischen und belgischen Klerikalismus in wildestem Chauvinismus schwelgten, warfen sie den deutschen Katholiken vor, ihren Patriotismus über die Glaubenslehren der katholischen Kirche zu stellen.

Und zugleich wurde von selten des französischen wie des belgischen und italienischen Klerus versucht, das Papsttum in den Dienst der Entente zu stellen und Benedikt XV. zu bewegen, seinen Fluch gegen Deutschland und Österreich zu schleudern: ein Versuch, der bei Pius X., dessen politischer Blick nie über den engen Auffassungskreis des ehemaligen Pfarrers Giuseppe Sarro von Lombolo hinausgekommen ist, wahrscheinlich Erfolg gehabt hätte, bei dem klugen Benedikt XV. aber auf Widerspruch stieß. Er hielt an der von ihm im römischen Konfistorium am 22. Januar 1915 verkündeten Ansicht fest, daß der Heilige Stuhl nicht im Kriege Partei ergreifen dürfe, da dadurch die »innere Ruhe und Eintracht in der Kirche schweren Erschütterungen ausgesetzt würde«. Freilich nicht der einzige Grund für das Verhalten Roms. Ein glänzender Sieg Rußlands und Englands im Orient liegt durchaus nicht im Interesse der kirchlichen Ausdehnungsbestrebungen des Vatikans. Seine großzügige Politik verfolgt seit langem mit ruhiger Kon-

sequenz das Ziel, den Orient, von dem einst die römische Kirche ihren Ausgang genommen hat, wieder dieser Kirche zurückzugewinnen, und diesem Streben wäre nichts nachteiliger als eine Ausdehnung der Machtsphäre Rußlands über den Balkan und den Norden Kleinasien, Englands über die Stromgebiete des Euphrat und Tigris.

Jedoch blieb nicht nur der erwartete Rückstrom in die Kirche aus, es zeigte sich auch in den Bevölkerungen der kriegsführenden Staaten in steigendem Maße das Bestreben, die durch den Krieg geschaffene Lage zur Gewinnung politischer Macht auszunutzen, um die Selbstregierung der Völker durchzuführen. Dieses Streben steht aber sowohl mit dem Interesse der Kurie als mit ihrer auf Thomas von Aquino fußenden autoritären Staatslehre in schärfstem Widerspruch. Seit im vorigen Jahrhundert die römische Kirche neues Leben in ihren zeitweilig erschlaffenden Gliedern verspürte und den Versuch unternahm, sich als eine gegen den modernen Geist gefeite, in sich geschlossene Macht zu stabilisieren, hat sie mit Eifer die thomistische Staatstheoretik aufgefrißt, die in Anlehnung an die Staatsauffassung des Aristoteles zwar im Staat ein naturgegebenes, da ein aus der sozialen Natur des Menschen natürlich erwachsenes, notwendiges Gebilde, »die vollkommenste der menschlichen Gesellschaften« sieht; aus dieser Begründetheit des Staates in der Menschennatur aber, da der Mensch seine Natur von Gott hat, die Folgerung zieht, daß die Regierungsgewalt von Gott stammt, folglich der Untertan sich dem Willen der Obrigkeit zu unterwerfen habe. Nur eines steht höher als jedes Staatsgebot, das Gebot der katholischen Kirche; denn während die staatliche Gesellschaft immerhin nur eine menschliche Vereinigung ist, ist die Kirche eine direkt von Gott eingesetzte heilige Gemeinschaft, »weder im Raum noch in der Zeit beschränkt«, geleitet von ihrem unsichtbaren göttlichen Oberhaupt. Es steht also die kirchliche über die staatliche Autorität. Wo staatliche Gesetze irgendwie gegen die Lehre oder Verordnungen der katholischen Kirche verstoßen, hat demnach der christliche Bürger ihnen Widerstand zu leisten. Ob aber solcher Verstoß vorliegt, kann niemals die Staatsgewalt, noch der einzelne entscheiden, sondern allein das Oberhaupt der Kirche, der Papst.

Seit Pius IX. ist diese Lehre immer wieder ostentativ in einer Reihe päpstlicher Enzykliken verkündet worden, am schärfsten, sobald freiheitliche, auf der Theorie der Volkssouveränität fußende Strömungen innerhalb der europäischen Staaten hervortraten, und zwar vornehmlich gerade von Leo XIII., dem gelehrten und »milden« Papst, hauptsächlich in seinen Rundschreiben über den Ursprung der bürgerlichen Gewalt (1881), über die christliche Staatsordnung (1885), über die wichtigsten Pflichten christlicher Bürger (1890), über die christliche Demokratie (1901) usw. So heißt es in der Enzyklika *Immortale Dei* (über die christliche Staatsordnung):

Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt. So wenig wir nämlich dem göttlichen Willen widerstreben dürfen, so wenig ist es gestattet, die rechtmäßige Gewalt zu verachten, wer immer auch ihr Träger sein mag; denn die Gott widerstreben, bereiten selbst sich ihr Verderben. Wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersezt sich der Anordnung Gottes; und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selber Verdammnis zu. Den Gehorsam verweigern und die Massen zur Empörung aufrufen, ist darum ein Ver-

brechen gegen die göttliche Majestät ebensowohl wie gegen die menschliche.

Selbst wenn die Regierung ihre Gewalt mißbraucht, darf sich ein Volk nicht dagegen auflehnen und den Gehorsam verweigern. Die Lehre von der Selbstherrlichkeit des Volkes widerspricht dem göttlichen Willen und der Autorität der Kirche. Nur wenn die Staatsgewalt etwas fordert, was sich gegen die Gebote oder die Rechts- und Machtansprüche der Kirche richtet, ist Widerstand nicht nur erlaubt, sondern heilige Pflicht, wie es denn auch in der Enzyklika *Sapientiae christianae* (über die wichtigsten Pflichten christlicher Bürger) heißt:

Wenn die Befehle des Staates mit dem Rechte Gottes in offenbarem Widerspruch stehen, wenn sie der Kirche Unrecht zufügen oder den religiösen Verpflichtungen widerstreiten oder die Autorität Jesu Christi in seinem Hohenpriester verletzen, dann ist Widerstand Pflicht, Gehorsam Frevel. . . .

Und wie diese Enzykliken Leo's XIII., kehren auch die Rundschreiben Pius' X. und das oben erwähnte erste Rundschreiben Benedikt's XV. die Grundsätze der thomistischen Staatslehre hervor.

Im Zusammenhang mit dieser Politik und Autoritätsforderung Roms muß der neueste Hirtenbrief der deutschen Bischöfe betrachtet werden, sind doch viele seiner Stellen nichts anderes als bloße Paraphrasen der vorgenannten päpstlichen Rundschreiben sowie der gegen die Trennung von Staat und Kirche gerichteten Enzyklika „*Vehementer Nos esse*“ Pius' X. vom 11. Februar 1906, nur daß in dem Hirtenbriefen unter deutlichem Hinweis auf die jetzigen deutschen Demokratisierungsbestrebungen bestimmte Forderungen noch schärfer pointiert werden. Nachdem den Regierungen mit den Worten: »Kraft nicht das Staatsgebäude Europas in allen Fugen? Die Völker fühlen den Boden wanken unter ihren Füßen, und auf alle Gemüter drückt die Ahnung, daß aus den furchtbaren Wehen des Krieges eine ganz neue Zeit und Welt herausgeboren werden müsse!« empfohlen worden ist, sich vor der drohenden Revolution unter die Autorität der Weltkirche zu flüchten, wird das katholische Deutschland ermahnt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und alles zu unterlassen, was auf einen Angriff gegen »unsere monarchische Staatsverfassung hinausläuft«.

Mit fester Bestimmtheit versichert der Hirtenbrief:

Wir werden stets bereit sein, wie den Altar, so auch den Thron zu schützen gegen äußere und innere Feinde, gegen Mächte des Umsturzes, die auf den Trümmern der bestehenden Gesellschaftsordnung einen Zukunftsstaat aufzurichten wollen, gegen alle Geheimgesellschaften, die dem Altar und dem Thron den Untergang geschworen haben. Welch unheilvolle Rolle haben gerade diese im Weltkrieg gespielt, und wie steht unsere Kirche gerechtfertigt da, die immer vor ihnen warnte und den Katholiken den Beitritt strengstens verbot.

Dann wendet er sich gegen jene Staatstheoretik, die den »Staat als den Urquell alles Rechts« ansieht und ihm eine »unumschränkte Machtvollkommenheit« zuspricht, das heißt nicht die Suprematie der Kirche über den Staat anerkennt, und ermahnt indirekt die Katholiken Deutschlands, nicht an den Bestrebungen zur Errichtung der Volksherrschaft teilzunehmen, indem er ausführt:

Ebensowenig stimmen wir denen zu, denen das Volk in seiner Gesamtheit als Urheber und Inhaber der staatlichen Gewalt, der Wille des Volkes als letzte Quelle des Rechtes und der Macht gilt. Diese überreden und betören dann die Massen mit Schlagworten von der Gleichberechtigung aller, von der Gleichheit aller Stände und suchen mit Gewalt eine Volksherrschaft zu begründen, die doch nur zu neuen Formen von Ungleichheit und Unfreiheit und Vergewaltigung und Tyrannei führen würde....

Der Zweck des Hirtenbriefs ist damit für jeden, der die Argumentation und die Wege römischer Politik kennt, völlig klar. Einerseits ist er eine Verbeugung vor der Kurie, eine Demonstration der Tatsache, daß alles französische Gerede von der Verseuchung des deutschen Klerus eine Fabel ist und dieser fest auf dem Boden der thomistischen Lehre steht, andererseits — sich darüber zu täuschen, wäre ein gefährlicher politischer Fehler — eine Stellungnahme gegen die Zentrumsfraktion des Reichstags, die sich mit Widersachern des kirchlichen Autoritätsprinzips und Vertretern der Volkssouveränitätslehre zu einer parlamentarischen Mehrheit zusammengefunden hat: einer Mehrheit, die nach den Begriffen des Episkopats unzweifelhaft einen Angriff auf »unsere monarchische Staatsverfassung« enthält und die Errichtung der Volksherrschaft bezweckt.

In dieser Zurückweisung der jehigen Zentrumspolitik liegt vor allem die Bedeutung des Hirtenbriefs, und man darf sicher sein, die Zentrumsfraktion des Reichstags wie die Zentrumspresse verstehen diese Zurückweisung. Das zeigt schon die freudige Zustimmung jenes Teils der Zentrumsblätter, der von vornherein Bedenken gegen das Bündnis mit Sozialdemokratie und Freisinn hatte. Die »Kölnische Volkszeitung« erklärt zum Beispiel in ihrer Nr. 913: »Allen deutschen Katholiken bedeuten die Worte ihrer Bischöfe in diesem entscheidungsreichen Zeitpunkt ein gewaltiges Programm, das ihre nächsten Arbeitsziele und Pflichten zusammenfaßt. Auf dem Boden dieses Programms ist die Einigkeit aller, die vielleicht sonst auf manchem Gebiet einander widerstrebende Ansichten vertreten, nicht nur leicht möglich, sondern geradezu erste und dringendste Pflicht.«

Theodor Mommsen und seine Römische Geschichte.

Zum hundertsten Geburtstag (30. November).

Von Edgar Steiger.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der scharfe Wind des Völkerfrühlings durch Europa pfiff, wanderte ein junger deutscher Gelehrter — damals freilich hätte noch kein preußischer Beamter es gewagt, den dänischen Untertanen so zu nennen — mit einigen Studiengenossen im Zickzack durch Italien. Er ging den Spuren Hannibals und Cäsars nach, und wo er ging und stand, ließ er die Landschaft und die Steine reden. Er las die Inschrift an der Wand eines alten Gemäuers oder nahm, wie ein Straßenvermesser, die Maße irgendeines zerfallenen Walls oder eines verschütteten Grabens oder betrachtete sinnend den Kopf und die lateinischen Buchstaben einer verrosteten Münze. Und dann verkroch er sich wieder in eine der großen Bibliotheken von Mailand, Florenz und Rom und verglich den Text alter Handschriften aus der Römerzeit mit dem, was ihm Steine

und Erz erzählt hatten. Für das geschichtliche Leben der Gegenwart hatte er scheinbar kein Auge und Ohr. Wie klein war es aber auch im Vergleich zu der einstigen Größe, die hier aus den Jahrtausendealten Gräbern untergegangener Geschlechter zu ihm redete! Und wie viele Rässel gab ihm diese Vergangenheit zu raten! Hatte wirklich eine Räuberbande, die sich in grauer Vorzeit auf den Hügeln links des Tiber einnistete, wie die landläufige Überlieferung berichtete, die Welt erobert? War die Urbevölkerung des stolzen Roms, das alle Völker lehrte, was Recht und Staat sei, wirklich nur ein zufälliges Gemisch hergelaufener Abenteuerer gewesen? Und wie stand es mit den Königen, die in jener Urzeit über die Siebenhügelstadt ihr Zepter schlangen? Wußte man von ihnen überhaupt etwas anderes als alberne Märchen oder staatsrechtliche Allegorien, die Verfassung und Recht späterer Zeiten durch Hinaufdatierung in frühere Jahrhunderte beglaubigen und mit einem Heiligenschein umgeben sollten — ähnlich wie die jüdischen Priester in der babylonischen Gefangenschaft das ganze Ritualgesetz, das sie für die vom Jordan an den Euphrat verpflanzten Kolonisten ausklügelten, dem sagenhaften Befreier aus dem ägyptischen Frondienst zuschrieben und so in der löblichen Absicht, es mit dem Namen Mose zu heiligen, die Geschichte der Vergangenheit fälschten? Und die spätere Zweiteilung des römischen Reiches in eine griechische und eine lateinische Welt, war sie in ihrer Anpassung an die nationale und kulturelle Eigenart der unterworfenen Völker nur ein Zeichen der politischen Ohnmacht und des Zerfalls oder ein neuer Beweis römischer Staatskunst? Und war der Staatsmann, der zu dieser Zweiteilung den Grund legte, der Gegenfüßler des sagenhaften Königsstürzlers Brutus, C. Julius Cäsar, doch mehr als ein vom Glück begünstigter Abenteuerer, dem in den Wirren der Bürgerkriege die auch von anderen angestrebte Gründung der Militärmonarchie endlich gelang?

Man steht aus diesen zufällig herausgegriffenen Sätzen, welche Fragen — und jede schloß wieder ein Duzend anderer in sich — hier auf Grund der geschichtlichen Forschung zu lösen waren. Aber man vergesse nicht, daß es kein alter Herr war, der hier auf alte Fragen neue Antworten suchte, sondern ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, dem — er mochte wollen oder nicht — der frische Wind der kommenden europäischen Revolution die wallenden Locken zerzauste. Was er als lebendige Gegenwart um sich spürte, während er die Trümmer uralter Vergangenheit durchstöberte, war ja, im Grunde genommen, doch auch Geschichte und, was ihn, der das Tote zum neuen Leben erwecken wollte, doppelt fesseln mußte: es war lebendige Geschichte — gewissermaßen ein greifbares Schulbeispiel für die flammenden Reden der edlen Oracchen und anderer Volkstribunen, die für das bedrückte und hungernde Volk Roms Freiheit und Brot verlangten, oder für die nächtlichen Wühlereien des ehrgeizigen Catilina, der mit dem Sturze der Edelsten und Besten der Nation seine Schulden zahlen wollte. Verbohrte Anhänger des ewig Gestrigen, wie Metternich, und heimliche Verschwörer, die schon den Dolch für die Tyrannen schliffen, wie Mazzini, standen sich hier schroff gegenüber. Noch war kaum ein Jahr verflossen, seit Papst Gregor XVI., der vor dem neuen Geiste zitterte, sein törichtes Interdikt gegen die Teufelserfindung der Eisenbahnen losgelassen hatte; und schon schwärmte Vincenzo Gioberti in seinem Buche »Über das Primat der Italiener« von einer Einigung Italiens unter päpstlicher Spitze. Und schien der

Kanonendonner von der Engelsburg und das Glockengeläute Roms, das am 17. Juni 1846 die Wahl Johann Maria Massais zum Haupte der Kirche ankündigte, nicht die Erfüllung dieses Wunsches zu bedeuten? Jedenfalls konnte der Jubel, mit dem die italienischen Liberalen ihren Pio IX. begrüßten, zu allen möglichen Trugschlüssen verführen. Und als dann noch der Bourbon in Lucca die Bürgerwehr gestattete und man in Livorno, Pisa und Florenz die grünweißrote Flagge hißte, war wenigstens das eine gewiß: Italien lebte. Und das Leben war es ja, was der junge deutsche Gelehrte, auf dessen Kopf all diese sich widersprechenden Eindrücke aus fernster Vergangenheit und unmittelbarster Gegenwart einströmten, in den Bibliotheken und in den Stein- und Erzdenkmälern in Italien suchte.

Theodor Mommsen ist einer jener zahlreichen führenden Geister, die wir dem deutschen Pfarrhaus verdanken. Am 30. November 1817 zu Garding im westlichen Schleswig geboren, genoß er bis zum 17. Jahre im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, kam dann auf das Gymnasium in Altona und besuchte vom 20. bis zum 24. Jahre die Universität Kiel — also kein Frühreifer, der blindlings in die Welt hinausstürmt, sondern ein bedächtiger Niedersachse, der sich die Siebenmeilenstiefel erst anzieht, wenn er mit seinen Füßen gehen gelernt hat. Aus seiner Universitätszeit sind uns im »Niederbuch dreier Freunde«, das er im Jahre 1843 mit seinem Bruder Tycho und Theodor Storm herausgab, eine Anzahl feingeschliffener Verse erhalten, die uns deutlich zeigen, daß von Anfang an ein Dichter in ihm steckte. Aber welcher Leser der »Römischen Geschichte« hätte das nicht gemerkt! Ich hätte darum diese aus holder Jugendeselei und männlicher Ironie zusammengebrauten Gedichte des Fünfundzwanzigjährigen hier gar nicht erwähnt, wären nicht einige Zeilen aus einem Sonett, dessen Reime stark an den damaligen Sängerkrieg zwischen Herwegh, Freiligrath und Weibel erinnern (vergl. Herweghs Lied »Die Partei«!), gar zu kennzeichnend für die kampflustige Stimmung des Studenten:

Wohl habt ihr recht, daß unsere Lieder anders
Noch klingen sollen, daß sie klingen werden
Wie Schwerterklang vom Ufer des Skamanders.
Doch ist es noch nicht Zeit, sich zu gebärden,
Als trügen uns die Planken eines Branders;
Denn seht! wir mauern jezt noch in der Erden.

Der junge Mommsen war eben ein echtes Kind seiner Zeit. Als er zur Freude der Berliner Akademie, die seine große Begabung von Anfang an erkannt und seinen Weg durch ein größeres Stipendium geebnet hatte, mit reicher wissenschaftlicher Beute von seiner Italienreise zurückkam, wurde er in jenen bewegten Tagen, da ganz Deutschland von den Tönen des »Schleswig-Holstein meerumschlungen« widerhallte, sogar Zeitungsschreiber in Rendsburg; und 1848 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Leipzig berufen, konnte er so wenig wie andere, die den Ruf der Zeit verstanden — man denke nur an Richard Wagner! — der großen Volksbewegung gegenüber den gleichgültigen Zuschauer spielen. Das genügte aber der königlich sächsischen Regierung, um ihm den Prozeß zu machen und den kaum ernannten Professor wieder abzusetzen. Nun wandte er sich nach Zürich, und die Stellung an der dortigen Universität ermöglichte es ihm, die lateinischen Inschriften im Gebiet der schweizerischen Eidgenossenschaft zu

sammeln und auf Grund eingehender Quellenstudien an Ort und Stelle »Die Schweiz in römischer Zeit« mit der ihm eigenen Anschaulichkeit zu schildern.

Schon vorher hatte er, abgesehen von zahllosen einzelnen Abhandlungen auf dem Gebiet der Geschichtskunde, der philologischen Textkritik und der römischen Rechtsaltertümer, seine Inschriftensammlung aus dem Königreich Neapel (*Corpus inscriptionum Neapolitanarum*) herausgegeben und durch seine oskischen Studien den Grund zur Erforschung der altitalischen Mundarten gelegt — eine Tat, die nicht nur manchen dunklen Winkel der ältesten römischen Geschichte erhellte, sondern auch für die Vergleichung der indogermanischen Sprachen neue Fingerzeige gab. Eine Berufung als ordentlicher Professor nach Breslau war die Folge dieser vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit. Und als nun hier in den Jahren 1854 bis 1856 die »Römische Geschichte« erschien — drei inhaltsschwere Bände in drei Jahren —, stand dem in Sachsen abgesetzten Achtundvierziger der Weg nach der Reichshauptstadt wieder offen, und Mommsen bestieg im Jahre 1858 den Lehrstuhl für römische Geschichte und römisches Staatsrecht an der Universität Berlin, um hier bis zu seinem Tode im Jahre 1903 eine erstaunlich vielseitige und fruchtbare Tätigkeit zu entfalten. Abgesehen von dem Riesenwerk des *Corpus inscriptionum latinarum*, enthält schon der von Karl Zange-meister zu Mommsens 70. Geburtstag herausgegebene Katalog Mommsenscher Arbeiten, der allerdings auch die Übersetzungen und Neuauflagen der Werke umfaßt, nicht weniger als 920 Nummern!

Über auch der wohlbestallte Professor in Berlin verleugnete den alten Achtundvierziger nicht ganz. Allerdings nicht nur in der Steifnacktheit, mit der er sich — ein weißer Rabe unter seinen Standesgenossen — jedem Eingriff der Regierung in die bürgerlichen Freiheiten widersetzte; nein, auch in der Kurzsichtigkeit der immer wachsenden Bedeutung der Arbeiterbewegung gegenüber. Mit seinen Kollegen Virchow und Hänel, mit Schulze-Delitzsch, Forckenbeck, Franz Duncker und Johann Jacoby gründete er 1861 die deutsche Fortschrittspartei seligen Angedenkens, die unter anderem »die konsequente Verwirklichung des verfassungsmäßigen Rechtsstaats« auf ihr Programm setzte und Ministerverantwortlichkeit, Selbstverwaltung der Gemeinden, Gleichberechtigung aller Religionsgemeinschaften, die Zivilehe und die zweijährige Militärdienstzeit verlangte.

In den Jahren 1873 bis 1884 gehörte er dann erst als Mitglied der nationalliberalen Partei, später als Mitglied der Liberalen Vereinigung dem parlamentarischen Leben an, und in dieser Eigenschaft traf ihn zu der Zeit, da Bismarck sich den Schutzjöllnern in die Arme warf, ein Blickstrahl des allmächtigen Reichskanzlers: wegen eines Wahlflugblatts wurde er vom Gericht der Bismarckbeleidigung schuldig befunden und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt — allerdings nur, um auf Bismarcks eigene Verwendung, der das Odium nicht auf sich laden wollte, sofort begnadigt zu werden. Während der antisemitischen Bewegung der achtziger Jahre ließ er gegen Treitschke, den Wortführer der Antisemiten, seine Flugschrift »Auch ein Wort über unser Judentum« los, und als man um die Jahrhundertwende in Straßburg die Professur der Geschichte in eine katholische und eine protestantische teilte, um so den Streit zwischen den Anhängern Spahns und Meinekes beizulegen, erhob der vierundachtzigjährige Ideologe noch einmal

seine Stimme, um im Namen »der voraussetzungslosen Wissenschaft« dagegen Protest zu erheben. »Auf der Wahrhaftigkeit beruht unsere Selbstachtung, unsere Standesehre, unser Einfluß auf die Jugend. Auf ihr ruht die deutsche Wissenschaft, die das Ihrige beigetragen hat zu der Größe und der Macht des deutschen Volkes« — diese männlichen Worte machen dem alten Achtundvierziger alle Ehre. Mag auch der moderne Psychologe, zumal wenn er an die ökonomische Befangenheit der freiesten Geister denkt, zu dem Worte »Voraussetzungslosigkeit« den Kopf schütteln, jedenfalls wird an der Ehrlichkeit der Gesinnung, die sich in Mommsens Protest offenbart, auch der nicht zweifeln, der sonst die geschäftige Entrüstung gewisser professoraler Größen mit unglaublichem Lächeln betrachtet.

Die Anhänger Bismarcks haben oft genug über die klägliche Rolle, die der Geschichtschreiber Roms als Politiker im Gegenwartsstaat spielte, vornehm die Achseln gezuckt — um so mehr, je weniger sie begreifen konnten, warum dem blinden Verehrer Cäsars für Bismarcks geschichtliche Größe jedes Verständnis fehle. In Wirklichkeit aber herrschte zwischen dem Politiker und dem Geschichtschreiber Mommsen, bei welchem letzterem übrigens immer der Künstler redet, nicht der geringste Widerspruch. Der eine sprach nur für die Gegenwart das aus, was der andere aus der Vergangenheit gelernt hatte. Man beachte nur, daß Mommsen erst dann gegen Bismarck auftrat, als sich dieser zum Schutzzoll bekehrt hatte, und der Gedanke des Schutzzolls schien dem Politiker im preussischen Agrariertum verkörpert. Nun hatte aber der Gelehrte in seiner »Römischen Geschichte« gezeigt, wie die Lastfundienvirtschaft, das heißt die Anhäufung alles Grundes und Bodens in den Händen einiger Großgrundbesitzer, Rom und Italien gegen Ende der Republik an den Rand des Verderbens gebracht hatte. War nun auch die römische Hauswirtschaft mit Sklavenbetrieb nicht ohne weiteres mit dem Großgrundbesitz innerhalb der heutigen Verkehrswirtschaft zu vergleichen, so war doch eine gewisse Ähnlichkeit der Entwicklung hier wie dort nicht zu bestreiten. Mommsen sah allerdings nur die Gefahren des Großgrundbesitzes, nicht aber die Zukunftsaussichten, die sich daraus mit Notwendigkeit ergaben. Dem nach rückwärts gewandten Auge des Historikers und dem in privatrechtlichen Anschauungen befangenen Denken des römischen Juristen war es nicht möglich, die neuen Triebkräfte des Sozialismus bei ihrer weltumgestaltenden Arbeit zu entdecken. Aber, wer weiß? vielleicht kam gerade diese Beschränktheit des großen Mannes seinem eigentlichen Lebenswerk zugute.

Mommsens »Römische Geschichte« — das ist neben seinem »Römischen Staatsrecht« und »Römischen Strafrecht«, die wir hier nur als erschöpfende Vorarbeiten zu seiner Geschichte würdigen können, das Lebenswerk, das den Mann überdauern wird — läßt sich nur mit Jakob Burckhardts »Kultur der Renaissance« vergleichen. Beide Männer sind Altersgenossen, Jakob Burckhardt nur um ein Jahr, sein Buch nur um sechs Jahre jünger als das Mommsensche. Beider Werk wird bleiben, auch wenn die darin steckende Gelehrsamkeit längst von fleißigen Nachgeborenen überholt sein wird. Denn beide hat die Jugend geschaffen, darum haftet ihnen der Zauber ewiger Jugend an. Aber ist es nur der Zauber ewiger Jugend, was so strahlt, oder ist es der alles erhellende Blitz des elektrischen Funkens, der nur aufleuchtet, wenn zwei Ströme ungleichartiger Polarität ineinanderrauschen? So trafen

sich die Kunstbegeisterung Jakob Burckhardts und die Renaissance, so der Jurist Mommsen und das antike Rom. Denn die Renaissance ist ganz Kunst und nur als Kunst zu verstehen — nicht etwa nur in ihren Bauten, Marmor- und Erzbildern und Gemälden, nicht nur in den Dichtungen Petrarkas, Boccaccios und Ariosts, nein, auch wo sie sich als Wissenschaft oder Politik gebärdet — man denke nur an die Humanisten Italiens und ihre platonischen Akademien, wo man im Stile Ciceros und Virgils zu reden und zu dichten versuchte, oder an Giordano Bruno, der des Kopernikus nüchterne Zahlen und Figuren in eine philosophische Hymne im Stile Pindars umdichtete, oder an Cesare Borgia, der Machiavellis teuflischem Fürstenbild Leben gab und den wüsten Fiebertraum eines mit Gewalt geeinigten Italiens wirklich lebte! Nur einer, in dem, wenn auch ihm selbst unbewußt oder nur als unstillbare Sehnsucht, ein Künstler steckte, konnte den Geist dieses schnellebigen, mit dem Tod auf du und du stehenden Zeitalters beschwören.

Wie nüchtern nimmt sich trotz aller Größe neben diesen bunt schillernden Einfügsliegen der Renaissance, die trotzdem Werke für die Ewigkeit schufen, das langlebige Rom des Altertums aus! Es ist die verkörperte Jurisprudenz. Seine ganze Kultur baut sich auf Recht und Gesetz auf. Seine unzähligen *leges* (Gesetze) sind die Meilensteine, an denen wir die ganze Entwicklung seiner Wirtschaft, seiner Stadt- und Staatsverfassung, seiner Sitte und Sittlichkeit von der Alleinherrschaft des *pater familias* (Familienvater, Haupt des Geschlechtsverbandes) bis zur Alleinherrschaft des C. Julius Cäsar verfolgen können. Diesem Genius des römischen Volkes, um auch einmal in der Sprache der alten Römer zu reden, tritt nun in dem Juristen Theodor Mommsen ein verwandter Geist nahe, der, zugleich gewappnet mit allem Rüstzeug der Geschichtswissenschaft, Sprachgelehrter, Altertumsforscher, Inschriftenkenner und Münzkundiger in einer Person, immer und immer wieder spürt, daß das Recht die eigentliche Seele dieser Kultur ist und die juristischen Begriffe die Schlüssel, die uns die Tore dieser versunkenen Welt aufsperrten. Darum arbeitet er unausgesetzt an der geschichtlichen Feststellung dieser Begriffe. Indem er so aber für das jeweilige Wort den entsprechenden Sinn sucht, baut sich ihm unwillkürlich während dieser mühseligen Arbeit das ganze Riesengebäude der römischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte auf, und er kommt so, wenn auch auf dem Umweg von der Form zum Inhalt, zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Karl Marx, der bekanntlich zum erstenmal im ökonomischen Unterbau der Gesellschaft das A und O aller Geschichte erkannte. So kam es, daß Mommsen von Anfang an gezwungen war, der Kulturgeschichte und der Entwicklung der römischen Wirtschaft eine viel größere Aufmerksamkeit zu schenken als die bisherige Geschichtsschreibung, und daß bei dieser Arbeit, die zeitlebens fortgesetzt wurde, »Das römische Staatsrecht« und »Das römische Strafrecht«, ebenfalls zwei Meisterwerke von bleibendem Wert, wie reife Früchte mit abfielen.

Aber auch ohne diesen roten Faden, dem der Forscher unentwegt nachging, wäre Mommsen schon durch die Mängel der geschichtlichen Überlieferung auf die schärfere Beobachtung des Kulturgeschichtlichen hingewiesen worden. Die Anfänge der römischen Geschichte sind nämlich während mehrerer Jahrhunderte in tiefes Dunkel gehüllt. Was der römische Geschichtsschreiber Livius zur Zeit des Augustus den alten Annalisten über die römischen Könige und die ersten Jahrhunderte der Republik nacherzählt, ist

größtenteils kritiklose Legende. Wollen wir über diese ältesten Zeiten etwas Sicheres erfahren, so müssen wir die steinernen Urkunden und die bei Schriftstellern überlieferten Texte von Gesetzen, Senatsbeschlüssen und Edikten zu Rate ziehen, die uns natürlich mehr die wechselnden Zustände der Gesellschaft als den äußeren Tatsachenverlauf veranschaulichen. Übrigens ist Mommsen keineswegs der erste, der die ältere Überlieferung der römischen Geschichte in Zweifel zieht. Schon im achtzehnten Jahrhundert schrieb Louis de Beaufort ein Buch über die Unsicherheit der fünf ersten Jahrhunderte römischer Geschichte, und der gleichzeitige Italiener Giambattista Vico, der, der Zeit vorausseilend, von der Geschichte bereits so etwas wie Völkerpsychologie verlangt, stimmt ihm bei. Aber erst Niebuhr, der erst Staatsmann und Finanzminister war, bevor er Professor wurde, hat uns, wenigstens für die Zeit bis zu den Punischen Kriegen, die erste kritische Geschichte Roms geschenkt. Ganz abgesehen davon, daß der Staatsmann dem bis dahin toten Stoffe, der unter der Hand der Philologen ganz vertrocknet war, neues Leben einhauchte, ging er vornehmlich der römischen Königslegende energisch zu Leibe und legte so den Grundstein, auf dem nachher Mommsen weiterbauen konnte.

Ich habe Mommsens »Römische Geschichte« ein Jugendwerk genannt. Natürlich trifft dies Urteil nur auf die ersten drei Bände zu, die, zuerst in den Jahren 1854 bis 1856 erschienen und seither in unzähligen Auflagen wieder gedruckt und in alle Kultursprachen der Welt übersetzt, die Geschichte der römischen Republik bis zum Siege Cäsars über das pompejanische Heer in Afrika (Schlacht bei Thapsus im Jahre 46 vor Christus) enthalten. Hier hat der Gelehrte, wenn ich so sagen darf, die Brille abgelegt und allen Bücherstaub abgeschüttelt. Hier riecht es nicht mehr nach der Lampe, wie schon die alten Römer zu sagen pflegten. Weit hinter uns liegt alle Mühsal der peinlichen Forscherarbeit langer Jahre, und keine Kette gelehrter Anmerkungen und wichtigtuender Zitate raffelt um die Beine des Freiausbreitenden, der den langen Weg durch ein halbes Jahrtausend römischen Lebens mit der mühelosen Freude eines schaulustigen Spaziergängers durchmisst. Ein Dichter ist hier zum Sprachrohr des Forschers geworden; ein Künstler hat hier die farbigen Mosaiksteine, die der Gelehrte mühsam überallher zusammenholte, zum leuchtenden Bilde geordnet und, wo etwa einer fehlte, ihn aus der Schatzkammer seiner Phantasie ergänzt. Wie Bildnisse zeitgenössischer Meister, nicht wie blasser Totenmasken treten uns die großen Männer der Vergangenheit, ein Scipio und ein Hannibal, ein Sulla und ein Marius, ein Cicero und ein Cäsar entgegen; und wenn eines an diesen Ölgemälden stört, so ist es mitunter ein allzu kecker psychologischer Pinselstrich, der nicht dem lebensgetreuen kunstlosen Holzschnitt eines römischen Annalisten, sondern dem problematischen Gesicht eines heute Lebenden entnommen ist.

Noch mehr als diesen modernen Zug in Mommsens Charakterzeichnungen hat man aber dessen Journalistendeutsch getadelt, daß, um eine alt-römische Institution oder Amtshandlung, den römischen Markt und das römische Gericht zu veranschaulichen, selbst vor dem fremdsprachlichen Kauderwelsch unserer Amts- und Börsensprache nicht zurückschreckte. Ich halte diesen Tadel für unberechtigt. Schuld an diesem Sprachenelend trug nicht der Geschichtschreiber, sondern das sprachliche Vorbild, das er im

Leben seiner Zeit — und steht es heute so viel besser? — vor sich hatte. Wollte er nämlich, was sein gutes Recht war und volles Lob verdient, wie ein Dichter die Dinge nicht umschreiben, sondern verlebendigen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich an eben jenes sprachliche Vorbild des Alltags zu halten; denn nur so bekamen die Dinge die gesunde Gesichtsfarbe des wirklichen Lebens. Wobei freilich oft genug die Gefahr nahe lag, durch die »moderne Nuance«, um auch einmal ein solches Fremdwort zu gebrauchen, auch die antiken Begriffe schief wiederzugeben. Noch heftigeren Widerspruch weckte aber bei den Fachgelehrten — nicht etwa nur bei den Anhängern des alten Japses, denen die unehrerbietige Behandlung ihres Livius wider den Strich ging — die unerhörte Kühnheit, mit der hier ein im altrömischen Leben heimischer Deutscher des neunzehnten Jahrhunderts, wie ein Zeitgenosse Cäsars, die Lücken der Überlieferung durch lebendige Phantasiegebilde ersetzte — Phantasiegebilde, die wohl durch die dichterische Kraft ihres Eigenlebens den Beschauer überzeugten, für die aber der nüchterne Beweis an der Hand bestimmter geschichtlicher Daten nicht erbracht werden konnte.

Das großangelegte Jugendwerk blieb unvollendet liegen. Der vierte Band erschien überhaupt nicht, und der fünfte, der, erst 40 Jahre später erschienen, die Geschichte der römischen Provinzen unter den ersten Kaisern behandelt, hat mit den ersten vier so wenig Ähnlichkeit wie etwa Fausts zweiter Teil mit den Göttergötzen des jungen Goethe. Wohl ist er, wie Wilamowitz rühmt, die reifste Frucht Mommsenscher Forschung, meisterhaft in der Klarheit, mit der hier die verworrensten staatsrechtlichen Gebilde entwirrt werden; aber von dem jugendlichen Feuer, das in den ersten Bänden der »Römischen Geschichte«, in Liebe und Haß gleich verzehrend, lodert — man denke nur an die Charakterbilder von Cäsar und Cicero! — ist hier nichts mehr zu spüren. »Gern hätt' ich fortgeschrieben, aber es ist liegengeblieben« — diese Worte schrieb der Siebzigjährige seinen Verehrern, die ihm zum Geburtstag eine Huldigungsschrift schickten, auf das Titelblatt der vierten Auflage. Er wußte, daß er den Ton nicht mehr treffen würde, der seinem Jugendwerk alle Herzen gewonnen hatte. Vielleicht wollte er aber auch nicht darauf zurückkommen, weil er, der unermüdlich an sich selbst Arbeitende, dessen Mängel mehr als irgendeinanderer spürte. Auf einer Fahrt durch Apulien gab er dies Professor Wilamowitz deutlich zu verstehen. Dieser pries Mommsens »Römisches Staatsrecht« und sprach den Wunsch aus, es möchte doch auch für Altgriechenland etwas Ähnliches geschaffen werden. »Aber für die Griechen müßte man freilich vor allem die Philosophen lesen,« fügte der Kenner Griechenlands bedeutsam hinzu. Mommsens Antwort lautete: »Jawohl, die hätte ich auch lesen sollen; jetzt wird es wohl zu spät für mich sein; darum kann ich aber auch bei Ihren Griechen nicht mitreden.« Hier hat Mommsen selbst seine Achillesferse bezeichnet. Seine »Römische Geschichte« — ich meine hier immer nur die drei ersten Bände — ist ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk; aber das Bild der griechischen Welt, mit der Rom in Berührung tritt, ist darin dem Geschichtsschreiber gründlich mißraten. Der Jurist Mommsen war zu sehr Römer, um die Griechen verstehen zu können. Aber macht diese Einseitigkeit nicht zugleich seine Größe aus?

Die Gefahr einer Wohnungsnot.

Von A. Ellinger.

Je länger der Krieg dauert, um so größer wird die Gefahr, daß wir nach seiner Beendigung einer Wohnungsnot gegenüberstehen, die alles auf diesem Gebiet Dagewesene übersteigen und die mit den dann vorhandenen Mitteln gar nicht zu bannen sein wird. In unserer Tagespresse wird hierauf viel zu wenig hingewiesen, vermutlich, weil man die Gefahr noch nicht überall erkennt oder weil man sie noch nicht für sehr dringend hält. Das kann sich an unserem Volke und besonders an unserer Arbeiterschaft schwer rächen. Denn eine große Wohnungsnot ist nicht nur für jene höchst unangenehm, die für sich keine Wohnung finden. Nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage setzt sich eine Wohnungsnot erfahrungsgemäß sehr rasch in eine Steigerung der Wohnungsmieten um, und dann hat darunter die ganze wohnungsmietende Bevölkerung zu leiden. Schon lange sind die Hausbesitzer — die, wie man zugeben muß, zum Teil jetzt allerdings nicht auf Rosen gebettet sind — kräftig am Werke, um die Mieten hochzutreiben. Wenn das noch nicht in größerem Umfang gelungen ist, so ist das lediglich darauf zurückzuführen, daß der Krieg in vielen Orten zunächst einen Wohnungsüberfluß geschaffen hat, der auch heute noch nicht überall restlos aufgebraucht ist, und daß zum Teil die Generalkommandos und die Mieteinigungsämter erhebliche Mietsteigerungen verhindert haben. Nichts wäre verhängnisvoller, als wenn man sich dadurch in Sicherheit wiegen lassen und die uns drohende Gefahr nicht erkennen wollte!

Der Wohnungsüberfluß am Anfang des Krieges war in erster Linie auf die Auflösung vieler Haushaltungen für die Dauer des Krieges zurückzuführen, sei es, daß alleinstehende Kriegerfrauen zu Verwandten aufs Land übersiedelten oder Kriegerfamilien mit anderen Familien zusammenzogen, um Miete zu sparen. Auch das Aufhören von Familiengründungen trug in der ersten Kriegszeit zu einem Wohnungsüberfluß bei; denn die begonnenen Wohnungsbauten wurden nach Ausbruch des Krieges zum größten Teil noch fertiggestellt und dadurch die Zahl der leerstehenden Wohnungen vermehrt. So kam es, daß im ersten Kriegsjahr in manchen Orten ein großer Prozentsatz an Wohnungen leerstand. Aber bei genauem Zusehen stellte sich schon damals heraus, daß unter den leerstehenden Wohnungen sehr viele mit Läden und Werkstätten verbundene Räume waren, deren ehemalige Mieter ihr Geschäft aufgegeben hatten und die nun nicht wieder vermietet werden konnten. Ein anderer Teil dieser leerstehenden Wohnungen waren große, zum Teil »herrschaftliche« Wohnungen, deren ehemalige Bewohner, sei es unter dem Zwange der Not oder aus anderen Gründen, in kleinere Wohnungen übersiedelt waren. Die Zahl der leerstehenden *Kleinwohnungen*, die ja für die Masse des Volkes, die Arbeiter und kleinen Beamten, allein in Frage kommen, war in vielen Orten schon im ersten Kriegsjahr nur gering.

Mit der langen Dauer des Krieges haben sich diese Zustände immer mehr zuungunsten der Mieter geändert. Die Wohnungsbautätigkeit wurde immer mehr eingeschränkt. Während das deutsche Volk vor dem Kriege für seinen jährlichen Bevölkerungszuwachs von 800 000 bis 900 000 Menschen alljährlich mehr als 200 000 neue Wohnungen brauchte, sind im Durchschnitt der letzten Jahre wohl kaum mehr als 30 000 bis 40 000 neue Wohnungen errichtet worden. Im Jahre 1916 sind zum Beispiel in 45 deutschen Großstädten, die im Jahre 1912 noch 9507 Wohngebäude mit 64 107 Wohnungen herstellten, nur noch 1099 Wohngebäude mit 5015 Wohnungen gebaut worden, also noch nicht der zehnte Teil des Wohnungszuwachses aus der Zeit vor dem Kriege. Jetzt ist aber die Wohnungsbautätigkeit durch die Generalkommandos seit langem so gut wie ganz unterbunden, weil die noch vorhandenen Baustoffe und Arbeitskräfte zur Herstellung der Kriegsbauten gebraucht werden. Nur in Orten mit starker Kriegsindustrie und großem Zuzug von Arbeits-

kräften wird noch in größerem Umfang gebaut, und darauf ist noch ein großer Teil der geringen Neubaufähigkeit in jenen Großstädten zurückzuführen.

Der Ausfall an Neuwohnungen innerhalb der letzten drei Jahre ist also ganz enorm. Und dieser Ausfall macht sich auf dem Wohnungsmarkt auch in immer stärkerem Maße fühlbar. Die Zahl der Leerwohnungen ist in den meisten Orten ständig zurückgegangen. Nach einer Leerwohnungszählung, die in den wichtigsten Teilen des Reiches im vorigen Jahre (in Bayern schon im Spätherbst 1915) vorgenommen wurde und deren Ergebnisse in dem vor einiger Zeit erschienenen 14. Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt zum Teil mitgeteilt wurden, standen allerdings in einzelnen kleineren und mittleren Orten immer noch 10 und mehr Prozent Wohnungen leer; aber das sind in erster Linie Orte, deren Industrie durch den Krieg so gut wie vernichtet worden ist und deren Arbeiterschaft deshalb in großem Umfang abwandern mußte. Diese Orte müssen bei der Beurteilung des Wohnungsmarktes außer Betracht bleiben.

In einer Reihe von Orten war die Zahl der vorhandenen Leerwohnungen normal oder etwas übernormal. So standen in Groß-Berlin am Erhebungstage 5,5 Prozent aller vorhandenen Wohnungen, einschließlich der Wohnungen mit Geschäftsräumen, leer, in den beiden westfälischen Großstädten Bochum und Dortmund 3 und 4,9 Prozent, in München 4,4, in Nürnberg 3,9, in Augsburg 4,7, in Leipzig 4,46, in Chemnitz 3,17 Prozent. Jedoch gibt es auch zahlreiche Städte, in denen die Leerwohnungsziffer schon damals, und zwar zum Teil recht erheblich, hinter dem normalen Wohnungsbedarf von 3 bis 4 Prozent zurückblieb. Hierzu gehören in Westfalen Bielefeld mit 2,7 Prozent, Gladbeck mit 2,9, Bocholt mit 2,5, Haspe mit 2,5, Minden mit 1,9, Witten mit 1,7 Prozent usw. In Bayern standen in Ingolstadt nur 0,5 Prozent, in Landshut 1,2, in Erlangen 1,3, in Schweinfurt 1,5 Prozent und in verschiedenen anderen Orten zwischen 2 und 3 Prozent Wohnungen leer. Auch in Sachsen gab es eine Reihe Orte mit außerordentlich niedrigen Leerwohnungsziffern. So hatte Olsnitz im Erzgebirge nur 1,67 Prozent, Riesa 1,58, Deuben 1,48, Potschappel 1,52 und selbst Oesden nur 2,45 Prozent Leerwohnungen. Ähnlich sind die Verhältnisse in einer Reihe Groß-Berliner Vororte.

Bei alledem ist zu beachten, daß die Verhältnisse in einzelnen Orten noch wesentlich ungünstiger liegen, wenn man nur die Kleinwohnungen in Betracht zieht. So hatte Groß-Berlin zum Beispiel nur einen 3,2prozentigen Vorrat von Zweizimmerwohnungen ohne Gewerberäume, während an Vierzimmerwohnungen ein Vorrat von 7,3 Prozent, an Fünzimmerwohnungen ein solcher von 9, an Sechszimmerwohnungen ein solcher von 9,8 und an Siebenzimmerwohnungen gar ein solcher von 10,3 Prozent vorhanden war.

Das war — wohlgemerkt! — der Stand des Wohnungsmarktes im Jahre 1916 (für die bayerischen Städte im Herbst 1915). Schon damals herrschte also in einer Reihe von Orten ein ganz empfindlicher Wohnungsmangel. Inzwischen hat sich der Stand des Wohnungsmarktes noch verschlechtert, und bei einer längeren Fortdauer des Krieges wird er sich zweifellos noch weiter verschlechtern. Damit treiben wir, wenn nicht rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergriffen werden, bei Kriegsende auf dem Gebiet des Wohnungsmarktes in vielen Orten einer Katastrophe entgegen. Denn mit der Rückkehr unserer Millionenheere in die Heimat wird der Wohnungsbedarf in den meisten Orten ganz gewaltig anschwellen, einmal, weil dann viele während des Krieges aufgelöste Haushaltungen wieder neu gegründet werden müssen, und weil ferner die vielen Kriegsgetrauten und die nach Kriegsende heiratenden Ehepaare neue Wohnungen brauchen. Der Abgang an Gefallenen wird dabei nicht allzusehr ins Gewicht fallen; denn die Familien der meisten verheiratet gewesenen Gefallenen werden nicht ohne Wohnungen auskommen können.

An Kleinwohnungen wird ein ganz besonders großer Mangel entstehen. Es werden nicht nur die allermeisten der neu gegründeten Familien kleine Wohnungen

haben wollen: die allgemeine Teuerung wird nach dem Kriege, wenn es mit den hohen Einnahmen aus der Kriegszeit vorüber ist, auch manche andere Familie auf dem Gebiet des Wohnwesens zur Einschränkung zwingen und sie aus größeren in kleinere Wohnungen treiben. Ebenso wird es mit manchen Familien von Gefallenen sein.

Es läßt sich heute allerdings noch nicht übersehen, wieviel aufgelöste Haushaltungen nach Kriegsende wieder neu gegründet werden; aber wir wissen aus Erfahrung, daß die Zahl der Eheschließungen nach einem beendeten Kriege immer sehr groß ist. Nach diesem Kriege wird sie aber ganz besonders groß sein, denn Hunderttausende junger Menschen haben während seiner Dauer das heiratsfähige Alter erreicht, haben während des Urlaubs oder brieflich Beziehungen zum anderen Geschlecht angeknüpft und sehnen sich nach einem eigenen Heim. Außerdem sagen uns die Standesamtsregister, daß auch die Zahl der Kriegstraungen sehr groß ist. Die allermeisten dieser Kriegsgefrauten werden aber unmittelbar nach dem Kriege eine eigene Häuslichkeit gründen wollen. Aber selbst für sie werden die vorhandenen Leerwohnungen nicht ausreichen, auch nicht in Orten, wo heute noch ein großer Prozentsatz leerstehender Wohnungen vorhanden ist. Ist doch zum Beispiel in München mit seiner verhältnismäßig großen Zahl von Leerwohnungen im Spätherbst 1915 festgestellt worden, daß schon damals den 7868 Kriegstraungen nur 3753 leere Kleinwohnungen gegenüberstanden. Es hätte also schon damals nicht einmal die Hälfte der Kriegsgefrauten Wohnungen finden können! In manchen anderen Städten, besonders dort, wo heute schon ein empfindlicher Mangel an Kleinwohnungen herrscht, sind die Verhältnisse ähnlich.

Diese Tatsachen zeigen, daß die Gefahr einer Wohnungsnot nach dem Kriege außerordentlich groß ist. Sie ist nicht überall gleich, und in einzelnen Orten mögen auch nach dem Kriege genügend Wohnungen vorhanden sein. Es kommt ganz darauf an, wie sich nach dem Kriege die ruinierten Industrien in solchen Orten wieder zu entwickeln vermögen. Aber in den allermeisten Orten werden wir mit einer beträchtlichen Wohnungsnot rechnen müssen, wenn ihr nicht rechtzeitig und tatkräftig entgegengewirkt wird. Die Tagespresse, insbesondere unsere Parteipresse, sollte dazu unablässig anspornen. Es ist nötig, daß heute schon alle Vorbereitungen zum Bau von Kleinwohnungen getroffen werden, daß die Pläne ausgearbeitet und genehmigt, die nötigen Baustoffe beschafft und so bald als möglich auch die nötigen Arbeitskräfte zum Bau von Kleinwohnungen freigegeben werden. Denn wenn der Krieg zu Ende ist und man dann erst mit alledem beginnen will, werden Monate vergehen, bevor man die notwendigen Bauten auch nur in Angriff nehmen kann. Und dann könnten sich sehr leicht in großem Umfang Zustände entwickeln, wie sie sich im Jahre 1871 in Berlin entwickelt haben, wo bekanntlich damals eines Tages über 10 000 Familien obdachlos waren und wo es infolgedessen zu Straßenkämpfen mit Barrikadenbauten und zahlreichen Verletzungen kam. Dann würden sich auch gewaltige Mietsteigerungen, selbst durch Gesetze oder Verordnungen, nicht mehr verhindern lassen, ebensowenig, wie sich heute durch Gesetze und Verordnungen Höchstpreisüberschreitungen verhindern lassen. Die Gesamtheit der Mieter hätte den Schaden, und dieser Schaden wäre nicht gering. Hat doch ein Teil der Interessenten schon im vorigen Jahre Mietsteigerungen von 30 bis 40 Prozent für nötig erklärt!

Eine unterschätzte Industrie.

Von H. Krähig.

Not macht erfinderisch! Und da dieser Krieg eine einzige große Not im Wirtschaftsleben der Völker darstellt, so ist er, der große Vernichter, zugleich der Urheber der Belebung des menschlichen Schaffensgeistes.

Eine große Schwierigkeit ist der deutschen Volkswirtschaft während des Krieges durch die Absperrung der Rohstoffe für Bekleidungszwecke entstanden. Textilfasern und Leder bezogen wir vor dem Kriege in großen Mengen aus dem überseeischen Ausland. Dieser Bezug wurde unmöglich, als England den Aushungerungskrieg gegen uns begann. Die Einfuhr von Jute- und Baumwollfasern hatte England von Anfang des Krieges an unterbunden. Einige Zeit später erfolgte die Sperre der Seeschiffahrtswege für Baumwolle, Wolle und andere Rohprodukte. Anfangs legte man dieser englischen Maßregel nicht die Bedeutung bei, die sie nach und nach erlangt hat, weshalb viele von den damals vorhandenen Rohstoffen der Textil- und Lederindustrie zunächst noch verschwendet worden sind. Beste Gespinste aus Baumwolle, Flachs und Seide wurden sogar zu Sandsäcken verarbeitet. Diejenigen Techniker wurden kurzweg abgewiesen, die den Vorschlag machten, die Sandsäcke aus Papiergarn zu weben.

Was damals die Kriegsaussschüsse der Jute- und Baumwollindustrie an volkswirtschaftlichem Schaden angerichtet haben, können sie nie verantworten. Sie, die Interessenvertretungen der Jute- und Baumwollindustrie, waren es, die damals als Gutachter, wohl in der Annahme, daß der Krieg nicht lange dauern werde, dafür wirkten, die Produkte der Jute- und Baumwollindustrie bei den Kriegslieferungen von der Konkurrenz der Produkte aus der Papiergarnindustrie freizuhalten. Doch mit der Zunahme der Kriegsdauer zwang die eiserne Notwendigkeit dazu, die Jute- und Baumwollprodukte durch Erzeugnisse aus Ersatzfasern zu ersetzen. In erster Linie war es die Papiergarnindustrie, die Ersatz schaffen mußte und auch Ersatz schaffte, und zwar in einem Umfang und in einer Güte, wie es sich heute noch viele kaum vorstellen können. Es kann heute rundheraus gesagt werden: es gibt gegenwärtig keine zweite Industrie in Deutschland, die in Produkten des Wiederaufbaues für die deutsche Volkswirtschaft größere Bedeutung hätte wie die Papiergarnindustrie. Und andererseits gibt es keine zweite Industrie, die hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit so verkannt worden ist wie die Papiergarnindustrie. Allerdings nicht ganz unabsichtlich. Auch heute noch, wo wir nicht nur in unserer Versorgung mit Kleidern, sondern auch mit Schuhen auf die Papiergarnindustrie angewiesen sind, sind mächtige kapitalistische Kreise bemüht, die Produkte dieser Industrie verächtlich herabzusetzen. Papiergarn! Papiergarn! Was kann denn aus Papiergarn Brauchbares werden? Es ist doch nur Papier!

Vielleicht würde weniger falsch geurteilt worden sein, wenn man von Anfang an Zellulosegarn statt Papiergarn gesagt hätte. Doch die Interessenten der Juteindustrie, die schon vor dem Kriege, als damit begonnen wurde, die Zellulosefaser für die Spinneret und Weberet nutzbar zu machen, alles taten, um das neue Produkt verächtlich zu machen, fürchteten die Konkurrenz; denn vor dem Kriege betrug der Herstellungspreis von Jutegarn zuweilen das Zweieinhalb- bis Dreifache des Papiergarns. Zu Anfang des Jahres 1914 war bei einem Rohjutepreis von 660 Mark pro Tonne der Verkaufspreis für 6er Jute-Kettgarn in Deutschland 90 Pfennig pro Kilogramm, während die Herstellungskosten für reines Papiergarn 39 Pfennig betrugen. Das besagt, daß reines Papiergarn schon mit Jutegarn konkurrieren konnte, wenn die Tonne Rohjute unter 300 Mark kostete. Zellulosegarn konnten mit Jutegarnen konkurrieren bei einem Rohjutepreis von 340 bis 380 Mark für die Tonne. Was das für die Juteindustrie bedeutet, kann man daran ersehen, daß sich in der letzten Zeit vor dem Kriege der Rohjutepreis zwischen 660 bis 720 Mark bewegte.

Die Juteindustrie hatte also alle Ursache zur Konkurrenzfurcht, zumal Festigkeitsvergleiche zwischen Jute- und Zellulosefäden ergeben hatten, daß die letzteren eine größere Widerstandskraft besaßen. Professor Stolzberger hat im Jahre 1911 solche Vergleiche angestellt. Zur Prüfung der Festigkeit wurden Säcke aus Jute und solche aus Zellulose, in einem Falle mit Zement, im anderen mit künstlichem Dünger gefüllt, bei horizontaler Lage des Sackes aus etwa

2 Meter Fallhöhe auf Zementboden geworfen. Die Säcke waren im Eigengewicht ziemlich gleich schwer. Es erfolgte das Plagen der Zementsäcke:

a) aus Jute:				b) aus Textilse:			
1 Sack	nach	10maligem	Niederwerfen	1 Sack	nach	8maligem	Niederwerfen
2	-	2	-	2	-	3	-
3	-	4	-	3	-	10	-

Das Plagen der Düngersäcke erfolgte:

a) aus Jute:				b) aus Textilse:			
1 Sack	nach	5maligem	Niederwerfen	1 Sack	nach	9maligem	Niederwerfen
2	-	1	-	2 Sack	18mal	geworfen,	ohne zu reißen

Wie sich ferner in neuester Zeit ergeben hat, sind Papiergewebesäcke zum Transport von Chemikalien viel widerstandsfähiger wie Jutesäcke. Bis vor kurzem wurden die Papiergewebesäcke mit Bastfaserzwirn genäht. Beim Transport von Chemikalien in dieser Art genähten Papiergewebesäcken ergab es sich nun sehr häufig, daß die Säcke rissen, weil der Zwirn aus Hanf oder Jute zerfressen war, während die Chemikalien dem Papiergewebe keinen Schaden zugefügt hatten. Der Übelstand ist behoben, seitdem man diese Säcke mit Zwirn aus Papiergarn zusammennäht.

Wäre im Volke mehr Kenntnis vorhanden über den Produktionsprozeß des Papiergarns und seine Verbesserung in Form des Textilsegarne, so würde bald ein großer Teil des Zweifels an der Güte der Fabrikate aus Papiergewebe verschwinden. Nur mit einigen Worten kann hier auf diesen Produktionsprozeß eingegangen werden. Das Papier, aus dem das Papiergarn gewonnen wird, hat mit dem Papier, das zu anderen Zwecken verwendet wird, nur gemein, daß Nadelholz der Rohstoff zu beiden ist. Gewonnen wird das Spinnpapier auf eine ganz andere Weise wie zum Beispiel das Schreib- und Druckpapier. Beim Schreib- und Druckpapier wird das Holz zu Brei geschliffen, die Zellulosefaser also ganz zerstört. Das Holz zu Spinnpapier wird dagegen einem Kochprozeß unterworfen, aus dem die Zellulosefaser hervorgeht. Zwei Sorten von Zellulose werden unterschieden: die Sulfitzellulose und die Natronsulfitzellulose. Die letztere ist widerstandsfähiger, hat aber den Nachteil, daß sie braune Farbe hat, während Sulfitzellulose weiß ist. Diese Zellulose wird darauf in großen Mischbehältern, den sogenannten Holländern, unter Zusatz von Wasser, Harz und anderen Stoffen zu einem Brei zermahlen und die hier entstehende dünnflüssige Masse dann auf mächtige Papiermaschinen geleitet, die in Tag- und Nachtschichten ungeheure Mengen von Spinnpapier herstellen. In Rollen bis zu 15 000 Meter Länge wird es aufgewickelt, wobei es gleich in verschiedene, meist 1 Meter breite Bahnen zerschnitten wird. Diese Bahnen wandern in die Schneidemaschinen, wo sie, wenn nur reines Papiergarn hergestellt werden soll, zu schmalen Längsstreifen zerschnitten werden. Die Streifen, deren Breite sich nach der Stärke des Garnes richtet, werden gleich beim Schneiden wieder fest aufgerollt und bilden runde Platten, die auf die mit der Spinnspindel verbundenen Zeller gelegt werden, und von dort aus erfolgt dann das Zusammen-drehen des Papierstreifens zum Faden. Anfangs wurden nur grobe Garne gesponnen; jetzt beginnt man auch feinere zu spinnen und hat es schon bis zur Nr. 18 und höher gebracht.

Die nackten Papiergarne sind bei weitem weniger vorteilhaft und vielseitig verwendbar wie die umsponnenen sogenannten Textilsegarne, deren Erfinder der Textilindustrielle Herr Claviez in Adorf im Vogtland ist. Die Textilsegarne werden in folgender Weise gewonnen: Die kurzen Fasern der Baumwollabfälle, jetzt die Fasern zerrissener Lumpen, gelangen in eine Krempel, die mit einer Maschine zur Befestigung der Fasern der Abfälle auf der einen Seite der Papierbahn dient. Diese Krempel bereitet ein Fasernfließ vor, so breit wie die Papierbahn

ist. Hat die Papierbahn die Papierrolle verlassen, so wird sie auf der einen Seite mit einer dünnen Klebstoffschicht bestrichen und so geleitet, daß das Fasernflee auf die bestrichene Seite geführt und durch Walzen fest auf das Papier aufgedrückt wird. Große Heiztrommeln der Maschine sorgen dafür, daß die Trocknung der Klebmasse bis zur Aufrollung der mit den Fasern verbundenen Papierbahn erfolgt. Das derart belegte Papier wird dann ebenfalls in Spinnstreifen geschnitten und auf Spinnstellermaschinen gesponnen. Der Spinnprozeß ist aber ein anderer wie beim nackten Papiergarn. Das Papierband wird nämlich vor dem Drehen durch eine sinnreiche Vorrichtung an der Spindel derart gefalzt, daß die glatte Seite des Papiers nach innen und die mit Fasern belegte nach außen zu liegen kommt.

Dadurch wird erreicht erstens ein viel festerer Faden, weil durch das Falzen des Papierstreifens verhindert wird, daß beim Spinnen die Ränder des Streifens einreißen und den Faden rauh und brüchig machen, und zweitens ein Faden, der, weil er von allen Seiten mit Fasern umgeben ist, äußerlich nichts mehr von Papier erkennen läßt. Die aufgeklebten Textilfasern drehen sich beim Spinnen fest um den Papierstreifen herum und geben dadurch dem fertigen Faden Gefühl, Aussehen und Geschmeidigkeit eines Fadens aus Textilfasern.

Dieser so präparierte Faden besitzt nicht nur eine erheblich größere Reißfestigkeit wie der glatte Papierfaden, sondern auch die vorzügliche Eigenschaft, Imprägnierungsmittel anzunehmen, was bei dem nackten Papierfaden nicht gelingt. Vor allem ist der Textilosefaden viel elastischer. Handtücher aus Textilose von reinem Baumwollfaserbezug, die in der Fabrik von Herrn Claviez zu sehen sind, sind in nichts zu unterscheiden von Handtüchern aus Leinen. Sie haben aber den Vorzug, daß sie aufsaugungsfähiger sind wie Leinenhandtücher, beinahe ebenso aufsaugungsfähig wie Frottiertabedücher. Gewaschen können diese Handtücher werden wie andere; nur soll man sie nicht kochen.

So viel steht heute schon fest, daß dem Papiergarn, besonders wenn es veredelt ist in Textilose, auch nach dem Kriege eine große Zukunft beschieden sein wird.

Grundsätzlich ist es, anzunehmen, daß aus Papiergarn nur Sandsäcke und andere Säcke hergestellt werden. Gewiß ist, daß die Sackindustrie sicher auch in Zukunft das Papiergarngewebe bevorzugen wird; denn auch aus reinem Papiergarn sind die Gewebe zu Säcken heute halt- und brauchbarer, dazu auch hygienisch besser als die faserigen Säcke der stinkenden Jute. Aber die Papiergarndindustrie hat sich mit Recht viel größere Aufgaben gesteckt. Die Textiloseindustrie ist zweifellos in der Lage, nicht nur die Textilindustrie, sondern vor allem auch die Lederindustrie in großem Umfang vom Rohstoffbezug aus dem Ausland unabhängig zu machen. Unter Zuhilfenahme von Papier, überspannen mit der reinen Faser der Baumwollabfälle, werden wir in der Lage sein, viele Produkte für Bekleidung und Wäsche in ebensolcher, wenn nicht noch besserer Güte herzustellen wie aus reiner Baumwollfaser. Sehr viel Baumwolle werden wir dabei sparen können. Es handelt sich hier um keine erhofften Erwartungen. Nein, das Produktionsproblem ist praktisch gelöst und bewährt sich ausgezeichnet. Wenn die Produkte der Textiloseindustrie, soweit besonders Wäsche in Betracht kommt, noch nicht im Handel auftreten, so einmal, weil es an der genügenden Menge der weißen Baumwollabfallfaser fehlt, und zum anderen, weil die Lederindustrie jetzt für die Kriegswirtschaft, soweit Bekleidung und Ausrüstung in Frage kommen, geradezu das Mädchen für alles ist. Sie schafft nicht nur Kleidung für die Gefangenen, nicht nur Ersatzstoffe für Planen, Zelte, Tornister, Rucksäcke, Drillhosen und anderes, sondern man verlangt von ihr auch Pferdegeschirre, Laue, Windschirme, Gasmasken für Pferde, Treib- und andere Riemen, Ersatz für Oberleder zu Stiefeln, Ersatz für Stiefelsohlen und anderes mehr.

Es ist geradezu erstaunlich, welche Vielseitigkeit die Textiloseindustrie im Ersatz für Produkte aufweist, die man sich bisher nie anders als aus Leder bestehend vorstellen konnte. Wir haben Treibriemen aus Textilosegarn hergestellt, die, aus Leder

hergestellt, 25 000 Mark kosten würden. Aus Textilosegarn stellen sie sich auf kaum ein Viertel des Lederpreises und stehen in der Haltbarkeit und Verwendungsgüte den Lederriemen in nichts nach, ja sie sind ihnen in beiden Eigenschaften häufig überlegen. Wäre es nicht nach dem Kriege eine Verfündigung an der Volkswirtschaft, Leder zu Treibriemen oder ähnlichen Fabrikaten einführen zu wollen?

Auch Stiefelsohlen aus Textilose gibt es, so stark und preiswert, daß wir wünschen: zum Teufel mit den unzumutbarsten aller Kriessohlen, den Holzsohlen! Eine unzumutbarere, gefährlichere Sohle wie die Holzsohle konnte wirklich nicht erfunden werden. Es scheint fast so, als habe man eine Preisbewerbung ausgeschrieben für die Hervorbringung einer Stiefelsohle, mit der es gelingt, recht viele Knochenbrüche herbeizuführen. Die Sächsische Kunstweberei von Claviez, A.-G., in Adorf ist allein auf eine Jahresproduktion von 26 Millionen Stiefelsohlen aus ausgezeichnet imprägniertem Textilosegarn eingerichtet. Aber die Firma darf keine ihrer Sohlen verkaufen. Das Verkaufsmonopol aller Arten Kriessohlen hat die Kriessohलगesellschaft. Die aber hat sich besonders kapriziert auf den Vertrieb von Holzsohlen und nutzt die Produktion der Textilosesohlen nicht aus. Dabei sind die Sohlen sehr billig. Ein Paar Sohlen für Männerstiefel kostet 2,50 Mark.

Wir haben ferner bei Claviez alle Sorten Schuhe gesehen, hergestellt aus reiner Textilose, und alle, die mitanwesend waren, auch eine Anzahl Offiziere, waren überrascht von der sauberen Ausführung. Der Preis für ein Paar sauber ausgeführte Damenschuhe aus Textilose stellt sich auf 18 Mark. Wie plump und geschmacklos sehen jenen Textiloseschuhen gegenüber die Holzsohlenschuhe aus, die heute in den Handel gebracht werden. An Rohstoffen zu den Textiloseschuhen ist, wie versichert wurde, kein Mangel. Hierfür genügt Papiergarn, das mit Fasern aus Baumwollspinnen umspinnen ist. Und der Imprägnierstoff, der verwendet wird, um das Produkt absolut wasserdicht zu machen, viel wasserdichter als unsere jetzigen »Leder-
schuhe«, ist auch genügend vorhanden. Er ist überhaupt nicht beschlagnahmt.

Unter den verschiedenen technischen Fortschritten der Kriesszeit nimmt die Textilosefabrikation, was ihre volkswirtschaftliche Bedeutung anbetrifft, eine der ersten Stellen ein. Wenn ihre Leistungsfähigkeit heute noch nicht anerkannt wird, so deshalb, weil ihre Erzeugnisse zu zweckmäßig und darum geeignet sind, den Fabri-
kanten der konkurrierenden Kriessgesellschaften in der kommenden Friedenszeit erfolgreich Konkurrenz zu machen. In diesem Umstand liegt die Hauptursache dafür, daß wir, soweit die Bekleidung in Betracht kommt, die mannigfach hervorgetretenen Mängel nicht bis auf ein geringes Maß von Mißbehagen herabdrücken konnten. Das Interesse der Bevölkerung erfordert aber, daß dies möglich wird. Es ist daher dringend nötig, daß die Geschäftspraktiken der Kriessgesellschaften einmal vom Reichstag gründlich unter die Lupe genommen werden.

Literarische Rundschau.

Dr. M. Na ch i m s o n, Imperialismus und Handelskrise. Eine volkswirtschaftliche Untersuchung über die Entwicklungstendenzen der modernen Wirtschaft und der Handelspolitik. Bern 1917, Verlag von Ferd. Wyß. 167 Seiten Oktav. Preis 3,50 Franken.

Die Wörter »Imperialismus« und »imperialistisch« sind Schlagworte geworden. Alle Bestrebungen eines Staates, Volkes oder einer Klasse, die einer anderen Gruppe als Übergriff in ihre Interessensphäre erscheinen, mögen sie nun politischer oder wirtschaftlicher Art sein, werden kurzweg als »imperialistisch« bezeichnet. Bekanntlich hat jüngst sogar Herr Terestchenko, der gewesene russische Minister des Auswärtigen, das voraussichtliche Bestreben der deutschen Großindustrie, nach dem Ende des jetzigen Krieges ihren Export nach Rußland wieder möglichst auszudehnen, als »Imperialismus« gebrandmarkt.

Eine ungefähr gleich umfassende Begriffsdefinition schiebt Nachimson dem Wort »Imperialismus« unter. Imperialismus ist nach seiner Auffassung kurzweg jedes »Streben nach Ausdehnung des eigenen Wirtschafts- und Machtbereichs«. Eine Definition, nach der die nord- und südamerikanischen Indianerstämme und sogar die australischen Tribes schon, ehe noch das Wort »Imperialismus« in Europa Gebrauch geworden ist, arge Imperialisten gewesen sein müssen; denn schon immer haben sie danach gestrebt, ihren Machtbereich und ihr Jagdgebiet auszudehnen. Herr Nachimson findet denn auch selbst, daß eigentlich solches Streben schon so alt sei »wie die Menschheit, ja selbst in der Tierwelt finden wir die gleiche ewige Bewegung aus einem Ort nach dem anderen und den Kampf um die besetzten Orte«. Freilich die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen, auf denen sich zu verschiedenen Zeiten der Imperialismus in der Menschenwelt erhebt, sind verschiedenartig, ebenso auch seine Erscheinungsformen. Um den modernen Imperialismus zu begreifen, ist deshalb, wie der Verfasser ausführt, ein Rückblick auf seine Entstehung nötig.

Nach diesen Worten rechnet man auf eine Darstellung der sogenannten imperialistischen Bestrebungen in ihrem historischen Entwicklungsgang. Tatsächlich läßt sich jedoch Nachimson auf eine solche methodische Untersuchung gar nicht ein, sondern jongliert unter Berufung auf Friedrich Ratzel, Maxim Kowalewsky, Peter Maslow, Richard Hildebrand, Felix Dahn, Karl Marx usw. mit allerlei Theorien über Bevölkerungsdichtigkeit, Bodenmangel, Einwanderung und Auswanderung, Kolonisation, Handelsmonopole, Zollpolitik usw. — ein buntes Gemengsel, in dem es völlig an durchführenden historischen Orientierungslinien fehlt. Nirgends reicht der Verfasser für seine schwierige Aufgabe aus, da ihm die zu ihrer Bewältigung erforderlichen ethnologischen, soziologischen und wirtschaftsgeschichtlichen Vorkenntnisse nicht zur Verfügung stehen. Charakteristisch für seine Kenntnis ursprünglicher Wirtschaftsverhältnisse ist, daß er unter Berufung auf Richard Hildebrand die Entstehung des Ackerbaues daraus erklärt, daß in den primitiven Völkerschaften »verarmte Familien« entstanden seien, »die, durch die Not gezwungen, sich dem Ackerbau zuwandten«. In Wirklichkeit ist es Hildebrand gar nicht eingefallen, derartiges zu behaupten. Er spricht an der betreffenden Stelle (S. 46 seiner Schrift »Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen«, 1. Teil) von den Kirgisen und sagt wörtlich: »Auch wird — bei Hirtenvölkern, das heißt da, wo es schon Reiche und Arme gibt — der Ackerbau zuerst nur durch ganz verarmte Familien betrieben, da, solange einer nicht durch die Not dazu gezwungen ist, sich dem Ackerbau zuzuwenden, er dies auch nicht tut.«

Das beweist schon deswegen nichts, weil der Ackerbau der Kirgisen gar nicht die erste Stufe in der Entwicklungsreihe der Ackerbauformen darstellt; immerhin hat Hildebrand insofern recht, als bei den Kirgisen, wo der Viehbesitz sehr ungleich verteilt ist, es vornehmlich die Armen (das heißt diejenigen, die wenig oder kein Vieh haben) sind, die Ackerbau treiben. Nachimson, der die Viehwirtschaft der Kirgisen allem Anschein nach gar nicht kennt, dehnt das von Hildebrand Gesagte kurzweg auf alle Völker mit primitivem Ackerbau aus, obgleich er doch wissen mußte, daß bei den meisten Völkerschaften, zum Beispiel bei den amerikanischen Eingeborenen sowie den Inselvölkern des Stillen und Indischen Ozeans, der Ackerbau gar nicht aus dem Nomadentum, sondern aus der Jagd- und Fischerstufe hervorgegangen ist und dort zunächst zum Arbeitsressort der Frau gehörte.

Derartige grobe Schnitzer sind jedoch bei Nachimson nichts Seltenes, da es bei ihm mit der Kenntnis älterer Wirtschaftsformen ziemlich mäßig bestellt ist.

Das Ergebnis, zu dem er schließlich gelangt, ist denn auch ein sehr mageres. Es besteht in der Versicherung, daß Handelskriege schädlich sind und der jetzige Krieg schwere Störungen hinterlassen wird; denn die »Produktivkraft der Völker ist stark vermindert; die Vorräte sind vernichtet oder verbraucht, die Maschinen abgenutzt, gewaltige Felder, Wälder, Eisenbahnen, Brücken, Städte und viele, viele andere Kulturgüter zerstört, verwüstet«.

Damit ist für Nachimson die Erkenntnis zu Ende. Die Frage, welche Folgen sich daraus für die weitere Wirtschaftsentwicklung ergeben, interessiert ihn nicht, wie er allem Anschein nach auch gar nicht sieht, welchen gewaltigen sozialen Revolutionsprozeß der Krieg eingeleitet und wie mannigfache Ansätze einer sozialistischen Wirtschaftsorganisation er hervorgerufen hat. Mit der Konstatierung der Tatsache, daß der Krieg eine Menge Kulturgüter vernichtet hat, folglich nicht »im Interesse« der kulturellen Entwicklung der Welt liegt, hält er sein Thema für erledigt. Zweifellos, der Krieg ist ein rücksichtsloser Zerstörer — aber mußte, um dem Leser zu dieser tiefen Erkenntnis zu verhelfen, noch erst ein Buch von 167 Seiten geschrieben werden? Solche Einsicht ist doch schon in Hunderten von Zeitungsartikeln bekundet worden — zum Teil viel besser, als der Verfasser es versteht.

Nachimson hält sich für einen Marxisten. Sein Marxismus besteht jedoch nicht darin, daß er die Marx'sche Geschichtsbetrachtung und Untersuchungsmethode anwendet, sondern daß er häufig Marx zitiert — wo es paßt und wo es nicht paßt. Im übrigen denkt er meist rationalistisch und glaubt, geschichtliche Vorgänge als widersinnig nachgewiesen zu haben, wenn er ihre Unvernünftigkeit, gemessen an seiner Vernunft, dargetan hat.

Heinrich Cunow.

Gottfr. Stoffers, *Kinderreiche Familien*. Düsseldorf 1917, Verlag A. Bagel. 190 Seiten Oktav. Preis 2 Mark.

Die Vereinigung für Familienwohl im Regierungsbezirk Düsseldorf hat im Jahre 1916 an etwa 350 Mütter, die mehr als sieben Kinder aufgezogen haben, eine Ehrengabe von je 100 Mark gestiftet. Dadurch hat der Verfasser, Redakteur an einem Düsseldorfer Zentrumsblatt, die Adressen der bedachten kinderreichen Mütter erhalten. Er hat sich an sie gewandt mit der Bitte, »sie möchten ihm schreiben, wie es ihnen in der Zeit ihres Familienlebens denn im ganzen ergangen sei, wie sie es fertiggebracht, so viele Kinder aufzuziehen, wie sie gewohnt und gelebt hätten«. Über die Motive dieses Schrittes und seines Werkes sagt Stoffers: »Ich dachte mir, daß es für die Beurteilung der Frage, wie dem Kinderverlust zu steuern sei, von großem Belang sein müsse, zu erfahren, wie diese Mütter, fast alle arm und unbemittelt, das Kunststück fertiggebracht hätten, mit einer arbeitstätigen Einnahme von 4, 5, 6 Mark, oft auch weniger als 4 Mark, eine so große Familie zu erhalten und durchzubringen.«

Im Sinne dieser Aufgabe hat Stoffers sodann das eingegangene, ziemlich reiche Briefmaterial gruppiert und bearbeitet. Daß er durch viele Strecken seines Buches die Mütter in ihrer eigenen Sprache und in der Eigenart ihrer Schrift zu Worte kommen läßt, gibt dem Buche einen eigenen kulturpsychologischen Reiz. Die Feststellung des Verfassers, daß seine kinderreichen Mütter fast alle »arm und unbemittelt« seien, kommt für die Beurteilung der Frage, welche Einkommens- und Vermögensschichten an der Schaffung des Nachwuchses der Nation am stärksten beteiligt sind, nicht in Betracht, weil die Beihilfen des Vereins für Familienwohl nur an Minderbemittelte verteilt werden, der Autor sich also von vornherein innerhalb ganz bestimmter Einkommensgrenzen bewegt. Aber das ist kein Mangel, da schon genug Material vorliegt, das diese Frage in dem Sinne entscheidet, daß der Kinderreichtum im allgemeinen mit der Abnahme des materiellen Reichtums steigt.

Aber Stoffers' Buch ist in anderer Hinsicht wertvoll; besonders ist es geeignet, die Klageklöne bestimmter Kreise über das Zurückgehen der Geburtenziffer auf ihren tatsächlichen Wert zurückzuführen. Fast alle Mütter, die geantwortet haben, empfinden die hohe Kinderzahl als einen **schweren** wirtschaftlichen und sozialen Nachteil, als eine starke Zurücksetzung an dem Lebensstil. »Auf Ihre werthe Anfrage kann ich Ihnen versichern, daß es nicht zu beschreiben ist, wieviel eine kinderreiche Familie aus dem Arbeiterstand durchzumachen hat.« Auf diesen Ton in einem

Briefe sind alle Antworten gestimmt. »Ich bedaure jede Mutter, die viele Kinder hat«, stellt eine andere Briefschreiberin aus ihren eigenen Erfahrungen fest.

Wie werden nun diese Nachteile eines großen Kindersegens im allgemeinen empfunden? Zunächst natürlich in dem Mißverhältnis zwischen dem schmalen Einkommen und der langen Bank voller Kinder, deren Mäuler zu stopfen sind. Dann aber kommen in der Reihenfolge der meist festgestellten Beschwerden in Betracht: die Schwierigkeit der Nahrungsbeschaffung und, damit und mit der schlechten Ernährung zusammenhängend, die gesundheitlichen Nachteile, der Kinderreichtum als Hindernis beim Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter, als Hemmschuh bei der politischen Betätigung und sogar als Hindernis bei der Ausübung politischer Rechte. Sehr schwer ist zum Beispiel eine passende Wohnung zu finden. Die kinderreiche Familie darf auf der Wohnungssuche so wenig wählerisch sein, daß sie nicht einmal immer den anrüchigen Straßen ausweichen kann. Auch Fälle werden erwähnt, in denen die kinderarmen Familien kinderreich aus dem Hause »beißten«. Hinsichtlich des Aufstiegs auf der sozialen Stufenleiter wird vielfach geklagt, daß man die Jungen nichts lernen lassen könne. Einer Mutter kommt es schwer an, daß sie den Sohn aus der Schriffführerlehre nehmen mußte, damit er mitverdiente. Ein Schreiner, Vater von neun Kindern, ist durch den »Kindersegen« sogar daran gehindert worden, sein Wahlrecht auszuüben. Man hat ihn aus der Wählerliste gestrichen, weil seine Frau, während er schwer krank daniederlag, sich einmal in höchster Not (die Familie stand vor dem Hinauswurf) von der Gemeinde, die leider nicht genannt ist, die Miete hat zahlen lassen. Kein Wunder, wenn eine der Schreiberinnen mit zwölf Kindern, auf die die Woge aller dieser Plagen eingestürzt sein mag, trocken feststellt, daß man sie eines Tages ins Irrenhaus bringen mußte, weil sie vor Sorgen wahnsinnig geworden war.

Zur »Vermehrung der deutschen Volkskraft« verlangt der Verfasser allgemeine Fürsorge für kinderreiche Familien in rechtlicher und materieller Hinsicht. Jede Gemeinde soll einen Anwalt (beruflichen Sozialarbeiter) anstellen. Ferner werden weitgehende Maßnahmen in der Wohnungsfürsorge gefordert. »Wohltätigkeit« wird als »Flickwerk« verworfen. Die christliche Wohltätigkeit scheint der Zentrumsmann Stoffers hier einzubeziehen. Schließlich wünscht der Autor alle irgend möglichen Steuerermäßigungen und -erleichterungen für die kinderreichen Armen. Aber hier entpuppt sich der Verfasser als Zentrumsmann. Gegenstand seiner Betrachtung über Volkskraft und Steuerpolitik sind nämlich nur die direkten Steuern. Von den gerade die kinderreichen Familien ungleich schwerer treffenden und drückenden indirekten Steuern ist nirgends die Rede. Hier versteht das Zentrum keinen Spaß. A. F.

Gerhart Güttler, Die englische Arbeiterpartei. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der politischen Arbeiterbewegung in England. Jena 1914, Verlag von Gustav Fischer. X und 211 Seiten Oktav.

Neben den Werken von Beer und Schlüter über die Geschichte des englischen Sozialismus muß das Buch von Güttler genannt werden. In den Vordergrund unseres politischen Interesses ist die englische Arbeiterpartei getreten. Aber sie informiert zu sein, ist heute für den Politiker eine dringende Notwendigkeit. Der englischen Arbeiterpartei ist in der letzten Periode dieses Krieges allem Anschein nach eine entscheidende Bedeutung beizumessen. Aber sie sich zu informieren, ist außerordentlich schwer für denjenigen, der sich mit der englischen Spezialliteratur nicht vertraut machen kann. Die Werke von Beer und Schlüter klären mehr über die weit zurückliegende Vergangenheit auf; sie bieten aber zu wenig für die letzte Zeit vor dem Kriege. Für die Zeit während des Krieges müssen wir uns hinsichtlich unserer Information über die Vorgänge in England und in der englischen Arbeiterpartei die größte Resignation auferlegen. Für die Zeit vor dem Ausbruch des Krieges bietet uns die hier angezeigte Schrift, so sehr sie auch den Sozialdemo-

kraten oft zum Widerspruch reizt, durch ihr reiches Material und durch ihre gute Ordnung ein dankenswertes Hilfsmittel zum Verständnis der englischen politischen Arbeiterbewegung, für die nur zum Teil die Maßstäbe angewendet werden dürfen, die wir an die Arbeiterparteien des Kontinents zu legen gewohnt sind. Trotz des Widerspruchs, den der Standpunkt des Verfassers vor allem bei den Anhängern der Marxschen Theorie hervorrufen muß, erweist sich diese Arbeit als eine sehr nützliche Quelle zur Unterrichtung über die Entwicklung der Labour Party in dem Jahrzehnt vor Ausbruch des Weltkriegs.

Die nachhistorische Zeit wird vor allem in dem Buche behandelt, doch der geschichtliche Teil ist nicht der entscheidende Inhalt, sondern das zweite Buch, das überschrieben ist: Der Gedankengehalt des Labourismus. Dieses schreckliche Wort wendet der Verfasser sehr häufig an.

Aus der Vorrede erkennt man, daß Dr. Güttler von Engländern und englischen Institutionen bei der Sammlung des Materials und bei der Abfassung des Buches sehr entgegenkommend unterstützt wurde. Es ist mit vieler Sympathie für England geschrieben, wenn es auch warnt, englische Beispiele in Deutschland nachzuahmen. Es scheint sich um eine Doktorarbeit zu handeln, aber die Untersuchung steht weit über dem Durchschnitt dieser Arbeiten. Jedenfalls hat der Verfasser mit Rücksicht auf seine Jugend viel Reife des Urteils und viel sichere Auffassung. Auffallend ist, daß der Autor, vielleicht beeinflusst durch seinen Lehrer Schulze-Gävernitz, Marx an manchen Stellen verächtlich behandelt; so spricht er einmal von der »unglaublichen Verständnislosigkeit« Marzens für die Motive, die im Laufe der Geschichte zu großen Bewegungen geführt haben. Er spricht vom aufreizenden, verlegenden Ton der Schriften von Marx, andererseits weiß er wohl, daß die Kritik der politischen Ökonomie, die freilich nicht im Jahre 1857 erschienen ist, ein epochenmachendes Werk mit großen Richtlinien war. Die Beziehungen von Hyndman zu Marx überschätzt der Verfasser. Sehr zu bedauern ist, daß das Buch bei der Fülle des Materials und bei der großen Zahl von Personen, die erwähnt sind, kein Register enthält und daß englische Zitate, Büchertitel usw. nicht übersetzt sind. So wird man manches in dem Buche anders wünschen, aber diese Einschränkungen und Einwendungen schmälern nicht den Wert des Buches. Es bietet eine gute Übersicht über den politischen Standpunkt der englischen Gewerkschaften, über den Charakter und die Entwicklung der englischen Arbeiterpartei fast bis zum Ausbruch des Krieges, über die Unterschiede zwischen der englischen und deutschen Arbeiterbewegung, wobei die englischen Quellen des deutschen Revisionismus gestreift werden. Auch die Zusammenhänge der englischen Arbeiterpartei einerseits mit dem Sozialismus, andererseits mit der liberalen Partei, die Ausstrahlungen der englischen Arbeiterpartei auf die bürgerlichen Parteien, die sozialpolitischen Erfolge der englischen Arbeiterpartei und die letzten Ziele, die sie sich setzt, werden in dem Buche dargestellt.

Nicht unerwähnt wollen wir die Beilagen lassen, die den Wechsel der Parteimehrheiten und der Regierungen seit 1832, die Anzahl der einzelnen Parteien im Parlament seit 1868 ergeben; eine synchronistische Nebeneinanderstellung zeigt die Arbeiterbewegung in Großbritannien und Deutschland seit 1865, wobei aber die deutsche Arbeiterbewegung recht stiefmütterlich behandelt wird. Weiter finden wir eine Übersicht des Arbeitervertretungskomitees und der Arbeiterpartei, die Zahl ihrer Abgeordneten im Parlament und ihre Stimmenzahlen, endlich die Verfassung des Arbeitervertretungskomitees beziehungsweise der Arbeiterpartei. Das den Schluß bildende Druckfehlerverzeichnis ist lange nicht vollständig.

Es sind schon einige Jahre seit dem Erscheinen dieses Buches verflossen, trotzdem ist kein Zeitpunkt geeigneter, auf das Buch hinzuweisen, als der gegenwärtige.

ad. br.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10

Ausgegeben am 7. Dezember 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Reform des preussischen Wahlrechts.

Von Paul Hirsch.

I.

Die Anerkennung des Grundsatzes, der oftmals für die Aufrechterhaltung des Dreiklassenwahlsystems geltend gemacht worden ist, daß die politischen Rechte im Staate nach den Leistungen für den Staat bemessen werden sollen, führt, wie es in der Begründung des neuen Entwurfs eines Gesetzes betreffend die Wahlen zum Hause der Abgeordneten heißt, im gegenwärtigen Zeitpunkt mit Notwendigkeit zur Einführung des gleichen Wahlrechts:

»Die Jahre dieses Krieges haben von jedem Staatsbürger Leistungen gefordert, denen gegenüber quantitativ wie qualitativ jeder Versuch der Abstufung, der unterschiedlichen Bewertung, versagen muß. Die Härten des Wirtschaftskrieges haben die gesamte Bevölkerung ohne Ausnahme getroffen, der Lebenshaltung eines jeden so fühlbare Opfer und Entbehrungen auferlegt, daß die Steuerzahlungen sowohl an objektivem Wert für den Staat wie auch an subjektivem Wert für die individuelle Leistung gegenüber den Lasten und Leistungen gerade auf wirtschaftlichem Gebiet zurücktreten. Staat und Reich haben zur Kriegszeit restlos die Kraft und den Willen jedes einzelnen für die öffentlichen, die vaterländischen Zwecke ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf physische und wirtschaftliche Beeinträchtigungen in Anspruch nehmen müssen. Der öffentliche Wert dieser allgemeinen Arbeitsleistungen und Opfer gestattet überhaupt keinerlei urteilende Bemessung. Hoch darüber stehen, jedem Maße entrückt, die Verluste kostbaren Menschenlebens, die unterschiedslos unheilbares Leid auf arm und reich gelegt haben. Das dem Vaterland geflossene Blut, diese letzte und höchste Leistung, die der Staat vom Bürger fordert, ist größten, unmeßbaren Wertes. Die preussischen Männer, die es auf dem Felde der Ehre vergossen, haben Zeugnis abgelegt dafür, daß die dem Staat gebrachten Opfer aller Bürger eines gleichen Wertes sind, daß der Staat auf den Unterschied öffentlicher Geldleistungen künftig Abstufungen der politischen Rechte nicht mehr gründen kann. Der gute preussische Grundsatz, daß die Leistung für den Staat den Rechten im Staat das Maß setzen soll, tritt heute dem gleichen Wahlrecht zur Seite.«

Treffendere Gründe, als sie hier von der Regierung selbst beigebracht werden, sind kaum jemals von Anhängern des gleichen Wahlrechts ins Feld geführt worden, und selbst wenn der Entwurf niemals Gesetzeskraft erlangen sollte, wird seine Begründung ein geschichtliches Dokument von unschätzbbarer Bedeutung sein, ein Dokument, das in mehr als einer Hinsicht an das Edikt Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815 erinnert. Wie jenes Edikt von einem Pfande des königlichen Vertrauens spricht, das der

preußischen Nation durch die Verfassung gegeben werden solle, so ist in den Motiven der Wahlrechtsvorlage vom Jahre 1917 die Rede von einem »Akt des Vertrauens in das Volk, das in den schweren Schicksalen des Krieges seine Reife erwiesen hat«.

Aber so sehr auch diese beiden Aktenstücke, das Edikt vom 22. Mai 1815 und die Begründung der Wahlrechtsvorlage vom Jahre 1917, sich gleichen mögen, so ist doch auf der anderen Seite zwischen der politischen Einsicht und Erfahrung des Volkes, an das sie sich richten, ein gewaltiger Unterschied. Die Kämpfer der Freiheitskriege waren eben erst von Untertanen zu Staatsbürgern geworden, der Staat, für dessen Erhaltung sie kämpften, war trotz der Stein-Hardenbergschen Reformen noch immer der absolute Polizeistaat. Die Kämpfer von 1917 dagegen sind durch die Schule des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Reichstagswahlrechts gegangen, sie haben sich eine Vorstellung machen können von dem Parlament des allgemeinen Wahlrechts auf der einen und dem des Dreiklassenwahlrechts auf der anderen Seite. Sie haben lebhaft Anteil genommen an der Gesetzgebung und Verwaltung in Reich, Staat und Gemeinde, und sie haben Jahrzehnte hindurch vergebens um die Erweiterung ihrer Rechte gerungen. Das preußische Volk vor hundert Jahren konnte man ein Menschenalter hindurch mit Versprechungen hinhalten, das preußische Volk von heute, dem selbst die Regierung die Reife zugesteht, kann und wird sich mit Versprechungen nicht abspesen lassen.

Darin liegt die hohe politische Bedeutung der Wahlrechtsreform, eine Bedeutung, die sich nicht auf das Inland beschränkt, sondern die sich weit darüber hinaus auch auf die Neutralen und auf die feindlichen Staaten erstreckt. Gewiß verbieten wir den Regierungen anderer Länder, sich in unsere innerpolitischen Angelegenheiten einzumischen. Wir glauben auch nicht, daß eine Demokratisierung Preußens oder Deutschlands die Feinde dem Frieden geneigter machen könnte. Aber auf der anderen Seite verkennen wir nicht, daß es bei den feindlichen Regierungen geradezu ein Gefühl der Schadenfreude auslösen müßte, wenn es den Wahlrechtsfeinden gelingen sollte, auch diesmal wieder die Reform zu Fall zu bringen. Sie könnten mit Recht höhnen über die Regierung, die sich nach wie vor beherrschen ließe von der Klasse, die in erster Linie die Verantwortung dafür trägt, daß wir so wenig Freunde in der Welt haben!

Handelte es sich bei dem letzten Reformversuch vom Jahre 1910 noch um eine rein preußische, allenfalls um eine deutsche Angelegenheit, so steht diesmal das Ansehen Preußens und Deutschlands vor dem neutralen Ausland und vor den mit uns im Kriege befindlichen Ländern auf dem Spiel. An dieser Tatsache kann und darf der Landtag nicht vorübergehen, er muß, ob er will oder nicht, das gleiche Wahlrecht beschließen, wenn anders er nicht die Regierung vor der ganzen Welt bloßstellen will. Denn die Regierung hat sich auf das gleiche Wahlrecht festgelegt, festgelegt in einer Weise, daß es ein Zurück für sie nicht mehr gibt. War in allen Kundgebungen vor dem Kriege stets nur von einer organischen Fortentwicklung des Dreiklassenwahlrechts unter gerechter und harmonischer Abstufung des Stimmrechts die Rede, war in der Thronrede vom 15. Dezember 1915 nur in allgemeinen Wendungen hingewiesen auf den Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens, der unsere öffentlichen Einrich-

tungen durchdringen und lebendigen Ausdruck finden werde in unserer Verwaltung, unserer Gesetzgebung und in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften, so erklärt die preussische Regierung heute rundheraus, daß, selbst wenn die frühere Wahlrechtsreform zustande gekommen wäre, doch die Einführung des gleichen Wahlrechts notwendig geworden sein würde.

Mit Recht sagt sie, daß alle früheren Versuche und Entwürfe der Reform des preussischen Wahlrechts außer ursächlichem Zusammenhang mit diesem Wahlgesetz stehen und füglich weder zu dessen Begründung noch zu seiner Anfechtung herangezogen werden können:

»Die Einführung des gleichen Wahlrechts folgt nicht aus der Geschichte der preussischen Wahlrechtsbewegung, nicht aus den früheren gesetzgeberischen Vorgängen, sondern aus den völlig gewandelten Voraussetzungen, die dieser Weltkrieg geschaffen hat. Die Gründe, die in den vergangenen Friedensjahren von der Staatsregierung und großen Parteien gegen das gleiche Wahlrecht geltend gemacht worden sind, sind durch die Lehren und Erfahrungen des Krieges überholt.«

Mit diesen Worten hat die preussische Regierung schonungslos das Dreiklassenwahlsystem preisgegeben. Demgegenüber will es wenig besagen, daß der Gesetzentwurf die Anhänger eines allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts in vieler Beziehung nicht befriedigt. Aber das sind Einzelheiten, die in der Tagespresse genügend besprochen sind und auf die einzugehen deshalb an dieser Stelle sich erübrigt. Worauf es ankommt, das ist der Grundsatz, und der Grundsatz des gleichen Wahlrechts ist von der Regierung unzweideutig anerkannt worden.

Allerdings ist von dieser theoretischen Erkenntnis bis zur praktischen Verwirklichung des Grundsatzes noch ein weiter Weg, denn auch nach unveränderter Annahme der Vorlage würde die Gleichheit der Wähler so lange nur auf dem Papier stehen, wie nicht Hand in Hand mit der Reform des Wahlrechts eine Neueinteilung der Wahlkreise einhergeht. Davon aber will die Regierung nichts wissen, sie will es bei der auf Grundlage des Gesetzes vom 27. Juni 1860 beruhenden Wahlkreiseinteilung, der die Volkszählung vom Jahre 1858 zugrunde liegt, belassen, unbekümmert darum, daß in diesen sechzig Jahren Preußen sich mehr und mehr aus einem reinen Agrarstaat in einen Industriestaat verwandelt hat. Die noch bestehenden Ungleichheiten, meint sie, sind nicht so erheblich, daß es zu ihrer Beseitigung einer völligen Neueinteilung der Wahlbezirke bedürfte, und sie fügt hinzu, daß einer solchen auch ernste grundsätzliche Bedenken gegenüberstehen. Wir können diese Bedenken nicht gelten lassen. Glaubt die Regierung wirklich im Ernst, daß die Zerreißen von Wahlbezirken in weiten Kreisen der Bevölkerung schmerzlich empfunden würde? Schmerzlich empfunden doch höchstens von denen, die dadurch ihrer bisherigen Vorrechte verlustig gehen würden. Der wahre Grund, warum die Regierung vor einer Neueinteilung der Wahlkreise zurückschreckt, ist die Rücksicht auf das flache Land. Indirekt gibt sie das selbst zu, indem sie schreibt, der reine Bevölkerungsmaßstab würde der besonderen Bedeutung des flachen Landes nicht gerecht werden.

Was sie sonst noch gegen die Neueinteilung der Wahlkreise ins Feld führt, spricht unseres Erachtens nicht dagegen, sondern dafür. Gewiß hat in den seit der letzten allgemeinen Volkszählung verflossenen sieben Jahren eine

gewaltige Verschiebung der Bevölkerung stattgefunden, gewiß hat die Kriegsindustrie Menschenmassen in zum Teil vorher schwach bevölkerte Gegenden zusammengedrängt, die Stilllegung anderer Industriezweige dagegen dichtbewohnte Gegenden entvölkert, aber selbst wenn diese Veränderungen nach dem Kriege bis zu einem gewissen Grade noch fortwirken sollten, so könnte es sich dabei doch höchstens um einen vorübergehenden Zustand handeln. Nach wenigen Jahren schon wird ein gewisser Abschluß erreicht, eine Art Ausgleichung hergestellt sein, und die weitere Entwicklung wird zu einer immer größeren Entreckung der Bevölkerung der großen Industriezentren führen.

Nehmen wir die Statistik zur Hand! Nach der Volkszählung vom Jahre 1858 kam auf rund 50 000 Seelen ein Abgeordneter. Inzwischen hat sich die Bevölkerung so vermehrt, daß nach der letzten Volkszählung erst auf 92 760 Seelen ein Abgeordneter entfallen würde. Wir haben aber namentlich im Osten zahlreiche Kreise, in denen diese Seelenzahl auch nicht entfernt erreicht wird, so Memel-Heydekrug mit 52 600, Labiau-Wehlau mit 49 100, Heiligenbeil-Preußisch-Eylau mit 46 000, Preußisch-Holland-Mohrungen mit 44 600, Ragnit-Pillkallen mit 50 400, Stuhm-Marienwerder mit 52 500, Westprienitz-Ostprienitz mit 49 800, Arnswalde-Friedeberg mit 47 200, Königsberg (Neumark) mit 47 200, Weststernberg-Oststernberg mit 44 100 Einwohnern auf einen Abgeordneten. Umgekehrt schwankt in den 12 Berliner Wahlkreisen, die nur durch je einen Abgeordneten vertreten sind, die Seelenzahl zwischen 114 600 (in Berlin III) und 234 400 (in Berlin X), in dem sozialdemokratisch vertretenen Wahlkreis Berlin-Schöneberg-Neukölln kommt erst auf 410 100, in Charlottenburg mit einem fortschrittlichen Abgeordneten auf 306 000, in Teltow-Beeskow-Storkow-Wilmersdorf, einem Kreis, der bei den letzten Wahlen einen Fortschrittler und einen Nationalliberalen entsandte, auf 299 200 Einwohner ein Abgeordneter — und noch größer ist die Zahl in einigen Kreisen des rheinisch-westfälischen Industriebezirks.

Diese schreiende Ungerechtigkeit wird nicht dadurch beseitigt, daß, wie die Regierungsvorlage vorschlägt, dann, wenn die Zahl der auf eine Abgeordnetenstelle eines Wahlbezirks entfallenden Einwohner nach der letzten allgemeinen Volkszählung mehr als 250 000 beträgt, bei der nächsten allgemeinen Wahl für jede weiteren angefangenen 250 000 Einwohner je ein neuer Abgeordneter hinzukommt. Allerdings würden dann zunächst die 12 Kreise Teltow-Beeskow-Storkow-Wilmersdorf, Charlottenburg, Schöneberg-Neukölln, Tarnowitz-Beuthen, Rattowitz-Hindenburg, Kiel-Neumünster, Bochum-Herne, Gelsenkirchen, Köln-Stadt, Duisburg-Oberhausen, Essen-Stadt, Dinslaken-Mülheim a. d. R. je einen Abgeordneten mehr erhalten, wodurch sich die Zahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses auf 455 vermehren würde, aber selbst nach dieser Reform würde sich in den genannten Kreisen die Zahl der Seelen, auf die ein Abgeordneter entfällt, noch immer zwischen 137 000 (in Tarnowitz-Beuthen) und 223 000 (in Essen-Stadt) bewegen. Es ist eine völlige Neueinteilung der Wahlkreise auf Grundlage des Ergebnisses der jeweiligen letzten allgemeinen Volkszählung nötig.

II.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Vorlage, dem Entwurf eines Gesetzes betreffend die Zusammensetzung des Herrenhauses. Zu-

nächst dürfte zum besseren Verständnis der geplanten Reform ein geschichtlicher Rückblick am Platze sein.

Die Erste Kammer in Preußen war ursprünglich ebenso wie die Zweite Kammer eine reine Wahlkammer. Die oktroyierte Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 sah eine aus 180 Mitgliedern bestehende, durch Wahlen gebildete Erste Kammer vor, und zwar sollten wahlberechtigt sein die Provinzial-, Bezirks- und Kreisvertreter, die nach näherer Bestimmung des Wahlgesetzes die Wahlkörper bildeten und die nach der Bevölkerung auf die Wahlbezirke entfallende Zahl der Abgeordneten wählten. In dieser Weise konnte die Erste Kammer jedoch nicht zusammengesetzt werden, weil die nach Artikel 104 der Verfassungsurkunde geplante Neubildung der Provinzial-, Bezirks- und Kreisvertretungen noch nicht zustande gekommen war. Es erging deshalb unter dem 6. Dezember 1848 ein vorläufiges Wahlgesetz. Hiernach war Urwähler jeder Preuße, der das 30. Lebensjahr vollendet hatte, jährlich mindestens 8 Taler Klassensteuer zahlte oder einen Grundbesitz im Werte von 5000 Talern oder ein Jahreseinkommen von 500 Talern nachwies. Je 100 Urwähler wählten einen Wahlmann, die Wahlmänner nach Bezirken 2 oder 3 Abgeordnete. Wählbar zum Abgeordneten war jeder Preuße, der das 40. Lebensjahr vollendet hatte und 5 Jahre dem preussischen Staatsverband angehörte. Nach diesem Gesetz wurde jedoch nur ein einziges Mal gewählt, es war das die Wahl der zur Revision der oktroyierten Verfassungsurkunde berufenen Kammer.

Bei der Revision beabsichtigten die Kammern, die Bildung der Ersten Kammer einem besonderen Verfassungsgesetz vorzubehalten. Dazu kam es jedoch nicht, man einigte sich vielmehr auf eine anderseitige Fassung der von der Bildung der Ersten Kammer handelnden Artikel 65 bis 68. Hiernach sollte die Erste Kammer ein Gemisch von erblichen, ernannten und gewählten Mitgliedern sein.

Nach Artikel 6 bestand sie aus:

- a. den großjährigen königlichen Prinzen;
- b. den Häufern der ehemals unmittelbaren reichsständischen Häuser in Preußen und den Häufern derjenigen Familien, welchen durch königliche Verordnung das nach der Erstgeburt und Linealfolge zu vererbende Recht auf Sitz und Stimme in der Ersten Kammer beigelegt wird;
- c. solchen Mitgliedern, welche der König auf Lebenszeit ernennt. Ihre Zahl durfte den zehnten Teil der zu a und b genannten Mitglieder nicht übersteigen;
- d. neunzig Mitgliedern, welche in Wahlbezirken, die das Gesetz feststellt, durch die dreifache Zahl derjenigen Urwähler, welche die höchsten direkten Staatssteuern bezahlen, durch direkte Wahl nach Maßgabe des Gesetzes gewählt werden;
- e. dreißig nach Maßgabe des Gesetzes von den Gemeinderäten gewählten Mitgliedern aus den größeren Städten des Landes.

Die Gesamtzahl der unter a bis c genannten Mitglieder durfte die Zahl der unter d und e bezeichneten nicht übersteigen. Wählbar zu Mitgliedern der Ersten Kammer war nach Artikel 68 jeder Preuße, der das 40. Lebensjahr vollendet, den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte in Folge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses nicht verloren und bereits fünf Jahre lang dem preussischen Staatsverband angehört hatte.

Als Termin für die Bildung der Ersten Kammer in dieser Weise sah der Artikel 66 den 7. August 1852 vor. Da aber bis dahin eine Verständigung

über den Wahlmodus für die zu wählenden Mitglieder nicht erzielt war, erfolgte unter dem 4. August 1852 die Inkorporierung der Verordnungen über die Bildung der Ersten Kammer, wodurch die nach Artikel 65d und e der Verfassungsurkunde erforderlichen Bestimmungen vorläufig für die Dauer eines Jahres erlassen wurden.

Das Gesetz vom 7. Mai 1853 betreffend die Bildung der Ersten Kammer räumte dann auch mit den Resten einer Wahlkammer auf. Nach Artikel 1 dieses Gesetzes sollte die Erste Kammer aus Mitgliedern zusammengesetzt sein, die der König mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit berief, und nach Artikel 2 traten mit Verkündung dieser königlichen Anordnung die Artikel 65 bis 68 der Verfassungsurkunde außer Kraft und der Artikel 1 dieses Gesetzes an deren Stelle.

Auf Grund des Gesetzes vom 7. Mai 1853 erging darauf die noch jetzt — es bleibe ununtersucht, ob zu Recht oder zu Unrecht — bestehende königliche Verordnung vom 12. Oktober 1854 wegen Bildung der Ersten Kammer. Hiernach besteht die Erste Kammer (durch Gesetz vom 30. Mai 1855 Herrenhaus genannt), abgesehen von den königlichen Prinzen, aus erblichen und lebenslänglichen Mitgliedern. Erbliche Mitglieder sind das Haupt der fürstlichen Familie Hohenzollern, die nach der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 zur Standschaft berechtigten Häupter der vormaligen deutschen reichsständischen Häuser in Preußen, die übrigen nach der Verordnung vom 3. Februar 1847 zur Herrenkurie des Vereinigten Landtags berufenen Fürsten, Grafen und Herren und endlich diejenigen Personen, denen das erbliche Recht auf Sitz und Stimme im Herrenhaus vom König durch besondere Verordnung verliehen wird. Als lebenslängliche Mitglieder werden berufen: a. diejenigen Personen, die dem König in Gemäßheit der Verordnung präsentiert werden, b. die Inhaber der vier großen Landesämter im Königreich Preußen — nicht etwa in dem jetzigen Königreich Preußen, sondern des »Königreichs Preußen in seiner geschichtlichen Bedeutung«, c. einzelne Personen, die der König aus besonderem Vertrauen ausersieht. Das Präsentationsrecht steht zu: 1. den nach der Verordnung vom 3. Februar 1847 zur Herrenkurie des Vereinigten Landtags berufenen Stiftern, das heißt den Domstiftern zu Brandenburg a. d. H., Merseburg und Naumburg a. d. S., 2. dem für jede Provinz zu bildenden Verband der darin mit Rittergütern angefessenen Grafen für je einen zu präsentierenden, 3. den Verbänden der durch ausgebreiteten Familienbesitz ausgezeichneten Geschlechter, die der König mit diesem Recht begnadet, 4. den Verbänden des alten und des besetzten Grundbesitzes, 5. einer jeden Landesuniversität, 6. denjenigen Städten, welchen der König dies Recht besonders beilegt. Es sind das zurzeit 51 Städte.

Nach dem letzten Bericht der Matrikelkommission hatten Berechtigung auf Sitz und Stimme im Herrenhaus — die königlichen Prinzen nicht gerechnet:

a. das Haupt der fürstlichen Familie von Hohenzollern	1
b. die ehemaligen reichsständischen Herzöge, Fürsten und Grafen	22
c. die zur Herrenkurie des Vereinigten Landtags berufen gewesenen Herzöge, Fürsten, Prinzen, Grafen und Standesherrn	51
d. die Herzöge, Fürsten, Grafen und Barone, denen das erbliche Recht besonders verliehen ist	43
Zusammen erbliche Berechtigungen	117

e. die Inhaber der vier großen Landesämter in Preußen . . .	4
f. aus besonderem allerhöchstem Vertrauen berufen . . .	106
g. die Vertreter der Domkapitel zu Brandenburg, Merseburg und Naumburg . . .	3
h. die Vertreter der Provinzialverbände der Grafen . . .	8
i. die Vertreter von Familienverbänden . . .	18
k. die Vertreter der Verbände des alten und befestigten Grundbesitzes . . .	90
l. die Vertreter der Landesuniversitäten . . .	10
m. die Vertreter von Städten . . .	51
Zusammen 407	

Diese so zusammengesetzte Erste Kammer soll nun modernisiert, das heißt, um mit der Regierung zu reden, zu einem Spiegelbild derjenigen Faktoren gestaltet werden, auf denen die Entwicklung und Bedeutung des Landes beruht. Wie die Regierung sich diese Modernisierung des Herrenhauses denkt, soll in einem zweiten Artikel dargelegt werden.

Warenpreise und Arbeiterlöhne.

Von A. Ellinger.

Je länger der Krieg dauert, desto augenfälliger wird für immer größere Volksmassen die Tatsache, daß eben diese Volksmassen — Arbeiter, Angestellte, Beamte, Handwerker usw. — die Kosten des Krieges zu tragen haben und zum Teil bis zur Ver lumpung verarmen, während gleichzeitig andere Volkskreise aus dem Kriege großen Nutzen ziehen und ihr Einkommen und Vermögen gewaltig steigern. Und zwar sind es nicht nur die großen Kriegslieferanten und Industrierherren, die aus dem Staat und den Volksmassen während des Krieges Millionen über Millionen herausholen, sondern auch für einen Teil des Handels und für die Landwirtschaft ist der Krieg sehr lohnend geworden. Dafür sind die riesigen Summen, die von diesen Kreisen während des Krieges auf Kriegsanleihen gezeichnet worden sind, sowie die auf diesem Gebiet alles bisher Dagewesene in den Schatten stellenden Einzahlungen bei den ländlichen Sparkassen, die Tilgung ländlicher Hypotheken usw. der beste Beweis.

Es fällt uns gar nicht ein, etwa zu behaupten, daß die Ansammlung ungeheurer Vermögen in einzelnen Händen nur auf die Profitgier der glücklichen Besitzer dieser Vermögen zurückzuführen, daß sie allein die Frucht einer schamlosen Auswucherung oder des Betrugs sei. In einzelnen Fällen mag das zutreffen, aber im allgemeinen ergibt sich diese Entwicklung ganz natürlich aus dem Wesen des Kapitalismus und der heutigen Eigentumsordnung sowie aus der Abgeschlossenheit und der finanziellen Lage unseres Landes. Sie beruht darauf, daß ein Teil unseres Volkes die für die Volksgesamtheit notwendigen Produktionsmittel in Händen hat, ein anderer Teil des Volkes über den Grund und Boden verfügt, der die Gesamtheit ernähren soll, daß dieser Boden augenblicklich nicht so viel hervorbringt, wie wir brauchen, um nach alter Gewohnheit leben zu können, und daß wir infolge unserer Abgeschlossenheit vom Weltmarkt unseren Bedarf auch aus dem Ausland nicht genügend ergänzen können. Alles das zusammen liefert die Nichtbesitzenden in viel höherem Maße den Besitzenden aus, macht sie in viel höherem Maße diesen tributpflichtig, als dies in normalen Zeiten der Fall war.

Die Möglichkeit zu den Kriesenverdiensten, wie wir sie während des Krieges erlebt haben, gibt die seit Kriegsausbruch ununterbrochen anhaltende Steigerung der Preise. An dieser Preissteigerung ist die Regierung nicht unschuldig, soweit man bei der Gestaltung ökonomischer Dinge von einer Schuld überhaupt reden kann. Sie hat nicht nur durch eine umfangreiche Papiergeldwirtschaft zur Entwertung unseres Geldes beigetragen und dadurch seine Kaufkraft geschwächt, sondern sie hat auch, um unsere Industrie nach Kriegsausbruch möglichst rasch und in möglichst großem Umfang zur Umstellung der Betriebe für den Kriegsbedarf anzuspornen, am Anfang des Krieges für Kriegslieferungen zum Teil geradezu märchenhaft hohe Preise bezahlt. Die Umstellung unserer Friedensindustrie auf Kriegsfuß wurde damit erreicht; aber gleichzeitig auch, daß nun der nicht mit Kriegslieferungen beschäftigte Teil der Industrie sowie Handel und Landwirtschaft die gleichen oder doch ähnliche Gewinne einsacken wollten wie die eigentliche Kriegsindustrie. Unter dem Drucke der verbrauchenden Volksmassen wirkte zwar die Regierung diesem Bestreben durch Festsetzung von Höchstpreisen bis zu einem gewissen Grade entgegen; aber sie tat das nur widerwillig und schritt nur gegen allzu schlimme Ausschreitungen ein. An sich ist auch das durchaus verständlich. Die Regierung braucht zur Kriegführung Geld. Sie kann es nicht wagen, die nötigen Summen, etwa durch Steuern, von den einzelnen Volksgenossen auf direktem Wege zu erheben. Sie muß das Geld durch Anleihen aufbringen lassen. Und da die unbemittelten Volksmassen durch Anleihen niemals die erforderlichen Summen zusammenbrächten, kann es der Regierung nur angenehm sein, wenn Industrie, Handel und Landwirtschaft diese Summen in der Hauptsache durch »gute« Preise aus den Volksmassen herausziehen und sie ihr in Form von Anleihen zur Verfügung stellen. Auf diese Weise merkt der einzelne Volksgenosse kaum, daß vielfach in letzter Linie er es ist, der den Krieg finanziert. Tatsächlich haben nur der Form und dem Scheine nach die Großindustriellen, Banken, Landwirte, Händler usw. den Hauptteil der Kriegsanleihen aufgebracht; in Wirklichkeit ist es zumeist die große Volksmasse, die diese Anleihen erarbeitet und erdarbt und die den glücklichen Besitzern von Grund und Boden, Finanzkapitalien und Produktionsmitteln die Möglichkeit gibt, sich auf ihre Kosten zu bereichern.

Aber auch die Verbraucher selber sind an den Preissteigerungen nicht ohne Schuld — soweit man auch hier wieder von einer Schuld reden kann. Die Verbraucher sind es gewesen, die nach Ausbruch des Krieges mit dem Einhamstern von Vorräten begannen und die dadurch zu einer Zeit, wo dies sachlich noch gar nicht begründet war, eine Warennot und damit eine Preissteigerung künstlich hervorriefen. Wenn die Nachfrage nach einer Ware größer ist als das Angebot, werden in der kapitalistischen Wirtschaft, unter der Herrschaft des »freien Spiels der Kräfte« stets die Preise steigen. Sie werden um so mehr steigen, je knapper und je unentbehrlicher für das menschliche Leben die betreffende Ware ist. Und sie müssen natürlich ins Maßlose steigen, sobald eine allgemeine Warennot eintritt und der einzelne nur noch notdürftig seinen Hunger stillen kann. Dann greift die Verteuerung der einen Ware automatisch auch auf alle anderen Waren über, ohne Rücksicht darauf, ob die Verteuerung durch die Herstellungskosten begründet ist oder nicht.

Als die Verhältnisse nach Kriegsausbruch so weit gediehen waren, haben die Verbraucher lebhaft nach Höchstpreisen geschrien. Aber es stellte sich bald heraus, daß die Höchstpreise allein kein Allheilmittel sind. Sofort nach ihrer Festsetzung hat sie ein großer Teil der zahlungsfähigen Verbraucher im Verein mit Produzenten und Händlern schlankweg umgangen. Es wurde damit erreicht, daß die mit Höchstpreisen bedachten Waren im Handumdrehen vom Markte verschwanden und nur noch für diejenigen zu haben waren, die sich den Teufel um Höchstpreise kümmerten. Man hat gegen dieses Treiben die Rationierung aller rationierungsfähigen Waren verlangt, um von dem Vorhandenen zum Höchstpreis wenigstens jedem etwas zukommen zu lassen. Aber selbst mit rationierten Waren wird heimlich — oft zu geradezu unheimlichen Preisen — ein schwunghafter Handel getrieben. Für Mehl, Butter und ähnliche Waren wird nicht selten das Fünf- und Mehrfache dessen bezahlt, was diese Waren im ordentlichen Handel auf dem Wege der Verteilung kosten.

So tragen die verschiedensten Umstände — auch der ungünstige Stand unserer Valuta und manches andere kommt noch hinzu — gleichermaßen zur Steigerung der Preise bei. Diese Preissteigerung ist aber gleichbedeutend mit der Entwertung unseres Geldes. Der Arbeiter, der mit Hilfe seines Lohnes seine Lebensbedürfnisse befriedigen muß, merkt das daran, daß sein Lohn zur Befriedigung dieser Bedürfnisse bald nicht mehr ausreicht. Da er nicht Hungers sterben will, bleibt ihm nichts anderes übrig, als eine Erhöhung seines Lohnes anzustreben. Aber dem setzen die Unternehmer Widerstand entgegen, oft jene am meisten, die durch den Krieg die glänzendsten Geschäfte machen und insofern die eigentlichen Nutznießer der Teuerung sind. Und selbst dann, wenn die Unternehmer einsichtig sind und Lohn-erhöhungen oder Teuerungszulagen gewähren, bleiben diese doch fast ausnahmslos hinter der Steigerung der Preise zurück und bieten keinen Ausgleich für die Entwertung des Geldes. Obendrein suchen die Unternehmer die gewährten Zulagen alsbald wieder auf die Käufer ihrer Waren, auf die Verbraucher abzuwälzen, wenn möglich noch mit einem Gewinn für sich selber. Eine weitere Verteuerung der Waren ist die Folge, neue Lohnforderungen werden nötig, und so fort bis ins Unendliche. Der Arbeiter merkt bald, daß er die Preissteigerungen auf die Dauer durch Lohnerhöhungen nicht ausgleichen kann, der Besitzer der Produktionsmittel ist ihm gegenüber während des Krieges stets im Vorteil. Er ist Besitzer der Waren, ohne die der Arbeiter nicht leben kann; er hat, dank unserer Abgeschlossenheit vom Weltmarkt, auf den Verkauf dieser Waren während des Krieges ein Monopol und verkauft sie nur so, daß er sich nicht schlechter, eher viel besser stellt als vor dem Kriege.

So wurde die Entwicklung der Warenpreise und der Arbeitslöhne während des Krieges zu einer wahren Tragödie für die Arbeiterschaft, und zwar für die Arbeiterschaft im weitesten Umfang, die auf Lohn oder Gehalt angewiesenen Angestellten, Beamten usw. mit eingeschlossen. Im August dieses Jahres betrug nach Calwer die wöchentliche Indexziffer 54,67 Mark gegen 25,12 Mark im Juli 1914. Die Kosten für die sogenannte wöchentliche Familienration hatten sich demnach seit Kriegsausbruch um über 117 Prozent erhöht. Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, daß es sich bei den von Calwer seinen Berechnungen zugrunde gelegten Waren zum großen Teil um ratio-

niertere Waren handelt, die es in so unzulänglichen Mengen gibt, daß sie zum Lebensunterhalt nicht im entferntesten ausreichen. Will der Arbeiter nicht zugrunde gehen und seine Arbeitskraft auch nur notdürftig erhalten, so muß er eine erhebliche Menge nichtrationierter Waren im freien Handel — oder auch rationierte Waren im Schleichhandel! — zukaufen. Und die Preise für diese Waren sind um ein ganz Beträchtliches mehr gestiegen als die der Calwer'schen Berechnung zugrunde gelegten. Dazu kommt außerdem noch, daß die Qualität der meisten Waren stark zurückgegangen ist, wodurch die Preissteigerung noch fühlbarer wird. Es sei nur an das Mehl, das Brot und den Kaffee erinnert. Selbst unter den Kartoffeln befindet sich heute eine viel größere Menge Schund als jemals früher in Friedenszeiten. Aber noch ungleich größer als bei den Lebensmitteln ist die Preissteigerung bei Feuerung, Schuhwerk, Kleidung und Wirtschaftsgegenständen aller Art, was in den Calwer'schen Indizes gar nicht in Erscheinung tritt. Einzelne Waren sind um 500, 800, ja 1000 Prozent im Preise gestiegen, und man greift sicher nicht zu hoch, eher zu tief, wenn man eine durchschnittliche Wertsteigerung der gesamten Lebenshaltung um 200 bis 300 Prozent annimmt.

Demgegenüber sind nach den Feststellungen des Kaiserlich Statistischen Amtes, nach Erhebungen einzelner Gewerkschaften und nach den Ausweisen der Tarifverträge die Arbeitslöhne für die große Masse der Arbeiterschaft um kaum mehr als 50 Prozent in die Höhe gegangen. Das Kaiserlich Statistische Amt hat festgestellt, daß die Löhne der männlichen Arbeiter Ende September 1916, also im dritten Kriegsjahr, durchschnittlich nur um 46 Prozent und die Löhne der Arbeiterinnen durchschnittlich um 54,1 Prozent höher waren als im März 1914. In den einzelnen Industrien betrug die Lohnsteigerung: in der Maschinenindustrie für männliche Arbeiter 48 Prozent, für die ehemals sehr schlecht bezahlten Arbeiterinnen 70,2 Prozent; in der elektrischen Industrie für die männlichen Arbeiter 64,6 Prozent — die stärkste prozentuale Zunahme des Durchschnittslohnes für Männer! —, für die Arbeiterinnen 74,5 Prozent; in der Eisen- und Metallindustrie für männliche Arbeiter 44,5 Prozent, für die Arbeiterinnen 99,5 Prozent; in der chemischen Industrie für die männlichen Arbeiter 34,2 Prozent, für die Arbeiterinnen 50,4 Prozent; in der Papierindustrie für die männlichen Arbeiter 40,6 Prozent; in der Holz- und Schnitzstoffindustrie für männliche Arbeiter 32,9 Prozent, für die Arbeiterinnen 30,2 Prozent; im Nahrungs- und Genussmittelgewerbe für die männlichen Arbeiter 8,2 Prozent usw.

Mit diesen Ziffern stimmt das Endergebnis einer umfangreichen Erhebung überein, die der Zentralrat der Deutschen Gewerksvereine über die Steigerung der Männerlöhne in den wichtigeren deutschen Industrien aufgenommen hat. Danach betrug die Lohnsteigerung von Kriegsausbruch bis Januar 1917 in der Metallindustrie Groß-Berlins 69 Prozent; sie sank aber in den übrigen Provinzen und Bundesstaaten bis auf 16 Prozent. In der chemischen Industrie des Bitterfelder Bezirks betrug die Lohnerhöhung bei Zeislöhnen 26 bis 35 Prozent, bei den Akkordsätzen 34 Prozent. Für die Tabakarbeiter schätzt der Gewerkschaftsführer Hartmann die Lohnerhöhung von 1913 bis 1915 auf 4 Prozent und im Jahre 1916 auf 10 bis 20 Prozent. Nach den Erhebungen des Deutschen Textilarbeiterverbandes war in der Adorfer Textilindustrie im Juli 1917 der Durchschnittswochenverdienst der

Arbeiterinnen bei Kolonnenakkord 15,92 Mark. In Krimmitschau gab es zu gleicher Zeit noch Wochenlöhne von 9 bis 10 Mark!

So sieht es in Wahrheit mit den »hohen« Löhnen der Arbeiter aus. Es gibt verhältnismäßig viel Kapitalisten, Fabrikanten, Händler und Grundbesitzer, die während des Krieges ihr Einkommen und ihr Vermögen verdoppelt und verdreifacht haben; aber es gibt nur eine kleine Zahl von Arbeitern, deren Geldlohn während des Krieges so viel erhöht worden ist, daß sie in ihrer Lebenshaltung nicht geschädigt sind, das heißt, daß ihr Reallohn heute ebenso hoch oder höher ist wie vor dem Kriege. Für die große Masse der Arbeiter haben nur so geringfügige Lohnerhöhungen durchgesetzt werden können, daß damit die Teuerung nicht im entferntesten ausgeglichen werden konnte. Für sie brachte der Krieg eine ebenso gewaltige Entwertung ihrer Arbeitskraft wie für einen Teil der Kapitalisten und Bodenbesitzer eine Erhöhung ihres Einkommens, ihrer Grundrente und ihres Profits. Wenn trotzdem die Unternehmerblätter und Unternehmensekretäre fortgesetzt nach einer Herabsetzung der Arbeiterlöhne schreien und dabei so tun, als müßte sonst nach dem Kriege die deutsche Industrie zugrunde gehen, so ist das ein Unfug, der nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann. Solange die Industrie noch solche oder ähnliche Profite einstreicht, wie sie das bisher während des Krieges getan hat, geht sie nicht zugrunde, sondern wird in einem geradezu gemeingefährlichen Maße fett, während man andererseits die Arbeiter nur anzusehen braucht, um zu erkennen, daß sie in hohem Maße an Unterernährung leiden, daß sie verlumpen und daß ihnen — trotz ihrer angeblich hohen Löhne! — das Elend aus den Augen schaut.

Wer von einer Herabsetzung der Löhne spricht, der Sorge zuerst dafür, daß die Preise der Lebensmittel wieder — wenn auch nur annähernd — ihren alten Stand erreichen. Dann werden die Arbeiter gern über die Herabsetzung ihrer Löhne mit sich reden lassen. Denn den Arbeitern ist mit den jetzigen »hohen« Löhnen an sich gar nicht gedient. Gedient ist ihnen nur dann, wenn sie von ihren Löhnen, ob diese nun hoch oder niedrig sind, menschenwürdig leben können. Das können sie, trotz ihrer scheinbar hohen Löhne, heute nicht, und wenn die Lebensmittelpreise auf ihrem jetzigen Stande verharren oder gar noch weiter steigen, dann ist es die heiligste Pflicht der Arbeiter gegen sich und das deutsche Volk, für eine weitere Erhöhung der Löhne zu sorgen. Denn auf der Gesundheit der Arbeitermassen beruht die Kraft unseres Volkes, und diese Gesundheit ist heute, dank der geringen Kaufkraft der Löhne und der allgemeinen Warenknappheit, in hohem Maße erschüttert.

Zwei dringende Aufgaben der Parteitaktik.

Von Hermann Kranold.

Man hätte hoffen sollen, daß die ausführliche Debatte über die Parteitrennung auf dem Würzburger Parteitag zur Entspannung zwischen der Sozialdemokratie und den Unabhängigen geführt hätte. Wenn auch die meisten Rebner über die praktische Möglichkeit baldiger organisatorischer Wiedervereinigung der Getrennten sich sehr zurückhaltend geäußert haben und die zur Annahme gelangte Resolution Löbe-Severing sich ähnlich vor-

sichtig aussprach, so war doch zweifellos guter Wille vorhanden, von dem man annehmen durfte, daß er bei den Unabhängigen auf Verständnis stoßen würde.

Diese Hoffnung ist schwer enttäuscht worden. Die Beschlüsse des Würzburger Parteitags sind, gelinde gesagt, mißgünstig in der Presse der Unabhängigen besprochen worden, und die Resolution über die Spaltung wurde auf der Gegenseite zum Teil erbittert, zum Teil böswillig abgelehnt. Es läge deshalb nahe genug, wenn von unserer Seite vorläufig alle derartigen Bestrebungen zurückgestellt würden und unsere Parteigenossen zunächst einige Zeit ins Land gehen ließen in der Absicht, über den Bruderzwist erst etwas Gras wachsen zu lassen und dann nach einiger Frist die fürs erste gescheiterten Versuche wieder aufzunehmen. Solches Verhalten wäre in ruhigen Zeiten ganz zweifellos auch das Richtige.

Aber wir sind jetzt nicht in ruhiger Zeit. Wir haben seit mehr als drei Jahren Krieg und müssen uns den harten Notwendigkeiten, die dieser geschaffen hat, auch in unserer Parteitaktik anpassen. Wir müssen uns immer wieder dessen erinnern, daß eine Neuwahl zum Reichstag nicht zu einem Termin, den wir jahrelang vorhersehen können, über uns kommen wird, sondern daß die Treibereien der Rechten oder das Eintreten des Friedens uns plötzlich vor eine Reichstagswahl stellen können. Wenn das aber der Fall ist, so wird es allerhöchste Zeit, zu verhindern, daß wir beim nächsten Reichstagswahlgang der Welt das Schauspiel geben, wie die beiden proletarischen Brüder einander zerfleischen.

Es ist ganz richtig, daß solchen Überlegungen sich mancherlei widerseht. Bei den Führern der Sozialdemokratie herrscht ganz begreiflicher- und auch durchaus berechtigterweise eine sehr lebhafte Mißstimmung gegen die Führer der Unabhängigen, die sich oft darin kaum genug tun können, immer neue Zwistigkeiten vom Zaun zu brechen, weil sie bei der lebhaften positiven Arbeit und den nicht unbeträchtlichen Erfolgen der alten Partei befürchten, allzusehr in der Volksgunst ins Hintertreffen zu geraten, wenn es ihnen nicht gelingt, bei den Massen, besonders bei den aus dem Felde Heimkehrenden, die alte Partei anzuschwärzen, der Kriegsverlängerung zu verdächtigen oder des Verrats an proletarischen Interessen zu überführen. Deshalb greifen sie jede sich bietende Gelegenheit auf, um die innere Fehde weiterzuspinnen, und scheuen häufig kein Mittel, wenn sie sich von ihm Erfolg versprechen. Die letzte Verleumdung gegen die Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion, die im Hauptausschuß des Reichstags sitzen, daß sie die leichtsinnige Aktion des gewesenen Reichskanzlers Michaelis und des Staatssekretärs der Marine v. Capelle nicht verhindert, wo nicht gar begünstigt hätten, zeigt uns, bis zu welchem Punkte sie diese ewige Streitsucht schon hingerissen hat. Und sie berechtigt bis zu gewissem Maße zu der Befürchtung, daß jedes neue Entgegenkommen mit der gleichen Mißgunst aufgenommen werden wird. Man wird entweder nachzuweisen versuchen, daß dieses Entgegenkommen eine böswillig gestellte Falle sei, in der die Unschuld der Unabhängigen hinterlistig gefangen werden solle, oder aber, daß die sozialdemokratische Partei in ihrem schlechten Gewissen allmählich Angst vor der Abrechnung bekomme und sich deshalb gut Wetter zu verschaffen suche. Trotzdem darf man, wenn sachliche Notwendigkeit für einen neuen solchen Versuch des Entgegenkommens spricht, ihn nicht unterlassen, denn schließlich gibt es Dinge, die wichtiger sind als die Taktik des Parteikampfes.

Und es gibt allerdings eine solche sachliche Notwendigkeit. Das ist die, so bald wie irgend möglich zwischen der Sozialdemokratie und den Unabhängigen ein Wahlabkommen für die nächsten Reichstagswahlen, und zwar für das ganze Gebiet des Deutschen Reichs, zu schließen. Ein solches Abkommen ist möglich, weil beide Parteien im Grunde sich nur über die *Taktik* des Klassenkampfes streiten. Zwar sind diese taktischen Meinungsverschiedenheiten sehr groß, und sie sollen hier durchaus nicht kleiner dargestellt werden, als sie sind; das hindert aber nicht, daß es auch über sie eine Brücke geben muß, weil schließlich beide Parteien, wenn auch die eine rechtshändig und die andere linkshändig steht, doch im Grunde dasselbe wollen, nämlich die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat.

Taktische Meinungsverschiedenheiten brei zu erörtern und mit ungeheurer polemischer Vehemenz auszufechten, war von jeher eine Gewohnheit im deutschen Sozialismus, über deren Nützlichkeit man seine eigenen Gedanken haben kann. Sicher ist aber, daß dieser Streit um die richtige Taktik jeden Sinn verliert, wenn er schließlich dazu führt, das Ziel selbst in immer weitere und schließlich ganz unerreichbare Ferne hinauszuschieben. Das muß aber eintreten, wenn der taktische Streit zu einem gegenseitigen Bekämpfen beider Parteien bei den nächsten Reichstagswahlen wird. Wir werden dann einer letzten großen Anstrengung der politischen Urreaktionäre und der wirtschaftlichen Individualisten gegenüberstehen, wenn irgend möglich noch einmal einen möglichst großen Teil auch der fortschrittlichen Bourgeoisie zu geschlossenem Zusammengehen gegen beide Arten von Sozialismus, die jetzt in Deutschland eine politische Organisation haben, herbeizuführen. Der Versuch wird ihnen einen großen Erfolg eintragen, wenn der Sozialismus selbst seine besten Kräfte im inneren Kampfe verschwendet und nur mit dem, was dieser Streit ihm an Kraft übrig läßt, gegen rechts sich zu wenden vermag. Er wird aber keinen Erfolg erzielen, wenn es dem Sozialismus gelingt, wenigstens für jene Zeit allen Bruderzank zu begraben und so, getrennt marschierend, im entscheidenden Augenblick vereint zu schlagen.

Es ist nicht zu verkennen, daß ein solches Wahlabkommen beträchtliche Schwierigkeiten bietet. Auf der einen Seite glauben die Unabhängigen, mit verhältnismäßig geringer Mühe der alten Partei eine Anzahl von Sitzen entreißen zu können. Auf der anderen Seite glauben die Sozialdemokraten, daß ihnen gegen ihre radikalen Gegner in zahlreichen Wahlkreisen dasselbe gelingen könnte. Beide Richtungen haben zu solchem Glauben triftige Gründe. Man braucht nur die Namen von Wahlkreisen wie Solingen, Königsberg, Breslau, Berlin und Neuß zu nennen, um sich sogleich zu überzeugen, daß auf beiden Seiten gefährdete Wahlkreise genug vorhanden sind. Wichtig ist aber ganz besonders, daß in beiden Parteien vor allem die *Führer* von dieser Unsicherheit der Mandate betroffen werden. Diejenigen Abgeordneten beider Richtungen, die sich weniger über den Durchschnitt des proletarischen Parlamentariers erheben, geben auch weniger Handhabe zu Angriffen und sind deshalb der Gefährdung ihrer Mandate durch den Bruderkampf etwas mehr entrückt. Wenn also zwischen beiden Parteien ein Wahlfrieden nicht geschlossen wird, so könnte es dahin kommen, daß sie alle beide unter Verlust eines Teiles gerade ihrer besten Politiker in den neuen Reichstag einziehen. Das würde jedoch voraussichtlich eine Gefährdung der Stoßkraft der proletarischen Politik zur Folge haben. Wir wissen

zur Genüge aus der eigenen Vergangenheit, wie schlecht die proletarischen Interessen dabei fahren, wenn die Reichstagsfraktion infolge von Mißgriffen ihrer Führer in der politischen Einzelarbeit Fehler macht; und wir wissen ferner ebensogut, daß solche Fehler sich häufen werden, wenn man die beiden nun getrennten Fraktionen ihrer hervorragendsten Männer beraubt und gleichzeitig Abgeordnete in die Rolle von parlamentarischen Führern hineinzwingt, die im allgemeinen als Abgeordnete ausgezeichnete Dienste zu leisten vermögen, denen es aber an der für Führer erforderlichen Weite des Blickes und an Autorität fehlt.

Gleichzeitig würde ein solcher Wahlkampf die Lage zwischen beiden Parteien endgültig vergiften. Die augenblicklich herrschende bittere Feindschaft kann sich, wenn der Friedensschluß die Hochspannung von den Gemütern nimmt, allmählich mildern, bis sie schließlich einer Wiedervereinigung beider Richtungen nicht mehr im Wege steht. Dieser Prozeß wird aber zum mindesten verzögert, wahrscheinlich jedoch für absehbare Zeit überhaupt verhindert, wenn man sich erst gegenseitig Mandate entreißt und die ganze Wut des Besiegten auf beiden Seiten die Seelen belastet. Schon deshalb darf ein Wahlkampf zwischen beiden Parteien nicht stattfinden.

Dazu kommt noch eins. Es kann nicht ausbleiben, daß es im Verlauf eines Reichstagswahlkampfes, der die beiden sozialistischen Parteien im Ringen miteinander zeigt, dazu kommt, daß bei Stichwahlen zwischen diesen beiden Parteien der eine Kandidat mit Hilfe bürgerlicher Stimmen gegen den anderen gewählt wird. Diese schwere Gefahr droht beiden Richtungen gleichmäßig. Auf der einen Seite hat das fortschrittliche Bürgertum ein nahe liegendes Interesse daran, daß der »mildere« von beiden Kandidaten in den Reichstag kommt; auf der anderen Seite kann es leicht genug passieren, daß die extrem-reaktionären Kräfte die bekannte Desperadopolitik des Herrn v. Helldobrunn wieder aufnehmen und »unabhängige« Kandidaten durchbringen helfen.

Alle diese Überlegungen müssen dazu führen, folgende Grundlinien als das Richtige für die Wahltaktik der beiden sozialistischen Parteien im kommenden Reichstagswahlkampf zu erkennen:

1. In jedem Reichstagswahlkreis darf nur eine Kandidatur von sozialdemokratischer Seite aufgestellt werden.

2. In Wahlkreisen, deren Mandat bisher in sozialistischem Besitz war, verbleibt das Mandat derjenigen sozialistischen Partei, die es gegenwärtig innehat.

3. In denjenigen Wahlkreisen, in denen das Mandat bisher in bürgerlicher Hand war, wird als einziger proletarischer Kandidat derjenige aufgestellt, dessen Partei die größere Anzahl zahlender Mitglieder aufweisen kann.

4. In Wahlkreisen, in denen das Mandat bisher im Besitz der einen sozialistischen Partei war, während die proletarische Wählerschaft offensichtlich überwiegend auf der anderen Seite steht, kann ein Austausch der Mandate stattfinden. Dieser darf jedoch zu einer zahlenmäßigen Schwächung einer von beiden Fraktionen keinen Anlaß geben. Sollte sich zeigen, daß trotzdem infolge eines anderen Ausfalls der Wahl als 1912 der proletarische Vertreter nicht gewählt wird, so ist bei Gelegenheit der nächsten Nachwahlen die geschädigte Fraktion so lange in der Kandidatenaufstellung unter allen Umständen zu bevorzugen, bis der Verlust dieser Mandate wieder ausgeglichen ist.

Auch wenn man diese Richtlinien annimmt, bleiben freilich noch Schwierigkeiten genug. Jede Partei wird dazu neigen, in vielen Wahlkreisen die Chancen gerade für sich als besonders günstig anzusehen, und es wird ihr dann recht schwer werden, auf eine Kandidatur zu verzichten, deren Verzicht nach diesen Richtlinien gefordert wird. Außerdem wird in Wahlkreisen, wo beide Richtungen zahlenmäßig nahezu gleich stark organisiert sind, die Versuchung zu Schiebungen nicht gering sein; und obwohl man vom Ehrgefühl proletarischer Politiker ohne weiteres erwarten darf, daß sie zu solchen Schiebungen unter keinen Umständen die Hand bieten werden, wird doch die benachteiligte Partei hier und da Hitzköpfe aufweisen, die sich der Beschuldigung, es seien solche Schiebungen bei der vom Wahlg Glück begünstigten Partei vorgekommen, kaum enthalten wird. Solcher Schwierigkeiten, die aus der Psychologie des Bruderkampfes entspringen, wird es gewiß nicht wenige geben; aber sie dürfen nicht von dem Versuch abschrecken, trotzdem Ordnung in die verworrene Lage zu bringen.

Die Initiative bei diesem Unternehmen ist unbedingt eine Pflicht der alten Partei. Sie ist schon jetzt zahlenmäßig weitaus die stärkere, sowohl nach der Zahl ihrer organisierten Mitglieder wie auch nach der Zahl ihrer Abgeordneten. Sie hat auch die viel besseren Wahlausichten, weil das nichtorganisierte Mitläufertum, das doch 1912 immerhin drei Viertel aller sozialdemokratischen Stimmen stellte, naturgemäß ihr viel mehr zuneigen wird als der unabhängigen Partei. Genau so, wie im Krieg der Stärkere die Pflicht hat, zuerst vom Frieden zu reden, genau so ist es auch im Parteikrieg. Auch da muß gerade das Bewußtsein der Stärke dazu mahnen, zuerst die Hand zur Einigung zu bieten. Außerdem fällt damit der anderen Partei die Wahl zu, ob sie in die offene Hand einschlagen oder, wie der »Vorwärts« neulich ganz richtig, wenn auch in reichlichem Überschwang der Bildersprache sagte, hineinspuken will.

Dazu kommt aber noch etwas anderes. Für die kommenden Reichstagswahlen besteht ferner die Notwendigkeit, daß die Sozialdemokratie für die Stichwahlen ein Generalabkommen mit dem fortschrittlichen Bürgertum trifft, das beide Richtungen zu gegenseitiger Unterstützung verpflichtet für den Fall, daß in einem Wahlkreis der Kandidat einer der beiden Richtungen mit dem Kandidaten der Reaktion in die Stichwahl kommt. Dieses Abkommen ist nichts als eine Konsequenz der während des Krieges befolgten Politik der Partei. Es muß frühzeitig abgeschlossen werden, damit es voll in Wirkung treten kann; auch diese Sache darf nicht auf die lange Bank geschoben werden, sonst wirkt der Bund wie 1912 nur unvollkommen. Eine notwendige Voraussetzung des Abschlusses eines solchen Stichwahlabkommens ist aber, daß schon vorher eine Einigung mit den Unabhängigen über die Hauptwahlen erfolgt.

Das ist erstens eine Notwendigkeit deshalb, weil es unbedingt vermieden werden muß, daß das fortschrittliche Bürgertum bei irgendeiner Stichwahl vor die Auswahl zwischen zwei proletarischen Kandidaten gestellt wird. Es darf immer nur einen proletarischen Kandidaten geben, und in dem Stichwahlabkommen müßten die Sozialdemokraten auch die gleiche Unterstützungspflicht, die sie in diesem Abkommen den Fortschrittlichen usw. für die Stichwahl zugunsten ihrer eigenen Kandidaten auferlegen würden, diesen auch für den Fall auferlegen, daß der proletarische Kandidat, der mit dem

Reaktionär in die Stichwahl kommt, von den Unabhängigen gestellt wird. Zweitens aber würde es gegenüber den Unabhängigen eine taktische Dummheit bedeuten, ihrer sozialdemokratenfeindlichen Agitation durch ein solches Stichwahlabkommen Waffen auf die Mühle zu leiten, ehe mit vollem Ernst noch einmal der Versuch gemacht worden ist, einen proletarischen Burgfrieden bei den kommenden Reichstagswahlen durchzuführen. Sagen sie nein, so wird auf sie das ganze Odium zurückfallen, daß sie den Bruderzwist fortgesetzt und verschärft haben. Sagen sie ja, so wird damit den proletarischen Interessen unbedingt ein großer Dienst getan.

Was die Ausnahme dieses Vorschlags, der hier ganz unmaßgeblich und ohne Illusionen gemacht wird, innerhalb der sozialdemokratischen Partei angeht, so möge man folgendes bedenken. Obgleich es verkehrt wäre, ihn abzulehnen, so wäre es doch noch viel verkehrter, ihn anzunehmen, nachher aber ihn nur lau und mit halbem Herzen zu befolgen. Entweder sage man klar und unumwunden nein, oder man sage ja und setze dann alle Kräfte an die Verwirklichung dieses Vorschlags; aber man sage nicht ja und trete nachher nur mit halber Kraft für die Sache ein. Denn es besteht die große Gefahr, daß, wenn nicht schnell gehandelt wird, es zu spät wird für das Abkommen und nachher beide Richtungen sich gegenseitig für die Folgen der Verspätung verantwortlich machen.

Das Gleichgewicht der Geschlechter.

Von Alfred Moeglich.

Im allgemeinen ist man geneigt, eine zahlenmäßige Gleichheit der Geschlechter — ebensoviel männliche wie weibliche Individuen — als Normalzustand in einem Volke anzunehmen. Ob das zutreffend ist, erscheint jedoch fraglich. Endgültig ist es wohl überhaupt nicht zu entscheiden. Aus den tatsächlichen Verhältnissen der Bevölkerungen, wie sie in den regelmäßigen Volkszählungen vorliegen, läßt sich kein sicheres Urteil hierüber ableiten; vielmehr zeigt sich fast durchweg die Tendenz zu zahlenmäßiger Ungleichheit der Geschlechter, denn es gibt nur ganz wenige Länder, in denen das männliche Geschlecht dem weiblichen das Gleichgewicht hält. In einigen vereinzelt Ländern ist zwar auch das männliche Geschlecht in der Mehrheit, so in einigen Balkanstaaten, in den Gebirgs- und Pazifikstaaten Nordamerikas, in Kanada und auf einigen australischen Inseln; aber dieser Zustand scheint nicht ein rein natürlicher zu sein, sondern auf äußerlichen Ursachen zu beruhen, besonders auf der starken Zuwanderung männlicher Personen; denn es handelt sich durchweg um ausgesprochene Kolonisationsgebiete. In der weit überwiegenden Mehrzahl der Länder aller Erdteile dagegen ist das weibliche Geschlecht in der Mehrheit, und zwar in manchen Staaten, wie in Norwegen und Portugal, ungewöhnlich stark. In Deutschland betrug das weibliche Plus bei der letzten Volkszählung 845 661 Köpfe; auf 100 männliche Einwohner kamen immer gegen 103 weibliche.

Da aber auch hier der Geschlechterstand vielfach durch ganz äußerliche Ursachen wie Auswanderung usw. beeinflusst sein kann, erscheint ein anderer Maßstab zur Klärung der Frage aussichtsvoller, nämlich das Geschlechterverhältnis der Geburten. Daraus läßt sich schon eher auf eine bestimmte Naturtatsache schließen, wenn auch nicht erkannt werden soll, daß wir dabei in den verschiedenen Ländern, beziehungsweise Landesgebieten ebenfalls erheblichen Unterschieden begegnen. Mit ganz seltenen Ausnahmen ergibt sich jedoch als feststehende allgemeine Regel, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, die Natur also einen auffallenden

Knabenüberschuß produziert. In dem Jahrzehnt 1905 bis 1910 wurden in Deutschland geboren: 5 274 091 Knaben, 4 973 166 Mädchen, also 300 925 Knaben mehr.

Demnach kommen mehr Knaben als Mädchen zur Welt; nur die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts bewirkt die Zahlenungleichheit der Geschlechter. Es kommt also darauf an, diese relativ größere Sterblichkeit zu verringern. Denn nur sie ist daran schuld, daß sich der ursprüngliche männliche Überschuß im Laufe einer Generation in das Gegenteil, in einen weiblichen Überschuß (in der Statistik kurz genannt »Frauenüberschuß«, obgleich hierin auch sämtliche Mädchen jedes Alters enthalten sind) umwandelt. Man betrachte beispielsweise die neuesten Zahlen für Preußen vom Jahre 1912. Es wurden in diesem Jahre 38 710 mehr Knaben als Mädchen geboren, aber es starben in derselben Zeit 25 342 mehr männliche als weibliche Personen.

Schon die Säuglingssterblichkeit (im ersten Lebensjahr) räumt unter den neugeborenen Knaben fürchtbar auf: auf 76 679 gestorbene Mädchen kamen nicht weniger als 96 241 Knaben, also ein Knabenmehrerlust von zirka 20 000 in einem einzigen Jahre. Die Ursachen dieser anormalen Knabensterblichkeit liegen zum Teil in der von Hause aus geringeren Lebensfähigkeit des männlichen Organismus. Schon die Ziffern der Totgeborenen lassen das erkennen: 19 978 totgeborene Knaben gegen nur 15 947 Mädchen. Auch das größere Körpervolumen der Knaben bedeutet bei der oft harten Erwerbsarbeit der schwangeren Mütter eine hohe Gefährdung der vorgeburtlichen Entwicklung. Aus der besonderen Anlage des Knabenorganismus erklärt sich weiter die Tatsache, daß 1911 im Deutschen Reiche an »angeborener Lebensschwäche« nur 31 600 Mädchen, aber 40 787 Knaben starben.

Zweifelloß hängt die Lebensenergie der Neugeborenen mit der physischen und psychischen Konstitution des Elternpaares eng zusammen. Im allgemeinen werden die gesünderen, die robusteren, die weniger belasteten Eltern die gesünderen, robusteren und minderbelasteten Kinder haben. Wie Hunderttausende von Frauen während der Empfängnis und Schwangerschaft in ungünstigsten Verhältnissen leben und eine entsprechend minderwertige Nachkommenschaft haben, so sind Hunderttausende aus gleichen sozialen und wirtschaftlichen Gründen nicht imstande, den Neugeborenen in dem entscheidenden ersten Lebensjahr die natürliche Nahrung und Pflege zuwenden zu können, die diese bedürfen. Dazu geschehen 95 Prozent aller Entbindungen ohne ärztlichen Beistand, nur angewiesen auf die Kunst der Hebammen, die bekanntlich noch immer — eine schwere Sünde unserer aufgeklärten Zeit — wirtschaftlich geradezu unwürdig gestellt und oft mangelhaft ausgebildet sind.

Damit sind schon die Mittel angedeutet, die zuerst angewendet werden müssen, um die allgemeine Kindersterblichkeit und die anormale Knabensterblichkeit im besonderen herabzumindern: Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Frauenwelt, ausreichende Unterstützung der bedürftigen Mütter während der Schwangerschaft und der ersten Lebensmonate der Neugeborenen, Mütterchutz der Schwangeren und der stillenden Mütter, gründliche Reform des Hebammenwesens und ähnliches mehr.

Wie notwendig und wie leicht möglich die Herabminderung der Kindersterblichkeit ist, lehrt die Sterblichkeitsstatistik in greifbarster Weise. Die deutsche Säuglingssterblichkeit, die 1912 14,7 Prozent betrug, ist zwar im Vergleich zur russischen (27,2 Prozent) ideal zu nennen. Aber sie wird durch eine lange Reihe anderer Länder in den Schatten gestellt, wie folgende Tabelle zeigt:

Deutschland . . .	14,7 Prozent	Norwegen . . .	6,5 Prozent
England . . .	9,5	Neuseeland . . .	5,1
Schweden . . .	7,5		

Was in dem »unzivilisierten« australischen Neuseeland möglich ist, sollte in einem Kulturstaat wie Deutschland kein Ding der Unmöglichkeit sein. Auch die Kultur-

länder Schweden und Norwegen sprechen dafür. Die beachtenswerten Verhältnisse in Skandinavien sind in Deutschland so gut wie unbekannt. Und doch liegt nichts näher, als daß sich unsere Bevölkerungspolitiker, unsere Ärzte, unsere Frauenwelt so eingehend wie nur möglich mit der Frage beschäftigen sollten, wie dort oben in Skandinavien die Kinder geboren und großgepflegt werden und wie die Mütter dort behandelt werden.

Gewiß ist in Deutschland auf diesem Gebiet mancherlei getan worden, und der Erfolg ist auch nicht ausgeblieben. So sank seit den siebziger Jahren die preußische Säuglingssterblichkeit von 21 Prozent auf 16 Prozent, und selbst in den früher so verrufenen Großstädten ist Außerordentliches geleistet worden. Im Jahrzehnt 1903 bis 1912 wurde zum Beispiel die Sterblichkeitsziffer in Breslau von 26,0 auf 16,3 Prozent, in Danzig von 24,4 auf 16,4 Prozent, in Elberfeld von 16,6 auf 9,9 Prozent herabgedrückt. Aber schon ein Vergleich Elberfelds mit Breslau und Danzig lehrt, wieviel noch geschehen muß, besonders wenn wir die Sterblichkeitsziffern einiger ausländischen Städte dazufügen: Amsterdam 6,6 Prozent und Haag 6,4 Prozent. Das sind große Differenzen. Sie sind aber noch gering zu nennen gegenüber den Maxima und Minima, denen wir für 1911 in deutschen Kreisgebieten begegnen, die überwiegend ländlichen Charakters sind. Eine geradezu grauenhafte Kindersterblichkeit wird mit 34 bis 37 Prozent für zahlreiche Kreise der bayerischen Oberpfalz festgestellt, während wiederum andere Kreise fast neuseeländische Verhältnisse aufzuweisen haben, wie Lauterbach in Oberhessen, Westerfede in Oldenburg, der Wiesbadener Vilkreis und Unterlahnkreis, Wehlar und Ziegenhain, deren Kindersterblichkeit nur 6,6 bis 7,2 Prozent beträgt.

Aber nicht allein die den Knaben so verhängnisvolle Säuglingssterblichkeit verschuldet die Umwandlung des männlichen Geburtenüberschusses in einen Frauenüberschuß; auch die Sterblichkeit der Erwachsenen verläuft ganz auffallend zuungunsten des männlichen Geschlechts. Schon nach der preußischen Sterbetafel für 1891 bis 1900 starb der männliche Bevölkerungsanteil abnorm weg. Von 1 Million Geborener erreichen beispielsweise ein Alter von 60 Jahren 456 000 Weiber, aber nur 386 000 Männer; das ergibt ein weibliches Plus von 70 000, und dieses Plus stammt fast zur Hälfte her aus dem weiblichen Sterblichkeitsgewinn des ersten Lebensjahres infolge der Mehrsterblichkeit der neugeborenen Knaben; die größere Hälfte aber, 37 000, entfällt auf die höheren Lebensalter.

Ein Blick in die Statistik der Todesursachen gibt uns einen deutlichen Anhalt dafür, was die Sterblichkeit der männlichen Erwachsenen besonders ungünstig beeinflusst. Nur von drei Krankheitsgruppen wird das weibliche Geschlecht mehr mitgenommen: Folgen des Wochenbetts (7466 Todesfälle), Krankheiten des Blutkreislaufs (zirka 14 000 Todesfälle mehr) und Krebs (5500 Todesfälle mehr als beim männlichen Geschlecht). Dagegen überwiegen beim männlichen Geschlecht als hauptsächlichste Todesursachen die Krankheiten der Atmungsorgane mit rund 11 000 Todesfällen mehr, des Nervensystems mit 6000, der Harn- und Geschlechtsorgane mit 2000 (die meisten Fälle dieser Gruppe werden statistisch gar nicht erfasst), Selbstmord mit 7000, Verunglückungen mit fast 15 000 Todesfällen mehr, zusammen 41 000 mehr als bei den gleichen Erkrankungen des weiblichen Geschlechts, obwohl dieses zudem weit in der Aberzahl ist.

Der aufreibende wirtschaftliche Kampf ums Dasein, berufliche Unglücksfälle und gesundheitswidrige Wohnverhältnisse des männlichen Geschlechts dezimieren dieses jahraus jahrein in so erschreckender Weise. Auch hier stoßen wir also auf die Alibi-Mittel einer Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Zustände, ferner eines gründlichen Ausbaues der Arbeiterschutzgesetzgebung und einer rationellen Volkshygiene, deren Grundlagen besonders in den Fortbildungsschulen geschaffen werden müssen.

Der positiven, planmäßigen Beeinflussung der Säuglingssterblichkeit und der Sterblichkeit der männlichen Erwachsenen reiht sich zwecks Bekämpfung der un-

gesunden Geschlechterdifferenz als dritter Faktor das Problem des Geburtenrückganges an. Jedes Sinken der Geburtenziffer schließt automatisch einen Rückgang des männlichen Geburtenüberschusses ein. Jede Vermehrung der Geburten ist gleichbedeutend mit einer Erhöhung dieses Knabenüberschusses. Heute dürfte allgemein anerkannt sein, daß das Hauptmotiv des seit einigen Jahrzehnten mit Sorge beobachteten rapiden Geburtenrückganges wiederum die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse sind; die Art seiner Hemmung ergibt sich hieraus von selbst.

Ihm wird sich nach dem Kriege die Infolge der vielen gefallenen und verkrüppelten Männer auf eine völlig neue Basis gehobene Heiratsfrage beigesellen. Die durch das ungünstige Geschlechterverhältnis ohnehin tief gesunkenen Verehelichungsaussichten sind durch den verheerenden Weltkrieg noch mehr gefallen. Sie werden trostlos werden, wenn es nicht gelingt, die allgemeine ökonomische Lage der heiratsfähigen Männer auf eine entsprechende Stufe zu heben. Die Heiratsziffer hängt mit der Geburtenziffer und dem männlichen Geburtenüberschuß eng zusammen.

So wächst sich das Problem des Geschlechterverhältnisses nach dem Kriege zu einem ganzen Komplex von brennenden bevölkerungspolitischen Fragen aus, die eingreifende sozialpolitische Maßnahmen dringend erfordern.

Aus unserer Bächerel.

Von Edgar Steiger (München).

Verhart Hauptmann, Winterballade. Eine dramatische Dichtung. Berlin, Verlag S. Fischer.

Der Titel stimmt. Seit wann aber gehören Balladen aufs Theater? Zumal wenn darin der Schatten des Wehrwolfs spukt. Dieser Sir Archie, ein schottischer Mieling, der, bei Kriegsschluß aus schwedischen Diensten entlassen, nächstlich mit seinen Spießgesellen beim alten Pfarrer Arne einbricht, um dem siebzugährigen Geizhals sein Geld abzuknöpfen, mußte uns wie eine pathologische Wiedergeburt des Räubers Jaromir an. (Warum fallen einem bei Hauptmann immer diese Doppelgänger ein?) Er wird, wie dieser, gleichsam wider Willen in Blutschuld verstrickt. Als die anderen den um Hilfe schreienden Pfarrer meuchlings stumm gemacht haben, muß er dessen Enkelin, die schöne Berghild, abstechen (ähnlich wie Karl Moor — wieder ein Doppelgänger — die Amalie, weil er keinen anderen ihren Leib berühren läßt). Dabei erwacht im Mörder die Liebe, überträgt sich aber kurz darauf auf Berghildens Ebenbild und Pflegeschwester Elsalil, die seit der Mordnacht geisteskrank und mondsüchtig (bei Hauptmann sind seit Ottegebe im »Armen Heinrich« alle Heldinnen mondsüchtig) bei ihrem Onkel, dem Handelsmann Torarin, in der Hafenstadt dahinlebt, bis sie beim plötzlichen Auftauchen des Schotten in einem lichten Augenblick entsezt den Mörder erkennt, um ihm dann im hypnotischen Zustand als Geliebte nachzuschleichen. So erfährt der sechzigjährige Sohn des Ermordeten, ein streitbarer nordischer Gottesmann, der nach Rache für seinen Vater schnaubt, durch ihren Onkel das Geheimnis und fordert den Mörder, den seine Genossen vor dem Gericht schützen, zum Zweikampf auf dem nächstlichen Eise auf. Archie kommt auch in der Nacht vor der Abfahrt, aber nur um die Geliebte durch einen Steinwurf zu töten und sich selbst dann in Gegenwart des Pfarrers durch den bloßen Willen, wie durch einen Blitschlag, zu Boden zu strecken. So sähnt er seine Schuld, und der streitbare Pfarrer sagt: »Hier liegt ein Überwinder!« Wir aber fragen: Was soll dieser wahnsinnige Wehrwolf auf der Bühne? Alles Geheimnis bleibt ja unaufgeklärt, und nur die Bocksprünge der drei Mörder im ersten und im letzten Akt und die Irrsinnige Doppeliebe Archies zur Toten und zur Lebendigen deuten das in ihm versteckte Untier an, das nach Weiberblut dürstet.

Walter v. Molo, *Im Schriff der Jahrhunderte. Geschichtliche Bilder.* Berlin 1917, Schuster & Loeffler. Preis geheftet 4,50 Mark, gebunden 6 Mark.

Als ich diese Geschichtsbilder las, mußte ich an Strindbergs »Historische Miniaturen« denken. Nur ist hier der Welthorizont, der dort Jahrtausende umspannt, auf den Umkreis Deutschlands und auf ein einziges Jahrhundert verengt. Warum also die Mehrzahl im Titel? Auch könnte der Anfang den feinfühligsten Leser abschrecken: Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. von Preußen, wie er auf dem Sterbebett dem jungen Fritz den Siebenjährigen Krieg und alles, was drum und dran hängt, anbefiehlt und prophezeit — so ungefähr wie der alte Attinghausen im »Tell« die 22 Kantone der Schweiz! Aber glücklicherweise sind solche Verirrungen in die Niederungen der patriotischen Geschichtsbibel selten. Und auch hier packt die Lebendigkeit und Anschaulichkeit, mit der wir unmittelbar in die Zeit und in die Örtlichkeit hineinversetzt werden. Ein Meisterstück in Rembrandtschem Halbdunkel ist dann »Der große Fritz im Kriege« — ohne Beschönigung und Vertuschung —, alle Rohheit der Zeit, alles Elend des Krieges, die Grausamkeit der Manneszucht, alle Größe und Gemeinheit dicht nebeneinander — und der König selbst hart und weich, Abenteuer und Mann des Schicksals: »Der Ochs hat zu ackern, der Soldat sicht, und ich, ich habe das hohe Seil zu tanzen.« Ein Gegenstück dazu sein Verehrer Joseph II., »Im Brünner Spielberg«, in der Hölle des Kasernengefängnisses alle Qualen der armen Opfer der Kabinettsjustiz freiwillig am eigenen Leibe durchmachend. Es sind lauter Schicksalsstunden großer Männer, denen wir beiwohnen. So in »Schiller und Lotte« der Zusammenprall von Genie und Alltag, wie in der Not des Lebenskampfes der Prediger der Menschenliebe die, die ihm am nächsten stehen, zu Tode quält. »Er hat kein Herz; er vergißt die Nächsten«, zischt im Fieber die verzweifelte Lotte. »Er ist gut wie Gott selbst — wie Christus denkt er nie an sich«, schreibt sie später jubelnd ins Tagebuch. Ähnliches, wenn auch nicht mit so packender Gewalt, in den Bildern aus den Befreiungskriegen, die uns Napoleon, York, Stein usw. vorführen. Ein Dichter hat sie geschaut, ein Künstler gestaltet — bald als vorüberhuschende Schatten, bald grellfarbig in der blendenden Helle eines Wlises, bald als Zwiegespräch, bald als Brief oder Tagebuchblatt, aber immer mit der ganzen Unmittelbarkeit des Lebens.

Kurt Münzer, *Der graue Tod.* Novellen. München 1916, Georg Müller. Geheftet 3 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Packende Kriegsbilder aus Ost und West mit tiefer Einfühlung in fremde Menschlichkeit. Heldisches und Menschliches. Das Grauen des Schlachtfeldes und die Abgründe des Menschenherzens. Darüber wie spielendes Mondlicht die Liebe, die alles eint und alles verzehrt. Viel Vergängliches darunter und manch allzu lautes Wort, manch allzu aufdringliche Gebärde. Aber für all das entschädigt ein prachtvolles grausiges Nachstück aus Brüssel: »Der rote Keller«. Schade, daß am Schluß des Buches einige kindliche Albernheiten angehängt sind, wie »Der standhafte Soldat«.

Kurt Münzer, *Menschen von gestern.* Ein Berliner Roman. München und Berlin 1916, Georg Müller. Geheftet 4 Mark, gebunden 5,50 Mark.

Wieder eine Geschichte, die in den Krieg ausmündet. Im Mittelpunkt ein Weib, das, in stiller Selbstbeherrschung neben dem ungeliebten Gatten dahinlebend, aus Sehnsucht nach der ihr verweigeren Mutterschaft in den Strudel der Leidenschaft hineingerissen wird. Der eigene Schwager, ein blendender Franzose, das lockende Leben, das ihr winkt — ein Dienstmädchen, das eben diesem Verführer erliegt, die Warnerin und Retterin —, die spielerische Modepuppe von Schwester, die sich angesichts des Krieges dem Gatten zum ersten Male hingibt, als unvernünftiges Kind am Kinde zugrunde gehend — eine Schauspielerin, die das Glück der Mutterschaft durch eigene Schuld verscherzt hat —, dazu noch zwei Russen, ein Arzt und ein

Musiker, die der erbarmungslose Krieg auseinanderreißt und vernichtet. Und zum Schluß das Kind des Dienstmädchens auf dem Arme der Professorsgattin, die sich selbst überwinden hat, als Pfand einer schöneren Zukunft. Das ist alles voll Farbe und Leben, von den Morgen-, Mittags- und Abendlichtern der brausenden Großstadt umspielt — manchmal ein bißchen theatralisch zurechtgestuft und zur Theaterkulisse erstarrt —, so besonders der Schluß mit der großen Wandlung, den man nur bei bengalischer Beleuchtung lesen kann. Leben und Phrase dicht beieinander. Schade!

Marx Brod, Weibervirtschaft. Leipzig 1917, Verlag Kurt Wolff. Geheftet 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

Ein Bündel Prager Novellen. Über keine der landläufigen Art, obwohl es scheinbar nur Alltagsbilder sind. Landschaft und Menschen zucken, wie von Blitzlichtern umspielt, an uns vorüber; und durch die dünnen Röcke hindurch sehen wir das schnurrende Uhrwerk der Herzen. Als ob wir selber der Uhrmacher wären, der sie gemacht hat — diese Halbwelt Damen im Schuhmacherladen, die mit Hilfe einer gemieteten Proletarierin ein Geschäft austun, um in einem ewigen Karneval von Vergnügen, Klatsch und Zank mit ihren Hüten und Herzen Pleise zu machen — dies Ballettmädchen, das dem vernünftigen ordentlichen Geschäftsmann die reizvolle Unvernunft des Lebens verkörpert — den im Kapitalisierendienst ergrauten und verklauften Kommiss Nachreiter, den der verunglückte Fuß auf die Lippen der Prinzipals Tochter zum Bewußtsein seines erniedrigten Menschentums weckt usw., bis zu den standesgemäßen und unstandesgemäßen Nähmädchen der Frau Alma Stümmer mit ihren kleinen und großen Liebschaften, die mitunter mit dem Tode enden. . . . Wie gesagt, lauter Alltag, aber von innen durchleuchtet und beseelt und so zum Feiertag geworden: Dabei überall soziale Tiefblicke in die gesellschaftlichen Ursachen der Dinge. Was da mit verständnisvollem Lächeln geschildert wird, sind fernelle Mittelfstandsnoße, nur in besonderer österreichisch-böhmischer Färbung.

Flämische Sagen, Legenden und Volksmärchen. Mit 16 alten Ansichten. Herausgegeben von Georg Opperf und Konrad Wolters. Jena 1917, Eugen Diederichs. Preis geheftet 4,50 Mark, gebunden 6 Mark.

Ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte der Flämen, zu dem der greise Dichter Eugen Everaert, der städtische Büchermant von Ostende, das Vorwort geschrieben hat. Was hier an der flandrischen Küste als Strandgut gefunden wurde, heimelt uns Männer und Frauen vom Rhein, von der Elbe, von der Donau und aus den Alpenländern um so mehr an, weil es durchweg ein deutsches Gesicht trägt. In jener Zeit nämlich, da diese Geschichten zum erstenmal zwischen Brüssel, Gent und Ostende von Mund zu Mund gingen, hatte die Weltgeschichte und die Geographie noch keinen Strich zwischen dem niederrheinischen Deutschland und dem Flämenland gezogen. Im Gegenteil. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert waren die flämischen Ritter — vergleiche Heinrich von Veldeke und seine »Eneid« — für die Deutschen des Binnenlandes die Vorbilder ritterlicher Zucht und feiner Sitte, nach unseren Begriffen geradezu die Modeaffen, und das höfische Singen und Sagen lernten die Rittersgen der hohenstaufischen Kaiser von ihren Standesgenossen an der Rhein- und Scheldemündung. Noch näher stand sich natürlich das Volk der Flämen und der Niedersachsen. Die Herausgeber haben den reichen Stoff aus dem Volksmund in drei Schubfächern untergebracht. Da haben wir erstens geschichtliche Sagen mit treuherziger Romantik, die oft Raum und Zeit mit Siebenmeilenstiefeln überpringen: Julius Cäsar und Graf Baldwin aus Flandern sind die Haupthelden, ferner Ritter Lohengrin mit dem Schwan usw. Dann aber fromme und schalkische Legenden, in denen der vorwichtige Petrus dem Herrn gegenüber bald gut, bald schlecht abschneidet und die Mutter Gottes in tausend Gestalten Wunder verrichtet; oder der Teufel den Musikanten preßt und von ihm geprellt

wird; oder das Männeken Pis in Brüssel und seine Versündigung gegen den frommen Einsiedel erzählen muß — zur Erklärung des unartigen Benehmens, dessen es sich auf einem öffentlichen Plage der schönen Stadt seit Jahrhunderten besleißigt. Und endlich Zauber- und Wespenstergeschichten und sonstige Märchen, fast alle von gut deutschem Gepräge, wenn auch mit landschaftlicher Färbung je nach dem Fundort, wo sie zum Vorschein kamen. Mit einem Wort: eine Fundgrube für Geschichtsforscher und Völkerpsychologen, denen auch die 16 alten Städtebilder als Ergänzung des geschriebenen Wortes willkommen sein dürften.

Nordische Volksmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Alara Ströbe. 1. Band: Dänische und schwedische Märchen. 2. Band: Norwegische Märchen. 8. Tausend.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Dr. August Löwis of Menar. 4. Tausend.

Balkanmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Professor Dr. August Leskien. 8. Tausend.

Neugriechische Märchen. Herausgegeben von Professor Dr. Kreischmeier. 4. Tausend.

Chinesische Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. R. Wilhelm (Tsingtau). Mit 23 chinesischen Holzschnitten. 13. Tausend.

Südseemärchen. Aus Australien und der ozeanischen Inselwelt. Herausgegeben von Dr. P. Hambruch. 6. Tausend. Mit 16 Tafeln und 11 Abbildungen im Text. Sämtlich im Verlag von Eugen Diederichs, Jena. Jeder Band in farbigem Pappband 3,60 Mark.

Bei den Kulturvölkern Europas ist das Märchen eine tote, eingeschrumpfte und vergessene Mythologie. Wer erkennt noch in dem von der Spindel gestochenen »Dornröschen« die von Wodan in Schlaf versenkte Brunhilde und in der blühenden Rosenhecke die lodernde Waberlohe? Nur das Geheimnis des Wunderbaren ist übriggeblieben und gibt den Großmuttergeschichten in des Kindes Phantasie den unvergänglichen Reiz. Je mehr wir aber den Kreis unserer Erkenntnisse auch auf diesem Gebiet erweitern, um so mehr neue Ausblicke und Tiefblicke in das Kindheitsalter der Menschheit tun sich auf. Jeder Kulturhistoriker wird dem Verlag Eugen Diederichs in Jena für seine Bemühung, »Die Märchen der Weltliteratur« durch Sachverständige und Volkskundler in Nord und Süd, in Ost und West sammeln zu lassen, ganz besonderen Dank wissen. Ich kann mich hier natürlich auf eine vergleichende Beurteilung der obenverzeichneten Märchenbände nicht einlassen; das hieße ja soviel, wie eine Kulturgeschichte der Urzeit schreiben. Nur einige kurze Winke seien gegeben. Wie das Märchen entstand, können wir wohl von den Völkern am besten lernen, bei denen es heute noch täglich neu entsteht: bei den Südseeinsulanern. Dort nämlich beginnt das Märchen nicht mit »Es war einmal«, sondern der Natur- und Seelenmythus, der die Seele aller Märchen ist, wird hier noch wirklich erlebt — genau so, wie wir unsere Naturerscheinungen erleben. Nur daß beim Naturmenschen statt unseres zergliedernden Verstandes bei der Naturbetrachtung die dichtende Phantasie am Werke ist. So haben wir in jenen Südseemärchen eine Eintausendfache, die auf eine Versündigung der ersten Bootsbauer gegen die göttliche Schlange, die sie den Bootsbau lehrte, den Untergang des ganzen Stammes zurückführt: also Undankbarkeit und Gottlosigkeit wie in der chaldäisch-israelitischen Sage unserer Bibel. Nur daß das über die Ufer schäumende Meer die ganze Insel begräbt und die Sünder mit fortschwemmt bis zu den fernen Ufern anderer Inseln, wo die Gerechten zur Strafe die Sklaven der dort lebenden Inselbewohner werden. Dies nur ein Beispiel. Viele Märchenmotive kehren überhaupt immer und allwärts wieder. So das Wort des Menschenfressers »Ich rieche Menschenfleisch« im Deutschen wie bei den Bulgaren und Serben und im fernen Osten bei den Chinesen. Wie die

Zusammenhänge im einzelnen sind, ob das Märchen wirklich vom einen Ende der Welt zum anderen gewandert ist (vom Orient nach Europa ist die Wanderung durch das Buch der sieben weisen Meister, die indischen Fabeln und die Märchen in »Tausendundelner Nacht« erwiesen), oder ob aus gleichen Naturbeobachtungen und aus gleichartiger Phantasie heraus auf verschiedenem Boden dasselbe Märchenmotiv erwuchs, wird erst nach vollständiger Sammlung und Siebung des schier unermesslichen Stoffes die vergleichende Märchenforschung entscheiden können. Daß abgeschlossene Kulturen, wie die chinesische und zum Teil auch die norwegische, ihre ganz eigenen Märchenblüten treiben, wird niemanden wundern. Ebenso wenig, daß die Balkanhalbinsel mit ihrem Völker- und Sprachengemisch für den Märchen-austausch zwischen Nord und Süd, Rußland und Griechenland, Asien und Europa gleichsam den Markt bildet. Schon diese Bemerkungen zeigen, daß es sich hier nicht etwa um lauter Kindermärchen handelt. Doch werden Erwachsene in diesen Bänden auch eine Fülle von Erzählerstoff finden, der, richtig ausgewählt, wohl geeignet ist, die kindliche Phantasie, die der Phantasie der Urvölker in manchem verwandt ist, in eigenartiger Weise anzuregen.

Literarische Rundschau.

Dr. med. Magnus Hirschfeld, *Sexualpathologie*. 1. Teil. Mit 14 Tafeln. Bonn 1917, Marcus & Webers Verlag. 211 Seiten.

Der hervorragend bekannte Arzt gibt in seinem Buch eine sehr klare und von Grund aus wissenschaftliche Darstellung seines Spezialgebietes.

Die Sexualpathologie muß sich in unseren Tagen noch durchkämpfen: die Prüderie, die Unaufrichtigkeit, die ganze kleinbürgerliche Verbildung unseres Geistes steht einer wissenschaftlichen Behandlung der Sexualprobleme vor einem größeren Auditorium sehr im Wege. Ganz besonders gilt das für die krankhaften Abweichungen im sexuellen Leben. Auch der sogenannte »gebildete« Mensch ist hier stets geneigt, die Anekdote, nicht den großen Ernst zu sehen. Wie das seinerzeit — und zum Teil auch heute noch — gegenüber den Geisteskrankheiten der Fall gewesen. In Wirklichkeit sind die Probleme der Sexualpathologie von ganz übertragender Bedeutung, und nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die soziale Gemeinschaft. Kein Jurist, kein Richter, kein Sozialpolitiker, kein Lehrer, kein Redakteur darf achtlos an den Problemen der Sexualpathologie vorübergehen, wenn er seinen beruflichen Aufgaben gerecht werden will.

Der vorliegende erste Teil des Buches von Hirschfeld, das vor allem als ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte gedacht ist, behandelt die geschlechtlichen Entwicklungsstörungen: den Geschlechtsdrüsenausfall, den Infantilismus, die Frühreife, die Sexualkrisen, die Onanie und den Automonosexualismus (Marzifismus). Alle diese großen Probleme der Sexualpathologie haben in den letzten Jahren große Förderung erfahren, die einen durch die experimentelle Forschung, die anderen durch die klinische Erfahrung. Hirschfeld berücksichtigt in seinem Buche die neuesten Ergebnisse und teilt auch eine sehr große Anzahl eigener Erfahrungen mit. Von besonderem Wert sind die ausführlichen Berichte über einzelne von Hirschfeld beobachtete Fälle. Diese sachlichen Berichte geben einen tieferen Einblick in die großen Probleme der Sexualpathologie als die eingehendste, aber unpersonliche Beschreibung. Zum Teil handelt es sich um Gutachten, die Hirschfeld aus Anlaß einer strafrechtlichen Verfolgung der betreffenden Patienten abgegeben hatte. Schon allein diese Gutachten machen das Buch von Hirschfeld zu einem bedeutungsvollen Beitrag zur Sexualpathologie. Manche dieser Gutachten sind trotz der ganz sachlichen, ruhigen und abgeklärten Stimmung ihres Verfassers wahre Anklageschriften gegen Lüge, Heuchelei und Beschränktheit.

Wir wünschen dem Buche von Hirschfeld die weiteste Verbreitung in den interessierten Kreisen. Es ist natürlich kein Buch zum »Durchlesen«, sondern ein Lehrbuch und ein Nachschlagebuch, das namentlich in der letzteren Eigenschaft von größtem Nutzen sein wird. Auch ist es kein Buch für unreife Menschen und für die heranwachsende Jugend. Sollte es aber solchen Lesern, für die es nicht bestimmt ist, in die Hände geraten, so werden sie es nicht verstehen — und ein Schaden wird diesen Menschen dann aus dem Buche nicht erwachsen. Oder sie werden es falsch verstehen — und der Schaden wird dann nicht größer sein, als wenn ihnen dieselben Dinge von unverantwortlicher und ungeeigneter Seite erzählt werden.

Mit größtem Interesse müssen wir dem zweiten und dritten Teil des Buches von Hirschfeld entgegensehen.

L i p s i t z .

Notizen.

Auch mit dabei! Seit Kriegsbeginn wird auf der Pyrenäenhalbinsel von England und Frankreich aus eine eifrige Agitation für den Anschluß Spaniens an die Entente getrieben. Eine ganze Reihe liberaler und republikanischer Zeitungen hat sich in den Dienst dieser Agitation gestellt, und außerdem haben die französischen Propagandagesellschaften verschiedene Blätter und »Revistas« gegründet, die mit Eifer das Ziel verfolgen, Spanien in den Strudel des Weltkriegs hineinzuziehen. Vornehmlich sind es katholische Gesellschaften, die sich in den Dienst dieser Kriegshebe gestellt haben, voran das von Monseigneur Baudrillart, dem Direktor der katholischen Universität zu Paris, geleitete »Comité catholique de propagande française à l'Etranger«; doch nehmen auch sogenannte wissenschaftliche Vereinigungen daran teil, wie das zu Forschungszwecken gegründete »Institut français« in Madrid. Jetzt hat sich in Paris eine neue Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, »die gegenseitigen Sympathien zwischen Frankreich und Spanien zu entwickeln«, die »Société des Amis de l'Espagne«. In dem von ihr herausgegebenen Manifest heißt es:

Die Gesellschaft der Freunde Spaniens bezweckt, die französische Meinung aufzuklären (über Spaniens Stellung zur Entente). Sie weiß, wie man in Spanien innerhalb der Gruppen, in die das spanische Volk geteilt ist, über Frankreich und die Verbündeten denkt. Sie kann erklären, daß wir einander vertrauen dürfen. Wir können auf die Freundschaft gewisser Konservativen, beinahe aller Liberalen und solcher, die ein wahrhaft demokratisches Regiment erstreben, sowie der Reformisten, Republikaner und Sozialisten zählen. Von den anderen wünscht freilich die Mehrheit den deutschen Sieg.

Es ist nicht nötig, daß unsere Sympathien sich verirren. Die Gesellschaft der Freunde Spaniens wird nichts versäumen, um Verirrungen zu vermeiden, die uns unheilvoll werden könnten, und sie hofft, daß dank solcher Tätigkeit die Franzosen nicht den Erfolg der gegnerischen Heuchler begünstigen und nicht ungerechten Verleumdungen der treuen und mutigen Freunde Gefolgschaft leisten.

Es ist sicher nichts Besonderes, daß einzelne politische Eliten der kriegsführenden Staaten direkt oder indirekt die politischen Kreise neutraler Länder zu beeinflussen suchen, um diese mit in den Weltkrieg zu zerren. Auch in Deutschland gibt es politische Gruppen, die am liebsten die neutral gebliebenen Länder Europas in den Krieg mit hineinziehen. Das Besondere liegt in diesem Falle nur in den Namen der Personen, die das Manifest unterzeichnet haben. Neben Anatole France, der den Vorsitz führt, und Männern wie Charles Richet, A. Aulard finden wir darunter auch die sozialistischen Abgeordneten Renaudel und Mouffet sowie den Gewerkschaftsführer Jouhaux!

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11

Ausgegeben am 14. Dezember 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Aufgaben des Reichswirtschaftsamts.

Von Paul Umbreit (Berlin).

Die deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitik, früher ein ziemlich bedeutungsloses Anhängsel des Reichsamts des Innern, deren wirkliche Stätte jedoch im preußischen Handelsministerium lag, ist seit der Begründung des Reichswirtschaftsamts zu einer respektablen Größe geworden. Der lange Krieg ist die Ursache dieser Wandlung. Er hat nicht nur die Aufgaben der Reichsgewalt auf den Gebieten der Kriegswirtschaft und Kriegswohlfahrtspflege gewaltig gesteigert, sondern auch die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen und sozialpolitischen Neugestaltung nach Friedensschluß erkennen gelehrt, die einer starken Zentralgewalt ebensowenig, vielleicht sogar noch weniger entbehren kann wie die Kriegswirtschaft. War das Reichsamt des Innern schon vor dem Kriege überlastet, so drohte es unter dem Übermaß von Verwaltungs- und Verwaltungsaufgaben, das der Krieg ihm auferlegte, tatsächlich zusammenzubrechen. Durch Abtrennung der Lebensmittelfürsorge, für die ein besonderes Kriegsernährungsamt geschaffen wurde, kam die erste Teilung zustande. Eine zweite Teilung brachte die Vorbereitung der Übergangswirtschaft, die einem besonderen Reichskommissar übertragen wurde.

Trotzdem blieb das Reichsamt des Innern arbeitsunfähig, so daß schließlich die dritte Teilung die endliche Trennung zwischen Reichsverwaltung und Wirtschafts- und Sozialpolitik brachte. Dem Reichsamt verblieben im wesentlichen das Auswanderungs-, Schul-, Heimat- und Gesundheitswesen, die Seuchenbekämpfung, die Disziplinarbehörden, die Physikalisch-technische Reichsanstalt und die während des Krieges begründeten Verwaltungen der besetzten Gebiete sowie die Entschädigungsbehörden. Dagegen wurden alle wirtschaftlichen, wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Angelegenheiten dem Reichswirtschaftsamt unterstellt, wie zum Beispiel die ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt, die Berufungskammer für Börsenehrengerichtssachen, der Börsenausschuß, die Verteilungsstelle für die Kaliindustrie, das Seeschiffahrtswesen, das Statistische Amt, die Normaleichungskommission, die Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft, das Reichsversicherungsamt, das Aufsichtsamt für Privatversicherung, das Kanalamt sowie die Zentralstelle für Kriegswirtschaft, soweit sie nicht dem Kriegsministerium oder dem Kriegsernährungsamt unterstehen. Nach einer neuerlichen Entscheidung ist ihm auch noch das Reichskommissariat für Übergangswirtschaft unterstellt worden, so daß sein Arbeitsbereich nahezu abgeschlossen erscheint.

Im Reichswirtschaftsamt sind zwei Abteilungen eingerichtet worden, deren eine die Handels- und Wirtschaftspolitik, die andere die Sozialpolitik umfaßt. Zur Leitung des Reichswirtschaftsamts war der

frühere Oberbürgermeister Dr. Sch w a n d e r von Straßburg berufen worden, der sein Amt leider nach drei Monaten aus Rücksicht auf seine Gesundheit, die den Widerständen in Berlin und anderswo in Preußen nicht gewachsen war, wieder verließ. Sein Nachfolger, Freiherr v. S t e i n, ist weder als Sozialpolitiker noch als Wirtschaftsmann hervorgetreten. Er hat unter Delbrück die Kriegsernährung mit wenig Glück geleitet und die Hochspannung des Mißtrauens nicht verhüten können, die zur Begründung des Kriegsernährungsamts führte. Die Hoffnung ist daher wenig fundiert, daß er den Anforderungen des Doppelamts in der kommenden Periode des wirtschaftlichen Übergangs und der sozialpolitischen Neuorientierung gewachsen ist und den Wogen zwischen Privatwirtschaft und Staatswirtschaft standzuhalten vermag. Und doch bedarf es einer starken Persönlichkeit auf diesem Posten, denn die Wirtschafts- und Sozialpolitik steht im Mittelpunkt des gewaltigen Ringens um das neue Deutschland, das nach diesem Kriege entstehen soll. Es ist eine Kraft nötig, deren Können dem Willen nicht nachsteht. Es gilt, Deutschland zunächst aus der Kriegswirtschaft in die Übergangswirtschaft zu überführen, aus dem Bereich der Arbeit für die Heeresverwaltung in das der Massenerzeugung für den Privatbedarf, aus der Periode des Milliardenverbrauchs in eine solche der Milliardendeckung, aus der Kontinental- und Seesperre in den freien Weltverkehr.

In dieser Übergangszeit müssen zugleich die Grundlagen für die künftige Friedenswirtschaft gelegt, müssen die Handelsverträge mit aller Welt abgeschlossen, die Handelsbeziehungen wiederhergestellt, Ersatz für die verlorenen Absatzgebiete geschaffen, das Verkehrswesen zu Land und zu Wasser auf die alte Höhe gebracht und ausgebaut, die entwertete Valuta gehoben, die Rohstoff- und Lebensmittelversorgung gesichert und die Ausfuhr gesteigert werden. Die Wiederer neuerung der deutschen Volkswirtschaft wird eine Periode der höchsten Anspannung aller Kräfte, der größten Sparsamkeit auf wirtschaftlichem Gebiet, des schärfsten Wettbewerbs auf dem Weltmarkt werden.

Aber auch an die Sozialpolitik werden Höchstanforderungen gestellt werden. Der Krieg läßt namenloses Elend zurück — der Hinterbliebenen Gefallener und an Krankheit Verstorbenen, der Kriegsbeschädigten, der aus Erwerb und Arbeit Gestoßenen, der moralisch Gesunkenen. Riesenhaft erhebt sich die sogenannte soziale Frage, durch den Krieg verschärft, unausweichlich eine Lösung fordernd. Zudem erzeugt die Not der Übergangswirtschaft neue Probleme: Erwerbs- und Erwerbslosenfürsorge, Wohnungsfürsorge, Lebensmittelfürsorge, Bekleidungsfürsorge usw., die keinen Aufschub vertragen. Und schon stellen sich als weitere Aufgaben der Sozialpolitik ein: die Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten, die die Übergangswirtschaft mit schweren Störungen bedrohen, der Schutz der durch Waffendienst und Kriegswirtschaft abgerackerten, erholungsbedürftigen Arbeitskräfte, der Mutterchutz, die Arbeitslosenversicherung und der ganze Komplex jener arbeitsrechtlichen und sozialpolitischen Neugestaltungen, den die Reichsregierung während des Krieges unter der Devise der Neuorientierung unter ihre Schuldverpflichtungen aufgenommen hat. Daß die Arbeiterklasse nicht zögern wird, an die Einlösung dieser Verpflichtungen zu mahnen, beweist das soeben von der Vorstandskonferenz der freien Gewerkschaften beschlossene Programm sozialpolitischer Forderungen, die das gesamte Gebiet der sozialen Arbeiterpolitik, Sozial- und Wirtschaftspolitik umfassen.

Eine Riesenarbeit ist es, die das Reichswirtschaftsamt zu leisten haben wird. Sie erinnert an die stürmische Schaffung der Handels-, Gewerbe- und Rechtsschutzgesetzgebung, die von der Gründung des Norddeutschen Bundes an bis nach der Gründung des Deutschen Reiches zustande gekommen ist. Wie damals, so muß auch jetzt in wenigen Jahren ein Neubau des Rechts der Reichswirtschaft gezimmert werden, und dieser Neubau muß nach zwei Seiten hin den Bedürfnissen der künftigen Volkswirtschaft angepaßt sein. Er muß in seinem Aufbau mehr staatswirtschaftlich oder vielmehr g e m e i n w i r t s c h a f t l i c h gerichtet sein, denn das Reich bedarf um seiner Sicherheit willen der Leitung und um seiner wirtschaftlichen Wiederherstellung willen des Schutzes gegenüber den übermächtigen privatwirtschaftlichen Kartellen und Monopolen. Und er muß ferner in seinem Innern sozialpolitisch gegliedert sein, denn die Arbeiter und Angestellten wollen nicht länger bloßes Wirtschaftsobjekt sein, sondern teilhaben an der Gestaltung und Verwaltung der Volkswirtschaft.

Es ist angesichts der großen Aufgaben, die auch nach der Teilung des Reichsamts des Innern noch dem Reichswirtschaftsamt verbleiben, eine abermalige Teilung dieses Amtes durch Abtrennung eines besonderen R e i c h s a r b e i t s a m t s für sozialpolitische Aufgaben befürwortet worden. Wir möchten einer solchen Trennung ganz entschieden widerstehen, sowohl aus wirtschaftspolitischen wie aus sozialpolitischen Gründen. Die Teilung wurde von zwei Seiten, zumeist aus politischen Rücksichten, gewünscht. Von rechtsstehenden Kreisen erstrebte man eine Scheidung zwischen Wirtschaftswirtschaft und Sozialpolitik, um die Leitung der ersteren einschließlich der Übergangswirtschaft einem der Großindustrie besonders genehmen Staatsmann zu übertragen, der, von sozialpolitischer Rücksichtnahme völlig unbeschwert, die künftige Zoll- und Handelspolitik und vor allem die Übergangswirtschaft sowie die Monopolgesetzgebung nach den Wünschen der kartellierten Großindustrie gestalten könnte. Herrn Dr. Helfferichs Name wurde in besonders auffälliger Weise mit der Leitung eines solchen besonderen Reichswirtschaftsamts in Verbindung gebracht.

Andererseits fand der Plan einer solchen Trennung auch Vertreter in der Sozialdemokratie, die dadurch um so eher die Erfüllung eines alten Wunsches, die Errichtung eines R e i c h s a r b e i t s a m t s, erhofften. Es fand sich indes für eine solche Trennung keine Mehrheit, und das war gut. Denn sie liegt durchaus nicht im Interesse der Arbeiterklasse. Auch wenn man zunächst die Personenfrage völlig aus dem Spiel läßt, müssen Wirtschaftswirtschafts- und Sozialpolitik in e i n e m Ressort vereinigt bleiben. Eine Wirtschaftspolitik ohne Sozialpolitik ist für uns ebenso nachteilig, als eine Sozialpolitik ohne Zusammenhang mit der Wirtschaftspolitik. Die erstere würde wahrscheinlich eine Interessenpolitik des Unternehmertums werden, in der sich der Einfluß des Großkapitals, der Kartelle und Privatmonopole auf Jahrzehnte hinaus verankern würde; die letztere würde zur bloßen Arbeiterwohlfahrtspflege herabgedrückt werden, ohne die Forderungen der Arbeiterklasse nach Rechten zu befriedigen. Zunächst bedarf es wohl kaum der Feststellung, daß das Interesse der Arbeiterklasse an der Wirtschaftspolitik dem sozialpolitischen Interesse keineswegs nachsteht. Im Gegenteil, je größer und einflußreicher die Gewerkschaften werden und diesen Einfluß durch Tarifverträge in der unmittelbaren Regelung der Arbeiterverhältnisse durchsetzen,

desto mehr trifft die praktische Bedeutung gewisser Zweige der Sozialpolitik zurück. Der Arbeiterschutß, schon seither durch die Tarifvereinbarungen weit überholt, verliert an Interesse gegenüber dem Gewerkschafts- und Tarifrecht. Aus den Schülern der Gesetzgebungen werden durch die Kraft der Organisationen selbstbewußte Staatsbürgergruppen, die die Wahrung ihrer Rechte oft lieber und mit größerem Erfolg in die eigene Hand nehmen, als daß sie auf die Gesetzgebung warteten.

In gleichem Maße wächst jedoch ihr Interesse an der Wirtschaftspolitik, um die sie sich früher recht wenig bekümmerten und die sie den Unternehmern überließen. Der Weltkrieg hat ganz besonders dazu beigetragen, der deutschen Arbeiterschaft ihre Abhängigkeit von der Gestaltung der Wirtschaftsverhältnisse zur Erkenntnis zu bringen. Die Gefahr der Abschneidung von der Rohstoffzufuhr, die Unterbindung der Ausfuhr, der mögliche Verlust wichtiger deutscher Rohstoffherzeugungsgebiete, die Androhung eines Wirtschaftskriegs gegen die Mittelmächte, das sind Fragen, deren Bedeutung unsere Arbeiterschaft am eigenen Lebensinteresse ermessen gelernt hat. Schon aus diesem Grunde war die Landesverteidigung für sie eine Lebensfrage, und unter diesem Gesichtswinkel nimmt sie tätigen Anteil an der Gestaltung der kommenden Friedensverträge. Die Forderungen, die die deutschen Gewerkschaften auf der Internationalen Gewerkschaftskonferenz zu Bern für die Friedensverträge aufgestellt haben, stellen die internationalen Regeln für die Behandlung der Arbeitskraft als Ware an die Spitze, dann folgen erst die sozialpolitischen Forderungen. In den Forderungen für die Übergangswirtschaft, die alle deutschen Gewerkschafts- und Angestelltengruppen eingereicht haben, treten die wirtschaftlichen Gesichtspunkte ebenfalls in die erste Reihe, die sozialpolitischen treten erst ergänzend hinzu. Als große Hauptaufgabe erscheint die möglichst rasche und sichere Wiederherstellung des Wirtschaftslebens, die Durchführung der Organisation, die Schaffung von Erwerb und Beschäftigung; wo diese versagt, hat die Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege einzugreifen. Gewiß wird diese letztere dadurch nicht zur Nebensache, aber gerade die Übergangswirtschaft beweist, daß eine Trennung zwischen Wirtschafts- und Sozialpolitik unzulässig, ja geradezu unmöglich ist. Die Wirtschaftsorganisation muß sozialpolitisch geleitet, die Wohlfahrtsfürsorge volkswirtschaftlich gerichtet sein, sonst ergibt sich eine durch Armenunterstützung vervollständigte Unternehmerfürsorge.

Ebenso wenig lassen sich bei der Einführung der Monopolgesetzgebung, die aus steuerlichen Gründen unvermeidlich werden dürfte, die volkswirtschaftlichen von den sozialpolitischen Interessen trennen. Die Forderungen der Gewerkschaften und Angestelltenverbände legen auf die einen mindestens soviel Gewicht als auf die anderen. Sie verlangen nicht bloß, daß die Staats- und Monopolbetriebe den sanitären Anforderungen entsprechend eingerichtet sind, daß die Arbeiterschutzbestimmungen und die Arbeiterversicherung durchgeführt werden und daß die Arbeitsverhältnisse mit den zuständigen Gewerkschaften tariflich geregelt werden, sondern sie fordern auch eine Vertretung der Arbeiter und Angestellten in der Leitung dieser Betriebe und einen Beirat von gewählten Vertretern der Arbeiter- und Angestelltenchaft bei dem als Zentralstelle für Staats- und Monopolbetriebe gedachten Reichswirtschaftsamt mit dem Rechte der Nachprüfung und der

Berichterstattung über die Grundsätze der Quotifizierung der Produktion, der Regelung der Preise, der Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und der Verteilung der Gewinne. Der Schutz der Verbraucher ist überhaupt neben dem Schutze der Arbeiter und Angestellten der leitende Faden in diesen Monopolforderungen.

Die Arbeiterschaft weiß ganz genau, was ihr von Seiten einer monopolistischen Ara droht, gleichviel, ob es sich um Staats- oder Privatmonopole oder um Abstufungen, beziehungsweise Zwischenstufen beider handelt, und deshalb sucht sie rechtzeitig auf die Gestaltung der Grundsätze der Monopolpolitik Einfluß zu gewinnen. Bei einer Scheidung der Wirtschafts- und Sozialpolitik würden aber die Monopol- und Staatswirtschaftsangelegenheiten höchstwahrscheinlich einseitig vom Reichswirtschaftsamte behandelt und der Einfluß des Reichsarbeitsamtes auf sie vermutlich lahmgelegt werden. Bleiben beide Verwaltungszweige aber im selben Ressort vereinigt, so ist eine sozialpolitische Durchdringung der Monopolgesetzgebung möglich, wodurch sie allerdings den Unternehmern noch mehr verleidet werden dürfte. Ist doch deren heißestes Bemühen schon lange darauf gerichtet, bei der kommenden Monopolgesetzgebung die privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen und jeden sogenannten staatssozialistischen Einfluß zu bekämpfen. Die kramphafte Schilderhebung Helfferichs ist gerade von diesem Interessentenkreis gestützt worden, und der Rücktritt Dr. Schwanders wurde ebenfalls mit Widerständen aus jener Richtung in Verbindung gebracht. Um so mehr hat die Arbeiterklasse allen Anlaß, den Zusammenhang zwischen Wirtschafts- und Sozialpolitik zu wahren und die letztere nicht isolieren und mit den Brosamen einer kapitalistischen Wirtschaftspolitik abspülen zu lassen.

Was ferner die vielerörterte Neuorientierung betrifft, die die Arbeiterklasse erwartet, so beschränkt sich diese keineswegs bloß auf sozialpolitische Forderungen, sondern auch, und zwar nicht zuletzt, auf solche der Wirtschaftspolitik. An der Spitze des Arbeiterprogramms der Gewerkschaften stehen die Forderungen der Schaffung einer sozialpolitischen Verwaltungsorganisation und einer Arbeitervertretung. Beide Forderungen gelten auch der Vertretung der Wirtschaftsinteressen der Arbeiterklasse. Das Reichsarbeitsministerium soll auch die Übergangswirtschaft, die Handels- und Wirtschaftspolitik, die öffentlichen Arbeiten, die Staats- und Monopolbetriebe umfassen und auf diese Weise der Zusammenhang der Arbeiterfragen mit der öffentlichen und privaten Wirtschaft gewahrt bleiben. Das Reichsarbeitsamt ist dabei neben dem Reichswirtschaftsamte, dem Reichsversicherungsamte, dem Reichsstatistischen Amte, der Zentralstelle aller Arbeitsnachweise, dem Reichseinigungsamte, dem Reichswohnungsamte, dem Reichsschulamte usw. als Zentralstelle für alle Fragen des Arbeiterschutzes und des Arbeitsrechts gedacht. Die Arbeitsämter haben ebenso wirtschaftliche und statistische wie sozialpolitische Aufgaben. Den Arbeitskammern sind nicht minder auf dem Gebiete wirtschaftlicher wie sozialpolitischer Interessenvertretung und Selbstverwaltung weitgehende Befugnisse zugebacht. Dasselbe gilt für die Arbeitsräte in Stadt und Land und für die Arbeiterausschüsse in den Betrieben. In allen diesen Verwaltungen und Vertretungen spiegelt sich die gleiche Verschmelzung wirtschaftlicher, wirtschaftspolitischer und sozialpolitischer Ziele wider, wie sie sich in den Gewerkschaften ausdrücken, diesen organisatorischen Kraftzentren der Arbeiterklasse, die alles in einem sind: Wirtschaftsver-

bände und sozialpolitische Interessenvertretungen. So wenig diese eine Spaltung in der Vertretung dieser Ziele gutheißen könnten, so wenig kann ihnen eine solche Trennung dieser Aufgaben in der Gesetzgebung und Verwaltung als ratsam und förderlich erscheinen. Sie würde nur neue Widerstände schaffen, anstatt die Durchsetzung der Arbeiterforderungen zu erleichtern.

Übrigens war auch die alte sozialdemokratische Forderung eines Reichsarbeitsamts nicht nur als sozialpolitische Behörde gedacht, sondern dessen Befugnisse sollten recht weit in das Gebiet wirtschaftlicher Arbeiterpolitik hinüberreichen. Ebenso sollten die Arbeitskammern nach dem alten sozialdemokratischen Entwurf von 1890 die Arbeitsämter in allen das wirtschaftliche Leben ihres Bezirks berührenden Fragen mit Rat und Tat unterstützen. Sie sollten insbesondere Untersuchungen über die Wirkung von Handels- und Schiffahrtsverträgen, Zöllen, Steuern, Abgaben, über Lohnhöhe, Lebensmittel- und Mietpreise, Konkurrenzverhältnisse, Fortbildungsschulen und gewerbliche Anstalten, Modell- und Muster-sammlungen usw. veranstalten. Schon aus diesen Aufgaben ergibt sich, wie notwendig unserer Partei vor fast drei Jahrzehnten die Zusammenfassung von Wirtschafts- und Sozialpolitik unter dem Gesichtspunkt der gesamten Arbeiterinteressenvertretung erschien.

In dem vorerwähnten gewerkschaftlichen Arbeiterprogramm werden übrigens auch die besonderen Forderungen für die Handels- und Wirtschaftspolitik, das Genossenschaftswesen, die Staats- und Monopolwirtschaft, die Volksernährung und die Wohnungsfürsorge zur Vertretung gebracht und damit eine große Reihe von Wirtschaftsfragen angeschnitten, die das große Interesse der Arbeiterschaft an der künftigen Gestaltung dieser Zweige unseres öffentlichen Lebens bekunden. Die Arbeiterschaft fühlt sich stark genug, am wirtschaftlichen Ausbau des Reiches mitzuarbeiten; sie will nicht nur Objekt der schützenden Sozialgesetzgebung sein, sondern in die Reihe der subjektiven Wirtschaftsfaktoren eintreten, von deren tatkräftigem Handeln die künftige Entwicklung abhängig ist. Deutsche Arbeit und deutsche Organisationskraft waren vor dem Kriege nur stille Teilhaber des deutschen Wirtschaftsaufschwungs, nach dem Kriege wollen sie sich nicht mit solchem Dasein begnügen, sondern dem Unternehmertum als Wirtschaftsmacht gleichberechtigt zur Seite treten. Sie beanspruchen den Platz, der ihnen gebührt.

In diesem Streben kann es der Arbeiterklasse nicht gleichgültig sein, wie die Verwaltung des Reiches organisiert ist. Die Abzweigung der Handels- und Wirtschaftspolitik würde diese voraussichtlich auf lange Zeit zu einer Domäne des privatwirtschaftlich gerichteten, kartellierten Großunternehmertums machen und damit dem Wirken der Gewerkschaften mannigfache Widerstände bereiten. Die dauernde Vereinigung von Wirtschafts- und Sozialpolitik unter gleicher Leitung würde die Wirtschaftspolitik dagegen unter den Einfluß der Sozialpolitik stellen und damit zugleich den Zugang sozialpolitischer Kräfte zu ersterer offenhalten. Sie würde aber auch die Sozialpolitik auf den Boden realer Wirtschaftsentwicklung basieren und den Übergang zum modernen Arbeitsrecht auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Arbeiter und Angestellten mit den Arbeitgebern und der konstitutionellen Regelung der Betriebsverhältnisse beschleunigen. Wer also etwas weiter in die Zukunft blickt und der Arbeiterklasse nicht durch eine kurz-

sichtige Augenblickspolitik den Aufstieg erschweren will, der trete entschlossen für die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik ein. Ob man diese Einheit als Reichswirtschaftsamt oder als Reichsarbeitsamt oder als Arbeitsministerium bezeichnen will, das tut, von der größeren Selbstständigkeit eines Reichsministers gegenüber einem Staatssekretär abgesehen, nichts zur Sache. Der Hauptwert liegt in der gemeinsamen Jurisdiktion, in der Anteilbarkeit dieses künftig für uns so überaus wichtigen Wirkungsbereichs.

Die Reform des preußischen Wahlrechts.

Von Paul Hirsch.

(Schluß.)

III.

Bei der von ihr vorgeschlagenen Reform des Herrenhauses geht die Regierung ganz willkürlich zu Werke. Als wichtigste Faktoren der Entwicklung Preußens betrachtet sie vor allem den altangeseßenen Großgrundbesitz, die Industrie, der neben dem Grundbesitz ein rechtlich gewährleisteter Platz eingeräumt werden soll, den Handel, dessen führende Männer Weltruf gewonnen haben, den Handwerkerstand, der sich in hartem Kampfe mit der fortschreitenden Industrialisierung des Gewerbes in seiner Bedeutung behauptet hat, die Selbstverwaltung in Stadt und Land, die Universitäten und die Kirche.

Daneben will sie aber auch in Anknüpfung an das »geschichtlich Gewordene und Bewährte« im neuen Herrenhaus dem Prinzip der erblichen Berechtigung Geltung gewähren. Außer der Aufrechterhaltung der Möglichkeit, die Prinzen des Hohenzollernschen Hauses zu Mitgliedern des Herrenhauses zu berufen, soll eine auf Präsentation beruhende Vertretung der bisherigen erblichen Mitglieder in das neue Haus hinübergeleitet werden, nur soll mit Rücksicht auf die Gesamtzahl der künftigen Mitglieder des Hauses die Zahl der erblich berechtigten Mitglieder eingeschränkt werden. Die verschiedenen Gruppen der zurzeit erblich berechtigten Mitglieder sollen je als ein gesonderter Wahlkörper zusammengefaßt werden, der, mit dem gleichen Maße von Rechten wie die Selbstverwaltungskörper und Berufsverbände ausgestattet, Vertreter auf Grund des Vertrauens der Standesgenossen zu präsentieren hat. Da die durch ausgedehnten Familienbesitz ausgezeichneten Geschlechter, denen das Recht zur Präsentation eines Familienmitglieds verliehen ist, nach Ansicht der Regierung den individuell erbberechtigten Besitzern von Familiengütern in gewisser Hinsicht gleichstehen, ist eine Vereinigung der Vertreter dieser präsentationsberechtigten Geschlechter mit den individuell erbberechtigten Familiengutsbesitzern vorgeschlagen. »In solcher beschränkten Aufrechterhaltung bewährter Überlieferungen kommt die Bewertung zum Ausdruck, die der preußische Staat denjenigen alten grundgeseßenen Geschlechtern zuteil werden läßt, die an seiner geschichtlichen Entwicklung kulturell, politisch und militärisch so großen Anteil genommen haben, daß ihre fernere Vertretung im Herrenhaus dadurch ihre besondere Begründung erfährt.«

Gleichartige Erwägungen haben dazu geführt, auch dem altangeseßenen größeren Grundbesitz weiterhin eine selbständige Vertretung im Herrenhaus zu gewähren. Den bedeutenderen preußischen Städten soll wie bisher, so auch in

Zukunft eine besondere Vertretung zuteil werden, doch soll das Präsentationsrecht nicht in der Form der dauernden Verleihung an einzelne bestimmte Städte aufrechterhalten bleiben, vielmehr sollen die Leiter der betreffenden Stadtgemeinden ihre Vertreter künftig selbst aus ihrer Mitte präsentieren. Daneben sollen die Provinziallandtage eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern präsentieren, und zwar gesondert in städtischen und ländlichen Abteilungen. Für Landwirtschaft, Handel, Industrie und Handwerk erblickt die Regierung in den Berufskammern die gegebenen Präsentationskörper. Nach wie vor soll es dem König gestattet sein, Mitglieder aus eigenem Vertrauen in das Haus zu berufen, doch wird deren Zahl, die bisher unbeschränkt war, auf 150 begrenzt.

Wird die Vorlage in dieser Form Gesetz, so werden dem Herrenhaus angehören:

A. Auf Präsentation:

	Zahl der Mitglieder
1. auf Lebenszeit	
a. Vertreter der ehemals Reichsunmittelbaren	10
b. Vertreter der Fürsten, Grafen und Herren	24
c. Vertreter der sonstigen bisher erblich berechtigten Mitglieder und der bevorrechteten Geschlechter	26
2. auf die Dauer des Amtes oder des Besitzes oder der leitenden Stellung	
a. Bürgermeister	36
b. Vertreter des alten Grundbesitzes (d. i. solcher ländlichen Grundstücke, die einen Umfang von mindestens einhundert Hektar haben und die sich zur Zeit der Präsentation bereits fünfzig Jahre im Besitz einer und derselben Familie befinden, für die Dauer der Besitzzeit)	36
c. Vertreter großer Unternehmungen von Handel und Industrie	36
3. auf zwölf Jahre	
a. Vertreter der Selbstverwaltung (Stadt 36, Land 36, Berlin 3, Hohenzollern 1)	76
b. Vertreter der großen Berufsstände (Landwirtschaft 36, Handel und Industrie 36, Handwerk 12)	84
c. Vertreter von Wissenschaft und Kirche (Hochschulen 16, Kirche 16)	32
B. Ohne Präsentation sollen dem Herrenhaus auf Lebenszeit kraft besonderen königlichen Vertrauens angehören höchstens	150
Höchste Gesamtmitgliedernzahl 510	

Zweiterlei fällt an dieser Zusammensetzung besonders in die Augen, auf der einen Seite die fünf fache Berücksichtigung der Landwirtschaft erstens mit 24 Sitzen durch die Fürsten, Grafen und Herren, zweitens mit 26 Sitzen durch die sonstigen bisher erblich berechtigten Mitglieder und die bevorzugten Geschlechter, drittens mit 36 Mitgliedern aus dem alten Großgrundbesitz, viertens mit 36 Sitzen aus der ländlichen Selbstverwaltung, fünftens mit 36 Sitzen aus der Landwirtschaftskammer.

Auf der anderen Seite fehlen völlig die freien Berufe (Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler, Schriftsteller usw.) und — last not least — die Arbeiter. Unter 510 Mitgliedern einer gesetzgebenden Körperschaft auch nicht ein einziger Arbeiter! Unverständlich ist es, wie man da noch von einer Modernisierung des Herrenhauses reden kann. Der Umstand, daß wir noch immer keine Arbeiterkammern haben, kann doch wahrlich einen Grund für diese Brücklerung einer Klasse, die an Bedeutung den übrigen Klassen nicht

nachsteht und deren Reife von der Regierung unumwunden anerkannt wird, nicht abgeben. Bei gutem Willen hätte sich hier mit Leichtigkeit ein Ausweg finden lassen, man hätte einfach bis zum Erlaß eines Arbeitskammergesetzes die Arbeitnehmerbeisitzer in den Versicherungsämtern zu Präsentationskörpern machen können. Nicht als ob wir der Vertretung der Arbeiterklasse im Herrenhaus eine übertriebene Bedeutung beimessen! Dazu sind wir schon deshalb nicht imstande, weil wir als grundsätzliche Anhänger des Einkammersystems die völlige Beseitigung aller Oberhäuser fordern, aber solange diese Forderung keine Aussicht auf Annahme hat, müssen wir im Interesse der Gerechtigkeit eine der Zahl und der Bedeutung der Arbeiterklasse entsprechende Vertretung unter gleichzeitiger Zurückdrängung des Einflusses der übrigen Klassen, vor allem der Landwirtschaft, auf das ihnen nach ihrer Zahl und Bedeutung zukommende Maß verlangen.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns auf eine Kritik der Tätigkeit des Herrenhauses während seines mehr als sechzigjährigen Bestehens einlassen. Nur so viel sei gesagt, daß wir dem Urteil der Regierung, daß es die ihm verfassungsmäßig übertragenen Aufgaben mit vollem Erfolg zum Wohle unseres Staates und unseres Volkes erfüllt hat, auch nicht bedingt beipflichten können. Es gibt Urteile über das Herrenhaus, die wesentlich anders laufen, es sei nur an das geradezu vernichtende Urteil eines Heinrich v. Treitschke erinnert, der schon 1872 zu dem Schlusse kam, daß die Fortdauer des Herrenhauses den festen folgerechten Gang der Gesetzgebung gefährdet und die konservative Gesinnung in der Nation erschüttert. In der Tat hat das Preussische Herrenhaus sich mehr als einmal als ein hemmender Faktor in der Gesetzgebung erwiesen und in der rücksichtslosesten Weise die Interessen der Gesamtheit mit Füßen getreten.

Ähnlich wie der Umfang des Finanzprivilegs der Zweiten Kammern in Baden, Württemberg und Hessen aus Anlaß der Wahlreform Einschränkungen erlitten hat, weil die Oberhäuser die Erweiterung des Wahlrechts der Volkskammern von der Ausdehnung des Budgetrechts der Ersten Kammern abhängig machten, beabsichtigt nun auch die preussische Regierung, die Rechte des Herrenhauses wesentlich zu erweitern. Sie schlägt deshalb in einem dritten Gesetzentwurf die **Ä b ä n d e r u n g e n e i n i g e r A r t i k e l d e r V e r f a s s u n g s u r k u n d e** vor. Erstens soll die Bestimmung des Artikels 62, wonach das Herrenhaus den Etat nur im ganzen annehmen oder ablehnen kann, den Zusatz erhalten:

»Wenn jedoch die Zweite Kammer gegen den Widerspruch der Staatsregierung einen Ausgabenposten, der bisher unter den ordentlichen Ausgaben im Staatshaushaltetat enthalten war, entweder überhaupt nicht oder nicht in der zuletzt vorgesehenen oder nicht in der von der Regierung neu vorgeschlagenen geringeren Summe bewilligt, so hat die Erste Kammer über diesen Posten vor der Abstimmung über den Gesamthaushalt vorweg Beschluß zu fassen. Tritt die Erste Kammer dem Beschluß der Zweiten nicht bei, so hat diese nach vorausgegangener Beratung in einem aus Mitgliedern beider Kammern gebildeten Verständigungsausschuß über den Posten erneut zu beschließen. Erst nach dieser endgültigen Beschlußfassung findet die Abstimmung der Ersten Kammer über den Gesamthaushalt statt.«

Zweitens soll ein weiterer Absatz geschaffen werden, wonach Ausgaben, die im Entwurf nicht vorgesehen sind, von der Zweiten Kammer ohne Zu-

stimmung der Staatsregierung in den Staatshaushaltetat ebensowenig eingesetzt werden dürfen wie Erhöhungen von Ausgabeposten über den Betrag der von der Regierung vorgeschlagenen Summe hinaus.

Die mit diesen Änderungen beabsichtigte Erweiterung der Rechte des Herrenhauses muß naturgemäß die Bedeutung des Abgeordnetenhauses schwächen, und sie muß deshalb den grundsätzlichen Gegnern des Zweikammersystems die Zustimmung zur Reform erschweren.

Noch mehr gilt das von dem dritten Vorschlag der Regierung, der den Artikel 99 der Verfassungsurkunde einen neuen Absatz hinzugesetzt wissen will. Nach Artikel 99 müssen alle Einnahmen und Ausgaben des Staates für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltetat gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt. Hier beantragt die Regierung, neu einzufügen:

»Wenn bis zum Schlusse eines Rechnungsjahres der Staatshaushaltetat für das folgende Jahr nicht zustande kommt, ist die Staatsregierung ermächtigt, bis zu seinem Inkrafttreten alle Ausgaben zu leisten, die zur Erhaltung gesetzlich bestehender Einrichtungen oder zur Durchführung gesetzlich beschlossener Maßnahmen erforderlich sind, ferner die rechtlich begründeten Verpflichtungen des Staates zu erfüllen und endlich Bauten und Beschaffungen fortzusetzen, für die durch den Staatshaushalt eines Vorjahres bereits Bewilligungen stattgefunden haben, sowie unter der gleichen Voraussetzung Beihilfen zu Bauten und Beschaffungen weiterzugewähren.«

Eine solche Änderung der Verfassung gibt zu den schwersten Bedenken Anlaß. Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine Beeinträchtigung des Budgetrechts, des höchsten politischen Rechts eines jeden Parlaments, und erinnert lebhaft an den berühmten § 14 der österreichischen Verfassung, der es dort der Regierung ermöglicht, auch gegen den Willen des Parlaments die Geschäfte weiterzuführen. Daß eine solche Bestimmung nicht nur für die Sozialdemokraten, sondern für jeden, der es ernst mit dem Ausbau unseres Verfassungslebens meint, unannehmbar ist, darüber dürften Meinungsverschiedenheiten nicht bestehen.

Von den drei Gesetzentwürfen ist für uns Sozialdemokraten der bedeutendste der über die Wahlen zum Hause der Abgeordneten. Hinter seiner Bedeutung tritt die der beiden anderen völlig zurück, denn das ist die dringendste Reform; sie duldet keinen Aufschub. Die Regierung hätte deshalb besser getan, sie hätte auf die Einbringung der beiden anderen Vorlagen verzichtet. Ob sie den Konservativen und ihrem Anhang die eigentliche Wahlreform dadurch schmackhafter macht, ist, nach den Wutausbrüchen der konservativen Presse zu urteilen, zum mindesten zweifelhaft. Sicher ist aber das eine, daß sie dadurch selbst die Möglichkeit für Verschleppungsmanöver aller Art geschaffen und das Zustandekommen der Reform hinausgeschoben hat. Dazu kommt, daß, wenn auch die Regierung selbst die drei Gesetzentwürfe nicht miteinander verquickt hat, es für die Wahlrechtsgegner doch ein leichtes ist, sie durch ein Mantelgesetz zu einem einheitlichen Werk zu gestalten und dadurch für ihre reformfeindlichen Pläne Hilfsgruppen aus dem gegnerischen Lager zu gewinnen, mit deren Unterstützung sie dann die ganze Reform zu Falle bringen könnte. Ob eine solche Gefahr in greifbare Nähe rückt, darüber läßt sich heute ebensowenig urteilen, wie sich über das Schicksal

der Vorlage auch nur andeutungsweise etwas sagen läßt. Noch ist die Zukunft in völliges Dunkel gehüllt. Wenn man sich die Wahlrechtsdebatten vom Jahre 1910 vergegenwärtigt und sich die Stellung der Parteien des Abgeordnetenhauses zur Wahlrechtsfrage während des Krieges ins Gedächtnis ruft, dann wird man die Ausichten nicht gerade als rosig bezeichnen können. Ohne harten Kampf wird es nicht abgehen, aber der Charakter des Kampfes ist nicht der der früheren Wahlrechtskämpfe, bei denen die Linke ihre Front in erster Linie gegen die Regierung zu richten hatte, sondern der Kampf wird sich in der Hauptsache abspielen zwischen der Regierung und der äußersten Rechten, und diese veränderte Frontstellung wird auch die Linke zu einer veränderten Taktik nötigen.

Spaltungen in der Sozialdemokratie.

Von Wilhelm Bloß.

I.

Zu den Grundbedingungen einer gedeihlichen Fortentwicklung der sozialdemokratischen Partei gehört ihre Einheit und Geschlossenheit. Wenn ihre Geschichte dennoch eine Reihe schwerer innerer Kämpfe und auch Spaltungen aufweist, so ist dies leicht aus dem Wesen der sozialen Bewegung unserer Zeit zu begreifen. Zwar ist das Wort des alten Philosophen: »Alles ist in stetem Fluß« schon beinahe trivial geworden; aber es trifft nirgends besser zu als im kapitalistischen Zeitalter, das aus einer Reihe ineinander übergehender sozialökonomischer Umwälzungen besteht. Wenn die Sozialdemokratie auf der Höhe der Zeit bleiben will, muß sie sich diesen Veränderungen anpassen. Verschiedene ihrer Vorkämpfer haben denn auch ausgesprochen, daß es ihr Stolz sei, die geschichtliche Bewegung zu begreifen und ihre Notwendigkeiten einzusehen. Das glänzendste Beispiel solcher Einsicht haben Marx und Engels gegeben, als sie nach 1848 im Widerspruch zu anderen Sozialisten die Versuche zur Fortsetzung der Revolution verwarfen. Diese, sagten sie, sei aus einer ökonomischen Krise hervorgegangen; da aber nach der Revolution eine Periode der Prosperität eingetreten sei, müßten alle Versuche der Fortsetzung der Revolution mißlingen. Und sie behielten recht.

Aber es gibt unter den sozialistischen Theoretikern verschiedene, die es nicht vermocht haben, sich zu dieser Einsicht hinaufzuarbeiten. Wie einst Friedrich Wilhelm I. seine Souveränität als »Rocher de bronze«, so wollen sie ihre Dogmen mitten im Flusse der Ereignisse als unwandelbar »stabilisieren«. Zwar vermögen ihre Dogmen sich meist nicht so lange zu behaupten als die Souveränität jenes Preußenkönigs; immerhin entspringt aus solchem Widerspruch ein großer Teil der inneren Parteistreitigkeiten. Der Kampf um »Prinzip« und »Taktik« zieht sich durch die ganze Parteigeschichte. Von dem Verständnis für die sozialökonomischen Umwälzungen hängt die Zukunft der Partei ab.

Der heutige Stand der Dinge erfordert von der Partei gebieterisch eine positive Politik. Die Notwendigkeit einer solchen war so stark, daß selbst die Elemente, die auf dem Dogma der Negation beharren, am 4. August die positive Politik der Reichstagsfraktion mitzumachen sich gezwungen sahen. Erst später fielen sie davon ab. Dazu kam eine neue Erschei-

nung in der Sozialdemokratie. Zum ersten Male wurde die Pflicht der Minderheit, sich der Mehrheit zu fügen, in größerem Maßstab bestritten und verlegt. So kam es in der großen sozialdemokratischen Partei zur Spaltung, und es bildeten sich die neue Gruppe der »unabhängigen Sozialisten« sowie zwei kleine »radikale Sekten«.

Der Würzburger Parteitag der deutschen Sozialdemokratie ist über die verschiedenen Anträge auf Wiedervereinigung mit den »unabhängigen« Sozialisten zur Tagesordnung übergegangen, indem er erklärte, ihnen das Tor zum Wiedereintritt in die Partei offenhalten zu wollen unter der Bedingung, daß sie sich künftig den Mehrheitsbeschlüssen fügen. Weiter konnte der Parteitag ihnen nicht entgegenkommen.

Man sieht nun, daß die »unabhängigen« Sozialisten sich den Mehrheitsbeschlüssen nicht fügen wollen; sie haben auf den Parteitagsbeschuß nur mit Spöttereien und Beschimpfungen geantwortet. Unter diesen Umständen wäre eine sofortige oder allzu rasche Wiedervereinigung eine große Torheit gewesen. Die alten Zwistigkeiten innerhalb der Partei hätten sofort wieder begonnen, und es wäre abermals zur Spaltung gekommen, die weit unheilvoller hätte werden können als beim ersten Male. Die jetzige Spaltung ist eben die Wirkung einer langen Entwicklung. Seit Jahrzehnten haben die Richtungen, die sich nun getrennt, in der Partei gegeneinander gekämpft. Die Ursachen solcher Erscheinungen schafft man nicht in ein paar Tagen aus der Welt. Dazu gehört Zeit, je nach Beschaffenheit der Reibungsflächen mehr oder weniger.

Die Wiedervereinigung der heute getrennten Richtungen wird zweifellos erfolgen, wenn sich »die Zeit erfüllt hat«, das heißt wenn die unerläßlichen Vorbedingungen dazu gegeben sind. Die Bekräftigung dieser Auffassung können wir aus den früheren inneren Kämpfen und Spaltungen schöpfen, welche die Sozialdemokratie zu bestehen gehabt hat.

Der Schreiber dieses hat jene Kämpfe zum guten Teil noch mitgemacht und hat dabei an hervorragender Stelle gestanden, indem er zum Redakteur des Zentralorgans einer der kämpfenden Gruppen, des »Volksstaat« in Leipzig, bestellt war. Es ist vielleicht heute nicht ohne Nutzen, über jene Zeiten aus eigener Anschauung zu berichten.

Lassalleaner und Eisenacher.

Durch die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zieht sich als roter Faden der Kampf zwischen »gemäßigten« und »radikalen« Elementen. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß der Altmeister Karl Marx schon vor beinahe sieben Jahrzehnten auf seiten der sogenannten »Gemäßigten« die revolutionäre Phrase verworfen hat. Schon im alten Kommunistenbund brachen 1850 heftige Streitigkeiten zwischen Marx und Willich aus. Marx erwiderte auf die Angriffe des letzteren, der das Haupt der »Puffisten« war: »Wie die Demokratie schlechthin der revolutionären Entwicklung die Phrase der Revolution unter«, ein Wort, das gegenüber den »radikalen« Elementen von heute noch seine Geltung hat. Tatsächlich kam es schon im Kommunistenbund zu einer Spaltung.¹

¹ 1848 gab es auch in der kölnischen Sozialdemokratie eine »radikale« Gruppe, von welcher Marx bekämpft wurde.

Unterhalb Jahrzehnte nach der deutschen Revolution rief Ferdinand Lassalle in Deutschland eine neue sozialistische Bewegung ins Leben, aus der sich die heutige entwickelt hat. Seine ebenso stürmische und glänzende wie kurze Laufbahn als Agitator hinterließ bei den herrschenden wie bei den unterdrückten Klassen einen außerordentlich tiefen Eindruck und als positive Schöpfung die festgefügte Organisation des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Aber so überragend seine Persönlichkeit war, so heftig waren die Streitigkeiten, die gleich nach seinem Tode unter seinen Anhängern ausbrachen. Lassalles von ihm selbst bezeichneter Nachfolger, der Schriftsteller Bernhard Becker, vermochte den alsbald im Verein ausbrechenden Zwistigkeiten nicht zu steuern.² Der Verein wäre ohne Zweifel zerfallen, wenn nicht J. B. v. Schweiger als Redakteur des von ihm geschaffenen Vereinsorgans »Sozialdemokrat« einen festen Gruppierungspunkt geschaffen hätte. Schweiger wurde bald darauf auch Präsident des Vereins — ein geistreicher und für seine Position sehr geeigneter Mann, der, wie er sagte, das Werk Lassalles fortsetzen wollte.

Inzwischen war, bald nach dem Tode Lassalles, in London 1864 die Internationale Arbeiterassoziation gegründet worden. Die alten Sozialisten aus dem Kommunistenbund, die in der Internationale wieder erschienen, hatten starken Anstoß genommen an der letzten Wendung Lassalles, bei der er einem sozialen Königtum das Wort redete. Aber Marx dachte zu groß, um sich darum der neuerweckten Bewegung in Deutschland feindlich gegenüberzustellen. Zwar hatte er seit 1848 an der Persönlichkeit Lassalles sehr viel auszusetzen, wie er in einem Gespräch mit mir später ausführlich begründete, aber er wies Schweiger nicht ab, als dieser ein freundliches Verhältnis zu ihm anzubahnen suchte. Am Kopfe des »Sozialdemokrat« erschienen als Mitarbeiter unter anderen bekannten Sozialisten denn auch Marx und Engels, während Wilhelm Liebknecht, der kurze Zeit vor dem Entstehen des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins aus dem englischen Exil nach Deutschland gekommen, in die Redaktion des »Sozialdemokrat« eintrat. Aber bald prallten die Gegensätze, die sich in diesen Personen verkörperten, hart aufeinander. Wenn die Kommunisten alter Ordnung, die auf dem Boden des kommunistischen Manifestes standen, zum ehernen Lohngezet und zu den Produktivassoziationen mit Staatskredit, wie sie Lassalle in Anlehnung an das Programm der Arbeiterverbrüderung von 1848 gefordert hatte, vorläufig schwiegen, so konnten sie doch ihre Abneigung gegen den »Lassalleanismus«, respektive den mit Lassalle von seinen Anhängern getriebenen Personenkultus nicht verbergen. Auch gefiel ihnen nicht, daß Schweiger mit den Konservativen schön tat, während er die bürgerliche Demokratie aufs heftigste angriff. Als die sogenannten Bismarck-Artikel erschienen, kam es zum Bruch. In diesen Artikeln stellte nämlich Schweiger die Initiative auf, daß die »Deutsche Frage« nur gelöst werden könne durch preussische Bajanette oder Arbeiterfäuste, und da die »Arbeiterfäuste« zu einer solchen Aktion zurzeit nicht imstande waren, so ergab sich für Schweiger das Weitere von selbst. Daraufhin zogen Marx und seine Freunde ihre Namen von dem Kopfe des »Sozialdemokrat«.

² Dies ist kein Grund, ihn so gering einzuschätzen, wie gewöhnlich geschieht. Jedenfalls besaß er ein umfassendes Wissen, wie ich mich persönlich überzeugen konnte.

zurück, während Liebknecht aus der Redaktion austrat. Von da ab ward Schweitzer von Liebknecht als angeblicher Agent der preußischen Regierung aufs heftigste bekämpft.

Inzwischen sagte sich auch die langjährige Freundin Lassalles, die Gräfin Sophie v. Hasfeldt, von Schweitzer los. Ihr war Schweitzer nicht »Lassalleaner« genug. Sie trieb mit dem Toten einen widrigen Kultus. Dem Rock Lassalles fiel manchmal eine ähnliche Rolle wie die des heiligen Rocks von Trier zu. Sie gründete eine eigene Gruppe von Lassalleanern, die man spöttisch als die »weibliche Linie« bezeichnete. Ihr Organ war die »Freie Zeitung«.

Da Liebknecht und andere Sozialdemokraten sonach auf dem Boden des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins nicht mehr zu wirken vermochten, verlegten sie ihre Tätigkeit auf einen anderen Boden. Es bestand ein von bürgerlichen Liberalen und Demokraten geschaffener Verband deutscher Arbeitervereine, dessen Tendenzen ausdrücklich gegen Lassalle gerichtet waren. In diesem Verband wirkte der junge August Bebel und wurde bald dessen Vorsitzender.³ Er fand sich mit Liebknecht zusammen, und beide brachten es dahin, daß nach und nach sozialistische Tendenzen in dem Verband Boden gewannen. Sie trafen auch in Verbindung mit den radikalen Elementen der bürgerlichen Demokratie und führten mit diesen gemeinsam den Kampf gegen die Bismarcksche Politik. Das Organ dieser Richtung war das von Liebknecht redigierte »Demokratische Wochenblatt« in Leipzig. Der Verband deutscher Arbeitervereine schloß sich 1868 auf seinem fünften Verbandstag zu Nürnberg der Internationalen Arbeiterassoziation an, worauf die liberalen und demokratischen Elemente fast alle auschieden. So gab es nun drei Gruppen in der Sozialdemokratie, die sich auf das heftigste bekämpften.

Die stärkste Gruppe bildete der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein, der von Schweitzer mit viel Geschicklichkeit geleitet wurde. Marx trat gegen Schweitzer nicht so feindselig auf wie Liebknecht. Er wollte die »Lassalleaner« für die gesamte sozialistische Bewegung erhalten. Indessen brachen im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein bald innere Wirren aus. Schweitzer machte, um sich die Oberhand im Verein zu sichern, einen kleinen Staatsstreich, und nun trafen eine Anzahl angesehener Mitglieder, darunter Weib, Bracke, York und andere, aus und beriefen auf den 7. August 1869 einen Kongreß aller Sozialdemokraten nach Eisenach. Die Lassalleaner, die unter Führung Tölkes dort zahlreich erschienen, suchten den Kongreß zu sprengen, aber umsonst. Es bildete sich eine neue Partei, die sozialdemokratische Arbeiterpartei, mit dem Eisenacher Programm und einer demokratischen Organisation. Ihr Organ war der aus dem »Demokratischen Wochenblatt« entstandene »Volkstaat«, den Liebknecht redigierte. Man hieß die neue Partei die »Eisenacher« oder spöttisch die »Ehrliche«. Ihre geistigen Lenker, Liebknecht, Bebel, Weib, Bracke usw., waren fast sämtlich Anhänger der Marxschen Theorien, und die Partei er-

³ Bebel stand erst Lassalles Agitation feindlich gegenüber. Als er Lassalle in Leipzig sprechen hörte — so erzählte er mir —, konnte er sich dem gewaltigen Eindruck der Macht und Wucht von dessen Rede zwar nicht entziehen, aber sein Programm lehnte er noch ab. Immerhin kam er, wie er selbst sagt, über Lassalle zu Marx. Die Beziehungen zu Liebknecht beschleunigten diesen Entwicklungsgang.

klärte sich für einen Zweig der Internationalen Arbeiterassoziation. Aber die Wirkung der Lassalleschen Agitation war noch so stark, daß man sich genötigt sah, die ökonomische Hauptforderung Lassalles: »Staatliche Förderung des Genossenschaftswesens und Staatskredit für freie Produktionsgenossenschaften« in das Eisenacher Programm aufzunehmen. Gleich darauf splitterte sich auch noch eine Anzahl bayerischer Mitgliedschaften des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins von diesem ab und bildete eine besondere Gruppe unter Führung von Franz, Tauscher und Neff. Ihr Organ war der »Proletarier«.

So zählte nach dem Kriege von 1870 die Sozialdemokratie in Deutschland vier Gruppen, die sich untereinander auf das heftigste befehdeten, wie es unter »feindlichen Brüdern« zu gehen pflegt.

Diese kurzgefaßte Schilderung des Zustandes der sozialistischen Bewegung in Deutschland zur Zeit, als ich den »Eisenachern« beitrug, war notwendig, um das Nächstfolgende für jene verständlich zu machen, die über jene Episode nicht genauer unterrichtet sind.

Was ich damals erlebt und gesehen, hat bei mir einen tiefen Eindruck hinterlassen und mir einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jegliche Art von solchem Bruderzwist eingeflößt. Man kann mir also nicht wohl vertrauen, daß diese Ausführungen etwa bezwecken, den vorhandenen Riß zu erweitern. Sie sollen im Gegenteil die Hoffnung auf eine Versöhnung beleben und stärken. Aber wie bei tausend anderen Gelegenheiten heißt es auch hier: Alles zu seiner Zeit!

In Würzburg und Nürnberg, wo ich mich seit 1871 der Partei näherte, um mich nach wenigen Monaten ihr anzuschließen, und zwar der Gruppe der Eisenacher, tobte der Bruderkampf nicht so heftig wie anderwärts. In Nürnberg gab es Streitigkeiten anderer Art, die alles Interesse in Anspruch nahmen. Dagegen kam ich, als ich 1872 in die Redaktion des »Braunschweiger Volksfreund« eintrat, gleich mitten in den heftigsten Kampf hinein. Mitglied der Redaktion war Bernhard Becker, der ehemalige, von Lassalle in dessen Testament designierte Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, dessen Persönlichkeit allein schon geeignet war, den besonderen Haß der »Lassalleaner« und »Schweizerianer« auf sich zu lenken. Er war in den Wirren, die nach dem Tode Lassalles im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein ausbrachen, auf Antrag Liebknechts als »hoffnungslos unheilbarer Idiot« aus der Berliner Mitgliedschaft des Vereins ausgeschlossen worden und war später zu den »Eisenachern« gekommen, wo er auch nicht viel Freunde hatte. Hasselmann und Hasenclever schleuderten im »Neuen Sozialdemokraten«, dem Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, wilde Schmähungen gegen Becker, der ihnen die Antwort nicht schuldig blieb. Bracke führte hingegen den Kampf gegen Schweizer und dessen Nachfolger hauptsächlich in Versammlungen. Da erfuhr ich denn erst genau, was man sich vorwarf. Die »Eisenacher«, namentlich Liebknecht und Bebel, behaupteten, Herr v. Schweizer, der damals schon aus dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein ausgeschlossen worden war, habe im Dienste der preussischen Regierung gestanden, und bei seinen Nachfolgern Hasenclever und Hasselmann sei daselbe der Fall. Der »Neue Sozialdemokrat«, so wurde im »Volksstaat«, dem Organ der »Eisenacher«, behauptet, empfangen Zuschüsse aus dem Reptilienfonds. Da Hasselmann oft

sehr aufreizend schrieb, wurde er als Agent provocateur bezeichnet. Einst sagte Hasselmann: »Wir schreiben à la Marat!«, und Liebknecht antwortete darauf prompt: »Uha! Zulage bekommen!«

Die »Lassalleaner« antworteten mit Gegenbeschuldigungen. Sie behaupteten mit gleicher Sicherheit, die »Eisenacher« stünden im Dienste der Bourgeoisie, und suchten dies aus der früheren Verbindung Liebknechts und Bebel mit der bürgerlichen Demokratie zu erweisen. Zugleich wurde behauptet, die »Eisenacher« stünden im Dienste des vertriebenen Königs von Hannover. Der »Lassalleaner« Tölke behauptete sogar, Bebel empfinde aus der Privatschatulle dieses Erkönigs jährlich einen Sold von 600 Talern, und erbot sich, dies in öffentlicher Disputation mit Bebel zu beweisen.

Diese Anschuldigungen, die »Lassalleaner« und »Eisenacher« gegeneinander erhoben, standen gewissermaßen in Zusammenhang mit den Traditionen des Jahres 1848. Damals waren so viele Polizei- und Lockspiegel, bestochene »Volksmänner« und betrügerische Demagogen aufgetreten,⁴ daß man glaubte, nicht mißtrauisch genug sein zu können. Daß Spiegel überhaupt und Lockspiegel speziell nicht in den Bereich der Fabel gehören, wie manche Leute glauben, ist während des Sozialistengesetzes zur Genüge erwiesen worden.

Man wird fragen, ob beide Teile an die Beschuldigungen auch selbst glaubten, die sie gegeneinander erhoben? Jawohl, beide Teile glaubten mehr oder weniger daran. Es gab natürlich auch Skeptiker in diesen Dingen, aber diese hielten sich vorsichtig zurück. Glaubten auch die »Massen« an diese Dinge oder sahen sie, wie heute so oft geschieht, diese Dinge nur als »Literatengezänk« an? Nun, »Massen« im heutigen Sinne gab es damals bei beiden Richtungen nicht. Der »Neue Sozialdemokrat« hatte in seiner besten Zeit (1874) etwa 20 000 Abonnenten; er war das einzige Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Der »Volksstaat« zählte 6000 Abonnenten; doch hatten die »Eisenacher« noch mehrere Lokalblätter. »Freie Zeitung« und »Proletariat« waren ganz unbedeutende Blätter, was die Auflage anbetraf. Die Parteigenossen waren so eng aneinander angeschlossen, daß sie manchmal wie ein großer Familienverband erschienen. Sonach interessierten sich auch so ziemlich alle Parteigenossen für die Streitigkeiten, und die »Massen« erschienen beiderseits oftmals sehr fanatisiert.

Die historisch gewordene Persönlichkeit Lassalles wurde von den Anschuldigungen, die sich gegen seine Nachfolger richteten, nicht erreicht, obschon seine Schwenkung zum sozialen Königtum die Schweizersche Taktik als Wirkung nach sich gezogen hatte. Die Arbeiter blickten mit Verehrung zu dieser Erscheinung empor, die wie ein glänzendes Meteor aufgestiegen und plötzlich erloschen war. Seine Agitation und sein Programm hatten Hoffnungen auf eine baldige Erlösung aus der kapitalistischen Knechtschaft erweckt. Der Eindruck seiner Persönlichkeit war in der sozialistischen Welt so groß gewesen, daß man zehn Jahre nach seinem Tode noch fast täglich von ihm sprach. Aber die Schattenseiten, die wie allen bedeutenden Erscheinungen

⁴ Wir wollen nur an Adalbert Bornstedt erinnern, der als republikanischer Flüchtling die radikale »Brüsseler Zeitung« redigierte, dann 1848 beim Freiheitsarenzug Herweghs gefangen wurde, im Gefängnis, beziehungsweise Irrenhaus starb — und doch, wie urkundlich erwiesen, ein bezahlter Spion in österreichischen Diensten war.

auch der seinigen anhafteten, stießen manche hervorragenden Sozialisten ab. Karl Marx konnte ihm, wie ich aus dessen eigenem Munde erfuhr, nicht vergessen, daß er 1848 mitten in die Revolutionsbegeisterung mit seiner Hagsfeldt-Affäre und mit seinem Kassettendiebstahlprozeß hineingeplatzt war. Besonders haßten ihn Wahlsteich, der bald nach Begründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins wegen Bekämpfung der Lassalle'schen Diktatur aus dem Verein ausgeschlossen worden war, und Wilhelm Liebknecht, der ebenso wie Bernhard Becker erst mit der Gräfin Hagsfeldt nach Lassalle's Tode eng befreundet gewesen und dann deren grimmiger Feind geworden war. Noch in den neunziger Jahren konnte Liebknecht seine Abneigung gegen Lassalle nicht verwinden. Damals fand im Garten des Herrenhauses zwischen Liebknecht, Vollmar und mir eine lange Unterredung statt, wobei Liebknecht mit einem Plane hervortrat, dem »Lassallekultus« — der damals kaum mehr in den alten Formen bestand — für immer ein Ende zu bereiten. Er sprach sehr scharf von Lassalle und schien einen förmlichen Feldzug gegen dessen Andenken vorbereiten zu wollen. Vollmar und ich traten ihm in dieser Sache aber so entschieden entgegen, daß er sie aufgab.

Es waren diese Zeiten die Flegeljahre der jungen Sozialdemokratie, und ich habe schon anderswo betont, daß es unserer Partei nicht schaden kann, wenn man von dieser Lebensperiode ganz offen spricht, denn jeder gesunde Junge, der sich zum gesunden Manne entwickeln will, muß auch seine Flegeljahre haben, in denen der überschäumende Jugendmut sich austoben kann. Manchmal ging jedoch das Überschaumen des Jugendmuts, wie kaum zu vermeiden, auch zu weit, und es kam bei den feindlichen Bruderparteien zu Handgreiflichkeiten. Zuerst in Hamburg, wo August Weib, der Vorsitzende des Eisenacher Kongresses, der von den Lassalleanern zu den Eisenachern übergetreten war, von einigen fanatischen Lassalleanern schwer mißhandelt und verletzt wurde, was einen Kriminalprozeß mit schweren Verurteilungen der Missetäter nach sich zog.⁵ Sodann in Braunschweig, wo ich Augenzeuge war. Braunschweig war aus einer »Domäne« der Lassalleaner eine solche der Eisenacher geworden. Die ersteren suchten diesen Platz zurückzuerobieren und sandten sieben ihrer Agitatoren — es war Frühjahr 1873 — nach Braunschweig. In der von diesen einberufenen Versammlung hielt Bracke eine scharfe Anklagerede gegen Schweiger, und im weiteren Verlauf der Dinge wurden die Lassalleaner, sowohl die einheimischen wie die auswärtigen, jämmerlich durchgeprügelt. Zur Erklärung dieses Vorfalls mag dienen, daß die Braunschweiger Sozialisten von den Lassalleanern schwer gereizt worden waren.

Der Vorgang erregte in der sozialistischen Welt weithin Aufsehen. Von der bürgerlichen Presse wurden damals die Streitigkeiten innerhalb der Sozialdemokratie wenig beachtet. Mir verursachte der Anblick der widerwärtigen Szene schwere Seelenkämpfe.⁶ Übrigens war das ganze Verbreitungsgebiet der Sozialdemokratie in Deutschland erfüllt von Versammlungen, in denen die Gegensätze auseinanderstießen. Diese Versammlungen verliefen

⁵ Im heutigen Bruderkampf sind solche Missetaten bis jetzt nicht vorgekommen, ausgenommen die jüngsten Parteistreitigkeiten in Braunschweig, wo moderne »Spartakusse« das Faustrecht proklamieren.

⁶ Näheres über diese Sache in den »Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten« von Wilhelm Bloß, München 1914, bei Birk & Co., S. 141.

meist recht stürmisch und Handgreiflichkeiten kamen öfter vor. In den größeren Städten sah man oft Trupps von Arbeitern, in der Stärke von hundert bis fünfhundert, im Laufschrift geschlossen die Straßen passieren. Das waren die »Sprengkolonnen«, deren sich beide Teile, vorzugsweise aber die Berliner Lassalleaner, bedienten. Hatte man erfahren, daß die Gegner irgendwo eine Versammlung abhielten, so brach die Sprengkolonne dort ein, setzte das Bureau und die Tagesordnung ab und drückte schließlich eine Resolution durch, daß die anderen »Verräter an der Arbeiter Sache« seien.

Ein verbummelter Student.

Von Edgar Hahnwald (im Felde).

Vor ungefähr Jahresfrist — am 5. Dezember 1916 — fiel Gustav Sack auf dem Vormarsch nach Bukarest bei Finta Mare durch eine rumänische Kugel. Sein Name, der auf einem Grabhügel irgendwo in der Walachei in Sonne und Regen verblaßt, lebt stark und nachhaltig über dieses Soldatengrab hinaus durch ein Buch, durch das Gustav Sack den dünnen Trommler Tod überwand, noch ehe ihn dessen Knochenhand kalt und stumm machte.¹ Ein verbummelter Student — der Titel weckt alte Namen auf: Magister Lauckhardt, Günther, Lenz. Und mit diesen gemeinsam hat Gustav Sack die scharfe Kurve, in der sein Leben von der glatt und im bürgerlichen Sinne zukunftsicher begonnenen Laufbahn abschwenkt. Aber ihn führt diese Kurve — obwohl zum Dichter — andere Wege und anderen Zielen zu als jene. Und es ist nur ein Zufall, daß auch er wie die Günther, Lenz, Georg Wächner im ersten Blühen seiner Kraft dem Tod verfällt. Er fiel im Alter von einunddreißig Jahren. Seinen Roman aber schrieb er fünfundzwanzigjährig.

Es sei gleich vorausgeschickt: dieser »Roman« ist im strengen Sinne der Kunstform kein Roman. Er sprengt ungestüm alle Regeln und Riegel. Es gibt keine literarische Schachtel, in der er endgültig unterzubringen wäre. Er ist kein Ergebnis, sondern ein Vorgang: ist die Eruption einer noch ungeformten Kraft, deren erste Regung verrät, daß sie gestalten wird. Zunächst schlägt sie einmal in Stücke, was sie hemmt. Sack schrieb in diesem Buche seine Auseinandersetzung mit sich selbst — es ist die heißerlebte Geschichte des Kampfes eines einsamen Menschen mit dem Leben.

Gustav Sack wurde am 28. Oktober 1885 als Sohn eines Dorfschullehrers in Schermbeck bei Wesel geboren, besuchte nacheinander Dorfschule und Gymnasium, probierte ein Vierteljahr als Apothekerlehrling und studierte schließlich in Greifswald, Münster, Halle und wieder Münster Germanistik und Naturwissenschaften. Sein Wunsch, zur Medizin umzusatteln, muß unerfüllt bleiben — die Eltern haben nicht Mittel genug, ihn noch länger zu unterstützen, da setzt er sich einen Winter lang daheim hin. Die Eltern glauben ihn hinter seinen Büchern in der Vorbereitung zum Examen. Er aber schreibt seinen Roman, um sich die nötigen 600 Mark für ein weiteres Studiensemester zu verdienen.

Die Schermbecker fuscheln längst hinter dem »verbummelten Studenten« drein. Und sein bisheriges Leben war auch ganz und gar dazu angetan, die schadenfrohe Verachtung kleiner Bürger herauszufordern. Hans W. Fischer erzählt in seiner Einleitung zu dem Buche in einem etwas backenbärtigen Tone, scheinbar ohne rechte Lust an dieser Seite der genialen Kraftnatur, davon:

»Es war nicht nur die Länge seines Studiums und der Wechsel des Faches, was ihn in Schermbeck als verbummelt gelten ließ. Man wußte, daß er zuzeiten

¹ Gustav Sack, Ein verbummelter Student. Roman. Berlin, Verlag S. Fischer. 299 Seiten. Geheftet 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.

unbändig und über seine Verhältnisse gelebt hatte. Er hatte getrunken, geraucht, über die Schnur gehauen, Schulden gemacht und vielfältigen Unfug verübt. Sein kraftvoller Körper und seine ungestüme Seele rissen ihn zu gewaltigen Entladungen fort. In Greifswald war er bei der Turnerschaft Cimbria aktiv geworden; im dritten Semester wurde er aus der Verbindung entlassen, weil er an einem Abend nicht weniger als elf »Ramsche« hatte. In Münster gehörte er der Rhénania an. Sein Gesicht war arg zerhauen. Strafmandate und Pfändungen folgten ihm nach Schermbeck. Trotz eines ausreichenden Wechsels geriet er immer wieder in Bedrängnis, weil er nicht rechnen konnte und mitunter in einen Taumel des Geldhinauswerfens geriet. In Halle hatte er es ganz versäumt, sich einschreiben zu lassen.«

Sack quälte diese Verachtung der Schermbecker mit Haß, den er sich folgendermaßen ingrimmig von der Seele schrieb: »Die Bewohner aber neigen ein wenig zum Arefinismus und haben insbesondere vor ihren Nachbarn einen eigentümlichen hämischen und bissigen Wiß voraus — sonst leben sie wie diese in den Tag ... und wären so glücklich wie ihr Vieh, wenn sie eben nicht den hämischen Wiß hätten und so eingefleischte Ebenbilder ihres Gottes wären.«

Er selbst aber war durchaus nicht der verkommene Kauf- und Saufftudent, den die Spielbürger in ihm sahen. Fischer schildert ihn:

»Er hätte viel zu seinen Gunsten anführen können. Denn mit demselben Temperament wie auf den Genuß hatte er sich auf die Arbeit gestürzt. Den Perioden des Nichtstuns standen andere voll strammsten, ja wütenden Fleißes gegenüber. Die Naturwissenschaft, namentlich die Pflanzenkunde ... war ihm allgegenwärtig. Noch in den schwersten inneren Zerrwürnissen beobachtete, sammelte, untersuchte, mikroskopierte er. Die Flora und die niedere Tierwelt der Heimat waren ihm ganz vertraut. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, in Bescheidung auf diesem engen Gebiet eine wertvolle Arbeit zu leisten. ... Aber dazu war er zu ungenügsam, zu stark auf das Unbedingte gerichtet. Er wollte mehr als kennen, er wollte erkennen. Der Widerstreit zwischen wissenschaftlicher und philosophischer Erfassung der Welt war die Qual seines Lebens.«

Damit ist auch der Inhalt seines Romans umschrieben. Mit dieser seiner Qual bepackt er den Studenten Erich Schmidt: »Hinter aller Handlung seiner Bücher tobt die Schlacht in seinem Hirn; sie ist es, auf die es ankommt.«

Sack selbst sagt von seinem Buche: »Gerade die erkenntnistheoretischen Hilflosigkeitens Erichs bilden ja die eigentliche Tragik in seinem Leben, um's Himmels willen aber nicht die dumme Liebesgeschichte. ...«

Und diese Tragik seines Helden ist seine eigene. Fischer, auf dessen gut geschriebene Einleitung als bisher einzige Quelle immer wieder zurückzukommen ist, sagt von ihm: »Stets ging er auf die letzten Dinge los, mit den feinsten und den brutalsten Mitteln. Außeres Schicksal und Wirklichkeit sind nebensächlich; das Leben kommt über diesem Suchen immer wieder zu kurz.«

Dieser rastlose Erkenntnisdrang bleibt ohne Ergebnis — das Denkenmüssen wird zum Fluch; übrigbleibt immer nur die »vernagelte Wand«, vor der alle Hirnarbeit haltmachen muß, übrigbleibt der Zweifel, die Einsamkeit und eine unstillbare Sehnsucht.

Das alles gilt vom Dichter wie von seinem Helden. Denn dieser Erich Schmidt ist das getreue, mit geradzu wissenschaftlicher Schärfe und Unerbittlichkeit gezeichnete Spiegelbild des Dichters. Er selbst wollte ja seine Romane, von denen vorläufig nur der erste gedruckt vorliegt, als Selbstbiographie aufgefaßt wissen, von deren Strenge er selbst sagt: »Ich bin mir, als ein Beobachtender und Schreibender, nichts anderes, als mir ein Stein oder eine Blume ist.«

Sack lebte diesen Roman, als er ihn schrieb — diese »Schlacht in seinem Hirn«, in der dieser Student Erich Schmidt unterliegt, war sein Kampf, dessen einzelne Szenen der Leser in ihrer ganzen bezwingenden Heftigkeit miterlebt: Kind-

heitserinnerungen, philosophische und erkenntnistheoretische Grübeleien, hinführende Naturbilder, das glühende Märchen der Liebe zu Loo, die düstere Welt des Bergwerks. Frauen und Süße, derbsäuftiger Lebensgenuß und brennende Qual drängen sich in farbensatten Bildern. Bald gegenwärtige Handlung, bald Reflexion des Dichters oder seines Helden, bald unpersönliche Dichtung, bald unmittelbarste Ichform, alle Formen sprengend, heftig aufeinandergeföhrt, ineinandergesöhoben — so verdichten sich diese wirr gesponnenen Maschen zum Netz, in dem sich dieser verbummelte Student verstricken muß. Das Ergebnis ist tiefste Vereinsamung, ist Menschenverachtung, Lebensfeindschaft. Der Dichter war sich dieser Gefahr klar bewußt und dachte sie konsequent zu Ende: der Student Erich verhöhnt seine nie gestillte Sehnsucht und sucht als brutaler Narkotiker Vergessen, ohne es zu finden. Er endet — ein ewig unerlöster Faust — haßerfüllt und höhnißch sich selbst vernichtend im Selbstmord.

Sack kannte die Gefahr seiner Veranlagung — »lieber verroht als vergeistigt!« sagt er einmal. Aber er wehrte sich dagegen. Sein Buch ist ein Akt der Selbstbefreiung aus diesen erstickenden Maschen. Er überwand, indem er schrieb.

Aber Gustav Sack war nicht nur ein unerbittlicher Beobachter und unermüdlicher Denker — als er dieses Buch schrieb, erwachte der Dichter in ihm. Denn nur ein Dichter und nicht allein ein scharf denkender Selbstbiograph konnte die psychologische Katastrophe dieses verbummelten Studenten in diese heftig erlebten Kapitel pressen. Und nur ein Dichter konnte diese Naturbilder schreiben, die bald klar und ruhig, bald lobend und glühend, bald düster und voller unbekannter Drohungen, immer erlebt und Leben atmend das menschliche Schicksal umranken. Würde man alles andere aus diesem Buche herausstreichen und nur diese knappen Naturbilder stehen lassen, so bliebe immer noch ein Dichter übrig, der über die Bildkraft der Darstellung verfügt, die dem geschriebenen Wort atmendes Leben verleiht und es dem Leser zum unmittelbaren Erlebnis werden läßt. Allein die Wahl der Kapitelüberschriften verrät künstlerisches Empfinden — ich sehe nur einige her: Der Lichtenhagen, Das Bruch, Der Sommerabend, Die Mücken, Der dunkelblaue Enzian, Der Bauchhaarige, Der Landregen, Der Wacholder, Hagebutten, Phallus inapudicus, Der Grünspecht, Der Rehbock, Die Nacht, Die Kiebitze, Das Bergwerk, Der Affenkäfig, Der Abendstern, Der Tauwind — diese Namen sind Leit motive der inneren Stimmungen, die mit der Szenerie immer zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen sind. Nicht ein einziges Mal ist ein landschaftliches Bild um seiner selbst willen da.

Der Roman ist das Ergebnis jahrelanger, rastloser Arbeit, so ungestüm er sich auch über alle äußere Form hinwegsetzt. Viermal hat ihn der Dichter umgearbeitet, ohne eine Seite unberührt zu lassen. Inzwischen wanderte das Manuskript zu fast einem Duzend deutscher Verleger — Sack schrieb indessen schon bissige Satiren auf etwalgte Kritiker, dachte an Selbstmord, war im Begriff, als Stromer nach Konstantinopel zu gehen, hoffte, verzweifelte, wartete und fellte immer wieder an diesem Buche, während er schon seine späteren Romane unter der Feder hatte. Dieser verbummelte Student, »der scheinbar die Dinge gehen ließ, wie sie wollten, und durch dessen Leben sich eine Reihe von Versäumnissen zieht, war ein Arbeiter von unerbittlicher Strenge«.

Die vierte und letzte endgültige Fassung gab er dem Roman im Sommer 1916, nachdem er, aus dem Felde zurückgekehrt, während seines Aufenthalts im Lazarett die Heimat, den Schauplatz des Romans, wiedergesehen hatte. In der letzten Nacht seines Garnisonaufenthalts beendete er diese Arbeit. Am 16. Oktober ging er wieder ins Feld — am 5. Dezember fällte ihn die rumänische Kugel bei Finta Mare. Damit erfüllte sich an der Schwelle seines Schaffens ein Wunsch, den er einmal in tiefster Bedrängnis, in qualvollster Lebensfeindschaft ausstieß: »Kampf und Krieg, ein lobendes Glück, ein mich niederschmetterndes, buchstäblich mich mit Füßen tretendes Leid — brausendes, riesenföhliges Leben...« Und ein andermal: »Käme

der Krieg! ... Volk gegen Volk! Land gegen Land — ein Stern nichts denn ein tobendes Gewitterfeld, eine Menschenämmerung, ein jauchzendes Vernichten!«

Das sind Worte, Wünsche, einer uns fremden Gedankenwelt entsprungen. Und eine fremde Welt bleibt uns diese Lebensfeindschaft, uns, die wir trotz alledem und alledem das Leben lieben und das Leben grüßen:

Raum! Raum! Brich Bahnen, wilde Brust!
 Ich fühl's und staune jede Nacht,
 Daß nicht bloß eine Sonne lacht:
 Das Leben ist des Lebens Lust!
 Hinein, hinein, mit blinden Händen,
 Du hast noch nie das Ziel gewußt!
 Zehntausend Sterne, aller Enden,
 Zehntausend Sonnen stehn und spenden
 Uns ihre Strahlen in die Brust! (Wehmel.)

Eine fremde Welt bleibt uns dieser höhnische Menschenhaß, diese Verachtung, die in den sozialen Kämpfen der Arbeiter nichts anderes zu sehen vermag als ein »größendes Gezänke um Lohn und Brot« — wir erfassen die Qual dieser Seele, mitgerissen von der dichterischen Kraft, die uns das erleben läßt. Wir erschauern, wenn uns diese Qual nur einmal in einer finsternen, kalten Stunde packt. Und wir sträuben uns gegen diesen individualistischen Nihilismus, der alles und zuletzt sich selbst erschlägt.

Und doch lesen wir gepackt das Buch bis zur letzten Seite, erleben dieses faustische Ringen eines Menschen um eben dieses Menschen willen, der dieses Buch schrieb: da ist ein Mensch von ungewöhnlicher Kraft, und dieses Buch ist vielleicht sein Sieg in dieser »Schlacht in seinem Hirn«, ein Sieg, der seine Kräfte für das Leben frei machte. Das Buch zeugt für ihn — es macht aufmerksam auf seinen Dichter, macht ihn zu einer Hoffnung unter der geistigen Jugend. Es ist eine Schwelle, eine Brücke — da schlägt der Tod die Tore zu, und nichts bleibt übrig als eben dieses Buch, diese Morgenröte, die einen Tag verhieß — diese Sonne stürzte in die ewigen Nächte, noch ehe sie dem Gewölk ihres Aufganges entstieg.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Schweizer sozialdemokratischer Parteitag. Die Schweizer Sozialdemokratie hat am 1. und 2. Dezember in Aarau ihren Parteitag abgehalten. Genosse Ernst Nobs, Redakteur des Zürcher »Volksrechts«, erstattete Bericht über die Konferenz der »Zimmerwalder« in Stockholm. Er konstatierte eine Zunahme der Zimmerwalder Richtung in den kriegführenden Ländern, besonders der Entente, und fand in der Friedensaktion der russischen bolschewistischen Regierung eine Bestätigung der Richtigkeit der Zimmerwalder Grundsätze. Um den Frieden zu fördern, müsse der Schweizer Bundesrat die bolschewistische Regierung anerkennen und zusammen mit den übrigen neutralen Ländern deren Friedensbestrebungen unterstützen. Ferner solle die Sozialdemokratie vom Bundesrat den Abbau der Kriegsindustrie, zunächst der Munitionsindustrie, verlangen. Zunächst forderte Nobs Abhilfemaßnahmen gegen die Steigerung der Lebensmittelpreise und kündigte weitere Demonstrationen gegen die Teuerung an.

Der wichtigste Gegenstand der Tagesordnung war die Revision der Statuten, über die Dr. Studer (Winterthur) referierte. Auf Verlangen von mindestens einem Drittel der Delegierten eines Parteitags oder der Parteisektionen sollen künftig Parteitagsschlüsse einer Urabstimmung der sämtlichen Parteimitglieder unterbreitet werden, und ferner soll in die Statuten — ein Beschluß, der sich vornehmlich gegen die Anhänger der Landesverteidigung richtete — die Be-

stimmung aufgenommen werden, daß Parteivertreter, die gegen angenommene Beschlüsse der Partei verstoßen, gezwungen werden können, die ihnen von der Partei übertragenen Mandate niederzulegen.

Zugleich wurde, um künftig derartige Unruhen wie die Züricher zu verhüten, mit großer Mehrheit beschlossen, daß die Jugendorganisationen das Programm wie die Beschlüsse der Partei anzuerkennen haben und politische Aktionen, die die Gesamtpartei angehen, fernerhin nur mit deren Einverständnis unternehmen dürfen. Dagegen wurde der von der »Berner Tagwacht« unterstützte Antrag, in Anbetracht der fortgesetzten, die Partei schädigenden Zwischensfälle in Zürich den Sitz der Parteileitung von Zürich nach Bern zu verlegen, mit 130 gegen 49 Stimmen abgelehnt und zum Parteivorsitzenden an Stelle von Dr. Alsti Bezirksanwalt Schwend (Zürich) gewählt.

Amnestiebewegung in Spanien. In verschiedenen spanischen Städten haben in der letzten Zeit große von der sozialdemokratischen und der radikalrepublikanischen Partei veranstaltete Straßenaufzüge stattgefunden, um die Regierung zu zwingen, eine Amnestieverfügung zugunsten der verurteilten Teilnehmer an dem Augustaufstand zu erlassen. Vielfach wuchsen sich diese Aufzüge, da die französischen Kriegspropagandaverene die günstige Gelegenheit zur Kriegsbegeisterung zu benutzen verstanden, zu Demonstrationen gegen die Mittelmächte aus. In Madrid zog am 25. November eine größerer derartiger Zug unter Mitführung von Fahnen nach dem Castellarplatz, wo der Führer der spanischen sozialistischen Partei, Pablo Iglesias, und der bekannte frühere katalonische Anarchistenführer, jetzige Leiter der Linksbürgerkaner, Alexander Lerroux, Ansprachen hielten. Von dort marschierte ein Teil der Manifestanten nach der Druckerei der »germanophilen«, für Aufrechterhaltung der Neutralität eintretenden Zeitung »U-B-C«, wo er feindliche Rufe gegen die Redaktion und Deutschland ausstieß und schließlich unter Absingung der Marseillaise eine Anzahl Nummern dieses Blattes verbrannte.

Artur Stadthagen †. Am 5. Dezember ist in Berlin Artur Stadthagen, einer der bekanntesten Groß-Berliner Abgeordneten und eines der tätigsten Mitglieder der Berliner sozialdemokratischen Bewegung, an schwerer Lungenkrankheit aus dem Leben geschieden. In Berlin am 28. Mai 1857 geboren, besuchte Stadthagen dort das Friedrichs-Gymnasium, studierte die Rechte und ließ sich dann 1883 in »seinem« Berlin als Rechtsanwalt nieder, wurde aber schon 1892 infolge seiner scharfen Angriffe auf den Richterstand durch Urteil des Ehrengerichtshofs zu Leipzig aus dem Anwaltsstand ausgeschlossen. Noch mehr als früher wandte sich nun Stadthagen der sozialdemokratischen Agitation und der parlamentarischen Arbeit zu. Seit 1890 Mitglied des Reichstags für den Wahlkreis Niederbarnim und zugleich des Berliner Stadtverordnetenkollegiums, beteiligte er sich eifrig am parlamentarischen Leben. Namentlich trat er in juristischen und sozialpolitischen Debatten hervor.

Als 1906 die Berliner Sozialdemokratie gegen die vom »Vorwärts« verfolgte Politik Stellung nahm, stand Stadthagen mit an der Spitze der Opposition und trat nach der Entlassung eines Teils der Redakteure in die Redaktion ein. Bis 1916 redigierte er die Spalten »Soziales« und »Gerichtliches«, arbeitete aber auch gelegentlich, wenn wichtige Rechtsfragen im Reichstag zur Debatte standen, im politischen Teil mit.

In den ersten Augusttagen des Jahres 1914 nahm er zunächst eine schwankende Haltung ein, und fast schien es, als wolle er sich zur Mehrheit schlagen; doch seit seinen Studentenjahren eng mit dem Berliner Radikalismus verwachsen, stellte er sich bald mit aller Entschiedenheit auf die Seite der oppositionellen Minderheit und wurde einer der Gründer der neuen Partei der Unabhängigen, der mit leidenschaftlicher Ereiztheit die alte Parteigenossenschaft bekämpfte.

Als Schriftsteller ist Stadthagen wenig hervorgetreten. Seine redaktionelle Arbeit und seine parlamentarische Tätigkeit nahmen ihn voll in Anspruch. Nur ein

größeres Werk hat er hinterlassen, »Das Arbeiterrecht« (im Verlag von J. H. W. Dieß Nachf. in Stuttgart erschienen), das starke Auflagen erlebt hat und nicht nur vielen Arbeitersekretären und Gewerkschaftern ein wertvoller Ratgeber geworden ist, sondern sich auch in der juristischen Literatur einen angesehenen Platz errungen hat.

Literarische Rundschau.

Juan P. Ramos, Die Bedeutung Deutschlands im europäischen Kriege. Übersetzt von Heinrich Albrecht. Stuttgart und Berlin 1917, Deutsche Verlagsanstalt. 135 Seiten Oktav. Preis geheftet 2,50 Mark.

Die Schrift des argentinischen Professors Juan P. Ramos ist vom Deutsch-Südamerikanischen Institut herausgegeben und verfolgt den Zweck, den Verleumdungen des deutschen Volkes durch die unter dem Einfluß der Entente stehende argentinische Presse entgegenzutreten und die gebildeten Südamerikaner, besonders die Gelehrten, über Deutschlands geistiges Leben aufzuklären. Sie ist also, wenn man will, eine Gelegenheits- und Tendenzschrift; aber sie unterscheidet sich in ihrer ganzen Darstellungsweise sehr vorteilhaft von so manchen Schriften, die während der Kriegsjahre im In- wie Ausland erschienen sind, um das deutsche Volk anzuklagen oder die gegen es erhobenen Anklagen zu entkräften. Nicht nur zeigt sich Professor Ramos als ein ungewöhnlich unterrichteter Vertreter der sogenannten »lateinischen« Kultur, er vermeidet es auch, Anklage gegen Anklage zu stellen oder den argentinischen Entente Freunden mit langen aufdringlichen und gehässigen Raisonnements zu antworten. Er stellt dem Gerede von dem deutschen Barbaren- und Hunnentum kurzweg die Urteile gegenüber, die vor dem Kriege hervorragende französische, englische, skandinavische Gelehrte — zum Teil dieselben, die heute in widerlichster Weise schimpfen — über Deutschlands kulturelle Bedeutung gefällt haben, und sucht dann mit seiner Kritik nachzuweisen, wie so manche der sich heute als wissenschaftliche Größen aufspielenden französischen Gelehrten unter dem Einfluß der Kriegsmassenpsychose alle Distanz zu den Dingen, über die sie urteilen, verloren haben. Besonders wird Herr Gabriel Hanotaux mit seiner in allen Tonarten widerlichster Reklame angepriesenen »Geschichte des Krieges« vorgenommen und nachgewiesen, daß dieses jeder sorgfältigen Quellenkritik ermangelnde Werk nicht den elementarsten Anforderungen wissenschaftlicher Geschichtsschreibung genügt.

Ferner schildert Professor Ramos Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung in den letzten vierzig Jahren, seine Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften, der Technik und Kunst, des Unterrichtswesens und der Volksbildung, der Sozialpolitik usw. und stellt an seine Leser die eindringliche Frage, ob denn ein Volk, das so sittlich verkommen sei und auf jener Stufe des Barbarentums stände, wie nach Aussage englischer und französischer Kriegswüteriche die Bevölkerung Deutschlands, jemals solche Leistungen hervorgebracht hätte oder hervorzubringen vermöge.

»Für jeden Menschen,« erklärt er, »der mit seinem Gehirn denkt und nicht mit seinem Nervensystem, muß einmal der Tag kommen, an welchem er sich fragen wird, ob die allgemeine Meinung, welche vor dem 1. August 1914 über die Bedeutung der deutschen Zivilisation vorhanden war, begründeter ist als die gegenwärtige, welche in voller Kriegszeit von den kämpfenden Nationen verbreitet wird. Man wird mir vielleicht entgegen — und dieser Einwand ist vorfichtshalber von dem listigen und gewandten Boutroux schon in Betracht gezogen worden —, daß die erste Meinung sich darauf stütze, was die ganze Welt von Deutschland glaubte, und die zweite auf das, was man Deutschland in Wirklichkeit tun sah. Der Einwand ist gewichtig, aber falsch in seiner Begründung. Wenn das deutsche Volk tatsächlich das blutdürstige, ursprüngliche Ungeheuer ist, welches plötzlich das von Leidenschaft er-

füllte Auge der Nationen entdeckt hat, wie ist es möglich, daß es während so vieler Jahrhunderte der Geschichte, inmitten der schrecklichen sozialen Erschütterungen der Reformationszeit, des Dreißigjährigen Krieges, des Siebenjährigen Krieges, der verwüstenden Kriege Napoleons, des siegreichen Krieges 1870/71 geschlummert hätte, ohne der Welt seine furchtbaren tierischen Instinkte zu offenbaren?»

Derartige, in ihrer Einfachheit sehr eindringliche Appelle richtet der Verfasser, der sich als guter Kenner der deutschen, französischen und spanischen Bildungseinrichtungen erweist, wiederholt an seine Leser. Doch kommt noch ein weiteres hinzu, das seine Schrift über die gewöhnlichen Verteidigungsschriften erhebt. Indem er die deutschen kulturellen Leistungen in ihrer Eigenart darzustellen sucht, zeigt er uns zugleich, wie sich unser geistiges Leben in der Auffassung eines gebildeten südamerikanischen Beobachters widerspiegelt, und liefert dadurch einen interessanten Beitrag zur Völkerpsychologie.

Heinrich Cunow.

Notizen.

Englische Ernährungsverhältnisse. Der Unterseebootkrieg hat auch in England die Preise der Lebensmittel und Rohstoffe beträchtlich in die Höhe getrieben. Nach den Indizes des »Economist« sind in den ersten 39 Monaten der Kriegszeit, also bis November dieses Jahres, die Großhandelspreise für Getreide und Fleisch um 112 Prozent, für Tee, Zucker, Kaffee und andere Nahrungsmittel um 106 Prozent, für Kohle und Metalle um 78 Prozent, für Textilwaren um 156 Prozent gestiegen. Mitte November betrugen zum Beispiel in London die Großhandelspreise pro Zentner (der englische Zentner hat 112 Pfund und wiegt ungefähr 50,8 Kilogramm) für australische und argentinische Butter 220 bis 223 Schilling, für englischen Cheddar-Käse 137 Schilling, für holländischen Käse 156 Schilling, für dänischen Speck 162 Schilling, für Schweinefleisch pro 8 englische Pfund (gleich $7\frac{1}{8}$ deutsche Pfund) $9\frac{1}{2}$ Schilling, frisches Rindfleisch $8\frac{1}{2}$ bis 9 Schilling, Eier pro 120 Stück $38\frac{1}{2}$ bis 40 Schilling. Englischer Weizen kostete in London $73\frac{1}{2}$ Schilling pro Quarter (ungefähr $217\frac{1}{2}$ Kilogramm), besserer amerikanischer und australischer Weizen um 5 bis 8 Schilling mehr. Ganz gewöhnliches Weizenmehl (sogenanntes Landmehl) notierte mit 44 bis 45 Schilling pro Sack (280 englische Pfund gleich 127 Kilogramm) ab Mühle. Die Preise für Weizen und Mehl stehen also doppelt so hoch wie zu Beginn des Krieges. Nach den letzten vorläufigen Berichten des »Board of Agriculture« hat England zwar eine etwas bessere Weizenernte gehabt als im vorigen Jahre, nämlich in England und Wales zusammen 7 164 649 Quarter (330 000 Quarter mehr als im Jahre 1916), doch kommt dieses Mehr, da England mit seiner Ernte noch nicht ein Drittel seines Bedarfs zu decken vermag, kaum in Betracht. Trotzdem hat Sir Arthur Yapp, der Leiter des englischen Kriegsernährungsamts, sich genötigt gesehen, der dringenden Forderung der Arbeiter entgegenzukommen und ihre Proportionen etwas zu erhöhen. Die Rationen betragen jetzt, in Gramm umgerechnet, pro Kopf und Woche an Brot: für Schwerarbeiter 3625 Gramm, für Schwerarbeiterinnen 2265 Gramm, für gewöhnliche Arbeiter 2372 Gramm, für gewöhnliche Arbeiterinnen 1822 Gramm, für Kopfarbeiter 1822 Gramm; an Fleisch: für alle ohne Unterschied 906 Gramm (mit Knochen); an Fett (Butter, Margarine und Öl): für alle ohne Unterschied 283 Gramm; an Zucker: für alle ohne Unterschied 226 Gramm. Berücksichtigt muß hierbei werden, daß in England wenig Kartoffeln genossen werden und einigermaßen gute Eßkartoffeln jetzt hoch im Preise stehen. In London kostet jetzt das englische Pfund Kartoffeln im Kleinhandel 2 bis $2\frac{1}{2}$ Pence, also pro deutsches Pfund 18 bis 23 Pfennig.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12

Ausgegeben am 21. Dezember 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Krieg und Landwirtschaft.

Von Robert Reinert (Hannover).

I.

Zu Beginn des Krieges hatte für die Reichsregierung die Frage, welche Maßnahmen zu ergreifen seien, um der Bevölkerung während der Kriegszeit ausreichende Nahrung zu sichern, nur nebensächliche Bedeutung. Man rechnete mit einem baldigen Ende des Krieges und begnügte sich daher mit der Schaffung eines Höchstpreisgesetzes, das den Behörden das Recht gab, Höchstpreise für Lebensmittel festzusetzen und, falls die Händler sich weigerten, zu diesen Höchstpreisen zu verkaufen, den Verkauf selbst auf Kosten des Händlers vorzunehmen. Der Parteivorstand und die Generalkommission der Gewerkschaften haben zwar im August 1914 in einer Eingabe den Reichskanzler auf den großen Ernst der Frage hingewiesen, doch geschah so gut wie nichts. Erst als die Erhebungen über die Brotgetreidevorräte ergaben, wir würden kaum bis zur nächsten Ernte reichen, besann man sich darauf, daß das geheiligte Privateigentum an Lebensmitteln eingeschränkt werden müsse. Die Brotkarte und das Kartoffelbrot hielten ihren Einzug. Freilich auch von dieser Maßregel gilt, was von allen anderen bis auf den heutigen Tag zu sagen ist: sie kam zu spät und regelte nur halb, was ganz hätte getan werden müssen. Durch den freien Handel waren die Roggen-, Weizen- und Mehlpreise schon bis Ende 1914 gewaltig gestiegen, und diese hohen Preise nahm nun die Regierung für das Brotgetreide als Maßstab an. Sofort stieg auch der Preis für das Futtergetreide, für Gerste und Hafer, und die Bauern, die ihren Roggen für 11 Mark den Zentner hergeben mußten, waren gezwungen, Gerste für 17 Mark einzukaufen. Aber die Devise: »Die Landwirte dürfen wir nicht verärgern« war, wie früher, auch jetzt das Leitmotiv der Regierung. Die Landwirtschaft mußte daher von allen Zwangsmaßnahmen möglichst verschont bleiben. Der preußische Landwirtschaftsminister v. Schorlemer sprach es offen aus, der Landwirt müsse unbehelligt bleiben, denn wenn er sein Land nicht mehr bestelle, müßten die Städter hungern. Jede Rationierung der Lebensmittel auf dem Lande erklärte man daher für unmöglich.

War aber im Winter 1915 vielleicht noch zu verstehen, daß die Regierung, da sie ein baldiges Ende des Krieges erhoffte, nur zögernd an die Durchführung kriegssozialistischer Maßnahmen heranging, so hätte ihr doch nach Proklamierung des Hungerkrieges durch England der ganze Ernst der Lage umfassende Regelungen aufnötigen müssen. Schon bei der Einführung der Brotkarte war der Lebensmittelmarkt völlig desorganisiert. Der Kettenhandel stand in üppigster Blüte. Es gab sogar große Gemeinden, die es ablehnten, sich mit dem Ankauf von Lebensmitteln zu befassen. Der Wucher mußte straflos jeden Leichtsinn und jede Notlage aus. Und die Regierung sah

dieser Verwüstung aller sittlichen Begriffe im Lebensmittelverkehr mit ver-
schränkten Armen zu. Das einzige, was sie gegen diese Zustände aufbrachte,
waren kräftige Worte. Der Staatssekretär Dr. Delbrück sagte 1915 im
Reichstag, wer Kriegswucher treibe, habe keine Gemeinschaft mehr mit dem
deutschen Volke, der müsse gebrandmarkt werden für sein ganzes Leben.
Deshalb sollten die Gerichte die Wucherer mit Verlust der bürgerlichen
Ehrenrechte bestrafen können. Eine solche Verordnung ist auch erlassen, sie
besteht auch heute noch; die Kriegswucherer haben aber so gut wie nichts
davon gemerkt.

Dieses Zurückscheuen vor energischen Eingriffen in das »freie Spiel der
wirtschaftlichen Kräfte« konnte man fast bei jeder Verordnung des Bundes-
rats beobachten. Auch das Kriegsernährungsamt vermochte sich davon nicht
freizumachen. Es soll nicht verkannt werden, daß sich einer umfassenden
Regelung von vornherein die allergrößten Schwierigkeiten entgegenstellten.
Gewiß, aber der angerichtete Schaden ist ständig größer geworden, weil man
den Widerständen aus dem Wege ging, anstatt sie hinwegzuräumen. So ge-
wöhnte man die Landwirte mit Erfolg an das beharrliche Zurückhalten ihrer
Waren zur Erzielung höherer Preise.

Im Winter 1914/15 wurden Kartoffelhöchstpreise festgesetzt mit 2,90
Mark pro Zentner und entsprechender Steigerung für die Aufbewahrung.
Man machte amtlich bekannt, wer nicht rechtzeitig abliefere, müsse mit
Herabsetzung der Preise rechnen; eine Erhöhung sei ganz ausgeschlossen. Als
dann der Endtermin herankam, wurden aber im Gegensatz zu der An-
drohung der Regierung die Höchstpreise doch erhöht. Nun waren diejenigen,
die früher geliefert hatten, die Dummen. Sie verdienten weniger als die
Widerspenstigen, denen der Kampf gegen die Verordnungen reichlichen Ge-
winn brachte. Die Folge solcher Vorkommnisse war natürlich allgemeiner
Widerstand der Landwirte gegen weitere Ablieferungen, und da die Regie-
rung ihren Standpunkt, die Bauern (richtiger: die ländlichen Großgrund-
besitzer) nicht zu verärgern, nicht aufgab, blieb ihr keine andere Wahl, als
den Landwirten ihren Widerstand abzukaufen. Das führte zu jenem unheil-
vollen System der Prämienwirtschaft, die nichts weiter ist als eine Zwangs-
barzahlung an die Landwirte, damit sie die Kriegsverordnungen ausführen.
Die rechtzeitige Ablieferung hätte die Regierung zwar auch erreichen kön-
nen, wenn sie für die Ablieferung bestimmte Termine festgesetzt und die
Nichteinhaltung bestraft oder für zu späte Ablieferung den Preis herab-
gesetzt hätte — doch das hätte die »Landwirtschaft« wieder verärgert.

Wenn Verordnungen über Rationierung erlassen wurden, waren sie da-
her auch nur für die großen Gemeinden bestimmt, das Land blieb mit Aus-
nahme des Brotgetreides unbehelligt. Das war besonders der Fall bei
Butter, Fleisch und Milch. Keine einzige der Verordnungen schloß sich an
das Musterbeispiel der Brotregelung an. Was nützte die Rationierung der
Butter in den Städten, wenn man es zuließ, daß auf dem Lande kein Liefe-
rungszwang bestand und die Landwirte auf Schleichwegen, oft auch offen
Butter in die Stadt brachten? Später sind die Verordnungen zwar ergänzt
worden, auch die Erzeuger wurden rationiert, doch der Schaden, der ange-
richtet worden war, war nicht wieder gutzumachen.

Charakteristisch für die Auffassung einer »hohen Regierung« sind die
Reden, die der Präsident des Kriegsernährungsamts v. Batocki und der

Leiter der Reichsfettstelle Landrat v. Grävenitz auf dem sogenannten »Landfrauentag« im Januar 1917 gehalten haben. Herr v. Batocki wies dort auf die Schwierigkeit der Produktion in der Landwirtschaft hin und meinte: »Der große und der kleine Arger wächst mehr und mehr; und dann kommt noch das Kriegs Ernährungsamt mit seinen Verordnungen vom grünen Tisch, die es (aus Angst vor den begehrlichen Verbrauchern in der Großstadt) erlassen muß.« In diesem heiteren Ton sprach er von seinen Erfahrungen und meinte, daß, wenn es ihm gegeben wäre, sich zu ärgern, er sich ganz besonders ärgern müßte. Unter sorgfältiger Heiterkeit empfahl er den Landfrauen, recht reichlich davon Gebrauch zu machen, sich gründlich den Kummer vom Herzen zu schimpfen, denn das sei eine Erleichterung. Kein Wort der Ermahnung und der Schilderung der Ernährungsnot in der Großstadt. Und noch schlimmer ließ sich der Landrat v. Grävenitz aus, der offen erklärte, man sei nur mit »Widerstreben« an die Regelung des Verbrauchs von Butter und Milch herangegangen. Er entschuldigte die Landfrauen, wenn sie sich nicht um die Verordnungen bekümmerten und Wucher trieben, indem er lächelnd hinzufügte:

Wenn der Landmann erst eine Reise machen soll, um seine Butter für 2,20 Mark abzugeben, so sagt er sich: Dann behalte ich sie lieber selber. Los wird er sie schon. Wenn's dunkel wird, kommt ein freundlicher Herr und gibt 8 bis 10 Mark. In den Städten schreit man dann über »Hagier auf dem Lande«. Ja, geht denn die Frau in die Stadt und bietet für 10 Mark an? Oder kommen nicht die Städter in Häufen und betteln: »Egal, was sie kostet, aber wir wollen die Butter haben!«

Warum schoberte denn der Leiter der Reichsfettstelle nicht auf, zu den Höchstpreisen abzuliefern?

Mit der Milchversorgung steht es ähnlich. Es gibt noch Landkreise, die die Milchversorgung nicht durchgeführt haben. Auf den Gütern und Höfen wird oft nicht rationiert. Eine Einschränkung kennt man nicht. Natürlich gibt es auch Kreise, in denen die Anordnungen in bester Weise getroffen und überwacht werden. Das ist aber leider nicht die Mehrzahl, denn sonst würde gerade die Milch- und Butterversorgung anders aussehen. Wollte man eine vollständige Erfassung der Lebensmittel auf dem Lande durchführen, so mußte die Kontrolle der abzuliefernden Mengen den Interessenten genommen werden. Die Gemeindevorsteher sind meist selbst größere Bauern; sie fühlen und denken mit ihren Klassengenossen. Daraus ist ihnen kein Vorwurf zu machen; aber gerade deshalb müssen uninteressierte Verbraucher zur Regelung mit herangezogen werden. Arbeiter und Lehrer, die die Verhältnisse kennen, sollten in erster Linie dabei in Betracht kommen.

II.

Durch die zögernde Inangriffnahme der Ernährungsprobleme ist eine unerhörte Begünstigung der Landwirtschaft herbeigeführt. Unter dem Vorgeben, die Produktion zu steigern, sind die Verbraucher planmäßig mit Preiserhöhungen bedacht worden. Daß die landwirtschaftlichen Lebensmittel nicht zu Friedenspreisen zu haben sein können, ist selbstverständlich; denn auch die landwirtschaftliche Produktion hat sich verteuert. Die Gewinne gehen aber weit über die Produktionsverteuerung hinaus. Schon 1915 richtete die Landesgenossenschaftskasse für die Provinz Hannover:

Etwa vom 20. August 1914 an mehrten sich die Geldeingänge, so daß wir nach und nach die Schulden in Berlin abtragen konnten. Ja, die Überschüsse der Ein-

gänge gegen die Ausgänge waren so groß geworden, daß unsere Schulden, trotzdem wir etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen erste Kriegsanleihe, die bei uns gezeichnet waren, bezahlt hatten, Ende Dezember nicht allein abgetragen waren, sondern daß wir rund 4 Millionen Mark in Berlin gut hatten. Die Geldeingänge waren ganz bedeutend, sie haben sich dann auch in unvermindertem Maße bis auf den heutigen Tag (Mitte April) fortgesetzt, und zwar derartig, daß wir schließlich rund 25 Millionen überschüssige Gelder anzulegen hatten. Die im Monat März 1915 stattgehabte Zeichnung auf die zweite Kriegsanleihe hat dann bei uns das außerordentlich günstige Ergebnis gehabt, daß 21 Millionen gezeichnet wurden. Die Abnahme dieser großen Beträge konnte unsererseits glatt erfolgen.

Seitdem sind die Preise weiter in die Höhe gegangen. Bei Festsetzung der Preise für das Erntejahr 1915/16 wurde die Höhe der im freien Handel gestiegenen Futtermittelpreise insofern berücksichtigt, als für Gerste und Hafer für die Tonne 300 Mark festgesetzt wurde, dagegen für Brotgetreide 215 bis 270 Mark. Zugleich wurde den Landwirten die Hälfte der Gerste zur eigenen Verwertung belassen, wofür sie dann mehr als 300 Mark erzielten. Die Folge war ein weiteres Ansteigen der Viehpreise, die denjenigen, die aus eigener Ernte Schweine mästeten, wieder doppelten Gewinn brachten. Es fehlte eben an einer gleichmäßigen Berücksichtigung und Ausgleichung aller Preise für Erzeugnisse der Landwirtschaft einschließlich des Viehes. Die Landwirte betrieben daher für die nächste Ernte nicht den Anbau der für die Bevölkerung wichtigen Nahrungsmittel, sondern den Anbau, der ihnen den größten Gewinn versprach. Über die Wirkung der Höchstpreise für Brot- und Futtergetreide für die Ernährung des Volkes und den Geldbeutel der Agrarier schrieb der Direktor des Statistischen Amtes von Berlin-Schöneberg Dr. Kuczynsky in der »Hilfe« vom 19. August 1915:

In ihrer Freude über die Beibehaltung der Höchstpreise für Brotgetreide haben die Konsumenten der Steigerung der Höchstpreise für das übrige Getreide nur wenig Beachtung geschenkt. Und doch ist sie von allergrößter Bedeutung. Denn unsere Ernte an Gerste und Hafer ist gewöhnlich nur um ein Viertel geringer als die von Brotgetreide.

Die Erhöhung des Haferhöchstpreises auf 300 Mark hat zur Folge, daß unsere Seeeresverwaltung für die $2\frac{3}{4}$ Millionen Tonnen, die sie in einem Kriegsjahr benötigt, reichlich 800 Millionen Mark zahlen muß, das heißt noch etwa 300 Millionen Mark mehr, als unter Berücksichtigung der erhöhten Produktionskosten... angemessen erscheint. Sie hat weiter zur Folge, daß die Bedarfsartikel, auf denen Wagentransportkosten ruhen, und das sind ja fast alle, dadurch verteuert werden.

Die Erhöhung des Gerstenhöchstpreises hat zur Folge, daß die Schweinepreise dauernd hoch sein werden. Denn bei dem Verbot der Verfütterung von Brotgetreide und der knappen Zufuhr von Mais ist die Gerste das wichtigste Mastfutter. Einem Gerstenpreis von 300 Mark entspricht aber ein Schweinepreis von 80 bis 85 Mark für den Zentner Lebendgewicht beim Produzenten. Ein Gerstenpreis von 300 Mark würde also zwar einen Schweinepreis von 100 bis 120 Mark, wie ihn die Produzenten heute bekommen, nicht rechtfertigen, aber er würde doch einen Preis von 35 bis 40 Mark, wie sie ihn vor Ausbruch des Krieges, oder selbst von 65 bis 70 Mark, wie sie ihn noch im Februar dieses Jahres erhielten, unmöglich machen. Sehr bezeichnend ist denn auch der Rat, der den Landwirten in der »Deutschen Tageszeitung«, Nr. 400 vom 10. August erteilt wird, den Bauern die Malzgerste, für die kein Höchstpreis besteht, nicht schon für 350 Mark zu verkaufen.

Im Wirtschaftsjahr 1916/17 sind die Preise im wesentlichen unverändert geblieben. Die Landwirte behielten 40 Prozent der Gerste, die im freien Handel wahre Phantasiepreise erreichte, besonders durch die Bedürfnisse der

Brau- und Kaffee-Ersatzindustrie. Dadurch stiegen auch die Schweinepreise ins Ungeheuerliche. Hätte man 1915 schon die Preise für Futtergetreide nicht höher festgesetzt als die für Brotgetreide, dann wäre die fabelhafte Erhöhung der Viehpreise und die ungerechtfertigte Bereicherung der Landwirte wenigstens teilweise verhindert worden.

Als die Viehpreise in schneller Steigerung eine für die Ernährung des Volkes beängstigende Höhe erreichten, entschloß sich endlich die Regierung zur Festsetzung von Höchstpreisen, aber nur für Schlachtschweine. Die Preise galten für 32 Städte mit Schlachthäusern und hatten nur für diese Orte Geltung mit der Maßgabe, daß in der Nähe liegende Orte mit eigenen Schlachthäusern, die nicht namentlich aufgeführt waren, sich nach diesen Preisen richten sollten. Diese Preise waren niedriger als die bisher auf den Schlachthöfen erzielten Preise. Außerhalb dieser Städte waren jedoch die festgesetzten Preise nicht maßgebend. Was sogleich bei Einführung dieser Maßregel gesagt wurde, trat denn auch ein: die Viehzüchter lieferten zu diesen Preisen kein Schwein mehr in die Stadt. Die Städte schickten deshalb ihre Einkäufer auf das Land und mußten dort ganz erheblich teurer einkaufen, als die Verkaufspreise in der Stadt betragen. So stiegen nicht trotz, sondern wegen dieser falschen Preisfestsetzungen die Schweinepreise immer höher. Alle an die Regierung gerichteten Anträge, diesem Wucher durch Festsetzung von Stallpreisen entgegenzutreten, wurden durch das preussische Landwirtschaftsministerium abgelehnt. Man versuchte es mit zweifelhaften Ermahnungen an die Landwirte. Ein Landrat begann zum Beispiel seine Ermahnung mit den Worten: »Die für die Städte festgesetzten Preise für Schlachtschweine gelten nicht für das Land.« Er sprach dann die Erwartung aus, daß die Preise so gestellt würden, daß der Verkauf auf den Schlachthöfen noch zu den festgesetzten Höchstpreisen möglich werde. Die Bauern beachtetten aber nur den ersten Satz und verkauften ferner weit über dem Höchstpreis.

Erst als es gar nicht mehr weiter ging, bequembte sich die Regierung zur Festsetzung von Stallpreisen, die aber wesentlich höher waren als die Preise für die Schlachthöfe. Die Käufer hatten überdies noch das Risiko der Gewichtszunahme auf dem Transport, Fracht usw. zu übernehmen. Dadurch waren die durch die Zurückhaltung der Landwirte erzielten hohen Preise dauernd geworden. Die Konsumenten bezahlten die Halbheit der Regierungsmaßregel mit vielen Millionen Mark. Das nicht allein! Es wurden die Viehhandelsverbände errichtet. Der Schlachtviehverkauf wurde monopolisiert und brachte den Viehbesitzern den Vorteil, daß sie sich um Einziehung der Gelder und um den Absatz des Viehes usw. keine Sorge mehr zu machen brauchten. Die Viehhandelsverbände wurden von den Konsumenten bezahlt und erzielten riesige Überschüsse, die satzungsgemäß nicht den Konsumenten, sondern der Landwirtschaft wieder zugute kommen zur Unterstützung der Viehzucht. Der Beitrag beträgt für den Verbraucher etwa 10 Pfennig für das Pfund, das ist ungefähr 2,50 Mark pro Jahr, bei 50 Millionen Menschen, die bei der jetzigen Rationierung versorgt werden, sind dies 125 Millionen Mark — dabei bleibt unberücksichtigt, daß vom 15. April bis zum 15. August dieses Jahres die doppelte Menge Fleisch geliefert worden ist. Natürlich begünstigten die hohen Viehpreise wieder das Versüßern von Brotgetreide, so daß durch Umsehung von Hafer und Gerste in Vieh die Herstellung von Hafer- und Gerstenpräparaten in Gefahr gebracht wurde.

III.

Das Kriegsernährungsamt ließ darauf im Frühjahr 1917 das Professoren-gutachten veröffentlichen, nach dem eine wesentliche Herabsetzung der Viehpreise und Erhöhung der Brotgetreidepreise erforderlich sei, um das Verfüttern von Brotgetreide unlohnend zu machen. Nun wurden im März dieses Jahres die Preise für Roggen um 50 Mark, für Weizen um 30 Mark die Tonne erhöht, der Preis für Hafer um 30 Mark und für Gerste um 10 Mark die Tonne herabgesetzt. Für den Verbrauch blieben von der Ernte nach Abzug der Aussaat $8\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Roggen und $3\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Weizen, zusammen 12 Millionen Tonnen verfügbar. Für Selbstversorgung können 4 Millionen berechnet werden, so daß $6\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Roggen und $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Weizen um 50 bzw. 30 Mark höhere Erträge brachten, zusammen 370 Millionen Mark, während der Minderertrag bei Hafer mit 6 Millionen Tonnen Verbrauch 180 Millionen Mark und Gerste mit 2,5 Millionen Tonnen Verbrauch 25 Millionen Mark Minderertrag bringen, so daß ein Mehrprofit von rund 200 Millionen Mark herauskommt.

Der Gesamtverbrauch ist aber außerdem mit der Druschprämie belastet. Diese betrug für Brotgetreide und Gerste bis 16. August 60 Mark, bis 1. September 40 Mark und bis 1. Oktober 20 Mark für die Tonne. Für Hafer betrug sie dauernd 60 Mark und seit dem 20. November sogar 130 Mark. Nimmt man an, daß die Hälfte allen Brotgetreides und aller Gerste abgeliefert ist und rechnet man durchschnittlich 40 Mark Prämie, so ergibt dies eine Mehreinnahme von rund 250 Millionen Mark, für Hafer dagegen beim Fortdauern der erhöhten Prämien ungefähr 750 Millionen Mark, zusammen 1000 Millionen Mark. In der Staatshaushaltskommission des Preussischen Abgeordnetenhauses berechnete freilich der Staatssekretär v. Waldow die Druschprämien für Roggen und Weizen nur mit 140 Millionen Mark, die auf die Reichskasse übernommen worden sind. Das kommt aber daher, daß aus der Reichskasse nur die Bedarfsverbände die Prämien zurückerhalten, während die Selbstversorgungsverbände sie selbst tragen müssen. Tatsächlich wird die Einnahme an Druschprämien für Brotgetreide für die Landwirte höher als 250 Millionen Mark sein.

Dazu kommen die Preiserhöhungen und Prämien für die Kartoffeln. Im Vorjahr war der Preis für die Erzeuger auf 4 Mark festgesetzt, in diesem Jahre auf 5 Mark und für die westlichen Provinzen auf 6 Mark, in einigen auf 5,50 Mark. Dazu kommt für die Lieferung bis 15. Dezember dieses Jahres eine Schnelligkeitsprämie von 50 Pfennig. In den früheren Jahren galt der Höchstpreis bei Verladung in Bahnwagen oder Schiff, in diesem Jahre werden dagegen für die Verbringung der Kartoffeln vom Hofe des Erzeugers bis zur Absatzstelle noch Anfuhrprämien bezahlt. Sie betragen bei Entfernungen von 3 bis 7 Kilometer 10 Pfennig, von 7 bis 10 Kilometer 20 Pfennig und über 10 Kilometer 30 Pfennig pro Zentner. Bei durchschnittlicher Berechnung eines Preises von 5,50 Mark und 70 Pfennig Prämienzuschlag ergibt dies gegen das Vorjahr 2,20 Mark Mehreinnahme für den Zentner. Nach Abzug der Selbstversorger würde der Verbrauch im Haushalt, für Heer und Marine sowie für Brotfreudung und Kartoffelpräparate mindestens 300 Millionen Zentner betragen. Das ergibt eine weitere Mehreinnahme von 660 Millionen Mark.

Unberechenbar sind die Mehreinnahmen für Gemüse und Rüben. Die Reichsstelle für Gemüse und Obst hat Lieferungsverträge abschließen lassen für Herbstgemüse. Als die Lieferungen beginnen sollten, sind die Preise um 1 bis 1,45 Mark erhöht worden. Nach einer Mitteilung des Herrn v. Batschki im Reichstag sind Lieferungsverträge über 35 Millionen Zentner abgeschlossen worden. Allein für diese Verträge ergibt das eine Mehreinnahme von 50 Millionen Mark. Aber nur ein geringer Teil des Bedarfs wird auf solche Lieferungsverträge bezogen. Im freien Verkauf sind die Höchstpreise weit überschritten worden, ganz abgesehen von den unerhörten Preisen für Frühgemüse. Ebenso sind die Zuckerrüben um 45 Pfennig der Zentner erhöht. Sie haben eine gute Ernte ergeben, so daß die Verarbeitung auf Schwierigkeiten stößt. Die Rübenbauern haben aber große Mengen an Private verkauft zu Preisen, die das Doppelte der Höchstpreise von 2,50 Mark für den Zentner überschreiten. Die Zuckerrübenenernte hat also auch glänzende Mehrerträge gebracht.

Im ganzen sind sicherlich mehr als $2\frac{1}{2}$ Milliarden Mark den Landwirten, besonders den Großgrundbesitzern, als Mehreinnahme in diesem Jahre allein zugeflossen. Trotzdem wird jetzt beraten, ob es nicht erforderlich sei, die Preise erneut zu steigern, damit die Landwirte zum Anbau angetrieben werden. Die hohen Kartoffelpreise ließen die Getreidepreise zu niedrig erscheinen, denn einem Getreidepreis von 280 Mark für die Tonne entspräche ein Kartoffelpreis von 4 Mark für den Zentner. Bei einem Kartoffelpreis von 6,20 Mark müßte also das Getreide 400 Mark die Tonne kosten. Darum verlangt man jetzt unentgeltliches Saatgut, denn man befürchtet, daß die über alle Maßen hohen Erträge für Gemüse sogar den Anbau von Kartoffeln vermindern könnten. So wird immer das im Gewinn ergiebigste Produkt zum Anlaß genommen, um weitere Preiserhöhungen zu fordern, nur weil es an einem einheitlichen Wirtschaftsplan mangelt — und man vor dem Anbauzwang zurückschreckt.

Die Konsumenten haben aber nicht nur die Mehreinnahmen der Landwirte zu fragen, sie müssen außerdem auch die Zwischengewinne des Handels, die Erhöhung der Frachten, die Teuerungszulagen und die riesigen Gehälter der Kriegsgesellschaften in den Kleinverkaufspreisen mit aufbringen.

Mit Ausnahme der großen Kriegsindustriellen gibt es niemanden, der sich solcher Begünstigung während des Krieges zu erfreuen hat, als die Landwirtschaft. Das Handwerk ist in manchen deutschen Gegenden fast zugrunde gerichtet. Eine Anzahl Kleinbetriebe ist durch Zusammenlegung, Wegnahme der Maschinen, Ausbleiben von Aufträgen und Mangel an Rohmaterialien vernichtet. Ihr Wiederaufbau ist äußerst schwierig, denn der Kundenkreis muß erst wieder zusammengeholt werden. Schlimmer noch ergeht es den Arbeitern. Die hohen Löhne in der Munitionsindustrie gehen restlos für Lebensmittel und Kleidung drauf. Dazu ist die Zukunft für die Arbeiter in höchstem Maße unsicher. Niemand weiß, ob nicht in manchen Gewerben Arbeitslosigkeit die Folge des Krieges sein wird.

Ganz anders stehen die Landwirte da. Ihnen bleibt der Grund und Boden erhalten. Um den Absatz ihrer Produkte brauchen sie sich keinerlei Sorge zu machen, denn sie werden noch auf lange Jahre hinaus alles, was sie erzeugen, restlos zu guten Preisen verwerfen können, und zwar bei besseren Produktionsbedingungen als jetzt. Ferner kommt in Betracht, daß

keine derartige Umwälzung der Betriebsformen bei der Landwirtschaft wie in Handel und Gewerbe erfolgt ist. Kein einziger Betrieb ist stillgelegt worden. Vielmehr geschieht alles mögliche, um die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe zu erhalten, oft ohne jede Rücksicht auf die Regeln sparsamer Verwendung von Rohprodukten. So sind zum Beispiel den kleinen Brennerien zur Herstellung von 1 Hektoliter Spiritus 30 Kilogramm Gerste, den mittleren 20 Kilogramm und den Großbetrieben 16 Kilogramm Gerste zugewiesen worden. Wenn 16 Kilogramm Gerste für 1 Hektoliter Alkohol ausreichen, dann müßten doch die unwirtschaftlichen Kleinbetriebe stillgelegt werden, um Material zu ersparen. Es handelt sich dabei um etwa 78 000 Kleinbrennereien mit einem Erzeugnis von nicht mehr als 30 Hektoliter Alkohol für die Brennzeit. Selbst wenn der durchschnittliche Überverbrauch von 2,2 Millionen Kilogramm Gerste über das für die Großbrennereien bestimmte Gerstenquantum hinaus nicht sehr in Betracht käme — tatsächlich kommt er ganz wesentlich in Betracht —, erfordert doch der für die Zuteilung und Abrechnung nötige Beamtenapparat ungeheure Kosten und Arbeitskräfte, die jedenfalls anderweitig nützlichere Verwendung fänden.

So geht die Landwirtschaft, vor allem der Großbesitz, mit Riesengewinnen aus dem Kriege hervor. Der Direktor des Bundes der Landwirte hat einmal das Programm aufgestellt: »man solle weise kontingentieren und rationieren, ohne daß der Bauer Schaden leidet«. Dieses Programm ist befolgt. Der sogenannte »Bauer« hat keinen Schaden erlitten, er hat durchweg durch den Krieg enorm »verdient«.

Spaltungen in der Sozialdemokratie.

Von Wilhelm Bloß.

II.

Vor und nach dem Gosshaer Einigungskongreß.

Von Braunschweig wurde ich nach Leipzig berufen, und zwar an Stelle Liebknechts, der eine zweijährige Festungshaft zu bestehen hatte, in die Redaktion des »Volksstaat«, des Zentralorgans der Eisenacher. Die Heftigkeit des Kampfes mit den Lassalleanern hatte ihren Höhepunkt erreicht; am rücksichtslosesten gingen Liebknecht und Bebel gegen Schweitzer vor. Auch ich zeigte großen Eifer in diesem Kampfe, sollte aber bald etwas abgekühlt werden. Die Bruderparteien standen sich so scharf gegenüber, daß auf dem Eisenacher Kongreß von 1873 der Genosse Lysier, einer unserer besten Redner und Journalisten, allein deshalb aus der Partei ausgeschlossen wurde, weil er an einen Lassalleaner einen freundlichen und versöhnlichen Brief geschrieben hatte. Ich höre noch Vahlkeichs zornbebende Stimme, der neben mir stehend in den Saal hineinschrie: »Er muß hinaus!« Auch ich stimmte für den Ausschluß, weil ich das damals für meine Pflicht hielt.

Nun hatte im Jahre 1873 in Frankfurt a. M. ein Bierkrawall stattgefunden; das Militär hatte auf das Volk geschossen, und es hatte viele Tote und Verwundete gegeben. Zu dem gegen die »Räufelstörer« verhandelten Prozeß erschien in der »Frankfurter Zeitung« ein von dem alten Demokraten Dr. Ludwig Braunfels verfaßter Artikel, welcher daran an-

knüpfte, daß der Staatsanwalt von den »eigentlich Schuldigen hinter den Kulissen« gesprochen hatte. Braunfels glaubte daraus herleiten zu können, daß der Krawall durch Agenten der preussischen Regierung angestiftet worden sei, woraus dann weiter die in solchen Dingen damals üblichen Folgerungen gezogen wurden. Wir druckten den Artikel ab, und Liebknecht hängte noch ein Schwänzchen dran, wo von »bekannten Ober- und Untersozialdemogen« die Rede war. Der Hinweis auf die Lassalleaner, namentlich auf Hasenclever und Hasselmann, war deutlich. Diese machten denn auch einen gewaltigen Lärm. Darum hätten wir uns jedoch wenig bekümmert, da wir fest an die Unschuldigungen gegen die Lassalleaner glaubten; aber nun kam das preussische Ministerium des Innern und stellte Strafantrag gegen die »Frankfurter Zeitung« und gegen den »Volksstaat«.

Der Strafantrag gegen den »Volksstaat« ging erst gegen den verantwortlichen Redakteur, eine fast unbekannte Persönlichkeit. Da kam Liebknecht -- und Bebel stimmte ihm zu -- auf einen absonderlichen Gedanken. Sie wollten aus dem Prozeß eine große Sache machen. Darum schrieben sie mir, ich solle die Anklage auf mich nehmen. Dann sollte ich Liebknecht und Bebel als Zeugen benennen. Sie würden das Belastungsmaterial beibringen, das völlig ausreichen würde, die unlauteren Beziehungen zwischen Herrn v. Schweitzer respektive den Lassalleanern und der preussischen Regierung zu erweisen; ich würde also freigesprochen werden. Obwohl ich mit meinen drei- undzwanzig Jahren noch nicht die Erfahrung besaß, um an alle Konsequenzen eines solchen Schrittes zu denken, so kam mir die Sache doch recht sonderbar vor. Aber Liebknecht hatte die Sache zur »Ehrensache« gestempelt, und da ich nicht feige erscheinen wollte, so reichte ich beim Gericht die Selbstenkundung ein, daß ich den inkriminierten Artikel in Druck gegeben hätte. Alsbald wurde die Anklage wegen Beleidigung des preussischen Staatsministeriums des Innern gegen mich gerichtet.

Liebknecht und Bebel wurden nun eingehend vernommen, und sie brachten gegen Schweitzer ungefähr dieselben Unschuldigungen vor, die sie schon 1888 auf der Elberfelder Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins erhoben hatten. Wie damals, so auch diesmal ohne Erfolg. Bei meinen Verhören gab ich mir alle Mühe, den Standpunkt der beiden Führer und Freunde festzuhalten, allein der Untersuchungsrichter fragte mich einmal lächelnd, ob ich denn wirklich glaube, daß der Staatsanwalt in Frankfurt mit seinem Worte: »die eigentlichen Schuldigen hinter den Kulissen« die preussische Regierung gemeint habe? Ich erkannte, daß das Belastungsmaterial durchaus unzureichend war. Und so wurde aus der ganzen Aktion nichts, wohl aber wurde ich zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. So n e n n a n n, der für die »Frankfurter Zeitung« verantwortlich gezeichnet, erhielt nur zwei Monate; bei mir waren die Zusätze Liebknechts noch strafverschärfend ins Gewicht gefallen.⁷

Schweitzer war um diese Zeit schon aus dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein ausgeschlossen und hatte seine politische Laufbahn beendet, nachdem er noch vorher die Sozialdemokratie zur Einigkeit um jeden Preis ermahnt hatte.

⁷ Gustav M a n e r hat in seiner Biographie Schweitzers dieses Prozeßes ausführlich gedacht.

Liebknecht und Bebel hielten zeit ihres Lebens daran fest, daß Schweiger ein Regierungsagent respektive »Polizeispion« gewesen sei; Bebel betonte dies sogar noch im Reichstag mehr als dreißig Jahre nach Schweigers Tode. Marx dachte bekanntlich darüber anders. Auch die meisten Kenner unserer Parteilgeschichte sind heute längst zu der Überzeugung gelangt, daß Schweiger zwar manchen Anlaß zu den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen gegeben hat, daß er aber nicht das gewesen, was man aus ihm hat machen wollen.

Nachdem ich in Leipzig so abgekühlt worden, kam ich nach Mainz, wo es mir um so leichter war, die inzwischen eingetretenen Veränderungen zu beobachten. Eine zentripetale Tendenz ward in der Sozialdemokratie bemerkbar; die bayerische Gruppe hatte sich mit den »Eisenachern«, die Anhänger der Gräfin Haffeldt mit den Lassalleanern verschmolzen. Man wurde skeptischer gegen die gegenseitigen Anschuldigungen. Schon wagten einzelne zu sagen, sie glaubten so wenig, daß Schweiger ein Agent der preussischen Regierung, wie Bebel ein Agent des Königs von Hannover sei. Man kämpfte eigentlich nur noch um das Gebiet, das man erobert hatte; die Form des Kampfes wurde mäßiger. Als ich 1875 ein dreiköpfiges Blatt für Mainz, Frankfurt und Offenbach erscheinen ließ, beteiligten sich in Offenbach die Lassalleaner an diesem Unternehmen; in Frankfurt ignorierten sie es. Von diesem Unternehmen hat sich das »Offenbacher Abendblatt« erhalten.

1874 waren sechs Eisenacher und drei Lassalleaner in den Reichstag gewählt worden, und man hat gesagt, daß der Verkehr der Abgeordneten untereinander das nunmehr möglich erscheinende Einigungswerk sehr gefördert habe. Dies mag bis zu einem gewissen Grade der Fall sein, obgleich betont werden muß, daß die vor 1870 im Norddeutschen Reichstag sich befindenden Abgeordneten der verschiedenen sozialistischen Richtungen sich nicht nähergekommen sind. Dagegen traten 1874 bereits die Bestrebungen nach Einigung sowohl auf dem Kongreß der Eisenacher als der Lassalleaner stark hervor. Dann kam die Auflösung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins durch den Staatsanwalt Tessenlof und die Schließung der Berliner Mitgliedschaft der Eisenacher. Damit war einer der wesentlichen Trennungspunkte beseitigt. Lassalle hatte am Vorabend seines Todes in seinem Testament geschrieben, sein designierter Nachfolger Bernhard Becker solle an der Organisation festhalten; sie werde den Arbeiterstand zum Siege führen. Dieses Wort war für seine begeisterten Anhänger zum Glaubensartikel geworden. Die Eisenacher verwarfen durchweg diese streng zentralistische, auf eine Präsidialdiktatur zugeschnittene Organisation; einzelne dagegen, wie Theodor York, hielten sie für unübertrefflich. Nachdem die Lassallesche Organisation durch die Polizei aus der Welt geschafft war, erschien eine Verständigung möglich. Töleke schrieb in diesem Sinne an Geib, und es kam zunächst zu vertraulichen Besprechungen und zu Konferenzen, worauf ein Einigungskongreß auf Ende Mai 1875 nach Gotha einberufen wurde.

Jene Tage werden manchem, der sie durchlebt, unvergeßlich sein. Der neuerwachende Gedanke der Versöhnung und der Brüderlichkeit erfüllte und entflammte alle Herzen. Man fühlte sich wie von einem Alp erlöst; in den Versammlungen wurde laut erklärt, man könne gar nicht begreifen, warum man sich so erbittert bekämpft habe. Man sah eigentlich jetzt erst, wie wenig über prinzipielle Fragen gestritten worden war. Trotzdem waren die

Gegensätze prinzipieller Art nicht gering. Denn Marx, Engels, Liebknecht, Bebel, Geib, Bracke usw. standen auf dem Boden des kommunistischen Manifestes, und sie verwarfen die Produktivassoziationen mit Staatskredit, die Lassalle, wie schon erwähnt, aus dem Programm der Arbeiterverbrüderung von 1848 mit herübergenommen hatte. Und doch hatte man diese Forderung in das Eisenacher Programm aufgenommen, weil sie auch bei den Arbeitern, die nicht zu den Lassalleanern gehörten, sehr populär geblieben war.

Die Eisenacher verfuhrten angesichts der Tatsache, daß beide Richtungen ungefähr gleich stark waren, sehr klug. Sie gingen voraussichtlichen prinzipiellen Streitigkeiten möglichst aus dem Wege. In den neuen Programm-entwurf wurden das eherne Lohngesetz und die Produktivassoziationen mit Staatskredit, Bestandteile des spezifisch Lassalleschen Rüstzeugs, abermals aufgenommen. Dafür opferten die Lassalleaner ihre zentralistische Organisation, die durch eine demokratische ersetzt wurde. Den alten Lassalleanern war dies ein sehr schwerer Entschluß. Ich hörte, wie Tölcke bekrübt zu einem rheinischen Delegierten sagte: »Nun ist die schöne Organisation tot!« Er schien sich in den Gedanken gar nicht finden zu können.

Die Verhandlungen in Gotha gelangten rasch zum Ziele. Zwar hatte Karl Marx an dem Programm-entwurf eine eingehende, sehr abfällige Kritik geübt und diese an einige hervorragende Eisenacher versandt. Aber es wurde von diesem Aktensstück kein Gebrauch gemacht, denn es hätte das Einigungswerk gestört. Man nahm an, daß Marx auf seiner fernen Warte im Exil das dringende Bedürfnis nach Einigung nicht in seiner ganzen Bedeutung erkannt habe.⁸ Man verspürte wohl, daß die Delegierten von dem Wehen des Zeitgeistes, das heißt von einem Druck vorwärtsgetrieben wurden, der von dem Bedürfnis der Masse der Parteigenossen nach Einigung ausging. Es wurde auch möglichst vermieden, Worte in die Debatte zu werfen, welche die alte Zwietracht hätten aufs neue aufflammen lassen können. Einige plötzlich auftauchende Klippen wurden rasch überwunden. Einmal wurde die Situation kritisch, als es sich darum handelte, den Satz in das Programm aufzunehmen: »Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse selbst sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse sind.« Der erste Teil stammte aus der alten Internationale und war stilistisch nicht gerade verbessert, wie Marx in seiner Kritik des Programm-entwurfs hervorhob; sehr entschieden aber wandte sich Marx gegen die »reaktionäre Masse«. Es bestand viel Abneigung gegen die Absicht, diese im Oranget der Rede hingeworfene Wendung Lassalles in das Programm aufzunehmen. Da trat nun F r i s s c h e auf und erklärte feierlich, bei diesem Punkte müsse sich zeigen, wer ein wirklicher Sozialdemokrat sei. Diese Improvisation Frisches hatte zwar keinerlei Berechtigung, es wurde nun aber namentlich abgestimmt — und die »reaktionäre Masse« mit allen gegen zwölf Stimmen angenommen. Unter diesen zwölf befanden sich Grillenberger, Wahleisch und ich.

Die Einigung war als reife Frucht gepflückt worden. Das Schiff der Partei segelte bei guter Brise mit stolz geschwellten Segeln in eine hoff-

⁸ Dies ebenso interessante als geistreiche Schriftstück wurde erst 1891 veröffentlicht, als es galt, das Gothaer Programm durch das Erfurter zu ersetzen.

nungsfrohe Zukunft hinein. Die Gegensätze waren wie ausgefüllt bei allen, die der neuen Partei angehörten.* Die unverbesserlichen Störenfriede gingen über Bord.

Dies waren zunächst die sogenannten reinen Lassalleaner, die eine tote Buchstabengläubigkeit für die Lassalleschen Schriften verlangten. Der Kongreß hatte die Himmelsgeduld gehabt, mehrstündige Reden von dieser Seite anzuhören. Ihre Opposition sammelte sich in Hamburg unter der Führung eines gewissen Bräuer, der eifrig bemüht war, seine schon vorhandene Unklarheit durch das Studium von Lassalles »Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos« zu steigern. Diese »reinen Lassalleaner« organisierten sich in Hamburg und Umgegend und setzten dort den Kampf gegen die neue Partei fort. Sie hatten erst einige »Erfolge«. In Altona war ich zugegen, als eine Versammlung, in der Bräcke über den Gothaer Kongreß sprechen sollte, von ihnen gesprengt wurde. Das energische Auftreten der Partei bewirkte jedoch, daß diese Sekte nach und nach verschwand.

Aber es gab auch noch andere unveröhnliche Elemente in der neuen Partei, die sich nicht in die unvermeidlichen Veränderungen finden konnten. Sie sammelten sich um Hasselmann, der eine Sonderbündelei der »alten Lassalleaner« beabsichtigte. Er geriet dabei in den Anarchismus hinein und wurde ausgeschlossen, worauf er nach Amerika ging.

Verschunden waren die alten Gegensätze aber noch nicht. Sie spielten zunächst noch in manchen Gegenden unter der Decke fort. So wurde ich an das Hamburg-Altonaer »Volksblatt« berufen, um ein Gegengewicht gegen den Lassalleaner Hasenclever zu bilden. Indessen vertrugen wir uns, wie es überhaupt in jener Zeit im allgemeinen löblicher Brauch war, sich in die Einigung möglichst loyal zu finden und innere Gegensätze nicht laut werden zu lassen.

Diese Einigung hat denn auch vorgehalten durch vier Jahrzehnte bis zu den Erschütterungen des Weltkriegs. Schwächliche anarchosozialistische Sprengversuche sind mißglückt. Indessen hatten sich die Gegensätze innerhalb der Partei in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg so verschärft, daß eine Spaltung nur noch mit Mühe vermieden wurde. Mit dem Weltkrieg wurde sie unvermeidlich.

Wir alle leben der Hoffnung, daß die deutsche Sozialdemokratie ihre Einheit wieder erreichen wird. Darum ist die Geschichte der einstigen Spaltung und Wiedervereinigung unserer Partei für heute nicht ohne Wert. Sie enthält verschiedene wohl zu beherzigende Lehren. Wohl sind die Zeiten total andere geworden. Immerhin wird man aus jener Zeit ersehen können, daß es sehr angebracht ist, mit schwerwiegenden Beschuldigungen nicht leichtfertig und leichtgläubig zu verfahren. Gerade als einer, der in seiner Jugend in diesem Punkte selbst viel gesündigt und es nachher tief bereut hat, kann ich solche Zurückhaltung nicht dringend genug empfehlen und vor der Veräuschung in mundgerecht gemachten Schlagwörtern warnen.

Die Leitung der »unabhängigen« Sozialdemokratie hat erklärt, die Theorie und Praxis der beiden Richtungen mache eine Wiederannäherung

* Eine Ausnahme bildete der »Pfalzgraf« Ehrhart in Ludwigshafen. Dieser erklärte mir, er halte die Führer der Lassalleaner nach wie vor für Polizeispieler. Er hatte damals seine anarchistische Sturm- und Drangperiode noch vor sich.

unmöglich; man werde dort abwarten, bis sich die Massen der »unabhängigen« Sozialdemokratie anschließen. Nun, wenn der geeignete Zeitpunkt für eine Wiedervereinigung gekommen ist, so wird sich das deutlich genug zeigen. Gerade die Massen werden dann, wie einst vor vierzig Jahren, unwiderstehlich auf Versöhnung und Vereinigung hindrängen. Diese kann aber nur zustande kommen, wenn alle Beteiligten sich Mehrheitsbeschlüssen ehrlich unterwerfen. Jener schlechte Rat, eine »lose Verbindung« zwischen den beiden Richtungen herzustellen und sich damit zu begnügen, würde nur einen anarchischen Zustand in der Partei herbeiführen und ihn verewigen. In einer demokratischen Organisation muß, wenn sie überhaupt bestehen und lebensfähig sein soll, die demokratische Pflicht der Unterwerfung unter die Mehrheitsbeschlüsse peinlichst erfüllt werden. Die Elemente, die sich solchen Beschlüssen nicht unterwerfen wollen oder nicht können, werden über Bord gehen. So wird es kommen, über kurz oder lang.

Biblische Wunder.

Von Rudolf Wissell.

Noch immer geschehen Zeichen und Wunder, auch noch in unserer nüchtern und prosaisch denkenden Zeit. Gerade das nüchterne, in die Materie und die Zusammenhänge der Dinge eindringende Denken unserer heutigen Zeit hat uns befähigt, Wirkungen zu erzielen, die uns im ersten Augenblick wunderbar erscheinen. Vor kurzem gingen schon durch die Tagespresse Mitteilungen über verschiedene mit Hilfe elektrischer Ströme durch Dr. Gonda in Trenosin erzielte Heilungen bei Erkrankten, die an funktionellen Störungen des Nervensystems litten, Heilungen, die bei den Laien den Eindruck des Wunderbaren erweckten; und doch ist das einzige Wunder vielleicht nur die Tatsache, daß der menschliche Körper und Geist in solch verblüffender Weise auf von außen kommende Einwirkungen reagiert. Dabei ist diese Reaktion eine an sich durchaus normale. Man wundert sich nur, daß es erst der Erfahrungen der Kriegszeit bedurfte, solche Reaktionen bei erkrankten Menschen auszulösen. Doch auch das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß erst der Krieg mit seinen verheerenden Wirkungen die große Zahl der Fälle schuf, die das Augenmerk der Ärzte in besonderem Maße auf die Gruppe der hier in Betracht kommenden funktionellen Nervenleiden lenkte und ihnen die Wege wies, die zur Heilung zu beschreiten waren.

Auch in Deutschland hat man diese Wege beschritten. Über sie berichtet eine Reihe von Vorträgen, die von Fachärzten bei der Tagung der Gruppe VI (Fürsorge für Nervenkranken) des beim Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge bestehenden Sonderausschusses für die Heilbehandlung im Juli 1917 und bei den sich daran anschließenden Besichtigungen der Beobachtungsabteilung in Baden-Baden und der Nervenlazarette in Hornberg und Triberg gehalten wurden. Jedem der Teilnehmer wird das, was er hörte und was er erlebte, unvergeßlich bleiben. Denn für den, der diesen Heilungen beiwohnte, war es ein wirkliches Erleben. Ihm wurde die tröstliche Gewißheit, daß gerade für solche schweren nervösen Leidenszustände, wie sie der Krieg in leider so vielen Fällen hervorgerufen hat, nicht nur eine Hei-

lungsmöglichkeit besteht, sondern fast mit Gewißheit eine Heilung erreicht werden kann.

Natürlich ist auch die Kunst des Arztes begrenzt. Wo Nervenstränge mechanisch zerstört oder verletzt sind, wird meist keine ärztliche Kunst vermögen, dem Beschädigten die frühere Funktionsfähigkeit wiederzugeben. Verlorenes wieder wachsen lassen kann kein Arzt; er kann nur helfen, daß die Natur, daß der Organismus sich selbst hilft. Wo aber keine grobmechanischen Verletzungen, wo lediglich funktionelle Störungen, speziell solche auf hysterischen Grundlagen, vorliegen — und seien es die schwersten Fälle der Schüttellähmungen, der Taubheit oder Stummheit —, da ist Heilung zu erzielen.

Die schwere, übermäßige Anspannung des Nervensystems unserer im Felde stehenden Kämpfer hat zu einer erheblichen Vermehrung der nervösen Leiden geführt. Das Nervensystem hielt vielfach nicht stand. Die Art, wie sich diese Leiden äußern, ist sehr verschieden. Es seien nur die häufigsten Formen erwähnt: beiderseitige Taubheit, Augenmuskelfstörungen, Störungen der Stimme, der Sprache (Stottern, Stammeln, Stummheit), Störungen der Aftentfähigkeit, Störungen der Blase in Form von Harnverhaltung und Harnträufeln, Lähmungen und krampfartige Versteifungen einzelner Glieder oder der Bauch- und Rückenmuskulatur, Fallsucht, eigenartige Gangstörungen, Zittern und Schütteln des Kopfes, der Glieder und des ganzen Körpers, seltsame Haltungstörungen, starke Verkrümmungen der Wirbelsäule, zum Teil einzeln; zum Teil in den mannigfaltigsten Verbindungen miteinander und mit leichteren oder schwereren Seelenstörungen vereinigt. Aber gerade die Träger dieser Leiden reagieren auch wieder auf die neue Heilmethode am leichtesten, wenn es gelingt, sie dauernd von den Schädigungen fernzuhalten, die den Ausbruch ihres Leidens bedingten, und wenn man ihnen die Gewißheit verschafft, daß sie solchen Schädigungen nicht mehr ausgesetzt sein werden.

Solange Erkrankte dieser Art nicht zu solcher Gewißheit gelangen, so lange besteht auch bei ihnen ein abnormer Gesundungswillen, ihnen selbst unbewußt, als unterbewußte Abwehraktion gegen das, was ihre Schädigung in letzter Linie herbeiführte, den militärischen Dienst. So hat denn die Erfahrung gelehrt, daß die Sorge, wieder in den Dienst der Front zurück zu müssen, zunächst von ihnen genommen werden muß. Das geschieht durch eine psychotherapeutische Behandlung, die durch die Anwendung leichter elektrischer Ströme unterstützt wird. Und diese Behandlung führt in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auch zur Heilung.

Ganz wunderbar ist es für den einer solchen Heilung Betwohnenden, die Ergebnisse sich vor seinen Augen entwickeln zu sehen, sie wirklich mitzuerleben. Dem Kranken noch ganz unbewußt, stellt sich die Besserung ein — ganz unverkennbar. So sah und hörte ich, wie ein funktionell völlig Tauber während der elektrischen Behandlung, ihm selbst noch nicht bewußt, tatsächlich schon hörte. »Mühen Sie sich nur, das hören zu wollen, was ich Ihnen vorsage, und Sie werden es hören,« redete der Arzt auf ihn ein. »Aber Herr Stabsarzt, ich mühe mich ja, aber ich kann ja nicht hören,« antwortete er, der Taube, der wirklich im Bewußtsein noch nichts hörte. Dann kam ihm das im Unterbewußtsein schon tatsächlich Gehörte schließlich auch zum klaren Bewußtsein. Der Weg aus dem Unterbewußtsein zum klaren Verständnis

wurde frei, und wie das Gesprochene schließlich in das Bewußtsein ein-
drang, da war es wie ein Blitz, der vor dem Kranken niederfuhr, und mit
den Worten: »He ... Herr ... Herr Stabsarzt ... ich ... ich h ö r e ja wieder,
ich h ö r e, was Sie sagen,« fiel der Kranke dem Stabsarzt buchstäblich um
den Hals.

Das muß man miterlebt haben, um seine volle Bedeutung erfassen zu
können. Man muß gesehen haben, wie durch die äußere Anwendung des
elektrischen Stromes auf den Kehlkopf ein völlig Stummer in eine psychische
Erregung hineinkam, die ihn befähigte, in zwanzig Minuten glatt aus der
Zeitung vorlesen zu können, und wie ein mühsam auf zwei Stöcken in das
Zimmer wankender Mensch nach einer halben Stunde stoff und leicht ohne
jede Unterstützung gehen konnte und wie er dann nach einer weiteren Viertel-
stunde in spontaner Aufwallung der Dankbarkeit wieder ins Zimmer hinein-
stürzte: »Herr Stabsarzt, ich wollte mich auch viel-, vielmals bedanken!«

Alle disziplinäre Scheu und alle militärischen Schranken waren ob der ihm
noch kaum faßbaren Heilung überwunden und durchbrochen. »Das sind die
schönsten Punkte in meinem Beruf,« sagte der Arzt zu seinen Gästen, »in
denen aus überfchwellender Dankbarkeit der Behandelte sich so gibt wie
eben I.«

In Hornberg war es, wo sich diese Fälle ereigneten, Fälle, bei denen es
sich nicht um ein Tasten und Suchen handelte, die wie das Hornberger
Schließen ausgingen; sondern bei denen sichere Resultate zu verzeichnen sind.
Und wenn man diese Resultate sieht, dann kann man auch Verständnis ge-
winnen für die Lourdesheilungen. Nur daß es sich hier nicht um Zufalls-
heilungen handelt, sondern um Resultate strengster wissenschaftlicher Be-
mühungen. Das ist den breiten Schichten der Bevölkerung natürlich noch
nicht bekannt. Sie sehen nur die Ergebnisse dieser Fortschritte der ärztlichen
Wissenschaft, wie sie in den Heilungen vorliegen. Kein Wunder, daß sich
dieser Heilungen die Fama bemächtigt hat. Im Gasthaus zu Hornberg er-
zählte mir die alte Wirtin, daß »von weither« ein Mann gekommen sei, der
seit siebzehn Jahren nicht habe gehen können, der habe von den Heilungs-
resultaten gehört und sich behandeln lassen wollen. Die Ehefrau habe ihn ge-
bracht. Sie habe bei ihr eine Nacht gewohnt, aber noch ehe sie anderntags
wieder abgefahren sei, sei der Mann, den man am Tage zuvor zum Lazarett
gefahren habe, frisch und munter den Berg herabgesprungen und sei gesund
mit seiner Frau, beide Freudentränen weinend und das Wunder preisend,
wieder heimgefahren. — Die Tatsache ist richtig, wie ich mich erkundigt habe,
aber die Fama hat unrecht. Sie schiebt diese Heilungen auf die beson-
d e r e n elektrischen Ströme und besond e r e n Eigenschaften der Ärzte.
Dabei handelt es sich nicht um die Anwendung besonderer Ströme — es
braucht sich nicht um »Sinusströme« zu handeln. Auch wohnt den Ärzten
keine besondere »übernatürliche« Begabung inne. Freilich sind tüchtige Ärzte
dazu nötig, die ihr Spezialfach beherrschen und ihren überragenden Willen
dem Kranken psychisch geradezu aufzwingen können. Und auch körperlich
müssen sie auf der Höhe stehen, denn mehr noch als der Kranke wird der
Arzt körperlich und geistig durch die Behandlungsweise in Anspruch ge-
nommen.

Leider kommen die Erkrankten der hier erörterten Art nicht immer in
die geeignete ärztliche Behandlung. Dr. Wilmanz führte das in einem Vor-

trag (siehe die »Kriegsbeschädigtenfürsorge«, 2. Jahrgang, S. 133, 134) darauf zurück, daß kein Gebiet der Medizin dem Durchschnittsarzt so verschlossen sei wie das der Hysterie. Die Erklärung dafür liegt nach ihm nur zum Teil in der verhältnismäßigen Seltenheit solcher Krankheitszustände im Frieden, sondern ist vor allem auf den ganz unzureichenden Unterricht an den Universitäten zurückzuführen.

Deshalb hat das Sanitätsdepartement nach drei Kriegsjahren auf die Erfahrungen eines Armeekorps hinzuweisen für nötig erachtet, daß die hysterische Stimmlosigkeit vielfach fälschlich für organisch erachtet werde; so ist es entschuldbar, daß die hysterische Ertaubung vielen Fachärzten für Ohrenheilkunde noch nahezu unbekannt ist und Hunderte von hysterisch Ertaubten überflüssigen und kostspieligen Ablesekursen unterworfen werden; so ist es begreiflich, daß Tausende von Hysterischen in den Badeorten unter der Bezeichnung Rheumatismus und Ischias erfolglose Wadekuren durchmachen. Besonders verhängnisvoll sind aber die Verkennungen hysterischer Störungen durch die Chirurgen und Orthopäden. Unter den von anderen Armeekorps als tuberkulöse Wirbelsäulentzündung in die Lazarette für chirurgische Tuberkulose des 14. Armeekorps eingewiesenen Mannschaften befanden sich eine ganze Anzahl von hysterischen Beimgelähmten, die in den Nervenlazaretten von ihren oft viele Monate bestehenden Leiden in einer Sitzung geheilt wurden. Daß Kranke mit hysterischen Haltungstörungen, Lähmungen und Kontrakturen als Wirbelsäulenverletzte erkannt und mit schweren Gips- und Lederpanzern und hohen Renten entlassen werden, ist etwas fast Alltägliches. Noch kürzlich hat der fachärztliche Beirat für Orthopädie im Gardekorps in der Zeitschrift für Krüppelfürsorge einen Aufsatz über eine eigenartige Verschüttungskrankheit veröffentlicht, die er als organischen Ursprungs betrachtet und mit orthopädischen Vorrichtungen behandelt, die sich aber unsere Fachärzte in wenigen Minuten zu heilen getrauen werden. Und einem Orthopäden in Dresden war es sogar vorbehalten, die verschiedenartigsten hysterischen Krankheitszustände für Äußerungen einer von ihm erfundenen rätselhaften Erkrankung, der sogenannten „Insufficiencia vertebrae“ zu erklären. Leider bleibt es nicht bei überflüssigen Gipspanzern und überflüssigen Veröffentlichungen, leider hat die Verkennung hysterischer Leiden — Lähmungen und Kontrakturen — auch zu blutigen Eingriffen geführt, durch die die Kranken zeit ihres Lebens geschädigt wurden.

Außer einer Verkennung der wahren Natur des Leidens war bisher — selbst bei einer an sich richtigen Deutung — auch in der Behandlung desselben eine ganz falsche Bewertung der tieferen Ursachen üblich. Das ist namentlich auf dem Gebiet der Unfallversicherung vielfach hervorgetreten. Gerade die auf hysterischer Grundlage beruhenden Unfälleiden haben den Arbeitern den Vorwurf der Rentensucht, der Übertreibung und der Simulation eingetragen. Sie sind Anlaß gewesen, von der psychischen Infektion durch die Rentenversicherung, von alle Moral zersetzenden Entartungserscheinungen zu sprechen. In der Art von Kuren à la Dr. Eisenbart hat man sie zu heilen versucht: mit Rentenver sagung und Renten kürzung. Die vielfach gemachten Erfahrungen, daß eine Kapitalabfindung zu einer dauernden Heilung des Leidens geführt hat, haben die Vorschläge auf Änderung der Gesetzgebung zur generellen Ermöglichung der Abfindung gezeitigt. Vorschläge der letzteren Art zeigten noch das meiste Verständnis für den in der Art der Krankheit begründeten und dem Erkrankten nicht auf das Schuldkonto zu schreibenden abnormen Heilungswillen des Leidenden, zweifelten am wenigsten an dem sittlichen Charakter des Erkrankten, der sonst vielfach, auch von Ärzten, mit um so schärferen und gröberen Ausdrücken

verdächtigt wurde, je geringer das ärztlich psychologische Wissen vom Wesen der Hysterie bei dem Beurteiler war, der die Hartnäckigkeit dieser Leiden lediglich der Rentensucht der Erkrankten zuschrieb. Daraus entsprang dann der leider in nur zu vielen Fällen gemachte Versuch, durch den brutalen Zwang des Hungers, der Rentenverfugung, den Erkrankten zur Arbeit zu zwingen. Typisch für diese Beurteilung und den auf sie gestützten Weg zur Heilung des Leidens ist ein mir vorliegendes ärztliches Gutachten eines berufsgenossenschaftlichen Vertrauensarztes, das, in der Kriegszeit erstattet, folgendes sagt:

Die Verletzte hat, kurz wiederholt, am 11. Dezember 1905 eine leichte Wehrnerschütterung erlitten, und aus dieser verblieb eine hartnäckige, allen gütlichen Bemühungen trotzhende Hysterie. Unter dem Schutze der gerichtlichen Entscheidungen vermehrte sich die Abneigung der sehr wohl arbeitsfähigen Frau gegen jede Betätigung, sie wurde leidenschaftlich, heftig und wies alle ärztlichen Bemühungen zu ihrer Wiederaufrichtung schroff zurück. Der Versuch, nach Fug und Recht, endlich die Frau mit sanftem Zwang wieder pädagogisch auf den Weg der Genesung zu bringen, scheiterte an einer ärztlichen Beurteilung, die das Gericht freilich nicht zu der seinigen machte, aber doch, gestützt auf sie, die Rentenherabsetzung ablehnte. Dieser Versuch muß nun nochmals gemacht werden; aber ich schicke meinen Ausführungen die dringliche Bitte voraus, daß man das Oberversicherungsamt um Einweisung der M. . . in eine der Leipziger Unfallstationen ersucht. Wenn es noch eines Nachweises für die Richtigkeit meiner dem Schiedsgericht und Reichsversicherungsamt schon vielfach gemachten gutachtlichen Ausführungen in Sachen der bisherigen ärztlichen und richterlichen Beurteilungen der Hysterie bedurft hätte, so hat ihn der jetzige große Krieg, wie alle sachverständigen Offiziere und Ärzte wissen, hundertfach erbracht. Man hat hysterische Rentenempfänger mit hohen Rentenbezügen ohne Widerrede eingestellt und sie in den Schützengraben geschickt, wo sie gesund geworden sind. Ja wir haben in Sachsen Fälle, wo hysterische Rentenempfänger nicht nur dasselbe wie andere, sondern noch mehr geleistet haben und mit den höchsten Auszeichnungen, dem Eisernen Kreuz erster Klasse, bedacht wurden. Bei den Landsturm-aushebungen, die ich zum Teil für Dresden selbst geleitet habe, wird daher in ganz Deutschland auf diese sogenannten nervösen Beschwerden nicht die geringste Rücksicht genommen, und man stellt diese hysterischen Menschen, die bisher der menschlichen Gesellschaft zur Last gelegen haben, aus den höchsten sittlichen Gründen der Volkswohlfahrt und Völkerziehung zur Pflichterfüllung ein.¹ Es hat sich erwiesen, daß unsere bisherigen Anschauungen über die Behandlung und Beurteilung der Hysterie falsche und verderbliche waren und daß für den willensschwachen und ungebildeten Menschen es nur ein einziges Mittel gibt, den Zwang. . .

¹ Ich führe das Gutachten lediglich zur Illustration einer bestimmten ärztlichen Auffassung an und will und kann deshalb nicht im einzelnen gegen dasselbe polemisieren. Aber es liegt doch zu nahe, in Form einer kurzen Fußnote darauf hinzuweisen, wie sehr sich die Auffassungen gerade der Kreise gewandelt haben, die vor dem Kriege von den vermeintlichen und entnervenden, »den moralisch und hygienisch unerwünschten Folgen der Sozialversicherung«, von dem Schwinden des persönlichen Verantwortlichkeitsgefühls usw. gesprochen haben. Dieselben Leiden, die hierzu Anlaß gegeben haben, werden nun als ein Nichts bewertet. So zeigt sich das entgegengesetzte Extrem angesichts der Tatsache, daß das Bewußtsein sozialer Pflichterfüllung wie nie zuvor in unserer Volke zum Durchbruch gekommen ist. Das mußte natürlich auf die Schwarzseher und Kassandrager der Vorkriegszeit wie ein Wunder wirken. Die Empfindung irgendeiner Erscheinung als Wunder beruht ja auf dem zumeist subjektiven Unvermögen, die Ursachen dieser Erscheinung erkennen zu können.

Wenn wirklich so, wie es in dem Gutachten gesagt wird, verfahren worden ist, wenn trotz der Erkennung eines hysterischen Leidens die Einstellung der Betroffenen nicht nur in den Heeresdienst erfolgte, sondern sie auch an die Front geschickt wurden, dann darf man sich natürlich nicht wundern, daß die Zahl der Erkrankungen der hier in Betracht kommenden Art, im Heere, wenn auch nicht relativ, doch absolut recht groß ist. Natürlich kann im Einzelfall auch ein Hysterischer in der Erregung des Augenblicks Großes leisten. (Gerade in der Erregung schwinden ja so oft die Leidenszustände der Hysterie, allerdings um nach dem Abklingen der Erregung sich häufig in vermehrter Stärke wieder einzustellen. Oft werden die Symptome der Hysterie gerade durch Schockwirkung ausgelöst.) Aber wie kann man Leistungen des Augenblicks zum Beweis allgemeiner Leistungsfähigkeit machen! Die Arbeit des täglichen Lebens erfordert zähe, beharrliche Konzentrierung der Kräfte. Zu solchen kann man den Leidenden nicht mit Gewalt zwingen; er muß durch systematische Heilung zu ihr befähigt werden.

Sicher wird keiner der Ärzte, die den neuen Weg der Heilung dieser Leiden erkannt und beschritten haben, zu solchen Maßnahmen schreiten, wie sie das obenzitierte Gutachten empfiehlt, sie werden alles tun, um zu verhindern, daß die Soldaten mit labilem und sensitivem Nervensystem in Situationen hineinkommen, in denen dieses Belastungsproben ausgesetzt wird, unter denen es notwendig zusammenbrechen muß.

Wir stehen noch am Beginn des neuen Weges der Heilung neurotischer Leiden, aber soweit er sich bisher überschauen läßt, führt er sicher zum Ziele. Ist es auch überaus traurig, daß es erst die Kriegserfahrungen sein mußten, die diesen Weg finden ließen, so ist doch die Tatsache, daß dieser Weg gefunden wurde, höchst erfreulich. Er führt zu einer neuen Zeit in der Behandlung der Neurotiker.

Aus der Frühzeit bürgerlicher Verfassungskämpfe.

Zur hundertsten Wiederkehr der Burschenschaftsjahre.

Von Karl Wendemuth.

Die preußische Agrarwirtschaft war aus der Reformära von 1807 bis 1813 nicht geschwächt, sondern wesentlich gestärkt hervorgegangen. Das hatte die absolute Königsgewalt, die Junkerkaste und das Beamtenum, die allesamt in diesem Boden wurzelten, neu gefestigt. Die neuen bürgerlichen Kräfte hatten sich zwar während des letzten vorausgegangenen Jahrzehnts verhältnismäßig schnell entwickelt, da Napoleon, mit scharfem Blick für die große Hilfe, die ihm daraus erwuchs, dem Handel und der Industrie die Wege bereitet hatte; jedoch war die neu erwachsene Bourgeoisie noch viel zu schwach, um einen maßgebenden Einfluß auf das Staatsganze ausüben zu können. Hinzu kam, daß die Wirtschaftskräfte eine lange Zeit nach dem Sturze Napoleons noch schwer unter der Aufhebung der Kontinental Sperre zu leiden hatten und sich Handel und Industrie wegen ihrer ganz entgegengesetzten Stellung zu den Schutzzöllen scharf befehdeten. Zudem waren die Regierenden klug genug, wenigstens den unumgänglichsten wirtschaftlichen Bedürfnissen zu entsprechen. Das lenkte die neuen Kräfte vorläufig von den großen Fragen des Staatslebens ab.

Nur die Schicht der Intellektuellen rührte sich. Als das akademische Deutschland aus den sogenannten Befreiungskriegen auf die Universitäten zurückkam, be-

rausch noch von dem Erlebten und erfüllt mit hohen Idealen von Vaterland und Freiheit, spürte es sofort wieder die niederdrückende Dumpsheit des alten Lebens, sah es den ganzen Plunder einer längst vergessenen gewählten Welt von neuem erstehen. Daraus bildete sich von selbst das Streben nach dem, was schon vor dem Kriege unter der Wucht der Vorlesungen von Fichte, Luden, Oken, Arndt ufw. leise erglommen war und an den Lagerfeuern feste Gestalt angenommen hatte: die Sehnsucht, ein Leben zu beginnen, das freier, edler, besser sei und — unter Befestigung der stets schlägerbereiten, zersplitterten Landsmannschaften — alle Gleichgesinnten zu einem großen Ganzen vereinige.

Der erste Schritt hierzu geschah am 12. Juni 1815 in Jena, dem freiesten akademischen Lehrplatz, durch Gründung der Burschenschaft, dem sich bald weitere solche Bestrebungen in Berlin, Gießen, Tübingen, Bonn ufw. anschlossen.

Das war trotz aller großen Ideen eine recht unschuldige Sache, um so mehr, als sich dieses Trachten teilweise in allerlei Außerlichkeiten verlor, die Kleidung mittelalterlich-romantisch ummodelte und die Sprache mit einem schwülstigen Pathos überlud. Aber es erregte doch das peinlichste Aufsehen in den Regierungskreisen der vielen deutschen Vaterländer, die ihr böses Gewissen ob der vielen unerfüllten Versfassungsversprechungen schlagen hörten.

So wurden denn auch bald alle Freiheitsregungen, ganz gleich, wo sie erwuchsen und wie sie geartet waren, unter eine sehr scharfe Aufsicht gestellt und rücksichtslos unterdrückt, als die Anschauungen des akademischen Deutschland beim sogenannten Wartburgfest im Jahre 1817 dadurch einen harmlosen Ausdruck fanden, daß übermüdete Studenten nach dem eigentlichen Fest als Symbol des alten Regierungssystems einen Schnürleib, Zopf und Korporalstock, dazu mißliebige Bücher unter eilichen Kampfesreden verbrannten. Sofort setzte sich die ganze Heilige Allianz in Bewegung, und der König von Preußen fahndete nach den preußischen Teilnehmern am Wartburgfest, verbot alle studentischen Verbindungen bei Strafe der Relegation, machte die Professoren für den Geist innerhalb der Studentenschaft verantwortlich und drohte, jede Universität zu schließen, an der weiterhin diese »Zügellosigkeit« hervortrete. Doch nun loderte das Feuer der Rebellion bei den Burschenschaftlern nur höher auf. Ein Teil von ihnen fand sich auf den rauen Boden der Wirklichkeit zurück, von dem aus er ganz konkrete politische Anschauungen entwickelte, die ihn in ein immer radikaleres Fahrwasser trieben, so sehr auch die Burschenschaften als Korporationen alles Politische ablehnten.

Ein Jahr nach dem Wartburgfest schlossen sich in Jena sämtliche deutschen Burschenschaften zur Allgemeinen Deutschen Burschenschaft zusammen, einer freien Vereinigung, die sich »auf dem Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Vaterlandes« erheben sollte und als Grundsatz aufstellte: Einheit, Freiheit, Gleichheit aller Burschen untereinander sowie christlich-deutsche Ausbildung aller Kräfte zum Wohle des Vaterlandes. Zugleich entstand, hauptsächlich von Süddeutschland aus, wo sich schon unter eifrigster Teilnahme von Burschenschaftlern mit Professoren an der Spitze heftige Landtagskämpfe entwickelt hatten, eine starke verfassungsrechtliche Strömung, die zwar ziemlich freien Anschauungen huldigte, aber nicht von Utopien und religiösen Verbämungen loskam. Sie führte unter dem Druck der Verhältnisse zu geheimen Verbindungen und zur Beratung von allerlei Kampfesmitteln. Das trieb natürlich wieder zu scharfen Gegenmaßnahmen der Reaktion. Als diese daher 1818 in Aachen auf dem ersten derjenigen Kongresse zusammenkam, die beim zweiten Pariser Frieden von den Gegnern Frankreichs zu dem Zwecke beschloffen worden waren, über die »Sicherung der europäischen Ruhe« zu beraten, wandte sie sich vornehmlich der Frage zu, wie die Burschenschaftsbewegung unterdrückt werden könne. Die Haupttreiber hierbei waren der russische Zar und der österreichische Staatskanzler Metternich, aus wohl-erwogenen Gründen, denn sie fürchteten von dieser alldeutschen Bewegung nicht nur eine Kräftigung Preußens nach innen, sondern — als stärkster unter den eigent-

lich deutschen Staaten, zu denen Österreich infolge seines überwiegend großen Einflusses fremder Nationalitäten nicht gut gerechnet werden konnte — auch nach außen. Der preussische König aber sah das nicht ein, vielmehr erließ er am 11. Januar 1819 eine Kabinettsorder, in der er anordnete, daß nunmehr der Unterricht streng überwacht, die Auswahl der Universitätslehrer mit Vorsicht getroffen, der Turnunterricht den Schulen überlassen und auf körperliche Abhärtung beschränkt werden solle. Aber kaum waren diese Maßregeln verkündet, da wurde in Mannheim Kosebue, den die Burschenschafter wegen seiner Begeisterung der Burschenschaftsbewegung aus Weimar vertrieben hatten, von dem fanatischen Burschenschafter Sand erdolcht. Nunmehr erteilte der König sofort den Polizeibehörden außerordentliche Vollmachten, setzte eine besondere Kommission zur Verfolgung der Burschenschafter ein, verbot der preussischen Studentenschaft den Besuch der Jenaer Universität und wies die Senate der preussischen Universitäten an, ihm allmonatlich über alle disziplinarischen Vorkommnisse zu berichten, besondere sogar augenblicklich zu melden. Das war für die untergeordneten Behörden das Signal, um mit der vollen Verfolgung einzusetzen. Jahn wurde in Ketten nach Spandau überführt — ein Schicksal, dem sich der Publizist Görres nur durch die eiligste Flucht ins Ausland entziehen konnte, während Arndt, dessen Buchhändler Reimer, Justus Gruner, das Gelehrtenbrüderpaar Welcker usw., um nur einige der vielen zu nennen, mit schikanösen Hausdurchsuchungen bedacht wurden, meistens lediglich zu dem Zwecke, sämtliche Papiere dieser Männer zu beschlagnahmen. Ferner verloren Arndt, de Wette — ein sehr bekannter Theologe in Halle — und andere sofort ihre Professur. Und endlich kamen alle Verdächtigen unter ständige Spitzelaufsicht, wozu sogar Schleiermacher, Niebuhr, Eichhorn usw. gehörten.

Und nun gar die Burschenschafter selbst! Sie wurden in Untersuchungen verwickelt, verhaftet und gefangen gehalten, oft ohne begründete Ursache, nicht selten wegen ganz unverfänglicher Äußerungen. Aber der Hauptschlag gegen die Universitäten wurde von der internationalen Reaktion geführt, auf einer Konferenz, die ihre Wortführer kurz nach diesen Ereignissen in Karlsbad abhielten. Einer der Haupttreiber dabei war wieder Metternich, freilich auch nur einer, die deutschen Potentaten, vor allem die von Preußen, Bayern, Württemberg und Baden, halfen redlich mit, indem sie hilfsehend nach bundesgesetzlichen Ausnahmemassregeln schrien. Es kam zunächst am 1. August 1818 zwischen Preußen und Österreich zum Abschluß der Teplitzer Punktation, in der sie sich verpflichteten, »bei ihren Verbündeten den Satz der Notwendigkeit zu unterstützen, daß notorisch schlechtgesinnte und in die Umtriebe des heutigen Studentenunfugs verflochtene Professoren alsbald von den Lehrstühlen entfernt werden und daß kein ähnliches von einer deutschen Universität entferntes Individuum auf den Universitäten in anderen deutschen Staaten Anstellung erhalten sollte«. Danach wurde in Karlsbad mit allen anderen Fürsten als bindend für den ganzen Deutschen Bund vereinbart: »An jeden Universitätsort wird ein Bundesbevollmächtigter gesetzt, der den Geist zu beobachten hat, in dem die Lehrer wirken, um diesem eine heilsame, auf die künftige Bestimmung der Jugend berechnete Richtung zu geben. Jeder Lehrer, der Dinge vorträgt, die die Staatsordnung untergraben, wird abgesetzt und darf innerhalb des Deutschen Bundes kein öffentliches Lehramt mehr bekleiden. Sämtliche studentischen Verbindungen, namentlich aber die Burschenschaften, werden verboten, da es schlechterdings unmöglich sei, eine fortdauernde Gemeinschaft zwischen den deutschen Universitäten bestehen zu lassen. Diejenigen, die wegen Teilnahme daran von einer Universität entfernt worden sind, dürfen auf keiner anderen Universität zugelassen werden, auch nie ein Staatsamt bekleiden.« Weiterhin wurde die Zensur für alle Druckschriften unter zwanzig Bogen eingeführt und zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe eine Zentralkommission in Mainz eingesetzt.

Das schwarze Obergericht in Mainz brachte es jedoch zu keinem rechten Erfolg, trotz aller Mühe, die es sich gab, und trotzdem es aus den brauchbarsten

Schergen zusammengekehrt worden war. Ebenso erging es auch dem Untertribunal in Breslau, einer Verfolgungsbehörde, die gleich nach dem Sandschen Attentat von den Kampf und Genossen gebildet worden war. In dieser mißlichen Lage fand allein der Geheime Rat Kampf einen Ausweg: er erfand eine neue Definition des Hochverrats, wonach gar nichts Gewaltthätiges oder auch nur Gesehwidriges geschehen zu sein brauchte, um jemanden dieses Verbrechens für schuldig zu befinden, vielmehr schon genügte, daß Ideen vertreten worden waren, die der bestehenden Staats- und Verfassungsform irgendwie Abbruch tun konnten. Das setzte endlich die Breslauer Immediatuntersuchungskommission, die zwar nur untersuchen konnte und sollte, aber schon längst richterliche Befugnisse erhalten hatte, in den Stand, mit genügender Bravour gegen die Demagogen vorzugehen. Sie zog jeden in Untersuchung, der im Geruch stand, irgendeine von der Norm polizeifrommer Denkart abweichende politische Anschauung zu haben, und ließ keinerlei Einrede gelten, so begründet diese auch sein mochte, so daß meistens eine Verurteilung herauskam, mindestens aber Amt und Würden des Delinquenten hängen blieben. Der König selbst verschärfte noch verschiedentlich die Beschlüsse. So bestimmte er, daß alle Druckschriften, auch die über zwanzig Bogen starken und diejenigen der Universitäten, der behördlichen Genehmigung bedürften, und dekretierte, daß vor der Anstellung von Lehrern und Geistlichen ein Führungsattest über den jeweiligen Prüfling von den in Frage kommenden Polizeibehörden eingelegt werden müßte.

Die deutsche Burschenschaft hatte sich bald nach dem Beginn dieser Verfolgungen freiwillig aufgelöst, um ihre Mitglieder nicht unnütz zu gefährden, hatte sich aber bald darauf von neuem konstituiert, diesmal jedoch als das, was die Metternich, Kampf und Konforten schon immer in ihr suchten: als Geheimbund, der trotz oder gerade wegen aller Verfolgungen seine Ziele mit ständlg schärferer Nuancierung hervorkehrte und mit immer heißerer Energie zu verwirklichen suchte.

Daraufhin wurde den Regierungsbevollmächtigten an den Universitäten durch eine Kabinettsorder vom 27. Juli 1821 die Befugnis erteilt, von sich aus, ohne gerichtliche Untersuchung und ohne Heranziehung der akademischen Behörden jeden sofort von der Universität zu jagen, der sich nach der Überzeugung des Bevollmächtigten einer Teilnahme an den geheimen Verbindungen verdächtig gemacht habe. Am 8. September desselben Jahres wurde gar durch eine weitere Order verfügt, daß in allen denjenigen Fällen von Übertretungen des Verbindungsverbots, die bisher nach dem Strafgeset mit Festungsarrest bestraft worden waren, nunmehr auf Festungsarbeit und Zuchthaus erkannt werden könne. Und als die Studentenverbindungen trotz alledem kräftige Zeichen ihres Lebens verrieten, da erging am 21. Mai 1824 eine neue Kabinettsorder gegen die Demagogen. Danach sollten zunächst alle nach Art der Burschenschaften organisierten Studentenverbindungen als gemeine verbotene Korporationen betrachtet und alle Teilnehmer daran kriminal-gesetlich, außerdem mit Relegation und Unfähigkeitserklärung in bezug auf jedes öffentliche Amt — auch als Arzt — bestraft werden. Weiterhin wurden alle einzuleitenden Untersuchungen der Polizei übergeben, die wieder von sich aus das Recht hatte, die Sachen entweder den Gerichten zur weiteren Erledigung zu übergeben oder sie selbstherrlich zu entscheiden. Und um diese Verfügung recht wirksam zu machen, wurden der Polizei die Regierungsbevollmächtigten an den Universitäten samt den Universitätsrichtern unterstellt, wozu die weitere Bestimmung kam, daß denjenigen Lehrinstituten, deren Behörden die Regierungsagenten nicht genügend unterstützen würden, das Recht der Rektorewahl aberkannt werden solle. Ferner wurde am 4. August vom König bestimmt, daß alle diejenigen, die als Burschenschaftler verurteilt worden wären, niemals begnadigt, sondern stets mindestens sechs bis acht Jahre in Kriminalfestungshaft behalten werden sollten. Und als 1824 wieder einmal der Deutsche Bundestag zusammentrat, da sorgte die preussische Regierung mit dafür, daß die unseligen Karlsbader Beschlüsse, die nun schon volle fünf Jahre bestanden, ohne weiteres verlängert wurden, diesmal auf gänzlich unbe-

stimmte Zeit. Weiterhin ließ sie die Vorlesungsverzeichnisse an den Universitäten beaufsichtigen, um die Professoren je nach den Themen zu tadeln oder zu loben, ließ die Professoren zu bestimmten Vorlesungen anhalten und begann, sogenannte Studienkommissionen einzusetzen, die die Studierenden bei der Auswahl der zu belegenden Kollegien überwachen sollten.

Mit alledem wurde denn auch die preußische Reaktion der Burschenschaftsbewegung endlich mächtig. Deren energischste Vertreter lagen hinter Kerkermauern, soweit sie nicht geflohen waren, die übrigen fügten sich mehr oder weniger zähneknirschend dem Zwange der Verhältnisse.

Literarische Rundschau.

Paul Umbreit, Übergangswirtschaft und Arbeiterinteressen. Zehn Aufsätze über die wichtigsten Fragen der Überführung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft. Berlin 1917, Verlag für Sozialwissenschaft. 48 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Der Verfasser, bekannt als leitender Redakteur des »Korrespondenzblatts der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands«, behandelt in seinen zehn Aufsätzen eine Reihe verschiedener, sich aus der Überführung der heutigen Kriegswirtschaft in den normalen Friedenszustand ergebende Probleme, wie zum Beispiel die Regulierung der Ein- und Ausfuhr während der Übergangszeit, die Valutafrage, Rohstoffverteilung, Lebensmittelversorgung, Arbeitsvermittlung, Unterbringung der zur Fahne Einberufenen in lohnenden Arbeitsstellen, Auflösung des Hilfsdienstes usw.

Wie das deutsche Wirtschaftsgetriebe sich nach Kriegsausbruch mehr und mehr auf den Kriegszustand eingerichtet hat, indem es sich mit großer Gewandtheit den veränderten Produktions- und Absatzbedingungen anpaßte, die Erzeugung auf den neuen Bedarf des Inlandsmarktes und die steigende Nachfrage der Heeresverwaltung einstellte und knapp werdende Roh- und Halbstoffe durch Ersatzstoffe ergänzte, so wird auch die Rückkehr zur Friedenswirtschaft wieder eine Umschaltung des Getriebes nötig machen, und zwar wird diese trotz des unleugbar vorhandenen Warenbedarfs sich schwerer vollziehen als die Einstellung auf den Krieg, da eine ganze Reihe der zur Wiederaufnahme der früheren Produktionsfähigkeit erforderlichen Produktionsmittel, wie zum Beispiel Roh- und Hilfsstoffe, Maschinen, Arbeitsgeräte usw., inzwischen aufgebraucht oder verschliffen sind. Soll sich deshalb der Übergang ohne schwere, krisenartige Erschütterungen des ganzen Wirtschaftslebens vollziehen, die die Arbeiter und Angestellten am schwersten treffen würden, so ist eine planmäßige Überleitung der heutigen Wirtschaftszustände in den Friedenszustand, ist volkswirtschaftliche Organisation nötig. Diese Organisationstätigkeit bildet den Gegenstand der Umbreit'schen Untersuchung. Mit eindringender Sachkenntnis und zugleich mit einer gewissen Zurückhaltung, die durch die Schwierigkeit der heutigen Lage und unsere Unkenntnis des schließlichen Kriegsausganges geboten ist, schildert er die Forderungen, die die deutsche Arbeiterklasse in ihrem Interesse an die staatliche Leitung der sogenannten »Übergangswirtschaft« stellen muß. Vielleicht werden einzelnen Kritikern diese Forderungen nicht weit genug gehen — wenigstens sind mir persönlich derartige Bemerkungen über die Umbreit'schen Aufsätze zu Gehör gekommen — doch meines Erachtens ohne Berechtigung; denn es kann sich nicht darum handeln, aus agitatorischen Gründen möglichst weitreichende Forderungen zu stellen und in den zur Fahne Einberufenen Hoffnungen zu wecken, die sich in Anbetracht der ganzen Wirtschaftslage gar nicht erfüllen lassen, sondern die Organisationsvorschläge in den Grenzen des Möglichen zu halten und nicht Erwartungen aufzustacheln, die notwendig später zu bitterer Enttäuschung führen müssen. Man kann nicht Fragen, wie die der Übergangswirtschaft, unter dem Gesichtspunkt der bloßen Agitation betrachten.

Heinrich Cunow.

Dr. Wilhelm A. Dyes, *Die Kriegsfolgezeit und deren wirtschaftliche Organisation.* (Dringliche Wirtschaftsfragen, Heft 7.) Leipzig 1917, Verlag von Veit & Co. 80 Seiten Oktav. Preis 1,50 Mark.

Eine ruhige und sachliche, auf Grund vieler Beobachtungen im Ausland auch während der Kriegszeit verfaßte Schrift, die schon wegen ihres wertvollen Materials im Texte wie im Anhang trotz manches Widerspruchs, den sie naturgemäß speziell beim sozialdemokratischen Leser hervorruft, und trotzdem sie natürlich mit jedem Monat des Krieges überholt wird, auf das wärmste empfohlen werden kann. Die nach der ersten Periode der Kriegsfolgezeit, die in wirtschaftlicher Beziehung eine Fortsetzung der Kriegszeit sein wird, einsetzende zweite Periode schätzt Dyes auf mehrere Jahrzehnte. Sie wird bestimmt durch die jedenfalls bald gründlich überholte Schätzung, daß bei einem angenommenen europäischen Gesamtvermögen von 1800 bis 1800 Milliarden Mark die Kriegsschulden und weitere Kriegslasten 420 bis 450 Milliarden Mark ausmachen werden. Schon die Begründung dieser Behauptung im ersten Kapitel läßt das Studium der Schrift sehr wünschenswert erscheinen. Deshalb soll man aber nicht alles billigen, was in dieser Arbeit ausgeführt wird, so zum Beispiel nicht seine unbedingte Empfehlung des Taylorsystems. Die Arbeiterfragen sind überhaupt die schwache Seite des Verfassers. Er verlangt nichts weniger von der sozialdemokratischen Partei, als daß sie »ihr altes Gewand und ihren alten Namen abstreife und sich als nationaldemokratische Partei bezeichne«. Dabei übersieht der Verfasser nicht die gesteigerten Schwierigkeiten für die Arbeiterklasse nach dem Kriege, die Einschränkungen der Lebenshaltung, die man ihr zumuten wird, und ähnliches. Über die sozialen Fragen sind nicht seine Stärke. Er erkennt nicht, daß die von ihm gerühmte Verminderung der Kindersterblichkeit vor allem zurückzuführen ist auf das Versiegen der Kindernährmittel und auf die viel zu geringe Menge der zur Verfügung gestellten Kuhmilch, so daß die gesteigerte Zahl der Brustkinder die Reduktion der Kindersterblichkeit erklärt, wie das schon vor mehr als siebenzig Jahren, wenn wir nicht irren, von Dupetiaux für die langwährenden belgischen Bergarbeiterstreiks bei den größten Entbehrungen der damals nicht unterstützten Bergarbeiterfamilien festgestellt wurde. Wertvoll wird die Schrift besonders dort, wo sie von den auswärtigen Handelsbeziehungen, von der Notwendigkeit künftiger Ausfuhr nach dem jetzt feindlichen Ausland spricht. Der Verfasser meint, daß sittliche Entrüstung eine unzulängliche Kriegswaffe ist, er beleuchtet das Benehmen der Deutschen im Ausland, er erweist die Notwendigkeit, aus dem Ausland Rohstoffe zu beziehen. Auch die Kritik unserer vielgerühmten Organisation während des Krieges und für die Zeit nach dem Kriege, wie manche Vorschläge für die Übergangswirtschaft machen die Schrift sehr lesenswert. Durch ihre ruhige Sachlichkeit und durch ihre verständige Beurteilung der ausländischen Zustände zeichnet sie sich in erfreulicher Weise aus vor zahlreicher anderer Kriegsliteratur. Ist auch so manches nicht zu unterschreiben in der Schrift, ja einiges entschieden zu bekämpfen, so sind doch die meisten Ausführungen praktisch, nützlich, sie regen häufig zum Nachdenken an.

ad. br.

Physiologie und Ökologie. 1. Botanischer Teil. Unter Redaktion von O. Haberlandt, bearbeitet von Fr. Czapek, H. v. Guckenberger und E. Baur. Kultur der Gegenwart, Leipzig 1917, Verlag von W. G. Teubner. Mit 119 Abbildungen. 338 Seiten. Preis geheftet 11 Mark, gebunden 13 Mark.

Wir haben schon früher andere Bände dieser Sammlung in der Neuen Zeit besprochen und auf die Bedeutung derselben hingewiesen.

Der vorliegende Band bringt zunächst eine kurze Einleitung in die Pflanzenphysiologie von Czapek. Es folgt eine sehr eingehende Darstellung der Ernährung der Pflanze von demselben Verfasser. Dieser Abschnitt nimmt den dritten Teil des

Buches ein. Er ist sehr populär geschrieben, berücksichtigt aber gleichzeitig alle großen modernen Probleme der Ernährungsphysiologie der Pflanze. Jeder interessierte Leser wird diesen Abschnitt mit dem größten Genuß und auch mit dem größten Nutzen lesen. Im dritten Abschnitt behandelt Guttenberg das Wachstum und die Entwicklung der Pflanze. Dieser Abschnitt liest sich weniger flüssig als derjenige von Czapek, was vielleicht an seiner zu großen Kürze liegen mag. Sehr eingehend behandelt Guttenberg in einem folgenden großen Abschnitt die Bewegungserscheinungen im Pflanzenreich. In diesem Abschnitt ist auch die ganze Reizphysiologie der Pflanzen mitbehandelt, das heißt ihre Reaktionen auf Lichtreize, auf die Schwerkraft, auf Berührung usw. Auch das Problem der Reizleitung im pflanzlichen Organismus ist hier besprochen. Das alles sind Probleme, die sich von jeher eines großen Interesses auch in weiteren naturwissenschaftlich interessierten Kreisen erfreut haben. Die Lektüre dieses Abschnitts wird von den meisten populären Lesern jedoch Ausdauer und ganzes Interesse verlangen, da man die Reizphysiologie in populären Büchern bisher eigentlich nur in ihren ganz allgemeinen Grundlagen behandelt hat. Mit sehr großem Interesse wird man auch den letzten Abschnitt über die Physiologie der Fortpflanzung im Pflanzenreich lesen, den E. Baur geschrieben hat. Man wird nur bedauern, daß der Abschnitt so kurz ist. Besonders hervorzuheben ist die große begriffliche Präzision in dem Aufsatz von Baur.

Die Ökologie, die Lehre von den Anpassungserscheinungen der Organismen, welche den Organismus in seinen Beziehungen zur Umgebung betrachtet, ist in dem vorliegenden Buche nicht aus der Gesamtheit der physiologischen Betrachtung herausgeschält.

Wir können diesen Band wie die vorhergehenden auch Arbeiterbibliotheken warm empfehlen, wenn die materiellen Verhältnisse es ihnen gestatten, auch auf das tiefere naturwissenschaftliche Interesse vieler ihrer Mitglieder Rücksicht zu nehmen.

L i p s i t.

Notizen.

Deutschlands Handelsverkehr mit dem britischen Weltreich. Die Frage, wie sich in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem jetzigen Weltkrieg das Handelsverhältnis Großbritanniens und Irlands und im weiteren des ganzen britischen Weltreichs zu Deutschland gestaltet hat, wird zurzeit in der englischen Handelspresse vielfach erörtert. Interessant ist eine von einigen Blättern veröffentlichte Tabelle der Entwicklung des englischen Handelsverkehrs mit Deutschland von 1904 bis 1914. Sie weist nach, daß während dieses Zeitraums die jährliche Einfuhr des Vereinigten Königreichs aus Deutschland nach der englischen Statistik die Ausfuhr nach deutschen Häfen um durchschnittlich 14 Millionen Pfund Sterling überstiegen hat. Die Handelsbilanz Englands im Verkehr mit Deutschland war also ständig passiv. Aber das gilt nur, wenn man lediglich den Handelsverkehr Deutschlands mit Großbritannien und Irland betrachtet; nimmt man das ganze britische Weltreich als Einheit, ergibt sich ein wesentlich anderes Resultat, denn aus dem Kolonialbesitz Englands hat Deutschland in den Jahren von 1904 bis 1914 durchschnittlich für 28 Millionen Pfund Sterling mehr an Waren bezogen, als es dahin ausfuhrte, und zwar hat sich dieses Verhältnis mehr und mehr zuungunsten Deutschlands verschoben. Deutschlands Handelsverkehr mit dem gesamten britischen Weltreich zeigt also eine zunehmend passive Tendenz. In dem dem Weltkrieg vorausgegangenen Jahrzehnt hat demnach Deutschland im Durchschnitt alljährlich um zirka 14 bis 15 Millionen Pfund Sterling mehr aus dem britischen Gesamtreich bezogen als dorthin ausgeführt.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13

Ausgegeben am 28. Dezember 1917

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Parteipsychologisches.

Von Heinrich Cunow.

Es ist eine allbekannte psychologische Erscheinung, für die auch die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie mannigfache Beweise liefert, daß, wenn sich im Leben einer großen politischen Partei ein innerer Revolutionierungsprozeß vollzieht, diejenigen, die aktiv an dieser Bewegung teilnehmen, oft am wenigsten die Motive und Richtung des Prozesses begreifen — je weniger gewöhnlich, desto mehr sie in dem sich entwickelnden Meinungsstreit selbst Partei ergreifen. Die von ihnen von ihrem Standpunkt aus beobachteten Vorgänge werden, da nur diese in ihr beschränktes Gesichtsfeld fallen, gewöhnlich allein in Betracht gezogen und erleiden zudem durch die parteilich zugeschliffene Brille meist eine starke Strahlenbrechung, so daß sich ein recht starker Brechungskoeffizient ergibt. Und noch mehr verzerrt sich das Bild, wenn die Beobachtung gewissermaßen per Distanz durch vorgehaltene fremde Brillen aus einem ganz anderen gesellschaftlichen Milieu heraus erfolgt. Ein Beispiel dafür, welche Zerrbilder unter solchen Umständen zustande kommen, bieten die Artikel einzelner österreichischer Parteiblätter über den Würzburger Parteitag und die Parteispaltung der deutschen Sozialdemokratie, ihre Motive und Tendenzen. Vor allem ist es ein O. B. gezeichneter Artikel des neuesten Doppelheftes des »Kampf«, der auf Grund eines durch fremde Brillengläser irritierten Sehvermögens ganz seltsame Urteile über die Parteispaltung der deutschen Sozialdemokratie fällt. Nach O. B.s Auffassung hat die deutsche Sozialdemokratie, soweit sie nicht dem Spaltungsruf folgte, einfach die Theorie des einstigen Revisionismus akzeptiert und ist dadurch zu einer »nationalsozialen Reformpartei« geworden, die heute genau bei jener Praxis angelangt ist, die der Begründer des verunglückten Nationalsozialismus, Pfarrer Naumann, ihr bereits vor zwei Jahrzehnten »Wort für Wort« empfohlen hat. »Was gestern noch als Revisionismus bekämpft worden war, ward«, so behauptet O. B., »mit einem Male zur Überzeugung der Mehrheit der Parteigenossen.« Eine Umwandlung, die nach O. B.s psychologischem Scharfblick dadurch erfolgt ist, daß sich der deutschen Arbeiterklasse »mit einem Male ganz neue Möglichkeiten erschlossen«. Der Vertrieb des »Vorwärts« auf den Eisenbahnen wurde erlaubt, den Eisenbahnern die Organisation freigegeben! Und nun glaubte die Arbeiterklasse plötzlich, daß sie »durch braves patriotisches Verhalten« aus der dankbaren Hand der Herrschenden eine reiche Ernte sozialer Reformen heimbringen könnte. Auch winkte am fernen Horizont das Bündnis mit bürgerlichen Parteien. So schwor denn, wie O. B. behauptet, die Sozialdemokratie ihre alten revolutionären Überlieferungen ab und bewilligte die geforderten Kriegskredite.

Eine totale Verkennung der Parteipsyche zu Beginn des Krieges und zugleich ein kühnes Hinwegsehen über die Folge der Zeitergebnisse. Wo haben sich denn zu Kriegsbeginn der Arbeiterschaft die von O. B. erwähnten Möglichkeiten erschlossen? Solche Möglichkeiten erwartete man weder auf der Seite der sogenannten Kreditbewilliger noch der Kreditverweigerer. Und die Erlaubnis des »Vorwärts«vertriebs auf den Bahnhöfen wie die Zugeständnisse an gewerkschaftliche Organisationen sind doch nicht dem 4. August, von dem O. B. die sogenannte Abschwenkung in das revisionistische Lager datiert, vorausgegangen, sondern zum Teil in weiten Abständen gefolgt. Sie können also auch nicht die Ursache der Bekehrung zum Revisionismus sein, sondern lediglich deren Folge — oder will O. B. behaupten, daß die Reichstagsmehrheit, die in den Augusttagen die Kredite bewilligte, schon diese Folgen vorausgesehen hat und sich durch sie zu ihrer Taktik bestimmen ließ? Wenn O. B. sich durch zuverlässige, wahr berichtende Teilnehmer über die damaligen Konferenzen und Debatten in den internen Parteikreisen berichten läßt, wird er ein ganz anderes Bild der Stimmungen und Erwartungen erhalten.

Noch seltsamer ist die Behauptung, die deutsche Sozialdemokratie hätte sich zum alten Revisionismus bekehrt und dessen Erbsfolge angetreten. Der Riß der Parteispaltung geht mitten durch das einstige revisionistische wie durch das sogenannte radikale oder marxistische Lager. Ein Teil jener örtlichen Parteigenossenschaften, die jahrelang als revisionistisch verschrien waren, steht heute auf der Seite der »Unabhängigen«, während andererseits viele Mitgliedschaften, die einst als die stützenden Säulen des revolutionären Radikalismus galten, darunter die Parteiorganisationen des rheinisch-westfälischen Industriereviere und der großen nordischen Handelsstädte, heute durchweg auf der Seite der sogenannten »Regierungssozialisten« stehen, also nach O. B.s Auffassung »plötzlich« ihren alten Radikalismus abgeschworen haben.

Und wie steht es mit den einstigen Führern des Revisionismus? Ein Teil gehört heute sicherlich zu der sozialdemokratischen Partei, die theoretischen Hauptführer jedoch zu den »Unabhängigen«, nach O. B.s Meinung jetzt die alleinigen Vertreter des revolutionär-marxistischen Gedankens. Darunter Eduard Bernstein, der einstige Vater und Interpret des theoretischen Revisionismus, Kurt Eisner, gegen den 1905 hauptsächlich (nicht gegen Grabnauer, Weßker und Schröder) von Bebel und dem Berliner Radikalismus die sogenannte »Palastrevolution« im »Vorwärts« durchgeführt und gegen den als Hauptvertreter der unmarxistischen ethisch-ästhetischen Betrachtungsweise damals Mehring und Kautsky in die Arena stiegen, ferner August Erdmann, der gegen Laufenberg seine spitzen Wurfspieße schleuderte, usw. Auch, um einen anderen zu nennen, der O. B. näher bekannt sein dürfte, Rudolf Hilferding, gegen den im Jahre vor dem Krieg die Berliner Radikalen ihre Anklage wegen revisionistischer Anwendungen erhoben, so daß sich Hilferding zu einem Verteidigungsplädoyer vor einer großen Parteiversammlung gezwungen sah. Und nun sollen alle diese ehemaligen Revisionisten plötzlich Vertreter des reinen revolutionären marxistischen Sozialismus sein — und zwar, obgleich sie fast sämtlich selbst behaupten, daß sie ihre Ansichten über den Entwicklungsgang des Sozialismus nicht geändert hätten?

Und noch seltsamer ist es um den Nationalsozialismus Naumannscher Tradition bestellt, den O. B. bei der deutschen sozialdemokratischen Partei entdeckt hat. Wäre tatsächlich die deutsche Sozialdemokratie, wie er behauptet, beim Nationalsozialismus angelangt, so müßten sich doch alle jene nationalsozialen Elemente, die sich in den Jahren vor dem Kriege nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus der sozialdemokratischen Partei angeschlossen, bei der Parteispaltung in die neue nationalsoziale Richtung abgewenkt sein, denn hier hätten sie doch nach O. B.s Ansicht ihr altes nationales Programm wiedergefunden. Tatsächlich haben sich jedoch mindestens drei Viertel, wenn nicht vier Fünftel der ehemaligen Nationalsozialen auf die Seite der Unabhängigen geschlagen. Nach O. B.s Logik vertreten diese ehemaligen Nationalsozialen, die zum Teil noch zwei, drei Jahre vor Kriegsausbruch den Marxismus öffentlich aufs heftigste bekämpften, heute die revolutionär-marxistische Theorie, während die Marxisten, die damals dem Nationalsozialismus entgegentraten, heute Nationalsozialisten geworden sind. Seltsam, wie sich doch in Köpfen, die die inneren deutschen Parteiströmungen und -verhältnisse nicht kennen, das Bild des deutschen Parteiens Lebens malt.

Die heutige Parteispaltung in Deutschland hat mit der alten Devise »Sie Revisionismus, Sie Radikalismus (bezw. Marxismus)!« recht wenig zu tun. Von den ehemaligen Radikalen, die als konsequente Marxisten galten, stehen heute entschieden weit mehr auf der Seite der »Regierungssozialisten« als der sogenannten »U-Sozialisten«, und die bürgerlichen Blätter, die da deklamieren: »Rechter Hand, linker Hand — alles vertauscht!«, kennen die Parteipsyche besser als O. B. Eine Trennung nach bestimmten Parteigrundsätzen bedeutet schon deshalb die Trennung nicht, weil sie sich in Deutschland gar nicht auf Grund bestimmter prinzipieller Fragestellungen vollzogen hat. So richtig es ist, daß im Grunde genommen die heutige Parteikrise eine theoretische Krise ist und letzten Endes aus einer Divergenz der Auffassungen des weiteren sozialen Entwicklungsganges und des sich aus diesem ergebenden faktischen Verhaltens, besonders zum Gegenwartsstaat, entspringt, so falsch ist die Behauptung, daß in den Augusttagen 1914 wie später bei der Fraktionspaltung die Scheidung nach theoretischen Gesichtspunkten erfolgt ist. Sie ist vielmehr, wie schon im Artikel über den Würzburger Parteitag gesagt wurde, eine *i n s t i n k t i v e* oder, wenn dieses Wort weniger anstößig erscheint, eine *g e s ü h l s m ä ß i g e*. Betrachtungen über revolutionäre oder revisionistische Entwicklungsprinzipien haben dabei keine oder höchstensfalls eine ganz nebensächliche Rolle gespielt. Was die Entscheidung bestimmte, war ein auf der Seite der Mehrheit lange zurückgestautes Heimats-, Staats- und Volkszusammengehörigkeitsgefühl — vor allem aber das Gefühl, daß es gelte, alle Kraft zusammenzufassen, um gegen den gewaltigen feindlichen Ansturm den deutschen Boden, das deutsche Wirtschaftsleben zu verteidigen, mit dem, wenn es zertrümmert würde, auch die Basis eines fernerer Aufstiegs der deutschen Arbeiterklasse zusammenbrechen werde.

Man darf nicht vergessen, wie vorherrschend damals in der Sozialdemokratie noch die Ansicht war, die nur künstlich aufrechterhaltene, »überlebte« kapitalistische Wirtschaft werde schon nach wenigen Monaten unter der Kriegswucht zusammenstürzen, am schnellsten und gründlichsten natürlich in den unterliegenden Ländern. Eine dumpfe Furcht vor diesem Kommenden

hielt die meisten Gemüter gepackt. Charakteristisch dafür ist, daß gleich nach der Kriegserklärung der »Vorwärts« Bebel's Jenaer Ausführungen über den großen Kladderadatsch, den unfehlbar der nächste Krieg heraufbeschwören werde, aus dem Parteitag protokolliert abdruckte und mehrere andere Parteiblätter diesem Beispiel folgten. Trat man in engeren Parteikreisen dieser Ansicht entgegen und wies darauf hin, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem eine weit größere Zähigkeit besitze, wurde man geradezu ausgelacht. Als ich in den ersten Wochen des August 1914 schrieb, daß die Furcht vor einem Zusammenbruch der deutschen Banken ganz unbegründet sei, und dann, um die Furchtsamen zu beruhigen, Anfang September in der *Neuen Zeit* (Heft 21) zu sagen wagte, das kapitalistische Wirtschaftssystem Deutschlands habe »eine größere Elastizität«, als selbst manche bürgerlichen Nationalökonomten meinten, man brauche nur die früheren Prophezeiungen über die ersten volkswirtschaftlichen Folgen des Ausbruchs eines Krieges zwischen den europäischen Großmächten mit den sich vor unseren Augen abspielenden Vorgängen zu vergleichen, und jeder, der nicht aus eitler Rechthaberei gewaltsam die Augen vor den Tatsachen verschleße, würde zugestehen müssen, »daß es in mancher Hinsicht ganz anders gekommen« sei, wie er so oft in Zeitungen und in gelehrten Schriften gelesen und — geglaubt habe — da wurde ich fast von guten Freunden bemitleidet, und einige Zeitschriften erklärten mir geradeheraus, wenn ich noch nicht zu der Erkenntnis gekommen sei, daß mindestens bis zum Frühjahr (Frühjahr 1915) das kapitalistische Wirtschaftssystem völlig zusammengebrochen sei, dann sei ich ein kompletter Idiot.

Und ebensowenig haben auf der Seite der damaligen Parteiopposition — nebenbei bemerkt, damals noch ein kleines Häuflein — revolutionäre oder marxistische Prinzipien über die Haltung entschieden. Ich kann darüber sehr gut aus eigener Erfahrung sprechen, denn ich gehörte in den ersten beiden Monaten, bis mir die politische Konstellation klarer und klarer wurde und ich erkannte, welche großen Interessen der Arbeiterschaft auf dem Spiele standen, selbst zur Opposition. Was diese zu ihrer Haltung bestimmte, war erstens die Befangenheit in alten Parteiüberlieferungen, besonders in pazifistischen Traditionen, ferner aber die Hoffnung, die Internationale werde bald einen Frieden erzwingen und dann die deutsche Sozialdemokratie, wenn sie die deutsche Regierung unterstütze, ihre angesehene Stellung innerhalb der Internationale verlieren, vor allem aber das Gefühl eines starken Gegensatzes gegen den Staat, der die Sozialdemokratie bisher unterdrückt, das Sozialistengesetz jahrelang grausam gehandhabt, viele hart verfolgt und eingekerkert und noch eben vor Kriegsbeginn sich angeschickt hatte, das Koalitionsrecht einzuschränken. Daneben spielte auch die Ansicht mit, das ganze politische und wirtschaftliche System werde, wenn der Krieg längere Zeit andauern sollte, unzweifelhaft zusammenbrechen, und es werde dann der Sozialdemokratie um so leichter sein, sich aus dem Chaos als revolutionäre Macht zu erheben, je weniger sie sich mit dem alten System eingelassen und durch Bewilligung der Kriegskredite den Krieg »fanktioniert« habe.

Der Glaube an die bevorstehende Götterdämmerung des Kapitalismus und die demnächstige proletarische Staatsdiktatur war bei den sogenannten Radikalen noch mehr zum Dogma geworden als bei den »Kreditbewilligern«.

Und, merkwürdig — die Extreme berühren sich —, als diese Hoffnung mehr und mehr abbröckelte, da wandelte sich der Glaube an den demnächstigen Untergang des kapitalistischen Systems in das Dogma: der Krieg werde alle reaktionären Bestrebungen stärken, die wirtschaftliche wie die politische Entwicklung um dreißig, fünfzig Jahre zurückwerfen und die kriegführenden Völker zwingen, wieder mit ihrer Entwicklung auf einer Stufe zu beginnen, die schon vor einer, zwei oder drei Generationen erreicht worden sei. Die von Lensch und mir verfochtene Ansicht, der Krieg bedeute eine Weltrevolution, die, wenn sie sich auch nicht in den Bahnen vollziehe, wie die vulgär-marxistische Prophezie verkündet habe, doch zu einer gewaltigen Umwälzung des Wirtschaftsgetriebes, der Klassenschichtung und damit auch der politischen Systeme führen werde, wurde als phantastisches Hirngespinnst bespöttelt.

Wenn aber schon in den führenden Kreisen nicht marxistische Prinzipienfragen, sondern Stimmungen und Verstimmungen den Ausschlag gaben, so hatten auf die Haltung der großen Masse derartige Fragen noch weniger Einfluß. Wendemuth hat durchaus recht, wenn er kürzlich in seinem Artikel »Partei streit und Masse« (Heft 8, S. 139) ausführte, nicht das Bewußtsein irgendwelcher prinzipieller Gegensätze hätte einen Teil der Arbeiterschaft in das Lager der »Unabhängigen« getrieben, sondern der psychische und physische Druck, der auf einem großen Teil der Arbeiterklasse lastet, und das Verlangen, sich aus diesem Druck zu befreien, das heißt die Opposition gegen den Krieg, die nach der Ansicht vieler von den Unabhängigen stärker, rücksichtsloser geführt wird als von den »Kreditbewilligern«, die ja der Regierung »immer wieder das Geld zur Verlängerung des Krieges vorstrecken«.

Es ist nichts als eine Legende, prinzipielle Gegensätze und theoretische Erwägungen hätten zur Trennung der Partei geführt, die Scheidung wäre eine »grundsätzliche«, und auf der einen Seite stände, zur Wahrung der alten sozialistischen Prinzipien bereit, der Schlachthausen der erprobten Marxisten, auf der anderen Seite die zum Nationalsozialismus abgesehenkten Nichtmarxisten. Jedenfalls muß es auf der Seite der Unabhängigen mit der marxistischen »Prinzipienfestigkeit« recht schwächlich bestellt sein, denn von den Führern, die heute im Parlament und in der Presse die Grundsätze und Taktik der Unabhängigen begründen, haben gar manche früher mit gleicher Energie die gegenteilige Auffassung vertreten und erst dann die Prinzipienwidrigkeit ihres Tuns erkannt, nachdem sie schon drei- oder viermal für die Kriegskredite gestimmt hatten.

Allerdings hat sich aus der Scheidung und schließlich Spaltung ein theoretischer Meinungsstreit, ein Fechten mit theoretischen Argumenten entwickelt; aber er ist nicht die Ursache der Trennung, sondern ihre Folge — einerseits das Ergebnis der Bemühungen der Wortfechter der ursprünglichen Minderheit, ihre Haltung durch Berufung auf alte Anschauungen, Traditionen, Grundsätze, Beschlüsse der Partei zu rechtfertigen, andererseits des Bemühens der theoretischen Köpfe der Mehrheit, die betreffenden Traditionen und Anschauungen als falsch interpretiert oder als irrig und durch die fortschreitende Entwicklung überholt nachzuweisen.

Aber dieser sogenannte Prinzipienstreit hatte zunächst, wie sich aus dem Inhalt der Parteipresse in den ersten Kriegsmonaten nachweisen läßt, gar keine Bedeutung. Er hat sich erst mit der Zunahme des Gegensatzes zwischen

den »Umlernern« und den »Eingeroßten« entwickelt, mit dem Eintritt neuer Erfahrungstatsachen in das Gesichtsfeld des einen Teils und dem um so zäheren Versteifen des anderen Teils auf alte Formeln, Anschauungen und Illusionen. Aber auch heute ist es noch immer nur ein recht kleiner Teil der Parteigenossen, der an diesem Streit teilnimmt, denn die Folge der Tatsache, daß so viele Anschauungen, Konstruktionen, Behauptungen des parteiüblichen Vulgärmarxismus sich als leere Illusionen erwiesen haben, hat die Neigung, alle Theorie für grau und überflüssig zu halten, natürlich nicht vermindert. Wer mit intelligenten Arbeitern, die früher sich sehr für theoretische Diskussionen interessierten, heute darüber spricht, erhält gar oft zur Antwort: »Von dem, was unsere theoretischen Autoritäten uns als sichere Folgen eines Weltkriegs prophezeit haben, hat sich fast nichts bewahrheitet; fast alles ist anders gekommen. Was hat aber eine Theorie für einen Zweck, die nicht voraussieht und nur zwanzig oder dreißig Jahre hinterher beweist, daß eigentlich alles so gekommen ist, wie es hat kommen müssen. Am besten ist, alle Theorie beiseite zu lassen und praktisch zu arbeiten.«

Das ist der Erfolg, den tatsächlich der Vulgärmarxismus der letzten zwanzig Jahre in einem beträchtlichen Teil der sozialistischen Arbeiterschaft Deutschlands erzeugt hat: eine Abwendung von der Theorie. Daß so manche Lehre, die ihnen als »marxistisch« serviert worden ist, gar keine Marx'sche Originaltheorie ist, sondern eine unrichtige Interpretation marxistischer Thesen und Hypothesen, oft nichts als eine Verquickung Marx'scher Auffassungen mit kantianischen, rousseauistischen oder liberal-ideologischen Ideen, ist den meisten Arbeitern natürlich nicht bekannt. Und noch weniger verstehen sie, daß sich in der jetzigen Entwicklung des Marxismus nur ein Vorgang wiederholt, der auf dem Gebiet der Sozialphilosophie sich bisher immer wieder abgespielt hat: nämlich, daß die Auffassungen eines bedeutenden Denkers zunächst fast nie in ihrer Reinheit oder sagen wir Präzision von seiner Anhängerenschaft aufgenommen werden, sondern, da diese von einem bestimmten Fonds anderer Grundanschauungen aus an sie herantritt, in einer von diesen Anschauungen mehr oder weniger beeinflussten, »umgebogenen« Fassung, bis dann im weiteren Verlauf eine Rückkehr zu den Originalideen unter Umbildung der durch die neuen Erfahrungstatsachen überholten Teile erfolgt und so aus dem alten »Ismus« ein »Neo-Ismus« erwächst.

Aber die Flucht aus dem grauen Reiche der Theorie in die Alltagspraxis ist für systematische Köpfe, die nach Gründen und wissenschaftlichen Stützpunkten ihrer Politik suchen, dauernd nicht möglich, zumal man die Theorien feindlicher Parteien nicht bekämpfen kann, wenn man ihnen nicht eine eigene ausgebaute Theorie entgegenzusetzen hat. Daher hat denn auch in unserer Partei eine neue theoretische Bewegung eingesetzt, die jedoch vorläufig noch recht verschiedenartige Züge aufweist. Von Nebenerscheinungen abgesehen, lassen sich in ihr drei Richtungen unterscheiden. Die eine sucht, da es infolge der Beschränkung des Vulgärmarxismus auf Popularisierung, Umdeutung und Verallgemeinerung marxistischer Theorien an einer einigermaßen ausgebildeten marxistischen Gesellschafts- und Staatslehre völlig fehlt, sich dadurch eine politische Theorie für die Praxis zu schaffen, daß sie die ihr mangelnden Bestandteile aus der demokratisch-liberalen Theoretik herüberholt und mit sozialistischen Grundauffassungen kombiniert. Die

zweite Richtung geht von der Erkenntnis aus, daß manche der Marxschen Auffassungen mit den heutigen Erfahrungstatsachen nicht mehr übereinstimmen, sie verlangt daher, es müsse untersucht werden, wie weit diese Marxschen Auffassungen mit dem sozialen Entwicklungsstand seiner Zeit zusammenhängen, in welcher Richtung sich seitdem dieser Entwicklungsstand verändert hat und welche Folgerungen sich daraus für die Marxsche Lehre ergeben. Zugleich verlangt diese Richtung, daß die Ansätze und Bruchstücke einer Rechts- und Staatslehre, die sich in den Marxschen Schriften finden, zusammengetragen, auf ihren inneren Zusammenhang untersucht und systematisch ausgebaut werden. Die dritte Richtung schiebt solche systematische Prüfungs- und Fortbildungsarbeit zunächst beiseite. Sie knüpft bei der Marxschen dialektischen Geschichtsmethode an, sucht die Richtungslinien, die allgemeinen Tendenzen der geschichtlichen Entwicklung des letzten Jahrhunderts herauszufinden und nachzuweisen, daß die sogenannte Politik des 4. August auf dem Wege dieser Entwicklung liegt.

Diese letztere Richtung wird vornehmlich durch Paul Lensch, die zweite durch den österreichischen Genossen Karl Renner vertreten, der in seinem instruktiven, noch immer zu wenig gewürdigten Buche »Marxismus, Krieg und Internationale. Kritische Studien über offene Probleme des wissenschaftlichen und des praktischen Sozialismus« (Stuttgart, Verlag von J. F. W. Dieß Nachf.) sein Verfahren selbst mit den Worten begründet:

Ich gestehe, daß die wirtschaftlichen Erscheinungen des Krieges mir die kapitalistische Entwicklung von 1878 bis 1914 erst ganz aufgeheilt haben. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir Marxisten grundwandelnde Änderungen, die sich in diesen 36 Jahren in der Struktur der Gesellschaft vollzogen haben, teils übersehen, teils unterwertet, auf jeden Fall aber der Marxschen Gedankenwelt nicht einverleibt haben. Die kapitalistische Gesellschaft, wie sie Marx erlebt und beschrieben hat, besteht nicht mehr so! Die Lehrsätze vom Dreieck bleiben richtig, auch wenn es um ein Eck gekürzt und in ein Viereck umgewandelt ist, nur finden sie von nun ab geänderte und vermittelnde Anwendung. Ist jener Wandel in der Gesellschaft erfolgt, so haben wir zwar nicht einen einzigen Satz von Marx zu verbessern, wohl aber die alte Marxsche Methode auf eine neue Gesellschaft anzuwenden. Nichts ist an Marx zu revidieren. Das Problem ist: Inwiefern ist die Gesellschaft neu? Inwiefern hat die Gesellschaft selbst sich revidiert? (S. 9.)

Der von Lensch eingeschlagene Weg soll demnächst in einer Besprechung seines jüngst im Verlag von S. Fischer (Berlin) erschienenen Buches »Drei Jahre Weltrevolution« analysiert werden; hier möchte ich nur kurz erwähnen, daß nach meiner Ansicht die Richtung Renners am konsequentesten und sichersten zum Ziele führt: zur Gewinnung einer dem heutigen Stande der sozialen Entwicklung entsprechenden, dem Bedürfnis des Kampfes der Arbeiterklasse angepaßten Theorie. Nur kann ich den Satz nicht unterschreiben: »Nichts ist an Marx zu revidieren.« Der vom Genossen Renner eingeschlagene Weg führt in seiner Konsequenz ganz von selbst dazu, auch die Frage zu stellen: Was hat Marx von anderen übernommen — insbesondere von Hegel und der englischen Sozialphilosophie seiner Zeit —, wie hat er das Übernommene verarbeitet und inwieweit hat er die Entwicklungstatsachen seiner Zeit richtig gewertet?

Daß solche Untersuchungsmethoden in vielen Fragen wieder zurück zu Marxschen Grundanschauungen führen und das Ergebnis

schließlich ein Neomargismus sein wird, der dem wirklichen Margismus weit näher steht als die doktrinar-scholastische Marginterpretation der beiden letzten Jahrzehnte, ist mir nicht zweifelhaft.

O. W. denkt sich freilich den Entwicklungsweg ganz anders. Nach seiner Ansicht wird nämlich die deutsche sozialdemokratische Partei ihren Sozialismus und damit ihren Halt in den proletarischen Massen bald völlig verlieren, und dann wird die Partei der Unabhängigen, gestützt auf den von ihr allein bewahrten Margismus, hervortreten und, wie er sagt, die Räder bilden, die in der Zeit der großen Mobilmachung der proletarischen Kräfte die Masse der deutschen Arbeiter füllen wird. Eine schöne Perspektive, nur dürfte sie sich ebenso als eine Illusion erweisen wie so viele andere Erwartungen und Verheißungen von jener Seite. Hoffnungen frügen!

Im Bilde bleiben.

Von Arno Franke.

Wenn einmal die Sozialdemokratie ihre welthistorische Aufgabe vollbracht haben und der Historiker den Blick rückwärts auf die Bahn ihrer Entwicklung richten wird, dann wird ihm wahrscheinlich das historische Bild, das die deutsche Sozialdemokratie bietet, eines der interessantesten Kapitel liefern.

Die Mächte des Konservatismus und des Rückschritts in Deutschland drängen vorwärtstrebende Deutsche außer Landes. Einer dieser Heimatlosen wird auf seiner Irrfahrt nach England, dem klassischen Lande der industriellen Entwicklung, verschlagen, lernt dort aus eigener Anschauung die Entwicklung des Kapitalismus kennen, und diese Eindrücke fließen ihm zusammen zu einer Analyse der ganzen kapitalistischen Wirtschaft, die ihm wieder den Stoff zu einer völlig neuen Art der historischen Betrachtung und zu einer gänzlich erneuerten Methode der politischen Orientierung liefert. Dieser geistig Einsame findet einen Helfer, und von den beiden geht ein neues Licht durch die Welt.

Aber die neue Erkenntnis der Dinge setzt sich zunächst nicht in dem Lande durch, dessen Verhältnisse das Schulmaterial für die neue Lehre geliefert haben; es folgen zunächst der neuen Erkenntnis nicht die Massen des klassischen Industrielandes England, sondern die neue politische Anschauung findet ihre Anhänger in dem Lande, aus dem die beiden wissenschaftlichen Pfadfinder gekommen sind.

Zu einer Zeit, da seine wirtschaftliche Entwicklung noch weit hinter der zurück ist, die in England die epochemachenden Lehren der Marx und Engels befruchtet hat, sehen wir in diesem Lande, in Deutschland, eine starke, auf dem geistigen Boden der Marx und Engelschen Lehre fußende Arbeiterbewegung. Diese Bewegung schwillt zu gewaltiger Stärke an, wird von einer brutalen Gesetzgebung zu Boden geschlagen, hält sich aber zäh am Leben, erobert sich schließlich im deutschen Volk eine Millionengefolgschaft, wird die stärkste Partei im deutschen Parlament.

Als Deutschland die Entwicklung zum Industriestaat beendete, stand schon eine in ihrem politischen Wollen gefestigte, in ihrem ökonomischen Ziele geeinte Arbeiterschaft im Kampfe mit dem jungen Kapitalismus. Der

Todfeind dieser Bewegung, Bismarck, hat zugegeben, daß gewisse für ihre Zeit weit ausgreifende Maßnahmen sozialer Natur vom Deutschen Reich nur ergriffen worden seien, weil man die Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung fürchtete. Inwieweit die deutsche Arbeiterbewegung in anderer Hinsicht die Entwicklung beschleunigt hat, kann hier nicht untersucht werden. Jedenfalls ist die politisch-geistige Entwicklung der deutschen Arbeiterklasse der entsprechenden Entwicklung der deutschen Wirtschaft vorausgeeilt — wenn man andere Länder, insbesondere das »klassische« Industrieland England, zum Vergleich heranzieht.

Es wird der deutschen Arbeiterschaft hoffentlich nicht übelgenommen, wenn sie stolz ist auf diese Tatsache. Aber wir sind auch verpflichtet, uns Rechenschaft zu geben über die Wirkungen dieses Zustandes. Zwischen der politischen und sozialen Gegenwartswirklichkeit (besonders der ersteren) und der politisch-ökonomischen Reife und Bereitschaft der deutschen Arbeiterklasse hat in den letzten Jahrzehnten stets eine Spannung bestanden. Die deutschen Arbeiter wurden von den herrschenden Verhältnissen, von den Möglichkeiten, für die sie reif waren, durch einen weiten Spielraum getrennt.

Es ist natürlich, daß dieser Umstand in den Köpfen der Anhänger der Bewegung seinen ideellen Niederschlag gefunden hat. Die einen fanden, die Partei mache von den ihr innewohnenden Ideenwerten und Energiemengen nicht den richtigen Gebrauch, indem sie die Möglichkeiten, die die Verhältnisse böten, versäume; sie forderten, daß die Arbeiterklasse der herrschenden Gesellschaft die Konzessionen mache, die die Voraussetzung für eine stärkere aktive Mitwirkung am politischen Leben, an Regierung und Verwaltung usw. gebildet hätten. Andere wieder waren der Auffassung, der glänzende Stand der politischen und wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter schließe die Möglichkeit in sich, über das, was man früher ehrfurchtsvoll als »Entwicklung« bezeichnet hatte, hinwegzuschreiten. Man sei weit genug, gewaltfam in den Gang der Dinge einzugreifen.

Den Ausgleich zwischen diesen beiden Richtungen bildete eine starke Mittelgruppe, die der Auffassung huldigte, daß man gar nicht genug daran tun könne, die Klasse für das Kommende in Bereitschaft zu setzen.

Da kam der Krieg. Der Militarismus einer Welt prallte zusammen. Die ungeheuren Geschehnisse gaben den abweichenden Meinungen in der Sozialdemokratie einen entsprechend gewaltigen Resonanzboden, und ein Teil der Partei splitterte ab. Es war die höchste Zeit, daß man zu Beginn des vierten Kriegsjahres einen Parteitag der deutschen Sozialdemokratie berief, der die größten Unklarheiten und Zweifelsmöglichkeiten beseitigen konnte.

Der Parteitag hat diesen Zweck erfüllt. Er hat die Sozialdemokratie als die politisch reifste Partei bestätigt und hat gezeigt, daß sie aus den welt-historischen Geschehnissen der letzten Jahre die politischen Konsequenzen gezogen hat. Es ist nicht die letzte seiner Errungenschaften, daß er es vermieden hat, die Partei in dieser Zeit der Umwälzungen mit weitgreifenden Beschlüssen und engmaschigen »Entscheidungen« den schier unbegrenzten politischen Möglichkeiten der Zukunft gegenüber festzulegen.

Je abichtsvoller dies vermieden worden ist, um so mehr tatbereite Kraft haben die allgemeinen politischen Richtungslinien, die der Kriegsparteitag gegeben hat. Die Verhältnisse, die wir nach dem Kriege vorfinden, werden

ihre tatsächlichen Anforderungen an uns in sich tragen. Wenn es schon zu gewöhnlichen Zeiten für eine politische Partei schwierig und bis zu einem gewissen Grade wohl sogar bedenklich ist, langfristige politische Taktikbestimmungen zu treffen, so ist es völlig unmöglich angesichts der kommenden grundstürzenden Umwälzungen. Der Parteitag hat ausgesprochen, was in der kommenden Zeit die Pflicht der Sozialdemokratie sein wird. Wie sie diese Pflicht erfüllen kann, das kann kein politisch denkender Mensch unter den herrschenden Verhältnissen bestimmen wollen.

Es ist nach dieser klaren Sachlage verwunderlich, daß nach dem Parteitag versucht worden ist, für eine ganz bestimmte Taktik für die Zeit nach dem Kriege Stimmung zu machen. So ist man eingetreten für die Mitwirkung der Partei bei der Bildung einer arbeitsfähigen Reichstagsmehrheit mit einem Mindestprogramm. So wenig Zweck solche Forderungen für die Zukunft haben, so haben sie doch immer in der Gegenwart ganz bestimmte Wirkungen. Es war für den Beobachter sehr interessant, zu sehen, wie diese Äußerungen brühhwarm an alle bürgerlichen Zeitungen übermittelt wurden. Zu welchem Zwecke? Sehr einfach. Der Parteitag hatte sich gehütet, das Kraftbewußtsein der sozialdemokratischen Massen durch irgendeine Kundgebung zu irritieren, die einen Zweifel daran hätte aufkommen lassen können, daß die Zeit nach dem Kriege nach der ganzen Entwicklung während des Krieges dem Sozialismus an der Erfüllung der politischen Aufgaben einen ganz erheblichen Anteil einräume und daß dementsprechend auch die Stellung der Arbeiterpartei im künftigen Deutschland eine ganz andere sein werde als vor dem Kriege. Die Sachlage so betrachtet (und der Parteitag hat sie so betrachtet), bedeutet es eine Schwächung unserer Position, wenn von vernehmbarer Stelle aus gesagt wird, wir bedürften, um nach dem Kriege politisch zu dem Unrigen zu kommen, der bürgerlichen Parteien.

Wie die Dinge nach dem Kriege stehen werden, ist nun aber anzunehmen, daß die Verwirklichung von Hauptbestandteilen unseres Programms die einzige gangbare Möglichkeit bieten werde, wirtschaftlich und politisch zurechtzukommen. So werden bei der Frage der Etablierung des künftigen Deutschland Grundsätze des sozialdemokratischen Steuerprogramms praktischen Geltungswert erhalten — um nur eine der vielen Stellen zu nennen, an der sich sozialdemokratisches Programm und Wirklichkeitsbedürfnisse berühren werden. Haben wir während des Krieges von dem brünstig angebeteten Idol des freien Kräftespiels lassen und mit unserer Wirtschaft in Bahnen lenken müssen, die von offensichtlich sozialistischen Tendenzen beherrscht werden, so werden wir noch viel weniger in der Zeit der Übergangswirtschaft von dieser sozialistisch »angekränkelten« Wirtschaftsweise abkommen.

Was die Sozialdemokratie politisch aus dieser Situation macht, das hängt zu einem großen Teil von ihr ab. In dem Auf und Nieder der politischen Möglichkeiten steht eines klar und unverkennbar fest: wir können nur politische Chancen in Frage stellen, wenn wir uns heute programmatisch an die Rockschoße bürgerlicher Parteien hängen.

Mit Ausnahme von ein paar vereinzelt, besonders fortgeschrittenen Ideologen sehen die bürgerlichen Parteien dem Frieden mit hochgespannten Hoffnungen für ihre Ziele entgegen. Zunächst schöpfen das bestehende Bürgerium und der Großkapitalismus diese Hoffnung aus der kolossalen Stär-

kung des Kapitals. Man darf gerechterweise dem Privatkapital, das die deutsche Kriegsführung finanziert hat, nicht zumuten, daß es aus dieser Tatsache etwa Bescheidenheit gezogen habe und daß es durch seine Finanzleistungen während des Krieges zu einer Unterschätzung seiner wirtschaftlichen und politischen Rolle gekommen sei. Auf der anderen Seite kann man aber auch innerhalb der deutschen Plutokratie am besten errechnen, daß zur Erfüllung der Friedensaufgaben ganz außergewöhnliche Ausgaben notwendig sind. Man weiß, daß der künftige Etat nicht allzuweit unter 10 Milliarden bleiben wird, und man ergreift diese Tatsache schärfer, als sie vielfach bei uns ergreift wird. Man weiß jedenfalls, daß angesichts dieses Bedarfs alle die steuerpolitischen Kunststückchen der Bismarck und Miquel armselige Quacksalbereien bedeuten. Deshalb soll eben der F e i n d zahlen.

Es ist nun wirklich nicht schwer, sich aus der bürgerlichen Presse zu unterrichten, wie zahlreich die Anhänger dieser Gedanken im bürgerlichen Lager ist. Die Kreise, die selbst um den Preis des Zahlenmüssens den Frieden wollen, sind politisch geradezu bemitleidenswert schwach. Dabei ist noch in Berücksichtigung zu ziehen, daß mit dem Kriegsende in den bürgerlichen Anschauungen und Parteiverhältnissen manche Wandlung vor sich gehen wird. Dagegen braucht man, wie gesagt, die Sache nicht übermäßig optimistisch anzusehen, um zu der Ansicht zu kommen, daß im künftigen Frieden die Masse, die während des Krieges aus allen möglichen Wunden bluten mußte, dem Sozialismus gehört.

Diese Situation hat der Parteitag erkannt. Es lag deshalb für ihn keine Veranlassung vor, sich wegen der Mehrheitsbildung den Kopf der Partei zu verbrennen. Er durfte diese Frage getrost der Zukunft überlassen.

Das politische Charakteristikum der Nachkriegszeit wird eine noch nie dagewesene geradezu adäquate Übereinstimmung sein zwischen den Bedürfnissen der Zeit und dem sozialdemokratischen Gegenwartsprogramm. In dieser Erkenntnis ist selbstverständlich auch gleich die Forderung enthalten, daß wir dann die zwingenden politischen Konsequenzen ziehen müssen. Durch »prinzipielle« Engbrüstigkeit und »grundsätzliche« Atemnot werden wir uns an der Erfüllung unserer historischen Aufgabe nicht hindern lassen dürfen. Unter allen Umständen werden wir den früheren, manchmal mehr, manchmal weniger bequemen Standpunkt der kritischen Negation verlassen müssen.

Hiermit soll nichts gegen unsere frühere Politik gesagt sein. Wir sind in dieser brausenden Zeit in einem Jahre weiter vorwärtsgerissen worden als sonst in Jahrzehnten. Kein Mensch von praktischem Denken wird verlangen wollen, daß wir nach dem Kriege dort wieder anknüpfen sollen, wo im Sommer 1914 die Fäden unserer Vorkriegstaktik gerissen sind. Deshalb ist es auch nicht weniger unverständlich, wenn wir nach dem Parteitag von anderer Stelle zu hören bekamen, der Parteitag habe uns von der Herrschaft der »Phrase« freigemacht. Wer unter dieser Herrschaft gestanden hat, der erfreue sich seiner neuerworbenen Freiheit, versäume aber nicht, tüchtig an seiner Rüstung zu arbeiten, damit ihn die Phrase nicht wieder unterkriege. Die Partei im allgemeinen wird es, davon sind wir überzeugt, weit von sich weisen, jemals unter der Herrschaft der Phrase gestanden zu haben. Es waren immer nur einzelne. Unsere Parteivergangenheit, deren Früchte zu reifen begonnen, sollte es jedem verbieten, von einer Herrschaft der Phrase in der ganzen Partei zu reden. Was unsere Gegner als »Phrase« bezeich-

nemen, waren vielfach nichts anderes als beredte Kampfansagen des Proletariats an die herrschenden Klassen.

Bleiben wir also im Bilde! Behalten wir die soliden Alltagschuhe an den Füßen auch angesichts des Landes der Verheißungen der nächsten Zukunft, das uns, wenn es uns auch noch nicht die rein sozialistische Ordnung der Dinge bringt, doch der sozialistischen Organisation des öffentlichen Lebens ein gutes Stück näherbringen muß. Dieses Bewußtsein sollte uns allen die Sicherheit geben, die der Parteitag des Weltkriegs so glänzend bewiesen hat.

Der Irlandwecker Swift.

Von Franz Wiedrich.

Irlands Not, Irlands Knechtung — durch sieben Jahrhunderte zieht die Spur dieses blutigen Kapitels. Eroberungssucht in den furchtbarsten Formen stampfte sie dem Boden ein. Dem anglonormannischen Feudalismus, der die noch nicht zu politischer Einheit verwachsenen keltischen Bauernschaften einzeln niederwarf und ausplünderte, folgte der aufstrebende englische Kapitalismus, der die Plünderung in neuen Methoden bis zur Verwüstung steigert. Galt Irland erst als das Land einer minderwertigen Rasse, so galt es nun als der Sitz des Antichrists, gegen den das puritanische Christentum die Kreuzfahne wehen ließ. Als aber — vor zweihundert Jahren — die Not den äußersten Grad erreicht hat, als englisches Wucher- und Handelskapital Irlands Bemühen um Eigenproduktion und Ausfuhr mit brutalen Verboten erdroffelt haben, dringt ins Land eine mächtige Stimme und ruft die unterdrückten Iren zum Widerstand auf. Es ist die Stimme Jonathan Swifts, des genialen Satirikers! Was Irland damals war, steht in den Schriften dieses Mannes erschütternd aufgezeichnet. Wer ihn bis in seinen Menschenhaß hinein verstehen will, muß von dem ausgehen, was er für Irland tat. Kern und Ursprung dieses Kampfes ist seine Feindschaft gegen den alles Erbe niedertretenden Frühkapitalismus, dessen Tritt Irland am furchtbarsten fühlte. Wie wenig aber dringt das, was früher und jüngst wieder zu seinem zweihundertfünfzigsten Geburtstag über den Dichter des »Gulliver« geschrieben wurde, bis zu diesem eigentlichen Inhalt des Swiftschen Kampfes für das Volk der grünen Insel vor!

Als Swifts abenteuerlicher Held Gulliver im Reich der fliegenden Insel bei dem Hegenmeistervolk von Glubbubdrub weilt, das ihm die Geister der Großen aus nahen und fernen Zeiten zur Zwiesprache heraufbeschwört, bringt der Vergleich von jetzt und einst ihn auf den »melancholischen Gedanken«, das Menschengeschlecht sei im letzten, also im siebenzehnten Jahrhundert »sehr entartet«: Seuchen zeichneten die Körper und die Seelen. Als Gulliver sich ein paar englische Yeomen alten prächtigen Schlages beschwören läßt, stellt er fest: »Ich konnte eine gewisse Aufregung nicht unterdrücken, als ich die Toten mit den Lebenden verglich und dabei bedachte, wie alle diese reinen und angeborenen Tugenden für Geld von ihren Enkeln preisgegeben wurden, die durch den Verkauf ihrer Stimmen und durch ihr Verfahren bei Wahlen jedes Laster und jede Verderbnis sich erworben haben, die nur an einem Hofe erworben werden können.« So fuhr der Hieb des Satirikers auf die Geldseuche nieder, die Englands alten, eingewurzelt

Stolz auf persönliche Unabhängigkeit zersehte. Insbesondere war er gerichtet gegen die Schädlinge, die damals an der höchsten Würdenstelle im Staat ihr Wesen trieben. In diesen Empfindungen Gullivers liegt die Stellung angedeutet, die Swift innerhalb der geschichtlichen Bewegung seiner Tage einnahm. Geboren 1667, gehörte sein Leben der Zeit, die Marx in den Studienheften zum Mehrwertproblem mit dem kurzen Satze beleuchtet hat: »Mit wenigen Ausnahmen ist es der Kampf zwischen Geldkapital (moneyed interest) und Grundbesitz (landed interest), der das Jahrhundert von 1650 bis 1750 füllt, da der Adel, der flott lebte, mit Widerwillen sah, wie die Wucherer ihn aufsaßen und diese seit der Bildung des modernen Kredit-systems und Staatsschuldensystems, seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts, in Veseßgebung usw. ihm übermächtig gegenübertraten.« Von der Partei der Whigs politisch vertreten, griff die aufsteigende Macht des Geldkapitals, zunächst in der Form des Handelskapitals, verändernd in den ganzen sozialen Bestand des zur Zeit der Revolution von 1688 noch im wesentlichen agrarstaatlichen alten Englands ein, und gegen diese Wirkungen, die der herkömmlichen Moral aufs ärgste widersprachen, hat der streitbare Geist Jonathan Swifts in wachsender Unerbittlichkeit seinen Kampf geführt.

Im Gulliverbuch, das die Schäden jener Zeit getreu widerspiegelt, hat dieser Kampf eine grimme Höhe erreicht. Als Gulliver, unerfülllich in seinem Begehren, erlauchte Geister zu sehen und zu sprechen, die Kunst der Glubbuddribs aufs äußerste angespannt hat, als die beiden Brutus, dann Thomas Morus und viele andere große Kämpfer vor ihm erschienen sind, gesteht er: »Ich weidete meine Augen vor allem an den Vernichtern der Tyrannen und Usurpatoren und an den Helden, die die Freiheit unterdrückter und gemißhandelter Nationen wiederherstellten.« Das zielte auf englische Verhältnisse, denn er fügte hinzu: »Es ist mir jedoch unmöglich, das Vergnügen meines Herzens in der Art auszudrücken, daß der Leser einen Begriff davon erhält.« Das vergewaltigte Volk, das er meinte, waren die Iren, deren Elend ihm, dem Dechanten zu St. Patrick in Dublin, täglich und jahrelang vor Augen gestanden hatte. Von ihren verödeten Ländereien und verwüsteten Menschen umgeben, schrieb er die Reisen Gullivers. Was dieser Weltfahrer im Lande des Königs der fliegenden Insel erschaut, wo auf fruchtbarem Boden weder Korn noch Gras gedeihen will, die Häuser verfallen und die Menschen starren Blickes zerlumpt einhergehen, das eben gab den Anblick des Landes wieder, in dem Swift tätig war.

Bei den Unterdrückern aber, gegen die sich Gulliver empört, hat man in dieser Verbindung vorweg der Tatsache zu gedenken, daß die whiggistische Kapitalseregierung zehn Jahre nach der zweiten Revolution durch das den englischen Webern zuliebe erlassene Verbot der irischen Wollwarenausfuhr das Verderben des seit Jahrhunderten gepeinigten irischen Volkes endgültig besiegelte. Weißenden Spott gießt Swift in diesen Gulliverkapiteln über die städtischen »Projektensmacher« aus, die von obenher gegen die alten Wirtschaftsformen eifern und bei ihren Spekulationen keinerlei Rücksicht nehmen auf das, was unten geschieht. Er schildert sie als Leute, die nach hundertprozentig vergrößerten Erträgen jagen, deren Unglück aber darin besteht, daß keines ihrer Projekte bis jetzt zur Vollkommenheit gelangte. Dieser Spott paßt genau auf das damalige jugendlich spekulierende Kapital, das drauf und dran war, sein Feld auszuweiten, und jedes Mittel gelten ließ.

wenn es nur plusmacherisch zu wirken versprach. Swift kannte die Natur dieser Schicht, die mit neuen Methoden störend und zerstörerisch in die alten Verhältnisse eingriff, denn die Anfänge seiner politischen Tätigkeit hatten whiggistischen Bestrebungen gehört. In Erinnerung dessen läßt er seinen Helden schließlich gestehen, er selbst sei in seiner Jugend eine Art Projektmacher gewesen. Aber das lag längst hinter ihm, als er im »Gulliver« die Summe seiner Lebenserfahrungen buchte.

Was Swift in den ewig rechnenden, unpraktischen Projektlern des Reiches der fliegenden Insel satirisch geißelte, steht in der Geschichte seiner Zeit verzeichnet als tatkräftiger Unternehmungsdrang, der sich in rücksichtslosem Handeln durchzusetzen suchte. Am Werke war Eroberungssucht, die keine Rechte achtete. Swift selber besaß diese ungestüme, in herrischem Drang auf praktisches Schaffen gerichtete Tatkraft; aber an ihm zeigt sich, wie diese gepaart sein kann mit zehrender Unbefriedigtheit, die zu wilder Bissigkeit aufgärt, weil sie keinen Ausweg ins Helle erreicht. Durch Mittellosgigkeit in seiner Berufswahl beschränkt, war er Geistlicher der anglikanischen Hochkirche geworden. Doch dieser Stand hemmte ihn, als er begriff, daß die Politik sein Feld war. Denn dem Geistlichen war die parlamentarische Tätigkeit gesperrt; nur wenn er zum Bischof aufstieg, konnte er ins Oberhaus einziehen. Diese Würde aber erreichte Swift nie. Weder die Dienste, die seine Feder den Whigs in schwieriger Zeit leistete, noch die Hilfe, die er durch seine Einwirkung auf die öffentliche Meinung seit 1710 den Tories im Kampfe gegen die Whigs bot, halfen ihm ans Ziel. Nur die Dubliner Dechanzei fiel ihm 1713 zu. Was Swift in der erregten Zeit des Jahr um Jahr sich hinziehenden zweiten großen Krieges gegen Frankreich, des Spanischen Erbfolgekrieges, gegen die Whigs schrieb, nunmehr als straffer Verteidiger der politischen Prinzipien des »landed interest«, wuchs auf dem Boden der breiten Volksschichten, in deren Meinung damals zutage trat, wie wenig innere Einheit in England vorhanden war in bezug auf den Krieg, der nichts anderes bedeutete als eine Geschäftsangelegenheit des Handelskapitals. Diese Volksschichten, schwer von Kriegslasten bedrückt, die England überschuldeten, fühlten ihre vorwiegend innerpolitischen Interessen durch eine tiefe Kluft von der nach außen gerichteten kapitalistischen Bündnispolitik getrennt, und Swift wurde ihr Wortführer gegen die wirtschaftlichen und politischen Beunruhigungen, die nur Druck und Unsicherheit verbreiteten und alten festen Bestand auflösten, ohne neue Sicherheiten zu schaffen.

Wichtige Zeichen am Wege dieser Geschichtsepoke Englands sind Swifts Zeitschrift »The Examiner« und sein Protest von 1711: »Das Verhalten der Alliierten und des letzten Ministeriums in bezug auf den Beginn und die Fortführung des gegenwärtigen Krieges.« Das Merkmal dieser Kampfleistungen ist die peitschende Erbitterung gegen die Korruption, die von den Whigs ausging. Mit dem Hohn der Verachtung brandmarkte Swift die Künste der »politischen Lügner«. Er hatte das gesteigerte Selbstbewußtsein der Bürgerklasse, der die Bahn zum Aufsteigen freigeworden war. Er hielt dafür, »der beste Fürst« sei »nur der oberste Diener der Nation, und zwar gewissermaßen jedes Menschen darin«, und er sprach das Wort aus, daß »die Armen gewöhnlich notwendigere Glieder eines Staates seien als die Reichen«. Dem emporkommenden »Plebejertum« schleuderte er den Satz

entgegen: »Alle großen Wechsel haben dieselbe Wirkung auf Staaten, die der Donner auf Flüssigkeiten hat: daß sie die Hefe nach oben treiben.« Das stand im »Examiner« von 1711 und ging gegen die Whigs. Aber konnten die Tories mit den Prinzipien dieses Mannes ohne Einschränkung eins sein? Sie nutzten seine Kraft; da aber keine Regierung ohne Paktieren mit dem Kapital möglich war, kam der geschworene Feind der Whigs auch jetzt nicht hinaus über den gemessenen Abstand von den Sitzen, die ein selbständigeres politisches Handeln ermöglichten, und als 1714 plötzlich mit der Thronbesteigung des Hauses Hannover der torystischen Regierung ein jähes Ende mit Verfolgungen und Anklagen bereitet wurde, konnte Swift sein Dubliner Amt als eine Art Verbannungssitz betrachten. Er gehörte zur Partei der Gestürzten, und er kam aus dem Sturze nicht wieder empor.

Swift war der Riese, den in seinem »Gulliver« die lilliputanischen Zwerge festhalten und ausbeuten. Sein Leben stand unter dem Gesetz des Triebes nach frischer politischer Betätigung und wurde in Unfreiheit niedergezwungen. Hier wurzelt die Tragik seines Daseins, die ihn in Irland zum Simson werden ließ, der mit der Wut und dem Haß des Gefangenen nach den Säulen griff, die den Palast zusammenhielten. Er kannte dieses Insel-land von Kindheit auf, denn in Dublin war er, als ein Sohn englischer Eltern, geboren. Inmitten der Wirkungen, die den ersten Vorboten des englischen Geld- und Landadels gegen die irische Ausfuhr nach England und den Kolonien folgten, war er aufgewachsen, und was die Vernichtung der irischen Wollmanufaktur durch den Parlamentsakt von 1698 bedeutete, hatte er als Landpfarrer mit eigenen Augen gesehen. In einem Briefe von 1711 schrieb er: »Ich kann mich über nichts im Ernste wundern, was irgend Massen tun, und — frei herausgesagt — am wenigsten in Irland.«

Es war nur eine Fortsetzung seines Kampfes gegen die Whigs, als er zehn Jahre später als öffentlicher Ankläger für Irland auf die Schanzen stieg. Das Massenelend vor seinen Türen häufte sich mit der Vergewaltigung, die er persönlich erduldet, zu furchtbarem Einklang und ließ seinen Drang, praktisch zu wirken, die neue Aufgabe erfassen. Was das Gulliverbuch in den satirischen Bildern der Zustände des Reiches der fliegenden Insel gibt, war nur erst ein Teil der Frucht dieses Bodens. Mächtiger brach es in anderen Schriften hervor. Swift hat in sich selbst nach dem Woher dieses Kampfes für Irland gefragt. Einmal schrieb er: »Mit jedem Jahre, mit jedem Monat wächst in mir die Lust des Hasses und der Rachsucht; die Wut, die in mir rast, ist so unedel, daß sie sich sogar herunterwürdigt, sich der Torheit und Gemeinheit des Sklavenvolkes anzunehmen, unter dem ich lebe.«

Das war geschrieben, als er der schrecklichen Wahrheit gewiß zu sein meinte, daß die Iren vor Elend hoffnungslos stumpf geworden seien. Aber er hatte sie aufgerufen mit seiner ganzen Inbrunst für Freiheit und Menschenrechte.

In einer ersten Schrift für Irland, geschrieben 1720, also noch vor dem »Gulliver«, seinem »Vorschlag zu allgemeinem Gebrauch irländischer Fabrikate in Kleidung und Hausbedarf«, griff Swift Ovids Fabel von Arachne und der Göttin Pallas auf. »Die Göttin hatte von einer gewissen Arachne gehört, einem jungen Mädchen, das sehr berühmt sei im Spinnen und Weben. Sie kamen beide zu einer Kunstprobe zusammen, und Pallas, als sie sich in

ihrem eigenen Gewerbe beinahe erreicht fand, drasch, vor Wut und Neid außer sich, ihre Nebenbuhlerin zu Boden und verwandelte sie in eine Spinne mit dem Bescheid: daß sie auf ewige Zeiten aus ihren eigenen Eingeweiden und in einem sehr engen Kreise spinnen und weben solle.« Pallas war England, Arachne das geknechtete Erin. Swift fügte denn auch der Fabel hinzu: »Ich gestehe, daß ich schon immer seit meinen Knabenjahren die arme Arachne bedauert und nie der Göttin von Herzen habe gut sein können um dieses so grausamen und ungerechten Urteilspruchs willen, der gleichwohl vollständig, ja mit vermehrter Härte und strengen Verschärfungen an uns von England vollstreckt wird; denn der größte Teil unserer Eingeweide und Lebensstoffe wird herausgezerrt, ohne daß man uns erlaubt, sie selbst zu spinnen und zu weben.«

Hier war das Leitmotiv der irischen Politik Swifts. Was er in den Folgejahren an ernststen und spottenden Schriften verfaßte, war vor allem Kampf gegen die ausbeuterischen Unternehmungen, die der englische Kapitalismus unter staatlicher Förderung in Irland versuchte. Er forderte in dem eben genannten »Vorschlag« zum Boykott der englischen Waren auf und wandte sich weiterhin gegen den damals ausgeheckten Plan der Gründung einer irländischen Bank, die er als »F! u c h e r b a n k« verhöhnte, indem er den »medizinischen Nutzen von Fluchen«, die sie entfesseln werde, in Erwägung zog. In Predigten und Flugblättern erging er sich über die menschenwidrige Rechtlosigkeit und soziale Not des gequälten Landes, dessen Bewohnern »sowohl um ihrer selbst als des Staates willen der Tod als das Beste zu wünschen wäre«. Das Pächterschinden durch den irischen Landadel habe bewirkt, daß das ganze Land, bis auf die schottische Niederlassung im Norden, ein Schauplatz des Elends und der Verödung ist, der diesseits Lapplands schwerlich seinesgleichen findet. Durch die Bedrückung der Wollmanufakturen sei die Lust an ehrlicher Arbeit bei den Handwerksleuten erstorben, »so daß sie lieber einen Schilling durch Betrug, als zwanzig in redlichem Handel verdienen mögen«. Das sei der allgemein herrschende Grundsatz. Woher konnte noch Rettung kommen! »Wenn wir florieren, so muß es gegen alles Natur- und Vernunftgesetz sein, wie der Dornstrauch zu Glasfornbury, der mitten im Winter blüht... Ich habe oft gewünscht: es ginge ein Gesetz durch, alle Jahre ein halbes Duzend Bankiers aufzuhängen und damit dem Verderben Irlands wenigstens einen kurzen Aufschub entgegenzusetzen.«

Irland hatte zu dulden, was das neue kapitalistische Kolonialsystem den Völkern aller Zonen als Morgengruß europäischer Zivilisation bescherte. Hier vereinigten sich »alle Umstände, die nur möglicherweise dazu beitragen können, ein Land arm und verächtlich zu machen«. Was immer von England aus geschah, verdiente das äußerste Mißtrauen. Deshalb stürzte Swift sich 1724 auf das Patent des Eisenhändlers Wood, eine große Summe Kupfermünzen nach Irland einzuführen. In sieben Kampfschriften, nach der Unterschrift fortan die »L u c h ä n d l e r b r i e f e« genannt, schlug er los. Er reißte Wood unter die »Projektmacher« ein, und als eine Goldfälscherei, einen schandbaren Halunkenstreich, einen Raubanfall brandmarkte er das Patent. Aber er nahm diesen Fall nur als Anlaß, um einen großen Feldzug für Recht und Freiheit der Iren einzuleiten. Irland sei bei dem Vertrag mit Wood übergegangen, und es sei nicht wahr, daß dieses Land ein »abhängiges Königreich« darstelle; nur mit roher Gewalt habe man sich über die Gegen-

beweise hinweggesetzt, wie es ja nicht schwer sei, »daß elf wohlbewaffnete Männer einen einzelnen im Hemd niederwerfen«. Die Briefe wiesen auf die Vorteile hin, die England von der Insel habe, »unermessliche Vorteile, ohne die unser Königreich eine ganz andere Stellung in Europa einnehmen würde als jetzt«. Neunzehn Ausbeutungsquellen werden aufgezählt, mittels deren aus Irland ein jährlicher Reingewinn von 700 000 Pfund gezogen werde; es gebe keine Möglichkeit, Handelsfachen zu verlieren, die in Irland nicht aufs vollendetste ausgebildet wäre: »Überall findet sich etwas, was an William Wood erinnert: die Zweige sind dem Baume jetzt sämtlich abgehauen, und nun zielt er mit der Axt nach den Wurzeln.« Und dann rief der vierte dieser anonymen Briefe den Iren aufreizend zu: »Das Mittel der Befreiung liegt in eurer Hand; nur deshalb bin ich ein wenig von meinem ursprünglichen Gegenstand abgescweift, um den Geist, der sich jetzt unter euch erhoben hat, zu beleben und vorwärts zu drängen, damit ihr endlich einseht, daß ihr nach den Gesetzen Gottes, der Natur, der Völker und eures eigenen Landes ein ebenso freies Volk als eure Brüder in England seid und sein müßt.«

Diese Briefe waren Swifts große Tat. Sie entfesselten einen Sturm der Zustimmung in Irland, einen Sturm der Wut in England. Vergeblich setzte man einen Preis für den sicheren Nachweis des Verfassers aus. Jedermann in Irland kannte ihn, und auch in England wußte man, woher das Geschloß kam; aber die Verfolgung verlief ebenso ohne Ergebnis wie einst der Justizangriff wegen der Schrift, die 1720 den Boykott der englischen Waren gefordert hatte. Die Richter hatten sich damals demonstrativ gegen eine Verurteilung aufgelehnt, und jetzt hielt die englische Regierung es für geraten, das Woodsche Patent zurückzuziehen. Sie unternahm 1726 sogar einen Versuch, die Kluft zu überbrücken, die Swift von ihr trennte. Swift forderte jedoch als erstes äußeres Zeichen der inneren Annäherung praktische Rücksichtnahme auf das, was er über Englands irische Politik gesagt hatte, und darauf ging der Whig Walpole natürlich nicht ein. Swift setzte den Kampf fort. In furchtbarer Anschaulichkeit zeichnete sein Tassachensstift das soziale Bild Irlands. In einer Schrift rief er aus: »Massenauswanderung, durch Staatsmittel gefördert, wäre die größte Wohltat, die England den unglücklichen Kindern des entehrten Welches Irland erweisen könnte.« Er schilderte die Straßentrottelerei zerlumpter Mütter, denen hungernde Kinder nachzogen: »Wachsen die Kinder heran, so werden sie Diebe, weil sie Arbeit nicht finden, oder verlassen ihr Heimatland, um für den Präbendenten in Spanien zu fechten oder sich nach Barbados zu verkaufen.«

Nur wilde innerste Qual konnte den satirischen Vorschlag ersinnen, das beste Mittel, alles Irenelend zu kurieren, sei, alljährlich hunderttausend Kinder zu mästen, zu schlachten, zu braten und zu verkaufen. Swift wußte dem irischen Elend keinen Ausweg, und ein Jahr später schrieb er dem Dichter Pope: »Verzweiflung habe ihn von seiner irischen Politik geheilt.« Wo der junge brutale Kapitalismus pflügte, ging das Massenelend der Neuzeit auf, und noch fehlten alle Vorbedingungen, eine Möglichkeit zu erkennen, es zu überwinden. Swift fühlte: was er tat, reichte nicht zu.

Die »Tuchhändlerbriefe« und die beiden letzten Bücher des »Gulliver« sind geschichtlich als eine Einheit zu fassen. Menschenhaß ist der Ausklang des Gulliverbuches. Verachtung des Menschengeschlechts! Den grellsten Aus-

druck hat Swift gesucht, um dieses Gefühl mitzuteilen. Er war überzeugt, daß Peinigung sozial nützen könne. Sein Menschenhaß hatte bewußt höchsten Kampfzweck. Bedrückt von seiner Zeit, ging er dem Faulen zu Leibe, indem er es derb und kühn mit Namen nannte, denn er meinte, »es könne einlger Nutzen für die Nachlebenden im Riechen des Faulens liegen«. Satire sollte die Geseze ergänzen, weil diese nicht imstande waren, alle Mißbräuche zu treffen. Es ist ein Merkmal der politischen und sozialen Zustände jener Zeiten, daß das Buch vom Gulliver in alle Welt wanderte. Die Luchthändlerbriefe aber gewannen Bedeutung insbesondere in den Ländern, denen das englische Handelskapital dieselben Hemmungen der Wirtschaft aufhalfte, die Irland verdarben.

Die Arbeiterlöhne während des Krieges.

Von Friedrich Klees.

Die wirtschaftlichen Verschleungen der Kriegsjahre haben auf die Arbeitslohngestaltung mannigfach zurückgewirkt. Leider ist die amtliche Sozialstatistik noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie uns darüber umfassende und zutreffende Auskunft zu geben vermöchte. Wohl haben wir Erhebungen über manche wirtschaftlichen Vorgänge, aber noch nicht über die gesamte Arbeitslohnbewegung. Wer hierüber etwas erfahren will, ist auf private Erhebungen angewiesen, deren Zuverlässigkeit oft vieles zu wünschen übrig läßt. Die brauchbarsten Unterlagen liefert zurzeit noch die soziale Versicherung, wenngleich auch sie kein klares Bild der Lohnlage liefert, sondern im wesentlichen nur die Tendenz der Bewegung veranschaulicht. In jedem ihrer Zweige richten sich sowohl die Beiträge wie auch die Barleistungen nach dem Arbeitsverdienst der Versicherten. Deshalb sind die Arbeitgeber gezwungen, den Verwaltungsorganen der Versicherung in dieser oder jener Form Nachweisungen über die Löhne und Gehälter der von ihnen beschäftigten Personen zu machen.

Am häufigsten benutzt werden die Mitteilungen der Krankenkassen über die Zugehörigkeit ihrer Mitglieder zu den einzelnen Lohnklassen. Leider ist die Abgrenzung der Lohnstufen nicht bei allen Krankenkassen gleich.

Die Arbeitgeber müssen bei der Anmeldung des Beschäftigten den Tagesverdienst angeben, worauf die Kasse die Zuteilung zu einer »Lohnklasse« vornimmt. Am besten durchgeführt sind die Statistiken der Ortskrankenkasse Leipzig (rund 130 000 Mitglieder), wie die regelmäßigen Veröffentlichungen im »Reichsarbeitsblatt« zeigen. Im Jahre 1913 gehörten in dieser Kasse den obersten drei Lohnklassen (Tagesverdienst über 4,50 Mark) 55,7 Prozent aller männlichen Mitglieder an, Ende 1915 waren es 64,7 Prozent, Ende 1916 61,3 Prozent und im Juni 1917 69,2 Prozent. Die Zahl derjenigen mit einem Tagesverdienst von 3,51 Mark und mehr war auf 58,3 Prozent gestiegen. Von den weiblichen Versicherten waren in den obersten vier Klassen (Tagesverdienst über 4 Mark) 1913 3,0 Prozent, 1915 5,1, 1916 6,4, Juni 1917 hingegen 14,7 Prozent. Eine sehr ansehnliche Steigerung.

Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin mit rund 450 000 Mitgliedern hatten im Jahre 1914 im Durchschnitt 47,7 Prozent der männlichen und 6 Prozent der weiblichen Mitglieder einen Tagesverdienst von 4,16 Mark und mehr, im Dezember 1915 dagegen 50,1 und 4,6 Prozent, im Dezember 1916 46,2 und 6,2 Prozent.

Bei der Ortskrankenkasse Dresden (110 000 Mitglieder) stieg die Zahl der männlichen Mitglieder mit einem Tagesverdienst von 4,76 Mark und mehr von 36,2 Prozent am 1. Januar 1915 auf 45,7 Prozent am 1. Juli 1916 und 55,8 Prozent am 1. Juli 1917. Die Zahl der weiblichen Versicherten mit 3,26 Mark Verdienst und mehr stieg zu denselben Zeiten von 12,6 Prozent auf 15,1 und 28,3 Prozent.

Bei der Ortskrankenkasse Magdeburg hatte am 1. August 1916 etwas über ein Drittel (33,7 Prozent) der männlichen Mitglieder einen Tagesverdienst von mehr als 5 Mark. Am 1. November 1916 waren es zwei Fünftel und am 1. August 1917 drei Fünftel (60,7 Prozent). Die weiblichen Versicherten finden sich in der Zeit vom 1. August 1916 bis zum 1. März 1917 am stärksten in der untersten Lohnklasse bis 1,50 Mark vertreten. Von da ab schiebt sich die Lohnklasse 2,01 bis 3 Mark an die erste Stelle. Die Zugehörigkeit zu den drei höchsten Lohnstufen (3,01 Mark und mehr) wuchs von 6,3 Prozent am 1. August 1916 auf 13,4 Prozent zu Beginn des Jahres 1917 und 39,7 Prozent am 1. August 1917.

In der Unfallversicherung haben die Unternehmer nach Ablauf jedes Jahres der zuständigen Berufsgenossenschaft »Nachweisungen« über die Zahl der Beschäftigten, die Summe der ausgezahlten Löhne usw. einzureichen. In einigen Ausnahmefällen decken sich allerdings die nachzuweisenden Löhne nicht mit den tatsächlichen. Die Wirkungen der Abweichungen gleichen sich aber im ganzen gegenseitig aus, so daß das gewonnene Bild im allgemeinen zutreffen dürfte; jedenfalls geben die Ziffern einen Anhalt darüber, wie sich die Lohnverhältnisse im Laufe der Jahre gestaltet haben und wie sie in den einzelnen Berufszweigen voneinander abweichen usw. Bei sämtlichen gewerblichen Berufsgenossenschaften betragen nun die auf die Versicherten im Durchschnitt entfallenden Löhne in den Jahren: 1894 602,29 Mark, 1902 804,20 Mark, 1908 938,20 Mark, 1911 980 Mark, 1914 1073,50 Mark, 1915 1148 Mark. Für 1916 sind die Gesamtziffern noch nicht veröffentlicht. Auf Grund der Berichte der einzelnen Berufsgenossenschaften läßt sich aber folgendes feststellen: Bei der Knappschaftebergwerksgenossenschaft erhöhten sich die Durchschnittslöhne von 1505 Mark im Jahre 1913 auf 1683 Mark im Jahre 1915 und auf 1940 Mark im Jahre 1916. Zu gleicher Zeit fand bei der Bergwerksgenossenschaft der chemischen Industrie eine Steigerung von 1302 auf 1382 und 1537 Mark statt, während die acht großen Berufsgenossenschaften, die die Eisen- und Stahlindustrie mit 1364 024 Beschäftigten im Jahre 1916 umfassen, einen Rückgang des Durchschnittslohnes von 1413 Mark im Jahre 1913 auf 1404 Mark im Jahre 1914 nachweisen. Dann stieg aber der Lohn sprunghaft auf 1580 Mark im Jahre 1915 und 1747 Mark im Jahre 1916.

Die höchsten Löhne weist die Rheinisch-Westfälische Hütten- und Walzwerksgenossenschaft mit 1741 Mark im Jahre 1913, 1961 Mark im Jahre 1915 und 2270 Mark im Jahre 1916 auf. Die geringsten Löhne in der Metallindustrie zeigt die Schleifische Eisen- und Stahlbergwerksgenossenschaft mit 1151 Mark im Jahre 1913, 1226 Mark im Jahre 1915 und 1339 Mark im Jahre 1916.

Ferner betragen in den Jahren 1913 und 1916 die Durchschnittslöhne in den Berufsgenossenschaften der Nahrungsmittelindustrie 934 und 940 Mark, Bekleidungsindustrie 922 und 909 Mark, Papierverarbeitung 970 und 970 Mark, Molkerei-, Brennerlei- und Stärkeindustrie 1012 und 1156 Mark, Brauerei und Mälzerei 1405 und 1456 Mark, Tiefbau 1393 und 1598 Mark, Rheinisch-Westfälische Textilindustrie 963 und 936 Mark, Fuhrwerksbetriebe 1058 und 1118 Mark, Glasindustrie 987 und 1200 Mark, Lederindustrie 1255 und 1438 Mark, Ziegeleibetriebe 853 und 920 Mark.

Zu berücksichtigen ist dabei, daß bei manchen Berufsgenossenschaften der Durchschnittsberechnung der Lohn der »Vollarbeiter«, das heißt für 300 Arbeits Tage, zugrunde gelegt wird. In Wirklichkeit arbeitet natürlich aus mancherlei Gründen (Krankheit usw.) nicht jeder Arbeiter die ganzen 300 Tage, so daß vielfach ein geringerer Durchschnittsbetrag herauskommt.

Die Invalidenversicherung liefert nicht minder interessante Lohnstatistiken. Die Versicherten gehören fünf verschiedenen Lohnklassen an. Wenn auch bei der Zuteilung zu den einzelnen Klassen Abweichungen von der tatsächlichen Lohnhöhe vorkommen (richtet sich doch meist die Zuteilung nach der Zugehörigkeit der Versicherten zu den Lohnklassen der Krankenversicherung, vereinzelt auch nach den orts-

üblichen Tagelöhnen), so läßt doch die Anzahl der in den einzelnen Lohnklassen verwendeten Beitragsmarken einen wenigstens annähernd richtigen Schluß auf die Einkommensverhältnisse der Versicherten zu. Nehmen wir an — wie es nach allen Beobachtungen den tatsächlichen Verhältnissen entspricht —, daß jeder Versicherte durchschnittlich jährlich 50 Wochenbeiträge entrichtet hat, so ergibt sich folgendes Bild über die Befetzung der einzelnen Lohnklassen:

Jahr	1. Klasse bis 350 Mk.		2. Klasse 350 bis 550 Mk.		3. Klasse 550 bis 850 Mk.		4. Klasse 850 bis 1150 Mk.		5. Klasse über 1150 Mk.	
	überhaupt	Proz.	überhaupt	Proz.	überhaupt	Proz.	überhaupt	Proz.	überhaupt	Proz.
1903	1673363	13	3762231	30	3241590	27	2148290	18	1464136	12
1909	1532892	10	3521768	25	3434919	24	2654107	19	3226575	22
1911	1273082	9	3369274	24	3622842	26	2468787	18	3233652	23
1913	1149271	8	3113561	20	3868017	26	2484134	17	4397229	29
1914	972645	7	2591533	19	3490783	26	2190132	16	4322674	32
1915	941457	8	2507329	21	3091037	27	1709943	15	3429013	29
1916	920416	8	2504938	22	2920175	25	1619748	14	3562482	31

Nicht unerwähnt darf hierbei bleiben, daß die fortgesetzte Verschiebung der Versicherten nach den höheren Lohnklassen in der Zeit vor dem Kriege zum Teil auf die immer gewissenhaftere Heranziehung der Versicherten zur Entrichtung ihrer Beiträge zurückzuführen ist.

Die Bedeutung der Lohnfragen hat auch das Kaiserliche Statistische Amt veranlaßt, eine Erhebung durch Versendung von Fragebogen an Unternehmer vorzunehmen. Aus 369 brauchbaren Antworten aus 13 Gewerbegruppen ergibt sich, daß der durchschnittliche Tageslohn für die männlichen Arbeiter vom März bis September 1914 einen Rückgang von 5,17 auf 5,12 Mark zeigte. Dann setzte jedoch wieder ein Ansteigen der Löhne bis auf 7,55 Mark im September 1916 ein. Die Gesamtsteigerung vom März 1914 bis September 1916 betrug 46 Prozent. Bei den weiblichen Beschäftigten war die Steigerung sogar noch größer, nämlich 54 Prozent. Vom März zum September 1914 fiel in dieser Gruppe der Tagesverdienst von 2,29 auf 1,94 Mark und stieg dann ununterbrochen bis 3,53 Mark im September 1916. In den einzelnen Industriezweigen stieg vom März 1914 bis September 1916 der Durchschnittslohn für das Arbeitertagewerk: *Maschinenindustrie* für Männer von 5,33 auf 7,89 Mark, das heißt um 48 Prozent, für Frauen von 2,28 auf 3,88 Mark, das heißt um 70 Prozent; *elektrische Industrie* für Männer von 4,52 auf 7,44 Mark oder 64,6 Prozent, für Frauen von 2,75 auf 4,80 Mark oder 74,5 Prozent; *chemische Industrie* für Männer von 5,14 auf 6,90 Mark oder 34,2 Prozent, für Frauen von 2,36 auf 3,55 oder 50,4 Prozent; *Industrie der Holz und Schnitstoffe* für Männer von 4,22 auf 5,61 Mark, das heißt um 32,9 Prozent, für Frauen von 1,99 auf 2,59 Mark, das heißt um 30,2 Prozent; *Industrie der Steine und Erden* für Männer von 4,45 auf 5,40 Mark oder 21,3 Prozent, für Frauen von 1,67 auf 2,19 Mark oder 31,1 Prozent.

Das Statistische Amt sagt aber selbst, daß die Ergebnisse nicht ohne weiteres als typisch angesehen werden können, hauptsächlich wegen des geringen Umfanges der Stichprobenerhebung.

Die einzigen amtlichen fortlaufenden Lohnerhebungen, die wir besitzen, erfassen nur die Vergarbeiterlöhne. Nach den Veröffentlichungen im »Reichsarbeitsblatt« erhöhten sich die Durchschnittslöhne der Gesamtbelegschaft pro Schicht vom zweiten Vierteljahr 1914 zum vierten Vierteljahr 1916 und zum zweiten Vierteljahr 1917 im Ruhrgebiet, das die höchsten Löhne zahlt, von 5,22 Mark auf 6,86 und 7,75 Mark, in Niederschlesien von 3,49 auf 4,27 und 4,70 Mark, im Saargebiet von 4,42 auf 5,40 und 6,50 Mark, im Clausthale Salzbergbau von 4,39 auf 5,05 und 5,16 Mark, im holländischen Braunkohlenbergbau von 3,74 auf 4,50 und 4,99 Mark, im linksrheinischen Erzbergbau von 3,34 auf 4,38 und 4,80 Mark.

Die Durchschnittslöhne der eigentlichen Vergarbeiter sind um einige Pfennige höher.

Die privaten, insbesondere gewerkschaftlichen Lohnerhebungen haben während der Kriegszeit meist große Einschränkungen erfahren. Soweit in den einzelnen Berufszweigen oder Betrieben Tarifgemeinschaften bestehen, sind fast durchgehends Teuerungszuschläge zwischen den Arbeitgeber- und Arbeitervereinigungen vereinbart worden. Sie betragen jetzt im Baugewerbe (für Maurer) 25 Pfennig zu den im März 1914 für das Jahr 1916 festgelegten Tariftlöhnen, die im Reiche durchschnittlich 70 Pfennig pro Stunde betragen. Bei abseitsgelegenen Kriegsbauten werden höhere Zulagen bezahlt, so daß ausnahmsweise Stundenlöhne bis zu 1,50 Mark herauskommen. Im Schneidergewerbe wurde zwischen den beiderseitigen Verbänden vom 1. März 1917 ab eine allgemeine Lohnerhöhung von 25 Prozent gegenüber den letzten Friedenslöhnen vereinbart. Vom 12. November 1917 an trat dann eine weitere Erhöhung von 10 Pfennig für männliche und 6 Pfennig für weibliche Arbeiter pro Stunde in Kraft. Im Steinsehwergewerbe wurden Zulagen von 7½ Pfennig pro Stunde, im Buchbindergewerbe 1 bis 6 Pfennig pro Stunde bewilligt. Ähnliche Zuschläge zu den Tarifvertragslöhnen wurden im Buchdruckergererbe, der Holzindustrie usw. eingeführt.

Bemerkenswerte Ergebnisse liefert auch die Einkommensteuerveranlagung, obgleich hier nicht nur Arbeiter und nicht nur Einkommen aus »gewinnbringender Beschäftigung« in Betracht kommen. In Preußen vermehrte sich die Zahl der Steuerpflichtigen von 1915 zu 1916 um 207 661 auf 7½ Millionen oder 3 Prozent. Das Durchschnittseinkommen der Steuerzahler erhöhte sich von 2420 auf 2585 Mark, das einer physischen Person (also ohne die juristischen Personen) von 2267 auf 2430 Mark. Im Durchschnitt betrug auf einen Besteuerften das Einkommen im Jahre 1915 in den Städten 2682, auf dem Lande 1958 Mark.

Im ganzen und großen zeigen die Ziffern, daß nach Ausbruch des Krieges eine Senkung der Löhne eintrat, die teils auf direkte Abzüge, teils auf den Masseneintritt geringer entlohnter Arbeiter (Frauen, Jugendliche, Invaliden) zurückzuführen ist. Erst gegen Ende des Jahres 1915 setzte wieder eine allgemeine Steigerung ein, die zuerst zaghaft, dann im Jahre 1917 schneller vor sich ging. Die Ziffern zeigen aber, daß über die Lohnerhöhungen häufig übertriebene Behauptungen verbreitet werden. Nennenswerte Erhöhungen haben nur bei einem bestimmten Kreise gelernter männlicher Arbeiter, namentlich der Rüstungsindustrie, stattgefunden. Im übrigen sind die Erhöhungen mäßig. Es kommt aber auf die Gesamtlage der Arbeiterschaft an, nicht auf die Lohnhöhe verhältnismäßig weniger, ausnahmsweise gut gestellter Arbeiterkategorien. Im ganzen haben sicherlich die Lohnsteigerungen nicht entfernt mit der gewaltigen Verteuerung der Lebenshaltung Schritt gehalten.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Parteitag der Grütlianer.

Dem Aarauener Schweizer sozialdemokratischen Parteitag folgte acht Tage später, am 9. Dezember, in Baden (Kanton Aargau) der Parteitag des Schweizerischen Grütlivereins. Er hat die Trennung besiegelt, die zwischen der sozialdemokratischen Partei und dem Grütliverein durch die verschiedene Stellungnahme beider Gruppen zur Frage der Landesverteidigung und Militärkreditbewilligung hervorgerufen worden ist. Der durch die gegenseitigen Angriffe sich immer mehr zuspitzende Gegensatz zwischen beiden Richtungen hatte längst bei den Grütlianern den Gedanken ausgelöst, sich auch formell unabhängig von der sozialdemokratischen Partei zu machen und als besondere selbständige politische Partei zu konstituieren. Über drei bezügliche Vorschläge hatte die in Baden tagende Delegiertenversammlung zu befinden. Das Zentralkomitee beantragte, die neue Partei künftig »Sozial-

demokratische Volkspartei« zu nennen, Genosse Knellwolf empfahl die Bezeichnung »Fortschrittliche Volkspartei« und Genosse Seidel den Namen »Sozialdemokratische Grütlipartei«. Die Delegiertenversammlung entschied sich, nachdem Zentralpräsident Walter den Antrag des Zentralkomitees in einem längeren Referat begründet hatte, mit 70 gegen 27 Stimmen dafür, dem alten Namen »Schweizerischer Grütliverein« den Untertitel »Sozialdemokratische Volkspartei« hinzuzufügen.

In seinem Referat sagte Walter nach dem Bericht des »Grütljaner«:

»Als Grundgedanke ist die Selbständigkeit des Grütlivereins als Partei angenommen, welche die sozialdemokratische Marschroute einschlägt, die seit Jahren befolgt wurde. Die Parteinahme ist zur Konsequenz geworden, als der Grütliverein sich von der sozialdemokratischen Partei trennte. Der Begriff Verein ist für uns zu eng geworden; seine Ziele und Zwecke politischer Natur, die über die besondere Vereinsstätigkeit hinausgehen, machen eine politische Marke unentbehrlich. Das innere Gefüge, der Zusammenhang des Vereins aber soll noch straffer werden zur Abwehr gegen alle Angriffe auf seine Integrität. Das alte Vertrauensmännersystem soll zum Parteivorstand ausgebaut und auch ein Zusammengehen mit anderen Parteien zur Erreichung eines großen Zieles ermöglicht werden. Der Solidaritätsgedanke soll neu in der Unfallversicherung durch langfristigen Vertrag zum Ausdruck kommen. Hemmende Schranken für unser künftiges Korporationswesen sollen fallen und der kommenden Gestaltung freien Raum lassen.

Nach außen bilden wir politische Partei, nach innen schärfere Prägung des organisatorischen engen Zusammenhanges des Verbandes mit den Sektionen.

Zugleich mit der Namensänderung wurde eine Statutenrevision vorgenommen, die die alte Vereinsform sprengt und der neuen Partei eine erweiterte, fester gegliederte Organisation gibt. Als Vorort wurde wieder für die nächsten Jahre (1918 bis 1921) Zürich gewählt.

Der zweite wichtige Gegenstand der Tagesordnung bestand in dem Antrag, die »Schaffung eines eidgenössischen Departements für Arbeit und soziale Fürsorge« zu betreiben. Als Referenten fungierten Dr. med. Grandjean und Dr. med. Kraft. Nach kurzer Debatte wurde dieser Antrag einstimmig angenommen.

Auch die Schweizer Sozialdemokratie besteht nun formell — tatsächlich war es schon längst der Fall, wie denn auch jüngst bei den Nationalratswahlen beide Richtungen ihre eigenen Kandidaten aufstellten — aus zwei Parteien, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sich der Gegensatz zwischen beiden weiter verschärfen wird, werden doch die Grütljaner, weil sie am 11. Dezember im Nationalrat gegen den von Raine und neun Mitunterzeichnern der sozialdemokratischen Fraktion gestellten Antrag gestimmt haben, die gesamten Militärkredite abzulehnen, bereits von der »Berner Tagwacht« »politische Zuhälter« genannt.

Literarische Rundschau.

Ferdinand Tönnies, *Der englische Staat und der deutsche Staat. Eine Studie.* Berlin 1917, Verlag von Karl Curtius. 211 Seiten. Preis 3,60 Mark.

Das Buch des Professors Dr. Tönnies, der nicht nur als hervorragender Soziologe, sondern auch als gründlicher Kenner des englischen Staatswesens und Herausgeber ungedruckter Werke des englischen Staatstheoretikers Thomas Hobbes (der »Elements of law« und des »Behemoth or the Long Parliament«) bekannt ist, kommt zur rechten Zeit; denn so häufig jetzt auch in dem Kampf um das sogenannte parlamentarische System auf die englische Verfassung hingewiesen wird, so eng ist der Kreis der Politiker auf dem Festland, die das englische Verfassungswesen einigermaßen kennen. Gerade in Deutschland sind über das englische Staatsleben gar seltsame vorgefaßte Meinungen verbreitet, die auch durch die Erfahrungen des Krieges

bisher nur eine unzulängliche Korrektur erfahren haben. Vielleicht noch mehr als vom deutschen Liberalismus gilt das von der deutschen Sozialdemokratie; denn da ihre Theoretik es bisher zu einer eigenen sozialistischen Staatstheorie nicht gebracht hat, so haben manche ihrer Anhänger Anleihen bei der Staatslehre des Liberalismus gemacht, und zwar nicht des heutigen, sondern des preussischen Liberalismus der Konfliktzeit, der in Englands Verfassung sein Staatsideal erblickte. Zwar gibt es verschiedene neuere, vorzügliche Werke über Englands Verfassungsweisen in deutscher Sprache, wie zum Beispiel das große Werk von Julius Haffek über englisches Staatsrecht, ferner die 1908 in Tübingen unter dem Titel »Die Regierung Englands« erschienene deutsche Übersetzung von Sidney Low's »Governance of England« und die 1913 in Leipzig unter dem Titel »Die englische Verfassung« herausgekommene Übersetzung von A. Lawrence Lowells »Government of England«; aber diese wie einige andere Werke gleicher Art sind, wenngleich Low seine Thematik zum Teil journalistisch-feuilletonistisch behandelt, im ganzen zu schwerfällig und setzen meist eine zu umfassende Kenntnis des politischen Entwicklungsganges Englands voraus, als daß sie weit über die Kreise bestimmter Fachgelehrten hinaus Beachtung finden konnten. Deshalb war eine Schrift nötig, die unter Beiseiteschiebung gelehrter Analysen und vieler mehr oder minder nebensächlicher Einzelheiten in kurzen kräftigen Strichen die englische Verfassung in ihrem Aufbau schildert. Das vorliegende Buch des Professors Tönnies leistet diese Arbeit. Fehlt natürlich auch vieles, was in den großen staatsrechtlichen Werken ausführlich behandelt wird, so hat doch der Verfasser verstanden, eine treffende, scharf umrissene Charakteristik des englischen Verfassungswesens zu liefern: eine Charakteristik, die freilich bei manchen Anglophilen auf Widerspruch stoßen wird, zumal Professor Tönnies oft eine ziemlich derbe Sprache redet und vor dem englischen Caut wenig Respekt hat. Abgesehen von ihrer gemeinverständlichen, knappen Fassung, hat überdies die vorliegende Schrift des Professors Tönnies im Vergleich mit den obengenannten Werken insofern einen gewissen Vorteil, als sie sich nicht auf die Darstellung der englischen Verfassungsinstitutionen beschränkt, sondern zugleich die Eigenart der deutschen Reichsverfassung und der preussischen Staatsverfassung kennzeichnet und dadurch dem Leser eine gewisse Vergleichung der verschiedenartigen Verfassungseinrichtungen ermöglicht.

Unter Bezugnahme auf die erwähnten staatsrechtlichen Werke von Low und Lowell sowie die Äußerungen hervorragender englischer Staatsmänner schildert Tönnies die Macht des englischen Unterhauses, den Einfluß der Landaristokratie und der Plutokratie, das englische Parteiystem und die Übermacht der englischen Kabinettsregierung. Daran schließt sich eine kurze Darstellung der deutschen und der preussischen Verfassung, der in einem vierten Kapitel eine interessante Gegenüberstellung der englischen Selbstverwaltung sowie der preussischen Städte- und Landgemeindeordnung in ihrer geschichtlichen Entwicklung folgt. Die Rückständigkeit oder vielmehr Unentwickeltheit des englischen Verwaltungsrechts — soweit von einem solchen in England überhaupt die Rede sein kann — sowie die Verquickung von Justiz und Verwaltung werden mit scharfen Strichen hervorgehoben und nachgewiesen, daß das heutige Verwaltungsrecht Englands im Grunde genommen nur aus einer Häufung von Usancen besteht, die erst durch Richtersprüche eine gewisse Rechtsgeltung erlangt haben. Ebenso gelangt Tönnies zu einem abfälligen Urteil über den individualistischen englischen Freiheitsbegriff, der nur zu oft die öffentlichen Interessen den Interessen des Individuums unterordnet. Zwar wären in England (nicht in Irland) die bürgerlichen Freiheiten besser gesichert als in Deutschland; sie schlossen aber auch die Freiheit in sich, andersdenkende Minderheiten, zum Beispiel in Versammlungen, durch Lärm und Gewalt zu ersticken. Die geistige Freiheit dagegen sei in England durch das vom Staate getragene Kirchentum und durch die unzulässige öffentliche Meinung noch mehr eingeengt als in Deutschland.

Das Ergebnis seiner Darlegungen faßt Professor Tönnies selbst im Schlußkapitel in die Worte zusammen:

»Der englische Staat ist kein wesentlich neuzeitliches Gebilde, sondern in den Grundformen seiner ungeschriebenen Verfassung so geblieben, wie er im späteren Mittelalter (als England und Wales) unter königlicher Macht geworden ist, geblieben, auch nachdem der Krone der größere Teil ihrer Macht vom Parlament entzogen war. Dieser unmoderne Charakter, der den Bedürfnissen einer gesteigerten und reformierenden Gesetzgebung nicht gewachsen ist, macht sich besonders durch den Mangel einer geordneten Verwaltung, eines geschulten Beamtenums und eines ausgebildeten Verwaltungsrechts fühlbar.... Die für den modernen Staat wesentliche Scheidung der vollziehenden von der gesetzgebenden Gewalt fehlt ebenso wie die Trennung von Rechtspflege und Verwaltung, von öffentlichem und Privatrecht im englischen Staat und im englischen Denken. Der englische Staat hat kein bürgerliches Gesetzbuch, nicht einmal ein Strafgesetzbuch.«

Als kurze Einführung in das englische Verfassungswesen verdient die volkstümliche kleine Schrift weiteste Beachtung. Sie ist vorzüglich geeignet, dem auch bei uns herrschenden, nur die äußeren Formen sehenden Verfassungsaberglauben Boden abzugraben.

Heinrich Cunow.

Alf. P e h o l d, *Drei Tage*. Novelle. Warnsdorf, Ed. Strache. Preis 2,70 Mark.

Das neue Buch des bekannten Wiener Arbeiterdichters gibt inhaltlich einen Ausschnitt aus dem Leben eines jugendlichen arbeitslosen Proletariers. In nüchternen, nirgend auftragender, absichtlich niemals unterstreichender Weise wird die vergebliche Jagd auf Arbeit, werden Hunger und Obdachlosigkeit, Entmutigung und Erniedrigung geschildert. Dieses Fehlen jeglichen Pathos macht den Inhalt des Buches aber doppelt lebenswahr. So kühl sich der Leser auch den geschilderten Geschehnissen gegenüberstellen mag, er wird dennoch gepackt, fortgerissen von diesem Sturmeswehen tiefster Daseinsnöte, die nur einer richtig zu schildern vermochte, der sie am eigenen Leib erlebte. »Drei Tage« hat der Dichter seine alle Tiefen menschlichen Elends aufwirbelnde Erzählung genannt; er hätte sie aber ebensogut »Kampf ums Leben« betiteln können. Denn was der Hauptfigur seiner Schilderung widerfährt, ist typisch für eine ganze Volksschicht, die, herabgedrückt auf das Niveau letzten triebhaften Lebenanklammers, dahinvegetiert.

Nahm der Dichter den Stoff seiner Schilderung aus eigenem Erleben, so verstand sein reifes Können es geradezu meisterhaft, diesen Stoff in sich ständig steigenden Aufbau zu schichten, in eine sprachlich fließschöpfende und weit sich wölbende Form zu kleiden. Wirkt im allgemeinen dieses Buch furchtbarsten Menschenjammers noch so sehr wie eine wuchlige Anklage gegen himmelschreiende gesellschaftliche Mißstände, so ist es dennoch schön und reich an dichterischen Feinheiten, an jenen weichen, zarten Stellen, welche die Tragik des Ganzen erst richtig plastisch herausmeißeln, die leichten Töne in den dunklen Hintergrund des düsteren Großstadtbildes hineinstupfen. Das glückt dem Künstler namentlich bei den Naturstimmungen, beim Kolorieren finsterner Massenquartiere, beim Gedenken seiner toten Mutter, das so überaus liebevoll und lichtdurchtränkt geformt ist.

Pehold ist gewiß nicht der erste, der uns einen Ausschnitt aus dem Leben eines hungernden und obdachlosen Proletariers gegeben hat. Viele haben dieses Motiv — wir erinnern nur an Gorki — künstlerisch behandelt. Was aber Peholds Buch aus der Reihe gleichgetönter Schilderungen heraushebt, ist die ungeheure sittliche Kraft, die in ihm steckt. Diese Kraft erhebt eine flammende Anklage gegen ungezählte gesellschaftliche Schäden und soziale Mißstände unserer Tage. So charakterisiert sich denn Peholds Erzählung nicht nur als Kunstwerk, als reife Schöpfung eines eifrig tiefgründenden Dichters, sondern sie wird zugleich zu einem Zeitdokument, das die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Forderungen erweist und erhärtet. Das aber sind Gründe genug, dem schönen und starken Buche einen vollen Erfolg zu wünschen.

L. L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14

Ausgegeben am 4. Januar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Geheimdokumente des russischen Auswärtigen Amtes.

Von Ludwig Quessel.

I.

Es ist heute eine auch dem einfachsten Manne bekannte Tatsache, daß in allen Staaten der Welt die Auswärtigen Ämter die Aufbewahrungsorte von Geheimverträgen und -abkommen der Regierungen sowie von Geheimberichten der Gesandtschaften sind, deren Inhalt nicht nur dem Volke, sondern auch dem Parlament vorenthalten wird. Bei Großmächten und Kleinstaaten, in Republiken und Monarchien, in parlamentarisch und autokratisch regierten Ländern — überall stoßen wir auf daselbe System der Geheimhaltung fast aller Urkunden und Dokumente, die sich auf die auswärtige Politik beziehen.

Diesem System der Geheimhaltung zum Trotz wird es jedoch dem Politiker, der die Geschichte, die Volkswirtschaft und die politischen Strömungen eines Landes gründlich kennt, in der Regel nicht schwer sein, sich ein zutreffendes Bild von dessen Außenpolitik zu machen. Wirklich geheimhalten lassen sich für den, der diese Kenntnisse besitzt, eigentlich nur die Nebenfragen der auswärtigen Politik. In allen Hauptfragen wird er richtig orientiert sein, auch wenn er von dem Wortlaut der Verträge und Abkommen sowie der Gesandtschaftsberichte, die im Auswärtigen Amt des betreffenden Staates lagern, nicht das geringste erfahren hat.

Der Beweis dafür, daß es den Diplomaten unmöglich ist, die Richtlinien ihrer Außenpolitik dem sachkundigen Kenner der Materie zu verheimlichen, läßt sich zurzeit besonders leicht an der Hand der Geheimdokumente des russischen Auswärtigen Amtes führen, die die bolschewistische Regierung veröffentlicht hat. Man weiß, daß die Entente in ihrer Antwort auf das Friedensangebot der Zentralmächte vom 12. Dezember 1916 es peinlich vermieden hat, positive Angaben darüber zu machen, weshalb sie die ihr dargebotene Friedenshand zurückweist und den Krieg fortsetzen will. In der Kollektivnote der Entente vom 30. Dezember 1916 wird nur gesagt, daß die Entente von den Zentralmächten »Sühne, Wiedergutmachung und Bürgschaften« verlangt, und »daß ein Friede nicht möglich ist, solange nicht Gewähr besteht ... für die Anerkennung des Grundgesetzes der Nationalitäten«. ¹ Obwohl nun in der Kollektivnote der Entente kein Wort darüber zu finden ist, worin die beanspruchten »Sühne, Wiedergutmachung und Bürgschaften« bestehen sollen, konnte sich doch jeder unterrichtete Politiker unschwer ein genaues Bild davon machen, welche Ansprüche die einzelnen

¹ Siehe Diplomatische Schriftstücke aus der Zeit vom 12. Dezember 1916 bis zum 12. März 1917, herausgegeben vom Auswärtigen Amt, Berlin 1917, S. 20 bis 21.

Ententemächte bei den Friedensverhandlungen erheben würden. Fangen wir mit England an, so war anzunehmen, daß es die drei Ziele des britischen Imperialismus zu verwirklichen streben würde: 1. durch Annexion von Deutsch-Ostafrika die südlichen und nördlichen Besitzungen Englands in Afrika zu einem einheitlichen afrikanischen Reiche (Kap-Kairo) zu verbinden; 2. durch Errichtung eines Protektorats über Südsyrien und Mesopotamien sich ein einheitliches asiatisches Reich vom Suezkanal bis zum Mekongfluß (Siam) zu schaffen; 3. durch Herabdrückung des Deutschen Reiches zu einem Kleindeutschland die deutschen Wirtschaftskräfte so lahmzulegen, daß England die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt nicht mehr zu fürchten hat. Nicht schwerer als die englischen waren im Grunde die französischen Kriegsziele zu erkennen. Der französische Imperialismus verlangte — das ging aus allen seinen Publikationen hervor — das ganze linke Rheinufer für Frankreich. Weiter waren in Afrika seine Wünsche auf Kamerun und Togo, in Asien auf Nordsyrien gerichtet. Der russische Imperialismus hatte sein Auge vor allem auf Konstantinopel und den Bosporus gerichtet; er begehrte weiter Türkisch-Armenien und einen möglichst großen Teil der türkischen Randgebiete des Schwarzen Meeres für sich; in Europa war sein Ziel, durch Annexion von Galizien, Ostschlesien, Posen und Westpreußen ein Großpolen aufzurichten, das natürlich als ein Bestandteil des russischen Reiches unter dem Zepfel des Zaren verbleiben sollte. Noch offener als die Wünsche der großen waren die der kleinen Ententemächte. Von Italien war hinreichend bekannt, daß es außer dem Trentino und einem Teil Albaniens hauptsächlich die Randgebiete der Adria für sich begehrte. Rumänien erhob Anspruch auf die ungarischen Gebiete bis zur Theißlinie und die Bukowina; Serbiens Ansprüche gingen zum mindesten auf Bosnien und die Herzegowina. Zur Ausführung gebracht, hätte diese »Sühne und Wiedergutmachung« eine vollständige staatliche Umgestaltung Europas bewirkt. Neben einem Großpolen wäre ein Kleindeutschland, neben einem Großitalien und Großserbien ein Kleinösterreich und neben einem Großrumänien ein Kleingarn entstanden.

Wie die Publikationen der deutschen Sozialdemokratie zeigen, ist sich unsere Partei über die Annexionspläne der Ententemächte nie im unklaren gewesen. Im Gegensatz dazu haben die unabhängigen Sozialdemokraten eine Politik vertreten, die so geartet war, als ob bei der Entente ein Annexionismus überhaupt nicht vorhanden wäre. Die Veröffentlichung der Geheimdokumente des russischen Auswärtigen Amtes durch die Bolschewisten erbringt jetzt den Beweis dafür, daß das Bild, das unsere Partei der deutschen Arbeiterschaft von den Annexionsplänen der Entente immer entworfen hat, in allen Stücken der Wirklichkeit entspricht. Es verlohnt sich, dies an Hand der bisher veröffentlichten Geheimdokumente im einzelnen darzutun.

II.

Was zunächst die englischen Annexionspläne anbetrifft, so sind lediglich diejenigen, die sich auf Afrika beziehen, durch die russischen Geheimdokumente noch nicht völlig klargestellt worden. Dies ist jedoch von geringer Bedeutung, da im Grunde von keiner Seite bestritten wird, daß ein siegreiches Großbritannien und Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Westafrika nicht mehr zurückgeben würde. Indirekt wird in den Geheimdokumenten allerdings

auch auf die britischen Annexionspläne in Afrika hingewiesen, indem in Artikel 13 des Vertrags Italiens mit England, Frankreich und Rußland vom 26. April 1915 gesagt wird, daß »für den Fall einer Ausdehnung der ... englischen Kolonialbestimmungen in Afrika auf Kosten Deutschlands« Italien in Afrika entschädigt werden soll. Hinsichtlich der englischen Annexionspläne in Asien ist zu sagen, daß sich diese nach den russischen Geheimdokumenten als umfangreicher darstellen, als allgemein angenommen worden ist. Fangen wir vom Westen an, so erfahren wir aus dem Geheimdokument, das die Überschrift »Teilung Kleinasiens« trägt, daß England in Südsyrien sich »die Häfen Haifa und Akka« ausbedungen und außerdem »die Abtrennung Palästinas vom türkischen Territorium« verlangt hat. Die Protektoratsfrage über Südsyrien wird in dem Vertrag vom 21. Februar 1917 über »die Einteilung der Einflußzonen und territorialen Erwerbungen in der Asiatischen Türkei« zwar offengelassen, aber es kann, da England keine Opfer gescheut hat, Palästina (Südsyrien) zu erobern, und sich zudem noch ausdrücklich den Besitz der südsyrischen Häfen von den Ententegegnern hat zuerkennen lassen, eigentlich kein Zweifel daran bestehen, daß es damit auch den vorherrschenden Einfluß in Südsyrien an sich gerissen hat. Was das Zweistromland anbetrifft, so wird in jenem Vertrag klar und eindeutig bestimmt, daß Großbritannien »den südlichen Teil von Mesopotamien mit Bagdad erwirbt«. Komplizierter liegen die Dinge bei Arabien. Von diesem Lande hatte England die Küstengebiete im Osten und Süden (Koweit, El Hasa, Oman, Hadramaunt und Alden) schon vor dem Kriege fest in seiner Hand. Englands Streben ging nun dahin, auch die arabischen Küstenländer am Roten Meer mit den heiligen Stätten Mekka und Medina und das Innere Arabiens als Einflußsphäre zu erwerben, und zwar in einem so ausschließlichen Sinne, daß, wie der Imperialist Johnston 1913 forderte, jede Einmischung fremder Mächte in arabische Verhältnisse von England als *Casus belli* angesehen werden soll.² Ganz scheint England in dem Vertrag vom 21. Februar 1917 nun sein Ziel hinsichtlich Arabiens nicht erreicht zu haben. Denn jener Vertrag besagt über die Rote-Meer-Küste und das Innere Arabiens, daß in diesen Gebieten »eine Konföderation arabischer Staaten oder ein unabhängiger arabischer Staat gegründet werden« soll, »für welchen die Einflußsphären gleichzeitig bestimmt werden« sollen.

Was es mit der »Unabhängigkeit« dieses neuzugründenden arabischen Staates auf sich hat, wird genügend durch die Bestimmung illustriert, daß sein Gebiet gleichzeitig in Einflußsphären aufgeteilt werden soll. Zurzeit ist der britische Einfluß in allen Teilen Arabiens so sehr vorherrschend, daß die Vorstellung, England hätte sich einmal mit Rußland und Frankreich in der Beherrschung Arabiens teilen können, recht schwer wird. Die Erwerbung einer britischen Einflußzone in demjenigen Teil Arabiens, der noch nicht unter britischer Oberherrschaft steht, müßte übrigens die Engländer auch dann zu Herren Arabiens machen, wenn wirklich einige der westlichen oder inneren Gebiete nominell als französische oder russische Einflußsphären bezeichnet werden würden. Die Errichtung eines sogenannten unabhängigen arabischen Königreichs würde daran natürlich auch nichts ändern. »Denn man weiß, wie der Franzose Rouire einige Jahre vor Ausbruch des Krieges

² Siehe Sir Harry Johnston, *Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik*, Berlin 1917, S. 22 und 117.

in seinen Studien über die englisch-russische Rivalität in Asien zutreffend schrieb, daß die Engländer Meister in der Kunst geworden sind, Kombinationen zu finden und Arrangements zu treffen, die es zulassen, bei Bewahrung der realen Autorität für sich, dem Souverän die nominelle Herrschaft des Landes zu belassen.³ Man kann daher ruhig sagen, daß einem gegen Deutschland siegreichen England nicht nur Südsyrien und Mesopotamien, sondern auch ganz Arabien als sichere Beute zufallen müßte, obwohl der Vertrag vom 21. Februar 1917 dagegen einige Kaufelen begründet zu haben scheint.

Allgemein überrascht hat weiter die Bestimmung jenes Geheimvertrags, daß die ganze neutrale Zone Persiens an England fallen soll. Damit sind reichlich zwei Drittel des persischen Reiches den Engländern als fester Besitz von den Ententegegnossen zuerkannt worden. Im ganzen umfassen die britischen Annexionspläne in Asien also die Gebiete: Südsyrien, Arabien, Mesopotamien und Persien. Mit Erwerbung dieser Gebiete würde England in Asien ein Reich errichten können, das sich in ununterbrochener Ländersucht vom Roten Meer bis zum Mekongfluß in Siam erstreckt, ein Reich von so gewaltiger Größe und Bevölkerung, daß neben ihm alle Staaten Europas als zwerghaft erscheinen müßten. Das Februarabkommen der Ententemächte von 1917 übertrifft also bei weitem alle Vorstellungen, die man sich bisher von den Annexionsplänen der Engländer in Asien gemacht hat.

Im Gegensatz zu England, dessen Annexionspläne auf die Errichtung zweier gewaltiger Reiche, das eine in Asien und das andere in Afrika, gerichtet sind, sind die französischen Annexionspläne, so wie sie uns die bisher veröffentlichten russischen Geheimdokumente zeigen, wesentlich europäischer Natur. Beiläufig ist in den Geheimdokumenten allerdings auch von Einflußsphären Frankreichs in Kleinasien und Arabien sowie von »der Ausdehnung der französischen Kolonialbesitzungen in Afrika auf Kosten Deutschlands« die Rede, bestimmte Angaben sind aber hierüber nicht zu finden. Dagegen erhalten wir aus ihnen vollen Aufschluß über die europäischen Annexionsabsichten Frankreichs. Nach dem Februarabkommen 1917 ist Frankreich von den anderen Ententemächten Elsaß-Lothringen ganz, das Saarrevier mit gewissen Einschränkungen und der übrige Teil des linken Rheinufers gewissermaßen als Protektorat zuerkannt worden. Im Januar 1917 hat der französische Botschafter in Petersburg dem Zaren die Wünsche Frankreichs in bezug auf das linke Rheinufer vorgetragen, worüber der russische Botschafter in Paris durch ein Geheimtelegramm vom 20. Januar 1917 von Petersburg aus wie folgt informiert wurde:

... Herr Doumergue (der französische Botschafter in Petersburg) hat dem Zaren den Wunsch Frankreichs mitgeteilt, sich die Rückgabe von Elsaß-Lothringen ... zu versichern sowie eine Sonderstellung im Tale des Saarflusses und es dahin zu bringen, daß die Gebiete westlich des Rheins von Deutschland losgerissen und so reguliert werden, daß der Rhein in Zukunft ein dauerndes strategisches Hindernis gegen ein deutsches Vordringen bilden möge....«

Aus dem weiteren Inhalt jenes Geheimtelegramms vom 30. Januar 1917 geht unzweifelhaft hervor, daß England damals schon seine Zustimmung dazu

³ Siehe Rouire, La rivalité anglo-russe en Asie, Paris 1908, S. 233 bis 234, und meinen Aufsatz »Deutschland und der anglo-russische Gegensatz in Zentralasien« in der Monatschrift »Asien«, Berlin 1917, S. 115 ff.

gegeben hatte, daß Elsaß-Lothringen, die Pfalz, Rhein Hessen und der linksrheinische Teil der Rheinprovinz, also ein Gebiet von etwa 37 000 Quadratkilometer mit zirka 6 Millionen Einwohnern, unter französische Herrschaft bzw. Oberherrschaft kommt. Was diese offenen und verschleierten Annexionen Frankreichs für die deutsche Wirtschaftskraft bedeuten würden, kann man daraus ersehen, daß die deutsche Volkswirtschaft mit den linksrheinischen Gebieten den Saarkohlenbezirk, den Aachener Kohlenbezirk und den lothringischen Minettebezirk verlieren müßte. Von der bisherigen deutschen Steinkohlengewinnung würden also durch die Losreißung dieser Gebiete uns 11 Prozent und von unserer bisherigen Eisenerzgewinnung 67 Prozent verloren gehen.⁴ Erinnert man sich daran, daß der britische Wirtschafts Imperialismus die Herabdrückung des Deutschen Reiches zu einem wirtschaftlich ohnmächtigen Kleindeutschland schon seit 1885, als die deutsche Konkurrenz zum ersten Male vor dem Richterstuhl einer englischen parlamentarischen Kommission stand, auf seine Fahne geschrieben hat,⁵ so kann man verstehen, warum in den Verhandlungen mit Rußland nicht nur Frankreich, sondern auch England von der zarischen Regierung die Zuerkennung eines »unbeschränkten Rechts in der Frage der Feststellung von Deutschlands westlichen Grenzen« verlangte, warum in dieser Frage Frankreich und England gemeinsam vorgehen und gemeinsame Interessen gegenüber Rußland wahrnahmen, obschon es auf den ersten Blick scheinen könnte, als ob nur Frankreich an der Losreißung der linksrheinischen Gebiete von Deutschland interessiert wäre.

Nediglich historisches Interesse haben heute für uns die Annexionspläne des alten Rußlands. Immerhin ist es aber interessant, aus den russischen Geheimdokumenten zu erfahren, daß England sich im Februar 1917, also unmittelbar vor Ausbruch der Revolution, bereit erklärt hatte, Rußland folgende Gebiete zuzuerkennen: 1. Konstantinopel, 2. die westlichen Küsten des Bosporus, 3. ein Gebiet am Golf von Ismid (Ismidsund im Marmarameer), 4. die Inseln im Marmarameer, 5. die im Ägäischen Meer der Dardanellenstraße vorgelagerten Inseln Imbros und Tenedos, 6. Türkisch-Armenien (Erzerum, Trapezunt, Wan und Bitlis), 7. Südkurdistan, 8. einige Grenzgebiete Afghanistans. Besondere Beachtung erfordern die Annexionswünsche des alten Rußlands in bezug auf Galizien, Ostschlesien, Posen und Westpreußen. Diese Gebiete vom Körper der Zentralmächte loszulösen und daraus in Verbindung mit Kongreßpolen ein Großpolen zu machen, um so das vom britischen Wirtschafts Imperialismus zur Sicherung der englischen Handels suprematie als notwendig erachtete Kleindeutschland zu fabrizieren, das war und ist noch heute ein englisches Kriegsziel. Im Prinzip war damit das alte Rußland natürlich sehr einverstanden. England scheint nun aber doch ernste Bedenken gehabt zu haben, dieses Großpolen unter russische Herrschaft zu stellen. Es scheint von Rußland gewisse Garantien für eine relative staatliche Unabhängigkeit dieses Großpolens verlangt zu haben, um seinen Rivalen in Asien, das heißt Rußland, nicht zu stark zu machen. Von solchen Garantien wollte Rußland natürlich nichts wissen und suchte sich ihnen zu entziehen. Daher die Aufforderung an den russischen Bot-

⁴ Siehe Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1912, S. 88 und 98.

⁵ Siehe Viktor Vérard, *L'Angleterre et l'impérialisme*, Paris 1910, S. 289 bis 290.

schafter in Paris in dem Geheimtelegramm vom 9. März 1916, dahin zu wirken, »daß die polnischen Fragen von den Gegenständen der internationalen Verhandlungen ausgenommen und daß alle Versuche, Polens Zukunft unter die Garantiekontrolle der Mächte zu stellen, verhindert werden«. Diese Unstimmigkeit zwischen Rußland und England über die zukünftige Gestaltung Polens scheint auch im Jahre 1917 noch bestanden zu haben. Weil das alte Rußland der britischen Regierung keine ausreichenden Garantien für die Unabhängigkeit des zu errichtenden Großpolens geben wollte, scheint man in London die Absicht gehabt zu haben, den russischen Annexionsplänen in Zentraleuropa enge Grenzen zu ziehen. Kein Wunder daher, daß das Petersburger Geheimtelegramm vom 30. Januar 1917 dem russischen Botschafter in Paris einschärft, nur dann der von Frankreich und England erstrebten Lostrennung der linksrheinischen Gebiete von Deutschland zuzustimmen, wenn Rußland in der Bestimmung seiner Grenzen gegenüber Deutschland und Österreich »Handlungsfreiheit erhält«. Daß das alte Rußland alles aufbot, das neuzuschaffende Großpolen ganz in seiner Gewalt zu behalten, ist weiter nicht verwunderlich. Ebenso wenig kann aber auch Englands Bestreben überraschen, Rußland in Europa nicht zu stark werden zu lassen, da es die Grenzen seines großen asiatischen Reiches gegen die russische Militärmacht zu verteidigen hat und sich deshalb gern in einem von Rußland unabhängigen Großpolen einen kontinentalen Degen gegen das Zarenreich geschmiedet hätte.

Am ausführlichsten werden wir in den russischen Geheimdokumenten über die italienischen Annexionspläne unterrichtet. Diese sind niedergelegt in dem Vertrag, den Italien am 26. April 1915 mit England, Frankreich und Rußland schloß. Danach soll Italien beim Friedensschluß erhalten: 1. das Gebiet des Trentino, 2. das ganze südliche Tirol bis zum Brenner, 3. die Stadt Triest mit Umgebung, 4. die Grafschaft Görz und Gradiska, 5. Istrien und die istrischen Inseln, 6. Dalmatien, 7. Valona und 8. koloniale Entschädigungen für den Fall der Annexion des deutschen Kolonialreichs durch England und Frankreich. Über die Vorgänge, die dem Abschluß dieses Vertrags vorangingen, erfahren wir aus einem anderen Dokument, daß Rußland sich bemühte, die Ansprüche Italiens auf die Adriagebiete zugunsten Serbiens möglichst zurückzuschrauben, damit aber schließlich doch keinen Erfolg hatte, weil das Anstürmen starker deutscher Kräfte in Galizien gegen die russische Front es Rußland ratsam erscheinen ließ, der Entente die Waffenhilfe Italiens auch unter Preisgabe serbischer Ansprüche zu sichern. Wie weit die serbischen Ansprüche gingen, ist aus den russischen Geheimdokumenten nicht zu ersehen, doch läßt sich, weil wir wissen, daß sie im Konflikt mit den italienischen Ansprüchen standen, wohl annehmen, daß sie sich auf alle serbokroatischen Gebiete Österreichs erstreckten. Recht ausführlich unterrichten uns die russischen Geheimdokumente auch über die Annexionspläne Rumäniens. Aus dem Bericht des russischen Gesandten Polivanow vom 16. November 1916 geht hervor, daß sich diese, je nach der Kriegslage, bald gegen Österreich-Ungarn, bald gegen Rußland richteten. Bis zum Frühjahr 1915 neigte Rumänien der Entente zu, und dementsprechend wünschte man Siebenbürgen und die Bukowina zu annektieren. Nach Mackensens Durchbruch in Galizien im Mai 1915 näherte sich Rumänien wieder den Zentralmächten und richtete deshalb seine Blicke auf Bessarabien. Nach den

Mißerfolgen unserer Offensiven gegen Verdun und Italien und dem erfolgreichen Durchbruch Brussilows in Wolhynien in dem für uns an harten Schicksalsschlägen reichen Sommer 1916 wandte sich Rumänien wieder der Entente zu und schloß mit ihr im August 1916 ein Abkommen, worin es folgende Gebiete zugesichert erhielt: 1. Siebenbürgen (Transylvanien), 2. die Bukowina. Es versteht sich von selbst, daß Rußland sich nur schweren Herzens entschließen konnte, die Bukowina Rumänien zuzusprechen, ja aus Polwanows Bericht geht sogar hervor, daß Rußland ein Erstarken Rumäniens überhaupt nicht gern sah und den Zusammenbruch der rumänischen Großmachtspläne im Winter 1916/17 nahezu freudig begrüßte. Zusammenfassend kann man sagen, daß das, was die Geheimdokumente uns über die Annexionsabsichten und Großmachtspläne Italiens und Rumäniens berichten, durchaus mit den Anschauungen übereinstimmt, die unsere Parteipresse über die Politik dieser beiden Staaten ihren Lesern vorgetragen hat.

Wenn wir nun fragen, worin für uns die Bedeutung der russischen Geheimdokumente liegt, so ist zu sagen, daß sie die urkundliche Bestätigung der Ansichten darstellen, die wir gegenüber den unabhängigen Sozialdemokraten immer vertreten haben. Vollständig einwandfrei und unwiderlegbar wird durch sie dargelegt, daß Deutschland seit dreieinhalb Jahren einen Kampf um seine Existenz führt, daß der Krieg auf deutscher Seite in dieser langen Zeit noch keine Stunde etwas anderes war als ein Verteidigungskrieg im besten Sinne des Wortes, bei dem es sich für uns lediglich darum handelte, die Grundlagen unseres nationalen und wirtschaftlichen Seins gegenüber dem Imperialismus und Nationalismus der Ententemächte zu behaupten. An dieser Tatsache kann der Umstand, daß auch in Deutschland Annexionspläne geschmiedet worden sind, nichts ändern. Auch wenn in Deutschland niemals eine Stimme für Annexionen und Kontributionen laut geworden wäre, hätten die Ententemächte, wie ihr Abkommen mit Italien vom 26. April 1915, das Abkommen mit Rumänien vom August 1916 und ihr gegenseitiges Abkommen vom Februar 1917 zeigt, sich niemals zu einem Frieden ohne Annexionen und Kontributionen bereit gefunden. Auch daß das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 von den Ententemächten zurückgewiesen wurde, lag nicht, wie von den unabhängigen Sozialdemokraten behauptet worden ist, daran, daß dasselbe diese oder jene Mängel hatte, sondern einzig in der Tatsache, daß im Dezember 1916 England, Frankreich, Rußland und Italien noch fest davon überzeugt waren, sie würden ihre Annexionsabsichten im nächsten Jahre durch den Sieg verwirklichen können. Nicht Deutschland, dessen Volksvertretung und Regierung sich zu einem Frieden der Verständigung und der Versöhnung im Juli 1917 feierlich bereit erklärt hatten, nicht das revolutionäre Rußland, das jetzt im Begriff steht, aus der Reihe der kriegsführenden Staaten auszuscheiden, tragen die Schuld daran, daß dieser Krieg nicht enden will, sondern lediglich der Annexionismus und Imperialismus der Bourgeoisien der westlichen Demokratien, die in der Arbeiterbewegung der westlichen Mächte leider kein ausreichendes Gegengewicht finden. Der unschätzbare Wert der russischen Geheimdokumente liegt aber für uns darin, daß sie den Wahrheitsbeweis für die Richtigkeit der von uns immer gegenüber der unabhängigen Sozialdemokratie vertretenen Anschauungen erbringen.

Die Agrarfrage in Rußland.

Von E. N. Verow.

I.

Die Lage der russischen Kleinbauernschaft.

Der Wiederaufbau Rußlands stellt das Land vor schwierige Aufgaben. Die vornehmste und dringlichste dieser Aufgaben ist die Aufteilung des Landbesitzes unter die Bauernschaft. Jahrhundertlang sind Herrscher und Adel dieses Agrarstaats nur darauf bedacht gewesen, die Bauern rechtlos zu machen, und als dies erreicht war, die Arbeitskraft der Leibeigenen möglichst auszunutzen, alle Steuern auf sie abzuwälzen und auf ihre Kosten ein sorgloses, genüßreiches Leben zu führen. So gering schätzten sie die Bedeutung und die Kraft des russischen Volkes, das heißt des russischen Bauerntums ein, daß sie es in dem gleichen Maße verachteten, wie sie es ausnützten. Der Bauer war die Canaille, die für die Herren zu schuften bestimmt war. Irgendeine weitere Bedeutung, irgendwelche politischen Rechte wurden ihm nicht zuerkannt. Als der berühmte Historiker S. M. Ssolowjew (1820 bis 1879) sein Hauptwerk »Die Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten« veröffentlichte, schrieb der damalige Führer der Slawophilen K. S. Aksakow nach Erscheinen des siebenten Bandes: »Während der Regierung Fjodors trat eines der wichtigsten Ereignisse ein im öffentlichen Leben des Rußlands der Periode vor Peter I., die Einführung der Leibeigenschaft. . . . Dieser Frage hat der Autor sechs Seiten gewidmet. . . . In der Geschichte Rußlands hat der Autor eines übersehen: das russische Volk.« Und der Historiker K. N. Bestushew-Rumin schrieb bei Besprechung der ersten 10 Bände desselben Werkes: »Das Wichtigste fehlt: Volksleben und Volksgeist sind nicht zu spüren.« Wohl gibt es eine Reihe sehr wertvoller Veröffentlichungen und Monographien, die der russischen Bauernfrage gewidmet sind; aber immer handelt es sich nur um die Darstellung einzelner Epochen oder Fragen. Eine erschöpfende und zusammenhängende Schilderung des ganzen Leidenswegs des russischen Bauern ist bis auf den heutigen Tag nicht vorhanden.

Heute steht wiederum, wie nach der Revolution von 1905, die Bauernfrage auf der Tagesordnung; und diesmal muß sie ihre Lösung finden. Der »Landhunger« des russischen Bauern ist geradezu sprichwörtlich geworden. Er findet seine Erklärung in der ständigen Verringerung der auf den einzelnen Bauern entfallenden Parzellen. Wie W. J. Semewski in seinem trefflichen Werk »Die Bauern während der Regierung der Kaiserin Katharina II.« schon vor bald vierzig Jahren festgestellt hat, besaßen die Leibeigenen vor hundert Jahren dreimal mehr Land als zu seiner Zeit. Seitdem haben sich die Verhältnisse des bäuerlichen Grundbesitzes noch ungünstiger gestaltet. Die sogenannte Bauernbefreiung hat das Elend der Bauern nicht verringert, sondern vermehrt. Das den Bauern zugewiesene Areal war zu klein. Das ihnen bei der Bauernbefreiung zugeteilte Land hatte eine Gesamtfläche von 133,7 Millionen Desjatinen (1 Desjatine gleich 1,09 Hektar), die auf 12 277 355 Höfe verteilt wurden. Weitere 11,3 Millionen Desjatinen wurden dann später im Laufe der Jahre von Dorfgemeinden und Genossenschaften, 2,3 Millionen Desjatinen von Einzelbesitzern (mit einem Besitz bis zu 20 Desjatinen) erworben.

Die Verteilung des Landes auf die einzelnen Höfe ist sehr ungleichmäßig. Es besitzen ein Areal:

unter 5 Desjatinen . . .	2857650	Bauernhöfe oder	23,3	Prozent
von 5 bis 8 . . .	3317601	-	27	-
- 8 - 20 . . .	4807044	-	39,1	-
- 20 - 50 . . .	1062304	-	8,7	-
über 50 . . .	232556	-	1,9	-

Während die Landbevölkerung sich in den vierzig Jahren nach der Bauernbefreiung nahezu verdoppelte, blieb die ihr zur Verfügung stehende Landfläche im wesentlichen die gleiche. Die Größe des zugewiesenen Landanteils pro Kopf der lebenden Dorfbevölkerung betrug 1861 5,1 Desjatinen; 1900 war sie bereits auf 2,7 Desjatinen gesunken. Hinzu kommt, daß die Bauern meist das schlechteste Land zugewiesen erhielten und die Ackerfläche den einzelnen Familien in Schnurstücken zugeteilt wurde. Um einen gewissen Ausgleich zu schaffen, wurde nämlich bei der Zuteilung des schlechten Bodens dieser in Lose zerstückelt, so daß die auf den einzelnen Hof entfallende Parzelle aus mehreren zusammenhanglosen Fetzen Landes bestand.

Die Sitte der Bauern, das Gemeindeland in gewissen Zeitabständen neu aufzuteilen (seit 1893 durfte das nicht öfter als alle zwölf Jahre erfolgen), entsprang dem Gerechtigkeitsgefühl der Bauern, konnte aber dem Bauernelend natürlich nicht abhelfen. Es wurde diesen Neuaufteilungen die sogenannte »Seele« zugrunde gelegt. Darunter wird nicht ein lebendiger Mensch, sondern eine bestimmte Bodenfläche und eine entsprechende Abgabenhöhe verstanden. Der Ausdruck »Seele« ist darauf zurückzuführen, daß die Reform vom Jahre 1861 auf Grund der Zählung von 1858 erfolgte und der Zuteilung von Parzellen eine Anzahl Seelen zugrunde gelegt wurden, denen als wirklich vorhandenen lebendigen Menschen das Recht der Nutznießung des Landanteils (Nadjel) eingeräumt wurde. Seit jener Zählung hat sich natürlich der Bestand der Bevölkerung geändert, die Steuern für das Grundstück wurden aber nach wie vor auf Grund der alten »Steuerseelen« errechnet. So heißt es denn auch in der Sprache der Bauern, auf den Kopf der Bevölkerung entfallen 1, $\frac{3}{4}$, $1\frac{1}{2}$ usw. Seelen.

Die Kleinheit und Zerrissenheit der Parzellen und die primitiven Bearbeitungsmethoden — in Rußland herrscht noch allgemein die Dreifelderwirtschaft — hatten zur Folge, daß nur etwas über 60 Prozent des Ackerbodens (die Fläche schwankt in den einzelnen Gouvernements zwischen 38,2 bis 75,8 Prozent) bestellt wurde. Die Bauernwirtschaft ist daher nicht imstande, den eigenen Bedarf zu decken. So hat L. N. Mareß festgestellt, indem er einen Verbrauch von 19 Pud (1 Pud gleich 16,38 Kilogramm) Brot pro Kopf der Bevölkerung zugrunde legte, daß nur in 10 von 50 Gouvernements die Bauern genügend Getreide für den eigenen Bedarf auf ihren Parzellen ernten. Selbst wenn man das Pachtland mitberücksichtigt, ergibt sich eine für den Eigenbedarf ausreichende Getreideernte nur in 22 Gouvernements. Das zum Versüßern nötige Getreide veranschlagt Mareß mit 7,5 Pud pro Kopf der Bevölkerung und stellt fest, daß nur in 6 von 50 Gouvernements die Bauern genügend Getreide für sich und das Vieh besitzen. Der Bauer ist infolge seiner Armut auch nicht imstande, das fehlende Quantum Brot und Kartoffeln anderweitig zu kaufen. P. Lochtin hat nachgewiesen, daß daher die große Masse der Bauernbevölkerung an chronischer Unterernährung

leidet. Seit 1896 ist bekanntlich Rußland — die Kriegsjahre sind außer Betracht gelassen — Jahr für Jahr von einer Hungersnot heimgesucht worden.

Die auf dem Bauernland ruhenden Lasten sind unverhältnismäßig hoch. So entfallen beispielsweise nicht ganz $14\frac{1}{2}$ Kopeken auf die Desjafine Gutsbesitzerland, während beim Bauernland die Desjafine mit mehr als $95\frac{1}{2}$ Kopeken belastet ist, abgesehen von verschiedenen persönlichen Abgaben, die 445 Kopeken pro »registrierte Seele« ausmachen.

Nirgends ist es unangebrachter als in Rußland, die Bauern in ihrer Masse zum Kleinbürgertum zu rechnen. Vorläufig können das Stadt- und Dorfproletariat noch ein gutes Stück Weges gemeinsam zurücklegen. Der Kontakt zwischen Arbeiterschaft und Bauerntum ist noch sehr rege. Das Dorf entsendet meist zahlreiche Mitglieder in Industrie und Gewerbe, die im eigenen Dorfe ihr Auskommen nicht finden können. Diese Elemente bilden einen sehr beträchtlichen Prozentsatz des russischen Proletariats.

So entfällt beispielsweise in Petersburg die größte Zahl der auswärtig Geborenen auf das Gouvernement Iwer. Die Statistik für 8 Kreise dieses Gouvernements ergibt, nach A. W. Peschekonow, daß nur insgesamt 10 889 Familien (17 116 Männer und 16 108 Frauen, zusammen 33 224 Personen), ungefähr 8 Prozent der gesamten Bauernbevölkerung, ihre Beziehungen zum Dorfe ganz gelöst hatten, während 113 807 Personen gewerblich tätig waren, ohne dem Dorfe den Rücken gekehrt zu haben. Demnach ist die Zahl derjenigen, die als zu den Bauernwirtschaften gehörig in den Listen geführt wurden, drei- bis viermal größer als die Zahl der ganz aus dem Dorfe ausgeschiedenen Personen.

Diese Erscheinung ist nicht neu; sie war schon lange vor der Bauernbefreiung bekannt. Die zeitweilige Abwanderung vom Dorfe bedeutet keineswegs die gänzliche Abkehr. Auch das Umgekehrte hat wiederholt stattgefunden. So waren zum Beispiel laut Zählung von 1897 im Kreise Petrowsk (Gouvernement Ssarafow) binnen drei Jahren 44 Prozent der ausgewanderten Familien wieder zurückgekehrt. Im Kreise Fatesch (Gouvernement Kursk) waren 1883 545 Familien abwesend, 1896 nur noch 322. Im Amtsbezirk Tschewsk (Gouvernement Woronesch) zählte man 1886 173 Familien als abwesend, 1900 nur noch 35. Der russische Bauer und der russische Arbeiter haben daher auch noch vielfach die gleichen Interessen. Der Arbeiter ist, soweit er einer Bauernfamilie angehört, die den Boden selbst bewirtschaftet, seiner wirtschaftlichen Stellung nach eigentlich kein Proletarier, tatsächlich jedoch in Anbetracht seines Elends ein Prolet wie der Industriearbeiter. Als Arbeiter ist dieser wandernde Bauer an den Fragen, die das städtische Proletariat bewegen, mitinteressiert, während seine Beziehungen zum Dorfe sein Interesse an allen bäuerlichen Sorgen und Nöten wachhalten.

Nach Angaben des Ministeriums der Landwirtschaft und der Staatsdomänen umfaßt das gesamte Bauernland in 50 Gouvernements eine Fläche von 80 159 386 Desjafinen. Vier Fünftel dieser Fläche werden als Gemeindebesitz bewirtschaftet, ein Fünftel ist im Einzelbesitz. Daraus ist ersichtlich, welche große Rolle der Gemeindebesitz (Poselessnaja Obschtschina) noch im Leben des russischen Bauern spielt. Die Feinde der Obschtschina sehen die Ursachen des Niederganges der Bauernwirtschaft meist in der Kollektiv-

wirtschaft. Es ist im Rahmen dieser Betrachtung nicht möglich, auf die Gründe und Gegengründe der Gegner und Anhänger der Obschtschina einzugehen.¹ Es liegt auch um so weniger Veranlassung dazu vor, als bei der bevorstehenden Agrarreform diese Frage kaum noch diskutiert werden wird. Schon die Macht der Verhältnisse hat zugunsten der Obschtschina entschieden. Obgleich es den Bauern laut Gesetz vom 19. Februar 1861 freistand, durch Beschluß von zwei Dritteln der Gemeinde vom Gemeindebesitz zur Einzelwirtschaft überzugehen, machten sie nur in ganz vereinzelt Fällen von diesem Rechte Gebrauch. Der Gedanke der Obschtschina ist im Volksempfinden fest verankert, und wo das Volk in Rußland zu entscheiden hat, wird es sich für die Obschtschina aussprechen. Noch werden vier Fünftel des Bauernlandes im Europäischen Rußland nach den Grundsätzen des Obschtschinarechts bestellt. Auch ein großer Teil der deutschen Kolonisten ist zur Kollektivbewirtschaftung übergegangen. Es kann heute als feststehend gelten, daß der Gemeindebesitz mehr denn die Einzelbewirtschaftung die Bauern vor Landlosigkeit und vor der Überhandnahme allzu großer Gegenstände in den Besitzverhältnissen geschützt hat.

Auch die zaristische Regierung war früher der Obschtschina durchaus freundlich gesinnt, denn das Charakteristikum dieser Wirtschaftsform war die Krugowaja Poruka, die Haftpflicht der Gemeinde für die zu leistenden Steuern und Ablösungszahlungen. Solange die Gemeinden die fälligen Steuern zahlten, war man mit ihnen zufrieden; als aber die Steuerrückstände sich zu mehren begannen, die Ablösungszahlungen erfolgt waren und die allgemeine Verarmung des Dorfes offenbar wurde, da fand die Regierung ein Haar in der Obschtschina. Sie erkannte die ideellen Werte der Kollektivbewirtschaftung, durch die in den Bauernmassen das Bewußtsein von der Notwendigkeit solidarischen, kameradschaftlichen Handelns im gemeinsamen Interesse feste Wurzel gefaßt und der Verbreitung sozialistischer Ideen unter den Bauern den Boden bereitet hatte. Deshalb schritt Stolypin zu der Agrarreform von 1906, die vornehmlich die Lockerung und Auflösung des Gemeindebesitzes herbeiführen sollte.

Schon die erste Duma hatte sich in einer an den Zaren gerichteten Adresse einstimmig für die Zwangsentziehung des privaten Großgrundbesitzes ausgesprochen, und ebenso war die Agrarkommission zum Schlusse gekommen, daß die für landwirtschaftliche Zwecke geeigneten Staats- und Apanageländerellen, die Besitzungen der kaiserlichen Familie, der Klöster und Kirchen zur Vergrößerung der Anbaufläche der arbeitenden Landbevölkerung zugeteilt und zu dem gleichen Zwecke die Zwangsentziehung der reichen Privaten und verschiedenen Institutionen gehörigen Grundstücke erfolgen müsse. Die Regierung hatte sich demgegenüber zwar bereit erklärt, die Kronländerellen und einen Teil der von privaten Grundbesitzern aufgekauften Grundstücke den Bauern zur Verfügung zu stellen, bestimmte Mißstände zu

¹ Die 1847 erschienenen »Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands« von Harthausen hatten zur Folge, daß die Bedeutung der Obschtschina von den verschiedensten Gesichtspunkten aus erörtert wurde und das Für und Wider eine reichhaltige Literatur zutage förderte. Von den Gegnern seien genannt W. N. Tschitscherin, S. M. Ssolowjew, von den Anhängern die Slawophilen K. S. Aksakow, J. Th. Samarin, A. S. Chomjakow und vor allem Alexander Herzen und N. G. Tschernyschewski.

beseitigen und einige Reformen durchzuführen, im übrigen erklärte sie jedoch die im Volke verbreitete Ansicht, der Grund und Boden müsse den Ackerbauern zur Verfügung stehen und unterläge daher der Zwangsenteignung, für vollkommen falsch. Als die Duma hierauf in einem an das Volk gerichteten Appell erklärte, sie würde unverzüglich an die Schaffung eines Agrargesetzes auf der in der vorerwähnten Adresse an den Zaren dargelegten Grundlage herantreten, wurde sie folgenden Tages auseinandergejagt. In der dumalosen Zeit, noch vor Einberufung der zweiten Duma, hat Stolypin dann (im Jahre 1906) die nach ihm benannte Agrarreform auf dem Wege des Artikels 87 durchgeführt. Die restlichen rund 60 Millionen Rubel, die die Bauern bis 1920 für die ihnen 1861 zugewiesenen Parzellen hätten abzahlen müssen, wurden ihnen erlassen, so daß sie 1906 bereits Besitzer dieser Parzellen wurden. Die wesentlichsten Bestimmungen waren, daß jedem Hofbesitzer freigestellt wurde, aus der Obschtschina auszuscheiden und die Zuweisung seines Anteils an Gemeindeland als erbliches Eigentum für sich zu fordern. Wohlgemerkt: jedem Hofbauer als persönliches Eigentum, während bisher der Anteil eines Hofes als Besitz der ganzen Familie und nicht nur des Haushaltungsvorstandes galt. Ferner durfte jede Gemeinde durch Beschluß von zwei Dritteln ihrer Mitglieder vom Kollektivbesitz zum Einzelbesitz übergehen. Bis 1910 sind darauf 319 148 Hufen mit einem Gesamtareal von 3,3 Millionen Desjatinen aus der Gemeindegewirtschaft ausgeschieden und zum Einzelbesitz übergegangen.

Die Ungerechtigkeit, die darin lag, jedem Bauern das Recht einzuräumen, jederzeit aus der Gemeinde mit seinem Anteil Land auszuscheiden, illustriert treffend die Aufschrift eines Bauern an die konservative »Peterburgskija Wjedomosti« aus dem Jahre 1907. In der Aufschrift heißt es:

In unserer Gemeinde erfolgt die Neuzuteilung in Zeitabständen von 12 Jahren. Es fehlt noch ein Jahr bis zur nächsten Neuaufteilung. Betrachten wir zwei Familien:

Der erste Bauer lebt allein mit seiner Frau, besitzt aber auf 3 tote Seelen 12 Desjatinen Land. Bei der Neuzuteilung hätte er nur $3\frac{1}{2}$ Desjatinen für eine Seele zu erhalten. Der zweite Bauer hat eine aus 10 Personen beiderlei Geschlechts bestehende Familie, verfügt jedoch nur über die auf eine Seele entfallenden 4 Desjatinen. Bei der Neuzuteilung hätte er für 5 männliche Seelen $17\frac{1}{2}$ Desjatinen zu erwarten. Das neue Gesetz gibt nun dem ersten Bauer das Recht, mit seinen 12 Desjatinen aus der Gemeinde auszuscheiden, und beraubt den zweiten Bauer des Anspruchs auf die $17\frac{1}{2}$ Desjatinen bei der Neuzuteilung. Dieser Bauer wird bei seinen $3\frac{1}{2}$ Desjatinen bleiben.

Der Bauer, der 10 Jahre lang auf die Neuzuteilung gewartet und in der Hoffnung gelebt hat, seine Parzelle zu vergrößern, dieser Bauer, der die Geburt jedes Sohnes freudig begrüßte in der Hoffnung auf Land und Hebung der wirtschaftlichen Lage, sieht sich getäuscht: seine Kinder werden landlose Bauern sein und bleiben. ... Und der andere Bauer, der mit seiner Frau allein lebt, hat sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihm das Land nur noch ein Jahr lang zur Ruhezuhaltung überlassen bleibt. Da plötzlich gewinnt er 1700 Rubel, denn $8\frac{1}{2}$ Desjatinen kosten bei uns diese Summe....

Die Gegner der Landzuteilung werden freilich nicht müde, immer zu wiederholen, daß zur Verfügung stehende Land reiche nicht aus, um dem Elend der Bauern ein Ende zu machen. Demgegenüber ist festzuhalten, daß 1905

im Besitze der Krone, der Apanagenverwaltung, der Kirchen, Klöster u. a. m.		154,6 Mill. Deßj.
in Privatbesitz von Gesellschaften	15,7	Mill. Deßj.
„ „ Einzelpersonen mit		
mehr als 50 Deßjastinen	79,5	95,2 - -
		<u>249,8 Mill. Deßj.</u>

waren. Es kann demnach nicht bestritten werden, daß die Enteignung des privaten Großgrundbesitzes, der Kron-, Kirchen-, Domänen- und Apanageländereien zugunsten der Landbevölkerung eine erhebliche Vergrößerung der einzelnen Parzellen zur Folge haben würde. Natürlich macht die von den Bauern ersehnte Landverteilung den Übergang zu besseren Bearbeitungsmethoden und die Verbreitung und Vertiefung landwirtschaftlicher Kenntnisse nicht unnötig. Das ist so selbstverständlich, daß es gar nicht hervor-gehoben zu werden verdient, wenn nicht immer wieder der Versuch gemacht würde, es so darzustellen, als erhoffe der Bauer alles Heil einzig und allein von der Landverteilung.

Ein Bären dienst.¹

Von Hans Marckwald.

Genosse Hermann Kranold empfiehlt in seinem Artikel »Zwei dringende Aufgaben der Parteitaktik«, Nr. 10 des laufenden Jahrganges der Neuen Zeit, ein Wahlkompromiß mit den »Unabhängigen«. Obwohl nach allen bisherigen Erfahrungen anzunehmen ist, daß die jeder Einigung abgeneigten Führer der »Unabhängigen« auch dieses für sie günstige Angebot ablehnen, müssen wir es doch prüfen, schon aus taktischen Gründen.

»Sagen sie ja,« meint Genosse Kranold, »so wird damit den proletarischen Interessen unbedingt ein großer Dienst getan.« Ich fürchte, daß dieser Bändendienst nur den Interessenten der Sonderbewegung der »Unabhängigen« zugute kommen wird. Als begeisterter Befürworter der Einigung des Proletariats hätte ich gern gesehen, wenn entsprechend dem Antrag des Genossen Braun (Nürnberg) vom Würzburger Parteitag eine besondere Kommission gewählt worden wäre, um das Einigungswerk zu versuchen. Ich bin durchaus nicht »froh«, daß wir »die Kerls los« sind. Ich würde ihre Mitarbeit in der Partei und namentlich in der Fraktion sehr begrüßen, weil ich der von den meisten von ihnen vor dem Kriege befolgten Taktik näher stehe als der Taktik derer, die glauben, geschichtlich bedingte Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung durch staatsmännisches Entgegenkommen überspringen zu können. Der berechtigte Wunsch nach positiven Leistungen kann auch zu Unbiederungsmanövern führen, die, ohne einen roten Heller einzubringen, unsere Macht schwächen, indem sie die agitatorische Wirkung unserer Arbeit vermindern. Als Gegengewicht gegen jene, die mit Bernstein glauben, daß die Befreiung des Proletariats nicht nur das Werk des Proletariats sein müsse und sich unter Vermeidung von Bezugnahmen auf die

¹ Es sind der Redaktion bereits mehrere Artikel zugegangen, die sich gegen Kranolds Vorschläge in Nr. 10 wenden. Sie sämtlich zum Abdruck zu bringen, verbietet nicht nur der Raummangel, sondern auch die Tatsache, daß bestimmte Gegenstände fast in allen diesen Artikeln wiederkehren. Wir müssen uns deshalb mit zwei der kürzeren eingelaufenen Erwidlungen begnügen. Red. der Neuen Zeit.

»Fresslegende« der Appell an die »ethischen« Gesichtspunkte der Besitzenden lohnt, halte ich die Mitwirkung des nichtrevisionistischen Teiles der »Unabhängigen« in Partei und Fraktion für recht wünschenswert. Die Hauptsache ist natürlich, daß die Zwietracht innerhalb des sozialistischen Proletariats beseitigt und dadurch der proletarische Klassenkampf wieder zu einem einheitlichen gestaltet wird, was nur durch unbedingte Einheit der Aktion möglich ist.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Parteipolitik ist zweifellos die Lösung der Frage: Wie erreichen wir die Wiederherstellung einer einheitlich handelnden Partei? Mag nun vom Standpunkt der bloßen Wahltaktik aus Kranolds Vorschlag vielleicht auch etwas Besseres haben — die Wiederherstellung der Parteieinheit würde durch nichts länger verzögert werden als durch die Vermeidung des Wahlkampfes gegen die »Unabhängigen«. Eine vernichtende Wahlniederlage der »Unabhängigen« bei den nächsten Wahlen und damit eine möglichst vollkommene Ausschaltung dieser Sondergruppe aus dem Parlament wäre meines Erachtens das sicherste Mittel, die Einheit der Partei wiederherzustellen und die Zeit der Schäden des Bruderkrieges zu verkürzen.

Selten ist eine politische Bewegung so sehr aus dem bloßen Bedürfnis von Führern hervorgegangen wie die der »Unabhängigen«. Man vergleiche die politischen, die sozialen, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Orte, in denen die »Unabhängigen« nennenswerten Anhang haben, mit denen, in denen sie ohne jede Bedeutung sind. Man wird nicht den geringsten Unterschied in den materiellen Lebensbedingungen der zu den »Unabhängigen« und der zu uns haltenden Arbeiter zu erkennen vermögen. Was man aber fast ausnahmslos finden wird, ist, daß dort, wo die »Unabhängigen« eine stärkere Organisation haben, das Parteiblatt sich entweder noch in ihren Händen befindet oder so lange befunden hat, daß es bisher nicht möglich war, die durch seine Agitation hervorgerufenen Anschauungen zu beseitigen. Neben der Presse kommt hier und da der Einfluß des Abgeordneten in Betracht, aber fast nur, wo es sich um einen Redner erster Klasse handelt, dessen sorgfältig auf die Massenstimmung berechneten Worte die Leidenschaften gegen unsere Partei immer wieder aufpeitschen. Doch beschränkt sich das einer solchen Werbung zugängliche Publikum auf jene Arbeiter, die seit langem auf bestimmte Agitationsmethoden eingestellt sind. Vom Augenblick des Friedensschlusses an muß notwendig die Liebesmühe der »Unabhängigen« an Suggestivkraft einbüßen. Wer nach überstandenen Plagen aus dem Schützengraben heimkehrt, wird die dem Streit zugrunde liegende Frage der Kriegskredite in dem Gefühl, sich während des Krieges um seine Volks- und Klassengenossen verdient gemacht zu haben, anders beurteilen wie der, der jetzt tagein tagaus denkt: »Weihnachten und Ostern und Pfingsten und wieder Weihnachten und Neujahr und Ostern und Pfingsten und noch kein Ende des Krieges!« Wenn die furchtbare Völkertragödie beendet sein wird, dann wird sich zeigen, daß der Krieg objektiv nichts gewesen ist wie eine Verteidigung der Mittelmächte gegen die Kapitalisten des feindlichen Auslandes, und daß ein Nachlassen in der militärischen Widerstandskraft Deutschlands einen Sieg des Zarismus und des englischen Imperialismus, eine vernichtende Niederlage der internationalen Demokratie gebracht hätte.

Aus den verschiedensten Gründen, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht, wollten einzelne Führer gegen die Kriegskredite stimmen. Die Not und die Rechtlosigkeit der Massen machte manche Proletarier der Art und Weise zugänglich, in der diese Führer ihre Sonderaktion begründeten. Alle Beobachtungen aber des Wollens und Denkens der großen Masse der Wählerschaft scheinen mir zu beweisen, daß, so groß auch der Schaden ist, den die Sonderbewegung der »Unabhängigen« dem Proletariat zufügt, doch das gewaltige neue Rekrutierungsgebiet, das der Krieg wie die durch ihn hervorgerufenen Veränderungen der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse dem Sozialismus eröffnet haben, u n s , n i c h t den »Unabhängigen« zugute kommen wird.

Die fast völlige Ausschaltung der »Unabhängigen« aus dem Reichstag scheint mir durchaus erreichbar zu sein. Nun sind zwar Wahlniederlagen für eine Partei, deren Existenz und Wirksamkeit im Interesse breiter Volksmassen liegt, nur Etappen zum künftigen Siege; die Hottentottenwahlen bilden den Keim zum Siege von 1912; ganz anders aber liegt die Sache für eine Partei, deren Existenz nur dem Bedürfnis eigenwilliger Führer entspringt. Werden diese verurteilt, Zaungäste der Politik zu sein, dann verliert für sie und noch mehr für ihre Anhängerschaft die Sektenbildung jeden Reiz, und einer nach dem anderen schlägt sich selbstwärts in die Büsche — dorthin, wo ihm ein politisches Betätigungsfeld winkt.

Natürlich müssen wir jeden Tag zum Frieden mit den »Unabhängigen« bereit sein, aber wir können sie nur unter der Bedingung aufnehmen, daß sie die Einheit der Aktion nicht stören. Dafür muß ihnen das Recht und die Möglichkeit gegeben werden, ihren abweichenden Standpunkt innerhalb der Partei in Wort und Schrift zu vertreten.

Genosse Kranold schreibt ganz richtig: »Taktische Meinungsverschiedenheiten breit zu erörtern und mit ungeheurer polemischer Vehemenz auszufechten, war von jeher eine Gewohnheit im deutschen Sozialismus, über deren Nützlichkeit man seine eigenen Gedanken haben kann.« Diese taktischen Meinungsäußerungen trafen bisher bei den Wahlen zurück, weil die Abgeordneten im Parlament einheitslich gehandelt hatten. Jetzt kann aber ein Anhänger der Mehrheit für die Wahl eines bisherigen »Unabhängigen« nur agitieren, wenn er weiß, daß der Betreffende sich dem Fraktionszwang unterwerfen wird und die Arbeiterschaft daher vor seinen Seitensprüngen nach der einen oder der anderen Richtung geschützt ist. Solange die »Unabhängigen« eine Sonderpartei bilden, ist die Wahl jedes »Unabhängigen« ein Unglück für das Proletariat. Die »Unabhängigen« leisten, seit sie ihre Sonderorganisation haben, in der Bekämpfung der bürgerlichen Parteien so gut wie nichts; fast ihre ganze Arbeit besteht im Kampfe gegen unsere Partei, weil bei uns und nicht in den Reihen der Bürgerlichen die Männer sitzen, deren Herz sie gewinnen möchten. Ihr Bestreben ist daher auch, teilweise wohl unbewußt, immer wieder darauf gerichtet, wenn irgend möglich anders zu stimmen als unsere Parteigenossen. Je öfter die »Unabhängigen« mit der Sozialdemokratie übereinstimmen, um so weniger können sie eben die Notwendigkeit ihrer Sonderorganisation beweisen. Deshalb stimmten sie nicht nur gegen die Friedensresolution des Reichstags, sondern auch bei der Reichssubvention für die Redereien gegen einen Antrag unserer Fraktion, den ihr Fraktionsredner selbst als Verbesserung der Vorlage bezeichnet

hatte. Ebenso lehnten sie ein durch Annahme sozialdemokratischer Anträge zugunsten des Proletariats gestaltetes Gesetz über die Besetzung der Gewerbegerichte ab. Auch mehrere Stadtverordnetenfraktionen haben die »Unabhängigen« gesprengt, obwohl es ihnen Mühe machen dürfte, zwischen ihren Ansichten über Kommunalpolitik und den unserigen nennenswerte Unterschiede herauszufinden.

Die »Unabhängigen« sind heute geradezu unberechenbar, so daß von ihnen zu erwarten ist, daß sie, je öfter sie den Ausschlag geben können, den Interessen des Proletariats dienende Reformen allein deshalb verhindern werden, um nicht mit uns zu stimmen. Sie haben zum Beispiel die Kriegsgewinnsteuer abgelehnt, um dann hinterher mit der Behauptung, daß sei ganz etwas anderes, die Zuschläge zur Kriegsgewinnsteuer zu bewilligen. Sollen wir Männern zu Mandaten verhelfen, die ihren Sitz im nächsten Reichstag vielleicht dazu benutzen könnten, Besitzsteuern und vernünftige Monopolgeetze abzulehnen und der bürgerlichen Mehrheit dadurch einen willkommenen Vorwand zu geben, um so größere Steuern dem Proletariat aufzubürden?

In den großen Städten und Industrierevieren, das heißt überall da, wo überhaupt mit einem nennenswerten Anhang der »Unabhängigen« zu rechnen ist, wird aller Wahrscheinlichkeit nach bei den nächsten Reichstagswahlen nach dem Proportionalwahlverfahren gewählt werden, so daß Stichwahlen nicht stattfinden. Einen größeren Fehler könnten wir aber nicht machen, als bei solchem »Proporz« gemeinsame Listen mit den »Unabhängigen« aufzustellen, um ihnen nach dem Rezept des Genossen Kranold ihren Besitzstand zu garantieren. Eine Reihe Wähler, die für die »Unabhängigen« nicht zu haben sind, würden uns dadurch verloren gehen. Die Gesamtsumme der für beide sozialdemokratische Parteien abgegebenen Stimmen würde fraglos geringer, als wenn getrennte Listen aufgestellt würden. Auch mancher »Unabhängige« dürfte für die Liste der »Scheidemänner« nicht stimmen wollen. Und selbst wenn das geplante Proportionalwahlverfahren scheitern sollte, käme meines Erachtens keine Unterstützung der »Unabhängigen« in der Hauptwahl in Betracht. Allerdings genügt bei dem Mehrheitsystem oft schon eine kleine abseitsstehende Gruppe von Wählern, um darüber zu entscheiden, wer in die Stichwahl kommt. Die »Unabhängigen« würden mithin durch ihre Kandidaturen den Bürgerlichen wohl dieses oder jenes Mandat in die Hände spielen können, das sonst vielleicht unserer Partei zufallen würde. Dieser Nachteil muß jedoch gegenüber der großen Aufgabe zurücktreten, durch möglichste Schwächung der »Unabhängigen« die Einheit der Arbeiterbewegung wiederherzustellen. Was die Stichwahlen anbetrifft, so wollen wir doch hübsch erst einmal abwarten, ob wir die »Unabhängigen« brauchen — und ob sie uns etwas zu bieten vermögen. Die Fälle, in denen beide sozialdemokratischen Gruppen miteinander in die Stichwahl kommen, werden vermutlich sehr selten sein. Es ist dann immer noch das kleinere Übel, mit Hilfe der Bürgerlichen gewählt zu werden, als das Mandat den »Unabhängigen« zu überlassen. Notwendig ist nur, daß der Druck des sozialdemokratischen Proletariats ausreicht, um die mit Hilfe von Bürgerlichen gegen »Unabhängige« gewählten Fraktionsmitglieder daran zu hindern, daß sie sich durch die politische Abhängigkeit von ihren bürgerlichen Wählern in ihrem politischen Verhalten beeinflussen lassen.

Auch wenn weder das Proportionalwahlverfahren in allen Wahlkreisen, die für den Parteistreit von ausschlaggebender Bedeutung sind, eingeführt werden sollte, noch meine weitere Voraussetzung zuträfe, daß die »Unabhängigen« sich als ein verlorenes Häuflein erweisen, würde ich noch keineswegs nachträglich zugeben, daß es besser gewesen wäre, den Vorschlägen Kranolds zu folgen. Der Schaden, den das Proletariat dann wird tragen müssen, wird die Einheit der Arbeiterbewegung ebenso gewiß herbeiführen, wie die Leiden des Weltkriegs den Weltfrieden. Die »Unabhängigen« zwingen uns dazu, durch Zwietracht wieder zur Einigkeit zu gelangen. Einstweilen aber sprechen alle Anzeichen dafür, daß es möglich sein wird, die Sondergruppe durch eine Wahlniederlage unschädlich zu machen. Mag sie dann auf die Tagesordnung ihres letzten Parteitags Jbrens Thema setzen: »Wenn wir Toten erwachen« — und den Anschluß an die lebendige Arbeiterbewegung erneut vollziehen!

Agrarisches zur preußischen Verfassungsreform.

Von Max Quarch, M. d. R.

Als Ende April 1917 Generalleutnant Gröner seine temperamentvollen Kundgebungen zu den Streiks der Berliner und Leipziger Rüstungsarbeiter für nötig hielt, antwortete ich ihm in einem »Offenen Briefe« mit der Überschrift: »Sie sind und werden keine Landesverräter.« Ich legte dar, daß der damalige Chef des Kriegsamts irre, wenn er bei Verurteilung der Streiks trenne zwischen »berechtigter« wirtschaftlicher und »unberechtigter« politischer Bewegung der deutschen Arbeiter. Ich schrieb: »Die Berechtigung einer Arbeiterbewegung aus wirtschaftlichen Gründen bejahen Sie, Erzellenz, auch in der jetzigen Kriegslage. Sie schufen deshalb durch eine rasch entschlußfähige Betriebspolitik mit den neuen Ausschüssen sofort ein Verfassungsorgan im kleinen für die Nahrungsmittelbeschwerden. Jetzt fragt es sich, ob Ihre politischen Kollegen in der Reichsleitung nicht klug tun, ebenso rasch und entschlußkräftig weitere, höhere und bessere Verfassungsvorlagen zur sachgemäßen und gründlichen Erledigung wirtschaftlicher und sozialer Volksbeschwerden einzurichten.« Die Ernährungsschwierigkeiten seien, soweit sie auf der höchst ungleichmäßigen Verteilung beruhten, nämlich in ganz hervorragendem Maße zugleich Verfassungsfragen. Deshalb erschienen schon dem gewöhnlichen Manne die Lebensmittelfragen als durchaus politische Probleme, und deshalb sei es wirkungslos, für den großen und entscheidenden Zweck der Heimatverteidigung die politischen Wünsche der deutschen Massen ausschalten zu wollen. Diese meine Mahnung hat damals die Runde durch die ganze deutsche Presse gemacht. Die zwei kaiserlichen Erlasse zur preußischen Wahlreform kann man ansehen als eine Bejahung des Standpunktes, daß die Landesverteidigung auch durch eingreifende politische Reform gestützt werden muß.

Die verbissenen Gegner dieses Standpunktes waren folgerichtig auch damals schon die preußischen Agrarier, wie sie es jetzt in den preußischen Landtagsdebatten so erbaulich offen und unzweideutig geblieben sind. Nur spielten sie damals und spielen sie heute Verstecken. Daß die Verfassungsreformen im Reiche und in Preußen von ihnen bis aufs Blut gehaßt wer-

den, weil sie ihre einzigartige wirtschaftliche Vorzugsstellung antasten und erschüttern, das suchen die preußischen Konserverativen nach Möglichkeit zu verbergen. Mit einer Reckheit sondergleichen befolgte die »Deutsche Tageszeitung« in ihrer Nummer vom 30. April 1917 diese Taktik, indem sie zu meinem Offenen Brief an Gröner schrieb: »Dr. Quarc fordert — zur Abhilfe der Arbeiterbeschwerden auf dem Ernährungsgebiet! — das parlamentarische System, eine Neueinteilung der Reichstagswahlkreise und eine preußische Wahlreform nach sozialdemokratischen Wünschen. Abgesehen davon, daß Generalleutnant Gröner unseres Wissens von einer ‚berechtigten‘ wirtschaftlichen Bewegung nicht gesprochen hat und daß nur eine Minderheit hinter den Wünschen des Herrn Dr. Quarc steht, müssen wir denn doch sagen, daß uns ein so massiver Trick in der politischen Agitation, wie der Abgeordnete Quarc ihn hier versucht, selten vorgekommen ist. Weder die radikalste Wahlreform noch das parlamentarische System oder sonstige Verfassungsänderungen bringen der Arbeiterschaft auch nur ein Gramm Brot oder Kartoffeln mehr als das bisherige politische System. Im übrigen erscheint wohl jedes weitere Wort zu diesem eigenartigen Offenen Brief überflüssig; es lag uns nur daran, diese politische Taschenspielerlei des Abgeordneten Quarc vor der weitesten Öffentlichkeit festzustellen.«

Bis zur Verächtlichmachung des politischen Gegners gingen also damals die Agrarier, um ihr Spiel nicht aufdecken zu lassen. Offenbar handelt es sich für sie um eine der allerwichtigsten Stellungen, die sie nicht aufklären und nicht zur Beschießung kommen lassen wollen. Es ist ohnedies schwer, den mittleren und oberen Klassen den Zusammenhang zwischen Politik und Wirtschaftspflege klarzumachen. Geht nun eine Partei, wie die der preußischen Konserverativen, zielbewußt darauf aus, das politische Wasser soviel als möglich zu trüben, damit jener Zusammenhang nicht bloß, sondern auch der Augen nicht erkennbar wird, den sie aus ihrer Beherrschung der Wirtschaftsverhältnisse durch Verfassungsprivilegien und kluge Ausnutzung derselben ziehen, so kann man noch lange Zeit hoffen, in der Öffentlichkeit gewonnenes Spiel zu haben. Umgekehrt ist es so bezeichnend wie möglich, daß im Handbuch für konservative Wähler über die Verfassung überhaupt kein Wort steht; dagegen ist dieses Nachschlagebuch für bündlerische Agitatoren von Artikeln zur Vertretung der materiellen Interessen der Großlandwirte gespickt.

Die Entwicklung der Dinge im Reich und in Preußen seit jenem kecken Wort der »Deutschen Tageszeitung« vom April 1917 nimmt aber nun erfreulicherweise einen Weg, der fast geradlinig zu dem Ziele führt, das ich damals im Auge hatte: den Zusammenhang zwischen Verfassungs- und Wirtschaftsfragen namentlich in Preußen auch dem kurzschichtigsten Auge klarzumachen. Die Art, wie der neue Chef des Kriegsernährungsamts, Herr v. Waldow, die Denkschrift des Neu-Köllner Magistrats vom 3. Dezember 1917 behandeln zu müssen versucht hat, ist einer der beredtesten Beiträge zu diesem Kapitel. Damit nicht erkennbar werde, welchen Nutzen auch die Landwirtschaft bis hoch hinauf und tief herunter von der absolut unzureichenden Beordnung des deutschen Lebensmittelmarktes durch behördliche Kriegsmaßregeln zieht, sollte sogar die bloße Absendung der Denkschrift an behördliche Stellen verhindert werden, von ihrer Veröffentlichung gar nicht zu reden. Daß der »Vorwärts« vom 16. Dezember 1917 diese Veröffent-

lichung vorgenommen hat, ist eine mutige Tat auch für den Verfassungskampf, in dem wir stehen. Von diesem Gesichtspunkt aus soll das Vorkommnis hier allein betrachtet werden.

Die Neu-Köllner Denkschrift zeigt unter anderem, wie selbst bei der verhältnismäßig gut geordneten Brotversorgung des Reiches die übermächtigen agrarischen Interessen noch eine Lücke finden, durch die sie sich hindurchdrängen können zu einer ganz besonders vorteilhaften Verwertung gewisser Körnervorräte auf dem freien Markte. Da die Bewirtschaftung des Saatguts nicht so streng öffentlich erfolgt wie die der Körner für menschliche Ernährung, so gelangen über diesen Weg noch große Mengen von Getreide in den freien Handel, und dieser verwirklicht für die Warenmengen jener großen Landwirte, die solches Saatgut hergeben können, geradezu phantastische Preise, an denen jene mindestens ihren guten Anteil haben. Für Saaterbsen und Bohnen gilt Ähnliches. Gehandelt wird regelmäßig ohne jeden Saatschein. Die Einbeziehung der Hülsenfrüchte in die schmutzigen Spekulationen erweitert willkommen den Kreis der großen und kleinen Landwirte, die Nutzen von der Sache haben. Bei den Kartoffeln schlagen die Landwirte allerlei angenehme Preiserhöhungen durch Schnelligkeitsprämien und Lagergebühren heraus. Bei der Gemüse- und Obstversorgung hilft die absolute Anarchie, die auf dem Kriegsmarkt deshalb herrscht, weil jede öffentlich-rechtliche Regelung sorgfältig vermieden ist, dafür, daß die Gemüsezüchter von den Rüstungsindustriellen und Gemeinden durch Lieferungsverträge, die sie halten oder nicht halten, wie es ihnen paßt, und durch Verkäufe auf freiem Markte jedem festgesetzten Höchstpreis spotten und Gewinne einheimen, die an Fabelhafte grenzen.

Das gemischte System von freiem Handel und behördlicher Verwaltung, das die Neu-Köllner Denkschrift in seinen unhaltbaren Wirkungen an den Pranger stellt, ist von den landwirtschaftlichen Interessenten direkt beeinflusst und gewollt. Die Verhandlungen in den Kommissionen des Preussischen Landtags lassen darüber gar keinen Zweifel. Die konservative Mehrheit des preussischen Dreiklassenhauses gebraucht ihren persönlichen und sachlichen Einfluß ganz zielbewußt, um Möglichkeiten für solche Preisgeschäfte offen zu lassen. Die kurze Kanzlerzeit Michaelis' ist geschickt dazu benutzt worden, Herrn v. Batocki, der eben anfang, diese Dinge zu durchschauen und ihnen, wenn auch noch sehr zaghaft, entgegenzuwirken, vom Amte zu beseitigen. Die »Frankfurter Zeitung« vom 19. Dezember 1917 hat ganz recht, wenn sie schreibt, daß Batocki einer kleinen, aber mächtigen Schicht von Hochagrariern geopfert wurde. Diesen Herren hatte der erste Präsident des Kriegsernährungsamts schon zu viel Zugeständnisse an die Interessen der Verbraucher gemacht. Man redete viel von einer »starken Faust«, die gezeigt werden müsse. Auch an der Spitze des Kriegsernährungsamts wollte man einen starken Mann haben, und als dieser starke Mann war schon monatelang vor dem Ausscheiden Batockis der pommersehe Oberpräsident v. Waldow gerühmt worden. Er wurde Nachfolger Batockis, und seine Unterdrückungsversuche in der Neu-Köllner Denkschriftensache zeigen, daß er durchaus begriffen hat, wie es im agrarischen Interesse darauf ankommt, den Zusammenhang zwischen einer mächtigen politischen Stellung und der Wahrung landwirtschaftlicher Geschäftsinteressen für die große Öffentlichkeit möglichst verschwinden zu lassen. Denn nur zu diesem Zwecke können seine Verbote,

die Neu-Köllner Denkschrift zu versenden oder zu veröffentlichen, gebient haben. Eine der Abteilungen des Kriegsernährungsamts, die Reichsgemüsestelle, kann man direkt als eine Hochburg bezeichnen für die Aufrechterhaltung des unregelmäßigen Verkehrs auf dem Gemüse- und Obstmarkt und damit für die ungeheuerlichen Vorteile, die im Schleich- und Wucherhandel der Landwirtschaft und Schieberei erzielt worden sind. Wie sagte doch die »Deutsche Tageszeitung«? »Weder die radikalste Wahlreform noch das parlamentarische System oder sonstige Verfassungsänderungen bringen der Arbeiterklasse auch nur ein Gramm Brot oder Kartoffeln mehr als das bisherige politische System.« Ich hoffe, dieser agrarische Hohn auf die Wirklichkeit wird jetzt nach den Erfahrungen und Beobachtungen der Zwischenmonate doch von einem erheblich erweiterten Kreis als das empfunden werden, was er war, als eine der fundamentalen Unversorgtheiten, mit denen sich die agrarische Herrschaft in Preußen zu halten sucht.

In das anmutige Gehege der politischen Verteidigungsmittel landwirtschaftlicher Interessen fallen aber auch die Einrichtungen, die bis zur Stunde noch auf einem anscheinend ganz abliegenden Gebiet getroffen sind, auf dem der Kriegsgefangenenfürsorge. Mit geradezu genialer Geschicklichkeit sind dort seit Beginn des Krieges im landwirtschaftlichen Interesse die Entlohnungsvorschriften für beschäftigte Kriegsgefangene getroffen. Wenn Industrie und Gewerbe (Handwerk) solche Leute beschäftigen, so trägt die Heeresverwaltung lediglich die Kosten für die Bekleidung der Kriegsgefangenen ganz. Für Unterkunft, Verpflegung und Ausfall für Sonntagsarbeit vergütet sie dem Industriellen durchschnittlich nur 2,40 Mark täglich. Dieser Betrag genügt aber in den meisten Fällen bei weitem nicht, und der gewerbliche Unternehmer muß mehr oder weniger erheblich darauflegen. Auch zur Höhe dieser Zuschüsse liefert ja die Neu-Köllner Denkschrift erbauliche Belege. Außerdem muß das Gewerbe die Kosten für die ärztliche Behandlung der Gefangenen tragen und gleiche Lohnsätze wie für freie deutsche Arbeiter zahlen. Ich bin nun weit davon entfernt, etwa zu behaupten, daß diese Ordnung der Dinge der deutschen Industrie lästig stiele; im Gegenteil, ich weiß, daß eine große Anzahl von Unternehmern sogar auf die Zurückvergütung von Unterkunfts- und Verpflegungskosten seitens der Heeresverwaltung verzichtet, weil die Beschäftigung von Kriegsgefangenen auch noch unter solchen Umständen lohnt. Aber wie ist es nun zu erklären, daß die Landwirtschaft so viel leichtere und günstigere Bedingungen für Gefangenenbeschäftigung eingeräumt erhalten hat, wenn nicht dadurch, daß ihre politische Macht auch bei der Heeresverwaltung zu diesem Zweck einsetzte? Für Kriegsgefangene in landwirtschaftlicher Beschäftigung übernimmt nämlich die Heeresverwaltung nicht bloß die Lasten der Bekleidung, sondern auch der ärztlichen Versorgung, und sie gibt einen Barzuschuß von 60 Pfennig für jeden Verpflegungstag. Unterkunft und Verpflegung hat der landwirtschaftliche Unternehmer zu leisten wie der gewerbliche. Natürlich kommt sie ihm weit billiger zu stehen als diesem, da der Landwirt meist Selbstversorger ist und viel weniger bare Aufwendungen für die Verpflegung der Leute machen muß, also für einen großen Teil dieser Verpflegung von dem ungeheuerlich hohen Preisstand aller Lebensmittel nicht berührt wird. Er kann höchstens, weil er Kriegsgefangene beköstigt und verpflegt, mit den dafür nötigen Lebensmitteln keine so außerordentlichen Geschäfte machen wie mit

seinen frei verfügbaren Vorräten. Die 60 Pfennig Verpflegungszuschuß decken also, trotzdem sie nur den vierten Teil der Rückvergütung zu betragen scheinen, die dem industriellen Unternehmer für den gleichen Zweck gezahlt wird, in vielen Fällen einen wesentlichen Teil der wirklichen Verpflegungskosten.

Nun kommt aber noch die Hauptsache. Der landwirtschaftliche Unternehmer braucht nicht die gleichen Lohnsätze wie für freie deutsche Arbeiter an die beschäftigten Kriegsgefangenen zu zahlen, sondern nur 30 Pfennig an Mannschaften und 50 Pfennig an Unteroffiziere pro Arbeitstag, und das ist ein horrender Unterschied. Seitdem ich auf diese Ungleichheiten im »Berliner Tageblatt« vom 12. Dezember 1917 hingewiesen habe, sind mir aus allen Teilen des Reiches Zuschriften geworden, die eine Angleichung der so verschiedenen Beschäftigungsbedingungen mit ihrem großen Nutzen für die Landwirtschaft für durchaus möglich und geboten erklären. Aus Schlesien zum Beispiel schreibt mir ein Arzt, daß seinen Freunden auf dem Lande die »Liebesgabe direkt peinlich« sei, und aus Mecklenburg werden mir Erbpächter mit Namen genannt, die dem Staate gern 1,50 bis 2 Mark pro Tag und Kopf zahlen würden, wenn dies auch die großen Herren Gutsbesitzer tun müßten. Wenn die Dinge schon so stehen, so darf man ruhig sagen, daß die heutige preußische Verfassung gründlich dazu dient, um der Landwirtschaft die Taschen zu füllen, namentlich der größten. Genauere Rechnungen, deren Unterlagen ich der Kriegsverhältnisse halber nicht mitteilen kann, haben ergeben, daß die Heeresverwaltung aus der landwirtschaftlichen Beschäftigung Kriegsgefangener Hunderte von Millionen Mark mehr einnehmen und daß sich auf diese Weise das Reich einigermaßen selbst an den Übergewinnen der Landwirtschaft beteiligen könnte, je nachdem man an eine teilweise oder gänzliche Aufhebung der 60 Pfennig Prämie gehen oder unter Beibehaltung derselben wenigstens den Lohn der landwirtschaftlich beschäftigten Kriegsgefangenen, der an die Gefangenenlager zu zahlen ist, wenn auch nur annähernd auf die Höhe des Lohnes der freien landwirtschaftlichen Arbeiter bringen würde. Daß das letztere auch im Interesse dieser freien Arbeiter und ihrer Lohnzukunft sehr notwendig wäre, braucht kaum gesagt zu werden. Nötigenfalls könnte man es für kleine landwirtschaftliche Betriebe, deren einzige Arbeitskraft im Felde steht, ausnahmsweise bei dem bisherigen Modus belassen. Dadurch aber, daß man alle größeren Betriebe den kleinsten gleichgestellt hat, hat man auf dem Umweg über ein unscheinbares Lohnreglement während der drei Kriegsjahre der großbäuerlichen Landwirtschaft und dem Großgrundbesitz ein Bargeschenk gemacht, dessen Betrag in schwindelnde Höhen steigt; und das in einer Zeit des höchsten Geldbedarfs auf seiten des Reiches! Freilich hätte man wissen können, daß der Umweg zu Staatsgeschenken über eine der Landwirtschaft günstige Lohnregelung dem preußischen Agrarier durchaus nicht neu ist. Nicht umsonst ist seit Jahrzehnten die Verwaltung des gesamten russisch-polnischen Wanderarbeitswesens für den landwirtschaftlichen Osten in die Hände einer großen landwirtschaftlichen Unternehmerorganisation gelegt. Auch das dürfte auf gewerblichem Gebiet kein Gegenstück in Preußen haben! Und aus dem urkundlichen Wortlaut sattsam bekannter Erlasse preußischer Eisenbahndirektionen aus der Zeit vor dem Kriege wissen wir ganz genau, wie innig sich die Lohnpolitik der preußischen Eisenbahnverwaltung dem Unternehmer-

bedürfnis der kleinen und großen Landwirte in Preußen angepaßt hat. Wahrhaftig, die Regelung der landwirtschaftlichen Lohnverhältnisse in Preußen allein (mit der Aufrechterhaltung der Gefindeordnung) ist ein Beweisstück von seltener Güte für den innigen Zusammenhang zwischen preußischen Verfassungsverhältnissen und wichtigen preußischen Wirtschaftsdingen. Vielleicht hätte in den Landtagsdebatten über die Wahlreform diese Seite der Sache noch etwas liebevoller und nachdrücklicher von der linken Seite des Hauses behandelt werden sollen!

Jedenfalls ist durch die Kriegsverhältnisse der Weichselzopj agrarischer Interessen, der sich unter der bestehenden Dreiklassenverfassung und beim Vorwiegen großgrundbesitzerlicher Interessen innerhalb dieses Systems gebildet hat, so stark geworden, daß man meinen sollte, das Versteckspiel der »Deutschen Tageszeitung«, das sie noch im April vorigen Jahres versuchte, könnte kaum mehr verfangen. Deshalb war es vielleicht nicht unnütz, die Erinnerung daran aufzufrischen und es in die Beleuchtung zu rücken, die von der Neu-Köllner Denkschrift und der Beordnung der Kriegsgefangenenbeschäftigung für die Landwirtschaft in so willkommener Weise ausstrahlt. In der Landtagskommission für die Wahlreform, die glücklich vom 11. Januar ab arbeiten will und für deren Verhandlungen die konservative Rechte bekanntlich eine Reihe von Verschleppungsanträgen angekündigt hat, würde man solchen Versuchen mit einigem Erfolg am Ende auch dadurch entgegen treten können, daß man eine kleine Studienkommission für die Frage einsetzt, wie die bisherige preußische Verfassung von ihren agrarischen Nutznießern mit bewundernswerter Ungeniertheit für eine profitliche Gestaltung der landwirtschaftlichen Markt- und Lohnverhältnisse gebraucht worden ist.

Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger (München).

August Horneffer, *Die Freimaurerei*. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. Preis 25 Pfennig, gebunden 60 Pfennig.

Ein kurzer Abriß der zweihundertjährigen Geschichte der Freimaurerei von der Gründung der ersten Londoner Großloge im Juni 1717 bis zur Gegenwart. Natürlich kann man von dem Verfasser, dem bekannten freireligiösen Prediger, der selber Freimaurer ist, keine Enthüllung etwaiger freimaurerischer Geheimnisse erwarten. Er klammert sich an das nichtsagende Wort: »Als Maurer bekennen wir uns nur zu der Religion, in welcher alle Menschen übereinstimmen«, um damit zwischen Freimaurerei und seinem geliebten Monismus eine Brücke zu bauen. Also eine geschichtliche Aufwärmung der sattem bekannten religiösen und ethischen Gemeinplätze, die durch die allegorische Geheimnistuerei der Brüder weder tief sinniger noch geschmackvoller werden; aber selbstverständlich kein irgendwie aufklärendes Wort über die geschichtliche Rolle, die der Geheimbund im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert gespielt hat. Und darauf käme es doch dem Wißbegierigen vor allem an.

Barbara Ring, *Die Jungfrau*. Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt von Julia Koppel. München, Albert Langen.

Eine nordische Ballade von der Letzten eines alten Wikingergeschlechts, in der sich der Mutter heißes Zigeunerblut gegen der Ahnen Bauernstolz empört. Volkslage und Volksaberglaube spielen hinein. Alte Vaterschuld und die tote ertrunkene

Mutter spuken im Hintergrund. Alles schwimmt in Mondscheinebeleuchtung, so daß man Menschen und Gespenster nicht unterscheiden kann. Die zarte Gelielcke, durch den Fuß des Reifers Tod in einer Nacht aus einer Jungfrau zum Weibe geworden, gibt sich, von dem jungen Manne, den sie liebt, um einer anderen willen verschmäht, dem reichen, alten, trunkenen Nachbar zum Eheweib, um dann doch wieder als Ehebrecherin in die sehrenden Arme dessen, den sie liebt, zu sinken, bis der Väterstolz siegt und sie sich ins Leben zurückrettet, um das Geschlecht fortzupflanzen — durch das Kind eines Trunkenbolz! Dieser ernüchternde Ansklang deckt die ganze Unwahrheit dieser Mondscheinphtantastie auf, die in ihrem geheimnisvollen Drakelstil die echte Ausgeburst eines weiblichen Gehirns ist, aber als Seelenmalerei jungfräulichen Wesens nicht ohne psychologischen Wert.

Walter Siegfried, Paris vor dem Weltkrieg. Leipzig, Philipp Reclam jun. Geheftet 25 Pfennig.

Ein junger Schweizer, der früher drei Jahre in Paris lebte und im Anfang 1914 wieder dorthin zurückkehrte, schildert hier das ganze Treiben der Seineftadt unmittelbar vor Kriegsausbruch. Wir sehen das Stadtbild, die Boulevards, Hotels und Warenhäuser, den Stil der Häuser und Möbel und das Kunsthandwerk. Wir besuchen den Salon und hören, was der Pariser über Musik und Richard Wagner spricht, vor allem aber, was er über uns Deutsche redet — über »eine Exzellenz, die ihre Blusen selber wäscht«, und über die rohen Bayern ... kurz und gut: viel Scham, der an der Oberfläche herum schwimmt. Vielleicht kann man bisweilen daraus schließen, was in der Tiefe vorgeht. Im ganzen aber nur ein leichtes Hingelien über die Dinge.

Dr. Adolf Sager, Lutheranekdoten. Lebensbilder, Anekdoten, Kernsprüche. Stuttgart, Verlag von Robert Luz. Geheftet 2,50 Mark, gebunden 3 Mark.

Wenn man ein Ding selber in die Hand nimmt oder einen Menschen selber reden hört, weiß man mehr von beiden, als wenn man sich von anderen davon erzählen läßt. Diesen Eindruck des Selbsterschauens und Selberhörens kann aber auch eine gute Anekdotensammlung machen; denn sie versetzt uns aus der Gegenwart mitten in die lebendige Vergangenheit, so daß diese nun zur Gegenwart wird. Freilich kommt es darauf an, wie eine solche Anekdotensammlung zustande kommt, ob sie ein Parteigänger zum Beschönigen und Vertuschen oder ein Gegner zum Herabsetzen und Verkleinern oder aber ein wahrheitsliebender Geschichtsforscher aus reiner Freude am Kulturbild zusammenstellt. Dr. Sager, obwohl Lutherverehrer, ging doch mehr vom letzteren Standpunkt aus. Seine Liebe zu Luther ist die des Psychologen; und so haben ihn, neben den Berichten über Luthers Lebenswerk, gerade die Anekdoten gereizt, die scheinbare oder wirkliche Widersprüche im Charakter des Reformators aufdecken oder ihn, wie der Teufel- und Hergenglaube, als Kind seiner Zeit kennzeichnen.

Alfred Kerr, Die Harfe. Vierundzwanzig Gedichte. Berlin, Verlag G. Fischer. Geheftet 2 Mark.

Der Kritiker entpuppt sich als Dichter. Auch hier bewahrheitet es sich, daß die Mutter der Satire die Scham ist. Schon zucken die Lippen, um zu weinen; da zwingt sie der starke Manneswille zum Lachen. Ist aber nicht unser bestes Leben ein Seiltanzen zwischen Weinen und Lachen? So hier, wo das Leben Gedicht geworden ist. Diese Liebesgedichte hat ein Erkennender geschrieben. Hinter jedem schaut ein anderer Mädchen- oder Frauenkopf hervor. Bei diesen Versen auf tote Freunde ist beim Minnetrunk eine Träne ins Weinglas gefallen. Ja sogar, wo er mit Shaw — »Cäsars Abschied von Kleopatra« — zum Zweikampf antritt, schaut ihm ein eigenes Schicksal über die Schulter, nachdenklich, schluchzend und schmunzelnd. Immer aber ist Gefühl, Gedanke und Wort eins geworden. Selten liest man so feingeschliffene Verse, bei denen sogar die Gedankenstriche und die ausgelassenen Silben mitschwingen. Oder wer von uns hinter der Front schrieb in diesen furcht-

baren Jahren ein Lied wie: »Es geht eine Schlacht mit schwerem Gang« oder wie die Totenklage der Mütter, Schwestern, Frauen, die in die Worte ausklingt:

Wenn am Jüngsten Tag vom Himmelsjoch
Sterbend alle Sterne niederschließen
Und die Welt erlischt: dann werden noch
Diese Tränen tausend Jahre fließen.

Graf Gobineau, Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. In autorisierter Übersetzung von Rudolf Schöffler. Leipzig, Philipp Reclam jun. Gebestet 50 Pfennig, gebunden 90 Pfennig.

Graf Gobineau ist uns durch seine dramatischen Charakterköpfe »Die Renaissance« (ebenfalls bei Ph. Reclam jun., geb. 1,90 Mark), in denen sich das erwachende Europa des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit allen seinen Widersprüchen spiegelt, als geistvoller, ideologischer Historiker bekannt. In der obigen Schrift aus dem Jahr 1871 »berichtet« er die landläufigen Vorstellungen von der großen französischen Revolution, der er jeden eigenen geistigen Gehalt abspricht! Denn was sie vollendete, war seiner Ansicht nach nur das große Werk, an dem alle französischen Könige seit dem Mittelalter gearbeitet hatten: der französische Einheitsstaat! Diese Gedankenperspektive eines geistreichen Aristokraten mag man ruhig belächeln; aber vorher lese man noch das zweite Kapitel! Hier bezeichnet Graf Gobineau als Ursache des großen Zusammenbruchs von 1870 einmal die eitle Überhebung und Selbstvergötterung der Franzosen, die seit Ludwig XIV. alle Regierungen, ob monarchisch, ob republikanisch, bis zum zweiten Napoleon grundsätzlich gezüglich und dadurch Frankreich bei all seinen Nachbarn verhaßt gemacht hätten, und zweitens die Verwaltungsmaschine des Einheitsstaats, die wie ein Perpetuum mobile, inmitten des Wechsels der Regierungsformen und der Revolution, geistlos fortschnurre. Diese ernststen Mahnungen eines französischen Aristokraten von Anno dazumal könnten gewisse Leute unter uns, die mit dem Worte »Deutsch« denselben Unfug treiben, darüber belehren, wohin solcher Chauvinismus mit Notwendigkeit führt.

Robert Müller, Europäische Wege. Im Kampf um den Typus. Essays. Berlin, Verlag S. Fischer. Gebunden 2,50 Mark.

Warum fast jeder Deutsche, wenn er zu philosophieren beginnt, eine Wehmsprache erfindet, damit ihn die anderen, denen er etwas sagen will, ja nicht verstehen? Ich bin gewiß nicht für ein farbloses Allerweltsdeutsch, das immer in Allgemeinheiten stecken bleibt. Aber wer etwas Eigenes zu sagen hat, soll nicht gleich mit einem halben oder ganzen Schock von Schulausdrücken um sich werfen, deren jedem er wieder seinen besonderen Sinn unterlegt, also mit Fremdwörtern zweiter Potenz. Sonst muß man erst, wie bei einem schwierigen altgriechischen Text, das halbe Buch durchlesen, um hinter den Sinn einzelner Worte und Wendungen zu kommen. Mit Robert Müller ist es mir fast so ergangen. Und das ist schade. Denn er hat uns viel zu sagen. Namentlich vom Kreislauf der Ideale, den die gebildete bürgerliche Jugend Deutschlands in den letzten dreißig Jahren beschrieb: vom bürgerlichen Zigeuner mit der freien Liebe, über den Urchristen Tolstois und den Anarchisten und Nihilisten Nietzsche bis zum heutigen Prediger des Großvätertestes »gut, gesund und vernünftig«. Aber nicht nur die Jugend Deutschlands wird geschildert, sondern die ganz Europas. Und von ihr weiß Müller soviel Neues zu berichten — von Russen, Nordländern, Franzosen und Deutschen, von jedem in seiner Eigenart und von den Zusammenhängen und Mischungen, die zwischen ihnen im letzten Jahrzehnt vor sich gingen, bis zu den Serben und Amerikanern —, daß man es gern einmal in klarem Deutsch hören möchte, um so mehr, als es kaum möglich ist, für eine Zeitbroschüre soviel Zeit zu erübrigen wie für Hegels »Phänomenologie des Geistes«.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15

Ausgegeben am 11. Januar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Für das parlamentarische Regierungssystem.

Von Georg Gradnauer.

Seitdem Deutschland ein Staat der Weltpolitik geworden ist und mit den anderen großen Weltreichen um seine Entwicklung ringen mußte, erwiesen sich die alten Verfassungsformen, wie sie 1871 als Abschluß einer früheren Entwicklung festgelegt waren, mehr und mehr als unzureichend. Immer stärker erhob sich die Kritik gegen die übermäßigen Befugnisse des persönlichen Regiments, gegen unverantwortliche Nebenregierungen und gegen die Ausschaltung des Reichstags bei der Führung der auswärtigen Politik. Nicht minder geriet der innerpolitische Fortschritt der Nation in wachsenden Widerspruch zu den staatsrechtlichen Einrichtungen des Reiches, das von Preußen her junkerlich-klassenstaatlich beherrscht wurde. Großbürgerlich-liberale Kreise konnten ihr volles Ausleben nicht finden, und die politisch und kulturell machtvoll sich erhebende Arbeiterklasse mußte in immer schwereren Konflikt zum konservativen Obrigkeitsstaat geraten. Mit Umsturz- und Zuchthausgesetzen suchte das alte Regiment sich der lästigen Gegnerschaft zu erwehren, und selbst das Reichstagswahlrecht, der einzige demokratische Bestandteil der Reichsverfassung, blieb nicht ohne gefährliche Bedrohung. Kurz vor Ausbruch des Weltkriegs war die deutsche Atmosphäre mit Konfliktstoffen überfüllt, und große innere Kämpfe waren zu erwarten. Diesen damaligen Stand und Verlauf der deutschen Politik müssen wir uns in das Gedächtnis zurückrufen, wenn wir die Notwendigkeit von tiefgreifenden Verfassungsreformen und im besonderen die Bedeutung des Problems des parlamentarischen Regierungssystems für das gegenwärtige und für das zukünftige Deutschland ermessen wollen.

Als der Weltkrieg hereinbrach, trat die deutsche Arbeiterklasse auf den Plan, um Land und Volk vor Not und Niedergang zu bewahren. Sie stellte die großen geistigen Kräfte und organisatorischen Fähigkeiten, die sie in den Jahrzehnten ihres mühevollen Aufwärtstrebens angesammelt hatte, dem Staate zur Verfügung, und bis in die obersten Stellen wurde offenbar, in wie außerordentlichem Maße das Reich der politischen Reife und der opfermutigen Tatkraft seiner unteren Volksklassen die Rettung verdankte. Völlig neue Tatsachen von größter Tragweite waren geschaffen, und Kaiser wie Reichskanzler prägten gute Worte, in denen sich die Erkenntnis zeigte, daß ein neues freies Zeitalter anbrechen solle. Bei guten Worten konnte es aber auf die Dauer nicht bewenden.

Der Weltkrieg erwies sich vor allem auch dadurch als ungeheuer revolutionisierende Kraft, daß er, je länger er dauerte, um so mehr von jedem Staatsbürger ein zuvor unerhörtes Maß von staatsbürgerlicher Pflichterfüllung und Leistung forderte. Jeder Mann wurde herangeholt, eines jeden Mit-

arbeit war wertvoll, ein jeder mußte alles Können und alle Fähigkeit, die in ihm steckten, für den Staat einsetzen. Nur indem alle die Millionen ihr Bestes und Letztes an körperlicher und geistiger Schaffenskraft darboten, konnte die riesige Gesamtleistung zustande kommen, die das Reich durch die immer neuen Prüfungen dieser schwersten Jahre hindurchgebracht hat. Nun kam es zu überwältigender Deutlichkeit, daß der Staat nicht der Staat einer Beamtenkaste, einer besitzenden und herrschenden Klasse sein darf, daß er vielmehr sein Höchstes erst leisten kann, wenn das ganze Volk seine ganze Kraft in seinem Dienste entfaltet. Das aber ist der Grundgedanke der Demokratie, daß dasjenige Gemeinwesen das Höchste zu leisten vermag, das durch gleiches Recht für alle und gleiche soziale Entwicklungsmöglichkeit für alle die ganze Volkskraft auszus schöpfen und auszunutzen versteht. Wo Vorrechte der Geburt und des Besitzes bestehen, da bleibt die politische und soziale Schaffenskraft der Massen der Minderberechtigten gelähmt, und große Kräfte werden durch den Kampf gegen die Vorrechte verzehrt. Die Forträumung der Vorrechte, die Eröffnung freier Bahnen für jede Fähigkeit steigert die Schaffenskraft der Nation, sei es für die Aufgaben des Krieges, sei es für die Werke des Friedens. Je mehr die bisherige breite Kluft zwischen Staat und Volk geschlossen wird, je mehr Deutschland sich vom halbabsolutistisch-junkerlich-kapitalistischen Staate zum Volksstaat der bürgerlichen Gleichberechtigung und der sozialen Gerechtigkeit entwickelt, um so gesicherter wird es nach außen dastehen, und um so schneller und besser vermag es aus den Ruinen des Krieges den Wiederaufbau des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zu vollführen.

Der Weg zum Volksstaat kann aber nur über das parlamentarische Regierungssystem führen. Ein anderer Weg ist noch von niemanden gezeigt worden, und es ist seltsam, daß manche sozialdemokratischen Politiker, die die Demokratie wollen, sich eifrig damit bemühen, allerlei Bedenken und Einwendungen gegen die Herbeiführung des parlamentarischen Systems ausfindig zu machen. Die Reichsverfassung, ebenso wie die Verfassungen der Bundesstaaten, gewährt der Gesamtmasse der Staatsbürger lediglich ein Mitwirkungsrecht an der Gesetzgebung, aber die überwiegende Befugnis in der Gesetzgebung und die ganze ausübende Gewalt liegt bei einer Regierung, die dem Volkswillen durchaus entzogen ist. Soll aber die gesetzgebende und die ausübende Macht demokratisch organisiert werden, so kann das nicht anders geschehen, als daß das Volk durch seine erwählten Vertreter bestimmenden Einfluß auf die Zusammensetzung und die gesamte Betätigung der Regierung erhält. Man mag die besten Absichten des Kaisers im Reiche und der Fürsten in den Bundesstaaten bei der Auswahl ihrer Minister voraussetzen, es wird unter dem jetzigen System die Besetzung der Regierungsstellen stets dem ungeordneten Zufall, den Ratschlägen höfischer Gruppen, den Klasseninteressen mächtiger Minderheitspartei überantwortet bleiben. Bei einer solchen Methode, die Regierung herzustellen, müssen immer wieder heftige Reibungen und Stockungen in der Staatsmaschinerie auftreten, und das Wollen und Können der Gesamtnation kann niemals zum Ausdruck gelangen. Erst wenn bei der Besetzung der Regierungsstellen die von einer Mehrheit der Volksvertretung geforderte Politik voll berücksichtigt wird, wird die Staatsleitung eine einheitliche und geeignet, die höchsten Leistungen zu vollbringen. Das parlamentarische Regierungssystem ist ein unerläßliches

Stück für jede Repräsentativverfassung, die Anspruch auf Demokratie erheben will. Es ist daher das nachdrückliche Eintreten der Sozialdemokratie für dieses Regierungssystem unbedingt geboten.

* * *

Die Betrachtungen über Volksherrschaft und parlamentarisches System, die Heinrich Cunow in dieser Zeitschrift (Nr. 8 vom 23. November 1917) angestellt hat, erscheinen in gewissem Umfang in sich selbst widerspruchsvoll. Cunow erkennt an, daß der letzte Wechsel in der Reichsleitung als ein Wendepunkt in der innerpolitischen Geschichte des Reiches zu bezeichnen ist. Er spricht von einer wichtigen Etappe in dem großen fortschreitenden Revolutionierungsprozeß, der Deutschland ergriffen hat. In den weiteren Ausführungen gelangt er jedoch dazu, die Forderung des parlamentarischen Regierungssystems als eine solche hinzustellen, die mehr den Liberalen als den Sozialdemokraten angeht, und vor deren Überschätzung gewarnt werden müsse. Cunow bezweifelt, ob das parlamentarische Regierungssystem den Volkswillen wirklich immer zur Geltung bringt, und er zeigt an dem Beispiel Englands, daß dieses Regierungssystem häufig als Mittel der Elitenherrschaft und zur Auslieferung der Regierungsgewalt an plutokratische Interessenschichten benutzt worden ist. Diese Hinweise sind an sich gewiß berechtigt, aber doch nur gegenüber denjenigen, die etwa im parlamentarischen Regierungssystem ein politisches und demokratisches Allheilmittel sehen wollen. Es ist offensichtlich, daß eine aus dem Parlament hervorgegangene Regierung unter Umständen eine viel schlimmere Klassengesetzgebung durchführen wird als eine einseitig von der Krone — sei diese konstitutionell beschränkt oder sogar »aufgeklärt absolutistisch« — berufene Regierung, sofern nämlich das Parlament selbst ein Klassenparlament ist, in dem die unteren Volksklassen gar nicht oder ungenügend zur Vertretung gelangen. Aber auch wenn ein Parlament aus dem gleichen Wahlrecht hervorgeht, so ist gewiß noch nicht ohne weiteres die Gewähr gegeben, daß die aus seiner Mitte entnommene Regierung eine Politik betreibt, die den Interessen des Volksganzen am besten dienlich ist. Sind die Wählermassen politisch noch unreif, so können sie bei den Erlassen über ihre eigenen dauernden Interessen und über das wirkliche Wohl des Staates leicht irregeleitet werden. Die Napoleonische Ausnutzung des Plebiszits ist bekannt genug, und Bismarck ließ sich bei der Einführung des gleichen Wahlrechts von der Erwartung leiten, daß es auf Kosten des Liberalismus der konservativen Politik zugute kommen werde. Wie aber alle diese Tatsachen keineswegs dazu angehen sind, gegen unsere Forderung des gleichen Wahlrechts für alle öffentlichen Körperschaften als Grundbedingung demokratischer Staatsentwicklung für die deutsche Gegenwart zu sprechen, so sollte auch das parlamentarische Regierungssystem in der jetzigen Phase der politischen Entwicklung Deutschlands nicht um deswillen herabgesetzt werden, weil es nicht zu jeder Zeit und bei jedem Volke gute Ergebnisse geliefert hat. Die Sozialdemokratie fordert das parlamentarische Regierungssystem nicht als eine absolute Kategorie. Sie fordert es, weil die bisherige Regierungsmethode sehr große Schäden mit sich gebracht hat. Sie fordert es, weil es in der geraden Linie zur Demokratie liegt und weil es, ebenso wie das Ganze der Demokratie, bei der wachsenden politischen Bildung des deutschen Volkes die größten kulturellen

Fortschritte in Staat und Gesellschaft in sichere Aussicht stellt. Warnungen vor Überschätzung des parlamentarischen Systems können daher nicht zweckdienlich sein. Es entsteht daraus die Gefahr, einer notwendigen Forderung die Kraft zu nehmen und sogar denjenigen unfreiwillige Unterstützung zu bringen, die grundsätzlich Gegner des parlamentarischen Einflusses und der Demokratie sind.

Eunow verweist auch darauf, daß das Parteiprogramm von Erfurt die Forderung des Parlamentsministeriums nicht enthält, sondern die ganze demokratische Selbstverwaltung fordert. Aus dieser Tatsache und aus der Nichterwähnung des parlamentarischen Regierungssystems in Schönlancks Kommentar zum zweiten Teil des Programms kann aber gewiß nicht geschlossen werden, daß in der Partei bei der damaligen Programmaufstellung eine Gegnerschaft gegen das parlamentarische Regierungssystem bestanden habe. Die Dinge liegen vielmehr so, daß die Partei früher bei ihrer starken Betonung weitgesteckter Ziele wichtige Zwischenstationen auf den Wegen, die zu den Zielen führen, nicht genug beachtet hat. Wenn wir seitdem dem parlamentarischen Regierungssystem immer mehr Beachtung geschenkt haben und uns jetzt für seine Durchsetzung stark interessieren, so ist dies als ein guter Schritt vorwärts in der Entwicklung der Partei zur politischen Wirklichkeitsarbeit zu bewerten.

Besonders abwegig sind die Einwürfe, die Ernst Heilmann gegen die Haltung der Reichstagsfraktion und der Parteipresse in der Frage des parlamentarischen Regierungssystems richtet. Heilmann kann sich nicht genug tun in herabsetzenden Äußerungen gegen die Eignung der Volksvertretung zu staatsleitender Tätigkeit. Er spricht höhrend von parlamentarischer Journalisten- und Advokatenwirtschaft. Gegen Landsberg behauptet er (»Die Glocke« vom 13. Oktober), er sei ein blinder Bewunderer des parlamentarischen Systems, und sein Referat für den Würzburger Parteitag sei »vollkommen ohne jede ökonomisch-materialistische Basis«. Heilmann glaubt eine ökonomische und sogar marxistische Erleuchtung für sich in Anspruch nehmen zu können, indem er darlegt, daß das Reich im Begriff ist, in weit größerem Umfang als bisher zu sozialisierender Staatswirtschaft fortzuschreiten, und daß es damit vor allem darauf ankommen wird, die für wirtschaftliche Verwaltung fähigsten Personen an die Spitze der Reichsämtter zu bringen. Die Parlamentarier seien auf Agitation und advokatische Redekünste eingestellt, es fehlen ihnen die Kenntnisse und die Begabung, die zur Leitung großer wirtschaftlicher Organisationen des Staates erforderlich sind. Was will denn Heilmann mit seiner Herabsetzung der Politiker und seiner Verherrlichung der wirtschaftlichen Verwaltungsgenies beweisen? Er spricht nicht offen aus, daß er das Hervorgehen der Minister aus dem Parlament verwirft. Doch lassen seine Ausführungen keine andere Schlußfolgerung zu, als daß er die Beibehaltung des heutigen halbabsolutistischen Systems der Einführung des parlamentarischen Systems vorziehen will.

Heilmanns Ausführungen beruhen auf einer unklaren Vermischung von zwei verschiedenartigen Problemen. Es ist ein ungemein wichtiges Problem für sich, wie der Staat, wenn er große Wirtschaftsbetriebe übernimmt, die besten Betriebsleiter findet und wie er die Vorteile des gemeinwirtschaftlichen Großbetriebs gegenüber dem privatrechtlichen Wirtschaftssystem zur Verwirklichung bringt. Fachkenntnisse auf einem bestimmten Wirk-

schäftsgebiet und Begabung für wirtschaftliche Organisationsleitung stehen aber doch auf einem ganz anderen Blatt als die Befähigung zur Regierungstätigkeit. Ein vortrefflicher Verwaltungschef und wirtschaftlicher Organisator braucht für die regierende und staatsmännische Tätigkeit noch längst nicht geeignet zu sein. Regieren heißt, die Richtung der Politik, der auswärtigen und der inneren, auswählen und bestimmen. Die Regierung hat die gesamte vielgestaltige Gesetzgebung des Staates vorzubereiten; sie soll dabei von einem bestimmten Geiste geleitet sein, sie soll befähigt sein, Veraltetes zu beseitigen und neue Wege tatkräftig und erfolgreich zu erschließen. Die Regierung beherrscht andererseits die Exekution des Staates, wiederum sowohl außenpolitisch als innenpolitisch; der Reichskanzler trägt die Verantwortung für die Stellungnahme des Reiches zur übrigen Staatenwelt, für den Abschluß von Bündnissen, für Krieg und Frieden; er trägt die Verantwortung für die Wirksamkeit des ganzen großen Verwaltungsapparats der inneren Politik. Die Verirrung Heilmanns tritt aufs deutlichste heraus, wenn er zum Beispiel schreibt: »Das wahre Problem der deutschen Verfassung liegt darin, nicht ob das Justizministerium nach dem Willen des Parlaments oder sonst jemandes besetzt wird, sondern wie wir für die sozialisierende staatliche Wirtschaft Deutschlands ... die fähigsten Männer bekommen.« Das bürgerliche Recht, die Strafgesetzgebung, die gesamte Gerichtsverfassung und im besonderen das Militärstrafrecht rufen längst nach großzügigen Reformen. Da soll es nebensächlich sein, ob die Plätze der bundesstaatlichen Justizminister und des Staatssekretärs des Reichsjustizamts wie bisher durch konservativ-bureaukratische Macht besetzt werden oder ob die nach Erneuerung der Justiz drängenden Kräfte der Volksvertretungen dabei zur vollen Geltung gelangen!

Auch bei der Auswahl der Leiter der großen Wirtschaftsverwaltungen des Staates kommen nicht nur Fachkenntnisse, kaufmännische Befähigung und Organisationstalent in Betracht. Auch von diesen Regierungsmitgliedern ist zu fordern, daß sie außerdem Politiker sind und daß sie mit ihrer politischen Überzeugung in Einklang mit der Gesamtregierung stehen. Es genügt nicht, daß der Staatssekretär des Reichspostamts in seinem Ressort Bescheid weiß und für den technischen und organisatorischen Fortschritt in seiner Verwaltung zu sorgen versteht. Es kommt sehr viel auch darauf an, welche sozialpolitische Gesinnung ihn erfüllt, wie er die große Schaar der ihm unterstellten Beamten, Angestellten und Arbeiter wirtschaftlich und staatsbürgerlich zu fördern geeignet ist, auch darauf, wie er die Verkehrsformen der Beamten gegenüber dem Publikum zu gestalten weiß. Auf Grund des bisherigen Regierungssystems konnte in den Wirtschaftsbetrieben der Einzelstaaten wie des Reiches ein sozialer Geist nur allzu wenig zur Entwicklung gelangen. Wird auf die Besetzung dieser Ämter die Volksvertretung größeren Einfluß gewinnen, so muß dies für den sozialen Fortschritt von entscheidender Bedeutung werden.

Eine andere Frage wieder ist es, ob die Forderung des parlamentarischen Regierungssystems besagen soll, daß u n b e d i n g t n u r A b g e o r d n e t e in die Regierung aufzunehmen sind. Wir sind geneigt, diese Frage zu verneinen. Es kann recht gut offengehalten werden, daß das Staatsoberhaupt auch Nichtparlamentarier, die sich in der Beamtenlaufbahn, in der Industrie, im Handel, in der Leitung großer Wirtschaftsverbände ausgezeichnet haben, in die Regierung beruft. Das Entscheidende des parlamentarischen Systems

ist nur, daß auch solche Personen in eine Regierung eingegliedert werden, die in voller Übereinstimmung mit der Volksvertretung bzw. ihrer Mehrheit arbeitet. Wird doch das parlamentarische Regierungssystem gewiß nicht um der Parlamentarier willen erstrebt, sondern weil das Interesse des Staates und Volkes fordert, daß die großen Richtlinien der Politik nicht durch höfische Gruppen und bureaukratische Einflüsse, sondern durch die Volksvertretung und damit in letzter Instanz durch das Volk selbst maßgebend bestimmt werden. Im übrigen ist es aber andererseits auch durchaus unbegründet, die Führer in unseren deutschen Volksvertretungen, wie Heilmann es tut, als Schönredner und Agitationspauker auszugeben, die für die Leitung großer Wirtschaftsverwaltungen ungeeignet sein sollen. Das trifft schon jetzt nicht zu, und je mehr die Volksvertretungen Einfluß erhalten, um so mehr werden auch besondere Talente des Wirtschaftslebens geneigt sein, in das parlamentarische Leben einzutreten, von wo aus ihnen dann der Zutritt zu den Regierungsstellen offensteht. Für die eigentlich politischen Ämter aber haben ohne Zweifel die parlamentarischen Parteiführer die volle Eignung. Sie haben lange Jahre im Lichte der Öffentlichkeit gewirkt, sie besitzen das Vertrauen ihrer Fraktion, ihrer Partei und weiter Volkskreise.

* * *

Mit der Einsetzung der Regierung Hertling-Payer im Reiche zum Zweck der Durchführung der Friedenspolitik des Reichstags und mit der Berufung der preussischen Regierung Hertling-Friedberg zur Durchsetzung des gleichen Wahlrechts ist ein politischer Fortschritt von großer Bedeutung erreicht worden. Es ist mit der bisherigen Übung der Regierungseinrichtung gebrochen worden, und der Grundsatz verschafft sich Geltung, daß der für das Amt des Reichskanzlers und des preussischen Ministerpräsidenten von der Krone in Aussicht genommene Politiker sich zunächst mit den Parteien der Volksvertretung in Beziehung setzen und mit ihnen bzw. mit einer Mehrheit von ihnen das Regierungsprogramm vereinbaren soll.

Bei aller Anerkennung dieses Fortschritts dürfen wir uns jedoch darüber nicht täuschen, daß dem neuen Zustand große Unvollkommenheiten anhaften und daß er noch durchaus der Festigung bedarf. Die Berufung von Parlamentariern und die Festlegung des Regierungskurses in Gemeinschaft mit der Reichstagsmehrheit ist zunächst nur für den einzelnen Fall zustande gekommen. Dazu kommt, daß auf Grund von Artikel 9 der Reichsverfassung die Reichstagsmitglieder, die in die Reichsleitung eintraten, ihr parlamentarisches Mandat aufgeben mußten, wenn sie die Möglichkeit besitzen wollten, ihre Politik im Bundesrat zu vertreten. Sollten die Spahn und Payer nach kürzerer oder längerer Frist wieder aus der Regierung ausscheiden, so ist ihnen die Rückkehr in den Reichstag versperrt oder doch sehr erschwert, da sie abwarten müssen, bis ein Reichstagsmandat frei wird, um das sie sich neu bewerben können.

Die Vertreter des parlamentarischen Regierungssystems werden ihre Bemühungen darauf zu richten haben, daß der aus dem Zwange der Kriegsverhältnisse erfolgte erstmalige Fall einer Regierungseinrichtung, die den Ansprüchen der Volksvertretung einigermaßen Genüge tut, zur Schaffung einer staatserflichen Norm fortgeführt wird. Es kann nicht genügen, nach englischem Muster die allmähliche Ausbildung eines Gewohn-

heitsrechts für das parlamentarische Regierungssystem abzuwarten. Es entspricht vielmehr der deutschen Rechtsentwicklung, daß in die Reichsverfassung zum mindesten eine Bestimmung aufgenommen wird, durch die bei Berufung und Entlassung des Reichskanzlers die Mitwirkung des Reichstags gesichert wird.

Dringend nötig ist sodann die Aufhebung des letzten Satzes des Artikels 9 der Verfassung. Es ist leicht zu verstehen, warum die konservativen und rückschrittlichen Kreise gerade gegen die Beseitigung dieser Verfassungsbestimmung mit größter Leidenschaftlichkeit kämpfen. Reichstagsabgeordnete, die als Staatssekretäre in die Reichsleitung berufen werden, bleiben ohnmächtig und müssen scheitern, solange eine preußische Regierung, die vom Herrenhaus und vom Dreiklassenhaus abhängt, im Bundesrat die beherrschende Stellung hat. Erst wenn die Staatssekretäre des Reiches zugleich preußische Minister sind und im Bundesrat wirken und stimmen können, gelangen sie wirklich zu regierender Tätigkeit und Einfluß. Wenn die Wortführer des junkerlich-bureaukratischen Obrigkeits- und Klassenstaats erregte Verwahrung gegen den »verhängnisvollen Eingriff in die föderativen Grundlagen des Reiches« einzulegen pflegen, so handelt es sich für sie in Wirklichkeit keineswegs um die bundesstaatliche Verfassung des Reiches an sich, sondern nur insofern, als von den Bundesstaaten her, vor allem von Preußen her, auf Grund volksentfremdender Wahlsysteme den konservativ-reaktionären Parteien die politische Macht in weitem Umfang auch im Bundesrat und damit im Reiche überantwortet geblieben ist. Wird in Preußen das gleiche Wahlrecht durchgesetzt und wird die preußische Regierung für eine moderne und volkstümliche Politik frei gemacht, so würde damit zugleich auch das konservative Interesse an der Aufrechterhaltung des letzten Satzes im Artikel 9 der Reichsverfassung sich erledigen. Jetzt kämpfen die Mächte der alten Zeit, um ihre einseitige Klassenherrschaft auch nach dem Weltkrieg zu erhalten, ebenso verzweifelt gegen das gleiche Wahlrecht in Preußen wie gegen das Eindringen einer parlamentarischen Reichsleitung in den Bundesrat.

Die fortschrittsfeindlichen Elemente, die den beim letzten Regierungswechsel erzielten Erfolg des Parlamentarismus als üble Verirrung verabscheuen und bei nächster Gelegenheit wieder beseitigen wollen, sind sehr eifrig am Werke. Man hofft in diesen Kreisen, auch nach den Erlebnissen und Erfahrungen des Weltkriegs mit den alten Schlagworten von den machtlüfternen Reichstagsparteien und vom Schattenkaiserum nochmals das alte Herrenregiment zu sichern. Vor allem spekuliert man darauf, daß die jetzige Mehrheitsbildung des Reichstags, in der Grundlage und Voraussetzung für die ersten Ansätze des parlamentarischen Systems berufen, schnell wieder zerfallen und die Zersplitterung des deutschen Parteilbens fort dauern wird, aus der Absolutismus und Junkerklasse so lange ihre größten Vorteile gezogen haben. Hier erwächst für die Reichsparteien, die ernstlich den politischen Einfluß des Volkes und seiner Vertretung mehrten und sichern wollen, die unerläßliche Aufgabe, an der Überwindung eigener Fehler zu arbeiten. Ungemein groß sind die Schwierigkeiten und Hindernisse, die der Entwicklung der deutschen Politik zum parlamentarischen Regierungssystem im Wege stehen. Sie müssen mit Einsicht und Tatkraft überwunden werden, wenn anders Deutschland aus dem Weltkrieg als ein stark

demokratisches Gemeinwesen hervorgehen soll, das befähigt ist, die gewaltigen Aufgaben der wirtschaftlichen und kulturellen Neuordnung unter voller Wahrung der Lebensansprüche der unbemittelten Volksklassen zur Durchführung zu bringen.

Nochmals Volksherrschaft und parlamentarisches System.

Von Heinrich Cunow.

Genosse Gradnauer hat in seinem vorstehenden Aufsatz eine Polemik gegen Heilmann und mich eingeschlochten. Ob und inwieweit Genosse Heilmann zu antworten für nötig hält, muß ich seinen Erwägungen überlassen; ich möchte auf einige Worte der Erwiderung nicht verzichten.

Genosse Gradnauer wirft mir vor, daß ich mich gegen das sogenannte parlamentarische System gewandt habe. In dieser allgemein gehaltenen Fassung trifft sein Vorwurf nicht zu. Ich habe mich lediglich gegen die Überschätzung des englischen Systems und gegen das Verfahren gewandt, die Frage, wie weit die Zusammensetzung der Ministerien aus den Führern der Parlamentsmehrheiten der Volksherrschaft dient oder nußt, nicht nach den Erfahrungen, das heißt nicht nach den tatsächlichen Wirkungen dieses Systems in den verschiedenen Staaten zu beurteilen, sondern sich in Gedanken ein parlamentarisches Normal- oder Idealsystem, gewissermaßen ein parlamentarisches System an sich zu konstruieren und auf Grund dieses Systems, das nirgends existiert, die Nützlichkeitsfrage zu entscheiden.

Gegen das parlamentarische Regierungssystem im allgemeinen konnte ich mich schon deshalb nicht wenden, weil es nach meiner Auffassung ein einheitliches parlamentarisches System gar nicht gibt, sondern eine Vielheit von Systemen, herausgewachsen aus den verschiedenartigen politischen Entwicklungsbedingungen der einzelnen Staaten. Das parlamentarische System Englands ist ein ganz anderes als das der Vereinigten Staaten von Amerika und dieses wieder ein anderes als das Spaniens mit seinem famosen *torno pacífico* oder das der Republik Nicaragua. Der Begriff »parlamentarisches System« ist ebenso unbestimmt wie der Begriff »monarchisches« oder »republikanisches« System. Es gibt aristokratische und demokratische, oligokratische und ochlokratische Republiken. Auf den Inhalt kommt es an, nicht auf die Etikette. Miserabler Rotspohn wird dadurch nicht besser, daß man ihn in Flaschen mit Goldkapseln und verheißungsvollen Etiketten vorgelegt erhält. Ich nehme gar keinen Anstand, ganz offen zu erklären, daß mir das Regierungssystem der schwedischen oder dänischen Monarchie weit lieber ist als das der großen nordamerikanischen, der französischen oder portugiesischen Republik. Ob der an der Spitze des Staates stehende Repräsentant den Titel König, Kaiser oder Präsident führt, ist ganz nebensächlich. Worauf es ankommt, ist, welche Eigenmacht er besitzt, und in dieser Hinsicht ist ganz zweifellos — das dürfte neuerdings durch Wilsons Lusttrefen auch wohl denen klar geworden sein, die die amerikanische Verfassung nicht näher kennen —, daß der Präsident der nordamerikanischen Union nicht nur eine größere Eigengewalt besitzt als die Könige von Dänemark und Schweden, sondern in mancher Beziehung auch als der deutsche und der österreichische Kaiser.

Was unsere Partei fordert, ist die Volksherrschaft, das heißt unter dem Repräsentationsystem: möglichst großer Einfluß des Volkes auf das Parlament, des Parlaments auf die Regierung! Gewöhnlich wird unter der Bezeichnung »parlamentarisches System« die Zusammensetzung des Gesamtministeriums aus den Führern der Parteien verstanden, die im Parlament die Mehrheit besitzen. Bringt solche Zusammensetzung tatsächlich immer den Volkswillen zur Geltung? Wo infolge eines aristokratischen Wahlrechts, politischer Unbildung der Volksmassen, Übermacht bestimmter Wirtschaftsgruppen usw. in einem Parlament aristokratische oder plutokratische Parteien die große Mehrheit haben, wird natürlich auch der aus den Führern dieser Parteien gebildete ministerielle Regierungsausschuß aristokratisch oder plutokratisch sein — vielfach, wie die Geschichte lehrt, weit mehr als ein vom Monarchen ernanntes Beamtenministerium, da dieser sich oft nicht nur selbst in einem gewissen Gegensatz zu solchen übermächtigen Parteigruppen befindet, sondern auch meist auf die Volksstimmung größere Rücksicht nehmen muß. Aber selbst in einem demokratischen Parlament verbürgt die Zusammensetzung des Ministeriums aus den Parlamentsgrößen noch keineswegs die Beherrschung der Regierung durch das Parlament. Es kann sich vielmehr, wie das Beispiel Englands zeigt, infolge der dominierenden Stellung eines engeren Kabinetts im Gesamtministerium, der diktatorischen Übermacht des Premierministers, der Abhängigkeit der Parteien von den Parteiführern und ihrem Wahlapparat das Resultat ergeben, daß der Regierungsausschuß umgekehrt die Mehrheitsfraktionen beherrscht. Mit anderen Worten, das sogenannte parlamentarische System kann je nach den besonderen politischen Umständen der Volksherrschaft dienen oder entgegenwirken! Deshalb eben habe ich in meinem Artikel »Volksherrschaft und parlamentarisches System« (Heft 8 der Neuen Zeit) betont, daß uns als einer streng demokratischen Partei das parlamentarische System nur so weit als ein Erstrebenswertes gelten kann, als es der Volksherrschaft nützt; daß es also nur für uns als Mittel zum Zweck in Betracht kommt, nicht als generelle und prinzipielle Forderung.

Das war auch die Auffassung unserer Altmeister Marx und Engels, die wiederholt das englische und amerikanische parlamentarische Regierungssystem aufs schärfste kritisiert haben. Engels zum Beispiel schrieb noch vier Jahre vor seinem Tode über das amerikanische System:

Nirgends bilden die »Politiker« eine abgesondertere und mächtigere Abteilung der Nation als gerade in Nordamerika. Hier wird jede der beiden großen Parteien, denen die Herrschaft abwechselnd zufällt, selbst wieder regiert von Leuten, die aus der Politik ein Geschäft machen, die auf Sitze in den gesetzgebenden Versammlungen des Bundes wie der Einzelstaaten spekulieren oder die von der Agitation für ihre Partei leben und nach deren Sieg durch Stellen belohnt werden. Es ist bekannt, wie die Amerikaner nach dreißig Jahren versuchen, dies unerträglich gewordene Joch abzuschütteln, und wie sie trotz alledem immer tiefer in diesen Sumpf der Korruption hineinsinken. Gerade in Amerika können wir am besten sehen, wie diese Verselbständigung der Staatsmacht gegenüber der Gesellschaft, zu deren bloßem Werkzeug sie ursprünglich bestimmt war, vor sich geht. Hier existiert keine Dynastie, kein Adel, kein stehendes Heer außer den paar Mannen zur Bewachung der Indianer, keine Bureaucratie mit fester Anstellung oder Pensionsberechtigung. Und dennoch haben wir hier zwei große Banden von politischen Spekulanten, die abwechselnd die Staatsmacht in Besitz nehmen und mit den korruptesten

Mitteln und zu den korruptesten Zwecken ausbeuten — und die Nation ist ohnmächtig gegen diese angeblich in ihrem Dienst stehenden, in Wirklichkeit aber sie beherrschenden und plündernden zwei großen Kartelle von Politikern.

Wer die politischen Verhältnisse der Union einigermaßen kennt, wird die Richtigkeit dieser Charakteristik ihres parlamentarischen Regierungssystems nicht bestreiten; und noch viel härter würde eine kritische Betrachtung der Regierungssysteme der südamerikanischen Republiken ausfallen.

Die Agrarfrage in Rußland.

Von E. N. Terow.

II.

Die Agrarprogramme der russischen Parteien.

Die im vorausgegangenen Artikel geschilderte Notlage der russischen Kleinbauernschaft, die mehr als vier Fünftel der ganzen russischen Bevölkerung umfaßt, hat die russischen sozialistischen und liberal-demokratischen Parteien veranlaßt, eine mehr oder minder gründliche Bodenreform in ihre Forderungen mit aufzunehmen und längere Agrarprogramme auszuarbeiten. Da diese Programme voraussichtlich in den Debatten der zusammenberufenen konstituierenden Nationalversammlung eine bedeutende Rolle spielen werden, haben sie heute für alle Politiker, die die Vorgänge in Rußland aufmerksam verfolgen, ein großes Interesse.

Auf dem vierten Parteitag der sozialdemokratischen Partei im Jahre 1906 wurde die Munizipalisierung des Grund und Bodens verlangt und folgende Forderungen zum Beschluß erhoben:

1. Konfiskation der Kirchen-, Kloster-, Domänen- und Apanagenländereien und Übergabe derselben sowie der Kronländereien an die Organe der örtlichen Selbstverwaltung, die städtische und ländliche Kreise umfassen. Die zur Bildung eines Landfonds für Auswanderer notwendigen Grundstücke, Wälder und Gewässer werden dem demokratischen Staate belassen.

2. Konfiskation des privaten Großgrundbesitzes und seine Übergabe an dieselben Selbstverwaltungsorgane, die die Grenzen zwischen Groß- und Kleinbesitz zu ziehen haben.

Die Partei der Sozialisten-Revolutionäre fordert die völlige Beseitigung des privaten Grundbesitzes und Sozialisierung des Bodens. Der gesamte Boden, die Bodenschätze und Gewässer sollen Eigentum des ganzen Volkes werden. Das oberste Verfügungsrecht soll der Volksvertretung zustehen, die lokale Verfügung aber auf gleicher Grundlage den örtlichen Selbstverwaltungen. Als unterstes Organ der Selbstverwaltung gilt die territoriale Obschtschina, die eine oder mehrere Siedlungen umfaßt.

Folgende Arten der Nutznießung sind vorgesehen:

1. Die oberste Staatsbehörde und die lokalen Selbstverwaltungen organisieren und leiten die im öffentlichen Interesse notwendigen gemeinnützigen Unternehmungen von staatlicher und lokaler Bedeutung.

2. Private Nutznießung durch Einzelpersonen, Familien, Genossenschaften und Artels, soweit persönliche Arbeit in Frage kommt.

3. Benützung durch Personen, die sich mit dem Vermieten von Häusern befassen, sowie solcher, die von Handels- und Industrieunternehmungen leben und Lohnarbeiter beschäftigen.

4. Benutzung durch Personen, die die Grundstücke für die eigene Wohnung und für Handels- und Industrieunternehmungen ohne Lohnarbeiter benötigen.

Als Höchstnorm für die Landzuteilung gilt die Arbeitsnorm, über die hinaus Land nur in gewissen Fällen zugeteilt werden darf. Als Mindestnorm für die Landzuteilung ist die Bedarfsnorm unter Zugrundelegung des normalen Budgets einer Arbeiterfamilie zu betrachten. Die Höchstnorm gilt als Grenze für die Entziehung des Bodens bei solchen Nutznießern, die über viel Land verfügen. Die Mindestnorm gilt für die ursprüngliche Zuweisung von Land an die landlose oder landarme Bevölkerung. Die Zuweisung öffentlichen Bodens zu privater Nutznießung bei persönlicher Arbeitsleistung geschieht kostenlos. Weder Pacht noch eine Grundsteuer werden erhoben. Das gilt nicht für die Norm überschreitende Grundstücke oder außergewöhnliche Einnahmen, die durch besondere Eigenschaften des Bodens oder sonstige Vorzüge des Grundstücks bedingt sind. Die Ausgleichung der Bodenbenutzung bei den einzelnen Gemeinden erfolgt durch die lokalen Selbstverwaltungen und die oberste Regierungsbehörde vermittelt Besteuerung der die Norm übersteigenden Grundstücke, wobei die hierfür eingehenden Gelder den landarmen Familien und Gemeinden zugute kommen sollen. Zu dem gleichen Zwecke hat eine Umsiedlung der Bevölkerung stattzufinden. Falls diese Maßnahmen nicht genügen, sind die Grenzen der Grundstücke zu ändern. Die private Übergabe eines Landanteils an einen anderen Nutznießer darf nur mit Einverständnis der Gemeinde erfolgen.

Das Programm des Bauernbundes und der Trudowiki lehnt sich im wesentlichen an das der Sozialisten-Revolutionäre an, während die Volkssozialisten die Nationalisierung des Bodens fordern, das heißt der Boden soll als Staatseigentum erklärt werden mit der Maßgabe, daß der landwirtschaftliche Boden nur solchen Personen zugeteilt wird, die ihn persönlich bearbeiten. Die Kron-, Domänen-, Upanagen-, Kirchen-, Klosterländereien und der private Grundbesitz, die Bodenschätze und Gewässer sind sofort zu nationalisieren, während die Umwandlung des Bauernlandes in Nationalbesitz allmählich zu erfolgen hat. Die Verfügung über den Landfonds steht den örtlichen Selbstverwaltungen zu, mit Ausnahme der Grundstücke von allgemeiner staatlicher Bedeutung. Alle Bürger besitzen das gleiche Recht auf Land, jedoch werden die Ortsbewohner und die Landbevölkerung bei der Landzuteilung bevorzugt. Um einen Ausgleich zu schaffen zwischen den Grundstücken von verschiedenem Wert, ist eine besondere Rentensteuer für die besten Grundstücke festzusetzen.

Dies sind die wesentlichsten Punkte aus dem Agrarprogramm der verschiedenen sozialistischen Parteien, die bei der Ausarbeitung der neuen Agrargesetzgebung eine entscheidende Rolle spielen werden. Der Vollständigkeit halber sei jedoch hier noch das frühere Programm der Kadetten angeführt, die allerdings heute unter den völlig veränderten Verhältnissen wohl ihr Programm größtenteils verleugnen werden. In der zweiten Reichsduma forderten sie:

Für jeden Kreis oder Bezirk ist eine normale Landversorgung vorzusehen, wobei der arbeitenden landarmen oder landlosen Bevölkerung eine als Norm geltende Parzelle zugeteilt wird. Die Größe dieser Parzellen wird von den örtlichen vorbereitenden Landanstalten festgesetzt. Bei Feststellung der Größe dieser Parzellen ist die durchschnittliche Größe der Grundstücke zugrunde zu legen, die von den Bauern gewöhnlich selbständig ohne Aufnahme fremder oder Abstoßung eigener Arbeitskräfte bestellt werden. Pächtern wird das von ihnen gepachtete Land zu ständiger Nutznießung überlassen, wobei es nötigenfalls bis zur fehlenden Norm zu ergänzen ist. Die Zuweisung von Land erfolgt in erster Linie an die örtliche Be-

völkerung. Der restliche Grund und Boden wird für die Übersiedler, die aus anderen landarmen Gegenden zuziehen, reserviert. Für die zugeteilten Grundstücke wird eine besondere Zahlung erhoben im Einklang mit der normalen Ertragsfähigkeit des Bodens und der Zahlkraft der Bevölkerung. Der Zuweisung an die Landbevölkerung dienen die Kron-, Domänen-, Apanagen-, Kloster-, Kirchenländereien, die Ländereien der Bauernbank und die für diesen Zweck auf dem Wege der Zwangsenteignung freigemachten Grundstücke Privater und öffentlicher Institutionen. Der Enteignung unterliegen ohne irgendwelche Beschränkung die gewöhnlich verpachteten Grundstücke. Der Zwangsenteignung unterliegen nicht das Bauernland und der Kleingrundbesitz, soweit die Arbeitsnorm nicht überschritten wird, doch können auch diese der Enteignung verfallen, falls das zur Verfügung stehende Land für die Bedürfnisse der ortsansässigen Bevölkerung nicht ausreichen sollte.

Auch dem jüngsten Tschernowschen Gesetzentwurf, der in seinen Einzelheiten leider noch nicht bekannt geworden ist, lag zweifellos eine Beseitigung des privaten Grundbesitzes und der Ausbau der Obščinskina zugrunde. Daher galt auch vornehmlich ihm der ganze Haß der besitzenden Klassen, unter deren Druck ihn Kerenki schließlich glaubte preisgeben zu müssen. Jedenfalls haben Tschernow und dessen Gehilfe Wichlajew wertvolle Vorarbeit für die praktische Durchführung der Agrarreform geleistet.

Die erste Kundgebung der Bolschewikiregierung in der Frage der Landaufteilung ist am 8. November in der »Iswestija Petrogradskago Sowjeta Rabotschich i Soldatschich Deputatow« veröffentlicht worden und hat folgenden Wortlaut:

Das Eigentum der Gutsbesitzer am Lande wird sofort ohne jede Entschädigung aufgehoben. Das Gutsbesitzerland, ebenso wie alle Kronländereien, Kloster- und Kirchengüter gehen mit dem gesamten lebenden und toten Inventar, den Gebäuden und dem gesamten Zubehör in die Verfügung der Landkomitees und der Kreisbauernräte über, und zwar bis zum Zusammentritt der konstituierenden Versammlung.

Die Landfrage in ihrem ganzen Umfang kann nur durch die gesetzgebende Versammlung gelöst werden. Die gerechteste Lösung der Landfrage muß folgendermaßen gestaltet sein:

1. Das Recht auf privates Eigentum am Lande wird für immer abgeschafft. Land darf weder verkauft noch gekauft, weder verpachtet noch verpfändet, noch auf irgendeine andere Weise enteignet werden. Das ganze Land, und zwar Staats-, Kron- und Apanagenländereien, Kloster- und Kirchengüter, Majorate, Privatgüter, Gemeindebesitz, Bauernland usw. wird unentgeltlich enteignet. Es wird zum allgemeinen Volksbesitz und allen auf dem Lande Arbeitenden zur Ausnutzung überlassen. Denen, die unter dieser Gestaltung an ihrem Vermögen Schaden erlitten haben, wird das Recht auf öffentliche Unterstützung nur für die Zeit zugestanden, die notwendig ist, um sich den neuen Existenzbedingungen anzupassen.

2. Alle Bodenschätze, wie Erzlager, Erdöl, Kohle, Salz usw., ebenso die Wälder und Gewässer, die für den Staat von allgemeiner Bedeutung sind, gehen in die ausschließliche Nutzung des Staates über. Alle kleinen Flüsse, Seen, Wälder usw. gehen in die Nutzung der Gemeinden über unter der Bedingung, daß sie von den lokalen Selbstverwaltungsbehörden verwaltet werden.

3. Ländereien mit hochkultivierter Wirtschaft, wie Gärten, Plantagen, Baumschulen, Gewächshäuser usw., unterliegen nicht der Aufteilung, sondern werden zu Lehrzwecken verwendet und werden in die ausschließliche Nutzung des Staates übernommen oder den Gemeinden übergeben, und zwar je nach ihrer Größe und ihrer Bedeutung. Die Bauernhöfe, städtische und Dorfländereien mit Hausgärten und Gemüsegärten verbleiben ihren gegenwärtigen Eigentümern zur Nutzung. Die

Größe dieses Landes und die Höhe der Abgabe für seine Benutzung wird auf gesetzgeberischem Wege bestimmt.

4. Gestüte, fiskalische und private Vieh- und Geflügelzucht usw. werden konfisziert, gehen in das Eigentum des gesamten Volkes über und bleiben ausschließlich dem Staat oder den Gemeinden zur Ausnutzung überlassen, je nach ihrer Größe und Bedeutung.

5. Das ganze lebende und tote Wirtschaftsinventar der konfiszierten Ländereien geht je nach Größe und Bedeutung unentgeltlich in das ausschließliche Nutzungsrecht des Staates oder der Gemeinde über. Die Konfiszierung des Inventars berührt nicht die Kleinbauern.

6. Das Recht der Benutzung des Landes erhalten alle Bürger des russischen Reiches ohne Unterschied des Geschlechts, die es durch eigene Arbeit bebauen wollen mit Unterstützung ihrer Familie oder in Form einer Genossenschaft, jedoch nur so lange, wie sie imstande sind, es zu bearbeiten. Gemietete Hilfskräfte sind unzulässig. Landwirte, die infolge von Alter oder Arbeitsunfähigkeit auf immer die Möglichkeit verloren haben, das Land persönlich zu bebauen, verlieren auch das Recht auf seine Ausnutzung, erhalten aber dafür vom Staat eine Sicherstellung in Gestalt einer Pension.

7. Die *Landausnutzung* muß eine ausgleichende sein, das heißt, das Land wird unter die Arbeitenden im Verhältnis zu den lokalen Bedingungen, zu der Arbeits- und Verbrauchsnorm verteilt. Die Form der Landnutzung muß ganz frei sein, nach einzelnen Höfen, Bauerngütern, in Gestalt des Gemeindebesitzes oder auf genossenschaftlicher Grundlage, wie dies in den einzelnen Gemeinden beschlossen werden wird.

8. Das ganze Land wird nach seiner Enteignung in dem *Landfonds* des gesamten Volkes vereinigt. Seine Verteilung unter die Bearbeiter wird geleitet von den lokalen und zentralen Selbstverwaltungsbehörden, beginnend mit den demokratisch organisierten Dorf- und Stadtgemeinden und endigend mit den zentralen Bezirksbehörden.

Der Landfonds wird periodisch neuen Verteilungen unterworfen, je nach dem Zuwachs der Bevölkerung und der zunehmenden Produktivität und Kultur der Landwirtschaft. Bei Veränderung der Grenzen muß der ursprüngliche Kern der Landzuteilung unberührt bleiben. Die Organisierung der Umsiedlung, die Inventarzuteilung usw. muß der Staat auf sich nehmen. Die Umsiedlung erfolgt in folgender Reihenfolge: zuerst die landlosen Bauern, dann die übelbeleumundeten Mitglieder der Gemeinden, Deserteure usw., und schließlich durch das Los oder nach Abereinkunft.

Die im Gemeindebesitz befindlichen Ländereien der Bauern und Kosaken (im Gegensatz zu den selbständigen Bauern usw.) werden nicht konfisziert.

Das sind die Vorschläge der Bolschewiki. Wieweit sie zur Durchführung gelangen sollen, darüber hat zunächst die zusammenberufene konstituierende Versammlung zu entscheiden.

Johann Joachim Winckelmann.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Edgar Steiger.

»Da ich nach Magdeburg zurückreiste, fand ich im Krüge von Hadmersleben einen Kandidaten, den Winckelmann heißt. Er hat mit uns in Halle studiert, und Sie müssen ihn auf öffentlichen Bibliotheken oft gesehen haben. Weil er sehr dürftig ist, konnte er sich kaum Bücher anschaffen. Daher besuchte er den Bücheraal auf dem Waisenhause, bei der Universität und

Marktkirche und las daselbst die Schriften der alten Griechen. Er war aber, da ich ihn wider alles Vermuten auf dieser Rückreise nach Magdeburg fand, so schlecht bekleidet und von einem alten Kummer dergestalt entstellt, daß ich ihn kaum noch kannte. Mit einer Wehmut, die mein ganzes Herz durchdrang, entdeckte er sich mir und bat mich, ihn nach Seehausen zu einer Stelle zu empfehlen.«

So schrieb im Jahre 1743 Woyfen an Gleim. Und der Sohn des armen Schuhlickers aus Stendal, von dem hier die Rede ist, wurde auf des vornehmen Herrn Empfehlung Korrektor in Seehausen, wo er gegen ein Gehalt von hundertzwanzig Talern »die Kinder mit gründigen Köpfen das Abc lesen ließ«, während er »Gleichnisse aus dem Homer betete«. Aber mußte der fünf- und zwanzigjährige Gelehrte, dessen Wiege die Noth geschaukelt hatte, nicht zufrieden sein, überhaupt irgendwo unterzukommen? Denn wie hatte es ihn schon im Leben herumgeschlagen, seit er sich zu Hause in Stendal durch Kurrendfingen und Nachhilfestunden die Mittel verschafft hatte, die Lateinschule zu besuchen.

In der Schulbibliothek gertet der Knabe, der schon früh Totenköpfe sammelte und nach Urnen grub, hinter die alten Griechen, und der Wunsch, Griechisch zu lernen — damals ein Vorrecht der vom Schicksal Bevorzugten —, trieb ihn auf die Wanderschaft nach Berlin, wo der Achtzehnjährige am Köllnischen Gymnasium die erste Enttäuschung erlebte — nicht, weil er sich hier Wohnung und Zehrung als Hauslehrer beim Rektor verdienen mußte, sondern weil seinem wißbegierigen Geiste die Lehrer nicht genügten. Kurz entschlossen kehrte er schon zwei Jahre darauf in seine Heimat zurück, um sich kümmerlich durch Privatunterricht zur Universität vorzubereiten. Als armer Teufel studierte er dann, lediglich der Stipendien halber, wie so viele Tausende vor und nach ihm, dem Namen nach Theologie. Als er aber auch hier nicht fand, was sein Herz begehrte, suchte er sich, wie das beim mittellosen deutschen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts üblich war, eine höhere Bedienstetenstelle und wurde, unstet durch Noth und Charakter, nacheinander Bibliothekar und Hausmeister, zuletzt bei einem Rittmeister in der Altmark. Hier merkte er, daß zum Aufstieg in die obere Gesellschafts-schicht neben den feineren Umgangsformen die Kenntniß der neueren Sprachen unerläßlich sei. Und so wanderte er denn mit dreiundzwanzig Jahren nach Jena, um — Medizin und Naturwissenschaften zu studieren.

Vor allem aber will er nach Paris, der allgemeinen Bildungsstätte der guten Gesellschaft; doch als er nach Fulda gekommen ist, sind seine Sparpfennige bereits aufgebraucht, und er muß wieder ins Joch. Als Erzieher beim Oberamtmann in Hadmersleben kann er wenigstens seinen Allerweltsstudien leben und — welche Wonne für diesen geborenen Bücherwurm! — in den Bibliotheken der benachbarten Gutsherrschaften herumschnüffeln. Aber auch diese Herrlichkeit hat bald ein Ende, und nun ist der Vielverschlagnene endlich als Korrektor in Seehausen, um, wie er später bitter bemerkt, fünf volle Jahre seines Lebens zu verlieren. Wohl ruht er nach des Tages Frondienst die Nachtstunden zu fleißigem Studium und schläft regelmäßig in seinem Lehnstuhl, aber nur von Mitternacht bis vier Uhr morgens, um vor der Schule, die schon um sechs Uhr beginnt, noch zwei Arbeitsstunden für sich übrig zu haben. Muß er doch noch für seinen alten Vater, der ohne Präbende im Hospital liegt, sorgen.

Man kann sich denken, wie der von allen Seiten Angefeindete aufatmete, als er nach dem Tode seines Vaters dem Schuldienst Lebewohl sagen und als Bibliothekar zu dem feierreichen Grafen Heinrich von Bülow nach Röstnitz bei Dresden übersiedeln konnte. Zwar war es just auch nicht ein besonderes Vergnügen, für die »genaue und umständliche teutsche Kaiser- und Reichshistorie«, an der dieser vielseitig gebildete Aristokrat arbeitete, aus der vierzigtausend Bände umfassenden Bibliothek die nötigen Exzerpte anzufertigen; aber eine solche Arbeit kam wenigstens den antiquarischen Neigungen des dreißigjährigen Gelehrten entgegen, und außerdem kam er im benachbarten Dresden zum ersten Male mit der lebendigen Kunst in Berührung. Nicht etwa durch die berühmte Antikensammlung Augusts des Starken; denn die besten Statuen dieser Sammlung »standen damals«, wie Winckelmann besagt, »in einem Schuppen von Brettern, wie die Heringe gepackt, und waren wohl zu sehen, aber nicht zu betrachten«. Dafür machte die Gemäldegalerie, deren Glanzzeit in die Regierung Friedrich Augusts II. fällt (die berühmte Sixtinische Madonna Raffael's kam eben damals nach Dresden!), einen mächtigen Eindruck auf sein schönheitsdurftiges Gemüt; und im Umgang mit Malern, wie Adam Friedr. Oeser, dem späteren Lehrer Goethes in Leipzig, lernte er, wie er selbst sagt, »s e h e n« und die Kunstwerke beurteilen — natürlich vorerst in der nüchternen verstandesmäßigen Art, mit der jenes echte Kind der Zopfzeit das ihm »unbekannte kommende Neue« witterte.

Was war aber dies Neue anderes als die Verdeutschung der Antike? Nur wenn man dies schwerwiegende Wort zugleich in seiner Weite und in seiner Enge faßt, wird man Lessings Kampf gegen Voltaire und Racine aus der Zeit heraus verstehen. Der französischen »Fälschung« der Antike wird die »wahre« Antike der Deutschen entgegengehalten, und der Ramenzer Predigersohn schwingt bei diesem Anathema statt des Bibelbuches den Kanon des Aristoteles. Genau wie der zwölf Jahre ältere Winckelmann, bevor er ein einziges Erzeugnis altgriechischer Plastik mit Augen gesehen hat, in seinen »Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und der Bildhauerkunst« (1755) »die edle Einfalt und stille Größe der griechischen Statuen« preist und im zeitgenössischen Barock nur eine Fälschung und Entartung sieht. Er wettert über den gemeinen Geschmack der modernen Künstler; denn »ihren Beifall verdient nichts, als worin ungewöhnliche Stellungen und Haltungen, die ein freches Feuer begleiten, herrschen«. Wer denkt da nicht unwillkürlich an Bernini, von dem der spätere Winckelmann sagt: »Er suchte Formen, aus der niedrigsten Natur genommen, gleichsam durch das Übertriebene zu veredeln; seine Figuren sind wie der zu plötzlichem Glück gelangte Pöbel.«

Das Bezeichnende an diesem ganzen Streit ist die Fragestellung. »Was ist die wahre Kunst? Die wahre Tragödie? Die wahre Antike? Das wahre Griechentum?« Nur das achtzehnte Jahrhundert, dem jeder geschichtliche Sinn fehlte, konnte so fragen. Wir Menschen von heute haben für jene, die so fragen konnten, vielleicht ein überlegenes Lächeln, aber es ist zugleich ein schmerzliches Lächeln der Bewunderung. Denn wir wissen, daß immer, wo etwas ganz Neues in der Kunst im Werden war, die Menschen so fragten und über die, die vorher so gefragt hatten, herfielen und sie der Fälschung und Entartung bezichtigten. Wir wissen aber auch — und das kennzeichnet

unseren geschichtlichen Sinn —, daß alles Große, was nach den Zeiten des Perikles, des großen Alexander und der Diadochen in der bildenden Kunst geschaffen wurde, eine solche »Fälschung und Entartung« war. Denn nur durch diese »Fälschung und Entartung« der Antike bewiesen deren nachgeborene Nachahmer, daß sie eben nicht nachahmten, sondern nur nachzuahmen wähnten, mit einem Wort: daß sie ganze Kerle waren, die mit i h r e n Augen sahen und mit i h r e m Herzblut malten und mit i h r e n Fingern den Ton kneteten. Was wollten denn die großen Italiener des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts anderes, als die Antike wiedergebären? Und siehe da! Es entstand — man möchte beinahe sagen, wider ihren Willen — das berückende Wundergebilde der Renaissance. Und was wollten die Corneille und Racine anderes, als Sophokles und Euripides nachahmen? Und sie schufen die galante Hoftragödie des Sonnenkönigs! Das war gewiß keine Antike, aber es war ein Unrecht von Lessing — wenn auch ein Unrecht, das Deutschland zum Segen wurde! —, von den im Banne der Etikette lebenden Hofdichtern Ludwigs XIV. zu verlangen, daß sie wie die meerbeherrschenden freien Bürger Athens dichten sollten oder vielmehr — wie der ein Jahrhundert später lebende Leipziger Theaterdichter Lessing, dem ein Widerot allerlei keßerische Kunstgedanken einflüsterte! Dieselbe Bewandnis wie mit dieser Hofpoesie hatte es aber auch mit der Barockkunst, die den deutschen Griechenlandschwärmern — und Winckelmann war der erste unter ihnen — damals bereits ein Greuel war. Das beste Zeichen dafür, daß wieder einmal einem Kunststil an der Weltenuhr das Sterbestündlein geschlagen habe, aber wohlgermerkt: einem Stil, der für seine Zeit und seine Gesellschaft so gut eine Lebensnotwendigkeit war, wie die Antike für die ihre, und darum als der Ausdruck einer Zeit und ihres innersten Fühlens für alle Zeiten eine Mehrung des menschlichen Kunstbesitzes bedeutet.

Doch was kümmerte sich das achtzehnte Jahrhundert um den Gang der Geschichte? Es stand wieder einmal — nur waren es diesmal die Deutschen statt der Italiener und Franzosen — »am hohen Ufer, das Land der Griechen mit der Seele suchend«. Freilich nicht in blinder Leidenschaft, wie sie zweieinhalb Jahrhunderte zuvor aus den dunklen Tiefen des Unbewußten quoll, um in einer wilden Ehe mit dem Gesuchten, mit Nietsche zu reden, ein Drittes zu zeugen, das mehr war denn sie beide — die Renaissance; nein, mit dem wasserklaren Verstand, den sich dies neue Zeitalter zum Führer erwählte, nicht ahnend, daß diesem trockenen Stubengelehrten, der überall in der Welt so gut Bescheid wußte, kaum so viel Zeugungskraft innewohne, um einen griechischen Homunkulus, wie Canova oder Thorwaldsen, in die Welt zu setzen.

Diese Sehnsucht nach griechischer Schönheit, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die jungen Geister Deutschlands bewegte, hat keiner tiefer empfunden als eben unser Winckelmann. Aber gerade darum fühlte er, daß ihm auch Dresden das nicht bieten konnte, was er zur Stillung seiner Sehnsucht nötig hatte. Denn was war ihm Raffael gegen Phidias und die ganze Renaissance gegen die Meister der Akropolis von Athen? Zwar kannte er die Griechen nur aus elenden Kupfern und aus der Lektüre der alten Klassiker, genau wie Lessing, der sich ja auch auf Grund einiger Zeilen des Plinius und des Valerius Maximus über ein Gemälde des griechischen Malers Timanthes, das weder er noch ein anderer mit Augen gesehen hatte

— »Die Opferung der Iphigenie« —, in den gelehrtesten Ausführungen erging. Man muß sich diese Buchweisheit der Zeit stets vor Augen halten, wenn man Winckelmanns einsamer Größe und seinem großen Irrtum gerecht werden will. Wer damals nicht selber malte, glaubte — auch hier redet wieder der im Anfang dieses Jahrhunderts vergötterte Verstand, gegen den sich nachher die Stürmer und Dränger empörten — die Kunst besser aus Büchern kennenzulernen als aus den Werken der Meister. Schon deshalb, weil er diese selten zur Hand hatte — sei es, weil es damals diesseits der Alpen fast keine Kunstsammlungen gab; sei es, weil das Geld zu langen Reisen nach den Städten, wo solche Werke zu sehen waren, schon damals selten in den Taschen eines deutschen Literaten zu finden war. So wurde die gesamte bildende Kunst, die doch nur für das Auge da ist und nur mit dem Auge genossen werden kann, von diesen Ästhetikern und Lehrern der Schönheit auf dem Umweg über das beschreibende Wort, das einer Statue oder einem Gemälde gegenüber ohnmächtig ist, zu einem Gegenstand gelehrter Unterhaltung. Höchstens, daß man bei Werken zeitgenössischer Meister einen guten oder schlechten Kupferstich zu Rate zog, um ungefähr zu wissen, was der Künstler etwa dargestellt habe. Und so sprach man denn von Phidias und Apelles und ihren Werken sehr tiefsinnig und gelehrt, aber, selbst wenn man ein Lessing war, im Grunde ebenso sachverständig wie der Blinde von den Farben. Aber gerade aus dem Nebel dieser Unkenntnis heraus wuchs das unbekannte Griechenideal ins Übermenschliche, und wie zwei Menschenalter später die Romantik für das ihr unbekannte Mittelalter, so schwärmten die Schöngelister um Lessing, an Homer sich entzündend, für die steinerne Götterwelt des Phidias und Praxiteles. Ihr angebeteter Führer aber war Winckelmann — er, der für sein Zeitalter die griechische Kunst oder wenigstens das, was er so nannte, entdeckt hatte.

Wo aber entdeckte er sein Griechenland? Nicht etwa auf der Akropolis in Athen, deren Parthenonfrieze schon 1674 durch den französischen Gesandten de Nointel entdeckt und gerade zu Winckelmanns Zeit durch die englischen Architekten Stuart und Revett reproduziert worden waren, sondern — auch das ist für den von ihm ins Leben gerufenen Klassizismus der Deutschen bezeichnend — in Rom. Um aber nach Italien zu gelangen — und der deutsche Romfahrer Winckelmann ist für die deutsche Künstlerschaft seiner Zeit, für Goethe und alle, die nach ihm kamen, der Bannerträger —, mußte er erst unter dem kaudinischen Joch der Kirche durchkriechen. Denn der Kardinal Graf Alberigo von Archinto in Dresden, der ihm seiner angegriffenen Gesundheit wegen eine italienische Reise empfahl, stellte ihm den Übertritt zur katholischen Religion als Bedingung zu einem sorgenfreien Aufenthalt in Rom. Obgleich Winckelmann innerlich jedem Glaubensbekenntnis entfremdet war, zögerte er doch drei Jahre, bis er die Komödie mitemachte. Aber schließlich siegte die Lebensklugheit und die Liebe zu seinem Werke, das er sonst zum Torso verdammt sah, über alle sittlichen Bedenken. Er selbst äußert sich später über diesen Glaubenswechsel mit aller Offenheit. »Die Liebe zur Wissenschaft ist es,« schreibt er an seinen Freund Berendis, »und diese allein, welche mich bewegen können, dem mir getanen Anschlag Gehör zu geben. Es ist mein Unglück, daß ich nicht an einem großen Ort geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben können, meiner Neigung zu folgen ... nunmehr habe ich nichts vor mir, worin ich mich hervortun

könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und, wenn es sein könnte, aufs höchste zu treiben. . . . Eusebia (die Frömmigkeit oder der Glaube) und die Muse sind hier streitig bei mir; aber die Partei der letzteren ist stärker. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zur Wissenschaft über etliche theatrale Baukeulen hinwegsehen; der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen.«

Es war daher ganz unnötig, daß Goethe in seinem prächtigen, der Herzogin Anna Amalia gewidmeten *Winckelmannsbuche* dies offenherzige Bekenntnis in sein *Geheimratsdeutsch* übersezte. »Das Beispiel des Fürsten«, schreibt nämlich zu Winckelmanns Entschuldigung der weimarische Minister, »wirkt mächtig um sich her und fordert jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die im Kreise des Privatmannes irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen.« Das einzig Sittliche, worum es sich hier handelte, waren nämlich die 200 Taler Pension, die König Friedrich August dem Neubekehrten mit den Worten: »Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen« auf zwei Jahre auszahlte. Das Unsittliche aber, wenn wir auch einmal moralisieren wollen, bekam offenbar nur der Beichtvater zu hören, dem der Bekehrte, wie er selbst schreibt, vor dem Profeß »allerlei schöne Sachen beichtete, die sich besser im Latein als in der Frau Mutter Sprache sagen lassen«. Welcher Art diese Sünden sein mochten, ist für den Psychologen und den Psychiater, der Winckelmanns Liebesbriefe an seine Freunde liest, ohne weiteres klar. Mit Achill und Patroklos, mit Damon und Phintias ist es da nicht getan. Man höre nur, was der Vierzigjährige in Rom einem jungen Schweden, dem Baron von Berg, den er ausdrücklich »seine Liebe« nennt, »wie eine zärtliche Mutter unter Tränen« zum Abschied schreibt: »Ein unbegreiflicher Zug zu Ihnen, den nicht Gestalt und Gewächs (lies: Wuchs) allein erweckt, ließ mich von dem ersten Augenblick an, da ich Sie sah, eine Spur derjenigen Harmonie fühlen, die über alle menschlichen Begriffe geht und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmt wird.« Ist das nicht eine deutliche Umschreibung des Märchens vom Eroß, das Aristophanes in Platons Symposion erzählt?

Am 18. November 1755 ist Winckelmann in Rom. Zuerst wohnt er auf der Höhe des Monte Pincio, wo er »ganz Rom bis ans Meer übersehen kann«, später im Palast seines Freundes und Gönners, des Kardinals Alessandro Albani, wo ihm die von Papst Klemens XI. angelegte Bibliothek und das Kabinett der Handzeichnungen und Kupferstiche zur Verfügung stehen und wo er Augenzeuge des Wunderbaues der Villa Albani und zugleich kunstgeschichtlicher Berater des geschmackvollen Sammlers und Liebhabers ist. Tagsüber beschäftigt er die Antiken auf dem Kapitol und im Belvedere des Vatikans, »wo die Wunder des griechischen Meißels stehen«, sowie die Kunstsammlungen in den Villen Borghese, Medici, Ludovisi und Farnese, Sammlungen, die damals — vor den Raubzügen Napoleons I., der so manches Meisterwerk von Italien nach Paris verschleppte — noch viel reichhaltiger waren als heute. Allerlei Pläne zu kleinen und großen Arbeiten gehen durch seinen Kopf, werden teils ausgeführt, teils liegen gelassen, bis endlich das große Werk einer allgemeinen Geschichte der Kunst immer greifbarere Gestalt annimmt. »M. Plautius Konsul,« schreibt er 1762 an einen Freund, »welcher über die Ägypter triumphiert hatte, ließ an seinem Grabmal, welches

sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter all seinen angeführten Taten sehen: Vixit annos IX (er lebte neun Jahre). Ich würde sagen, ich habe bis ins achte gelebt; dieses ist die Zeit des Aufenthalts in Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich teils in Wildheit, teils in Armut und Kummer verloren, zurückzurufen versucht, und ich sterbe wenigstens zufrieden; denn ich habe alles, was ich wünschte, erlangt, ja mehr, als ich hoffen und verdienen konnte.*

So war denn endlich Winckelmann in Rom vom Glauben an die Antike zum Schauen gekommen. Aber was sah er von griechischer Kunst in Rom? Lediglich römische Nachbildungen griechischer Künstler und, läßt man die Kopie für das Original gelten, von seinem gepriesenen Phidias und den Älteren so gut wie nichts, dafür um so mehr Werke aus der Alexandrinerzeit, in der die schaffende Kraft der Griechen schon erlahmt und durch eine ausgeklügelte, allerdings durch Überlieferung geheiligte Manier ersetzt ist. Der Apollo von Belvedere, die Venus von Medici und die Laokoongruppe galten ihm als Vorbilder für seine ästhetischen Begriffe, und man weiß, mit welcher Selbsttäuschung der Griechenschwärmer gerade in dieses letztere Prunkwerk seine »griechische Einfachheit und stille Größe« hineindichtete — ein Beispiel, das bekanntlich auf Lessing ansteckend wirkte und ihn den »Laokoon« schreiben ließ, mit dem unsere Jugend heute noch unter der Führung kunstfremder Schulmeister alle alte und neue Kunst mißverstehen lernt.

Aber mochte Winckelmann im einzelnen noch so sehr irren, seine Kunstgeschichte war dennoch eine bahnbrechende Tat — nicht nur, weil er in den großen Umrissen, mit denen er die ganze Entwicklung der griechischen Kunst umschrieb, im ganzen das Richtige traf, ohne einen einzigen Vorgänger zu haben, sondern weil der Geist, aus dem heraus dies Werk entstand, ein halbes Jahrhundert deutsches Denken beherrschte und befruchtete. Wohl war der frostige Klassizismus, dem die in seinem Banne stehenden Künstler in Rom huldigten — abgesehen etwa von einigen Werken des genialen Carstens —, zur Unfruchtbarkeit verurteilt; aber die Verdeutschung der Antike, von der ich oben sprach, kam doch — wenn auch nicht in Stein und Marmor oder im Stift und in der Farbe (als solche war sie schon 200 Jahre zuvor in Düren dagewesen), sondern im lebendigen Menschenwort. Goethes »Iphigenie« ist die Erfüllung Winckelmanns — auch sie äußerlich eine »Nachahmung« im Sinne des Griechenschwärmers, innerlich aber mit deutschem Herzblut getränkt wie ein Raffael und Michelangelo mit italienischem und ein Corneille mit französischem.

Doch noch bevor der Prophet der neuen Antike dies Größte erleben konnte, trifft ihn am 8. Juni 1768 der Dolk des Mörders. Er starb auf der Höhe seines Lebens. Der arme Schuhflickersohn erfreute sich des Umgangs vornehmer Kardinäle und las dem Papst selbst aus seinen Werken vor. Bei ihm holte sich ganz Europa Rat in künstlerischen Dingen, und Fürsten, wie der Herzog Leopold von Dessenau, wallfahrteten zu ihm nach Rom. Da mit einem Male packt ihn das Heimweh. Er eilt gen Norden; aber schon in Trient beginnt es ihn zu frösteln, und er fühlt, daß er außerhalb Italiens nicht mehr leben könne. Und in Wien, wo er mit Ehren überhäuft wird, kehrt er kurz entschlossen wieder um, um über Trient nach Rom zurückzureisen. In Triest macht sich ein Italiener, mit dem er beim Mittagstisch zusammentrifft, an ihn heran. Vertrauensselig zeigt er dem Fremden seine

Juwelensammlung, und in einem unbeobachteten Augenblick hat er die Schlinge um den Hals und fünf Dolchstiche in der Brust.

Er starb, aber seine Sehnsucht blieb. Seinem Beispiel folgend, wanderten von nun an alljährlich Tausende von Deutschen, Künstler und Kunstliebhaber, darunter ein ganz Großer wie Goethe, über die Alpen nach Rom — wie er das Land der Griechen mit der Seele suchend. »Und von seinem Grabe her stärkt uns«, wie Goethe sagt, »der Anhauch seiner Kraft.«

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Aufruf der französischen sozialistischen Parlamentsfraktion an die russischen Sozialisten.

Die sozialistischen Abgeordneten Frankreichs, der Mehrheit wie der Minderheit, haben die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk zum Anlaß eines Aufrufs an die russischen Sozialisten genommen, nicht um zu erklären, daß sie auf die französische Regierung einzuwirken gedenken, sich an den Friedensverhandlungen zu beteiligen, sondern um die russischen Sozialisten zur Fortsetzung des Krieges aufzufordern, indem sie zugleich erklären, daß die französische sozialistische Parlamentsfraktion nichts zu tun gedenke, was die Widerstandskraft der französischen Armee und des französischen Volkes (die französische Armee wird in dem Aufruf vorangestellt) schwächen könnte. Das Schriftstück ist nicht nur interessant für die Auffassung der französischen sozialistischen Führer von dem Zweck und den Aufgaben der russischen Revolution, sondern zeigt auch deutlich ihre Befangenheit in der Phraseologie der liberaldemokratischen Ideologie. Da nur wenige deutsche Parteiblätter kurze Auszüge aus diesem Schriftstück gebracht haben, das voraussichtlich für die Geschichte des Sozialismus einen gewissen Wert haben wird, geben wir nachträglich die Hauptstellen des Aufrufs in genauer Übersetzung wieder.

Nach einer Einleitung, in der den russischen Sozialisten versichert wird, daß die französische sozialistische Partei die Nachrichten über die russische Revolution zunächst mit Begeisterung aufgenommen hat, heißt es:

»Heute müssen wir jedoch mit Beklemmung sehen, wie einige von Euch sich auf Vorbesprechungen einlassen, die zu einem Sonderfrieden führen könnten. Ein solcher Abschluß würde nicht nur den Mittelmächten gestatten, einen militärischen Triumph vorzubereiten und vorwegzunehmen und schließlich im Namen der Gewalt uns ihre Friedensbedingungen zu diktieren, er würde — er tut es schon — nur den Plänen aller Feinde der Demokratie und des Sozialismus in der Welt dienen, indem er ihnen erlauben würde, die russische Revolution als ein Beispiel der politischen Auflösung und Entfittlichung darzustellen.

Wir wissen, wie unrichtig gewisse strenge Urteile über die russische Revolution sind. Jene, die sie aussprechen, vergessen, daß der wahre und direkte Verantwortliche die Zarenregierung ist, die in der Seele der Unterdrückten und aller, die auf russischer Erde für die Freiheit kämpfen, so viel Grimm erregt hat, daß er schon manchen beklagenswerten Fehler gegen unser Land und eure Demokratie begangen hat.

Diese Verbrechen, die die russische Autokratie so verhaßt machten, haben auch ganz verdeckt, daß es nicht allein das Spiel der Regierungallianzen gewesen ist, die unser Volk in die Arme des Zarismus getrieben hat, sondern die Verstümmelung, deren Opfer Frankreich im Jahre 1871 geworden ist — was oft auch von deutschen Sozialisten erkannt worden ist.

Dann folgen zur Verzierung einige Deklamationen gegen den Zarismus, worauf es weiter heißt:

»Wir vergessen das nicht. Ja, wir begreifen auch die Vorwürfe, die gegen jene erhoben werden können, die in der Vergangenheit unsere Weltpolitik mit der des Zarentums und seiner schlechten Ratgeber verketet haben. Wir vergessen auch nicht die Fehler, die von unserer Regierung noch in jüngster Zeit insofern begangen worden sind, als sie nach der Reise von Albert Thomas, Moutet, Cachin und Lafont der Internationale die Mittel verweigert haben, in Stockholm zur Abhaltung einer Konferenz zusammenzutreffen, an deren Nützlichkeit und Notwendigkeit wir auch heute noch glauben.... Aber was sind alle jene Fehler, verglichen mit denen, die ein Sonderfrieden nach sich ziehen würde! Müssen nicht die Demokratien des Westens, deren lange historische Anstrengungen das russische Volk nicht verachten darf, wenn sie auch noch nicht beim sozialistischen Ziel angelangt sind, muß nicht die große amerikanische Demokratie, deren idealistische Kraft niemand leugnen kann — müssen diese Nationen sich nicht durch die Schwäche und den Abfall ihrer großen nordischen Verbündeten bedroht fühlen? Müssen sie sich nicht verpflichtet fühlen, sich auf einen verlängerten Kampf einzurichten, wenn sie nicht eine politische, militärische und wirtschaftliche Hegemonie derer ausgerichtet sehen wollen, welche letzten Endes die Katastrophe heraufbeschworen haben?...

Der Krieg hat seine eigene schreckliche Logik. Die Sowjets empfanden das, als sie in der Bekundung ihres allgemeinen Friedenswillens erklärten: »Wir fordern Deutschland auf, seine Kriegsziele bekanntzugeben, und die deutschen Sozialisten fordern wir auf, gleich uns, ihre Revolution zu machen.« Die Sowjets haben weder auf das eine noch das andere eine Antwort erhalten. Und doch muß der Friede gerecht und dauerhaft sein; er kann das aber nur sein durch den demokratischen Willen der Völker. Ein Sonderfrieden kann das nicht. Schließt die russische Revolution solchen Frieden, dann gibt sie dazu den Anlaß, daß man allgemein sagen wird, der russische Sozialismus verleugnet seine eigenen Formeln, verweigert den Völkern das Selbstbestimmungsrecht und überläßt die kleinen zertretenen, bemitleidenswerten Nationen ihrem Schicksal. Das würde ein moralischer Bankrott werden, an dessen Folgen die internationale Sozialdemokratie natürlich schwer zu fragen haben würde. Die russischen Sozialisten können dafür nicht die Verantwortung übernehmen. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, Rußland aus dem Abgrund emporzuheben, in den es der Zarismus gestürzt hat. Um dieses hohe Ziel zu erreichen, müssen alle russischen Sozialisten sich zusammen tun und vereinen. Die Spaltung, die sie schon vor dem Kriege lähmte, verhindert nur das Werk der Reorganisation.«

Es folgen dann längere Ermahnungen an die russischen Sozialisten, doch baldigst die notwendige Neuordnung der russischen Verhältnisse vorzunehmen, die Diktatur zu vermeiden und die »Ehre« zu retten, das heißt nicht »dem deutschen Imperialismus die gegen ihn kämpfenden Demokratien« auszuliefern. Dafür verspricht die französische sozialistische Parlamentsfraktion, beim Friedensschluß an ihre Regierung die große Forderung stellen zu wollen, nur »l h r e c h t« zu verlangen. Worin dieses Recht besteht, wird nicht gesagt, und ebenso vermeidet es dieser lange Aufruf, auch nur an einer einzigen Stelle die Forderung: »Keine Annexionen, keine Kontributionen!« zu erwähnen. Es heißt vielmehr gegen Schluß des Aufrufs:

»Und wir französischen Sozialisten, die aus dem Ernst der Ereignisse und aus dem Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit das Recht schöpfen, diese freundschaftlichen Erklärungen an Euch zu richten, wir zögern nicht, Euch zu sagen, daß wir auch den ganzen Umfang unserer Pflichten kennen. Die französischen Sozialisten werden zwar nichts tun, was die Widerstandsfähigkeit der französischen Armee und des französischen Volkes schwächen könnte; aber es heißt nicht die Moral dieser beiden schwächen, sondern sie im Gegenteil stärken, wenn wir energisch von den verbündeten Regierungen verlangen, daß sie in klarer Sprache in Übereinstimmung mit ihren wiederholten Versicherungen erklären, daß sie nur

kämpfen, weil sie angegriffen wurden, und daß sie vom Frieden nichts als nur ihr Recht erwarten (qu'ils ne se battent que parce qu'ils furent attaqués et qu'ils ne veulent obtenir de la paix rien que leur droit).

Unterzeichnet ist das Schriftstück von: Albert Thomas, Aldy, Aubriot, Auriol, Varabant, Barthe, Basly, Bedouce, Bernard, Befoulle, J. Bon, Bouisson, Bouveri, Bracke, Braß, Brenier, Bretin, Brunet, Buisset, Cabrol, Cachin, Cadenat, Cadot, Camelle, Claussat, Compère-Morel, Constans, Deguise, Dejeante, Dolzy, Dubled, Dumoulin, Durre, Dumas, Fourment, Girap, Gonlaux, Goude, Groussier, Guesde, Hubert-Rouger, Jobert, Lafont, de La Porte, Lauche, Laurent, Laval, Lebey, Lecointe, Lefebvre, Levasseur, Lissac, Locquin, Longuet, Manus, Mauger, Mayéras, Mélin, Mistral, Morin, Moutet, Nadi, Navarre, Nectoux, Parvy, Philbois, Poncet, Pouzet, Pressemane, Ellen Prévot, Reboul, Renaudel, Ringuier, Rognon, Rozier, Sabin, Salembier, Sembat, Sirte-Quenin, Thivrier, Valette, Vallière, Varenne, Weber, Vigne, Voilin, Voillot, Walter.

Es haben also sowohl die Abgeordneten der Mehrheit wie der Minderheit das interessante Schriftstück unterzeichnet, nur die Namen der drei »Zimmerwalder« oder »Kienthaler« fehlen.

Kriegsziele der englischen Arbeiterschaft.

Die englische Arbeiterpartei hat es, um dem Drängen einiger sozialistischen Gruppen nachzukommen, für angebracht gehalten, die auf der Londoner Konferenz vom 14. Februar 1915 einstimmig angenommene Formulierung ihrer Kriegsziele — dieselbe, die auch der zum 28. August vorigen Jahres einberufenen Londoner Konferenz der Entente-Sozialisten zur Beschlussfassung vorlag — zu »revidieren«. Viel ist bei dieser Revision, wie für jeden von vornherein feststand, der die neueste Richtung der englischen Arbeiterbewegung kennt, nicht herausgekommen. Die ausgearbeitete neue Denkschrift ist ihrem vollen Wortlaut nach zurzeit noch nicht in Deutschland bekannt, nach den Mitteilungen Reuters und der englischen Blätter ist jedoch an den früheren Forderungen wenig geändert worden, nur hat man für angebracht gehalten, in einigen Fällen dem Wortlaut eine etwas unbestimmtere, dem heutigen Bedürfnis nach schönen demokratischen Redewendungen Rechnung tragende Fassung zu geben und einige unverbindliche ant imperialistische Paraphrasen einzuschleiben. Die einzige Änderung von einiger Bedeutung ist, daß die englische Arbeiterpartei, die bisher kurzweg die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich forderte, jetzt damit einverstanden ist, wenn in Elsaß-Lothringen die Frage, ob das Land an Frankreich zurückgegeben werden oder bei Deutschland verbleiben soll, durch eine Volksabstimmung entschieden wird. Tatsächlich ist die Denkschrift ein Meisterstück des englischen Cants, und Havelock Wilson, der Leiter der englischen Seeleute, hatte durchaus recht, als er sie das widerspruchsvollste Schriftstück nannte, das jemals einem Arbeiterkongreß vorgelegt worden ist.

In einer am 28. Dezember vorigen Jahres in London abgehaltenen Sonderkonferenz von Vertretern der Gewerkschaften, der sozialistischen Parteien und anderer Körperschaften, die der Labour Party und dem Gewerkschaftskongreß angeschlossen sind, wurde der neue Wortlaut zur Beschlussfassung vorgelegt. Henderson begründete die Abänderungen in einer längeren Einerseits- und Andererseitsrede, in der er einen Frieden forderte, der den deutschen Imperialismus, Welteroberungsdrang und Militarismus bricht, und als Mittel zu diesem Zwecke verlangte, daß England durch günstige Angebote Österreich-Ungarn und die Türkei zum Abschluß eines Sonderfriedens mit der Entente zu bewegen suchen solle.

Wilson und Thomas widersprachen den sogenannten Milderungen der Denkschrift und verlangten, England müsse Deutschland völlig niederkämpfen. Schließlich wurde von der übergroßen Mehrheit der Konferenz die neue Denkschrift angenommen.

Die jetzigen Kriegsziele der englischen Arbeiterpartei sind danach, wenn man von den Nebenfragen und Paraphrasen abliest:

Völlige politische Selbstständigkeit Belgiens und Entschädigung seiner Verluste durch Deutschland.

Entscheidung der Elsaß-Lothringer darüber, ob sie zu Deutschland oder zu Frankreich gehören wollen.

Keine Annexionen und volles Selbstbestimmungsrecht der kleinen unterdrückten Nationen — jedoch nur soweit das Gebiet von Frankreich bis zum Balkan in Betracht kommt. Für Irland, Ägypten, Ostindien, Marokko usw. gelten diese Forderungen nicht. Auch für Finnland und die Ukraine fordert die Labour Party das Selbstbestimmungsrecht nicht. Dagegen soll Luxemburg und Polen das Selbstbestimmungsrecht zurückgegeben werden, während Palästina von den Türken befreit und zu einem jüdischen Staat (unter englischem Protektorat?) gemacht werden soll.

Serbien und Montenegro müssen wiederhergestellt werden. Die Balkanfrage soll durch eine Konferenz der beteiligten Staaten »ohne Rücksicht auf Österreich« gelöst werden.

Italien erhält die italienisch sprechenden Teile Südtirols, Triest und gewisse Interessengebiete an der Ostküste der Adria sowie im Ägäischen Meer.

Konstantinopel, die Meerengen und die Küstengebiete an den Meerengen sollen für Freihandelsgebiete erklärt und neutralisiert werden.

Armenien, Mesopotamien und Arabien dürfen nicht unter türkischer Herrschaft bleiben, sondern sollen der Autorität und der Aussicht des »Bundes der Nationen« (genauer gesagt: Englands) unterstellt werden.

Auch die Kolonien Mittelfrikas werden neutralisiert und dem »Bund der Nationen« unterstellt. Die Gebiete Südafrikas und Ägypten bleiben dagegen unter englischer Herrschaft.

Das sind die neuesten temperierten Kriegsziele der Labour Party, für die sie die Gründe des Antimperialismus, der Humanität, Billigkeit und der Demokratie in Anspruch nimmt.

Zum Schluß der Konferenz wurde Sunsmans als dem Sekretär des einstigen Internationalen Sozialistischen Bureaus telegraphisch aufgetragen, dem Petersburger Sowjet wie auch dem Führer der schwedischen sozialistischen Mehrheit, Branting, das Resultat der Abstimmung mitzuteilen und dem Sowjet die Unzufriedenheit der Konferenz mit den russischen Sonderfriedensbestrebungen auszusprechen. Allem Anschein nach möchte die Labour Party den Sowjet bewegen, durch seine Einsprache bei der bolschewistischen Regierung eine Hinauschiebung der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk zu erwirken.

Parteitag der holländischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

Während der Weihnachtstage hat in Utrecht ein außerordentlicher Parteitag der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Hollands stattgefunden. Hauptgegenstand der Tagesordnung war die Stellungnahme zum neuen Entwurf eines Organisationsstatuts und zu den Friedensverhandlungen. Da in Holland ein neues auf dem Verhältniswahlssystem beruhendes Stimmrecht in Kraft tritt, paßt die alte Wahlkreisorganisation nicht mehr; sie soll deshalb durch eine Organisation in kleineren Bezirksgruppen ersetzt werden.

Besonderes Interesse beansprucht die Erörterung der Friedensfrage. Der Vorsitzende Vliegen wandte sich in seiner Eröffnungsansprache und einer Ergänzungsrede am zweiten Verhandlungstag gegen die Unterhandlungen in Brest-Litowsk. Die Friedensbestrebungen der bolschewistischen Regierung bezeichnete er als *Ver-rä-t*, indem er die seltsame Theorie aufstellte, auch eine Revolutionsregierung hätte die von den früheren Regierungen eingegangenen Verträge einzuhalten — eine Auffassung, die freilich Vliegen erst neuerdings gekommen zu sein scheint, denn als

Italien den Dreihundsvertrag brach, hat er in dem als Ententeblatt bekannten *Amsterdamer »Telegraaf«* diesen Verrat als gutes Recht Italiens verteidigt, obgleich es damals nicht eine ganz andere Ziele verfolgende revolutionäre Regierung war, die sich über den Vertrag hinwegsetzte.

Troelstra zeigte, wohin die Theorie Vliegengs führen müsse, und erklärte, er würde, wenn er in der Lage der Bolschewiki wäre, ebenfalls den Vertrag der zaristischen Regierung zerreißen. Er forderte, daß die holländische Partei die russischen Friedensbestrebungen unterstütze, denn im gegenwärtigen Stadium des Krieges käme es nicht darauf an, bestimmte Auffassungen durchzusetzen, sondern das zu tun, was unter den gegebenen Umständen einen Friedenserfolg versprache.

Die große Mehrheit des Parteitags schloß sich dieser Ansicht an, indem sie mit einigen Abänderungen die von Troelstra vorgelegte Resolution annahm, die den Parteivorstand ermächtigt, auch an andersgearteten Veranstaltungen teilzunehmen, als es die früher geplante Stockholmer Konferenz war, wenn sie der Förderung des Friedens zu dienen vermöchten.

Nach dem Bericht Vliegengs betrug Ende September die Gesamtmitgliederzahl der holländischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei 26 223, dürfte sich aber seitdem um weitere 2000 Mitglieder erhöht haben. Die Abonnentenziffer des einzigen Tagesblatts der Partei, des *»Volks«*, hat 30 000 überschritten, und die im zweiten Jahrgang stehende Monatschrift *»De Socialistische Gids«* zählt 1400 Abonnenten.

Notizen.

Streiks und Aussperrungen im Jahre 1916. Die am 15. Dezember erschienene Nummer 50 des *»Korrespondenzblatts«* der Generalkommission der Gewerkschaften bietet in ihrer statistischen Beilage eine ausführliche Übersicht über die Lohnbewegung, Streiks und Aussperrungen im Jahre 1916. Sie zeigt, daß die während des Krieges eingetretene Steigerung der Lebensunterhaltskosten naturgemäß zu einer starken Lohnbewegung geführt hat; doch haben die Arbeiter fast durchweg unterlassen, durch Streiks höhere Forderungen durchzusetzen, obwohl bei dem Mangel an Arbeitskräften und der in der Kriegsindustrie flieberhaft gesteigerten Tätigkeit die Situation ihnen durchaus günstig war. Durchweg wurden die Lohnstreikfragen durch Vergleichsverhandlungen beendet, so daß im Jahre 1916 nur 142 Streiks stattgefunden haben, an denen 14 639 Personen beteiligt waren — da im ganzen 1 464 833 Arbeiter und Arbeiterinnen an Lohnbewegungen teilnahmen, also nur ungefähr 1 Prozent.

Von diesen 142 Streiks waren 111 Angriffstreiks. In 103 Fällen handelte es sich um verlangte Lohnerhöhungen und in 3 Fällen um Verkürzung der Arbeitszeit und Lohnerhöhungen. Von diesen Streiks waren 88 mit 12 203 Beteiligten erfolgreich, 15 mit 659 Beteiligten teilweise erfolgreich und 8 mit 374 Beteiligten erfolglos.

Abwehrstreiks fanden 28 statt. Es wurden davon 1268 Personen erfasst. Die Ursachen dieser Streiks waren in 4 Fällen Maßregelung, in 10 Fällen Lohnreduzierung, in einem Falle eine Verlängerung der Arbeitszeit, und in 13 Fällen entstanden sie aus anderen Ursachen. Von den Abwehrstreiks endeten 24 mit 1077 Beteiligten erfolgreich, 1 mit 9 Beteiligten war teilweise erfolgreich, und 3 mit 183 Beteiligten blieben erfolglos.

Zu Aussperrungen kam es in 3 Fällen — nur im Holzarbeiterverband. Die Zahl der Ausgesperrten betrug 135.

Die gesamten Streiks und Aussperrungen verursachten eine Ausgabe von 67 354 Mark.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16

Ausgegeben am 18. Januar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Gewerkschaftsbewegung und Parteispaltung.

Von Hermann Müller (Berlin).

Für jeden, der die engen Beziehungen zwischen der sozialdemokratischen Partei und den freien Gewerkschaften kennt, stand von vornherein fest, daß die Differenzen innerhalb der Partei auch auf die Gewerkschaften übergreifen würden. Alle großen Debatten, die in der Regel den früheren Parteitagungen vorausgingen und in denen die Meinungen über plötzlich auftauchende, oft künstlich konstruierte Prinzipienfragen sich erhitzten, haben stets ihr Echo in den Gewerkschaften gefunden. Das Karl Marx'sche Wort, daß die Gewerkschaften die Schule für den Sozialismus seien, ist stets von einer großen Zahl seiner Anhänger in dem falschen Sinne aufgefaßt worden, daß es in der Hauptsache darauf ankomme, den Gewerkschaftsmitgliedern eine Anzahl dogmatischer Lehrsätze einzupauken, um sie auf diese Art zu prinzipienfesten Kämpfern zu machen. Deshalb die häufigen Auseinandersetzungen an unrechter Stelle. Richtiger wäre es gewesen, die Massen, die sich in den Gewerkschaften zusammensanden, aus dem inneren Erleben des Klassenkampfes heraus dem Sozialismus zuzuführen, zumal die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen Arbeit und Kapital sich nirgends so deutlich zeigen wie bei dem Streben nach besseren Lohn- und Arbeitsbedingungen.

Aber es war in der deutschen Arbeiterbewegung seit jeher so, daß die Gewerkschaften von einem Teil der Parteiführer nur als eine Unterabteilung der Partei betrachtet und dementsprechend behandelt wurden. So alt wie die Gewerkschaften sind daher auch die Meinungsverschiedenheiten darüber, wie in ihren Reihen für die politische Erziehung gewirkt werden solle — und damit zugleich die Differenzen zwischen den Gewerkschaftsführern und der Partei. Die Hege gegen die Gewerkschaftsangeestellten gehört zu den übelsten und ältesten Parteitraditionen. Wer die Schriften Mendes, des Führers der Hagfeldtschen Lassalleaner, und den »Sozialdemokrat« Schweigers nach dessen Staatsstreich, gegen den sich besonders die Präsidenten der damaligen Gewerkschaften erklärten, nachliest, wird finden, daß alles das, was heute den Gewerkschaftsführern und namentlich den Gewerkschaftsangeestellten vorgeworfen wird, schon zu jener Zeit entdeckt worden ist. Nicht ein neues Argument ist inzwischen hinzugekommen.

Ob solche Anschuldigungstaktik nützlich ist, ist eine andere Frage. Vuer hat auf dem Kölner Parteitag von den Parteiführern gesagt, daß sie in Folge ihrer Stellung auf einer gewissen höheren Warte Anspruch darauf erheben könnten, die politischen Verhältnisse besser beurteilen zu können — nicht der besonderen Fähigkeiten wegen, die sie hätten, sondern wegen ihrer abschließlichen Beschäftigung mit den politischen Fragen. Das ist richtig, ohne

Zweifel. Es ist auch in der Partei immer so aufgefaßt worden. Aber was von den Parteiführern gilt, muß dann von den Gewerkschaftsführern auch gelten, zumal sich deren Amtstätigkeit, was Vielseitigkeit und Verantwortlichkeit anbetrifft, mit jener innerhalb der Partei recht wohl messen kann. Wird den Mitgliedern der Gewerkschaften von Leuten, die Ansprüche auf eine höhere Autorität erheben, immer wieder gepredigt, daß ihre Führer unfähige Köpfe seien, die sich nicht über den Standpunkt des Pfennigkrämers aufzuschwingen vermöchten, dann muß das Vertrauen der Arbeiter zu den Gewerkschaften notwendigerweise nach und nach untergraben werden. Doch das geniert diese Streitbaren nicht. Was sie fordern, ist die »E r z i e h u n g zur R e v o l u t i o n«. Praktische, auf die Hebung der Arbeiterklasse gerichtete Tätigkeit erscheint ihnen nicht nur als etwas Untergeordnetes, sondern sogar oft als ein Hemmnis der revolutionären Entwicklung, und wer ihrem Gedankensflug nicht geradlinig folgt, der ist in ihren Augen ein Ignorant.

Karl Marx ist es, auf den dabei immer hingewiesen wird. Es ist richtig, Karl Marx erwartete das Heil von einer sozialen Revolution, die dann kommen müsse, wenn der Kapitalismus an den gesellschaftlichen Widersprüchen, die er selbst schafft, zusammenbrechen werde. Aber ist es deshalb richtig, alles auf eine Karte zu setzen? Hat Karl Marx nicht auch gelehrt, daß keine Gesellschaft zusammenbricht, bevor nicht die Voraussetzungen ihrer Existenz verschwunden sind, bevor sie sich nicht ausgelebt hat? War es nicht auch Karl Marx, der jede Revolutionsmacherei verurteilte, wenn die materiellen Grundlagen dafür fehlten? War er es nicht, der die Arbeiter zu praktischer Reformtätigkeit aufrief, indem er ihnen klarzumachen versuchte, daß sie sich koalieren, ihre Forderungen durchsetzen und diese dann auf politischem Wege, das heißt auf dem der Gesetzgebung, festhalten und erweitern müßten? Die Befreiung der Arbeiterklasse aus der Lohnknechtschaft ist keine so einfache Sache, als daß sie sich in einem noch so gewaltigen revolutionären Akt durchsetzen ließe. Dazu bedarf es vieler Voraussetzungen, und zu diesen gehört unbedingt die Hebung der Arbeiterklasse auf eine höhere Stufe innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft. Der Sozialismus ist für uns nicht Selbstzweck. Nicht weil er eine ideale Gesellschaftsform darstellt, erstreben wir ihn, sondern weil er das einzige Mittel zur allgemeinen Wohlfahrt ist. Er ist also nur Mittel zum Zweck. Daher sind auch andere Mittel, die dem gleichen Zweck dienen, nicht einfach »abwegig«. Je mehr die Arbeiter in eine bessere Lage gelangen, desto schärfer wird ihr Blick für die wirtschaftlichen Zusammenhänge. Nicht blindes Walten des Schicksals macht die Geschichte, sondern die Menschen machen sie selbst. Das große, von uns gewollte Ziel kann nur von einer hochstehenden, klar denkenden Arbeiterschaft erstrebt und erreicht werden. Wollen wir den Sozialismus, dann müssen wir zunächst die Masse haben. Es kommt nicht darauf an, daß ein im Fieberzustand befindlicher kranker Gesellschaftskörper sich mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte aufrichtet und alles zerschlägt, sondern die den Sozialismus anstrebende Arbeiterklasse muß wissen, was sie will. Zu diesem Willen wird sie aber nicht erzogen durch radikale Resolutionen, sondern durch praktische Arbeit.

Diese Arbeit lehrt sie auch erst den Gegner kennen, das heißt sie lernt dessen Kräfte richtig einschätzen. Es kommt nicht darauf an, theoretisch zu

erklären, daß der Zusammenbruch bevorsteht, sondern auch darauf, zu wissen, wie stark der zu überwindende Widerstand in Wirklichkeit noch ist. Praktische Arbeit ist es also, worauf es ankommt. Der Arbeiter kommt instinktiv zur Sozialdemokratie — nicht weil er etwas vom Sozialismus weiß, sondern weil er in der Sozialdemokratie die energischste Vertreterin seiner materiellen Ansprüche sieht. Und zur Gewerkschaft kommt er, weil er mehr verdienen will. Von diesen Beweggründen aus geht der Weg zum Sozialismus. Aber es ist ein weiter Weg. Deshalb ist es nicht richtig, in jedem sozialdemokratischen Wähler und in jedem gewerkschaftlich organisierten Arbeiter schon einen »Revolutionär« zu erblicken. Wer die Arbeiter nur nach dem Versammlungsleben beurteilt, wird falsche Schlüsse ziehen. Er wird sich eine Masse vorkäufeln, die nicht da ist. Kommt dazu die Unterschätzung des Gegners, dann ist jene auf Illusionen beruhende Konfusion da, aus der auch die jetzige Spaltung in der politischen Arbeiterbewegung hervorgegangen ist.

Hier zeigt sich nun wieder der erzieherische Wert der praktischen Arbeit. Führer von Ruf fielen der revolutionären Phrase zuliebe von der Partei ab, als der Krieg die große Frage aufwarf, ob der deutsche Arbeiter nicht auch für seine Interessen kämpft, wenn er für Deutschlands wirtschaftliche Unversehrtheit und weltpolitische Stellung auf die Schanzen geht. Kein Gewerkschaftsführer von Bedeutung hat jedoch damals geschwankt, und wenn später der eine oder andere sich absonderte, so nur deshalb, weil er den politischen Schlagworten zuliebe konsequent erscheinen wollte. Geschlossen haben sich die Gewerkschaftsführer auf den Standpunkt gestellt: Es handelt sich in diesem Kriege um Deutschlands wirtschaftliche Zukunft, wird diese vernichtet, werden es die Arbeiter sein, die vor allem darunter zu leiden haben; soll nicht gewissermaßen über Nacht zusammenbrechen, was in jahrzehntelanger Arbeit aufgebaut worden ist, soll der von der Partei und den Gewerkschaften mühselig geschaffenen Arbeiterkultur nicht das wirtschaftliche Fundament unter den Füßen weggezogen werden, dann gilt es, durchzuhalten, bis der unselige Krieg für Deutschland glücklich zu Ende geführt ist. Das war kein patriotischer Überschwang, es waren vielmehr nüchterne volkswirtschaftliche Erwägungen. Deshalb haben die Gewerkschaftsvorstände immer wieder betont, daß die sogenannte Politik des 4. August die einzige ist, die nach ihrer Ansicht der Gewerkschaftsbewegung nützt. Und sie haben daher diese Politik mit Nachdruck unterstützt. Das ist ihnen übel ausgelegt worden. Sie sollen damit den Parteistreit in die Gewerkschaften getragen haben. Die Gewerkschaften sind keine politischen Körperschaften. Gesetzliche Gründe hindern sie, es zu sein. Aber sie bedürfen zur Ergänzung ihrer Tätigkeit einer starken Arbeiterpartei, deshalb lehnten sie sich bisher eng an die Sozialdemokratie an. Durften sie nun in solchem kritischen Augenblick zögern, klar ihre Meinung zu äußern? Zur Stellungnahme zwang sie die Wichtigkeit der Frage. Sie wären unfähig, wenn sie nicht Stellung genommen hätten. Eine andere als die von ihnen gewählte konnten sie aber im Interesse ihrer Mitglieder gar nicht einnehmen. Ihr Weg war ihnen durch das Arbeiterinteresse klar vorgezeichnet. Aber nach der Auffassung mancher Genossen darf der Gewerkschaftsführer alles, nur eine eigene Meinung darf er nicht haben. Die Heße gegen die Gewerkschaftsinstanzen schlug höhere Wellen als je. Die Parteiopposition machte es ihren Anhängern geradezu zur Pflicht, durch

systematischen Kampf einen Meinungsumschwung innerhalb der Gewerkschaften herbeizuführen. Von ihrem Standpunkt aus begreiflich. Die Gewerkschaften sind zu einem solchen Stützpunkt der Partei geworden, daß eine Arbeiterpartei ohne gewerkschaftlichen Rückhalt gar nicht mehr denkbar ist. Der Gedanke, diesen Rückhalt den Abgesplitterten dienstbar zu machen, war daher ganz gescheit, wenn er nicht allzu dumm wäre. Es gehört eine Ideologie besonderer Art dazu, ihn großzuziehen. Der deutsche Arbeiter ist meist auf politischem Gebiet allem Marxismus zum Trotz noch sehr Idealist; das tönende Wort, die kräftige Resolution nimmt ihn rasch gefangen; aber gewerkschaftlich ist er ein Materialist. Er wird deshalb wohl hier und da, wie die Vorgänge in verschiedenen Städten lehren, auch in Gewerkschaftsversammlungen dazu bereit finden lassen, seinen Sympathien für die politische Opposition Ausdruck zu geben, aber er wird ängstlich seine Hand darüber halten, daß seiner Gewerkschaft kein Schaden geschieht. Der Gedanke, die Gewerkschaftsbewegung zu spalten, worauf letzten Endes die Bestrebungen der Opposition hinauslaufen, kommt bei ihm nicht auf. Damit aber hat die Opposition ihr Spiel verloren.

Daß der Streit die Gewerkschaften schädigen mußte, ist selbstverständlich. Der Umstand, daß es kluge Leute gibt, die bis zur Klärung der Verhältnisse ihre Beiträge sparen, tritt bei ihnen zwar nicht so hervor wie in der Partei, aber er zeigt sich doch, zumal die Umschaltung der Produktion die Berufe durcheinandergewirbelt hat. Der tote Punkt in der gewerkschaftlichen Entwicklung ist jedoch überwunden. Als der Krieg ausbrach, hatten die Gewerkschaften 2 482 046 Mitglieder, davon 214 017 weibliche. Die Gesamtzahl sank zunächst ständig, was, soweit die männlichen Mitglieder in Betracht kommen, kein Wunder ist, da die Einziehungen zum Militär andauerten. Am Schlusse des vierten Quartals 1916 waren nur noch 934 784 Mitglieder, darunter 197 008 weibliche, vorhanden. Seit jener Zeit ist eine erfreuliche Aufwärtsbewegung zu verzeichnen. Vom dritten Quartal 1916 bis zum dritten Quartal 1917 ist ihre Mitgliederzahl von 947 564 auf 1 201 770 gestiegen. Das entspricht einer Zunahme von 254 206 oder 26,8 Prozent. Am meisten haben dabei, der Kriegswirtschaft entsprechend, die weiblichen Mitglieder sich vermehrt. Ihre Zahl stieg von 185 496 auf 364 391. Das ergibt ein Mehr von 118 895 oder 64,1 Prozent. Bei den männlichen Mitgliedern ist die Zunahme begreiflicherweise geringer; sie beträgt 135 311 gleich 17,7 Prozent. Immerhin bedeutet die Zunahme von 135 311 Männern angesichts der fortdauernden Entblößung der Kriegswirtschaft von männlichen Arbeitskräften eine Wiedergesundung der Gewerkschaften. Noch erfreulicher ist, daß diese Aufwärtsbewegung angehalten hat. Die Bergarbeiter hatten am Schlusse des vierten Quartals 1916 53 404, am 30. September 1917 96 089 Mitglieder. Bei den Bauarbeitern sind die Zahlen 72 948 gegen 82 578 am 15. Oktober 1917. Auch von den Fabrikarbeitern sind jetzt, die Eingezogenen mitgezählt, 5714 Mitglieder mehr gewerkschaftlich organisiert als vor dem Kriege, von den Gemeinde- und Staatsarbeitern 30 477 gegen 25 390, von den Textilarbeitern rund 70 000 gegen 56 747 usw.

Diese Zahlen zeigen, daß die gegen die Gewerkschaften betriebene Agitation nicht mehr verfängt. Die Gewerkschaften haben die Krise überstanden. Wer es ehrlich mit der Arbeiterbewegung meint, wird diese Tatsache begrüßen. Wenn der Friede wieder eingekehrt ist, wird in noch höherem Maße

als vor und während des Krieges¹ die Geschlossenheit der Arbeiter auf gewerkschaftlichem Gebiet notwendig sein. Es werden nicht nur ihre Unterstüßungseinrichtungen mehr als bisher in Anspruch genommen werden, es harren der Arbeiterschaft auch Kämpfe, die alles in den Schatten stellen werden, was bis jetzt dagewesen ist. Die Macht des Großkapitals ist während des Krieges gewaltig gewachsen, und es wird sich sicherlich vielfach seine Stellung auf dem Weltmarkt auf Kosten der Arbeiter zurückerobert wollen, während die Gewerkschaften danach streben müssen, als Ausgleich für die Steigerung der Warenpreise höhere Löhne zu erhalten. Der Konfliktstoff liegt überall in der Luft, und die Arbeiter haben alle Ursache, ihre Reihen dichter zu schließen, um den Kämpfen, die sich ihnen aufdrängen werden, gewachsen zu sein. Hoffentlich bricht sich diese Erkenntnis unter der Arbeiterschaft rechtzeitig Bahn. Dann werden die, die auf Zersplitterung der Gewerkschaften hinarbeiten, keinen Erfolg haben.

Zur Selbstverständigung in der deutschen Sozialdemokratie.

Von Heinrich Cunow.

Paul Lensch hat seinem im vorigen Jahre erschienenen Buche »Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück« eine zweite Schrift, betitelt »Drei Jahre Weltrevolution«,¹ folgen lassen, die sich als eine Fortsetzung der erstgenannten Schrift darstellt. Hatte Genosse Lensch im ersten Buche nach einer Schilderung des Entwicklungsganges der deutschen Sozialdemokratie nachzuweisen versucht, daß sich aus verschiedenen geschichtlich gegebenen Bedingungen heraus die deutschen Staaten, vor allem Preußen, in ganz anderer Richtung entwickelt haben als das englische Staatswesen, und in diesem divergierenden Prozeß Deutschland das höhere, fortschrittliche Prinzip vertritt, das aus innerer Konsequenz zum sozialisierten und schließlich zum sozialistischen Staate führt, so behandelt er in seinem zweiten Buche den deutschen Aufstieg im Gegensatz zum Niedergang Frankreichs und sucht dann seine frühere These, daß im heutigen Riesenkampf der Großstaaten nicht England, sondern Deutschland den sozialrevolutionären Fortschritt repräsentiert, durch näheres Eingehen auf die neuere und neueste Geschichte Englands fester zu begründen. Eine Betrachtung, die ihn zum Schlusse dazu führt, Deutschland als Bollwerk der künftigen sozialen Freiheit zu preisen und im Widerspruch zu den bekannten Aussprüchen der Westmächte zu erklären: »Die Niederlage der Entente ist nicht die Niederlage der Demokratie, sondern die Niederlage der unter Englands Leitung stehenden Weltreaktion. Und mit Deutschland siegt nicht die Selbstherrschaft, sondern der historische Fortschritt, die Revolution und die Freiheit. Zu dieser Sendung ist Deutschland berufen, weil es der Träger eines höheren sozialen Entwicklungstypus ist.«

Daß mit dieser Auffassung Lensch bei einem Teil unserer Parteigenossenchaft auf Widerstand stoßen muß, ist jedem von vornherein klar, der die

¹ Was die Gewerkschaften während des Krieges geleistet haben, wird immer zu ihren Ruhmestiteln zählen. Vergl. darüber: Umbreit, Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg, Berlin 1917, Verlag für Sozialwissenschaft.

¹ Paul Lensch, Drei Jahre Weltrevolution. Berlin 1917, Verlag von S. Fischer. Preis geheftet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark.

Voreingenommenheit vieler Parteikreise für England und seine politischen Institutionen kennt. Doch erklärt diese alte traditionelle Vorliebe für das sogenannte »demokratische Verfassungsleben« Englands nicht allein die Abweisung, die die neueste Schrift des Genossen Lensch trotz der Anerkennung ihrer packenden Darstellung und ihres Gedankenreichtums in mehreren Parteiblättern gefunden hat. Sein Standpunkt kann nur richtig verstanden werden, wenn man berücksichtigt, welche Motive ihn zu seiner Darstellung bewegen, von welchen Grundauffassungen er in seinen Ausführungen ausgeht, und besonders, was er unter Demokratie, unter »Freiheit« usw. versteht. Sein Freiheitsbegriff hat mit dem gewöhnlichen individuellen Freiheitsbegriff des Liberalismus, wie er teilweise auch in die sozialistische Gedankenwelt übergegangen ist, nichts zu tun. Freiheit bedeutet ihm nicht persönliche oder politische Ungebundenheit, nicht das Recht, in wirtschaftlicher oder politischer Hinsicht den eigenen Absichten folgen zu dürfen. Solche Ungebundenheit ist nach seiner Auffassung nicht sozialistische, sondern individualistische Freiheit — die Freiheit der englischen Manchesterlehre, gegen die sich gerade seine Angriffe richten. Wenn er von der individualistischen Staatsauffassung Englands spricht, meint er besonders diese Lehre. Nach Lensch besteht vielmehr die politische Freiheit darin, gleichberechtigtes Mitglied einer sogenannten »durchorganisierten« Staatsgemeinschaft zu sein, eines Staates, der keineswegs jeden tun läßt, was ihm beliebt, sondern der alle öffentlichen Lebensverhältnisse regelt und ordnet, in dem aber jeder dem anderen gleichberechtigt ist. Während dem liberalen Engländer als ein Vorzug des alten englischen Staates gilt, daß dieser möglichst wenig in die sogenannte private Interessen- und Rechtssphäre des Individuums einzugreifen sucht, erblickt Lensch umgekehrt in der strammen Organisation des preußischen Staates einen Vorzug und preist als »große Grundlagen der Demokratie« das allgemeine Wahlrecht, die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht — drei Rechte und Pflichten, die bekanntlich die englische »Demokratie« bis vor kurzem gar nicht kannte. Dem sogenannten Recht des einzelnen auf freies Ausleben seiner Persönlichkeit stellt er das Recht der organisierten Gemeinschaft gegenüber!

Judem muß der Zweck berücksichtigt werden, den Lensch mit seinem Buche verfolgt. Er will keine fertige Geschichtsdogmatik liefern. Seine Schrift soll zunächst seiner eigenen Selbstverständigung dienen, im weiteren aber dem Selbstverständigungsprozeß, der innerhalb unserer Partei eingeseht hat. Mehr als mancher andere empfindet Lensch, der früher auf dem linken Flügel der Marxisten stand, daß so viele Erwartungen und Befürchtungen, Thesen und Anschauungen, die vor dem Krieg als angeblich festbegründete Folgerungen aus Marx'schen Theorien weiten Kurs in unserer Partei hatten, durch die Kriegserfahrungen eine Widerlegung gefunden haben, genauer gesagt, daß der erhoffte und erwartete Entwicklungsverlauf, wenn nicht in seinem Endergebnis, so doch in der Besonderheit seiner einzelnen Phasen zu dem tatsächlichen sozialen Entwicklungsgang in einem gewissen Widerspruch steht. Daraus ergibt sich für Lensch aber nun nicht die Aufgabe, nachzuprüfen, ob diese Folgerungen richtig aus den betreffenden Marx'schen Lehren abgeleitet sind, und wenn dieses der Fall sein sollte, ob dann nicht die Marx'schen Theorien, die doch ebenso wie andere Gesellschaftslehren

durch den gegebenen Stand der Erkenntnis beziehungsweise der sozialen Entwicklung bestimmt sind, ihre Gültigkeit mehr oder weniger verloren haben, seitdem die Entwicklung zu anderen Stufen fortgeschritten ist. So steht wohl Kenner in seinem Buche »Marxismus, Krieg und Internationale« die heutige Aufgabe des Marxisten; einen ganz anderen Weg aber schlägt Lensch ein. Sein Streben ist weit mehr auf die Gewinnung praktischer politischer Einsicht als auf neue theoretische Grundlegungen gerichtet. Er schiebt die eigentliche theoretische Kritik einfach beiseite und folgert: die Richtungslinien der Entwicklung, die wir uns konstruiert hatten, waren, wie die Tatsachen bewiesen haben, unrichtig, folglich gilt es, die richtigen Entwicklungslinien aufzufinden, die mit den neueren Erfahrungen übereinstimmen und aus denen wir die jetzigen Vorgänge in ihrer geschichtlichen Bedeutung zu begreifen vermögen. Und nun macht er sich selbst daran, diese Richtungslinien zu entdecken, genauer gesagt, sie aus dem Entwicklungsgang, wie er sich seiner historischen Betrachtung darbietet, abzuleiten — das heißt zu konstruieren.

Diese Ableitung ist jedoch eine recht schwierige Aufgabe, denn nicht nur erscheint natürlicherweise einem jeden Beobachter nach seiner Subjektivität, seiner Beobachtungsgabe und Geschichtskennntnis sowie dem von ihm gewählten Beobachtungsstandpunkt die einzelne historische Tatsache in verschiedenem Lichte, es wertet auch jeder die sich aneinanderreihenden verschiedenen im Entwicklungsflusse auftauchenden Erscheinungen selbstverständlich nach seiner politischen Gesamtauffassung ganz verschieden. Wo der eine schon eine allgemeine Richtungslinie, eine deutliche Tendenz zu erkennen glaubt, sieht der andere vielleicht nur einen nebensächlichen oder zufälligen Vorgang. Gerade heute aber sind die Gefahren solcher Konstruktion am größten; denn wir stehen in einer durch den Krieg hervorgerufenen gewaltigen Revolutionsepoche, einer anormalen reißenden Strömung, und nur zu leicht werden die von dieser aufgewirbelten ephemeren Erscheinungen — die drei abgelaufenen Kriegsjahre liefern dafür bereits mannigfache Beispiele — als Beweis einer bestimmten Richtungsbewegung, einer Tendenz aufgefaßt.

Ferner wird — eine Tatsache, die ich schon in meiner kleinen Broschüre »Parteizusammenbruch?« als eine der Ursachen der vielen irrigen Erwartungen und Hoffnungen unserer Partei vor dem jetzigen Weltkrieg erwähnt habe — nur zu leicht bei der Tendenzkonstruktion vergessen, daß jede Entwicklungsperiode ihre besonderen Tendenzen hat und es nicht nur einige wenige Tendenzen im gesellschaftlichen Leben gibt, sondern sehr viele, die sich gegenseitig stärken, hemmen, beschränken, aufheben, so daß ein bestimmter gesellschaftlicher Prozeß stets die Resultante des Zusammen- und Gegeneinanderwirkens vieler Tendenzen ist, der Nachweis des Fortbestehens einer bestimmten Tendenz also noch keineswegs besagt, daß nun auch die weitere Entwicklung dieselbe Bahn einhält.

Lensch hat diese Gefahren der vor dem Krieg in unseren Kreisen vielfach üblichen Tendenzkonstruktionsmethode meines Erachtens nicht überall zu vermeiden gewußt. Enthält schon sein im Vorjahr erschienenen Buch einzelne Tendenznachweisungen zweifelhafter Art, so sein jetziges Buch noch mehr. Gleich die beiden ersten Kapitel, »Der Schutz Zoll als Revolutionär« und »Der deutsche Aufstieg«, liefern dafür verschiedene Beispiele. Weshalb soll zum Beispiel im Gegensatz zu Marxens Ausspruch, im allgemeinen sei

»heutzutage« (1849) das Schutzzollsystem konservativ, dieses System revolutionär sein? Nach der Ansicht von Lensch deshalb, weil es in Deutschland — nebenbei bemerkt, in manchen anderen Ländern ebenfalls — fördernd auf die industrielle Entwicklung eingewirkt hat. Das mag für bestimmte Industriezweige gelten, obgleich sich nachweisen läßt, daß gerade in der dem Übergang zum Schutzzoll (1878/79) vorausgegangenen Freihandelsära mehrere große Industriezweige, wie zum Beispiel die Eisen- und Stahlindustrie, mächtig aufgeblüht sind — aber ist der Schutzzoll deshalb, weil er zu bestimmter Zeit einen Teil der deutschen Wirtschaftsentwicklung gefördert hat, revolutionär? Es lassen sich gar manche Faktoren nachweisen, die in gleicher Weise fördernd auf die Entwicklung gewirkt haben, und mit demselben Recht, mit dem Lensch schreibt: »Der Schutzzoll als Revolutionär«, könnte er schreiben: »Die Technik als Revolutionär«, »Der Kanalbau als Revolutionär«, »Der Export als Revolutionär«, »Der Freihandel als Revolutionär« usw.

Hat überdies der Schutzzoll etwa in Deutschland nur »revolutionär« gewirkt? Ging nicht der industrielle Schutzzoll mit den Agrarzöllen Hand in Hand, und haben diese nicht wesentlich zur Erhaltung des ländlichen Großgrundbesitzes im Osten und damit seines reaktionären Einflusses auf die preussische Innen- und Außenpolitik beigetragen? Also kann man auch mit demselben Recht sagen: »Der Schutzzoll als Antirevolutionär«.

Aber Lensch begnügt sich nicht damit, fördernde Einflüsse des Schutzzolls auf die heutige Umwälzung unseres gesellschaftlichen Lebens zu entdecken; er sieht auch dort Wirkungen seiner Tendenz, wo sie gar nicht vorhanden sind. So heißt es zum Beispiel S. 20: »Zugleich schuf er (der Schutzzoll) die Bedingungen, die der deutschen Industrie die organisatorische Überlegenheit über die englische Industrie verschafften. Hierher gehörte in erster Linie der enge Zusammenhang zwischen Industrie- und Bankkapital. Gerade weil der Kapitalreichtum Deutschlands sich nicht entfernt mit dem englischen messen konnte, kam es darauf an, durch planmäßige Wirtschaft und Systematik die eigene Rückständigkeit auszugleichen.«

Demnach ist, wie Lensch zu meinen scheint, die Beteiligung des deutschen Bankkapitals an industriellen Unternehmungen einerseits ein Erfolg der Schutzzollpolitik und andererseits der planmäßigen Erwägung der Bankleiter, daß sie systematisch durch eine engere Verbindung mit der Großindustrie die kapitalistische Rückständigkeit Deutschlands auszugleichen hätten.

Genauer betrachtet, stellt sich die Entwicklung wesentlich anders dar. Die industrielle Entwicklung in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, besonders aber der industrielle Aufschwung nach dem Deutsch-Französischen Krieg, der hereinströmende Milliardenreichtum, die zahlreichen Gründungen, die Verstaatlichung der Eisenbahnen usw. führten zu einer mächtigen Entfaltung des Bankwesens. Die meisten größeren Banken sind damals entstanden — noch im Jahre 1870 die Deutsche Bank, die Kommerz- und Diskontobank, die Rheinische Kreditbank, 1872 die Dresdener Bank, die Rheinisch-Westfälische Diskontobank, die Essener Kreditanstalt, die Deutsche Effekten- und Wechselbank usw. Tatsächlich fällt der größte Aufschwung des deutschen Bankgewerbes nicht in die Schutzzoll-, sondern in die ihr vorausgegangene Freihandelsperiode, und die stark zunehmende Beteiligung des Bankkapitals an industriellen Unternehmungen erfolgte nicht aus Rücksicht

auf die Rückständigkeit der deutschen Wirtschaftsentwicklung, sondern weil in jener Zeit der Gründungen und des Aufschließens industrieller Werke solche Kapitalanlage die besten Gewinnchancen bot, während andererseits das große Anleihegeschäft, der internationale Wechselverkehr und die Finanzierung des Welthandels sich längst in England beziehungsweise in London konzentriert hatten, das zum großen Clearinghouse der Welt geworden und dem dieses Geschäft nicht zu entreißen war.

Derartige Beispiele unrichtiger Entwicklungskonstruktionen lassen sich meiner Ansicht nach mehrfach in der neuesten Schrift des Genossen Lensch nachweisen. So erklärt zum Beispiel Lensch S. 45, es wäre unrichtig, den deutschen Wirtschaftsaufschwung vor dem Krieg als mit der Entwicklung des Kartellwesens zusammenhängend zu betrachten und seinen Beginn in den Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts zu verlegen. Weshalb unrichtig? Nun, weil, wie er sagt, das Fundament dieses Aufschwungs tiefer gelegt werden müsse. Warum? Nach Meinung des Genossen Lensch deshalb, weil »alle bisherigen Darstellungen ihren Sinn verloren haben, da der Sinn dieses Entwicklungsprozesses erst durch den Weltkrieg von heute und durch die Weltrevolution begreifbar ist«. Und weshalb hat die bisherige Auffassung ihren Sinn verloren? Weil »bis zum heutigen Tage die Geschichtschreiber des deutschen Aufstiegs sich nicht einigen konnten, von wann an sie diesen Aufstieg datieren sollten; daß außerdem jede neue Etappe, die in diesem Aufstieg erreicht wurde, die Perspektive wieder völlig änderte und neue Gesichtspunkte notwendig machte«.

Darin hat Genosse Lensch unzweifelhaft recht; nur ergibt sich daraus meines Erachtens eine andere Folgerung, als er sie zieht: nämlich, daß es eine lange gerade Aufstiegslinie gar nicht gibt, sondern eine Aufeinanderfolge verschiedener Entwicklungsphasen, von denen jede ihre besonderen Tendenzen hat und in dieser Besonderheit betrachtet werden muß. Lensch folgert umgekehrt, daß deshalb der Anfangspunkt der Entwicklungslinie weiter zurückgelegt werden muß. Aber wo beginnen? Lensch entscheidet sich für die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und erklärt, man müsse bei der Betrachtung der neueren Entwicklung ungefähr von 1740 ausgehen und die seitdem verfloßenen sechs Menschenalter deutscher Geschichte zu einer Einheit zusammenfassen. Aber weshalb gerade mit 1740, dem Regierungsantritt Friedrichs II.? Genosse Lensch begründet die Wahl dieses Ausgangspunktes mit den Worten: »Erst in jener Zeit war das Elend des Dreißigjährigen Krieges in der Hauptsache überwunden, und die Nation hatte ein sicheres Gefühl, daß es wieder aufwärts ginge.« Also nicht deshalb, weil neue Entwicklungsstadien hervortreten, eine neue Entwicklungsphase einsetzt, sondern weil das Tempo des Erholungsprozesses schneller wird. Eine etwas gesuchte Begründung, die mir noch weit weniger akzeptabel erscheint als die Ansicht mancher Historiker, die neuere Entwicklung datiere von der Machterkaltung Preußens nach dem Dreißigjährigen Kriege unter dem Großen Kurfürsten, von der Reorganisation des preußischen Staates unter Friedrich Wilhelm I. oder von der Erneuerung Deutschlands nach der großen französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen. Auch viel weniger akzeptabel, als die Auffassung jener Wirtschaftshistoriker, die von der Umwälzung aller wirtschaftlichen Lebensverhältnisse Europas durch die Reformationskämpfe und die Entdeckung Amerikas ausgehen und den

Dreißigjährigen Krieg nur als eine Unterbrechung in einem bestimmten Teil Europas betrachten, der Englands Aufstieg, Spaniens und der Niederlande Niedergang nicht hinderte.

Nun mag man sagen, es sei ziemlich gleichgültig, wo die Geschichtsbetrachtung einsetzt. Für jene Historik, die durchgehende große Entwicklungslinien konstruiert, gilt das jedenfalls nicht; denn je nachdem, von welchen Entwicklungstatsachen der Betrachter ausgeht, welche Ausgangs- und Endstatsachen er also miteinander vergleicht, ergibt sich selbstverständlich ein ganz verschiedenes Tendenzbild.

Freilich folgt Lensch, indem er sich solche durchgehenden Entwicklungszüge konstruiert, gewissermaßen nur einer marxistischen Tradition, nicht der Tradition Margens selbst, der im Gegenteil lehrt, daß jede einzelne historische Entwicklungsperiode ihre eigenen Gesetze und Tendenzen hat, wohl aber bestimmter Margscher Epigonen. Wir verdanken ja solchen Konstruktionen so manches Stück überholter Prophetie, das am Wegrand der Geschichte liegengeblieben ist. Aber daß gerade Genosse Lensch die Neigung erkennen läßt, zu diesem traditionellen Brauch zurückzukehren, finde ich, da wir meiner Meinung nach auch in diesem Punkt über den Vulgärmarxismus hinaus müssen, bedauerlich und halte es deshalb für nötig, mich dagegen zu wenden, um so mehr, als Lensch sonst zweifellos durch seine Artikel und Aufsätze viele wertvolle Beiträge zum Selbstverständigungsprozeß innerhalb der Partei geliefert hat und keineswegs geneigt ist, alte überlieferte Gedankengänge und sorgfältig konservierte Traditionen zu respektieren, sondern im Gegenteil eine starke Lust zeigt, gegen sie einen frischen, fröhlichen Krieg zu führen und auf allen Gebieten eigene Rekognoszierungen vorzunehmen. Schablonenmäßiges Denken und Festhalten am Traditionellen liegt gerade ihm bei seiner scharf ausgeprägten geistigen Eigenart am wenigsten.

Das Konstruieren von durchgehenden großen Entwicklungstendenzen und -linien durch jahrhundertelange Geschichtsabschnitte gleicht einer Durchlegung breiter Verkehrsstraßen durch alte große historische Städte. Wer dem Zuge solcher Straßen folgt, mag am leichtesten einen Überblick über die Ausdehnung der Stadt gewinnen und, wenn er sich die großen Bauten und Läden sowie den Verkehr in diesen Straßen anschaut, vielleicht auch am schnellsten ihren Fortschritt zur modernen Großstadt erkennen, aber eine Übersicht über das historische Werden der Stadt gewinnt er nur, wenn er sich seitwärts in die alten Gassen und Winkel schlägt, die verschiedenen Stilarten und Bauendenzen der vergangenen Entwicklungsperioden betrachtet und dann das Ganze zum Stadtbild zusammenfügt.

Indes geschieht dem Genossen Lensch unrecht, wenn man lediglich diesen Teil seiner Darstellung in Betracht zieht. Ich glaubte hier nur deswegen auf seine Konstruktion weitreichender Entwicklungslinien und Entwicklungstendenzen näher eingehen zu sollen, weil diese Methode mit innerer Konsequenz dazu führt, die heutigen Vorgänge einseitig unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten Entwicklungsschematik zu betrachten und darüber ihre Besonderheit zu übersehen, ferner, weil ich finde, daß Lensch von einzelnen Rezensenten in unserer Parteipresse dialektische Künstelei, Übermarxismus usw. vorgeworfen wird. Solche Vorwürfe verkennen völlig die Natur des Fehlers, der hauptsächlich im Festhalten an jener alten Methode liegt.

die sich, wie schon erwähnt, in den letzten Jahrzehnten in unserer Partei immer mehr eingebürgert hat und auch heute dort noch ihre Rolle spielt, nur daß Lensch teilweise neue Bahnen einschlägt und neue Entwicklungslinien sucht, während andere an ihren alten, einst konstruierten Entwicklungstendenzen festhalten, sie einfach prolongieren und in alle Zukunft hinein verlängern. Folgt man im einzelnen den Ausführungen von Lensch, so findet man viele feine geschichtliche Beobachtungen und Zusammenhangsnachweise. Historischer Sinn und scharfe Beobachtungsgabe, Geschichtskenntnisse und die Fähigkeit plastischer Darstellung lassen sich ihm nicht absprechen. Besonders in den beiden Kapiteln über den Niedergang Frankreichs und die soziale Revolutionierung Englands sind viele treffende Beobachtungen und wohlbegründete Folgerungen enthalten. Ein alltägliches Buch, das man zur Hand nimmt, weil man berufsmäßig dazu gezwungen ist, und das man dann mit der Befriedigung weglegt, endlich, Gott sei Dank, zu Ende gekommen zu sein und mit einer anderen Lektüre beginnen zu können, ist Lenschens Buch »Drei Jahre Weltrevolution« jedenfalls nicht. Es behandelt nicht nur eine revolutionäre Entwicklungsperiode, es ist in der ganzen Art seiner Darstellung selbst revolutionär — und wenn es manchen Widerspruch hervorruft, so bietet es auch viele neue Ausblicke und Anregungen und trägt dadurch zu dem notwendigen Selbstverständigungsprozeß bei, in dem unsere Partei begriffen ist und durch den sie hindurch muß.

Das Baugewerbe während des Krieges.

Von August Ellinger.

1. Die Lage des Baumarcktes.

Dem Baugewerbe kam in Friedenszeiten innerhalb unserer Volkswirtschaft in mehrfacher Hinsicht besondere Bedeutung zu. Nach der Zahl seiner Berufsangehörigen stand es von allen Industrie- und Gewerbegruppen Deutschlands an erster Stelle. Nahezu 2 Millionen (1 905 887) Erwerbstätige wurden im Jahre 1907 in seinen verschiedenen Gruppen und Sparten gezählt. Mit ihren Angehörigen repräsentierten diese ein Heer von nahezu 5 Millionen, also etwa den vierzehnten Teil des deutschen Volkes. Darüber hinaus setzte das Baugewerbe noch große Scharen Erwerbstätiger in jenen Industrie- und Gewerbegruppen in Nahrung, die dem Baugewerbe die Rohstoffe für seine Tätigkeit liefern, vor allem in der Industrie der Steine und Erden, in der Zement- und Ziegelindustrie, ferner im Bergbau, im Hüttenwesen, in der Metallindustrie, im Holzgewerbe, im Handels- und Transportgewerbe sowie in der Forstwirtschaft. Rechnet man dazu die große Zahl jener kleinstädtisch-proletarischen Existenzen, die aus der Versorgung der Millionenmassen des Baugewerbes und ihrer Angehörigen ihren Erwerb zogen: der Wirte, Händler, Krämer usw., so greift man wohl nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß in Friedenszeiten die Existenz von etwa 12 Millionen Menschen mehr oder weniger vom Baugewerbe abhing.

Während des Krieges hat das Baugewerbe diese große volkswirtschaftliche Bedeutung verloren und ist weit hinter andere, für die Kriegführung besonders wichtige Industrien zurückgetreten. Die Zahl seiner Erwerbstätigen ist wohl — genaue Zahlen liegen leider nicht vor — auf weit weniger

als ein Viertel der Friedenszahlen zurückgegangen, und heute wird die Bautätigkeit — wie ja übrigens auch jede andere Tätigkeit — in der Hauptsache nur noch insoweit als nützlich und notwendig anerkannt, als sie sich in den Dienst des Krieges stellt.

Der Krieg traf das Baugewerbe im allgemeinen in einer aufsteigenden Entwicklung an. Diese Entwicklung wurde mit Beginn der Mobilmachung jäh unterbrochen. Gleich in den ersten Kriegstagen wurde die gesamte behördliche und private Bautätigkeit in großem Umfang stillgelegt. Bei den Behörden führten dazu Gründe der Sparsamkeit sowie die Einziehung wichtiger leitender Arbeitskräfte, aber auch das Bestreben, einer vermeintlichen Arbeiterknappheit bei wichtigen militärischen Bauten und der Arbeiternot bei den Erntearbeiten auf dem Lande entgegenzuwirken. Bei den Privaten lähmte das Gefühl der Unsicherheit jeglichen Unternehmungsgeist. Dazu brachte die Beschlagnahme von Pferden und Kraftwagen sowie die Inanspruchnahme der Bahnen und sonstigen Transportwege durch Truppentransporte eine Stöckung der Baustoffzufuhr, so daß auch Unternehmer, die in den ersten Kriegstagen ihre Bauten noch fortgeführt hatten, diese infolge Mangels an Ziegeln, Zement, Sand, Kalk oder Eisen bald einstellen mußten. Infolgedessen war die Arbeitslosigkeit unter den Bauarbeitern in den ersten beiden Kriegswochen außerordentlich groß. Am 20. August, wo der Höhepunkt der Stöckung bereits überwunden war und wo man unter dem Eindruck der ersten deutschen Siege auch im Baugewerbe hier und dort die Arbeit schon wieder aufgenommen hatte, stellte der Vorstand des Deutschen Bauarbeiterverbandes durch Umfrage fest, daß an jenem Tage von 170 168 von der Umfrage erfaßten Verbandsmitgliedern nur 96 124, also wenig mehr als die Hälfte, im Baugewerbe arbeiteten. 43 225 oder rund ein Viertel waren arbeitslos, 29 143 waren in anderen Berufen beschäftigt, während vom Rest kein Nachweis über das Arbeitsverhältnis zu erbringen war.

Wegen der Schwierigkeit der Baustoffbeschaffung ging die Wiederaufnahme der Bautätigkeit nur sehr langsam und zögernd vonstatten. Vielfach wurde auf die Fertigstellung der Bauten zunächst verzichtet, sei es, weil der Krieg die Möglichkeit zerstört hatte, sie gewinnbringend zu verwerfen, sei es, weil sich keine Baugelder oder Hypotheken beschaffen ließen, weil der Unternehmer oder unersehbares Personal zum Kriegsdienst eingezogen war oder aus anderen Gründen. Insbesondere stockte aus diesen Gründen der Wohnungsbau, der in jener Zeit nicht nur wegen der hohen Baugeld- und Hypothekenzinsen, sondern auch wegen des großen Überangebots an Wohnungen wenig lohnend erschien. Am letzten Werktag des Monats September waren von den Mitgliedern des Bauarbeiterverbandes immer noch 11,2 Prozent arbeitslos, obwohl inzwischen weit über 100 000 Bauarbeiter eingezogen, in ihre ausländische Heimat abgereist, in andere Industrien übergegangen oder auf andere Weise aus dem Baugewerbe verschwunden waren. In den folgenden Monaten bis zum Jahreschluß belief sich die Zahl der Arbeitslosen trotz fortgesetzter Einziehungen zum Heeresdienst noch auf 9 bis 10 Prozent. Ähnlich waren die Verhältnisse auch in den meisten anderen Bauberufen.

Um der unter der Bauarbeiterschaft herrschenden großen Notlage zu steuern — was durch Gewährung von Unterstützung allein nicht möglich war —, drängten die Bauarbeiterorganisationen bei den Behörden auf

Schaffung von Arbeitsgelegenheit. Mitte Oktober 1914 gründeten 18 baugewerbliche Arbeiterverbände und der Reichsbund baugewerblicher Arbeitgeberverbände, dessen Mitglieder unter dem Ruhen der Bautätigkeit zum Teil nicht viel weniger als die Arbeiter litten, eine *Kriegsarbeitsgemeinschaft für das Baugewerbe*, die den Zweck hatte, »zur Erhaltung der Volkskraft während des Krieges die daniederliegende Bautätigkeit möglichst zu heben«. Dies sollte erreicht werden durch gemeinsame Eingaben an die Behörden des Reiches und der Bundesstaaten sowie der Gemeinden, die dringend ersucht werden sollten, die beschlossenen Bauten auszuführen und umgehend Mittel für weitere Bauten bereitzustellen. Die Arbeitsgemeinschaft sollte ferner auf eine Erleichterung der Kapitalbeschaffung zur Wiederbelebung der privaten Bautätigkeit hinwirken und den Wiederaufbau der verwüsteten Landesteile anstreben. Auch die Aufrechterhaltung der tariflichen und ortsüblichen Arbeitsbedingungen hatte sich die Arbeitsgemeinschaft zum Ziele gesetzt. Um einer möglichst großen Zahl von Unternehmern und Arbeitern Verdienst zu verschaffen, wurde es den örtlichen Verbänden anheimgestellt, sich über eine zweckmäßige Verkürzung der Arbeitszeit zu verständigen.

Die Anregung zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft ging von den baugewerblichen Arbeiterverbänden aus, die von der Mitwirkung der Unternehmerorganisationen an der Hebung des Gewerbes größeren Erfolg erwarteten. Dieser Erfolg ist auch nicht ausgeblieben. Infolge der Eingaben der Arbeitsgemeinschaft wurde im Reiche und in den meisten Bundesstaaten und Gemeinden wenigstens ein Teil der eingestellten Arbeiten nach und nach wieder in Gang gebracht, zum Teil wurden auch neue Arbeiten in Angriff genommen. Die Vorarbeiten zum Wiederaufbau Ostpreußens wurden lebhaft gefördert. In vielen Orten wurde durch Vereinbarung der Arbeiter- und Unternehmerverbände vorübergehend die Arbeitszeit unter das tariflich vorgeschriebene Maß verkürzt, oder es wurden Halbtags- oder Wechselshiften eingeführt, was sowohl den arbeitslosen Arbeitern wie ihren Organisationen, die dadurch an Unterstützung sparten, zugute kam. Die private Bautätigkeit konnte freilich auch die Arbeitsgemeinschaft nicht wesentlich fördern; für sie fehlten eben alle Voraussetzungen, unter denen das mangelnde Bedürfnis für Wohnungsbauten und die Geldknappheit damals die wichtigsten waren. Dagegen hat sich die Arbeitsgemeinschaft um eine bessere Arbeitsvermittlung im Baugewerbe verdient gemacht. In vielen Orten kamen allerdings die vorgesehenen örtlichen Ausschüsse der Arbeitsgemeinschaft nicht zustande, weil die Unternehmer ihrer Gründung Widerstand entgegensetzten, oder auch, weil die Gegensätze zwischen Unternehmern und Arbeitern aus der Friedenszeit her ein gedeihliches Zusammenarbeiten unmöglich machten.

Im Laufe des Jahres 1915 trat auf dem Baumarkt eine fühlbare Änderung ein. Nicht nur, daß der Arbeitsmarkt durch die weiteren Einziehungen zum Heeresdienst und durch Übergang vieler Bauarbeiter in die Kriegsindustrie sowie durch Abwanderung in die besetzten Gebiete und in die Frontgebiete stark entlastet wurde: der Krieg selbst rief auch auf dem Baumarkt neue Bedürfnisse hervor, indem er die Errichtung von Bauwerken für öffentliche Zwecke notwendig machte. Für die zahlreichen Kriegsgefangenen, die die Siege Hindenburgs nach Deutschland führten, mußten

Baracken und andere Unterkunftsräume errichtet werden. Die Einberufung der Ersatzreserve und später des ungedienten Landsturms machte die Errichtung von Fachwerkbauten und massiven Kasernen notwendig. Für unsere Luftschiffe und Flugzeuge waren Luftschiff- und Flugzeughallen erforderlich. Für die Herstellung der stets wachsenden Munitionsmengen mußten Fabrikationsräume errichtet oder andere Räume zu solchen umgebaut werden. In gewissen Gebieten sind für diese Zwecke in kurzer Zeit ganz neue Fabrikanlagen von gewaltigem Umfang, ganze Fabrikstädte, die Tausende von Arbeitern beschäftigen, aus dem Boden gewachsen. So entwickelte sich neben der gewissermaßen als Notstandsmaßnahme wieder aufgenommenen öffentlichen Friedensbautätigkeit der Bundesstaaten und Gemeinden eine immer stärker werdende *Kriegsbautätigkeit*, die die vorhandenen Arbeitslosen nach und nach aufzog und stellenweise bald eine recht fühlbare *Arbeitsknappheit* zur Folge hatte. Im Januar 1915 zählte der Bauarbeiterverband unter seinen Mitgliedern etwas über 13 Prozent Arbeitslose, eine Zahl, die wegen der Witterungsverhältnisse um diese Zeit nicht außergewöhnlich hoch war. Im März waren es 8 Prozent, Ende April 3 $\frac{1}{2}$, und Ende Mai nur noch knapp 2 Prozent. Bis Mitte Oktober sank die Arbeitslosenziffer auf weniger als 1 Prozent, um dann bis zum Jahreschluß wieder bis auf 3,8 Prozent zu steigen.

Da die Arbeitsgelegenheit nicht im ganzen Reiche gleichmäßig war, sondern in den Gebieten ohne nennenswerte Kriegsindustrie immer noch Arbeitslosigkeit herrschte, während in den Industriebezirken die Nachfrage nach Arbeitskräften nicht zu befriedigen war, so setzte bald eine starke *Arbeiterabwanderung* ein, die von den baugewerblichen Arbeiterverbänden wie von den öffentlichen Arbeitsnachweisen, aber auch von zahlreichen berufsständigen und nichtberufsständigen Agenten der Unternehmer lebhaft gefördert wurde. Besonders in bestimmten Gebieten Mitteldeutschlands gab es — und gibt es heute noch — Baustellen, auf denen tausende Bauarbeiter aus allen deutschen Gauen beschäftigt sind. Ebenso ist es im ostpreussischen Wiederaufbaubetrieb.

Bei der weiteren Entwicklung der Kriegsbautätigkeit und der fortgesetzten Einziehung von Arbeitskräften reichten auch die Arbeiterverschleppungen bald nicht mehr aus, um für die größeren Baugebiete genügend ausgebildete Arbeitskräfte herbeizuschaffen. Die Unternehmer führten deshalb in vielen Gebieten wieder die *Frauenarbeit* ein, was durch die teilweise Außerkräftsetzung der gesetzlichen Arbeiterschutzbestimmungen ermöglicht wurde. Die Zahl der auf Bauten beschäftigten Frauen stieg zuerst ziemlich rasch, doch hat sich diese Steigerung später nicht mehr mit gleicher Schnelligkeit fortgesetzt, einerseits, weil sich die Frauenarbeit im Baugewerbe nicht in der erwarteten Weise bewährte, andernteils auch, weil die Frauen in der Kriegsindustrie bald leichtere und besser bezahlte Arbeit fanden. Stellenweise haben wohl auch die Behörden der Ausdehnung der Frauenarbeit Hindernisse in den Weg gelegt. Bei einer Erhebung, die der Bauarbeiterverband im August 1916 veranstaltete, hat er 9441 auf Bauten beschäftigte Frauen festgestellt. Insgesamt wurde die Zahl der auf Bauten beschäftigten Frauen zu jener Zeit auf etwa 12 000 bis 13 000 geschätzt. Im November 1917 waren bei den 268 Orts-, Innungs- und Betriebskrankenkassen des Baugewerbes, die an das Kaiserliche Statistische Amt berichtet

haben, neben 97 071 Männern 16 459 Frauen gegen Krankheit versichert. Rund ein Sechstel der Versicherten bestand demnach aus Frauen.

Größer ist die Zahl der im Baugewerbe beschäftigten Kriegsgefangenen. Allein in Ostpreußen, wo zu Aufräumungsarbeiten und zur Herstellung landwirtschaftlicher Neubauten aus Kriegsgefangenen sogenannte »Baukommandos« gebildet wurden, waren Ende 1916 etwa 12 000 Kriegsgefangene beschäftigt. Im ganzen Reiche dürfte die Zahl der im Baugewerbe beschäftigten Kriegsgefangenen 40 000 bis 50 000 betragen.

Da auch durch die Beschäftigung von Frauen und Gefangenen die Arbeiternot nicht zu beheben war, so schritt das Kriegsministerium im Laufe des Jahres 1916 unter Mitwirkung der baugewerblichen Arbeiterverbände zur Entlassung zahlreicher nicht frontdienstfähiger Militärpersonen. Trotzdem verschärfte sich im Herbst 1916 die Arbeiterknappheit, zugleich aber auch die Baustoffknappheit derart, daß die Generalkommandos mit dem Verbot, beziehungsweise der Einschränkung der privaten Bautätigkeit begannen. Diese Einschränkungen wurden von der gesamten privaten und gemeinnützigen Bautätigkeit um so bitterer empfunden, als im Laufe des Krieges der ursprüngliche Wohnungsüberfluß in eine fühlbare Wohnungsknappheit umgeschlagen war und als es immer offener wurde, daß nach dem Kriege eine gefährliche Wohnungsnot drohte. Über die Einschränkungen waren nötig, um wenigstens für die Kriegsbauten die erforderlichen Arbeitskräfte und Baustoffe zu bekommen. Das Hilfsdienstgesetz brachte dann für diese Dinge eine allgemeine Regelung. Den Bauunternehmern wurden zur Ausführung von Reparaturen und sonstigen notwendigen Privatarbeiten 25 Prozent der Arbeitskräfte belassen. Die übrigen 75 Prozent wurden zur Durchführung des sogenannten Hindenburgprogramms für kriegswichtige Bauten mit Beschlagnahme belegt.

Heute ist dieses Programm zum guten Teil erledigt, und die Arbeiterknappheit ist bereits wieder im Abflauen begriffen. Doch stehen immer noch nicht so viel Arbeitskräfte zur Verfügung, daß mit dem dringend nötigen Wohnungsbau begonnen werden kann. Auch fehlt es dafür an Baustoffen und Geld.

(Schluß folgt.)

Zur Wiedervereinigung.

Von Emil Kloth.

In der Einigkeit liegt unsere Kraft. Dieser Erfahrungssatz hat mehr als für irgendwelche andere Volksschichten für die proletarische Masse seine Geltung. Aus dieser Erkenntnis heraus ist es zu verstehen, wenn auch nach dem Würzburger Parteitag das Verlangen nach Wiedervereinigung der beiden sozialdemokratischen Parteien hervortritt. Wenn daher Genosse Hermann Kranold in Nr. 10 dieser Zeitschrift ein Zusammengehen beider Parteien bei den nächsten Reichstagswahlen empfiehlt, kann man sich darüber nicht wundern. Es fragt sich nur, ob erstens ein solcher Versuch Aussicht auf Erfolg hat,¹ und zweitens, ob es dem Interesse des Proletariats und unserer Partei dient, wenn ein Schutz- und Trutzbündnis für die nächsten Reichstagswahlen abgeschlossen wird — bevor die großen Gegensätze in der Auffassung und der Taktik einigermaßen ausgeglichen sind. Anscheinend hat

¹ Inzwischen haben alle Blätter der U-Sozialisten den Vorschlag Kranolds höhnisch zurückgewiesen: der beste Beweis, wie verfrüht dieser Vorschlag ist.

sich Kranold mit der Hoffnung getragen, daß der Würzburger Parteitag eine Entspannung herbeiführen werde, er muß aber selbst die nachfolgende Enttäuschung über solche Hoffnungen zugeben. Jene haben also recht behalten, die aus früheren Erfahrungen und aus dem ganzen Verhalten der Unabhängigen solche Hoffnungen nicht hegten, sondern schon über die Eingangspforte des Würzburger Parteitags die Worte setzten: »Ihr, die ihr hier eintreft, laßt alle Hoffnungen schwinden.«

Wären es nur persönliche Gegensätze, die die Partei gesprengt haben — mögen diese immerhin eine gewisse Bedeutung besitzen —, so käme vielleicht kein Vorschlag der Wiederveröhnung zu früh. Tatsächlich liegen jedoch der Trennung fließgehende sachliche Meinungsverschiedenheiten über die Stellung der Partei zur Vaterlandsverteidigung, zur auswärtigen Politik, zur Kolonialpolitik und zu den wirtschaftlichen Fragen zugrunde, ferner auch über die einzuschlagenden Wege, auf denen unsere Forderungen durchgesetzt werden können, und über die Notwendigkeit einer Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit. Kranold meint zwar, eine Verständigung werde sich erreichen lassen, »weil schließlich beide Parteien, wenn auch die eine rechtshändig und die andere linkshändig steht, doch im Grunde dasselbe wollen, nämlich die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat« — aber diese Brücke, die er baut, ist nicht tragfähig genug, um beide Heerkörper zu gemeinsamem Schlagen zusammenzuführen. Auf das gemeinsame Ziel kommt es nicht allein an, sondern auch auf die Zielrichtung, auf die Auffassung über den zum Ziele führenden Weg. Es geht nicht an, daß die eine Heeresäule rechts und die andere links auf selbstgewählten Wegen marschiert, während der Feind in der Mitte steht und dort gepackt werden mußte.

Man hüte sich vor Vergleichen, die unzutreffend sind. Die Einigung der Eisenacher und Lassalleaner trifft auf den jetzigen Fall nicht zu. Was damals aufeinander loschlug, waren nicht wohldisziplinierte Heerhaufen großer Parteien, sondern kleine Sekten, in deren Schoße sich erst allmählich eine Klärung über die Ziele und Wege der proletarischen Bewegung losrang — mit reichlicher Mischung persönlichen Apostal- und Prophetentums. Außerdem trieb sie die geschlossene Gegnerschaft der bürgerlichen Parteien und der Regierungen — »die eine reaktionäre Masse« — zur Einigkeit. Die These von der »einen reaktionären Masse« ist jedoch längst von unserer Partei fallengelassen worden, weil sie nicht mehr aufrechtzuhalten war. Wäre das nicht geschehen, so müßte man sie heute vom Kirchentor abreißen, nachdem die Schichtung der Wählerschaft eine ganz andere geworden ist und Bevölkerungsschichten zu uns gestoßen sind, die früher den sichersten Heerbann der bürgerlichen Parteien bildeten.

Will man schon Vergleiche ziehen, dann scheint mir die Trennung der »Unabhängigen« der neunziger Jahre eher zur Vergleichung geeignet. Freilich damals wurden die »Unabhängigen« aus der Partei ausgeschlossen, jetzt traten sie aus; damals war ihr Häuflein klein, jetzt ist es erheblich größer. Die »Intellektuellen« und die rabiaten Kleinbürger spielten aber damals als Führer dieselbe hervorragende Rolle bei den Unabhängigen wie heute. Wie man über den Ausbruch der Unabhängigen seinerzeit auf dem Parteitag zu Erfurt auch denken mag, eines ist sicher: daß die Trennung der ungleichen Brüder ein Segen für die Partei war. Die »versumpfte« und nach dem Urteil der Unabhängigen mit allen möglichen Fehlern behaftete Partei hat sich durchaus als lebensfähig erwiesen, während die Bewegung der damaligen Unabhängigen, die durch die stärkere Betonung der Notwendigkeit des wirtschaftlichen Kampfes sich immerhin einiges Verdienst erworben hatte, buchstäblich nach einigen Jahren abstarb, weil es ihr an positiven Gegenwartszielen fehlte und eine Partei von der Kritik allein nicht leben kann.

Was wäre ferner aus unseren deutschen Gewerkschaften geworden, wenn sie nicht auf dem Halberstädter Gewerkschaftskongreß (1892) klipp und klar die Zentralverbände für die zweckmäßigste Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kraft der Arbeiterschaft erklärt hätten und ruhig die unter Protest abziehenden Lokalfisten

mitsamt ihrem verschwommenen, radikal schillernden Programm ihres Weges gehen ließen? Beide Richtungen konnten so nach ihren Grundsätzen leben; und auch hier zeigte sich bald, was innerlich morsch und was lebensfähig war: die Zentralgewerkschaften zogen die rein örtlichen Gewerkschaftsgebilde innerhalb weniger Jahre fast glatt auf und schufen so eine viel festere Einheitsfront, als wenn sie sich zur Erhaltung einer fiktiven Einigkeit in Kompromisseleien mit den Lokalisten eingelassen hätten.

Gewiß ist es für jeden Parteigenossen schmerzlich, mitansehen zu müssen, wie sich zusammengehörige Klassengenossen gegenseitig aufs heftigste befehlen; allein wie die Dinge nun einmal liegen, wird daran vorläufig nicht viel zu ändern sein, weil es nun mal der liebe Nachbar nicht anders will. Hier heißt es, Geduld üben und die Dinge ausreifen lassen. Die Zukunft wird uns sicher wieder eine einheitliche sozialdemokratische Partei bringen, weil das die Daseinsbedingungen des gesamten werktätigen Volkes verlangen. Nur keine künstlich herbeigeführte Frühgeburt. Gegenwart und Zukunft stellen uns vor immer neue und schwierige Aufgaben, über die es noch in unserer eigenen Partei an Klarheit mangelt. Die alten überholten Überlieferungen ringen noch mit dem Neuen. Noch ist die Erkenntnis nicht überall durchgedrungen, daß man mit den alten Mitteln ungehemmter Kritik und abgelehnter Verantwortlichkeit keine Weltprobleme löst. Was kann uns aber in einem solchen Gärungsprozeß das Nichtlernenwollen der Unabhängigen nützen?

Einigkeit bedeutet eins sein im Handeln. Dafür sind aber die Unabhängigen nach ihrem bisherigen Verhalten nicht zu haben. Also: laßt vorläufig alle Hoffnung schwinden und wartet geduldig, bis die Zeit erfüllet ist!

Zudem lassen sich auch die Vorschläge Kranolds gar nicht durchführen. Wer soll zum Beispiel darüber entscheiden, in wessen Besitz das Mandat nach Vorschlag 2 bleiben soll, wenn der bisherige Inhaber zu den Unabhängigen übergetreten ist, die Kreisorganisation diesen Abertritt jedoch ausdrücklich gemißbilligt hat? Ob der Vorschlag 4 diese Frage zur Zufriedenheit der Parteien zu lösen vermag, ist mehr als zweifelhaft, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, jeder Partei eine bestimmte Anzahl sozusagen erblicher Mandate zu erhalten. Das Wort: »Alles fliehet« gilt auch für politische Parteien, zumal in weltumwälgenden Zeiten, wo um grundsätzliche, auseinandergehende Anschauungen und eine dementsprechende Taktik gerungen wird. Da taugen fein ausgeklügelte, aber die lebendigen Erlebkkräfte übersehende Wahlkompromisse nichts. Bei solchen Kompromissen kann man sich gar zu leicht selbst kompromittieren. Entspricht es weiter dem Ansehen unserer Partei und befördert es die Zielklarheit in unseren eigenen Reihen, wenn wir schon im ersten Wahlgang auf eigene Kandidaten verzichten und für eine Partei eintreten, deren Wege andere sind als die unsrigen, eine Partei, die uns gehässiger bekämpft als alle übrigen?

Die Antwort auf Kranolds Vorschläge kann deshalb nur ein entschiedenes »Nein!« sein.

Kleinbauer und Arbeiter.

Von einem Kleinbauern der Neumark (Provinz Brandenburg), der seit mehreren Jahren in der sozialdemokratischen Bewegung tätig ist, erhalten wir eine längere Schilderung der heutigen Lage auf dem Lande, die für die zurzeit dort vorherrschende Stimmung sehr charakteristisch ist. Wir bringen deshalb den hierauf bezüglichen Teil der Zuschrift zum Abdruck:

Während früher der Städter meist mit Nichtachtung auf den kleinen Bauern herabsah, hat sich nun, seit die Lebensmittel knapp geworden und beträchtlich im Preise gestiegen sind, die Nichtachtung in Haß verwandelt. Für die Knappheit und Teuerung wird einfach der Bauer verantwortlich gemacht. Es ist bitter, wenn man

immer wieder von Kameraden und Mitmenschen haßerfüllte Worte zu hören bekommt. Freilich sieht auch heute mancher Bauer mit einer Art Schadenfreude, wie jetzt die Städter den Schmachtriemen enger ziehen müssen, von denen so manche ehemals die besseren Lebensbedingungen der Stadt dem schweren Landleben vorgezogen haben. Gesündigt wird auf beiden Seiten. Nur wenn beide Teile auch die Licht- und Schattenseiten des anderen Erwerbes erkennen, kann es zu gegenseitiger Verständigung kommen. Die Schuld allen Landwirten beizumessen, ist unberechtigt. Gewiß haben auch manche unter ihnen selbstsüchtig gehandelt. Die Hauptursache ist aber wohl, daß gewissenlose Subjekte wie so viele andere Artikel auch landwirtschaftliche Erzeugnisse, soviel sie nur konnten, aufkauften und sie dann an die Heeresverwaltung und Bevölkerung zu hohen Wucherpreisen weiterverkauften. Erst als der Wucher überhandnahm, die Not der ärmeren Schichten immer größer wurde, gab die Regierung dem Drängen der Sozialdemokratie nach und griff durch Festsetzung von Höchstpreisen und eine geregelte Verteilung des Vorhandenen ein. Wäre dies früher geschehen, die Not wäre nicht so groß geworden. Aber noch immer kann der, der die Mittel dazu hat, sich durch Hinterlist etwas verschaffen. Das Hamstern wurde zur Tagesordnung. Die Städter überschwemmten das Land. Wer kann es einem Bauern verdenken, wenn er dem Bitten und Drängen von Verwandten oder auch Fremden nachgab und ihnen von seinen Erzeugnissen etwas abließ und die Höchstpreise überschritt?

Als die Löhne der Kriegsarbeiter stiegen, ist der Kaufwert des Geldes gesunken. Darunter leidet auch der Bauer. Seinen Bedarf muß er jetzt auch teurer als früher bezahlen. Was er auf der einen Seite gewinnt, gibt er auf der anderen wieder aus. Die Einnahmen der Kleinbauern sind wirklich nicht so groß, wie mancher denkt. Bei mir zu Hause wurde zum Beispiel 1915 die 30 Morgen große Wirtschaft von drei erwachsenen Personen bewirtschaftet. Die Gesamteinnahme in demselben Jahre betrug etwa 3000 Mark. Hiervon gehen ab die Ausgaben für Steuern, Zinsen, Anschaffung von Futter und Düngemitteln, die Instandhaltung der Wirtschaftsgebäude, der Geräte usw. Da bleibt als Arbeitslohn für drei Personen nicht viel übrig. Jeder bessergestellte Arbeiter hat einen höheren Verdienst. Dennoch muß der Bauer, wenn er vorwärts kommen will, früh und spät auf dem Posten sein. Das Vieh will auch Sonntags gefüttert sein. Wenn eine Kuh kalbt, fragt sie nicht erst, ob Nacht-, Sonn- oder Feiertagsruhe ist. Es bedarf erst vieler Mühe und Arbeit, ehe ein Stück Vieh schlachtfähig ist, ehe es und alle anderen Produkte verkauft werden können.

Im Verhältnis zu der oft geleisteten Arbeit ist der Verdienst des kleinen Bauern nicht hoch. Erst durch den langen Zwischenhandel wird die Ware so teuer. Recht klar und deutlich sieht das jetzt jeder bei der Festsetzung von Höchstpreisen für die Erzeuger, den Groß- und den Kleinhandel. Vor dem Kriege, als noch vieles, wenn auch nicht immer in Hülle und Fülle, so doch ausreichend vorhanden war, fiel es dem Bemittelten nicht schwer, seinen Bedarf an Lebensmitteln zu decken, wohl aber den ärmeren Schichten, den Arbeitern, die mit jedem Pfennig rechnen mußten. Nicht an der Knappheit der Lebensmittel lag es damals, nicht an den hohen Preisen wird es künftig liegen, daß mancher sich nicht sattessen kann, sondern daran, daß das Einkommen großer Volkschichten viel zu niedrig ist.

Der Arbeiter muß im Bauer, der Bauer im Arbeiter einen Klassengenossen erblicken, und sie müssen sich gegenseitig helfen, die beiderseitigen Lebensbedingungen zu verbessern. Die Lage der Kleinbauern ist alles andere als rosig. Sie sind auch Proletarier, die einen schweren Kampf ums Dasein führen. Wie mancher, der durch schlechte Ernten und Unglücksfälle in Schulden kam, mußte, wenn er in die Hände der Wucherer geriet, von Haus und Hof. Nun sind ja schon auf dem Lande fast überall Spar- und Darlehenskassen gegründet worden, die zu einem niedrigen Zinsfuß Darlehen gewähren und so dem Wuchererunwesen entgegenarbeiten. Diese Kassen sind aber auch ein Werk der Selbsthilfe.

Die Bauern waren bisher die festesten Stützen der Konservativen, für den Sozialismus fast unzugänglich. Aber es dämmert jetzt auch unter ihnen. Schon manchem Bauer sind in der Kriegszeit die Augen aufgegangen. Die Junker sind ja noch immer die alten. Durch die Sondervorrechte, die sie leider noch immer in Preußen genießen, haben sie eine nicht zu unterschätzende Macht. Und sie nutzen ihren Einfluß aus; haben doch die Großbesitzer es auch während des Krieges verstanden, Sondervorrechte und Vorteile für sich herauszuschlagen. Es macht ihnen gar nichts, wenn das auch auf Kosten der Bauern geschieht, deren Interessen sie angeblich vertreten. Gewiß hat auch der Kleinbesitz eine Mehreinnahme durch die hohen Vieh- und Getreidepreise, aber im Verhältnis zum Massenverkauf des Großbesitzes ist sie doch nur gering. Wie zum Beispiel durch die Frühbruschprämie bei der diesjährigen Ernte. Den Großbetriebern wurden hierzu meistens militärische Bruchkommandos zur Verfügung gestellt, was für die kleinen Betriebe kaum möglich war. Bei letzteren waren oft überdies die Besitzer selbst oder ihre erwachsenen Söhne im Felde. Alle die schweren Arbeiten mußten nun von den Frauen oder älteren männlichen Arbeitskräften verrichtet werden. Bei der wechselvollen Witterung mußte jede Stunde guten Wetters zur Ernte und Feldarbeit ausgenutzt werden. Das Dreschen kommt erst in zweiter Linie. So ist denn die Frühbruschprämie den kleinen Landwirten nur in ganz beschränktem Maße zugute gekommen. Sie war wieder eine Art Liebesgabe an den Großbesitz.

Auch als im Laufe des Krieges die Beschlagnahme der landwirtschaftlichen Produkte immer mehr zur Notwendigkeit wurde, waren es die kleinen Landwirte, die am schärfsten herangezogen wurden, während dem Großbesitz Vorrechte eingeräumt wurden. Viel böses Blut gab es unter den Bauern, wenn sie an Stelle der abgelieferten Futtermittel ganz minderwertige zu hohen Preisen kaufen mußten oder gezwungen waren, vom Gutsbesitzer ihre Saatkartoffeln zu beziehen, für die sie dann einen weit höheren, ja oft den doppelten Preis zahlen mußten, den sie für ihre abgelieferten Kartoffeln erhalten hatten.

Die Stimmung auf dem Lande hat sich sehr geändert. Wenn mehr Belehrung in die Bauernhütte bringen würde, dann würde auch auf dem Lande der Sozialismus kein Schreckgespenst mehr sein. Mit der Zeit wird auch der härteste Schädel begreifen lernen, daß der Sozialismus nur Gutes bringt. An das Märchen vom großen Teufel, vom Vertreiben des Bauern von Haus und Hof glaubt hier heute kein vernünftiger Mensch mehr. Unbewußt und ungewollt befindet sich die Landwirtschaft schon im sozialistischen Anfangsstadium. Manche Berührungen sind schon vorhanden, die zwischen ihr und dem Sozialismus als Brücke für die Zukunft dienen können. Der Organisationsgedanke ist auch dem Bauern nicht mehr fremd. Im »Bund der Landwirte« haben bisher auch die Mittleren und Kleinen ihre Interessenvertretung erblickt; immer mehr bricht sich aber die Erkenntnis Bahn, daß dieser Bund in erster Linie das Wohl des Großgrundbesitzes fördert. In den Massen der Bauern sieht er nur eine getreue Wahlgesolgenschaft. Durch Gründung von Spar- und Darlehenskassen machen sich die Bauern jetzt kapitalkräftiger. Zum Einkauf von Kunstdünger, Futter und Saatgut, Maschinen und anderen Sachen tun sich die Bauern immer mehr zusammen. Durch Selbstgründung von Feuer- und Viehversicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit haben sich in manchen Gegenden die Landbewohner nicht bloß gegen Not und Unglück zu schützen gesucht, sondern auch gegen die Gewinnsucht der Aktionäre privater Gesellschaften. Auch die Tierzuchtvereine haben sehr zur Hebung der Landwirtschaft beigetragen.

Wenn auch noch meist der engere Zusammenhalt, die Vereinigung zu einer großen Gesamtbewegung fehlt, so haben doch die Bauern den Wert eines Zusammenschlusses schon erkannt. Warum sollte es nicht möglich sein, unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse landwirtschaftliche Konsum- und Produktionsgenossenschaften zu gründen und diese zu einer Landesorganisation zu vereinigen? Fest eingewurzelt ist zwar im Bauern der altkonservative Grundsatz: »Das Be-

stehende erhalten«, doch die Entwicklung steht nicht still. Sie geht auch darüber hinweg. Der Übergang zur sozialistischen Wirtschaftsweise wird sicher kommen. Sie ist eine Notwendigkeit. Dann wird es auch für den Bauern heißen: »Am Alten hängen, solange es gut ist, doch Neues schaffen jede Stunde.« Er wird einsehen, daß er unter den neuen Verhältnissen nichts verliert, aber viel gewinnt.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Senderfon und Lloyd George.

Als die in Nr. 15 der Neuen Zeit zum Abdruck gelangten Ausführungen über die Londoner Konferenz und die neue Kriegszieldenkschrift der englischen Labour Party niedergeschrieben wurden — zwei Tage vor dem Zwischenfall in Brest-Litowsk —, waren nur erst kurze Auszüge der englischen Presse aus dem Inhalt der Denkschrift bekannt. Die seitdem eingetroffenen Meldungen bestätigen in allen Teilen, daß tatsächlich nur die Forderung, Elsaß-Lothringen müsse unbedingt an Frankreich zurückgegeben werden, eine gewisse Abschwächung erfahren hat; alle anderen wichtigen Forderungen des alten, auf der Londoner Konferenz vom 14. Februar 1915 einstimmig angenommenen Programms sind geblieben. Wer daran noch zweifelt, wird durch den »Populaire«, das Blatt der französischen sozialistischen Minderheit, das eine genaue Übersetzung dieser der Londoner Arbeiterkonferenz vorgelegten und von ihr gegen 13 Stimmen angenommenen Denkschrift bietet, eines Besseren belehrt. So heißt es zum Beispiel darin bezüglich Italiens und der Türkei (nach dem französischen Text):

»Die britische Arbeiterbewegung erklärt ihre warme Sympathie für die Völker italienischer Rasse und Sprache, die, außerhalb der widersinnigen Grenzen geblieben, sich nicht verteidigen konnten, und die durch frühere diplomatische Abmachungen vom Königreich Italien getrennt worden sind, und sie (die britische Arbeiterpartei) unterstützt ihre Wiedervereinigung mit ihren Brüdern und ihrer Rasse. Sie erkennt auch an, daß Maßnahmen nötig sein dürften, um die berechtigten Interessen Italiens in den benachbarten Meeren zu sichern; aber sie hat keine Sympathie mit den Eroberungsabsichten des italienischen Imperialismus und meint, daß alle berechtigten Notwendigkeiten durchgeführt werden können, ohne daß die Bedürfnisse anderer Völker beeinträchtigt oder ihre Ländererlen annektiert zu werden brauchen.«

Und in bezug auf die Türkei heißt es:

»Die britische Arbeiterbewegung verurteilt alle Pläne, welche die von der Türkei unterworfenen Völker unter ihrer Herrschaft belassen. Was Armenien, Mesopotamien und Arabien anbelangt, so dürfen diese Gebiete keinesfalls unter der Tyrannei des Sultans und der Paschas verbleiben. Die britische Arbeiterbewegung hat keinerlei Sympathie mit den imperialistischen Zielen der Regierungen und Kapitalisten, die diese Territorien oder andere gegenwärtig von den Türken beherrschte Gebiete als bloße Objekte der Ausbeutung oder Instrumente des Militarismus ansehen. Wenn es nicht angeht, in diesen Ländern die Völker selbst ihr eigenes Schicksal bestimmen zu lassen, dann fordert die britische Arbeiterpartei in Übereinstimmung mit der Formel »Keine Annexionen«, daß sie unter die Verwaltung einer Kommission gestellt werden, die ihres Amtes unter der Garantie und der übernationalen Autorität des Bundes der Nationen waltet.

Sie ist ferner der Ansicht, der Weltfriede verlange, daß Konstantinopel zu einem dauernd neutralisierten Freihafen gemacht und mit den Meerengen der Dardanellen sowie, wenn möglich, allen angrenzenden Gebieten Kleinasiens oder Teilen derselben unter diese unparteiliche Verwaltung gestellt werden.«

Ferner soll, wie weiter gefordert wird, Palästina den Türken genommen und zu einem freien jüdischen Staat gemacht werden — unter »internationaler Ga-

ranterie. Ob darunter ein Ausschichtsrat des »Bundes der Nationen« verstanden wird oder eine Aufsicht, die auf eine bloße Protektion Englands hinausläuft, wird nicht gesagt.

Selbstverständlich spricht sich auch die Denkschrift allgemein für das Selbstbestimmungsrecht der Nationen aus. Tatsächlich gefordert wird dieses Recht jedoch nur für Luxemburg und Polen — nicht für Finnland, die Ukraine und die anderen sogenannten russischen Fremdvölker und noch weniger für das unterdrückte Irland und für Ägypten, Malta, Zypern, Ostindien usw. Soweit englischer Besitz in Betracht kommt, scheidet für die Labour Party einfach das Selbstbestimmungsrecht der Nationen aus.

Ähnlich steht es mit der Behandlung der Kolonialfrage in der Denkschrift, die die Frage, ob Kiautschou im Besitz der Japaner bleiben oder an China zurückfallen und wie die Kolonialverhältnisse Ozeaniens geordnet werden sollen, ebenfalls kurzweg beiseite schiebt und nur Afrika in Betracht zieht. Der betreffende Passus in der Denkschrift lautet nämlich:

»Was die Kolonien der Kriegsführenden im tropischen Afrika, von einem Ozean bis zum anderen, anbetrifft, also die Gebiete nördlich des Jambesi und südlich der Sahara oder genauer jene zwischen dem 15. nördlichen und dem 15. südlichen Breitengrad, die jetzt schon unter internationaler Kontrolle stehen, so bekundet die britische Arbeiterbewegung keinerlei Sympathie mit der imperialistischen Absicht, sie zur Einflußsphäre einer einzigen Nation zu machen, um sie dem Profit der Kapitalisten auszuliefern oder sie in den Dienst militaristischer Regierungszwecke zu stellen. Wenn es nicht durchführbar scheint, die Völker dieses Gebiets ihr eigenes Schicksal bestimmen zu lassen, dann schlägt sie vor, um die Interessen der Humanität vor ihrer Vernachlässigung durch die Kriegsführenden zu bewahren, daß die jetzigen europäischen Kolonien im tropischen Afrika, soweit sie in der genannten Zone liegen, unter die Aufsicht des »Bundes der Nationen« gestellt und ihre Verwaltung unter der Autorität eines legislativen Rates als eines unabhängigen afrikanischen Staates mit eigener Regierung nach folgenden Grundsätzen organisiert wird:

1. In jedem Gebiet muß Rücksicht auf die Volksstimmung genommen werden, soweit diese sich bestimmen läßt (quand ils peuvent être précisés).

2. Schutz der Eingeborenen gegen Ausbeutung und Bedrückung sowie Wahrung der Stammesinteressen.

3. Sämtliche Einnahmen dieses afrikanischen Staates sollen allein für sein Wohlergehen und seine Entwicklung verwendet werden.

4. Dauernde Neutralisierung dieses afrikanischen Staates, Nichtteilnahme an irgendwelchen internationalen Streitigkeiten oder zukünftigen Kriegen.»

Demnach soll also ganz Südafrika mit Einschluß der ehemaligen Burenstaaten, Betschuanalands, Südrhodesias und Westrhodesias unter englischer Herrschaft verbleiben, ebenso auch Ägypten und der eigentliche Sudan — eine sehr schöne Abgrenzung des neuen afrikanischen Staates, der dadurch auf jene Völkerschaften beschränkt wird, die am wenigsten zu jeder Selbstverwaltung befähigt sind.

Wie ein Vergleich der neuen Denkschrift mit der früheren vom Februar 1915 lehrt, hat sich demnach im ganzen an dem Kriegszielprogramm der Labour Party recht wenig geändert, nur haben die Revisoren es für nötig gehalten, einige unverbindliche Redewendungen gegen den Imperialismus und die kapitalistische Ausbeutung einzuschalten. Warum aber dann die von England aus in die holländische und skandinavische Presse lancierte Meldung, die auch zum Teil in unsere Parteipresse übergegangen ist, die Revision der Denkschrift wäre eine gründliche und deren Annahme auf der Londoner Konferenz bedeute eine entschiedene Friedenskundgebung der englischen Arbeiterschaft? Weil die Verbreitung dieser Auffassung zum Gelingen des zwischen Lloyd George und Henderson geplanten politischen Ballspiels nötig war. Nachdem die Konferenz der Labour Party und der dem Gewerkschafts-

kongreß angeschlossenen Verbände die neue Kriegszielenkschrift angenommen hatte, wandten sich ihre Leiter damit sofort an Haysmans, Branting und an den Sowjet in Petersburg, indem sie letzterem dringend von der Fortsetzung der Friedensberatungen abrieten, auf die angebliche Schwenkung der englischen Arbeiterschaft hinwiesen und einen baldigen allgemeinen Frieden in Aussicht stellten. Zugleich wurde Lloyd George der Beschluß formell überreicht, und dieser als geschickter Diplomat fing sofort den ihm von der Firma Henderson & Co. zugeworfenen Ball auf. Acht Tage vorher hatte er noch verkündet, der Krieg könne nur durch einen Sieg der Entente zu Ende geführt werden; nun berief er die Vertreter der Gewerkschaften zu sich und erklärte ihnen, er sei auch für einen Verständigungsfrieden und erkenne einen Teil der Kriegszielforderungen der Labour Party als berechtigt an. Niemals habe das englische Volk imperialistische Ziele verfolgt und Deutschland niederhämpfen wollen, nur von seinen militaristischen Herrschaftsplänen wolle man Deutschland befreien, »damit es alle seine Kraft den großen gemeinnützigen Aufgaben der Welt widme«.

Nach dieser Einleitung folgte dann eine an die bolschewistische Regierung gerichtete Warnung, sich bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk nicht von den Preußen einwickeln zu lassen. Es liege absolut nicht in der Absicht Preußens, die eroberten russischen Gebiete zurückzugeben, sondern sie unter irgendwelchen Vorwänden dem »preußischen Reich« einzugliedern.

Nachdem Lloyd George ausjüngliert hatte, übernahm sofort wieder Henderson den Ball. In einer von Reuter mit großem Tamtam verbreiteten Besprechung der Rede Lloyd Georges bestätigte er diesem, daß er sich — wenn auch nicht ausreichend — gewandelt hätte, identifizierte sich teilweise mit den ant imperialistischen und antimilitaristischen Anschauungen der Bolschewiki und richtete dann an die »russischen Kameraden« einen Appell, sobald sie mit den Mittelmächten sich über bestimmte Friedensfragen geeinigt hätten, nicht daraufhin sogleich Frieden zu schließen, sondern zunächst die Abmachungen »allen Regierungen und Völkern« (das heißt den Ententemächten) zur Gutachtung zu unterbreiten, damit diese sich entscheiden könnten, mitzutun.

Der Zweck dieses Fangballspiels ist für jeden, der nicht politisch blind ist, völlig klar: der russischen bolschewistischen Regierung soll einerseits vorgepiegelt werden, daß sie in Brest-Litowsk eingeseift werde, und andererseits, daß man in England jetzt zum Abschluß eines allgemeinen Friedens bereit sei, damit die russische Regierung zur Einstellung der Verhandlungen in Brest-Litowsk oder mindestens zu mißtrauischer Hinauszögerung eines Sonderfriedensabschlusses greift. Tatsächlich hat man ja auch erreicht, daß die russische Regierung stußig wurde und die Verhandlungen in Brest-Litowsk nicht fortsetzen wollte, bis die Erkenntnis, daß Rußland dringend des Friedens bedarf, sie doch wieder nach Brest-Litowsk getrieben hat.

Es hieße jedoch Lloyd George wie auch Henderson unterschätzen, wenn man annehmen wollte, sie würden sich mit dem Scheitern ihres Spiels zufrieden geben. Es scheint keineswegs ausgeschlossen, daß Henderson und seine Gefinnungsfreunde, obgleich sie durch ihr Verhalten auf der Konferenz der Ententesozialisten in der Londoner Westminster Hall am 28. August vorigen Jahres die Abhaltung des geplanten sozialistischen Friedenskongresses in Stockholm hintertrieben haben, nun plötzlich entdecken, die zukünftige Friedenssicherung, die Demokratie, das Völkerrecht oder auch der Sozialismus verlange, daß nicht in Brest-Litowsk bloß zwischen Regierungen über den Frieden verhandelt werde, die Völker müßten vielmehr selbst am Friedensschluß teilnehmen, und deshalb müsse sofort eine sozialistische Friedenskonferenz nach Stockholm, Kopenhagen oder Christiania einberufen werden — bis zu deren Tagung »natürlich« die Verhandlungen in Brest-Litowsk auszusetzen wären. Wer weiß, ob nicht schon in den nächsten Tagen auf der Jahreskonferenz in Nottingham hierfür die Lösung ausgegeben wird.

Trochki's Antwort auf den Aufruf der französischen sozialistischen Parlamentsfraktion.

Auf den in Nr. 15 der Neuen Zeit mitgeteilten Aufruf der sozialistischen Mitglieder der französischen Deputiertenkammer an die russischen »Kameraden«, nicht ihre Ehre durch Abschließung eines Sonderfriedens zu beflecken, haben, wie die Pariser »Vérité« verrät, die Absender vom russischen Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten Trochki eine Antwort erhalten, die kaum ihren Beifall gefunden haben dürfte. Trochki schreibt, wie das genannte Blatt berichtet:

»... Die parlamentarische Fraktion des französischen Sozialismus ist durchaus verantwortlich für die Demütigung des offiziellen französischen Sozialismus, und sie hat sich jedes Rechtes beraubt, den russischen Volkswismus zu verurteilen. Die französischen Sozialdemokraten sind deshalb auch nicht berufen, uns den Waffenstillstand und die Gefahr eines Sonderfriedens vorzuwerfen. Wir haben einen allgemeinen Waffenstillstand vorgeschlagen, wir haben uns an alle Völker, die im Kriege stehen, wie an ihre Regierungen gewandt mit dem Vorschlag, über einen allgemeinen Frieden zu verhandeln. Diese Verhandlungen bedeuten für keinen der Teilnehmer und noch weniger für uns selbst die Annahme eines Friedens um jeden Preis und unter jeder Bedingung...

... Die französische Bourgeoisie hat auf diesen Vorschlag mit der Berufung des Ministeriums Clémenceau geantwortet, eines Ministeriums des blinden Chauvinismus und des sozialistischen Rückschritts. Der offizielle französische Sozialismus hat daraufhin mit Vorwürfen und Anklagen geantwortet, aber nicht an die Adresse der französischen Bourgeoisie, sondern an die Adresse des russischen Proletariats, und er hat unter dem Ministerium Clémenceau die »heilige Einigkeit« in ihrer ganzen Kraft erhalten. Wir streben nach einem allgemeinen und demokratischen Frieden. Wir haben es durch unseren ganzen Kampf gezeigt...

... Der Weg Clémenceaus ist nicht derjenige des Friedens, er führt das französische Volk in sein Verderben. Das französische Proletariat kann das nicht mitverstehen. Wir glauben fest, daß es die Stimme erheben und von seiner Regierung verlangen wird, daß sie an den Verhandlungen teilnimmt. Wer keinen Sonderfrieden will, kann sich nicht weigern, an den Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden teilzunehmen, das heißt er muß ehrlich seine eigenen Friedensbedingungen erklären. Die Verhandlungen für den Frieden sind eröffnet. Der Rat der Kommissäre des Volks wird dabei die Interessen und Grundsätze des nationalen Sozialismus verteidigen.

Engelbert Pernerstorfer †.

Die deutsch-österreichische Sozialdemokratie hat einen schweren Verlust erlitten: der Tod hat Engelbert Pernerstorfer hinweggerafft. Ein Leben voller Arbeit und Kämpfe hat geendet. Am 27. April 1850 als Sohn eines armen Schneidemeisters in Wien geboren, besuchte Engelbert Pernerstorfer zunächst die Volksschule und dann mit seinem Freunde Viktor Adler zusammen das Schottengymnasium. Im Oktober 1870 begann er sein Universitätsstudium an der philosophischen Fakultät in Wien. Er widmete sich vornehmlich dem Studium der Geschichte, hörte außerdem aber philosophische Kollegien und Nationalökonomie bei A. E. Friedrich Schäffle und Lorenz Stein. Er wurde dann Erzieher und Lehrer, griff aber, durch seine politischen Neigungen getrieben, bald zur Schriftstellerei und gab von 1881 ab in Wien die »Deutschen Worte« heraus, ein vierzehntätiges Blatt, an dem Schönerer, Steinwender und Friedjung mitarbeiteten. Als sich Schönerer mehr und mehr zur reinen deutsch-sümlisch-antisemitischen »Blamäckerel« entwickelte, trennte sich Pernerstorfer von ihm und wandelte sein Blatt in eine nationaldemokratisch-sozialpolitische Monatschrift um, die bald eine Gruppe junger aufstrebender Talente um sich scharte.

Im Jahre 1885 zog Pernerstorfer als Vertreter des Bezirks Wiener-Neustadt in das österreichische Abgeordnetenhaus ein, wo er lange Zeit mit Dr. Kronawetter die äußerste Linke bildete. Zunächst noch radikaler deutschnationaler Demokrat mit sozialistischem Einschlag, entwickelte er sich mehr und mehr zum Sozialisten und trat 1896 formell der sozialdemokratischen Partei bei, die ihn 1897 bei den Wahlen nach dem neuen badenischen Wahlssystem im Wahlkreis des Viertels unter dem Wienerwald als ihren Kandidaten aufstellte. Pernerstorfer unterlag dem Luegerschen Bewerber und wurde erst 1901 wieder in das Parlament gewählt, wo er sich durch seine Rednergabe, seine Beherrschung der parlamentarischen Technik und seinen Witz bald hohes Ansehen verschaffte. 1907 wurde er von der Fraktion zu ihrem Vorsitzenden und bald darauf bei der Erweiterung des Präsidiums des Abgeordnetenhauses zum Vizepräsidenten erwählt, ein Amt, das er bis zu seinem Tode bekleidete.

Auch als Schriftsteller hat Pernerstorfer sich einen Ruf erworben. Seit 1907 zum Redaktionsstab der Wiener »Arbeiterzeitung« gehörend, hat er für diese manch wertvollen Beitrag, vornehmlich über Theater, Kunst und Literatur geschrieben.

Literarische Rundschau.

»Jungvolk«, ein Almanach für die arbeitende Jugend. Jahrgang 1918. Herausgegeben von der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis 1,50 Mark (für Angehörige der Jugendorganisation 50 Pfennig). 128 Seiten.

Der neue Jungvolk-Almanach stellt sich in seiner äußeren Gestaltung und in der reichhaltigen Fülle seines Inhalts würdig an die Seite seiner Vorgänger. Es ist nun bereits der vierte Kriegsalmannach: denn den Zeitereignissen mußte auch diesmal Rechnung getragen werden. All das Fürchterliche des blutigen Weltgeschehens klingt auch auf den Seiten unseres bewährten Buches wieder. Aber die Zusammenstellung unseres Kalenders ist so gefaßt, daß alles Niederdrückende seinem Inhalt ferngehalten ist; im Gegenteil: er sucht aufzurichten und den Glauben an die großen Ideen der Menschheit neu zu stärken. Für sie ruft er zum Kampf in klingenden Gedichten, für sie trachtet er zu wirken durch gute, belehrende Artikel aus allen Wissensgebieten. Da ist vor allem ein Artikel Karl Korns über Karl Marx, dessen gründliche Lektüre nur bestens anempfohlen werden kann. Richard Weimann plaudert über »Die proletarische Jugendbewegung im dritten Kriegsjahr«. G. E. Graf ist mit einem höchst instruktiven Artikel »Das englische Kolonialreich« vertreten. A. Ellinger weiß allerlei Wissenswertes über »Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg« zu sagen. Mehr abseits von den großen Tagesereignissen liegen die Beiträge von Franz Diederich (»Schiller, der Kulturmächtige«), Otto König (»Der Mittelpunkt der Alten Welt«), W. Sölmann (»Im Landheim«), Kurt Wiging (»Leibesübungen«) und E. Schäfer (»Die Silhouette«). Karl Bröger der manches gute Gedicht für den Almanach beigezeichnet hat, entwirft ein fesselndes Lebensbild Ulrich v. Hutten. Den Rückblick über das Zeitgeschehen im Berichtsjahr gibt in klarer, übersichtlicher Art Heinrich Schulz. Gute Bilder in geschickter, feinsinniger Auswahl beleben zahlreich den auch an fesselnder Unterhaltungselektüre nicht armen Text. Dem schmucken, ansprechenden Büchlein, das sicherlich sich rasch in altgewohnter Weise Freunde werben wird, ist weiteste Verbreitung zu wünschen, und zwar nicht nur in der Heimat, sondern auch im Felde, wo es in den Schützengräben gar manchem eine willkommene Oase sein dürfte.

-n.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17

Ausgegeben am 25. Januar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Sinn-Fein-Bewegung in Irland.

Von Heinrich Cunow.

»Irland ist der große Prüfstein unserer besonderen englischen Zivilisation.«
Austin Harrison.

In Irland tagt zurzeit ein Konvent, der die irische Frage lösen, das heißt eine passende Selbstverwaltungsorganisation für die Grüne Insel herausfinden soll. Wie jüngst die »Times« in einem Artikel verriet, ist von den Vereinigten Staaten von Amerika, wo bekanntlich das irische Element einen beträchtlichen Einfluß auf das politische Leben besitzt, sowie aus den englischen Kolonien ein starker Druck auf die englische Regierung ausgeübt worden, endlich Irland die versprochene Selbstregierung zu gewähren. Am stärksten hat aber die zunehmende revolutionäre Gärung in Irland selbst gewirkt, die, wie die »Times« sich ausdrückt, zu einem unerträglichen »Handicapping« (Rennhindernis) im Kriege geworden ist.

Als die englische Regierung im Kriegsjahr 1916 den Osteraufstand der Sinn-Feiner in Dublin niedergeworfen und die ihr in die Hände gefallen Führer der achttägigen »Irishen Republik« hatte erschießen lassen, glaubte man in England die irischen »Rebellen« für längere Zeit derart entmutigt zu haben, daß die Sinn-Fein-Bewegung stark zusammenschrumpfen werde. Wie so viele andere damalige englische Annahmen, hat auch diese sich als irrig erwiesen. Nach einem kurzen Rückgang in den nächstfolgenden Monaten setzte die Sinn-Fein-Bewegung mit erneuter Kraft ein und gewann nicht nur in größeren Städten wie Dublin, Cork, Limerick neuen Boden, sondern dehnte sich auch — während sie vor dem Aufstand außerhalb dieser Städte nur in den Grafschaften Galway, Sligo, Wexford und Waterford eine größere Anzahl von Anhängern um ihre Fahne gesammelt hatte — in raschem Fortschritt fast über den ganzen Westen und Süden Irlands aus. Zu neuen Aufständen ist es allerdings, wenn man von einigen kleinen lokalen Unruhen absteht, im letzten Jahre nicht gekommen, teils, weil England beträchtliche Massen englischer und schottischer Truppen in Irland stationiert, teils, weil man in den leitenden Kreisen der Sinn-Feiner sich zunächst aus taktischen Gründen aufs Abwarten verlegt hat. Was der jetzige irische Konvent, dessen Sitzungen geheim sind, beschließen, wieweit das englische Parlament diese Beschlüsse sanktionieren und welche Stellung dazu die radikalen Sinn-Feiner einnehmen werden, muß abgewartet werden; jedenfalls wird England jetzt oder nach dem Kriege Irland eine Selbstverwaltung gewähren müssen, die weit über die alten beschränkten Homeruleprojekte hinausgeht; denn unterdrücken läßt sich die Sinn-Fein-Bewegung nicht mehr. Sie hat allzu tief im irischen Volksgemüt Wurzel geschlagen.

Vielfach werden die Sinn-Feiner als Nachfolger der alten Fenier betrachtet. Wichtig ist nur, daß manche jener radikalen Nationalisten, die

früher die feniansche terroristische Taktik befürworteten, sich der Sinn-Fein-Bewegung angeschlossen haben; keineswegs ist aber diese aus dem Feniertum hervorgegangen. Sie ist vielmehr jenem in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts innerhalb der irischen Gelehrten- und Studentenschaft erneut einsetzenden Bestreben entsprungen, die »altirische Kultur« vor dem Aufgesogenwerden durch das Engländerium zu bewahren, das heißt durch Pflege der irischen Sprache, Literatur, Geschichte, Überlieferung, Kunst usw. dem irischen Volke das Bewußtsein seiner nationalen Eigenart zu erhalten. Sinn-Fein (sprich Fe-in) bedeutet »w i r s e l b s t«, das heißt, wir wollen uns selbst gehören, unser eigenes nationales Leben leben oder, wie der unter Chiffre »M. E.« schreibende irische Dichter und Politiker George W. Russell sich in seiner Schrift „The national Being“ (Das nationale Sein) ausdrückt: *Irland wünscht seine »eigene nationale Seele« zu haben.*

Eine politische Partei war die Sinn-Fein-Anhängerschaft zunächst nicht, jedenfalls keine feniansche Verschwörerclique. Der Gedanke einer baldigen gewaltsamen Losreißung Irlands vom britischen Reiche lag ihr ganz fern. Weit eher kann man sie als eine gelehrt-literarische Bewegung bezeichnen. Freilich sah wohl mancher ihrer Anhänger voraus, daß das Bestreben, dem irischen Volke seine Eigenart und sein Nationalbewußtsein zu erhalten, weiterhin in die Forderung auslaufen werde und müsse, ihm auch seine politische Selbstständigkeit zu sichern; aber vorerst trat diese Folgerung zurück. Sieht man sich die Literatur der Sinn-Feiner an, so findet man darin vielmehr bis in die Jahre 1911/12 hinein den Gedanken ausgesprochen: von einer politischen Selbstständigkeit Irlands zu sprechen, hätte vorläufig keinen Zweck; denn politische Selbstständigkeit ohne festen nationalen Untergrund hätte geringen Wert, ohne eine feste nationale Basis vermöge kein Staat dauernd zu einem wichtigen kulturellen und politischen Faktor in der Völkergeschichte zu werden: eine Theorie, die auch heute noch in der Sinn-Fein-Bewegung vorherrscht, nur daß man jetzt das irische Nationalbewußtsein für genügend erstarkt erklärt, um als Grundlage einer irischen Republik dienen zu können. So wird zum Beispiel noch in der vorhin erwähnten, 1916 erschienenen Russellschen Schrift mehrfach betont, daß die staatliche Selbstständigkeit die nationale Selbstständigkeit voraussetzt, und als Beweis auf Deutschland hingewiesen, von dem es heißt: »Jener große mitteleuropäische Staat, der, während ich dies schreibe, rings von Feinden umgeben ist, gelangte zu jenem Höhepunkt seiner Macht, die ihn zum maßgebenden in Europa machte, keineswegs durch seinen Militarismus. Seine militärische Macht beruht vielmehr und wird getragen von einem kräftigen Geistesleben und von der weitestreichenden Bildung und Wissenschaft, wie sie vielleicht in der ganzen Welt nicht mehr zu finden ist. Sein nationales Sein ist durch eine lange Reihenfolge mächtiger Denker bereichert worden. Ein großes Innenleben und Jahrhunderte der Träume gingen der Begründung seiner Macht und seines Reichums voraus.«

Der Anschluß von früheren Parteigängern John Redmonds, der 1900 nach der Wiedervereinigung der parnellitischen mit der antiparnellitischen Partei die Gesamtführung der irischen Nationalisten übernommen hatte, an die Sinn-Fein-Bewegung verschaffte auch dem Streben nach politischer Selbstständigkeit eine größere Bedeutung im Sinn-Feinismus, doch wuchs die Anhängerschaft im ganzen nur langsam, und in den Jahren 1908 bis 1912,

als die Redmondsche Partei energische Vorstöße zur Durchsetzung ihrer Homerulesforderungen unternahm, kehrte sogar ein Teil der Sinn-Feiner, der sich in den vorausgegangenen Jahren von den Redmonditen losgelöst hatte, wieder zu diesen zurück. Charakteristisch für die Auffassung, die sogar noch in dieser Zeit die Sinn-Feiner beherrschte, ist die Tatsache, daß sie weit weniger an den Homeruleplänen der englischen liberalen Regierung die Unzulänglichkeit der allgemeinen politischen Zugeständnisse auszusetzen fanden, als die Nichtanerkennung Irlands als einer besonderen Nation, die weitere Verfügung Englands über die irischen Einkünfte und die Vorenthaltung der nötigen Mittel, um in Irland neue Erziehungs- und Bildungsstätten einzurichten.

Allmählich gelangte nun aber doch die Sinn-Fein-Bewegung in das politisch-separatistische Fahrwasser. Hatte sich früher die Anhängererschaft fast ausschließlich aus Gelehrten, hauptsächlich den Professoren der höheren Lehranstalten, Literaten und Studenten zusammengesetzt, so traten nun auch kleinbürgerliche Elemente zu der Bewegung über, und 1908 schloß sich sogar ein Teil der gewerkschaftlich organisierten Dubliner Arbeiter unter James Larkins Führung den Sinn-Feinern an. Zugleich knüpfte der Sinn-Feinismus engere Beziehung zu dem amerikanischen Irenbund Clan-na-Gael an.

Vorerst behielt jedoch die Gelehrtschaft die Führung. Erst nach dem Eintritt des sozialistischen Gewerkschaftsführers James (Jim) Connolly gewann allmählich innerhalb der Bewegung eine gewisse sozialistische Unterströmung an Bedeutung, besonders nach dem großen Transportarbeiterstreik in Dublin im Jahre 1913, bei dem mehrere hervorragende Sinn-Feiner die streikenden Arbeiter unterstützten, während die englandfreundliche Bourgeoisie und ein Teil der gemäßigten Nationalisten, an ihrer Spitze W. M. Murphy, der Eigentümer des »Irish Independent« (Irishen Unabhängigen), sie aufs schärfste bekämpften — eine Haltung, die das Ansehen der gemäßigt-nationalistischen Partei in den Augen der Arbeiterschaft sehr schädigte. Im Gegensatz zu James Larkin, einem Gewerkschafter radikaler Richtung mit teilweise syndikalistischen Anschauungen, hatte »Jim« Connolly, ein früherer Gelegenheitsarbeiter, sich in den Vereinigten Staaten (wo er längere Zeit in den Singer-Nähmaschinenwerken arbeitete) und in England als Autodidakt eine nicht gewöhnliche Bildung angeeignet. Er las außer Englisch auch Französisch und Italienisch und hatte, nachdem er sich zum Sozialismus bekehrt hatte, sogar seinen Marx studiert — für einen ohne alle Bildung aufgewachsenen irischen »Casual« jedenfalls eine außergewöhnliche Leistung. Auch zwei Bücher hat er veröffentlicht, »Labour in Irish History« (Die Arbeit in der irischen Geschichte) und »The Reconquest of Ireland« (Die Rückeroberung Irlands). Seinem politischen Glaubensbekenntnis nach kann man ihn als katholischen Demokraten mit starkem sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Einschlag bezeichnen. Er verlangte die Umwandlung Irlands in ein kooperatives Gemeinwesen (cooperative commonwealth). Ein Anhänger der Marxschen Klassenkampftheorie, wendete er diese auf Irland an, indem er ausführte, daß Irland gewissermaßen zu England in dem Verhältnis einer unterdrückten nationalen Klasse zu einer seine Arbeitskraft ausbeutenden andersrassigen Klasse stehe. Wolle die irische Arbeiterklasse ihr Ideal eines demokratisch-sozialistischen Gemeinwesens verwirklichen, dann müsse sie zunächst helfen, daß Irland den englischen Aus-

beuter abschüttle. Wie er behauptete, sind die irischen Arbeiter deshalb besonders zur Durchführung des Sozialismus geeignet, weil Irland nie einen eigenen Feudalismus gekannt und dort bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein überall der gemeinschaftliche Bodenbesitz vorgeherrscht hat, aus welcher Zeit her noch bei den irischen Arbeitern allerlei kommunistische Neigungen fortbestehen sollen.

Nachdem Connolly 1908 nach Irland zurückgekehrt war, gründete er mit den gegen den englischen Gewerkschaftskonservatismus kämpfenden Gewerkschaftsführern Larkin und Lehanen mehrere Gewerkschaften und suchte vornehmlich die vorhandenen kleinen Vereinigungen zu großen kampffähigen Verbänden (Zentralverbänden) zusammenzufassen. Ihm und Larkin verdankt vornehmlich der Verband der irischen Eisenbahn- und Hafenarbeiter, die »Transport Workers Union« ihr Entstehen.

Noch mehr als durch Jim Connollys Einfluß wurde die Sinn-Fein-Bewegung jedoch durch den Widerstand der Anhängerstaff Edward Carsons, der sogenannten »Carsoniten«, gegen die Home Ruleprojekte des englischen Kabinetts in revolutionärer Richtung vorwärtsgetrieben. Bekanntlich drohten 1912 die Ulsterleute, sich einer Vereinigung ihrer Provinz mit einem sich selbst verwaltenden »papistischen« Irland gewaltsam widersetzen zu wollen, und hoben auf Carsons Rat zu diesem Zweck Freiwilligenregimenter aus, die nach allen Regeln der Kunst für den Kleinkrieg gedrillt wurden. Das veranlaßte eine Anzahl von irischen Sinn-Feinern und Redmonditen, ihrerseits zur Abwehr ebenfalls Freiwilligenkorps zu gründen. Eine Anzahl radikal-nationalistischer Führer, an ihrer Spitze der als Sinn-Feiner bekannte Geschichtsprofessor John Mac Neill, der Solicitor (Anwalt) Laurence Kettle, der Kolonel Moore, Sir Roger Casement und The O'Rahilly, bildeten einen irischen Verteidigungsausschuß und riefen nun auch ihrerseits zur Bildung von irischen Freiwilligenbataillonen auf. Bald hatten sich in Dublin und einigen anderen Städten irische »Volunteer-Brigades« gebildet, die nun ebenso wie die Freiwilligen Ulsters ihre Waffenübungen abhielten. Die Gegensätze zwischen den Sinn-Feinern und den Carsoniten spitzten sich immer mehr zu; doch traten bald in den Reihen der irischen Freiwilligen selbst verschiedene Spaltungen ein. Von den »Irish Volunteers«, die nun vielfach auch »Sinn-Fein-Volunteers« genannt wurden, zweigten sich die Nationalfreiwilligen sowie die »Hibernians« ab, während die Dubliner gewerkschaftlich organisierten Arbeiter für sich eine besondere Bürgerwehr bildeten, gewöhnlich »Larkins Citizen Army« genannt.

Daß es vornehmlich der Widerstand Carsons und seiner »Ulster-Brigaden« gewesen ist, der die Sinn-Fein-Bewegung gefördert und zur Bildung der irischen Freiwilligenkorps geführt hat, wird auch von dem nach der Niederwerfung des Osteraufstandes eingesetzten englischen Untersuchungsausschuß zugestanden. In dem von Lord Hardinge of Penhurst, Sir Montague Shearman und Sir Mackenzie Chalmers unterzeichneten offiziellen Bericht vom 26. Juni 1916 heißt es:

Die irischen Nationalfreiwilligen verdanken ihren Ursprung einer Versammlung in Dublin im Jahre 1913, in der zwölf Mann zusammenkamen, um über die Bildung einer irischen Freiwilligenarmee zu beraten. Die Gründer dieser Wehrmacht waren John Mac Neill, Bulmer Hobson, P. H. Pearse und The O'Rahilly. Nachdem die Aushebung von Freiwilligen beschlossen war, wurde in Dublin eine

von einigen tausend Personen besuchte Versammlung abgehalten, und die Bewegung gewann feste Formen. Bis zum Juni 1914 hatten sich 65 000 Mann eingeschrieben.

Es wird dann weiter erzählt, daß sich im September 1914 die radikalen »Irish Volunteers« von den »Irish National Volunteers« getrennt hätten, und die Stärke der ersteren, also der Sinn-Fein-Freiwilligen, mit folgenden Worten geschildert:

Gegen Ende Oktober 1914 waren 13 000 Freiwillige eingetragen, davon 2000 in Dublin. Von diesen nahmen Ende 1914 mehr als 8000 an den militärischen Übungen teil, und mehr als 1400 waren im Besitz von Flinten.

Der ausbrechende Weltkrieg verschärfte die gegenseitige Befeindung der irischen Parteigruppen und trieb die Sinn-Feiner in eine immer heftigere Opposition gegen das englische Kabinett. Während John Redmond im englischen Unterhaus der liberalen Regierung die »unbedingte Ergebenheit und Loyalität Irlands« versicherte und, wie die Sinn-Feiner höhnten, auf der Grünen Insel als »Recruiting sergeant« (Werbesergeant) herumreiste, um die Irländer zum freiwilligen Eintritt in die englischen Truppenkörper zu bewegen, riefen die Sinn-Feiner ihren Anhängern dringend ab, den englischen Lockrufen zu folgen, da Englands Sache nicht Irlands Sache sei. Am 25. September 1914 brachten mehrere Dubliner Blätter sogar einen gegen Redmond und seine Gefolgschaft gerichteten Aufruf der »Irish Volunteers«, unterzeichnet von Mac Neill, The O'Rahilly, Thomas Mac Donagh, Joseph Plunkett, Patrick H. Pearse, Bulmer Hobson und anderen hervorragenden Sinn-Feinern, in dem sich diese gegen eine Anteilnahme des irischen Volkes an Englands Krieg erklärten. Sir Roger Casement, der in Amerika war, hatte nicht mitunterzeichnet, erließ aber bald darauf eine Erklärung im Dubliner »Sinn-Fein«, daß er sich dem Aufruf anschliesse, denn Irland hätte »keinen Streit mit Deutschland«. Die gleiche Haltung nahm die Presse der Sinn-Feiner ein. Während die gemäßigt-nationalistischen Blätter vielfach Redmonds Werbeagitation unterstützten, sprachen sich der Dubliner »Sinn-Fein« und der »Irish Worker« (Irische Arbeiter) gegen die Kriegsbege aus, und die »Irish Freedom« (Irische Freiheit) bekundete sogar mehrfach ihre starke Sympathie mit Deutschland.

Selbstverständlich weckte dieses Vorgehen der Sinn-Feiner in Dublin Castle, dem Sitz des Vizekönigs und der englischen Regierung, wie auch bei den zahmen Redmonditen neuen Haß gegen die Sinn-Fein-Bewegung, und als am 14. Oktober die Freiwilligenkorps zu Parnells Todestag Gedächtnisfeiern veranstalteten, kam es zwischen der Larkinschen Bürgerwehr und den »Sibernians« zu einem mit Flinten und Revolvern ausgefochtenen Kampfe, in den zugunsten der Bürgerwehr auch die Sinn-Fein-Freiwilligen eingriffen. Die englische Regierung nahm natürlich gegen die Sinn-Feiner Partei. Eine Anzahl ihrer Führer wurde verhaftet, andere flüchteten, darunter auch Larkin und Lehan, die beide nach Amerika entkamen. Der »Sinn-Fein« und der »Worker« wurden unterdrückt, doch ließ nun M. Griffith, der Herausgeber des »Sinn-Fein«, dafür die »Nationality« erscheinen, während die Redaktion des »Irish Worker« an Connolly überging. Außerdem wurden zwei neue Blättchen gegründet, der »Spark« (Funke) und die »Honesty« (Ehrlichkeit).

Das scharfe Vorgehen der Behörden schädigte die Sinn-Fein-Bewegung nicht; es lieferte ihr lediglich Material für ihre antienglische Agitation im Lande. Dazu kam, daß im Mai 1915 Mr. Edward Carson, der von den irischen Radikalen als ihr ärgster Feind betrachtet wurde, in das englische Koalitionsministerium eintrat, und ferner die Aufschlebungssakte vom September 1914, die die Einführung der bereits vom Parlament bewilligten Homerulebill in Irland um ein Jahr hinausgeschoben hatte, bis zum März 1916 verlängert wurde — und zwar mit Zustimmung der Redmondschen Parlamentsfraktion. Zudem legte der Krieg auch Irland mancherlei Entbehrungen auf, während an den reichen Gewinnen der englischen Kriegsindustrie und den Lohnsteigerungen der englischen Industriearbeiterschaft nur Ulster einen gewissen Anteil hatte. Trotzdem mußte das arme Irland ebenso wohl seinen Anteil an den eingeführten Kriegsteuern aufbringen wie das reiche England — eine Maßregel, die das irische Volk noch mehr erbitterte und in den südlichen Provinzen der Grünen Insel eine Bewegung gegen »Überbesteuerung« hervorrief.

Deutlich kommt die Zunahme der Verstimmung Irlands gegen das englische liberale Regiment in dem Rückgang der Werbeziffern zum Ausdruck. War es zum Beispiel England infolge der Agitation Redmonds im ersten Kriegsjahr gelungen, auf der Grünen Insel 80 000 Infanteristen auszuheben, so schrumpfte nun, vom September 1915 ab, die Zahl der Neuangeworbenen schnell zusammen. Nur Ulster und Leinster lieferten noch einigermaßen ansehnliche Zahlen, in den Landdistrikten Munsters und Connaughts gingen sie auf ein Minimum zurück.

Der Gedanke eines allgemeinen Aufstandes zur Abschüttelung des englischen Joches gewann immer mehr Anhänger. Mehrfach kam es zu blutigen lokalen Kämpfen zwischen Sinn-Feinern und Englandsfreunden. In Tullamore, einer kleinen Landstadt von ungefähr 5500 Einwohnern, fand im März 1916 eine förmliche Straßenschlacht statt. Angstlich geworden, suchte die vikarönigliche Regierung die irischen Freiwilligenkorps, die größtenteils Flinten besaßen, zu entwaffnen. Darauf erklärten diese Ende März 1916 in einem Manifest, daß sie jedem Versuch einer Entwaffnung ihrer Mitglieder energischen Widerstand entgegensetzen würden. Die Bewegung schien einem Teil der Führer reif zur Vertreibung der englischen Herrschaft. Zwischen ihnen und dem in Deutschland weilenden Roger Casement wurde vereinbart, daß er hinüberkommen und deutsche Waffen landen solle. An den Ostertagen 1916 werde dann an verschiedenen Stellen der Sturm losbrechen.

Der Plan mißglückte. Das waffenbringende Schiff wurde, um es nicht in die Hand der Engländer fallen zu lassen, von der deutschen Besatzung gesprengt und Casement alsbald nach der Landung in Ardfer (Grafschaft Tralee) verhaftet. Vorher hatte er, da der Versuch der Waffenlandung gescheitert schien, noch an verschiedene Sektionen die Aufforderung geschickt, mit dem Aufstand bis zu gelegenerer Zeit zu warten. Nach Dublin kam jedoch die Meldung zu spät. Dort schlugen am 23. April die Sinn-Feiner unter dem Kommando von Thomas MacDonagh los und bemächtigten sich des größten Teiles der westlichen Stadt, worauf ein provisorischer Revolutionsausschuß gebildet, Patrick Pearse zum Präsidenten erwählt und eine Proklamation erlassen wurde, in der die irische Republik proklamiert und

allen Bürgern gleiche politische Rechte ohne Unterschied des Standes und der Religion verheißen wurden.

Auf die der Erhebung folgenden achttägigen Kämpfe näher einzugehen, hat hier keinen Zweck. Es genügt, zu konstatieren, daß die englische Regierung alsbald aus entfernten Stationen Truppen heranschaffte, die mit Maschinengewehren und Artillerie gegen die verbarrikadierten Sinn-Feiner vorgingen und die von diesen besetzten Häusergruppen zusammenschossen. Nachdem ein Teil der Führer gefallen, ein anderer verwundet¹ und die Munition größtenteils verbraucht war, mußte sich am 30. April der Rest der irischen Freiwilligen ergeben. England hatte gesiegt, und es nahm nun seine Rache an den Unterlegenen. Schon am 3. Mai wurden Patrick Pearse (Rechtsgelehrter und Schriftsteller), MacDonagh (Geschichtsprofessor und Schriftsteller), Thomas J. Clarke, ein alter Feiner, erschossen. Ihnen folgten am nächsten Tage William Pearse (der Bruder von Patrick Pearse), Joseph Plunkett, der Herausgeber der »Irish Review«, ferner einige Tage später Edmund Kent und Thomas Kent (beide, soviel mir bekannt, Hochschullehrer) und verschiedene andere Sinn-Feiner. Am 12. Mai kam auch James Connolly an die Reihe. Er war den Engländern schwerverwundet in die Hände gefallen, und der irische Abgeordnete John Dillon hatte daraufhin am 10. Mai den englischen Premierminister Asquith im Unterhaus ersucht, eine Begnadigung zu erwirken. Asquith lehnte ab, in die Befugnisse des englischen Oberbefehlshabers Sir John Maxwell einzugreifen, und dieser ordnete nun, obgleich ihm ein ärztliches Attest vorgelegt wurde, daß Connolly voraussichtlich nur noch kurze Zeit zu leben hätte, kurzweg an, der Rebell solle trotz seiner Todkrankheit erschossen werden. Es müsse ein Exempel statuiert werden. Da Connolly nicht gehen konnte, wurde er auf einer Bahre in den Gefängnishof getragen, aufgerichtet und dann auf seiner Bahre niedergeknallt.

Auch Roger Casement fiel der Rache der englischen Regierung zum Opfer. Da sich kein Gesetz fand, das für seine Verurteilung zum Tode ausreichte, wurde auf ein königliches Statut Eduards III. aus dem Jahre 1351, also ein zur Zeit der Anklage 565 Jahre altes Gesetz, zurückgegriffen und Casement auf Grund dieses vermoderten Hochverrats-erlasses aus der Zeit der Kämpfe zwischen der englischen Krone und dem Hause Valois zum Tode verurteilt — ein Urteil, das am 3. August 1916 vollstreckt wurde.

Zunächst drückte das blutige Ende des Dubliner Aufstandes die Sinn-Fein-Bewegung nieder. Die Rachsucht, mit der die englische Regierung gegen die Führer verfuhr, die rücksichtslose Strenge, mit der sie im Lande die Gärung niederzuhalten suchte, peitschte jedoch bald die Leidenschaft der Iren wieder auf. Überall bildeten sich neue »Rebellen«-vereinigungen. Zwar die eigentliche wohlhabende Bourgeoisie hielt sich zurück, um so tiefer aber drang der Sinn-Feinismus in die Kreise der Intellektuellen und des Klein-

¹ Nach der offiziellen englischen Angabe sind von den irischen Revolutionären 180 gefallen und 614 verwundet worden. Doch bezieht sich diese Zahl nur auf die in die Hospitäler, Krankenhäuser usw. eingelieferten Verwundeten; jene, die zu flüchten vermochten und von Angehörigen verborgen gehalten werden konnten, sind darin nicht enthalten. Die Engländer hatten, Beamte, Polizisten, Soldaten zusammengerechnet, 130 Tote und 372 Verwundete.

bürgerturns, zum Teil auch in die Arbeiterschaft ein. Dazu kam, daß sich nun vielfach der aus dem irischen Bauern- und Kleinbürgerstand hervorgegangene Klerus, der zwar meist streng römisch, in politischer Hinsicht aber durchweg demokratisch-nationalistisch gesinnt ist, der Sinn-Fein-Partei anschloß, obgleich einigen Bischöfen dieses offene Hervortreten durchaus nicht gefiel. Zur weiteren Förderung trug bei, daß die Redmonditen im englischen Unterhaus es nur zu sehr schwächlichen Protesten gegen den neuen englischen Terrorismus auf der Grünen Insel brachten: eine Haltung, die auch manche gemäßigte Nationalisten verstimmt. Mehrere Parlamentsnachwahlen, die im Jahre 1917 in Irland stattfanden, hatten denn auch das Ergebnis, daß selbst in alten Hochburgen der Redmonditen die Sinn-Feiner glänzende Siege errangen, so am 3. Februar in North-Roscommon, am 9. Mai in South-Longford, am 8. Juli in East-Clare, am 10. August in Kilkenny. Noch besser wird jedoch die Erstarkung der Sinn-Fein-Bewegung dadurch illustriert, daß England zurzeit, trotzdem es notwendig Truppen in Flandern braucht, in den östlichen Grafschaften Leinsters und Ulsters nicht weniger als sechs Divisionen stehen hat.

Die Ausdehnung der Bewegung nötigte auch zu einer festeren Organisation. Zu diesem Zweck hat am 25. Oktober 1917 im Mansion House zu Dublin unter Vorsitz Artur Griffiths, des Haupttheoretikers des Sinn-Feinismus, ein Nationalkonvent stattgefunden. Auf ihm wurde als Ziel der Bewegung die Errichtung einer irisch-demokratischen Republik bezeichnet, die nicht nur ihre inneren Angelegenheiten völlig selbstständig verwaltet, sondern deren Parlament auch allein über die Steuer- und Finanz- sowie die Handels- und Zollgesetzgebung zu befinden hat. Ferner wurde zur Leitung der Partei ein Parteivorstand (erster Vorsitzender Edward de Valera, Abgeordneter von East-Clare, Vizevorsitzende Pater Michael O'Flanagan und Artur Griffith) sowie ein Vollziehungsausschuß von 24 Personen erwählt.

Der neue russische Staat.

Von Wilhelm Bloß.

Bei uns in Deutschland bestand bisher noch viel Unklarheit über die Anschauungen von Lenin und seinen Gesinnungsgenossen, die zurzeit in Rußland an die Macht gelangt sind. Man hielt sie für Anarchisten oder für eine diesen sehr nahe verwandte Richtung. Auch in Rußland wurde noch kürzlich dieser Meinung Ausdruck gegeben. Lenin hat darauf kurz geantwortet und erklärt, er stimme mit den Anarchisten überein in dem Streben nach Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und nach wirtschaftlicher Gleichheit. Aber, sagt er, »das anarchistische Programm enthält unter seinen Hauptpunkten auch die Vernichtung des Staates. Hierin scheiden wir uns von den Anarchisten. Was bedeutet der Staat? Der Staat ist die Organisation des menschlichen Zusammenlebens, die seine Mitglieder zur Wahrung gewisser Gesetze zwingt.« Nach einer entschiedenen Verwerfung des alten Klassenstaats fährt er fort: »Wir sind für einen Staat, der den organisierten Zwang zum Sozialismus darstellt, für den proletarischen Staat, in dem der Wille des Volkes, der Wille der Arbeiter und Bauern wirklich zur Ausführung kommt. Zu diesem Zwecke brauchen wir den Staat und

halten ihn für notwendig. Die Anarchisten wollen die gewaltige wirtschaftliche Arbeit, die für das Proletariat unentbehrlich ist, ohne Kontrolle vor sich gehen lassen. Praktisch bedeutet das einfach: Gib, nimm, nimm wegl! Wir aber sagen: Eine richtige Verteilung, eine richtige Kontrolle sind notwendig, dazu braucht man den Staat als Zwangsanstalt.»

Die Utopie der Anarchisten von einer ohne Staat »sich selbst regelnden« Gesellschaft mit produzierenden und konsumierenden Gruppen wird also von Lenin entschieden verworfen.

Stellen wir seiner Auffassung vom »proletarischen Staat« gegenüber, wie Friedrich Engels den Übergang von der kapitalistischen zur sozialistischen Gesellschaft auffaßt.

Engels sagt in seiner berühmten Streitschrift gegen Dühring:

»Indem die kapitalistische Produktionsweise mehr und mehr die große Mehrzahl der Bevölkerung in Proletarier verwandelt, schafft sie die Macht, die diese Umwälzung, bei Strafe des Unterganges, zu vollziehen genötigt ist. Indem sie mehr und mehr auf Verwandlung der großen vergesellschafteten Produktionsmittel in Staatseigentum drängt, zeigt sie selbst den Weg an zur Vollziehung dieser Umwälzung. Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum. Aber damit hebt es sich selbst als Proletariat, hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf und damit auch den Staat als Staat.¹ Die bisherige, sich in Klassengegensätzen bewegende Gesellschaft hatte den Staat nötig, das heißt eine Organisation der jedesmaligen aus-

¹ Bei diesen wie anderen ähnlichen Zitaten aus Marxschen und Engelschen Schriften muß stets in Berücksichtigung gezogen werden, daß der Marx-Engelsche Staatsbegriff wesentlich anderer Art ist als der der liberalen Staatstheoretik. Während von dieser vielfach gar nicht zwischen Gesellschaft und Staat unterschieden oder, soweit diese Unterscheidung gemacht wird, gewöhnlich der Staat als eine bloße soziale Zusammenordnung der einzelnen zu einer Verfassungs- und Verwaltungsgemeinschaft aufgefaßt wird und demnach auch die auf verwandtschaftlichen Beziehungen beruhenden Gentil- und Stammesorganisationen als staatliche Gebilde, als Geschlechter- und Stammesstaaten, behandelt werden, verstehen Marx und Engels, ausgehend von der Hegelschen Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Staat (der keine Gesellschaft, sondern eine Gemeinschaft ist), unter Staat den sogenannten »Klassenstaat«, eine Herrschaftsorganisation zur Aufrechterhaltung bestehender Reichums- beziehungsweise Eigentumsverhältnisse und Niederhaltung der unteren Volkschichten zugunsten der bevorrechteten, der »herrschenden Klassen«. Beide akzeptieren die von Adam Ferguson, Adam Smith und David Hume vertretene Auffassung, daß der Staat — gewöhnlich von diesen als »bürgerliche Gesellschaft«, »politische Gesellschaft« oder »Nation« bezeichnet — aus der Arbeitsteilung und Reichtumsdifferenzierung oder genauer aus der auf diesen beruhenden Klassenschichtung herausgewachsen ist. Demnach liegen jedem Staat Klassenherrschaftsverhältnisse und Klassengegensätze zugrunde. Sie sind das Fundament seiner Existenz. Daraus ergibt sich, daß wenn einst durch die Abschaffung respektive durch das Verschwinden der Klassen dem Staate dieses Fundament entzogen wird, auch seine Existenz aufhört — er also »abstirbt«. Damit hört aber nach Marx-Engelscher Auffassung nur der Staat in seiner Eigenschaft als Klassenstaat, als Herrschaftsorganisation auf, nicht als Verwaltungs-, Rechts- und wirtschaftliche Lebensgemeinschaft — nur verdient eine solche Gemeinschaft ohne Klassenregiment gar nicht die Bezeichnung Staat. Man mag sie nach Belieben als organisiertes

beutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußeren Produktionsbedingungen... Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten gibt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Erzeße beseitigt sind, gibt es nichts mehr zu reprimieren, das eine besondere Repressionsgewalt, einen Staat, nötig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die Besizergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft —, ist zugleich sein letzter selbständiger Akt als Staat. Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiet nach dem anderen überflüssig und schläft dann von selbst ein. An Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von

Gemeinwesen, Verwaltungsgemeinschaft, Wirtschaftskörper, Volksgemeinde usw. bezeichnen; ein Staat im eigentlichen Sinne ist sie nach Marx nicht, wie zum Beispiel auch die Stammes- oder die alte Markgenossenschaft kein Staat war.

Am deutlichsten wird dieser Unterschied, wenn man die Marxschen Ausführungen in der Adresse des Generalrats der Internationale über den Deutsch-Französischen Krieg heranzieht. Dort wird von dem Plan der Pariser Kommune gesprochen, ähnliche Selbstverwaltungskörper, wie sie selbst war, in anderen Teilen Frankreichs ins Leben zu rufen und diese dann zu einer großen Nationalorganisation zu verbinden. Dazu bemerkt Marx:

»Die Landgemeinden eines jeden Bezirkes sollten ihre gemeinsamen Angelegenheiten durch eine Versammlung von Abgeordneten in der Bezirkshauptstadt verwalten und diese Bezirksversammlungen dann wieder Abgeordnete zur Nationaldelegation in Paris schicken; die Abgeordneten sollten jederzeit absehbar und an die bestimmten Instruktionen ihrer Wähler gebunden sein. Die wenigen, aber wichtigen Funktionen, welche dann noch für eine Zentralregierung übrigblieben, sollten nicht, wie dies absichtlich gefälscht worden, abgeschafft, sondern an kommunale, das heißt streng verantwortliche Beamte übertragen werden. Die Einheit der Nation sollte nicht gebrochen, sondern im Gegenteil organisiert werden durch die Kommunalverfassung; sie sollte eine Wirklichkeit werden durch die Vernichtung jener Staatsmacht, welche sich für die Verkörperung dieser Einheit ausgab, aber unabhängig und überlegen sein wollte gegenüber der Nation, an deren Körper sie doch nur ein Schmaroherauswuchs war. Während es galt, die bloß unterdrückenden Organe der alten Regierungsmacht abzuschneiden, sollten ihre berechtigten Funktionen einer Gewalt, die über der Gesellschaft zu stehen beanspruchte, entzogen und den verantwortlichen Dienern der Gesellschaft zurückgegeben werden.«

Diese geplante nationale Verwaltungsgemeinschaft mit Gemeinde- und Bezirksorganisationen, Bezirksfunktionären, -delegationen und -versammlungen nebst einer Nationalversammlung und Zentralleitung in Paris gilt demnach schon Marx nicht mehr als »Staat«, weil ihr die »unterdrückenden Organe« fehlen.

Daher besteht auch zwischen Marx und Lenin kein Gegensatz; denn Lenin versteht unter dem Staate, den er erhalten will, nicht den »Klassenstaat«, sondern, wie er selber sagt, den Staat als »Organisation des menschlichen Zusammenlebens« — als Verwaltungs- oder Regelungsorganisation.

Leider ist die Marxsche Staatstheorie auch in der Sozialdemokratie wenig bekannt — eine Tatsache, für die die jüngsten Erörterungen über das parlamentarische System manche neue Belege lieferten — es soll daher demnächst die Neue Zeit mit einigen Artikeln über die Marxsche Staatsauffassung beginnen.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht 'abgeschafft', er stirbt ab. Hieran ist die Phrase vom 'freien Volksstaat' zu messen, also sowohl nach ihrer zeitweiligen agitatorischen Berechtigung wie nach ihrer endgültigen wissenschaftlichen Unzulänglichkeit; hieran ebenfalls die Forderung der sogenannten Anarchisten, der Staat solle von heute auf morgen abgeschafft werden.«

Bleibt dann noch übrig, wie Karl Marx sich in dieser Sache ausgesprochen hat. Bei seinem Kampfe mit dem Anarchisten Bakunin sagte er, es sei sicherlich denkbar, daß die Bildung der menschlichen Gesellschaft einmal so hoch steigen werde, um die Regierungsfunktionen durch einfache Verwaltungsfunktionen ersetzen zu können. Allein diese Zeit lag für ihn in unabsehbarer Ferne.

Diese Vergleiche gewinnen heute eine gewisse Bedeutung, weil zum ersten Male in der Weltgeschichte der Fall eingetreten ist, daß das Proletariat in einem großen Reiche die politische Macht an sich genommen hat. Und zwar das moderne Proletariat.² Das antike Proletariat, das auf Kosten des Staates, respektive der Gesellschaft lebte, hätte in seiner Verkommenheit dies niemals erreichen und auch nicht ausnützen können. Das moderne Proletariat, auf dessen Kosten die Gesellschaft lebt, hat in Rußland die Aufgabe übernommen, den mit den Umwälzungen unvermeidlich verbundenen Anäuel von Wirrnissen zu lösen und Staat und Gesellschaft neu zu ordnen. Ob dies gelingt oder nicht — jedenfalls haben Führer und Massen dort Eigenschaften gezeigt, welche die alte Gesellschaft bei ihnen nicht erwartet hat. Wir heben dies hervor, weil es unter den herrschenden Klassen viele, auch gelehrte Leute gibt, welche den Gegensatz zwischen antikem und modernem Proletariat nicht erfaßt haben und meinen, es handle sich auch heute noch darum, im altrömischen Sinne „panem et circenses“ zu erreichen.

Daß die »Diktatur des Proletariats«, um einen oft mißbrauchten Ausdruck von Marx anzuwenden, gerade in Rußland zuerst eingetreten, ist nicht so sehr verwunderlich für den, der sich einigermaßen mit der Geschichte Rußlands beschäftigt hat. Die geistige Umwälzung begann dort mit dem Einfall Napoleons 1812; die Gefangenen von der großen Armee verbreiteten durch das russische Reich die Grundsätze der französischen Revolution, wofür auch ein Teil des Adels und der Offiziere gewonnen wurde, so daß es schon 1826 zu dem Dekabristenaufstand in Petersburg kam. Die weiteren Phasen der geistigen Umwälzung in Rußland sind hier nicht zu schildern; die »Diktatur des Proletariats« konnte natürlich erst kommen, nachdem sich ein modernes Proletariat gebildet hatte. Die Wucht der Ereignisse warf alle Überlieferungen über den Haufen. Erst glaubte man, Rußland wolle sein 1789 machen; da ward aus der bürgerlichen Revolution heraus die proletarische geboren, und im Nu war 1793 überholt. Und doch sieht diese »Diktatur des Proletariats« durchaus nicht so schrecklich aus, wie sich etwa der deutsche Philister vorstellte, den bei diesem Wort manchmal eine Gänsehaut überlaufen haben mag. Im Gegenteil, die Verhandlungen zwischen deutschen Offizieren und Maximalisten laufen in

² Die zweimonatige Erhebung der Kommune von Paris 1871, bei der Proletariat und Kleinbürgertum zusammenwirkten, sowie die kurze Arbeiterregierung in Australien können hier nicht in Vergleich gezogen werden mit den riesenhaften Dimensionen der russischen Revolution.

der Form glatter ab als in den französischen Revolutionskriegen die Verhandlungen zwischen den Sansculottenoffizieren und den Vertretern der alten Mächte. Und als die Zeit der Sansculotten längst vorüber war, da ereignete sich bei den Verhandlungen in Campo Formio der interessante »Zwischenfall«, daß der — allerdings siegreiche — General Napoleon Bonaparte im Zorn über die Zähigkeit der Österreicher eine kostbare Vase zu Boden schmetterte, daß die Scherben umherflogen, und schrie: »In so viele Scherben werde ich euer Reich zerschmettern.« Die Störungen, die bei den Verhandlungen in Brest-Litowsk eingetreten sind, haben mit der »Diktatur des Proletariats« nichts zu tun; sie kommen bei allen Friedensverhandlungen vor und sind bei einer so umfangreichen und schwierigen Materie, wie sie zurzeit vorliegt, fast unvermeidlich. Daß sich bei den Verhandlungen in Brest-Litowsk nicht unbedeutende »Unstimmigkeiten« ergeben würden, war deshalb auch in Anbetracht der außerordentlichen Verschiedenheit der unterhandelnden Faktoren vorauszusehen. Im Augenblick, da wir dies unter dem Drange der sich überstürzenden Ereignisse schreiben, braucht man jedoch die Hoffnung nicht aufzugeben, daß die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Resultat gelangen. Die Bolschewiki hätten einiges vermeiden können, was nicht zur Förderung der Verhandlungen beiträgt — aber was will das besagen gegenüber den Intrigen der Alldeutschen? Die Hauptsache bleibt doch, daß diese »Diktatur des Proletariats« in Rußland uns den F r i e d e n bringen will. Gelingt das Werk der Einigung, so werden wir freien Handelsverkehr von und nach dem Osten haben und von der steten Bedrohung durch den russischen Imperialismus befreit sein. Das gibt dem Begriff von der »Diktatur des Proletariats« ein anderes Ansehen als bisher.

»Diktatur des Proletariats« bedeutete für die herrschenden Klassen zweifellos »Anarchie« in höchster Potenz. Das ist sie nun ganz und gar nicht, und die Unordnung in Rußland ist in erster Linie die Wirkung der furchtbaren Niederlage der Armee und des völligen Zusammenbruchs des Zarismus. So sehr die deutsche Sozialdemokratie von Lenin bekämpft worden ist — nach seiner bestimmten Erklärung darf man daraus nicht mehr den Schluß ziehen, daß es von den Gesichtspunkten der Anarchisterei aus geschehen ist. Darum ist es auch nicht uninteressant, die Ausführungen von Marx, Engels und Lenin über die Aufgaben und das Wesen der Staates in der sozialistischen Zukunft zu vergleichen, wobei Marx und Engels nur als Theoretiker erscheinen, während Lenin als Führer des die Diktatur in Rußland ausübenden Proletariats mitten in der Neuschöpfung des sozialistischen oder Volksstaats begriffen ist.

In der Theorie geht Engels eigentlich weiter als Lenin. Er sieht in der Zukunft den Staat »absterben«, nachdem das Proletariat die politische Macht erlangt und die Klassen abgeschafft hat. Es bleibt nur Verwaltung von Sachen und Leitung von Produktionsprozessen. Marx, bei seiner Abneigung gegen alle Zukunftsstaatsmalerei, spricht sich nicht näher aus und verlegt den Prozeß des Verschwindens des Staates in unabsehbare Ferne.

Über während Engels sogar dem »Volksstaat« nur agitatorische Bedeutung zuerkennt und diesem Begriff die Wissenschaftlichkeit abspriicht, erklärt Lenin den Staat — also wohl den Volksstaat — für unbedingt notwendig zur Kontrolle des Produktions- und Wirtschaftswesens. Er spricht vom proletarischen Staate, der nach Beseitigung der kapitalistischen Produktion

erkeht, während Engels sagt, durch die Ergreifung der politischen Macht hebe das Proletariat sich selbst auf; für ihn kann es also auch keinen »proletarischen Staat« mehr geben. Er hat insofern recht, als man ein Gemeinwesen, in dem jedes einzelne Mitglied auch Mitbesitzer der Produktionsmittel ist, nicht wohl mehr einen proletarischen Staat nennen kann.

Lenin setzt seinem »proletarischen Staat« wenigstens vorläufig kein Ziel in seiner kurzen Erklärung. Jedenfalls tut er gut, daß er in diesem Moment keine Betrachtungen über die mutmaßliche Dauer des »proletarischen Staates« anstellt. Dieser Staat wird sogar recht kräftig eingreifen müssen, wenn er die Kontrolle über die Arbeit der Gesamtheit sich erhalten und den Willen des Volkes durchführen will.

Ob die Maßregeln, die er bis jetzt getroffen, zum Heil oder Unheil des Ganzen ausschlagen werden, das wird sich bald zeigen. Daß die Leiter des neuen Staates Kompromisse eingingen, war in dieser Zeit wohl kaum zu vermeiden. Man hat nicht unbegründete Bedenken erhoben gegen ihre Zugeständnisse an die Bauern. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn die neuen russischen Machthaber, nachdem sie sämtlichen Grund und Boden für Staatseigentum erklärt hatten, sich vorerst in der Neuorganisation des Landwirtschaftsbetriebs auf die Latifundien der Zarenfamilie, des Adels und der Kirche beschränkt und die definitive Gestaltung der Agrarreform der Nationalversammlung überlassen hätten. Aber darüber kann sich der, der von draußen zusieht, wohl kein weiteres Urteil erlauben; das müssen die, so drinnen im Kampfe stehen, wohl besser wissen.

Auf alle Fälle ist es zu begrüßen, daß Lenin sich so entschieden gegen den Anarchismus erklärt hat. Wollte er sich jetzt in langen Diskussionen über den Staatsbegriff verlieren, könnte das ebenso unheilvoll wirken wie die weitgeschweiften Diskussionen über die Grundrechte im Frankfurter Parlament von 1848, wobei die beste Zeit verloren ging. Wie sich der Staat später, nach Generationen gestaltet, damit sich zu beschäftigen kann man denen überlassen zu diskutieren, die alsdann dazu berufen sein werden.

Das Baugewerbe während des Krieges.

Von August Ellinger.

(Schluß.)

2. Die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse.

Bei Ausbruch des Krieges waren die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter des Baugewerbes und der Baunebengewerbe für den weitaus größten Teil des Reiches durch zentrale Abmachungen tariflich geregelt. Für die baugewerblichen Hauptberufe waren die Tarifverträge im Jahre 1913 mit Gültigkeit bis 31. März 1916 abgeschlossen worden. Bis zur gleichen Zeit liefen auch die Tarifverträge im Stukkateur- und Gipsergewerbe sowie im Dachdecker- und Klempnergewerbe. Auch die Tarife der Maler, der Steinseher und Pflasterer und einiger anderer Baunebengewerbe liefen im Jahre 1916 ab. Auf beiden Seiten bereitete man sich für jenes Jahr auf umfangreiche Kämpfe vor. Die Unternehmerorganisationen aller Bauhaupt- und Nebengewerbe hatten sich zum Reichsbund baugewerblicher Arbeitgeberverbände zusammengeschlossen, der den gleichzeitigen Ablauf und eine einheitliche Ausgestaltung aller Tarifverträge des Baugewerbes und der Bau-

nebegewerbe erstrebte. Er erhoffte davon eine Stärkung der Unternehmermacht. Die unausbleiblichen Auseinandersetzungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, so sagte er in einer Anfang 1914 herausgegebenen Denkschrift, müßten in allen Baugewerben möglichst in dieselbe Zeit fallen und möglichst zu gleicher Zeit beendet werden. Der gemeinsame Abwehrkampf gewähre einen wesentlichen Schutz gegen übermäßige Forderungen der Arbeiter hinsichtlich der Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit. Das Ziel des Bundes war also die gleichzeitige Führung aller Lohnbewegungen und die Möglichkeit einer gleichzeitigen Aussperrung der Arbeiter aller Bauberufe. Dem letzteren Zweck dienten auch die Ansammlung eines besonderen Millionenfonds, genannt »Wehrschaf«, durch den Arbeitgeberbund für das Baugewerbe, der Abschluß von Kartellverträgen mit den ausländischen Bauarbeitgeberverbänden — durch die man die Nichtbeschäftigung ausgesperrter und streikender deutscher Bauarbeiter im Ausland erreichen wollte — und anderes mehr.

Auch die baugewerblichen Arbeiterverbände waren lebhaft bemüht, ihre Kampfkraft zu erhöhen. Auf dem Verbandstag der Bauarbeiter im Jahre 1913 war über die zentrale Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen lebhaft geklagt worden, weil ein Teil der Bauarbeiter mit ihrem Ergebnis durchaus nicht zufrieden war. Es war davon gesprochen worden, daß man das zentrale Tarifmuster zerbrechen und zu örtlichen Verträgen zurückkehren müsse. Wenn auch die große Mehrheit der Bauarbeiter wahrscheinlich einen Kampf lediglich zur Beseitigung der geschichtlich gewordenen Vertragsform nicht wollte, so wurde doch die Frage, ob zentrale oder örtliche Abmachungen, von den Mitgliedern lebhaft diskutiert, und vorsichtigerweise bereitete man sich auf alle kommenden Möglichkeiten vor. Dies schien um so nötiger, als im eigentlichen Baugewerbe auch die Rechtsprechung durch die Tarifämter und das Haupttarifamt teilweise eine Richtung genommen hatte, mit der kein einziges Mitglied der Arbeiterverbände zufrieden war.

Als in diese beiderseitigen Kampfkräftungen der Weltkrieg hineinplatzte, ließ zunächst die Sorge um das Wohl des Landes alle Gegensätze zwischen Unternehmern und Arbeitern zurücktreten. Alles Denken und Streben galt nur noch der Verteidigung von Volk und Vaterland. Um die Verteidigungskraft nicht zu schwächen, wurde auch im Baugewerbe der *Burgfriede* proklamiert. Alle Streiks und Aussperrungen — die übrigens nicht sehr umfangreich waren — wurden aufgehoben und durch Vereinbarungen zwischen Arbeiter- und Arbeitgeberverbänden die Einhaltung der Tarifverträge sichergestellt. Im großen und ganzen sind die Verträge auch eingehalten worden, obwohl in der ersten Kriegszeit bei der großen Arbeitslosigkeit im Baugewerbe ein stärkerer Lohndruck wohl möglich gewesen wäre. Wo ein solcher doch vorkam, griff die Leitung des Arbeitgeberbundes ein, was nur in einer verhältnismäßig geringen Zahl von Fällen erfolglos blieb. Nach Gründung der Arbeitsgemeinschaft für das Baugewerbe hat sich auch diese, wie schon an anderer Stelle bemerkt, für die Einhaltung der Verträge verwendet, indem sie unter anderem die Behörden ersuchte, bei Vergebung von Arbeiten den Unternehmern die Einhaltung der tariflichen Lohn- und Arbeitsbedingungen zur Pflicht zu machen. Das ist auch in großem Umfang geschehen. In einzelnen Fällen ist es aber doch vorgekommen, daß die Bauarbeiter die Einhaltung des Tarifvertrags durch Arbeitseinstellung erzwingen mußten.

An ein Aufgeben des Klassenkampfes in dem Sinne, daß sie sich ihre Lohn- und Arbeitsbedingungen widerstandslos verschlechtern ließen, haben die Bauarbeiter keinen Augenblick gedacht. Auch die Einhaltung des Burgfriedens in dem Sinne, daß alle Vereinbarungen aus der Friedenszeit wortwörtlich in Kraft blieben, war für sie auf die Dauer unmöglich. Sie wäre nur möglich gewesen bei gleichbleibenden Preisen für den Lebensunterhalt. Mit dem Eintritt der Kriegsteuerung wäre ein solcher Burgfriede in eine Knebelung der Arbeiter umgeschlagen, die es ihnen unmöglich gemacht hätte, sich gegen die Entwertung ihres Lohnes und ihrer Arbeitskraft und gegen die Herabdrückung ihrer Lebenshaltung zu wehren. Worauf es den Bauarbeitern ankam, war nicht nur die Garantie der bei Kriegsbeginn zufällig bestehenden Geldlöhne; sie erstrebten darüber hinaus den nach Lage der Verhältnisse größtmöglichen Schutz ihrer vor dem Kriege erreichten Lebenshaltung.

Von diesem Gesichtspunkt aus forderten sie in einzelnen Orten schon im Sommer 1915 Lohnerhöhungen oder Teuerungszulagen. Aber die Unternehmer wollten sich zu dieser Auffassung des Burgfriedens nicht bekennen. Obwohl sie für ihre Arbeiten in einzelnen Orten mit ausdrücklichem Hinweis auf die höheren Löhne während des Krieges von den Militärbehörden bis zu 100 Prozent und mehr über den Friedenspreis bekamen, lehnten sie jede Lohnerhöhung rundweg ab. Von ihrer Organisation, dem Arbeitgeberbund für das Baugewerbe und seinen Unterverbänden, wurden sie in dieser Haltung bestärkt, ja diese Verbände gingen sogar so weit, daß sie ihren Mitgliedern die Gewährung von Teuerungszulagen unter Androhung von Konventionalstrafen ausdrücklich verboten. Der Arbeitgeberbund ging von seinem Standpunkt auch dann nicht ab, als die Arbeiterverbände der baugewerblichen Hauptberufe im Juni 1915 in aller Form die Gewährung einer Teuerungszulage beantragten und als der Vorstand des Bauarbeiterverbandes in einer umfangreichen statistischen Arbeit nachwies, daß die Lebensmittelpreise im Durchschnitt von 142 Orten innerhalb des ersten Kriegsjahres um nahezu 50 Prozent gestiegen waren. Selbst dann änderte der Arbeitgeberbund seine Haltung nicht, als ihn ein großer Teil seiner Mitglieder und Ortsverbände im Stich ließ und den drängenden Bauarbeitern auf eigene Faust Lohnerhöhungen gewährte. Er berief sich für seine Haltung hauptsächlich auf die schlechte Lage des Baugewerbes und auf die »Heiligkeit der Verträge«.

So kam der Ablauf der Tarifverträge im Frühjahr 1916 heran. Schon im Herbst 1915 hatte der Staatssekretär des Innern die beteiligten Verbände wissen lassen, daß er bereit sei, an der Herbeiführung eines Ausgleichs der schwebenden Differenzen mitzuwirken. Anfang 1916 kam es unter Leitung des Ministerialdirektors Dr. Caspar zunächst zu einer Vereinbarung für das Malergewerbe. Die Verträge wurden um ein Jahr verlängert und eine Teuerungszulage von 6 Pfennig für Orte mit neunstündiger Arbeitszeit und 5 Pfennig für die übrigen Orte festgesetzt. Für die baugewerblichen Hauptberufe kam es in der ersten Hälfte des Februar zu Verhandlungen. Da weder die Unternehmer noch der Vertreter des Reichsamts des Innern genügend Verständnis für die schlechte Lage der Arbeiter zeigten, so scheiterten diese Verhandlungen. Es kam zum Ablauf der Tarifverträge und zu einer kurzen tariflosen Zeit. Noch vor ihrem Eintritt setzte

der Arbeitgeberbund, gemäß seinem Angebot bei den Verhandlungen, selbst eine Teuerungszulage von 5 Pfennig die Stunde fest, was er als große »vaterländische Tat« ausrief. Diese Haltung des Bundes fand zum Glück nicht die Unterstützung aller seiner Unterverbände. In Ostpreußen, wo schon im Jahr zuvor die Löhne erhöht worden waren, kam es Anfang April zu einer Sondervereinbarung, wobei Lohnerhöhungen von 24 bis 31 Pfennig bewilligt wurden. Der nicht dem Bund angehörige Berliner Arbeitgeberverband bewilligte 11 Pfennig für die gelernten und 14 Pfennig für die ungelernten Arbeiter.

Um die Gefahr einer tariflosen Zeit zu vermeiden, lud die Reichsregierung für Anfang Mai die Parteien zu einer neuen Verhandlung ein. Dabei drängte der Regierungsvertreter, wohl mehr der innerpolitischen Wirkungen wegen, als weil er die Forderungen der Arbeiter für berechtigt hielt, den Arbeitgeberbund zur Nachgiebigkeit. Es kam zur Vertragsverlängerung. Und zwar sollten die Verträge bis 31. März 1918 laufen, falls bis zum Schlusse des Jahres 1916 mit einer der feindlichen europäischen Großmächte der Frieden noch nicht geschlossen wäre. Bei einem früheren Friedensschluß sollten dagegen die Verträge schon am 31. März 1917 ablaufen. Als Teuerungszulage wurden für die Orte unter 5000 Einwohnern 7 Pfennig, für alle anderen Orte mit mehr als neunstündiger Arbeitszeit 10 Pfennig und für Orte mit neunstündiger Arbeitszeit 11 Pfennig für die Stunde festgesetzt. Diese Zulage entsprach der Teuerung in keiner Weise; aber selbst darum mußte in den Verhandlungen erbittert gerungen werden.

Ein befriedigenderes Ergebnis hatten die im Herbst des gleichen Jahres geführten Verhandlungen für das eng mit dem Baugewerbe zusammenhängende *Holzgewerbe*. Sie brachten unter anderem eine Teuerungszulage von 15 bis 20 Pfennig die Stunde. Für das Holzgewerbe war ein Teil der Verträge vorher schon zweimal während des Krieges bedingungslos verlängert worden. Für die übrigen Baunebengewerbe wurden die Verträge im großen und ganzen unter ähnlichen Bedingungen verlängert wie für das Hauptgewerbe.

In der Vereinbarung für das Baugewerbe war den beiderseitigen Vertragsschließenden die Einhaltung der Lohnvereinbarung zur besonderen Pflicht gemacht. Den Arbeiterverbänden war es verboten, über diese Vereinbarungen ihrer Mitglieder hinausgehende Lohnforderungen zu unterstützen; sie sollten ihnen vielmehr entgegenwirken. Auf der anderen Seite sollte der Arbeitgeberbund Lohnherabsetzungen bekämpfen. Diese Bestimmung war nach Lage der Sache praktisch nur eine Verpflichtung für die Arbeiterschaft; sie sollte die Arbeitgeber vor neuen Lohnforderungen der Arbeiter während der Vertragszeit schützen. Eine Lohnherabsetzung kam bei der herrschenden Arbeiterknappheit für die Dauer des Krieges nicht in Betracht. Aber es stellte sich bald heraus, daß die Arbeitgeber trotz dieser Bestimmung gegen neue Lohnforderungen nicht gesichert waren. Die infolge der weiteren Steigerung der Lebensmittelpreise eintretende Not zwang die Bauarbeiter geradezu, gegen diese Bestimmung zu handeln. Die Organisationsleistungen konnten dagegen nichts unternehmen, um so weniger, als sie neue Zulagen für durchaus berechtigt hielten. Als die Teuerung im Frühjahr 1917 immer noch stieg, beantragten die Organisationen sogar in aller Form für den Rest der Vertragszeit eine weitere Teuerungszulage.

Diesmal hatte das Reichsamt des Innern mehr Verständnis für die Erfordernisse der Zeit. Es erklärte das Verlangen der Arbeiterverbände für berechtigt und drängte den Arbeitgeberbund bei den Verhandlungen Ende April selbst zur Nachgiebigkeit. Da dieser sich weigerte, die von den Arbeiterverbänden geforderten 15 Pfennig Zulage für die Stunde selber zu zahlen, beziehungsweise aus den Taschen seiner Mitglieder zahlen zu lassen, so erklärte sich die Regierung unter bestimmten Bedingungen zur Rückerstattung der Zulagen an die Mitglieder des Bundes bereit. Man darf wohl annehmen, daß zu dieser Haltung der Regierung die gerade zu jener Zeit unter der Arbeiterschaft herrschende besonders große Erregung über die Knappheit und Teuerung der Lebensmittel ihr Teil beigetragen hat. Die Durchführung dieser Vereinbarung brachte übrigens noch große Schwierigkeiten. Es kam zu Arbeitseinstellungen bei jenen Arbeitgebern, die dem Bund nicht angehörten, infolgedessen die Zulagen nicht erstattet bekamen und sie auch aus eigener Tasche nicht zahlen wollten. Schließlich erklärte sich die Regierung bereit, auch an die nicht dem Bund angehörenden Arbeitgeber die Zulagen zurückzuerstatten.

Mit diesem Entgegenkommen glaubte der Arbeitgeberbund die berechtigten Wünsche der Arbeiter durchaus erfüllt zu haben. Als die Arbeiterverbände bei ständig weiter steigender Teuerung im Herbst 1917 abermals die Gewährung einer neuen Teuerungszulage beantragten, lehnte der Bund Verhandlungen rundweg ab, obwohl sich die Arbeiterverbände bei den Verhandlungen im April für den Fall steigender Teuerung neue Anträge ausdrücklich vorbehalten hatten. Da auch das Reichsamt des Innern erklärte, unter diesen Umständen leider zu Verhandlungen über neue Teuerungszulagen nicht einladen zu können, kam es in mehreren Orten erneut zu Arbeitseinstellungen, die schließlich doch wieder zu zentralen Verhandlungen führten. Bei diesen Verhandlungen, die am 14. November begannen und am 27. November fortgesetzt wurden, kam es abermals zur Verlängerung der Tarifverträge um ein Jahr, bis 31. März 1919, und zur Festsetzung einer dritten Teuerungszulage von 15 Pfennig die Stunde, wovon 10 Pfennig vom 10. Dezember 1917 und 5 Pfennig vom 1. April 1918 an zu zahlen sind. Für den Fall, daß die Teuerung von Juni bis Oktober 1918 weiter fühlbar steigt, besteht für beide Parteien vom 1. Oktober an Verhandlungszwang.

So haben die Arbeiter der Bauhauptberufe während des Krieges mit vorläufiger Wirkung bis zum Herbst 1918 eine Teuerungszulage von insgesamt durchschnittlich 40 Pfennig die Stunde erreicht. Das ist, da der Durchschnittsstundenlohn der Bauarbeiter vor dem Kriege rund 62 Pfennig betrug, eine Lohnsteigerung um rund 64 Prozent. Dazu kommen in einzelnen Orten noch bestimmte Auslösungen, Wegegelder usw. Für Groß-Berlin wurde auch eine beträchtlich höhere Zulage erreicht. Um ähnliche Beträge wie für die Arbeiter der Bauhauptberufe sind auch die Löhne für die meisten Baunebenberufe gesteigert worden. Mit am günstigsten fuhren dabei die Schlarbeiter, deren Zulagen, neben wichtigen tariflichen Verbesserungen, insgesamt mindestens 45 Pfennig betragen. Eine Verkürzung der tariflichen Arbeitszeit ist in den Hauptberufen während des Krieges leider nicht möglich gewesen, vielmehr ist die Arbeitszeit durch Überstunden, Nacht- und Sonntagsarbeit unter dem Zwange der Not vielfach über das tarifliche Maß hinaus verlängert worden.

Alles in allem kann man sagen, daß die Tarifverträge im Baugewerbe den Arbeitern in der ersten Kriegszeit viel genützt und der Gesamtheit der Arbeiter auch in der ferneren Zeit nicht geschadet haben. Ohne die Tarifverträge hätten sich im ersten Kriegsjahr Lohnherabsetzungen in größerem Umfang wohl kaum vermeiden lassen. Ohne Tarifverträge und ohne zentrale Verhandlungen wäre es auch niemals möglich gewesen, das Errungene für die gesamten heute von den Verträgen erfaßten deutschen Bauarbeiter zu erreichen. Wohl aber wäre es vermutlich einem Teil der deutschen Bauarbeiter ohne Verträge möglich gewesen, vom zweiten oder dritten Kriegsjahr an erheblich höhere Löhne zu erringen. Für sie ist der Vertrag ein Hemmnis gewesen, wie er andererseits auch für einen Teil der Arbeitgeber ein Hemmnis war.

3. Ausblick in die Zukunft.

Wie sich die Verhältnisse im Baugewerbe nach Beendigung des Krieges gestalten werden, läßt sich heute mit Sicherheit noch nicht sagen. Auf alle Fälle wird, wie ich das in Nr. 9 der *Neuen Zeit* des näheren ausgeführt habe, bei Kriegsende infolge des langen Ruhens der Wohnungsbautätigkeit ein starker Mangel an Wohnungen bestehen. Damit wird die Hauptvoraussetzung für eine lebhafte Wohnungsbautätigkeit gegeben sein. Aber der Befriedigung des Wohnbedürfnisses werden in der ersten Zeit nach dem Kriege manche Schwierigkeiten im Wege stehen, vor allem der Baustoffmangel und die Geldknappheit. Auf ihre Überwindung arbeiten sowohl die baugewerblichen Arbeitgeber- wie Arbeitnehmerverbände hin, und auch die Behörden treffen bereits Vorbereitungen zur Wiederaufnahme der Wohnungsbautätigkeit und zur sonstigen Bekämpfung der Wohnungsnot. Aber selbst wenn es gelingen sollte, diese Schwierigkeiten zu überwinden und die Wohnungsbautätigkeit gleich nach Friedensschluß in großem Umfang in Gang zu setzen, so wird dieser Zweig der Bautätigkeit immer nur einen Teil der aus dem Felde zurückkehrenden Bauarbeiter in Anspruch nehmen, zumal dann auch die meisten der jetzt noch auf Kriegsbauten und in der Kriegsbauindustrie beschäftigten Bauarbeiter den Arbeitsmarkt belasten werden. Man muß deshalb in der ersten Zeit nach dem Kriege im Baugewerbe mit einer großen Arbeitslosigkeit rechnen.

Im übrigen hängt die Gestaltung des Baumarcktes in hohem Maße von der weiteren Dauer und dem schließlichen Ausgang des Krieges ab. Geht der Krieg für Deutschland günstig aus, ist insbesondere bald wieder mit einer Aufnahme unserer alten Handelsbeziehungen und einem Aufschwung unserer Industrie zu rechnen, so ist, nach Ablauf einer bestimmten Übergangszeit, die wichtigste Voraussetzung für eine lebhafte Bautätigkeit, ja sogar für eine baugewerbliche Hochkonjunktur gegeben. Diese Voraussetzung ist das Bedürfnis für neue Bauten aller Art: Industriebauten, Geschäftshäuser, öffentliche Bauten, Bahn- und Kanalbauten, Kirchen, Schulen, Arbeiterwohnungen und vieles andere mehr. Freilich wird damit zu rechnen sein, daß man auch auf dem Gebiet des Bauwesens in den nächsten Jahrzehnten größte Sparsamkeit walten läßt und sich möglichstster Einfachheit befleißigt.

Was schließlich die zukünftige Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen im Baugewerbe anbelangt, so wäre zu wünschen, daß sich diese in Ruhe und Frieden vollzöge. In der Übergangszeit, wo es gilt, das Wir-

schaftsleben erst wieder neue Kräfte schöpfen zu lassen, können Lohnkämpfe von einer Art und Größe, wie sie im Falle der Nichtverständigung im Baugewerbe zu erwarten wären, weder für die Arbeiter, noch für die Unternehmer, noch schließlich für die gesamte Volkswirtschaft nützlich sein. Eine friedliche Verständigung wird freilich nur möglich sein, wenn die Arbeitgeber des Baugewerbes und ihre Verbände später für die Lage der Bauarbeiter mehr Verständnis zeigen, als dies während des Krieges der Fall war.

Aus der preussischen Einkommen- und Steuerstatistik.

Von Otto Hue.

Nach den vom Finanzministerium gelieferten Ausweisen befanden sich 1916 in Preußen unter einer Gesamtbevölkerung von 41 052 718 Köpfen 8 067 413 physische Personen (82,5 Prozent mit Angehörigen), die zur Zahlung der staatlichen Einkommensteuer verpflichtet waren. Von diesen sind gemäß § 19 und 20 des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891 bzw. 19. Juli 1906 558 884 von der Steuerleistung befreit worden, so daß 7 508 529 zur Steuerveranlagung herangezogen wurden. Von den nichtphysischen Zensiten, also Aktiengesellschaften, Grubengewerkschaften, eingetragenen Genossenschaften, Gesellschaften m. b. H. usw., gelangten 1916 nur 11 838 zur Einkommenbesteuerung gegen 12 087 im Vorjahr.

Nachstehende Tabellen veranschaulichen die Entwicklung der preussischen Bevölkerung und die Zahl der steuerfreien, wie der einkommensteuerpflichtigen Personen (Zensiten):

Jahr	Seelenzahl nach der Personenstands-aufnahme	Deren Haushalts-vorstände und selbständige Einzelwirtschaftler	Einkommensteuer-freie physische Personen (ohne Angehörige)	Einkommensteuer-pflichtige physische Personen (ohne Angehörige)
1892/96 . . .	30504888	11365031	8537788	2718063
1912/16 . . .	40861210	15943849	7989568	7954281
1914.	41228784	16254480	7986634	8267846
1916.	41052718	15914623	7847210	8067413

Die Verpflichtung zur staatlichen Einkommensteuer beginnt in Preußen bekanntlich bei einem Einkommen von über 900 Mark jährlich (§ 4 des Gesetzes). Der wiederholt, zuletzt bei der Etatberatung 1916, von der sozialdemokratischen Fraktion gestellte Antrag, die Steuerpflicht erst bei einem Einkommen von mehr als 1500 bzw. 1200 Mark beginnen zu lassen, wurde stets abgelehnt.

Gruppiert man die Staatsangehörigen nach ihren von der Steuerbehörde direkt oder durch Selbststeinschätzung ermittelten Einkommen, so erfährt die Behauptung, die Einkommen der Arbeiter- und Angestelltenklassen seien während des Krieges »kolossal« gestiegen, eine scharfe Korrektur. Die finanzministerielle Statistik zeigt, daß der Teil der Gesamtbevölkerung, dessen Haushaltungen mit einem Einkommen von nicht mehr als 900 Mark zu führen sind, sich während des Krieges nicht verringert, sondern vermehrt hat.

Einkommensteuerfrei blieben, weil das Einkommen weniger als 900 Mark betrug, von je 100 Köpfen der Bevölkerung:

	1916	1915	1914	1896
Im ganzen Staate . . .	37,48	37,11	36,71	67,20
In den Städten . . .	29,89	29,07	28,73	58,53
Auf dem Lande . . .	44,84	44,77	44,17	73,14

Von den Steuerpflichtigen hatten ein Einkommen von 900 bis 3000 Mark in Prozenten der Bevölkerung:

	1916	1915	1914	1896
Im ganzen Staate . . .	48,54	47,77	48,51	25,67
In den Städten . . .	55,64	55,14	55,69	31,18
Auf dem Lande . . .	41,64	40,76	41,79	21,89

Dagegen hatten ein Einkommen von 30 500 bis über 100 000 Mark in Prozenten der Bevölkerung:

	1916	1915	1914	1896
Im ganzen Staate . . .	0,25	0,21	0,22	0,12
In den Städten . . .	0,39	0,34	0,35	0,25
Auf dem Lande . . .	0,10	0,09	0,09	0,04

Daß ein jährliches Einkommen von weniger als 900 Mark während des Krieges, besonders in den städtischen und industriellen Bezirken, als ein Hungereinkommen zu bezeichnen ist, darüber dürfte wohl Übereinstimmung herrschen; dennoch sehen wir, daß über ein Drittel des preussischen Volkes selbst während der beispiellosen Kriegsteuerungszeit mit diesem Hungereinkommen haushalten muß.

Beachtung verdient ferner das Gleichbleiben der Größe jenes Bevölkerungsteils, der ein Einkommen von 900 bis 3000 Mark hat. Die beruflichen Verschiebungen innerhalb dieser Gruppen lassen sich aus der Steuerstatistik nicht erfassen. Höchstwahrscheinlich sind Teile des durch den Krieg arg zerrütteten, früher besser situierten »Mittelstandes« in die fraglichen Steuerstufen herabgedrückt, während andererseits größere Teile der Lohnarbeiter und Angestellten in ihrem Einkommen so aufgebessert worden sind, daß sie in die entsprechend höheren Steuerstufen aufrückten. Erheblich kann dieses Aufrücken aber nicht gewesen sein, denn von den 6 666 601 Jenfiten mit einem Einkommen von 900 bis 3000 Mark hatten nur 411 062 gleich 6 bis 7 Prozent ein Einkommen von 2400 bis 3000 Mark! Hingegen blieben über 3 Millionen bei dem Einkommen von nur 900 bis 1350 Mark stehen! Das Gerede, große Arbeiterkategorien hätten jetzt ein Einkommen von mehr als 3000 bis 10 000 Mark, wird durch die preussische Steuerstatistik gründlich widerlegt; denn die Arbeitgeber sind gesetzlich verpflichtet, die von ihnen an ihre Arbeiter gezahlten Einzellohnsummen der Steuerbehörde anzugeben. Dadurch ist die genaue steuerliche Erfassung der Lohneinkommen gewährleistet. Bei den anderen Staatsbürgern besteht diese Gewähr nicht.

Eine beträchtliche Vermehrung haben hingegen, wenn man das Jahr 1896 zum Vergleich heranzieht, die zu den höchsten Einkommensstufen gehörenden Steuerzahler erfahren. In folgender Tabelle ist eine Scheidung der Jenfiten (ohne Angehörige) nach Einkommensteuerstufen vorgenommen. Zugleich haben wir die zur Veranlagung gekommenen Steuersummen hinzugefügt (Stets in Millionen Mark):

Jahr	Einkommen von 900 bis 3000 Mk.		Einkommen von 3000 bis 9500 Mk.		Einkommen von 9500 bis 30 500 Mk.		Einkommen von 30 500 bis 100 000 Mk.		Einkommen von über 100 000 Mk.	
	Zahl der Jenfiten	Veranlagte Einkommensteuer	Jenfiten	Veranlagte Steuer	Jenfiten	Veranlagte Steuer	Jenfiten	Veranlagte Steuer	Jenfiten	Veranlagte Steuer
1892/96	2215513	34,33	266042	30,47	46020	21,28	8905	15,36	1611	14,36
1912/16	6513901	110,58	692293	73,14	108737	50,53	23471	41,03	5216	50,77
1914 . .	6795861	115,76	741559	78,42	116876	54,19	24551	42,64	5215	50,08
1916 . .	6666601	120,92	693798	73,90	114843	53,70	26602	47,20	6685	66,40

In der untersten Stufe hat sich die Zahl der Jenfiten von 1892/96 bis einschließlich 1916 verdreifacht; sie umfaßt nun über 88 Prozent der Gesamtheit. Die Angehörigen der höchsten Stufe sind zwar der Zahl nach unbeträchtlich (im ganzen nur 6685 Personen); aber sie verfügen der veranlagten Steuer nach über mehr als 50 Prozent des Einkommens der 88 Prozent. Rechnen wir die Angehörigen der beiden höchsten Stufen zusammen, so kommen wir zu 33 287 Jenfiten (noch nicht

ein halbes Prozent aller Zinsen) und zu einer aufzubringenden Steuersumme von 113,80 Millionen Mark, also nicht viel weniger, als auf sämtliche 6 666 601 Zinsen der untersten Stufe entfällt! Diese Zahlen beweisen die gewaltige Vermögensansammlung in relativ wenigen Händen, zumal wenn man die geringere behördliche Kontrolle des Einkommens der oberen Dreißigtausend in Betracht zieht.

Im Jahre 1910 versteuerten in Preußen nur 77 physische Personen ein Einkommen von über 1 Million Mark, im Jahre 1916 waren es 134! Der Krieg, dessen gewaltige Vermögensverschiebung noch in vollem Gange ist — sie ist aus der Steuerstatistik infolge verschiedener Gründe leider nicht entfernt mit voller Deutlichkeit zu ersehen —, kann als Millionärzüchter und zugleich Massenverarmer bezeichnet werden. Zu beachten ist ferner die verschiedene Steuerleistung von Stadt und Land. Sie gestaltete sich folgendermaßen: Von der veranlagten Gesamtsteuersumme der physischen Personen fielen auf:

	1916 Mill. Mk.	1902 Mill. Mk.
Die Städte	371,27	84,31
Auf das Land	127,13	30,47
Dagegen auf die Landgemeinden bis 2000 Einwohner	69,15	?

»Das Land« bringt (1916) mithin nur 34 bis 35 Prozent der Steuersumme auf, die auf »die Städte« umgelegt wurden, die Landgemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern gar nur 14 bis 15 Prozent der Gesamtsteuersumme! Hier handelt es sich wesentlich um die rein agrarischen Landesteile. Die typischen feudalen »Gutsbezirke« rechnen hierher. Die Wortführer dieser Bezirke bilden aber der Zahl der Abgeordneten nach die stärkste Interessengruppe im Preußischen Landtag, der bekanntlich noch auf einem nach der Steuerleistung bemessenen Dreiklassenwahlrecht beruht oder doch beruhen soll. Eine nähere Betrachtung der Gesamtsteuerleistung lehrt uns, daß auch das nicht zutrifft. »Das platte Land« dominiert im Preußischen Landtag, obgleich es nicht einmal ein Viertel der aufzubringenden Gesamtsteuer liefert. Und von den über 160 Landboten, die sich der agrarischen Berufsgruppe zählen, sind wenigstens 125 Großgrundbesitzer! Dabei hat die letzte (1907) Betriebszählung ergeben, daß rund 94 Prozent der Agrarbetriebe in Preußen zu den klein- und mittelbäuerlichen gehören. Nur 5,6 Prozent der preußischen Agrarbetriebe gehörten zur Klasse der Großunternehmungen. Diese numerisch sehr geringe Gruppe der agrarischen Großgrundbesitzer repräsentiert im Preußischen Abgeordnetenhaus »die Landwirtschaft«. Kleine oder mittlere Bauern sitzen in diesem »Volkshaus« im ganzen nur 4 (vier).

Eine gewisse Überraschung bieten die Angaben über die nicht physischen Zinsen. Allgemein ist bekannt, daß die gewerblichen Unternehmungen, von gewissen Ausnahmen abgesehen, schon im zweiten Kriegsjahr außerordentlich hohe Gewinne erzielt haben. Die finanzministerielle Steuerstatistik vermittelt uns dagegen folgendes Bild von dem Geschäftsertrag der Aktiengesellschaften, Berggewerkschaften, eingetragenen Genossenschaften, Einkaufsvereine, Gesellschaften mit beschränkter Haftung usw.:

	1916	1915	1914
	In Millionen Mark		
Eingezahltes Aktien- oder Grundkapital oder die Summe der eingezahlten Geschäftsanteile . . .	13 151	12 963	13 285
Verteilter Gewinn (Dividenden, Ausbeuten) . . .	10 298	1 208	1 347
Bei der Besteuerung berechnete Überschüsse . . .	1 486	1 617	1 759
Verwendet für Schuldentilgung, Verbesserungen, Reservefonds, außerordentliche Abschreibungen usw.	457	409	413
Veranlagtes steuerpflichtiges Einkommen . . .	1 523	1 505	1 506
Davon in Preußen steuerpflichtig	1 190	1 149	1 117

Im Jahre 1892 belief sich das Gesellschaftskapital der steuerpflichtigen Unternehmungen auf 4231 Millionen Mark, ihr in Preußen zu versteuerndes ermitteltes

Einkommen auf 257 Millionen Mark. Die bei der Besteuerung berücksichtigten Überschüsse betrugen 466 Millionen Mark. Diese Angaben im Vergleich mit den für die Jahre 1914 bis 1916 geltenden beweisen auch den gewaltigen Aufschwung der gesellschaftlichen Unternehmungen.

Nach dem Einkommensteuergesetz (§ 15 und 16) gelten als steuerpflichtiges Einkommen der nichtphysischen Personen nicht nur die schließlich verteilten Gewinne, sondern es sollen auch hinzugerechnet werden die zur Schuldentilgung, Abtragung des Grundbesitzes, Verbesserung oder Erweiterung der Anlagen sowie zur Bildung von Reservefonds (abgesehen von Rücklagen für etwaige Versicherungssummen) verausgabten Summen abzüglich $3\frac{1}{2}$ Prozent des eingezahlten Gesellschaftskapitals. Wir sehen nun, daß die bei der Besteuerung berechneten Unternehmensüberschüsse 1916 sogar noch niedriger eingeseht sind als im Jahre 1915, obgleich schon in diesem gegen das vorangegangene Veranlagungsjahr ein sehr bedeutender Abstrich gemacht worden ist. Gestiegen ist danach 1916 gegen 1915 nur das Einkommen der Gesellschaften mit beschränkter Haftung und der eingetragenen Genossenschaften. Ganz erheblich geringer eingeseht ist aber das Einkommen der Aktiengesellschaften, und am meisten soll 1916 zurückgegangen sein das Einkommen der Bergwerkschaften (in Kürze eingeteilt). Diese Angaben wirken überraschend, da doch nachgerade jeder Mensch in Preußen weiß, daß 1916 die gewerblichen Unternehmungen vielfach gewaltige Mehrüberschüsse gemacht haben, zum Teil auch noch die Textilindustrie, die heute an Rohstoffmangel leidet. Da, wie gesagt, auch die enorm erhöhten Aufwendungen für Betriebserweiterungen, Reservefonds usw. aus den Betriebsüberschüssen zum steuerpflichtigen Einkommen der Gesellschaften rechnen, ist die bedeutende Herabminderung des Einkommens der nichtphysischen Zensiten während des Krieges, wie es uns die Steuerstatistik mitteilt, schwer zu begreifen. Wo liegen hier die Fehler?

Literarische Rundschau.

Lujo Brentano, *Elßässer Erinnerungen*. Berlin 1917, Verlag Erich Reiß. Zweite und dritte Auflage. Preis geheftet 3,50 Mark.

Im Frühjahr 1882 wurde Lujo Brentano als Nachfolger Schmollers an die Universität Straßburg berufen und wirkte dort bis zum Frühjahr 1888. Über die Dinge und Menschen, mit denen ihn diese sechs Jahre in Berührung brachten, erzählt er jetzt in seinem anspruchslosen Büchlein. Seine Erfahrungen beschränken sich nicht auf Hochschulekreise; auch in anderen Schichten der Gesellschaft tat sich der junge Gelehrte um. Besonders interessant ist, was er von dem Statthalter Manteuffel und dem späteren Ministerialdirektor Althoff zu berichten weiß, jeder der beiden in seiner Art ein Vertreter des aufgeklärten Despotismus und jener durchaus der militärischen, dieser ganz und gar der bürokratischen Schablone spottend.

Zweifelloß hat Brentano auch recht, wenn er jene unglückselige Regierungspolitik in Elsaß-Lothringen, die sich auf die einheimischen Notabeln gegen die breiten Volksmassen stützte und als deren Urheber Manteuffel noch heute in Acht und Bann getan wird, nicht als Ausdruck einer Person, sondern als Ausfluß eines Systems darstellt. Möglich, daß Manteuffel diese Politik besonders virtuos handhabte, aber betrieben wurde sie ebenso von seinem Vorgänger wie von seinen Nachfolgern. Sie ergab sich ja aus den Umständen ganz von selbst. Das Richtige war für die neuen Herren des Landes nach 1871 eine Förderung und Begünstigung der bäuerlichen und proletarischen Massen, die, namentlich im Elsaß, in Sitten und Sprache deutsch geblieben waren. »Das aber«, betont Brentano, »stand mit der ganzen Geistesrichtung der deutschen Regierung in Widerspruch. Regierte man doch in Alt-Deutschland, indem man die Interessen der höheren Klassen gegen die der unteren wahrnahm. In Preußen war der Junker maßgebend; im Reich

herrschte man mit Hilfe von Ausnahmegesetzen gegen Geistliche und Sozialisten.« Und auch bei den in Elsaß-Lothringen maßgebenden altdeutschen Kreisen war es tiefeingewurzelter Glaubenssatz, »daß, wer das Geld hat, auch das Recht hat, denen, die damit nicht gesegnet sind, in wirtschaftlicher, politischer, religiöser und sozialer Beziehung zu befehlen«. So stieß man die breiten Volksmassen vor den Kopf und machte den französischen Notabeln den Hof, ohne eine der beiden Schichten innerlich gewinnen zu können.

Die herbe Kritik dieser verfahrenen Politik läßt Brentanos Werkchen vielfach mehr als politische Streitschrift denn als persönliches Bekenntnisbuch erscheinen. Auch anderwärts bricht das noch immer rische politische Temperament des greisen Nationalökonomens durch, nicht gerade glücklich, wo er die Annexion Elsaß-Lothringens mit etwas windschiefen Gründen verteidigt, recht wirksam dagegen, wo er sich gegen jede Einverleibung des Reichslandes in Preußen und gegen seine Aufteilung unter Preußen und Bayern ausspricht und für Errichtung des elsäß-lothringischen Bundesstaats eintritt.

An manchen Stellen stößt man. So ist auf S. 151 von einem Snobismus die Rede »wie der erwähnte des Obersten v. Reutter gegen den Kreisdirektor von Zabern«; der Name des Obersten v. Reutter findet sich aber auf keiner anderen Seite des Buches vor! Auch sonst sucht man in der zweiten und dritten Auflage manches vergebens, was man, aufmerksam, in der ersten las. *H e r m. W e n d e l.*

R u d o l f F r a n z, Kritiken und Gedanken über das Drama. Eine Einführung in das Theater der Gegenwart. München, Birk & Co., G. m. b. H. 246 Seiten. Preis 2 Mark.

»Das Buch ist entstanden aus Theaterkritiken, die in den Jahren 1910 bis 1914 in Bremen geschrieben wurden. Es will dem Arbeiter ein Führer sein durch das moderne Theater.« So heißt es im Vorwort. Es stellt dem Kritiker einer Tageszeitung ein glänzendes Zeugnis aus, daß er seine Aufgabe so ernst aufgefaßt hat, daß er den kritischen Arbeiten, zu denen der Dienst des Tages Gelegenheit bot, die Tauglichkeit zuerkennt, dem Arbeiter als Führer durch das heutige Theater zu dienen. Der kritische Leser, der Kenner des deutschen Theaters und der deutschen Arbeiterschaft zugleich ist, wird allerdings seine Zweifel hegen, ob es möglich ist, einer kritischen Arbeit gleichermaßen Geltungswert als Zeitungsreferat und als Bestandteil einer »proletarischen Dramaturgie« zuzuerkennen. Die Zeitungskritiken waren geschrieben für ein Arbeiterpublikum, so daß bei der Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse die Frage entsteht, ob sie das Verständnis der Bremer Arbeitertheaterbesucher erreichten, wenn sie den Anspruch erheben dürfen, in einer proletarischen Dramaturgie zu stehen, und ob sie umgekehrt den Ansprüchen einer Buchdramaturgie entsprechen, wenn sie den Bremer Theatergästen wirklich etwas nützen sollten.

Welcher Seite ihres Doppelzwecks diese kritischen Arbeiten am meisten entsprechen oder entsprochen haben, ist schwer zu sagen, weil man nicht weiß, in welchem Maße die Zeitungskritiken umgearbeitet und erweitert worden sind. Eins aber steht fest: wenn die Kritiken der »Bremer Bürgerzeitung« nach Inhalt und Form ihre Gestalt nicht sehr verändert haben, dann konnten sie keinesfalls geeignet sein, die Bremer Arbeiter ins Theater zu ziehen oder ihnen das Theater näherzubringen.

Wenn es auch nicht der ausschließliche oder vornehmste Zweck der Kritik ist, so müßte es doch das Ziel einer proletarischen Dramaturgie sein, dem Erfassen des Arbeiters alle die Momente zugänglich zu machen, die ihn aufs Theater, nicht als einer »moralischen Anstalt«, auch nicht als eines Bildungsinstituts, wohl aber als einer Vermittlungsstelle hoher und seinem Innern zugänglicher Kunst verweisen. Daß dies das vorliegende Buch versäumt, liegt an des Autors Auffassung vom

Wesen der Kunst und an der Art seiner kritischen Betrachtung: »Eine Einführung in das Theater schreiben und dabei auf die Errungenschaften der proletarischen Wissenschaft, der materialistischen Dialektik, verzichten, hieße schlechterdings keine proletarische, sondern nur eine bürgerliche Einführung schreiben.«

Ja ja, die materialistische Dialektik! Was hat sie nicht schon alles zustande gebracht! Warum sollte sie nicht auch bei der »proletarischen Dramaturgie« Pate stehen? Und doch möchten wir gegen die materialistische Dialektik als einzigen Paten der neugeborenen Dramaturgie einige kehrische Bemerkungen wagen. Wir lassen hier die materialistische Dialektik in allen Ehren bestehen als ein Mittel zum Durchdringen des Stoffes der künstlerischen Vorstellung und zum Erfassen des rein sachlichen Verhältnisses des Dramatikers zu seinem Stoffe. Sie bietet dem Verfasser denn auch Gelegenheit, dauerhafte Brücken zum Geiste des Volkes zu schlagen. Doch weiter hilft ihm sein Zaubermittel auch nicht. Bei der Bildung des ästhetischen Werturteils versagt es, und so versagt hier auch der Autor mit seinem starken Vertrauen auf die Hilfe der materialistischen Dialektik in allen Lebenslagen. Wir werden in der »Dramaturgie« überrascht von mancher tiefgründigen Enthüllung dichterischer Rätsel, aber wir bleiben kalt und verspüren nichts von einem Hauch der dichterischen Intuition. Kein Wunder, die Methode des Verfassers ist völlig ungeeignet, wie ein Kunstwerk überhaupt, so auch eine Dichtung in ihrer Totalität vor das geistige Auge des Lesers zu stellen. Und das ist bei einer Dramaturgie, und vollends einer für Arbeiter, notwendiger als alle Erklärungstäfeln. Bei einigen Kapiteln, so bei Shakespeare, Ibsen, Hauptmann und anderen, drängt sich in fataler Weise der Eindruck auf, der Verfasser habe einem zwar den Schreibstil des Künstlers gezeigt, aber nicht den Künstler selbst, oder als sähen wir die Erstdrucke ihrer Werke von außen, erfahren aber nichts von ihrem Inhalt. Es ist so, als wenn uns jemand in die Geisteswelt Kants einführen wollte, und er führte uns in das Königsberger Museum und zeigte uns lediglich Kants Handschriften, seinen Hut und Stock und seinen (mutmaßlichen) Schädel.

Es ist ein gutgemeintes Werk, in dem eine Summe fleißiger und auch philologisch schwerer Arbeit steckt, aber eine proletarische Dramaturgie ist es nicht. Wir werden auch Rudolf Franz nie eine proletarische Dramaturgie zu verdanken haben, weil seine Orientierung nach der erwähnten Methode nicht weiträumig genug ist.

A. F.

Notizen.

Englands Beteiligung am Handel seines Kolonialreiches. Der im März 1916 von der englischen Schifffahrtskammer und der Liverpooller Reedereivereinigung eingesetzte Ausschuß zur Beratung der Frage, wie England sich am besten seine Handelsflotte erhält, hat Bericht erstattet. Die »Morning Post« teilt daraus allerlei interessante Zahlen mit. Beachtung verdienen vornehmlich die Angaben darüber, wie weit England und die fremden Staaten bisher am Gesamthandel des britischen Kolonialbesitzes beteiligt waren.

In Jahre 1913 kamen vom Gesamthandel der britischen überseeischen Kolonien auf das englische Mutterland (mit Irland) 46 Prozent, auf die anderen Teile des britischen Reiches 15, auf die Vereinigten Staaten von Amerika 9, auf Deutschland mit Kolonien 6, auf Frankreich mit Kolonien 3 und auf alle übrigen fremden Länder 21 Prozent.

An dem Handel der britischen Kolonien ist also England mit seinem Besitz selbst zu 61 Prozent beteiligt, alle übrigen Länder der Erde nur mit 39 Prozent. Die Ziffern zeigen, wie weit für den Kolonialbesitz die Formel richtig ist: »Der Handel folgt der Flagge.«

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 18

Ausgegeben am 1. Februar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die politischen Ideen in Polen.

Von Hermann Wendel.

Die Geschichte des polnischen Volkes seit den drei unglückseligen Teilungen des Landes ist ein beredtes Beispiel dafür, daß eine einigermaßen entwickelte Nation, mag sie auch zersükkelt und zerseht, vergewaltigt und versklavt sein, in der Tat nicht umzubringen ist. 1772, 1792 und 1795 gingen die gekrönten Annexionisten an der Spitze Rußlands, Preußens und Österreichs mit den Polen weit gründlicher um, als es unseren Annexionisten selbst in ihren kühnsten Träumen mit einem der uns gegenüberstehenden Völker möglich sein wird; ein Geheimartikel des dritten Teilungsvertrags bestimmte sogar, daß der Name Polen fürder nicht mehr genannt werden dürfe. Aber was half es? Sofort begann in den auseinandergerissenen Stücken des Landes wie unter den zahlreichen Mitgliedern der Emigration ein Gären und Blasenwerfen, und aller Wille richtete sich unverbrüchlich auf das eine Ziel, die polnische Freiheit wiederzugewinnen und den polnischen Staat neu zu errichten. Mochten viele Hoffnungen genarrt und viele Bemühungen verelkt werden, mochten Blutbad und Galgen, Kerker und Sibirien die Antwort auf mehr als einen verzweifelten Aufstand bilden, unter der Asche glühte jener Wille weiter, und obschon mit dem Jahre 1870 die Polenfrage als internationales Problem von der Bühne abgetreten zu sein schien, bedurfte es nur der ersten Kanonenschläge im Osten, um sie im August 1914 wieder reißig und gewappnet hervorspringen zu lassen.

Die politischen Pläne und Entwürfe der Polen in diesen fast anderthalb Jahrhunderten schildert ein Werk *Feldman's*,¹ der seit Jahr und Tag im publizistischen Vorderkampf für die Sache seines Volkes steht. Bei einer Ideengeschichte liegt die Gefahr nahe, rein ideologisch mit der Stange im Nebel herumzufahren, aber hier schützt der Gegenstand der Darstellung schon vor dieser Möglichkeit: die politische Gedankenwelt der Polen ist ja nie etwas anderes als die getreue Widerspiegelung der europäischen Lage. In der Tat hat Feldman festen Boden unter den Füßen, und wenn es auch übertrieben wäre, seine Art der Geschichtsbetrachtung ökonomisch-historisch zu nennen, so veräumt er es doch keineswegs, wirtschaftliche Wandlungen im Organismus der polnischen Nation zur Erklärung für gedankliche Veränderungen heranzuziehen, und unterläßt es auch nicht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, wenn eine andere gesellschaftliche Schicht Träger der polnischen Zukunftshoffnungen wird; zur Richtschnur nimmt er sich das Wort von Mickiewicz, daß neue Dinge nur durch neue Menschen vollbracht werden, mit dem Zusatz:

¹ W. Feldman, Geschichte der politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen (1795 bis 1914). München und Leipzig 1917, Verlag von R. Oldenbourg. 448 Seiten. Preis geheftet 10 Mark.

»In des Wortes weitester Bedeutung, in Anlehnung an neue Gesellschaftsklassen.« Daneben ist Feldman ein nicht gewöhnlicher Porträtist, der mit wenigen entschiedenen Strichen die Bilder vieler bedeutsamer Persönlichkeiten der neueren polnischen Geschichte vor uns lebendig werden läßt, und da er endlich den weitläufigen Stoff leicht und sicher meißelt, kam eine anschauliche und einprägsame Darstellung zustande, deren Kenntnis künftig Voraussetzung für jeden in der Polenfrage Mitredenden sein wird. Daß Feldman den sogenannten austro-polnischen Standpunkt vertritt, ist zwar in jedem der zehn Abschnitte seines Buches deutlich merkbar, wirkt aber nirgends aufdringlich störend, und man weiß wenigstens Bescheid.

Nicht erst 1795, wie es der Titel angibt, sondern schon ein paar Jahrzehnte früher beginnt Feldmans Schilderung. Der herkömmlichen Auffassung, daß Polen an seinem Untergang selbst schuld gewesen sei, tritt er an der Hand neuerer polnischer Historiker entgegen. Ganz im Sinne der sozialistischen Geschichtsauffassung hat Walliszewski dargelegt, daß die großen Veränderungen im Welthandel, eine Folge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken und der Entdeckung Amerikas, Handel und Industrie von Polen abgezogen, so das Entstehen eines Bürgertums verhindert und den Keim des Verfalls in das Land hineingesenkt haben. Vielleicht ist die Behauptung etwas übertrieben, daß sich seit dem Jahre 1764 »eine bewundernswerte Umgestaltung Polens« vollzogen habe — »die Lage des Bauernvolks verbesserte sich, die Ackerbauproduktion stieg, es entstehen 300 Fabriken, die Städte vergrößern sich, die Bürgerschaft erhält Zutritt zum Landtag, der Handel wird belebt, die Zentralverwaltung schreitet vorwärts, die Reichsfinanzen sind günstiger gestellt, die Armee erstarkt allmählich« —, denn es widersprach aller geschichtlichen Logik, daß sich in Polen die Feudalklasse aus eigenem Antrieb zu schaffen vermag, was in anderen Ländern die bürgerliche Klasse nur in erbittertem Kampfe gegen die Feudalklasse durchgesetzt hatte und was allen Interessen der Feudalklasse schnurstracks zuwiderlief: Handel, Manufaktur, Industrie, Zentralisation, Verfassung, geordnete Finanzen, kurz, den modernen Staat, und die berühmte Konstitution von 1791, das »Denkmal des polnischen Willens zum Leben«, wagte der so wichtigen Bauernfrage keineswegs herzhafte zu Leibe zu gehen. Auf der anderen Seite fiel Polen zweifellos deshalb einem der in jenem Jahrhundert so zahlreichen Teilungsgelüste zum Opfer, weil es das Unglück hatte, auf der Linie des nächsten Expansionsdranges Preußens und Rußlands zu liegen, wenn auch die äußeren Widerfacher polnischer Selbständigkeit just in der sarmatischen Oligarchie mit ihrer unbegrenzten Klassenselbstsucht einen wertvollen Bundesgenossen fanden.

Die beiden letzten Teilungen Polens fielen in eine Zeit, da vom Glockenturm der französischen Revolution das Geläut: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! in die Lande schallte. Was Wunder, daß die polnischen Patrioten ihre Blicke und Herzen hoffnungsvoll nach dem verjüngten Frankreich wandten, dessen Nationalkonvent »Brüderlichkeit und Hilfe« allen Völkern anbot, »die ihre Freiheit erlangen wollen«. Es tat der polnischen Begeisterung für Frankreich auch wenig Eintrag, daß der Wohlfahrtsausschuß es 1794 unwirksam ablehnte, nur einen Heller und einen Soldaten für eine Revolution herzugeben, »deren Ziel die Verlängerung einer aristokratischen und königlichen Herrschaft wäre«; in Scharen strömten die Polen nach Paris, gründeten hier die »Polnische Agentur« und die radikale »Deputation«, aus pol-

nischen Jakobinern bestehend; hier formte sich nach dem Vorbild der französischen Anschauungen eine sozialrevolutionäre Gedankenwelt, »die auch fernerhin die Grundlage aller politisch-demokratischen Umwälzungen in Polen bildet«. Tätig suchten die polnischen Emigranten auf die auswärtige Politik Frankreichs Einfluß auszuüben. Sie unterstützten die russenfeindliche Haltung von Sieyès, die letzten Endes darauf hinauslief, einem Hohenzollern die Krone des selbständigen Polens zu übertragen, und als mit dem Thronwechsel in Rußland alles im Sande zu verrinnen schien, gab Henrik Dabrowski, der »polnische Sondertypus des Soldatenideologen«, mit Gründung der Legionen den polnisch-französischen Beziehungen neuen Auftrieb. Das Blut, das diese Freiwilligenregimenter auf den italienischen und deutschen Schlachtfeldern reichlich verspritzten, lieferte den Kitt für die Freundschaft zwischen Polen und Franzosen, bis Bonaparte 1801 die Legionen nach San Domingo abschob. 1796 als junger General hatte er Sulkowski versprochen, nach dem italienischen Feldzug Polen zu befreien, und noch 1799 betrachtete er die Wiedergeburt des polnischen Staates »als einen Teil des großen Werkes: der Wiederherstellung des europäischen Friedens«, aber je weiter er auf seiner Bahn fortschritt, desto mehr wurde ihm Polen lediglich zu einer Figur auf dem Schachbrett im Spiel mit Rußland; zweideutig und schwankend blieb seine Haltung den polnischen Erwartungen gegenüber. Gleichwohl wurden mit Gründung des Herzogtums Warschau bei den Polen die ausschweifendsten Träume wach; schon schwärmte man von dem Zukunfts Polen, das sich von der Oder bis an den Dniepr und die Dina, von der Ostsee bis zu den Karpathen und zum Schwarzen Meer erstrecken und auch Schlessen umfassen sollte. Nüchternere Köpfe wie Staszic, der »Vater der polnischen Demokratie«, begrüßten aus bürgerlich-sozialen Gründen die französische Herrschaft, da unter ihrem Einfluß »der Zivilisationsstand im ganzen Lande eine ungeheure Wandlung erfuhr«. Mit Begeisterung schlugen sich die polnischen Truppen, ihrer 100 000 an Zahl, unter den kaiserlichen Adlern, aber Leipzig, Waterloo und der Wiener Kongreß machten den polnischen Hoffnungen auf Frankreich unerbittlich den Garaus. Wenn Paris auch immer ein Hauptstich der polnischen Emigration blieb und namentlich in den dreißiger Jahren die französische Literatur und Sozialphilosophie auf das polnische Geistesleben stark einwirkte, so war doch die französische Regierung aus den Berechnungen der Polen als bestimmender Faktor ausgeschaltet. Erst mit dem dritten Bonaparte, dem geschickten Taschenspieler des Nationalitätenprinzips, belebte sich an der napoleonischen Legende wieder die polnische Hoffnung. In hellen Haufen strömten dem Abenteuerer auf dem Kaiserthron Aristokraten und Demokraten aus Polen zu, aber da er zwar an eine Lösung der polnischen Frage dachte, doch daneben beständig nach einem Bündnis mit Rußland schielte, tat er in Wahrheit nichts und ließ während des Krimkriegs 1854/55 und erst recht während des Aufstandes von 1863 die auf ihn Vertrauenden im Stich. Trotzdem ging der napoleonischen Legende unter den Polen nicht die Lebenslust aus; noch 1870 mußte die Pariser Regierung deutlich abwinken, um die Bildung polnischer Legionen in dem Kriege gegen Preußen zu verhindern. Dafür kämpften viele Polen einzeln als Freiwillige im französischen Heere; ihrer hundert fielen allein in den Kämpfen bei Orléans. Auch unter den Kommunards tauchte das polnische Element an mehreren hervorragenden Stellen auf. Da die Annexion Elsaß-Lothringens

Frankreich in die Arme Rußlands trieb, rissen die Fäden zwischen Warschau und Paris; erst in der Spannung, die dem Weltkrieg vorausging, erwärmte sich wieder das Interesse Frankreichs für die Polenfrage.

Von Anfang an wurden auch die drei Teilungsmächte daraufhin betrachtet, wo wohl die Stelle des schwächsten Widerstandes für den Durchbruch der polnischen Hoffnungen sei. Die »russische Hypnose« blieb dabei den Polen nicht immer fern, denn wenn sie auch schon durch den Glauben dem weströmischen, jene dem oströmischen Kulturkreis angehörten, so wurzelten sie doch beide im Slawentum. Um so eher war der russische Anteil der polnischen Beute deshalb zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Wege der Assimilierung an Rußland, als die neue Regierung sich auf den Adel stützte und ihm die Bauern preisgab; nicht die aristokratische Oberschicht, sondern nur die Bürger, die Geistlichen und die Juden waren unzufrieden. Dazu kam, daß Alexander I., der große Blender, der von einer Föderation aller Slawen unter russischem Zepter schwärmte, durch seinen Freund Adam Czartoryski den Polen ständig das Gaukelbild einer Wiederherstellung ihrer Staatlichkeit vor Augen hielt. In dem russischen Heere dienten, kämpften und bluteten denn weit mehr Polen als in den Legionen, und als 1815 in Wien von dem Gebiet der polnischen Republik, wie es 1772 bestanden hatte, 7,2 Prozent zu Preußen, 10,5 Prozent zu Österreich, aber 82,3 Prozent zu Rußland geschlagen und überdies mit einer sehr liberalen Verfassung bedacht wurden, da herrschte eitel Glückseligkeit und Russenbegeisterung in Kongresspolen, und aus dem Herzen Unzähliger heraus verkündete Staszic die panslawistische Lehre der gegenseitigen Durchdringung von Polen und Rußland: »Verbinden wir uns mit Rußland und klären wir es auf; nehmen wir von ihm die Macht und lassen wir es von uns die Aufklärung nehmen!« Über unbeschränkter Despot in Petersburg, konstitutioneller Monarch in Warschau — dieser schroffe Gegensatz ließ sich auf die Dauer nicht in einer Person vereinen. Die immer frechere Verletzung der verfassungsmäßigen Freiheiten durch die moskowitischen Machthaber schuf bald eine unerträgliche Spannung, und während der konservative Adel unter Fürst Lubewski nach wie vor an der Lösung festhielt: »Mit Rußland und nur mit Rußland!«, lebten in einer Welt junger schwärmerischer Offiziere, Studenten und Schriftsteller die romantisch-revolutionären Ideen des Dichters Mickiewicz und bereiteten den Boden für den Aufstand von 1830. Als dieser Aufstand erbarmungslos in Blut ersäuft wurde, erhielt nicht nur die russische Orientierung einen schier tödlichen Schlag, sondern auch der »historischen Klasse«, dem Adel, geschah erheblicher Abbruch, weil er, an der Spitze der Bewegung, es aus Klassenegoismus versäumt hatte, durch soziale Reformen die Volksmassen mitzureißen und dem Aufstand unwiderstehliche Kraft zu verleihen. Als dreiunddreißig Jahre später abermals der weiße Adler im roten Feld aufflammte und die geradegeschmiedeten Sensen gegen Moskowiterknechte sich erhoben, hatten Kleinadel und Bürgertum die geistige Führung der Nation an Stelle der Träger »historischer Namen« an sich gerissen, und das Insurrektionsmanifest von 1863 verkündete folgerichtig Gleichberechtigung für alle und Landzuteilung für die Bauern. Die konservative Aristokratie und Bourgeoisie folgte den Lehren des Grafen Zamojski, nach denen lediglich durch organische Arbeit »Polen gleich wie eine reife Frucht sich vom russischen Baume loslösen werde«; jene anderen Klassen aber, be-

wegf von den fortschrittlichen Gedanken der Emigranten in der Pariser »Demokratischen Gesellschaft«, geblendet durch die Ideale von »Jung-Polen«, angefeuert durch den »Engel der Revolution« Ludwig Mieroslawski, hielten es für sicherer, den Baum durch einen ordentlichen Sturm schütteln zu lassen. Als auch dieser Versuch, mit Gewalt zur Freiheit und Unabhängigkeit Polens durchzustößen, in Blut und Brand untergegangen war, schwor Adel und Großbürgertum noch endgültiger allen Revolutionsgelüsten ab. Der Adel, verbittert durch die Bauernbefreiung, die nach dem Aufstand die russische Regierung ihm zum Troß durchgeführt hatte, warf sich auf Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage und legte sich auf Reformen »nach dem Muster des großen Kapitalismus, der sich auch in der Landwirtschaft fühlbar machte, die Besitzer großer Latifundien der städtischen Plutokratie näherte und so einen vor dem Jahre 1863 unbekannten Typus eines aristokratischen Finanziers und Großindustriellen schuf«. Ebenso erwuchs im alten Kongreßpolen eine moderne Bourgeoisie, da mit der Aufhebung der Zollgrenze zwischen Polen und Rußland die Industrie sich freihausmäßig entwickelte. Die Jugend dieser Bourgeoisie wußte weder von der nationalen Vergangenheit, noch von der Literatur der Emigration, noch von der Gefühlsüberspannung der Jahre 1860 bis 1863 etwas; kühl und nüchtern predigte ihr Dolmetſch Swieſchowski statt der alten polnischen Ideologie die Eroberung der Industriemärkte und Handelsplätze des Ostens. Diese Entwicklung machte ganz von selbst Stimmung für einen Ausgleich mit Rußland, und abermals neu heraufdrängende Klassen, die Arbeiter und die Bauern, waren es, die jetzt zu leidenschaftlichen Trägern der nationalen Ideologie wurden. Den Gegenstand einer besonderen kritischen Abhandlung könnte die Entwicklung des Sozialismus in Polen, seine Stellung zur Nationalfrage und der Kampf zwischen der P. P. S. und den Anhängern von Rosa Luxemburg bilden, die sich gegenseitig als »Sozialpatrioten« und »Sozialhakatifisten« beschimpften. Genug, daß neben der sozialdemokratischen eine nationaldemokratische Bewegung des Kleinbürgertums mit Roman Dmowski an der Spitze hochkam, die von der Macht- und Realpolitik unserer Jahrzehnte gelernt hatte und darbot, »daß es bei den unter den Nationen herrschenden Beziehungen weder Recht noch Unrecht, nur Stärke und Schwäche gibt«. Zur Zeit der russischen Revolution gewann auch die Bourgeoisie und der Adel Kongreßpolens auf die Nationaldemokratie Einfluß. Kein Wunder, daß sie 1905 als Hauptstütze der gegenrevolutionären Bewegung wirkte, und ebenfalls kein Wunder, daß in den Reaktionsjahren danach Dmowski es entschlossen unternahm, seine Anhänger in das panslawistische Lager an die Seite des Zarismus zu führen.

Der Wind, der sein Schiff in dieser Richtung vorwärtstrieb, blies aus Preußen, denn stets hatten die Beziehungen zwischen Petersburg und Berlin auf die Behandlung der Polen in den beiden Staaten, aber auch das Verhalten der Polen in den beiden Staaten auf die Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg eine Wechselwirkung ausgeübt. Schon die französische Orientierung unmittelbar nach den Teilungen wurde durch eine verschleierte preußische Politik ungemein gefördert. Im Gegensatz zu den im russischen und österreichischen Teil beliebten Methoden suchte Preußen in seinem Anteil sofort »jegliche polnisch-nationalen Bestrebungen auszuerothen und dem Lande einen deutschen Charakter aufzudrängen«, und zwar schon ausgangs

des achtzehnten mit denselben Mitteln wie anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts, durch die Schule und durch Kolonisierung. So wurden hier die Polen gründlich vor den Kopf gestoßen. Nach 1815 schwankte der König zwischen den Ratschlägen Steins, Hardenbergs und Bopens, durch Mäßigung und Berücksichtigung ihrer nationalen Eigenart die Polen zu gewinnen, und der Absicht der urpreussischen Bureaukratie, die neuen Untertanen mit Sporn und Peitsche zu beherrschen, aber nach dem Aufstandsjahr 1830 kam mit der Ara Flottwell die verständnis- und rücksichtslose Bureaukratie obenauf. So machte Preußen unter seinen Polen wahrhaftig keine moralischen Eroberungen; im Gegenteil begann sich ein Teil des von Natur konservativen Adels der von den Sendlingen der Emigration verbreiteten demokratisch-revolutionären Propaganda anzuschließen, und Dr. Marcinkowski unternahm es, das Bauernvolk sozial zu heben, um es national zu begeistern. In der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 siegte der von Wilhelm Jordan verkündete »nationale Egoismus« der Deutschen über die von den entschiedenen Demokraten vertretene Teilnahme für das Schicksal des polnischen Volkes. Die Unterstützung, die Bismarck 1863 den grausamen Niederwerfern des Aufstandes in Russisch-Polen lieh, trug nicht dazu bei, den Graben zu überbrücken, der die preussischen Polen von der Berliner Regierung trennte, und zum Abgrund erweiterte ihn die Antipolengesetzgebung, die kurz nach 1870 begann und von Bismarck über Bülow bis Bethmann reichte. Den Zeitumständen entsprechend, schreibt Feldman mit Zurückhaltung über das, was in Preußen den Polen Jahrzehnte widerfuhr, aber er läßt keinen Zweifel daran, wie international verwüstend diese reine Machtpolitik wirkte und wie sie auch mehr als einen Keil in das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis hineinzutreiben drohte.

Der natürliche Gegensatz zwischen Rußland und Österreich war von Anfang an so stark, daß sich schon früh in der polnischen Gedankenwelt die Hoffnung regte, mit Anlehnung an die und durch Unterstützung der Habsburger die verlorene Selbständigkeit wiederzugewinnen. Zwar herrschte nach 1815 wie in allen österreichischen Ländern auch in Galizien die vollkommene politische Totenstarre, denn der 1817 gewährte ständische Landtag hatte wenig zu besagen, aber gleichwohl bekannte sich in den Tagen nach der Julirevolution, als die Polen ihre Hoffnungen auf die Völker setzten, im Interesse Europas die Wiedererrichtung des polnischen Staates als einer Barrikade gegen den Zarismus heischten und die Lösung ausgaben: Polen und die Menschheit, ein so einflußreicher Volkstribun wie Mochnacki gelegentlich zu der Meinung, daß Polen und Österreich zusammengehen müßten. Zur selben Zeit waren die Emissäre der Pariser Emigration eifrig am Werke, indem sie besonders die Bauernfrage in den Vordergrund ihrer Propaganda stellten, und als 1846 der Krakauer Aufstand emporflackerte, hatte er einen tiefen sozialen Untergrund, der sich in der Niedermehelung der Rittergutsbesitzer durch die gequälten Landsassen blutig offenbarte. Der Adel konservativer Richtung kam denn in dieser Zeit, da sich auch die Ruthenen zu regen begannen und die Idee der Wiederherstellung Polens leidenschaftlich bekämpften, zu der Überzeugung, das Beste sei, sich an Österreich anzuschließen und es in einen Bundesstaat unter dem Namen einer österreichisch-slawischen Föderation umzugestalten; Alexander Wielopolski gab die Parole aus: Konservative aller Slawen, vereinigt euch! Diese Strömung für den

Ausgleich mit Österreich nahm in den folgenden Jahren an Kraft und Stärke erheblich zu, wenn auch zwei Richtungen nebenherliefen, deren eine die Unabhängigkeit Polens auf revolutionärem, die andere auf diplomatischem Wege zu erreichen trachtete. Waren aber auch Hoffnungen lebendig, Österreich werde das Schwert gegen Rußland ziehen und so Polen wiederherstellen, vielleicht unter einem Mitglied des Erzhauses mit Abtretung Galiziens, so wurden sie allemal daran zuschanden, daß Wien viel zu sehr in Deutschland und Italien festgelegt war, um Polen mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit zu schenken. Dagegen vollzog sich in Galizien langsam der Übergang von der germanisierend zentralistischen zu einer polonisierend autonomen Verwaltung. Das Kaiserliche Manifest vom 20. September 1865, das zum föderalistischen Programm zurückkehrte, stärkte die Ausgleichstendenz im Verhältnis zu Österreich, und als die Niederlage von Königgrätz für die Habsburger die deutsche Frage erledigt und damit die Grundlage für immer realer werdende polnische Hoffnungen geschaffen hatte, wandten sich die Führer des galizischen Adels im Lemberger Landtag in einer bedeutsamen Adresse an den Kaiser und sprachen die Hoffnung aus, Österreich werde »nach außen hin den Schild der Zivilisation des Westens« bilden. Das war keineswegs mehr unklar, und in der Tat schoß in dem Jahrzehnt zwischen 1866 und 1876 die Hoffnung unter den Polen üppig ins Kraut, von den Habsburgern werde das Heil durch einen Krieg mit Rußland kommen. Die Hoffnung froh, Österreich marschierte nicht nach Warschau, sondern nach Sarajewo und Mostar, und zwar in vollem Einverständnis mit Rußland. Da begrub der galizische Adel seine kühnen Erwartungen auf eine Erlösung Polens durch Österreich, wandte sich einer rein opportunistischen Politik zu und erzog seine Söhne zu guten schwarzgelben Patrioten. Er hatte schon allen Anlaß, mit der österreichischen Oberhoheit zufrieden zu sein, denn in dem Lande, in dem einer dünnen Schicht schwerreicher Großgrundbesitzer die große Masse besitzloser Bauern gegenübersteht, verbürgte sie diesen Latifundienaristokraten durch ein rückständiges Wahlrecht, das erst im Jahre 1914 wich, die unbeschränkte Herrschaft. Galizien war allezeit ein Oligarchenparadies. Aber die Einführung des allgemeinen Wahlrechts zum Wiener Reichsrat brach auch hier der politischen Entwicklung eine Wasse und brachte, wie in Kongreßpolen, Arbeiter und Bauern auf die Beine. Auf dem Hintergrund der immer schärfer werdenden internationalen Spannung belebte sich damit auch die Unabhängigkeitsbewegung. Den Krieg gegen Rußland, den Weltkrieg sah man voraus, und für diesen Fall betrachtete man, wie es in dem ersten Aufruf der 1912 gebildeten »Provisorischen Kommission der konsolidierten Unabhängigkeitsparteien« heißt, »einen Waffengang gegen den eroberungslüchtigen russischen Zar als den nächsten einzig möglichen Zweck einer bewaffneten Organisation des polnischen Volkes«. Zu dieser Organisation legte man in Gestalt der polnischen Schützenverbände unter Pilsudski und der Schützenscharen die Grundlage. Das war 1910 und 1911.

Am 6. August 1914 marschierte Pilsudski an der Spitze seiner Freischützen in das Königreich Polen ein. . . . Bis dahin reicht die Geschichte der politischen Strömungen im polnischen Volke, die eine Vorgeschichte dessen ist, dem wir mitlebend oder mithandelnd beiwohnen: der zähen Geburtswehen einer neuen polnischen Staatlichkeit.

Grundlagen der Hegel-Marx'schen Geschichtsauffassung.

Von Heinrich Cunow.

Wie sich in der schönen Literatur — gewissermaßen als Ergebnis der halb unbewußten Suche nach einem der brutalen Kriegswirklichkeit entrückten *Buen Retiro* — wieder ein starker Hang zu bizarrer Romantik und Mystik bemerkbar macht, so tritt in der neuesten politisch-philosophischen Literatur ein gewisses verstärktes Anlehnungsbedürfnis an Kant hervor, und zwar weniger an dessen Erkenntnistheoretik als vornehmlich an seine kleineren sozialphilosophischen Schriften. Der Pazifismus im liberalen wie im demokratischen Lager hat bis zum Überdruß Kants bekannte Abhandlung »Zum ewigen Frieden« ausgeplachtet; aber auch andere geschichts- und moralphilosophische Schriften des großen Königsberger Philosophen, wie seine »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, sein »Mutmaßlicher Anfang des Menschengeschlechts«, die »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« und selbst die »Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre« spielen in den heutigen philosophischen Kriegs- und Volksrechtsbetrachtungen eine bedeutsame Rolle. Während es im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege schien, als werde der einst allherrschende Hegel einen ansehnlichen Teil des verlorengegangenen Terrains zurückerobern, erscheint er jetzt in der neuesten philosophischen Literatur, wenigstens soweit sie auf ein größeres Publikum berechnet ist, als ein in die Ecke Gedrückter. Auch im sozialistischen Lager steigt der allgemeinen Strömung entsprechend das Ansehen Kants, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden dort nach Friedensschluß die schon vor dem Krieg unternommenen Versuche, Marx durch Kant zu »ergänzen« und schöne Synthesen zwischen Marxismus und Kantismus zu konstruieren, noch an Ausdehnung gewinnen.

Ein gewisser Erfolg dieser Bemühungen ist mehr als wahrscheinlich. Der Marxismus hat innerhalb der sozialistischen Kreise, da ihm vielfach ohne weiteres die durch die Kriegserfahrungen widerlegten verfehlten Entwicklungskonstruktionen und Verheißungen des Vulgärmarxismus zur Last gelegt werden, beträchtlich an seiner einstigen Geltung verloren, während andererseits der Krieg uns manche Elemente des bürgerlichen Intellektualismus zugeführt hat, die weniger durch theoretische Erkenntnisse als durch ihre Opposition gegen das Kriegstreiben und die egoistische Interessenpolitik bestimmter Eliten zum Anschluß an unsere Partei bewogen worden sind und ihre zum Teil auf Kant zurückführenden humanitär-liberalen Anschauungen durchaus nicht abgestreift haben.

Es ist demnach durchaus nicht unwahrscheinlich — die Ansätze sind schon deutlich zu erkennen —, daß zunächst das Bestreben, kantianisch-marxistische Synthesen zu finden, in der sozialistischen Theoretik Boden gewinnen wird, meist nicht auf Kosten Kants, sondern auf Kosten von Marx. Wie lange freilich diese Strömung anhalten wird, wenn nach dem Kriege die Klassenkämpfe sich schärfer zuspitzen als je bisher und das tägliche Erleben dieser Kämpfe den Beteiligten eine verschärfte Klassenkampfdialektik einpaukt, ist eine andere Frage. Ich glaube bestimmt, daß dann der Weg zurückführen wird zu Marx und Hegel, die beide eng zusammengehören, enger, als man auch in marxistischen Kreisen meist zugeben will; denn die ganzen Grundelemente der Marx'schen Sozialphilosophie, seine Gesellschafts- und Staats-

auffassung wie seine Auffassung des dialektischen Geschichtsprozesses, sein Entwicklungs- und Notwendigkeitsbegriff sind Hegel entlehnt, nur daß Marx diese weiter ausgebaut, präzisiert und weitergehende Folgerungen aus ihnen gezogen hat. Tatsächlich werden denn auch manche Auffassungen von Karl Marx erst dadurch in ihrer ganzen begrifflichen Bedeutung klar, wenn man auf Hegel zurückgeht und sie dort in ihrer Ursprünglichkeit betrachtet. Daß der Vulgärmarxismus dieses Zurückgehen versäumt und statt dessen vielfach eine Ideenverbindung mit dem philosophischen deutschen Liberalismus gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts oder mit den sogenannten »Ideen von 1789«, besonders den rousseauistischen, teilweise auch mit dem englischen liberal-individualistischen Radikalismus gesucht hat, ist vielleicht sein Hauptfehler.

Hegel als Politiker.

Hegel ist als Philosoph ausgesprochener Politiker. So sonderbar es klingen mag, liegt trotz ihrer idealistisch-konstruktiven Form der Hegelschen Geschichtsauffassung eine ungleich schärfere, realistischere Betrachtung des Geschichtsverlaufs zugrunde als der Geschichtsphilosophie eines Kant, Fichte, Schelling usw., so daß man ohne Übertreibung die Hegelsche Philosophie der Geschichte eine Rückkehr aus den Regionen abstrakter Problempekulation zur Wirklichkeit, einen großzügigen Versuch zur Erfassung der geschichtlichen Bewegung und der ihr innewohnenden kausalen Gesetzmäßigkeit nennen kann. Tatsächlich ist denn auch Hegel nicht auf dem Wege philosophischer Spekulation zu seiner Geschichtsphilosophie gelangt, sondern auf dem Wege einer eindringenden Betrachtung des geschichtlichen Werdeganges in alter und neuer Zeit. Er ist durch politische und historische Studien zur philosophischen Systematik gekommen. Schon während seiner Studienzeit in dem theologischen Stift zu Tübingen (1788 bis 1793) beschäftigte er sich mit den politischen Zeitereignissen, besonders mit der französischen Revolutionsbewegung, und setzte diese Studien später, nachdem er 1793 nach Bern als Hauslehrer übersiedelt war, eifrig fort. Auch nach seiner Rückkehr nach Frankfurt a. M. (1797) betrieb er zunächst vornehmlich historisch-politische Studien. Seine ersten schriftstellerischen Versuche behandeln denn auch politische Fragen. Die erste, vorläufig ungedruckt gebliebene, im Jahre 1798 geschriebene Schrift führt den Titel »Über die neuesten inneren Verhältnisse Württembergs, besonders über die Gebrechen der Magistratsverfassung«.

Und dieser Erstlingschrift folgte nach einer inzwischen (1801) zu Jena erschienenen philosophischen Gelegenheitschrift »Über die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems« eine längere Abhandlung über die Verfassung Deutschlands, die freilich auch erst nach seinem Tode im Druck erschienen ist. Nachdem Hegel sich dann 1801 als Dozent der Philosophie in Jena habilitiert hatte, gab er mit Schelling, mit dem er aus seiner Studienzeit in Tübingen befreundet war, das »Kritische Journal der Philosophie« heraus, setzte aber auch dort neben den philosophischen seine historischen Studien fort und ging, da 1806 die Schlacht von Jena die dortigen Universitätsverhältnisse gestört hatte, auf zwei Jahre nach Bamberg, um die politische Leitung der »Bamberger Zeitung« zu übernehmen. Erst hier erschien 1807 sein einleitendes philosophisches Hauptwerk, die »Phänomenologie des Geistes«, an der er seit 1804 gearbeitet hatte.

Als ihm 1808 die Rektorstelle am Agndiengymnasium zu Nürnberg angeboten wurde, gab er jedoch seinen Redaktionsposten auf und übersiedelte nach Nürnberg, wo er bis zu seiner Berufung als Professor der Philosophie nach Heidelberg (1816) blieb. Erst hier in Nürnberg entstand in den Jahren 1809 bis 1816 seine »Wissenschaft der Logik«.

Aber auch hier blieb Hegel Politiker, der sich mit seiner Stellung nur insofern abfand, als sie ihm Muße zu gründlichen philosophischen Arbeiten ließ, die, wie er meinte, in der damaligen Zeit für die Beeinflussung des politischen Lebens größere Bedeutung hätten als eine bloße politisch-journalistische Tätigkeit — wie er denn auch am 28. Oktober 1808 an seinen Freund, den Schul- und Studienrat Friedrich Niethammer, schreibt: »Die theoretische Arbeit, überzeuge ich mich täglich mehr, bringt mehr zustande in der Welt als die praktische; ist das Reich der Vorstellung revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht aus.« (»Briefe von und an Hegel«, I, S. 194.)

Hegel schreibt eben — eine Absicht, die auch später immer wieder hervortritt — keineswegs nur, um philosophische Probleme zu diskutieren; er will als philosophischer Publizist durch die »Revolutionierung der Vorstellung« auf das politische Leben seiner Zeit einwirken. Man gelangt denn auch nie zum richtigen Verständnis Hegels, wenn man in ihm nur einen weltabgewandten Philosophen sieht und nicht den Politiker. Politik und Geschichte haben ihn bei dem Aufbau seiner Theorien, vor allem seiner Rechts- und Geschichtsphilosophie in stärkstem Maße beeinflusst. Es ist grundfalsch, anzunehmen, zunächst hätte er sich sein philosophisches System geschaffen und dann von der philosophischen Warte aus, erhoben über das Tagesgetriebe, die Geschichte betrachtet. Umgekehrt ist richtig, bei der Aufstellung seiner philosophischen Theorien haben ihn die auf politischem und historischem Gebiet gesammelten Erfahrungen in stärkstem Maße bestimmend beeinflusst. Deshalb, weil, rein formal betrachtet, die »Phänomenologie« und die »Logik« als die Grundlegung des Hegelschen Systems erscheinen, ist noch durchaus nicht die Folgerung berechtigt, sie müßten auch zuerst in Hegels Kopfe entstanden sein. Erst nachdem er zu einer neuen Auffassung des Denkprozesses, zu seiner Lehre von der Selbstbewegung der Idee gekommen sei, habe er nun von dieser Auffassung aus das Geschichts- und Gesellschaftsleben betrachtet.

Mit demselben Rechte könnte auch jemand behaupten, weil das Fundament die Grundlage eines Gebäudes sei, suche der Baumeister zunächst lediglich ein festes Fundament zu schaffen, und dann erst beim weiteren Aufbau gehe er dazu über, nach der Art seines Fundaments den Zweck und die innere Einteilung der Räume zu bestimmen. Tatsächlich ist es bekanntlich umgekehrt. Erst nachdem der Zweck und die innere Einteilung des Gebäudes planmäßig festgelegt ist, und zwar gemäß den vom Baumeister gesammelten Erfahrungen, wird bestimmt, welches Fundament entsprechend dem Zweck des Gebäudes und seinem inneren Ausbau angebracht ist.

Wäre tatsächlich das, was einem wissenschaftlichen System als formale Grundlegung dient, auch dessen konzeptioneller Anfang, so müßte man auch zum Beispiel folgern, daß Marx, weil er in seinem »Kapital« von der Wertlehre ausgeht, sich zunächst rein abstrakt aus Adam Smith und Ricardo heraus seine Wertlehre konstruiert hätte und erst dann von dieser zu seiner

Mehrwerts-, Lohn-, Akkumulations-, Kapitalzirkulationstheorie und schließlich zum Sozialismus vorgeschritten sei. Tatsächlich war Marx Sozialist, bevor er Nationalökonom wurde. Er kam nicht von der Ökonomie zur Politik, sondern von der Politik zur Wirtschaftslehre; und in dieser Schrift er nicht sofort zur Wertlehre, sondern er betrachtete zunächst den Arbeiter in seiner Stellung zum Unternehmertum innerhalb des Produktionsprozesses.

In dem unveröffentlichten, 1857 niedergeschriebenen Arbeitsplan zu seiner »Kritik der politischen Ökonomie«, abgedruckt in der Neuen Zeit (21. Jahrg., 1, S. 710 ff.), geht Marx denn auch nicht in seiner Betrachtung vom Tauschwert aus, sondern ganz folgerichtig von der Produktion. Kurzweg erklärt er dort: »Der vorliegende Gegenstand ist zunächst die Produktion.« Erst nach der Analyse der Produktion sollte seinem Arbeitsplan zufolge die Darlegung der sich an die Warenherstellung anschließenden Distribution, des Austausches und der Konsumtion, folgen. Aus Gründen einer besseren, verständlicheren Darstellung seiner Anschauungen begann er aber in seiner 1859 erschienenen Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« dann doch sogleich, ohne den vorausgehenden Produktionsprozeß zu berücksichtigen, mit dem Warenaustausch.¹

Das gilt auch von Hegel. Das Grundlegende sind seine Beobachtungsergebnisse aus dem Gebiet der politischen Geschichte, die er sich in seiner philosophischen Erkenntnislehre begrifflich aneignete und verarbeitete, um dann, wie es in dem obigen Zitat von Marx heißt, »vom Abstrakten zum Konkreten« zurückzukehren und aus ersterem das zweite »geistig zu reproduzieren«.

Auf die Hegelsche Geschichtsphilosophie angewandt, die hier in Betracht kommt, heißt das, daß Hegel von den ihm durch seine Studien vermittelten sozialen und geschichtlichen Erfahrungstatsachen ausgeht und diese in Denkbestimmungen umsetzt, um dann aus diesen wieder rückwärts die Erscheinungen des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses zu erklären.

Der Entwicklungsbegriff Hegels.

Bei seiner Betrachtung des Geschichtsverlaufs drängte sich nun aber Hegel die Ansicht auf, daß sich das gesellschaftliche Leben in einem kontinuierlichen Bewegungsprozeß befindet, in einer fortwährenden Umbildung, einem

¹ Marx selbst ist sich denn auch in dieser Einleitung über das Verhältnis des gegebenen Konkreten, das heißt der beobachteten politisch-geschichtlichen Tatsachen, zu seiner abstrakt begrifflichen Verarbeitung und Formulierung im Denkprozeß durchaus klar. Er sagt dort (S. 773): »Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen. Im Denken scheint es daher als Prozeß der Zusammenfassung, als Resultat, nicht als Ausgangspunkt, obgleich es der wirkliche Ausgangspunkt und daher auch der Ausgangspunkt der Anschauung und der Vorstellung ist. Im ersten Wege wird die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt; im zweiten führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Wege des Denkens. Hegel geriet daher auf die Illusion, das Reale als Resultat des sich in sich zusammenfassenden, in sich vertiefenden und aus sich selbst bewegenden Denkens zu fassen, während die Methode, vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als ein Konkretes geistig zu reproduzieren.«

stetigen Vergehen und Wiedererstehen in veränderter Form. Die Weltgeschichte erscheint ihm als ein sich bald matt fortschlängelnder, bald in bacchantischem Ungeßüm dahinstürmender Lebensprozeß der Menschheit. Eine Beobachtung, die ihn zu einer wesentlich vertieften Auffassung des Entwicklungsgedankens führt. Daß die Menschheit sich verändert, daß soziale Bewegung stattfindet, hatten auch seine Vorgänger schon erkannt, doch hatten sie darin teils, wie Kant, ein allmählich gleichmäßiges Fortschreiten zu einem von Gott, der Vorsehung oder Vernunft gesteckten Ziel, teils ein sich aus der natürlichen Vernunftbegabung des Menschen unter der Einwirkung der steigenden Bedürfnisbefriedigung ergebendes langsames Aufsteigen zu einem höheren Stande der »Perfektibilität« gesehen. Aber diese Erkennung einer Stufenfolge hatte die Sozialphilosophen nur dazu bewogen, einzelne Entwicklungsphasen oder Fortschrittsstufen zu unterscheiden, die nun wieder nach altem Brauch in ihrer Vereinzelung auf ihre besondere »Wesenheit« untersucht wurden, das heißt man betrachtete sie als isolierte, in sich abgeschlossene und gegen die früheren oder späteren Stufen abgegrenzte Erscheinungen. So gelangte man meist in bezug auf diese einzelnen Phasen wieder zu dinghaft-starren Bestimmungen und Begriffen.

Dagegen gelangt nun Hegel dahin, in dem Entwicklungsverlauf ein stetiges Übergehen von einem zum anderen zu finden, in dem das Heute nicht mehr genau dem Morgen gleicht, sondern alles ständig fließt. Demnach kommt es aber auch nicht mehr in der Hauptsache darauf an, die Dinge in ihrem Bestehen als etwas fertig Gegebenes zu betrachten, sondern in ihrem Zusammenhang mit dem Früheren und mit dem Späteren als ein sich in der Erscheinungen Flucht Emporringendes. Und damit ergibt sich die Entwicklung nicht als ein Verlauf, in dem nach und nach bestimmte feste, stabile Gestaltungen hervortreten, sondern als ein veränderlicher, wechselnder Komplex von Prozessen. Nicht darauf kommt es an, daß ein Gewordenes da ist, es handelt sich vielmehr darum, wie dieses geworden ist, um den Prozeß des Werdens selbst und um sein Erkennen — das heißt um die in der Bewegung sich durchsetzenden Gesetze oder Tendenzen.

Das ist ein Entwicklungsbegriff, den Kant wie Herder noch kaum ahnen. Zu der früheren Frage: »Welche Stufen hat die Entwicklung zurückgelegt?« tritt die weitere Frage als die wichtigere hinzu: »Wie hat sich dieser Entwicklungsprozeß in stetigen Übergängen vollzogen?«

Von diesem neuen Entwicklungsbegriff aus gestaltet sich nun aber auch für Hegel die Frage der sogenannten Wechselwirkung ganz anders, wie man sie vorhergesehen hatte. Aus seiner Auffassung des Gesamtentwicklungsprozesses als ein in sich Zusammenhängendes, Veränderliches ergibt sich von selbst, daß für Hegel alle gesellschaftlichen Lebenserscheinungen als aufs engste miteinander verknüpft gelten, derart, daß die einen die anderen in ihrem Charakter mitbestimmen und daher dann, wenn gewisse Gesellschaftsverhältnisse im Laufe der Entwicklung eine andere Gestalt gewinnen, also zum Beispiel die politischen Verhältnisse sich ändern, davon notwendig infolge ihres inneren Zusammenhanges auch alle anderen mehr oder weniger beeinflusst werden.

Deshalb will Hegel auch nichts von jener Ansicht wissen, die alle Entwicklung einfach darauf zurückführt, daß alle Verhältnisse innerhalb der Gesell-

schaft aufeinander wirken, beispielsweise die Politik und die Moral auf die Religion, die Religion wieder auf Politik und Moral usw. Solche Wechselwirkung leugnet zwar Hegel durchaus nicht; aber, so meint er, Entwicklungsfortschritte könnten doch nur dann stattfinden, wenn immer wieder einer dieser Faktoren eine Veränderung erleidet und damit anders als bisher auf die anderen einwirkt, nicht aber, wenn alle Faktoren sich in ihrer Wirkung gleichbleiben. Demnach müsse unbedingt ein äußerer Anstoß, ein gemeinsames Agens vorhanden sein, das immer wieder auf diese sogenannten Faktoren verändernd einwirke. Für Hegel ist das der sich selbst bewegende Begriff.

»Die Wechselwirkung«, heißt es in der »Enzyklopädie«, § 156 (Hegels Werke, vollständige Ausgabe von Marheineke, Schulze, Gans usw., 2. Auflage, 6. Band, S. 308), »ist nun zwar die nächste Wahrheit des Verhältnisses von Ursache und Wirkung und steht dieselbe, sozusagen, an der Schwelle des Begriffs, jedoch eben um deswillen hat man sich mit der Anwendung dieses Verhältnisses nicht zu begnügen, insofern es um das begreifende Erkennen zu tun ist. Bleibt man dabei stehen, einen gegebenen Inhalt bloß unter dem Gesichtspunkt der Wechselwirkung zu betrachten, so ist dies in der Tat ein durchaus begriffsloses Verhalten; man hat es dann bloß mit einer trockenen Tatsache zu tun, und die Forderung der Vermittlung, um die es sich zunächst bei der Anwendung des Kausalitätsverhältnisses handelt, bleibt wieder unbefriedigt. Das Ungenügende bei der Anwendung des Verhältnisses der Wechselwirkung besteht, näher betrachtet, darin, daß dieses Verhältnis, anstatt als ein Äquivalent für den Begriff gelten zu können, vielmehr selbst erst begriffen sein will, und dies geschieht dadurch, daß die beiden Seiten desselben nicht als ein unmittelbar Gegebenes belassen, sondern, wie solches in den beiden vorhergehenden Paragraphen gezeigt worden, als Momente eines Dritten, Höheren erkannt werden, welches dann eben der Begriff ist.«

Ebenso wendet sich Hegel auch gegen die Auffassung, daß alles, was im Laufe der Entwicklung als neue Erscheinung hervortritt, eigentlich schon von Anfang an vorhanden gewesen sei, nur noch verborgen, nicht bemerkbar, und demnach die Entwicklung, richtig aufgefaßt, darin bestehe, daß das schon anfänglich Vorhandene nun allmählich wachse und sich vergrößere, bis es schließlich sichtbar oder bemerkbar werde. Spöttisch meint er in seiner »Wissenschaft der Logik« (Hegels Werke, 2. Auflage, 3. Band, S. 434):

Es gibt keinen Sprung in der Natur, wird gesagt, und die gewöhnliche Vorstellung, wenn sie ein Entstehen oder Vergehen begreifen soll, meint, wie erinnert, es damit begriffen zu haben, daß sie es als ein allmähliches Hervorgehen oder Verschwinden vorstellt. Es hat sich aber gezeigt, daß die Veränderung des Seins überhaupt nicht nur das Übergehen einer Größe in eine andere Größe, sondern Übergang vom Qualitativen in das Quantitative und umgekehrt sind, ein Anderswerden, das ein Abbrechen des Allmählichen und ein qualitativ Anderes gegen das vorhergehende Dasein ist. . . .

Bei der Allmählichkeit des Entstehens liegt die Vorstellung zugrunde, daß das Entstehende schon sinnlich oder überhaupt wirklich vorhanden ist, nur wegen seiner Kleinheit noch nicht wahrnehmbar, sowie bei der Allmählichkeit des Verschwindens, daß das Nichtsein oder das andere an seine Stelle Tretende gleichfalls vorhanden, nur noch nicht bemerkbar sei — und zwar vorhanden nicht in dem Sinne, daß das Andere in dem vorhandenen Anderen an sich enthalten, sondern daß es als Dasein, nur unbemerkt, vorhanden sei. Es wird damit das Entstehen und Vergehen überhaupt aufgehoben, oder das Ansich,

das Innere, in welchem etwas vor seinem Dasein ist, in eine Kleinigkeit des äußerlichen Daseins verwandelt und der wesentliche oder der Begriffsunterschied in einen äußerlichen bloßen Größenunterschied.

Geschichtliche Notwendigkeit und Zufälligkeit.

Wichtiger als diese Kritik der »hausbackenen« Entwicklungsvorstellungen ist jedoch Hegels begriffliche Erfassung der *historischen Notwendigkeit* — ein Begriff, der genau ebenso der Marxschen Geschichtsauffassung zugrunde liegt, aber von dem Vulgärmarxismus meist völlig verkannt wird. Hegel unterscheidet zwischen einer bloß formellen (abstrakten) Möglichkeit und einer »realen« Möglichkeit. Möglich ist alles, was mit sich identisch ist, was sich nicht selbst widerspricht, nicht undenkbar erscheint. Demnach ist zum Beispiel wohl möglich, daß der türkische Sultan sich bekehrt und Christ oder der Papst Protestant wird. Solche Annahme ist zwar recht unwahrscheinlich, vielleicht absurd; aber sie ist nicht undenkbar, nicht ein formeller Widerspruch in sich. Doch gehört sie dem Reiche der zahllosen Nichts-als-Möglichkeiten an und ist als solche nur eine »formelle« oder »abstrakte« Möglichkeit. Wird aber der Begriff der Möglichkeit mit den gegebenen Tatsachen, mit den Umständen und Bedingungen verglichen, die für die Realisierung des Möglichen vorhanden sind, so scheiden die zahllosen Möglichkeiten, die nur formell bestehen, aus, und es bleiben nur bestimmte Fälle der Möglichkeit übrig. Diese nicht bloß denkbaren, sondern sich gewissermaßen als wahrscheinlich ergebenden, in der jeweiligen Lage der Dinge begründeten Möglichkeiten bezeichnet Hegel als reale Möglichkeiten. Solcher Möglichkeiten gibt es oft mehrere; denn auch die reale Möglichkeit ist nichts Gewisses, sondern nur ein Seinkönnen, dem ein Nichtseinkönnen oder Andersseinkönnen gegenübersteht. Demnach gibt es auch entgegengesetzte Möglichkeiten, Gegenmöglichkeiten. Sind jedoch auch solche Gegenmöglichkeiten sämtlich ausgeschlossen, ist also der Kreis der Bedingungen derart erfüllt, daß etwas nicht anders geschehen kann, als es geschieht, ein Andersseinkönnen nicht mehr möglich ist, so stellt sich das Geschehen als ein Notwendiges dar. Die Notwendigkeit ist also die Einheit der realen Möglichkeit mit der Wirklichkeit. Aber die Notwendigkeit gilt nicht bloß von dem, was geschehen ist, sondern im eigentlichen Sinne von allem, was zu geschehen hat. Notwendig ist etwas nicht bloß, wie es ist, sondern weil es ist. Es ist, weil es ist. Es ist durch sich selbst — darin besteht sein Charakter der Notwendigkeit.

Damit ist nicht gesagt, daß all und jedes, was geschieht, notwendig ist. Es gibt neben dem Bereich des Notwendigen ein Reich des Zufalls. Auch der Zufall gehört dem Gebiet der Wirklichkeit an, aber der äußeren Wirklichkeit, nicht der innerlich bedingten, das heißt, auch der Zufall hat seinen Grund, denn nichts geschieht ohne Grund, aber ein zufälliges Geschehen hat keinen inneren Grund, es folgt nicht aus dem inneren Zusammenhang der Dinge, sondern resultiert aus einem bloßen äußeren Zusammentreffen von Umständen. So definiert denn auch Hegel in seiner »Enzyklopädie« (Hegels Werke, 2. Auflage, 4. Band, S. 283) das Zufällige als »ein solches, welches den Grund seines Seins nicht in sich selbst, sondern in anderem hat«. Und weiterhin heißt es: »Wir betrachten demgemäß das Zufällige als ein solches, welches sein oder auch nicht sein, welches so oder auch anders sein kann und

dessen Sein oder Nichtsein, dessen So- oder Anderssein nicht in ihm selbst, sondern in anderem begründet ist.«

Deshalb hat auch der Zufall den Charakter eines einzelnen Faktums. Er ist gefeßlos; denn Gesetze des Zufalls gibt es nicht; während das notwendige Geschehen zugleich ein gesetzmäßiges Geschehen ist.

Daraus ergibt sich: was notwendig ist, das ist auch wirklich (im inneren Zusammenhang der Dinge begründet) und als solches vernünftig; denn »die Wirklichkeit, im Unterschied von der bloßen Erscheinung, zunächst als Einheit des Innern und des Außern, steht so wenig der Vernunft als ein Anderes gegenüber, daß dieselbe vielmehr das durchaus Vernünftige ist, und was nicht vernünftig ist, das ist eben um deswillen auch nicht als wirklich zu betrachten«. (Hegels Werke, 6. Band, S. 283.) Ein Gedanke, den bekanntlich Hegel in dem berühmten und berüchtigten gewordenen Satz niedergelegt hat: »Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, ist wirklich.« Ein Satz, der nicht besagen soll, daß alles, was besteht, an sich vernünftig ist (vielleicht sogar das, was Hegel als »Zufälliges« bezeichnet). Nur das, was aus dem inneren Zusammenhang der Dinge (Verhältnisse) heraus sich als ein Notwendiges ergibt, was, wie Hegel sich ausdrückt, »Entfaltung der Notwendigkeit« ist, das ist seiner Ansicht nach wirklich.

Auf die Geschichte angewandt, besagt also der Hegelsche Satz: Was sich im geschichtlichen Entwicklungsgang aus den sozialen Verhältnissen heraus mit innerer Notwendigkeit vollzieht, das ist vernünftig; was nicht in diesen Verhältnissen begründet ist, ist unvernünftig.

Nun ändern sich aber die Verhältnisse und damit auch die historische Notwendigkeit, das heißt, was heute noch geschichtlich notwendig ist, braucht es morgen nicht mehr zu sein. Demnach aber kann auch das, was heute noch, insofern es ein Notwendiges ist, als vernünftig gelten muß, morgen schon ein Unvernünftiges sein. Mit anderen Worten: im Geschichtsverlauf wird alles Bestehende, indem es seine geschichtliche Notwendigkeit verliert, zu einem Unvernünftigen und Überlebten, das als solches keine Berechtigung mehr hat und neuen geschichtlichen Notwendigkeiten weichen muß. Hegel erkennt also die Existenzberechtigung bestehender geschichtlicher Entwicklungsformen nur insoweit an, als sie etwas Notwendiges sind; mit dem Aufhören ihrer Notwendigkeit verlieren sie auch ihre Berechtigung.

(Schluß folgt.)

Die französische Politik in Marokko.

Von Ferdinand Moos.

Die Angelegenheiten Marokkos werden heute bestimmt durch den Vertrag von Fez vom April 1912, durch den der Sultan das französische Protektorat angenommen hat, anerkannt von Deutschland, England, Österreich-Ungarn, Rußland, Italien, den Niederlanden, Belgien, Spanien, Portugal, Dänemark, den Vereinigten Staaten.

Durch das französische Dekret vom 28. April 1912 wurde ein Generalresident für Marokko ernannt, der auch die auswärtige Politik leitet. Das Amt des Kriegsministers wird von dem französischen Oberbefehlshaber wahr-

genommen. Der Großwesir, seit 1913 El Guebbas, steht unter den Befehlen des Generalresidenten. Der Finanzminister versieht sein Amt unter der Leitung des französischen Generaldirektors der Finanzen. Der Justizminister empfängt Weisungen von dem französischen Generalsekretär der scherifischen Regierung. Der Sitz der Regierung ist zurzeit in Rabat, wo der französische Generalresident wohnt. Das deutsch-französische Abkommen vom 4. November 1911 schloß die Anerkennung dieses Zustandes ein.

Der Madrider Vertrag vom 27. November 1912 zwischen Frankreich und Spanien anerkennt die Rechte Spaniens innerhalb der Protektorzzone desselben und stellt die Begrenzung dieser Zone fest. Dieselbe wird unter dem spanischen Höchstkommisär von einem Kalifen verwaltet, den der Sultan von Marokko ernennt und der seinen Sitz in Tetuan hat. Der Sultan wählt denselben unter zwei ihm von der spanischen Regierung vorgeschlagenen Persönlichkeiten. Die Stadt Tanger und ihre Zone, rund 140 Quadratmeilen, ist dagegen unter internationale Kontrolle gestellt, so daß weder Frankreich noch Spanien dort zu befehlen hätten. Ein dem Madrider Vertrag beigegebenes Protokoll sieht den baldigen Bau einer Eisenbahn von Tanger nach Fez vor; das Kapital der Bau- und Betriebsgesellschaft soll zu 60 Prozent französisch und zu 40 Prozent spanisch sein. Die Bahn soll dem internationalen Gebiet von Tanger, der spanischen Nordzone und der französischen Zone dienen. Die internationale Stellung von Tanger hatte bereits vor dem Weltkrieg Unlaß zu Kontroversen gegeben; seitdem wurden Unterhandlungen zwischen den Regierungen von Frankreich, Spanien und England gepflogen, die Anfang 1917 noch kein Ergebnis gebracht hatten.

General Liauten war französischer Generalresident vom 28. April 1912 bis 13. Dezember 1916. Am 9. April 1917 übernahm er das Amt aufs neue. Der spanische Höchstkommisär, General Jordana, wurde am 9. Juli 1915 ernannt. Der Kalif, der in der spanischen Zone verwaltet, ist Mulai-El-Mahdi, ernannt am 19. April 1913.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts warben Spanien und Frankreich um den Vorrang in Marokko. Alsdann trat England hinzu und seit den siebziger Jahren, handelspolitisch, Deutschland. Durch lange Zeit hatte Frankreich handelspolitisch den Vorsprung; im Jahre 1788 entfiel die Hälfte des Handels Marokkos auf Frankreich. Der Methuen-Vertrag änderte diesen Zustand; der Handel Frankreichs mit Marokko ging zurück bis in das Jahr 1832, aber erst das zweite Kaiserreich führte einen neuen Aufschwung herbei, der 1863 zur höchsten Entfaltung kam. In den siebziger Jahren trat der deutsche Wettbewerb auf und führte bald zur Konkurrenz sowohl mit Frankreich als auch mit England, deren Willen auf das politische Gebiet drangen.

Am 8. April 1904 erfolgte der englisch-französische Vertrag, dessen Artikel 8 die »besonderen Interessen Spaniens« erwähnt. In der folgenden Zeit trafen namentlich der Herzog von Almodovar und Moret als Anwälte einer Annäherung Spaniens an England und Frankreich auf. Moret erklärte diesen Standpunkt in der Cortessitzung vom 17. März 1906. Maura hatte der Verständigung mit Frankreich und England im Jahre 1904 präsiidiert. Im Jahre 1907 wohnte er der Begegnung des Königs Alfons XIII. mit dem König Eduard von England in Karthagena bei, welcher alsbald die

»Verständigung über die Mittelmeerfragen« (*»accords méditerranéens«*) am 16. Mai 1907 folgte. Durch dieselbe garantierten die vertragsschließenden Mächte den Status quo ihrer Länder und Besitzungen am Atlantischen Ozean und am Mitteländischen Meer für den Fall, daß eine andere Macht dieselben stören wollte. Bald darauf trafen Pläne zu einem Anschluß Spaniens an Portugal auf, und gleichzeitig erschienen Erörterungen darüber: ob Gibraltar noch die große Bedeutung für England habe wie in der alten Zeit, wobei geltend gemacht wurde, daß es genüge, wenn England die erste Seemacht bleibt und den Atlantischen Ozean beherrscht.

Diese Vorgänge stellen das Begleitpiel zu der Übertragung des Vorranges in Marokko an Frankreich dar. Frankreich hatte am 1. September 1905 den Geheimvertrag mit Spanien geschlossen. Spaniens Beziehungen mit Marokko wurden bis dahin durch die spanisch-marokkanische Konvention vom Jahre 1880 geregelt, welche den Status quo und den Grundsatz der »offenen Tür« aussprach.

Seit die Diplomatie Englands und Frankreichs zur gemeinsamen Aktion in den marokkanischen Angelegenheiten gelangte, war es offenbar, daß Spanien von den Ereignissen in den Schatten gestellt wurde. Für England und Frankreich handelte es sich in der Hauptsache darum, die Einwilligung Spaniens zu dieser Entwicklung zu erhalten. Es herrscht in Melilla seit 1496, in Ceuta seit 1580, über Velez de Gomora seit 1580, über Alhuzemas seit 1673. Glänzende Waffentaten fesselten Marokko an Spanien. Langsam frug die Diplomatie Stein für Stein von diesem Werk der Geschichte ab. Dennoch behielt man in Spanien die Erkenntnis des Wertes Marokkos für das Problem der nationalen Verteidigung. Im Jahre 1900 erhob Leon y Castillo, damals Botschafter in Paris, den Warnungsruf. Silvela verlangte die Verständigung mit Frankreich. Als ihm jedoch Delcassé die Abgrenzung der französischen und der spanischen Zonen vorschlug, soweit Delcassé dieselbe mit Sagasta und dem Herzog von Almodovar verabredet hatte, zögerte Silvela, der zunächst die Haltung Englands kennen wollte. Erst nachdem der französisch-englische Vertrag am 8. April 1904 unterzeichnet war, kam der spanisch-französische Vertrag vom 3. Oktober 1904 zustande, der die Eventualität einer *Aufteilung Marokkos* im Jahre 1919 vorsieht.

Das französisch-spanische Abkommen vom 23. Februar 1907 hatte die Anzahl der von Frankreich und Spanien in Marokko zu haltenden Truppen festgestellt. Eifersüchteleien zwischen beiden Mächten wurden, so oft sie auftraten, im Keim gehemmt. Nach der Militärexpedition am Rif schloß Spanien, Ende 1910, den Vertrag mit El Mokri, dem Gesandten des Sultans. Vorher hatte der Sultan die Räumung des Rifs bei Melilla, von Mar Chica und Cabo del Agua verlangt. Seine Gesandtschaft traf in Madrid ein gleichzeitig mit der Nachricht von dem Massaker, das Marokkaner unter Spaniern bei Melilla angerichtet hatten. In Spanien verlangte man Sühne und die Befestigung von Taza. Auch diesmal wurden die Entschließungen abgestumpft, das Interesse abgelenkt. Der Bau der Straße Ceuta-Tetuan wurde ebenfalls verschoben, zum großen Mißvergnügen der Handelskammern, namentlich jener von Saragossa. Der Bericht Parafios mag als ein Programm der spanischen Interessen in Marokko gelten. Der Auszug des Königs Alfons XIII. nach Melilla kam diesen Stimmungen entgegen.

Als im Jahre 1911 in Paris mit El Mokri verhandelt wurde, erbat Spanien, das sich auf den Vertrag vom Jahre 1904 berief, Mitteilung desselben. Die Franzosen schritten zur Expedition nach Fez, und nun ließ Canalejas, am 5. Mai 1911, der französischen Regierung seine Bedenken äußern. Fast gleichzeitig nahm Spanien militärische Operationen in Marokko vor, landete am 9. Januar 1911 Truppen in Larache und sandte eine Kolonne nach El-Ksar.

Die in Frankreich entstehende Bewegung bewies, wie sehr man sich dort bereits in den Gedanken der Hegemonie eingelebt hatte. Es folgten laute Beschwörungen über das Auftreten des spanischen Kolonel Snyvestre, über die Verhaftung des französischen Konsularagenten M. Boisset am 16. Februar 1911 und über angeblich dem französischen Offizier Thiriet, Instrukteur im scherrifischen Heere, zugefügte Mißhandlungen. Beide Regierungen beschwichtigten die Unruhe. Am 22. Juli 1911 vereinbarten sie einen *Modus vivendi*.

Die Wachsamkeit Frankreichs wurde dadurch nicht gemindert, denn als, nach dem Angriff der Mauren am 24. August 1911, Spanien am 7. September 40 000 Mann nach Melilla schickte, fand die französische und englische Diplomatie Mittel, diese Aktion zu beschränken und insbesondere die Besetzung von Iful (Santa Cruz de Mar Pequenja) durch die Spanier zu verhindern. Diese Intervention in freundschaftlichen Formen war das Werk des französischen Ministers des Auswärtigen, M. de Selves. Am 27. November 1912 regelte ein neuer Vertrag die Haltung Spaniens und Frankreichs in Marokko.

In der vorhergehenden Darstellung malt sich ein schrittweises Zurücktreten Spaniens vor Frankreich, das nicht freudigen Sinnes, sondern unter dem Druck der Realitäten vor sich geht. Eine große Rolle spielen dabei die Finanzfragen. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1917 betrugen die Ausgaben Spaniens für Marokko rund 56 $\frac{1}{4}$ Millionen Peseta; keine geringe Last für das Budget. Der Bericht des Senior Paraiso, Präsidenten der Handelskammer in Saragossa, bezieht sich auf die glänzenden Möglichkeiten der Entwicklung, falls Spanien in Marokko mit Latkraft auftritt. Die derzeitige Lage bleibt hinter diesen Möglichkeiten weit zurück. Im Jahre 1905 war der Handel Spaniens mit Marokko stark im Rückgang; 1910 stieg derselbe auf 9 $\frac{1}{4}$ Millionen Peseta, aber hauptsächlich infolge der mit 1 Million Peseta von der Regierung subventionierten neuen Dampferlinie. Über der ermattenden Aktion Spaniens strahlt der Stern Frankreichs.

Der Generalresident, General Liautey hat seit den ersten Tagen des Krieges zahlreiche Truppen nach Frankreich geschickt und vor allem bedeutende Mengen an Nahrungsmitteln und Rohstoffen. Er hat auch die harte Maßregel der Anstellung deutscher Gefangenen zur Arbeit in Marokko angeordnet, in der Absicht, das deutsche Prestige zu stören. Ausgedehnte Straßen- und Eisenbahnbauten (die Bahn nach Taza soll sich ihrer Vollendung nähern) fanden unter ihm statt. Die Ausstellung in Rabat wird als ein großer Erfolg dargestellt. Die französischen Berichte stellen die französische Herrschaft als gefestigt dar. Damit stehen die Nachrichten über anhaltende und blutige Kämpfe nicht im Einklang. Das Ziel der französischen Politik ist die völlige Beherrschung Marokkos, einschließlich der spanischen Zone, durch überlegtes schrittweises Vorgehen. Die englische Politik sekun-

dient dabei bis zu einem gewissen Grade. In neuester Zeit hat sie den Gedanken der Abtretung Gibraltars an Spanien im Austausch für Ceuta und Tetuan in Spanien erörtern lassen. Ein spanischer General, der sich verleißen ließ, diesen Gedanken in einem Vortrag in Militärkreisen in Cadix zu empfehlen, wurde von der Regierung in Madrid mit einer Disziplinarmaßregel bedacht.

Die Zukunft wird noch manche Neuigkeit aus Marokko bringen.

Zwei neue Bücher von Karl Bröger.

Von L. Lessen.

Die Dichter des Gegenwartskriegs sind noch immer an der Arbeit. Das Grauen und Hoffen des gewaltigen Kampfes ist noch immer nicht ausgesungen. Zwar ist das Alltrende der Strophen, die uns die ersten Kriegsjahre brachten, schon wesentlich matter und stumpfer geworden. Aber der Horizont der wirklich berufenen Dichter hat sich sichtlich geweitet. Und was vom sozialdemokratischen Standpunkt am meisten zu begrüßen ist: die Forderung der Menschheitsversöhnung ist lauter geworden, das Erkennen der Kriegsschädigungen hat sich vertieft, die Sehnsuchtsrufe nach Frieden wollen nicht mehr verstummen, die vorausahnende Freude auf neue, aufbauende Kulturarbeit regt immer sichtbarer ihre Schwingen. Arbeiterdichter waren es in erster Linie, die von Kriegsbeginn an die kräftigsten, wahrhaftigsten Töne für das Volksempfinden trafen. Sie hielten sich, dank ihrer sozialistischen Erziehung, fern von allem hohlen Haßgeklänge, von aller künstlich entfachten Nationalwut. Und während die phrasengeschwollenen Strophen der Dichter aus bürgerlichen Kreisen nur allzu rasch abflauten, hielten sie aus, verstummten ihre Stimmen nicht als Wortführer eines bedrängten Volksganzen, das einen schweren Verteidigungskrieg zu führen hatte. In diesem Verufensein wuchs auch sichtlich ihre künstlerische Kraft. Und zu den Besten dieser Berufenen gehört Karl Bröger, der Nürnberger Arbeiterdichter, von dem uns wieder zwei neue Bücher¹ vorliegen.

Was Brögers Gedichte schon vor dem Kriege so eindrucksvoll und überzeugend machte, war das Ungekünstelte, ihr ungeschminktes Erleben. Sie sind fast alle im Goetheschen Sinne nichts als Gelegenheitsgedichte. Jergendeln Geschehen, das an tausend anderen unwirksam vorübergeht, regte den Dichter an, wählte sein Empfinden auf. Auch für die Gedichte des neuen Buches trifft das zu. Ein Granatsplitter, den der Dichter nachdenklich in seiner Hand hält, gibt ihm Anlaß zu einem ergreifenden Gedicht; ein paar Blumen, die Knochen eines Toten, das Holzgebälk eines Unterstandes, das Schanzwerk der Soldaten lösen in ihm dichterische Regungen aus. So wirken die meisten seiner Gedichte wie in Strophen gegossene Tagebuchblätter.

Zu dieser Wahrhaftigkeit und eindringlichen Glaubwürdigkeit des Erlebens gesellen sich nun aber noch die brandende Wucht des Schilderungsvermögens und die erlesene Schönheit der Sprache. Ein berufener Künstler handhabt in meisterhafter Vorbildlichkeit die Form. Das flammt und funkelt in grellen Lichtern, gaukelt in erwählten Bildern, reißt selbst den Widerstrebenden mit sich fort in schönheits-trunkenen Worten. Ein beherrschtes Pathos rezitiert überall. Der Soldat, der für die Erde — die Erde der Heimat — kämpft, steht überall in engster Fühlung mit ihr. Sie feuert ihn an zum Kampf und zum Ausbarren, zugleich aber deckt und schützt sie ihn auch, der tausend Bitternisse, Nöte und Tode um sie erleidet: »überall

¹ Soldaten der Erde. Neue Kriegsgedichte. Jena, Eugen Diederichs. Preis geheftet 1,80 Mark, gebunden 2,60 Mark. — Der unbekannte Soldat. Kriegstaten und Schicksale des kleinen Mannes. Leipzig, Reclams Universalbibliothek (Nr. 5954). Preis 30 Pfennig.

hast du uns gedeckt. Deine Güte ist nicht mit Grenzen abgesteckt. Hast so oft unser Leben gerettet, hast so weich unsere Toten in deinen Schoß gebettet. Im wütenden Graus hältst du die Schläge des Todes ergehen aus, und dein Herz ist von tausend Schwertern zerschnitten. Schmerzhafte Mutter, was hast du mit uns und für uns gelitten?« Das ist der Grundton dieses schönen und reinen Buches; das ist das Symbol, das ihm den Titel gegeben. Das Grausen der Schlacht trommelt heran und verrollt. Die schweren Geschütze dröhnen, die Spaten knirschen grabend im Unterstand. Um ein Stück Erde giert immer der Kampf, und ein Stück Erde ist es immer, was dem Kämpfenden Unterschlupf, dem Sterbenden letztes Ruhepfehl beut.

Ein grauser Totentanz spukt durch fast alle Gedichte des Brögerschen Buches. Wo der Dichter eine seiner Episoden schildert, da zerquirlen unaussprechbare Vernichtungsmöglichkeiten alles Leben: zerfetzte Körperteile, stinkende Gase, brennende Städte. Und doch schwingt ein durch nichts zu drückendes Hoffen über all dem Grauen. Die zuversichtliche Gewißheit dereinstigen Menschheitsverstehens durchzittert jede Strophe. Aus den Gärten des Todes muß in absehbarer Zeit die Zukunft friedlicher Betätigung erblühen. Der Frieden wird kommen. Und für diesen Frieden allein — nicht für den Kampf! — arbeiten und wirken auch die »Soldaten der Erde«. Nicht der einzelne trägt in diesem wahnsinnigen Morden irgendwelche Verantwortung für das Schicksal des einzelnen (»Schicksal und Anteil«); ihn, der nur ein Atom dieses tollen Wirbels, ein Metallspänchen in dieser Riesenmaschinerie des größten aller Kriege ist, trifft keine Schuld. Für die bessere Zukunft allein arbeiten alle diese feldgrauen Männer, für die Nachgeborenen (»Feldgrauer Vater an der Wiege«, »Kinderhaar«), denen sie eine an Friedenswerken reiche Zukunft sichern wollen. Dieses hohe Ethos des Buches klingt wie verheißende Erlösung namentlich in dem letzten Gedicht (»Das Vermächtnis«) aus: »Wenn in würgender Schlacht ein Bruder fällt, geht nur sein Leib verloren, bleibt doch sein Werk in der Welt. Daß kein wirkender Wille von seinem Werke läßt, macht den Sinn des Lebens hiebssicher und kugelfest.« Das sind große und mahnende Worte — Worte eines Kämpfers, Worte eines Lebensbejahers, Worte eines Sozialisten. Solchen Worten soll nachgelebt werden! Wer in diesem Sinne und in diesem Geiste Karl Brögers neues Gedichtbuch liest, dem wird der Dichter ein Vermächtnis reichen, wie es schöner und größer in diesen alles zermalmenden Zeiten kaum gegeben werden kann.

Ganz auf den Tagebucheindruck und das Wesen der kleinen, unscheinbaren Skizze gestellt ist das andere Buch — eine Prosaveröffentlichung Karl Brögers: »Der unbekannte Soldat«. Mit dem Kampfsbeginn setzen die Kriegstagebuchaufzeichnungen ein. Die Soldaten fahren an die Front, heßen durch rasch wechselnde Quartiere, kommen in den Kampf. Bahnhofstimmungen, Marschbeschwerden, Angriffsgrimm: in ständiger Steigerung wächst das Kriegsgeschehen vor uns auf, bis eine Verwundung dem Schilderer eine erste Heimkehr gestattet. Dann werden in losen Skizzen Soldatentypen gezeichnet: gute, mitunter etwas eigenartige Kerle. Immer sind sie mit vielem Verständnis, mit einer großen kameradschaftlichen Liebe gegeben. Ihre kleinen oder großen Schicksalstragödien gewinnen rasch unsere Neigung, schälen das rein Menschliche aus den feldgrauen Uniformen heraus, gewähren uns Einblick in die Tiefen der persönlichsten Handelns dieser Männer. Die Schilderung der Menschen und Situationen ist stets gewählt-schlicht und anspruchslos. Schmückende Beiworte sind sparsam gesetzt. Das macht das Erzählte doppelt eindringlich und lebenswahr, so daß auch diesem Büchlein weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Zwei neue, schöne Gaben hat Karl Bröger uns wiederum gegeben. In beiden zeigt es sich, daß er, den der Krieg dichterisch um Jahre greift, seine Höhe noch immer nicht erreicht hat, daß sein Künstlerweg noch immer bergan führt. Möge er allzeit bestrebt und beharrlich weiterklettern. Wir erwarten von ihm noch manches Gute und Große!

Berliner Theater.

Von Max Grünwald.

Berlin, Januar 1918.

Man darf vorweg feststellen, daß das Berliner Theater inhaltlich während des Krieges vollkommen versagt hat und für diese Zeit weder eine moralische Anstalt im Sinne Schillers noch eine nationale Kraftquelle im Sinne der Alten geworden ist. Indessen wäre es verfehlt, allein den Theaterleitungen die Schuld für diesen Tatbestand zuzuschreiben. Das Berliner Publikum hat nicht weniger versagt, denn dadurch, daß es in einer nie geahnten Fülle die Theater bei den schlechtesten Unterhaltungen überfüllt, werden die Direktoren gerade darin bestärkt, ausschließlich auf ihren geschäftlichen Profit zu sehen. Wir haben während der ganzen Kriegszeit, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in den Berliner Theatern nichts Großes und Erhebendes erlebt. Die klassischen Dramen, das Fundament der künstlerischen deutschen Nation, sind nur in einer wundervollen Aufführung der »Phigene« (Theater in der Königgräfer Straße) lebendig geworden, aber weder Goethes »Götter« noch Schillers »Tell« hat man für nationale Zwecke verwandt, noch von den Modernen etwa Hauptmanns »Florian Geyer« zu sehen bekommen. Von deutscher Kraft, deutschem Ethos, deutschem Geist haben wir durch die Berliner Theater kaum einen Hauch verspürt.

Noch mehr — von einer einzigen Ausnahme abgesehen, die nicht einmal ein Dramatiker, sondern ein Lyriker besetzte, versagte auch völlig die deutsche Literatur. Was außer Dehmels »Menschenfreunden« an neuen Schöpfungen in den Berliner Theatern zu sehen war, offenbarte einen völligen Niedergang der deutschen dramatischen Produktion. Das sogenannte »Junge Deutschland«, für das Herr Reinhardt eine besondere Organisation schuf, kam über höchst peinliche und romantische Anfänge nicht hinaus, und was sich sonst als moderne Dichtung auf die Schaubühne drängte, wirkte geradezu grotesk. In der ersten Aufführung des Jungen Deutschland wurde Reinhold Sorges »Wettler« vorgeführt. Das Stück will den alten Widerspruch zwischen Dichter und Welt neu beleben. Es ist nicht ohne einige lyrische Schönheiten, aber es fehlt ihm jede dramatische Konzentration, jede gefühlsmäßige Belebung und jede Spannung, die über den Augenblick hinausgeht. Sorge hat alles in Intellekt und Überlegung, in Kühle und Sachlichkeit verwandelt, was sonst den Erdenweg des Dichters mit einem Überschwang von Gefühlen und mit revolutionärem Widerspruch gegen Welt und Menschen erschütterte. Wir bekommen eine gut gerechnete mathematische Formel, eine nüchterne Sektion und bestenfalls in guter Sprache formulierte rationalistische Systeme. Von dem Sturm und Drang, mit dem man früher jede neue literarische Bewegung begleitet sah, spürt man nichts. Nüchternheit und Sachlichkeit ist die Lösung dieser Jugend.

Es ist für das gegenwärtige literarische Deutschland höchst bezeichnend, daß es aus solchen Erscheinungen sofort eine »Richtung« und eine »Bewegung« konstruiert, wo bestenfalls Einzelheiten in der Technik und Besonderheiten in der Wortführung interessieren können. Immerhin hätte man von Sorge, wenn er den Krieg überleben konnte, manches erwarten können, daß zu einer neuen deutschen Dramatik hinüberführte. Was außer ihm noch als moderne literarische Produktion vorgeführt wurde, wirkte geradezu abstoßend, wenn nicht eben grotesk. Es gibt da unter den jungen deutschen Dichtern einen Herrn Hermann Essig, der sogar die ehrwürdig konservativen Schranken des königlichen Schauspielhauses überspringen konnte. Sein »Heid vom Wald«, der dort zur Aufführung gelangte, zeigte im Gegensatz zu Sorges Rationalismus einen naiven Rückfall in die schlimmste Romantik vergangener Zeiten. Der Kampf um ein Mädchen wird hier in alte Legenden des Schwarzwaldes verwoben, und mit einem ungeheuren Aufwand von dekorativen Mitteln werden Wald und Feld in den Dienst szenischer Spielereien gestellt.

Im Kleinen Theater, das einst ein Sprungbrett revolutionär moderner Kunst war, wurde von demselben Autor, für den lange vorher eine ungezügelte Reklame gemacht wurde, eine sogenannte Komödie aufgeführt, die nur dadurch lustig wurde, daß wenigstens in der ersten Aufführung das Publikum sich vom zweiten Akt an aktiv beteiligte und die Unfähigkeiten des Dichters durch eigene Fähigkeiten zu ersetzen trachtete. Der »Kuhhandel«, der hier gegeben wurde, soll einen Kampf eines Dorfschulmeisters gegen seine Gemeinde wegen einer der Schule angeblich verschriebenen Kuh demonstrieren. Man könnte sich sehr wohl vorstellen, daß ein solcher Kampf höchst lustig wiedergegeben und höchst amüsant dargestellt wird. Aber Herr Essig wird platt und oberflächlich, zotig und lächerlich. Es ist ein Jammer, daß für solche »Literatur« ernsthafte Künstler ihre Kraft opfern müssen. In dieselbe Kategorie höchst überflüssiger, sogenannter moderner Versuche gehört Artur Schnitzlers »Fink und Fliederbusch«, das im Lessingtheater mit viel Temperament gegeben wurde. Schnitzler hat sonst, wie bekannt, nicht ohne Geist und Beweglichkeit gearbeitet. Man erwartete, daß er die moderne Journalistik, die gewiß neuerdings reichlich Stoff zu einer neuen dramatischen Komödie geliefert hat, mit Wiß und Geist lebendig machen würde. Statt dessen wurde eine simple Fabel mit einem langatmigen Aufwand von dramatischen Verwicklungen ohne Reiz und ohne jedes tiefe Interesse konstruiert. Die Fabel, die darauf hinausläuft, daß der Journalist, der nach links und nach rechts schreibt, einmal als Fink und einmal als Fliederbusch in den Zeitungspalten erscheint, schließlich durch den Wirrwarr der Ereignisse dahin gebracht werden soll, sich mit sich selbst zu duellieren, wird ohne Wiß, aber mit viel Behagen breitgetreten. Eine hervorragende Schauspielkunst verhalf dem Stück trotzdem zu einem äußerlichen Erfolg.

Ernstler, nicht an sich, sondern wegen der Vergangenheit des Autors, ist das neueste Stück von Gerhart Hauptmann, die »Winterballade«, zu untersuchen. Die Fabel, die hier zum Mittelpunkt einer dramatischen Handlung benutzt wird, findet man bei Selma Lagerlöf unvergleichlich künstlerischer als bei Hauptmann: der Mörder, der sich in sein Opfer verliebt und, zwischen Blutdurst und Liebeswahnsinn hin und her geworfen, vom Verbrecher wieder zum Menschen wird. Es war nicht ohne innere Tragik, zu erleben, wie Hauptmann in der Wiedergabe dieser Motive und in der Linienführung der Handlung vollkommen versagte. Das Berliner Publikum zeigte denn auch in diesem Falle gegenüber den früheren unzweifelhaften Verdiensten Hauptmanns eine erfreuliche Respektlosigkeit. Das Stück fand eine sehr laue Aufnahme, verstärkt durch lauten Widerspruch. Es fehlt ihm jeder dramatische Zusammenhang. Alles bleibt verschwommen, unklar, ohne Ziel. Selbst die beste Darstellung konnte hier nur wenig verbessern.

Einen Lichtblick im Berliner Theater boten, wie schon angedeutet, Richard Dehmels »Menschenfreunde«, die das Lessingtheater aufführte. Das Stück ist von einer ganz außergewöhnlichen Technik und einer höchst bemerkenswerten dramatischen Straffheit und Energie. Es handelt sich um das alte Problem des moralischen Verbrechers und der verbrecherischen Moral. Man darf feststellen, daß Dehmel diese Weltfrage an den gegebenen Beispielen nicht nur mit außergewöhnlich straffer Dramatik, sondern auch mit tiefem sittlichen Willen gefördert hat. Es bleibt freilich zweifelhaft, ob ohne die große Kunst des Schauspielers Wassermann das Stück auf anderen Bühnen die gleiche Wirkung und den gleichen Erfolg haben wird.

Was dem Berliner Theater also fehlt und was nur in Dehmel an einem besonderen Beispiel offenbar wurde, sind Kraft und Zielsicherheit, tiefe Probleme und die großen Fragen, die sich aus der revolutionären Zeit des Weltkriegs aufdrängen. Bis jetzt hat, wie man feststellen muß, die große Zeit, was das Berliner Theater betrifft, ein kleines Geschlecht gefunden.

Literarische Rundschau.

Riemens v. Delbrück. Reden 1906 bis 1916. Berlin 1917, Reimar Hobbing.

Je mehr wir uns von der aktiven Tätigkeit Delbrücks als Staatssekretär des Innern entfernen, desto weniger schwankt, wie in den ersten Jahren des Krieges, sein Charakterbild in der Geschichte, und über alle politischen und sonstigen Gegensätze hinweg kann man feststellen, daß nicht wenige objektive Beobachter der weiteren Entwicklung des Reichsamts des Innern seine Tätigkeit wieder herbeigewünscht haben. Die deutsche Sozialdemokratie und die deutschen Gewerkschaften haben bei allen grundsätzlichen Gegensätzen immer seine sachliche Beherrschung des ungeheuren Stoffes im Reichsamt des Innern und seine persönliche Loyalität anerkannt und geschätzt. In der weiteren Öffentlichkeit ist sein Wirken während der ersten Kriegsmonate außerordentlich scharf kritisiert worden. Man hat darüber vergessen, was er früher politisch, sozialpolitisch und wirtschaftlich für die innere Entwicklung Deutschlands geleistet hat. Eine Sammlung seiner programmatischen Reden aus der Zeit seiner Wirksamkeit als Staatssekretär wird deshalb, wie man auch sonst zu ihm stehen mag, nur begrüßt werden können. Leider ist die Methode in der Zusammenfassung dieser Reden, die von dem früheren Presseschef des Reichskanzlers, dem Freiherrn v. Braun, mit großer Liebe zur Persönlichkeit besorgt wurde, nicht so, daß sie für spätere Zeiten genügen kann. Es fehlt jede historische und politische Verbindung der Reden und jede Anmerkung, die bestimmte Erklärungen und Auffassungen in den Zusammenhang der Situation bringt. Trotzdem sprechen natürlich die meisten Reden durch ihren reichen sachlichen Inhalt für sich selbst. Im besonderen geben sie auch ein gerechtes Bild von der Kriegstätigkeit Delbrücks, von seinem starken Eintreten für die Beschlagnahme, für Höchstpreise und für die Syndizierungen. Die Sammlung wird besonders für Arbeiterbibliotheken sehr nützlich sein, weil sie an einem großen Beispiel zeigt, wo die Gegensätze, aber auch wo die Verbindungen zwischen einer grundsätzlichen Arbeiterpolitik und der modernen Reichspolitik zu suchen sind. Der Verlag hat sich durch eine besonders sorgfältige Ausstattung Verdienst erworben. Neben dem persönlichen hat die Sammlung auch einen großen sachlichen Wert. Sie bringt in den Reden Delbrücks zugleich umfangreiches Material über die Geschichte unserer gesamten Sozialpolitik und über wichtige Einzelheiten unserer Wirtschaftspolitik. Daneben spielen besondere Fragen des Arbeiterrechts und der Gewerkschaftspolitik eine entsprechend große Rolle. So werden die Fragen des Arbeitsnachweises, des Arbeitskammergesetzes, der Krankenkassen und ähnliche bedeutende Probleme, vor allem aber auch die Reichsversicherungsordnung, die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, die Teuerung der Lebensmittel, das Koalitionsrecht materiell ausführlich behandelt. Man kann außerordentlich viel aus der Sammlung dieser Reden lernen, und diese Möglichkeit bleibt in jedem Falle ein Verdienst, nicht nur des Mannes selbst, sondern auch des Herausgebers und Verlegers. M. Gr.

Josef Luitpold, Herz im Eisen. Aus dem Tagebuch eines Landsturmmannes. Stuttgart, J. H. W. Dieß Nachf. 156 Seiten. Preis 2 Mark.

Diese Tagebuchblätter eines Landsturmmannes erzählen in gebundener Rede und in Prosa vom Kriege. Sie geben Stimmungen, Anekdoten, plaudern von den Kampfgeschehnissen in Balladenform oder im Gewand in sich geschlossener kleiner Skizzen. Soldatentum und Soldatenerleben, durchweg reiferen Charakters, sprudeln in ihnen. Und jedem einzelnen dieser kleinen, gut durchgefeilten Stücke merkt man es an, daß es getreu dem Leben abgelauscht und nachgezählt ist. Militärische Übungen, Marschbereitschaft, Stellungskrieg werden in einzelnen markanten Episoden ausgebeutet. Aber nicht das Soldatische, sondern das rein Menschliche im Krieger ist immer in den Vordergrund gestellt. Dazu kommt ein gutes Vertrautsein

des Dichters mit den Völkern Österreich-Ungarns; das verleiht den geschilderten Typen oftmals einen weit über das allgemeine Interesse hinausgehenden Reiz.

Die einzelnen Stücke des Buches sind — man muß bedenken, daß es sich um Tagebuchblätter handelt — sich nicht immer gleich. Man merkt es den Strophen an, daß ihr Dichter sich das, was ihn im Augenblick bewegte, vom Herzen schreiben wollte. Das soll nicht sagen, daß sich unter der Fülle des Gebotenen nicht doch manches Wertvolle befände! Von den Prosastücken ist das gleiche zu sagen. Was aber beides — Lyrik und Prosa — adelt und weit über den Durchschnitt der landläufigen Kriegsdichtung hinaushebt, das ist die hohe Menschlichkeit, die das ganze Buch durchatmet. Immer wieder weisen die Wendungen seines Inhalts auf die Un Sinnigkeit und Kulturwidrigkeit des Krieges hin. Menschheitsannäherung fordern seine Strophen. Nicht Österreicher, Italiener, Franzosen, Deutsche, Russen und Ungarn sieht der Dichter im Kampfe gegeneinander, sondern haben und drüben Väter und Söhne, Brüder und Freunde. Und haben und drüben erblickt er Mütter und Töchter, Bräute und Schwestern, Eltern und Waisen in Tränen. Alle diese Greuel, Martern und Schmerzen trleben, wie er im Eingangsgedicht singt, Nägel in sein Herz, bis es ganz zu Eisen wurde. Und doch blieb dieses eiserne Herz, das seinem Buche den Namen gab, ein Menschenherz, das laut in die mordende Welt hinausruft: »Mensch, deine Menschlichkeit wecken und weisen — spür' es! das will das Herz im Eisen!« Wer aber so inmitten brandender Kriegsflammen als Menschlichkeitsmahner auftritt, dem sollen wir nach Möglichkeit die Bahn freimachen und seinem Buche eine weite Verbreitung wünschen.

-n.

Notizen.

Krieg und Arbeitslöhne. Einen interessanten Beitrag zu der Frage: »In welchem Maße hat der Krieg steigend auf die Arbeitslöhne eingewirkt?« liefert die am 8. Dezember vom »Reichsanzeiger« veröffentlichte amtliche Statistik der Bergarbeiterlöhne. Danach betrug in den 16 hauptsächlichsten Bergbaubezirken Preußens der Durchschnittslohn pro Arbeiter und Schicht im zweiten Vierteljahr 1914, also dem letzten Vierteljahr vor Kriegsausbruch, und dem dritten Vierteljahr 1917:

	Durchschnittslohn		Steigerung in Prozenten
	Im zweiten Vierteljahr 1914 1 Mark	Im dritten Vierteljahr 1917 Mark	
Der eigentlichen Bergarbeiter . . .	3,69 bis 6,19	5,64 bis 10,85	52,8 bis 75,3
Der sonstigen Bergarbeiter . . .	3,17 - 4,99	4,86 - 7,35	47,3 - 53,3
Der erwachsenen Übertagsarbeiter	3,05 - 4,41	4,92 - 7,15	61,3 - 62,1
Der jugendlichen Arbeiter . . .	1,24 - 2,00	2,51 - 3,84	92,0 - 102,4

Danach ist also der Durchschnittslohn der eigentlichen Bergarbeiter um 52,8 bis 75,3 Prozent gestiegen, der sonstigen Bergarbeiter um 47,3 bis 53,3 Prozent, der erwachsenen Übertagsarbeiter um 61,3 bis 62,1 Prozent, der jugendlichen Arbeiter um 92,0 bis 102,4 Prozent. Anscheinend ist demnach der Durchschnittslohn der jugendlichen Arbeiter prozentual am stärksten gestiegen; doch ist zu beachten, daß diese vor dem Kriege äußerst niedrig entlohnt und während der Kriegszeit vielfach auch unterirdisch mit Arbeiten beschäftigt wurden, die vordem ältere, höherbezahlte Arbeiter verrichteten.

Daß die Lebenshaltungskosten in allen Bergbaubezirken um mehr als 53 bis 75, bezw. 47 bis 53 Prozent gestiegen sind, bedarf keines Nachweises und dürfte auch kaum von jemand ernstlich bestritten werden. Was der Bergarbeiter mehr als früher an Lohn erhält, geht demnach völlig für einen Lebensunterhalt drauf, um den es weit schlechter bestellt ist als in den Jahren vor dem Kriege.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19

Ausgegeben am 8. Februar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Demokratie und Plutokratie.¹

Von Ferdinand Tönnies.

Daß die Kunstausdrücke der politischen Wissenschaften verworren sind (oder daß die »Terminologie« im argen liegt), ist eine anerkannte Tatsache. Die Einteilung der Staatsformen geschieht noch immer in erster Linie nach dem Schema, das Aristoteles überliefert hat: Monarchie, Aristokratie, Demokratie werden als die Hauptformen dargestellt, wenn auch Aristoteles die Demokratie nur als eine Ausschreitung oder Entartung seiner dritten Hauptform, die er Bürgerstaat (Politeia) nennt, bezeichnet; spätere haben diese als Demokratie und deren Entartung als Ochlokratie (Vöbelherrschaft) bezeichnet. Die Entartung der Monarchie nennt Aristoteles selber, wie vor ihm Plato und andere, »Tyrannei«, die der Aristokratie »Oligarchie«. Mit Ausnahme des Wortes Tyrannei, an dessen Stelle man Despotismus oder, mit etwas ähnlicherem Sinne, Cäsarismus zu setzen pflegt, sind alle diese Kunstausdrücke noch in Übung, aber noch mehrere andere außer ihnen; und das Wort Ochlokratie wird selten gebraucht, man spricht statt dessen lieber von extremer Demokratie und versteht als solche wohl auch eine sozialistische Demokratie, wie sie augenblicklich am Steuerruder des russischen Staatsschiffes sitzt. In einer Zeitung fand ich neulich diese gegenwärtige russische Regierung als Polnarchie benannt (Vielherrschaft), welcher Ausdruck sonst nicht gebräuchlich ist, aber gut zu den hergebrachten: Monarchie und Oligarchie paßt. Außer allen diesen sind uns aber die Benennungen Autokratie (Selbst-

¹ In Nr. 13 der Neuen Zeit hat die Literarische Rundschau eine wohlwollende und empfehlende Besprechung meines Buches »Der englische Staat und der deutsche Staat« gebracht. Zu gleicher Zeit wurde der Schrift auch in dem vortrefflichen »Literarischen Ratgeber des Völkerbundes« 1917/18 Erwähnung getan, unter anderem mit dem Sage: »Das inhaltreiche und zweifellos gründlich beherrschende Buch leidet freilich sehr an der Neigung des Verfassers, jenseits des Kanals möglichst viele und diesseits recht wenige Mängel zu finden....« Ich glaube, daß der Kritiker in der Neuen Zeit mich besser verstanden hat. Ich war durchaus nicht beflissen, Mängel zu finden. Ich wollte nur trügerischen Schein zerstören, den Schein, als ob die Regierung Englands darum, weil sie eine ausgeprägtere Bourgeoisregierung ist als die des Deutschen Reiches, auch »demokratischer« wäre, was in keinem Sinne, den man diesem Worte geben mag, der Fall ist. Die tatsächliche Macht des »V o l k e s« — worin die Reichen so viele Stimmen haben, wie sie Wohnstätten besitzen, worin die City von London mit einer Wohnbevölkerung von 20 000 Einwohnern (während 20 Londoner Wahlkreise über 100 000, mehrere davon über 200 000 haben) 31 000 Wähler hat und 2 Vertreter wählt, ebenso 8 Universitäten 9 Vertreter wählen — besteht darin, daß sie zwischen einer ausgesprochenen antidemokratischen (konservativen) und einer dem Namen nach demokratischen, das heißt mehr bürgerlich-plutokratischen Regierung die Wahl hat. Die Begriffe zu klären, dazu mögen die obigen Ausführungen beitragen, die auch andere Staaten zur Vergleichung heranziehen.

herrschaft), Bureaukratie (Amtsstubenherrschaft) und Plutokratie (Reichtumsherrschaft) geläufig. Von Theokratie (Gottesherrschaft) und Hierarchie (Priesterherrschaft), die natürlich eng zusammengehören, ist in Anwendung auf gegenwärtige Verfassungen wenig mehr die Rede. In England hat man neuerdings noch das Wort Squirearchie (Gutsbesitzerherrschaft) gebildet. Wenn alle diese Ausdrücke wirklich ausgeübte Herrschaften oder Regierungen bezeichnen sollen, so läuft daneben der Sprachgebrauch einher, der zum Beispiel einen Stand oder eine Schicht als die »Aristokratie«, auch wohl als Oligarchie und Plutokratie, eine Partei als »die Demokratie« (insbesondere »Sozialdemokratie«) kennzeichnen will. Die folgende Betrachtung wird von diesem Sprachgebrauch zunächst absehen.

Die angeführten Ausdrücke sind der griechischen Sprache entnommen oder doch aus griechischen Wörtern zusammengesetzt, mit Ausnahme des letzten, wo ein englisches Wort, und des Ausdrucks Bureaukratie, wo ein französisches Wort benutzt worden ist; beide bezeichnen aber auch nicht eigentliche Staatsformen. Abriß fällt es auf, daß diese Wörter teils auf -kratie, teils auf -archie endigen, jenen liegt ein griechisches Zeitwort (kratein) zugrunde, das eigentlich stark sein, Gewalt haben bedeutet, diesen ein Zeitwort (archein), das den Sinn von befugt sein, ein Amt haben und ausüben enthält. Wir pflegen beide durch herrschen wiederzugeben, obgleich wir den Unterschied zwischen tatsächlicher und rechtmäßiger Herrschaft als höchst wichtigen Unterschied kennen: wir brauchen uns nur der in kriegerisch besetzten Gebieten ausgeübten Herrschaft zu erinnern, die zwar eine rechtliche Herrschaft ist, aber nicht den Anspruch erhebt, eine rechtmäßige, das ist ihrem Wesen nach zu unbegrenzter Dauer berechnete Herrschaft zu sein, welchen Anspruch jede in einer anerkannten Verfassung beruhende Regierung allerdings erhebt.

Im Rahmen dieser Betrachtung kann nicht versucht werden, eine neue und besser begründete Einteilung der Staatsformen zu entwerfen. Wir möchten nur auf einige Sonderbarkeiten hinweisen, die zu einer Nachprüfung dieser Lehren aufzufordern scheinen. Die Vereinigten Staaten von Amerika gelten allgemein als eine Demokratie, weil in ihnen, wie man meint, sowohl der Präsident als auch das Repräsentantenhaus, die Zweite Kammer der gesetzgebenden Körperschaft (des Kongresses), mittels eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts gewählt wird, wenn auch der Präsident durch mittelbare Wahlen. Diese Meinung ist freilich ein Irrtum. Wahlrecht im Bunde hat nur, wer Wahlrecht in seinem Einzelstaat hat, und das ist, wie wir gleich sehen werden, durchaus nicht jeder Mann (um vom Frauenwahlrecht, das erst in 4 der 48 Staaten eingeführt ist, zu schweigen). Außerdem beschränkt der Charakter des Bundesstaats den Charakter der Demokratie, denn ein Bundesstaat ist seinem Wesen nach nicht ein Staat, dessen Mitglieder und Träger ausschließlich die gesamten Staatsbürger sind, wie der Begriff der Demokratie es erfordert, sondern seine Mitglieder und Träger sind in erster Linie die Einzel- oder Gliedstaaten, mögen diese nun gleichberechtigt oder verschiedenberechtigt sein. In den Vereinigten Staaten sind sie gleichberechtigt: dies kommt darin zum verfassungsmäßigen Ausdruck, daß jeder durch zwei Senatoren in der Ersten Kammer des Kongresses, dem Senat, vertreten ist. Man könnte nun meinen, diese Einrichtung stehe vollkommen im Einklang mit der Demokratie, nämlich wenn die

Wahl dieser Senatoren in jedem Einzelstaat durch allgemeines und gleiches Wahlrecht geschähe, wenn überhaupt jeder Einzelstaat eine demokratische Verfassung habe. Tatsächlich ist dies nun aber nicht der Fall. Nur die unmonarchische, also republikanische Verfassung ist allen gemeinsam und ist durch die Bundesverfassung vorgeschrieben. Die Senatoren werden durch die beiden gesetzgebenden Körperschaften jedes Staates gewählt, die, wenn uneinig über die Wahl, zu einem einzigen Wahlkörper vereinigt werden. Und durch welches Wahlrecht kommen diese Kammern zustande? Welches gilt auch für die Bundeswahlen? Ehemals hatten es natürlich nur die freien Männer, und überdies galt ein oft ziemlich hoher Zensus. Der Zensus besteht teilweise noch, aber Unfreie gibt es rechtlich nicht mehr; auch verbietet der berühmte fünfzehnte Zusatz (15th Amendment) zur Bundesverfassung, daß Rasse oder Farbe oder früherer Sklavenstand einen Grund zur Ausschließung vom Wahlrecht geben sollen. Also haben auch die Schwarzen das Wahlrecht? Etwa 5 bis 10 Prozent der Männer mögen es haben. Wie das möglich ist? Es wird gemacht — auf unehrliche Weise. Durch das Stellen von Ansprüchen, von denen man gewiß ist, daß die Neger sie nicht erfüllen können, wird der offenbare Sinn der Verfassungsbestimmung in plumper Weise umgangen. Daß in den Vereinigten Staaten gleiches Wahlrecht bestehe, ist eine Lüge!

Immerhin mögen wir die Verfassung der Vereinigten Staaten als demokratische Verfassung gelten lassen. Wenn nun aber zu gleicher Zeit von allen Kennern des Verfassungslebens der Vereinigten Staaten bemerkt wird, daß darin der Reichtum eine fast unbeschränkte Herrschaft ausübe, und wenn dieser Zustand allgemein durch das uns schon bekannte Wort »Plutokratie« ausgedrückt wird; wie ist dies mit den Tatsachen der Demokratie vereinbar?

Klarer noch tritt uns das Nebeneinanderwalten von Demokratie und Plutokratie in Frankreich gegenüber, wenngleich die Plutokratie hier nicht eine so klobige Gestalt angenommen hat; dafür ist die demokratische Verfassung in Frankreich als einem Einheitsstaat um so reiner ausgeprägt.*

Wenn demnach Frankreich und England sich als die westlichen Demokratien vorstellen und als solche auch in den heute neutralen Ländern, ja nicht selten sogar in deutschen liberalen Zeitungen, zumal in solchen, die selber für »demokratisch« gelten wollen, anerkannt und gepriesen werden, so beruht diese Auffassung der englischen Staatsverfassung auf einem groben Irrtum. Wahr ist daran nur, daß diese Verfassung seit fünfzig Jahren allmählich in formal-demokratischer Richtung sich entwickelt hat und daß sie vor noch nicht sieben Jahren in dieser Entwicklung einen starken Ruck gemacht hat. Einen fernereren Ruck sogar zugunsten eines beschränkten Frauenwahlrechts hat der gegenwärtige Krieg verursacht. Aber eine Verfassung kann doch wohl nicht Demokratie genannt werden wegen ihrer etwaigen Zukunft. Die Betrachtung muß sich halten an das, was sie ist. Und auch nach 1911 ist die verfassungsmäßige Macht des britischen Oberhauses immer noch

* Natürlich ohne die 46 Millionen Einwohner der mit Gewalt eroberten und niedergehaltenen Kolonien, von denen freilich Algerien als Teil Frankreichs gilt und mit zirka 6 Millionen 14 Abgeordnete »wählen« darf, während die übrigen 40 Millionen 583 wählen (dort auf 1 Million reichlich 2, hier mehr als 14 Abgeordnete).

recht bedeutend geblieben. Allerdings hat sich mehr und mehr ein stillschweigendes Einverständnis im Volke herausgebildet, dem auch die herrschenden Schichten sich nicht entziehen können, dahingehend, daß die letzte Entscheidung über Fragen der Gesetzgebung und der inneren Politik — denn auf die auswärtige erstreckt sich das allgemeine Einverständnis bisher nicht — ihm, dem Volke, das ist der Wählerschaft, aus deren Abstimmungen das Unterhaus hervorgeht, gehöre. Folgerichtig macht auf Grund dessen die konservative Partei geltend, daß über Fragen von großer Wichtigkeit das Volk unmittelbar befragt werden müsse (Referendum), wie es nach dem Vorbild der Schweiz, in Australien und in mehreren amerikanischen Einzelstaaten geschieht. Aber auch diese demokratische Forderung ist in Großbritannien von ihrer Verwirklichung noch weit entfernt.

Daß diese demokratische Forderung gerade von der antidemokratischen Partei vertreten wird, ist bezeichnend. Sie erwartet davon eine Stärkung ihrer Grundsätze und ihrer Macht. Die beiden großen Parteien sind eben Mächte, die, wie heftig sie auch einander kritisieren und bekämpfen mögen, darüber einig sind, daß Plutuz unter allen Umständen das Zepter führen werde und führen müsse; sie sind beide plutokratisch. Auch im englischen Staatsleben, möge es noch so sehr in einem demokratischen Gewand sich gefallen, bleibt der nackte Körper in dem Gewand: die Plutokratie.

Die Verfassungsformen bestimmen eben nicht allein das wirkliche Staatsleben. Der Verfassungsinhalt ist in einigem Maße immer von den Formen unabhängig; für ihn ist der gesellschaftliche Zustand entscheidend. In allen Ländern der modernen Zivilisation, auch im Deutschen Reiche, hat sich, besonders seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der flüssige Reichtum, vor allem der aus der großen Industrie hervorströmende, mehr und mehr als die auch politisch den Ausschlag gebende Macht entfaltet. Sie hat sich teils neben die ältere im großen Grundbesitz wurzelnde Macht des Adels gesetzt, teils diese allmählich verdrängt und ersetzt. Auch die aristokratische Gesellschaftsverfassung bedeutet eine Macht des Reichtums; aber man pflegt nicht an sie zu denken, wenn man von der Plutokratie redet. Jene ist wesentlich ländlich, diese wesentlich städtisch, und zwar großstädtisch. Jene ist daher den Bedingungen des modernen Staatslebens, wie hohen Rang sie immer darin behaupten möge, weniger angepaßt. In England ist sie, die Bodenaristokratie, noch sehr stark, wie sie es in Preußen ist; aber in Preußen ist ihre Macht weit mehr an die besonderen Bedingungen geknüpft, die aus ihrer Verbindung mit dem Königtum und dem Staat in Militär und Beamtschaft sich ergeben. In England ist sie ausschließlich Macht eines sozusagen staatsfreien Reichtums, der mit dem kommerziellen Reichtum eng verschwifert ist und durch die Gewinne, die er aus der englischen Seeherrschaft und Weltmachtsstellung zieht, sich immer erneuert und ins Unermeßliche vermehrt. Die Unterschiede zwischen Bodenaristokratie und Plutokratie werden daher dort immer geringer; der heutige Gegensatz zwischen den beiden großen Parteien ist schon überwiegend anders geartet.

Dagegen hat der Gegensatz zwischen Tories und Whigs noch im neunzehnten Jahrhundert eine große Rolle in dem Sinne gespielt, daß der Dualismus der herrschenden Klassen der dritten, der beherrschten Masse, zugute kam. Die Fabrikgesetzgebung Englands ist in ihren früheren wichtigen Phasen vorzugsweise das Werk der Bodenaristokratie und ihres Anhangs

In der anglikanischen Geistlichkeit, unter denen ein Charles Kingsley nicht nur in Romanen, sondern von offener Tribüne sich als Chartisten erklärte, zu einer Zeit, als nur seine geistliche Würde ihn vor Versemung wegen solchen Bekenntnisses schützen konnte. Manche dieser Radikalen, geistliche und weltliche, hielten sich freilich zur liberalen Partei, die nach und nach mit dem Gedanken des Arbeiterschutzes sich befreundet mußte. Der Natur der Sache nach war der Liberalismus mehr beflissen, das Elend der ländlichen Arbeiterschaft aufzudecken und auf Verbesserung ihrer Lage und das der Pächter zu dringen. Ob man nur Eifersucht zwischen den Klassen und Parteien als Beweggrund gelten läßt oder (was zweifellos richtiger ist) auch edlere Beweggründe anerkennt, die Tatsache bleibt vor anderen bedeutsam, daß in England die Fortschritte der industriellen Arbeiterschaft — die ländliche wurde immer geringer an Zahl, und zwar auch im Verhältnis zum Bedarf an »Ackerbauhänden«, eben dadurch verbesserte sich ihre Lage — außer durch ihre gewerkschaftliche Organisation politisch bis in die neueste Zeit durch die Gesetzgebung bewirkt worden sind, die von konservativen Regierungen ausging, wenn auch der Chartismus den Anstoß gegeben hatte.

Die politischen Verhältnisse im Deutschen Reich sind auch in dieser Hinsicht mit den britischen schwer vergleichbar. Wie gerecht und stark aber die Unzufriedenheit der deutschen Arbeiterklasse, soweit sie ein einheitliches Bewußtsein hat, mit den Urhebern des »Sozialistengesetzes« sein mag, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der konservative Staatsmann Bismarck auch die Versicherungsgesetzgebung ins Leben gerufen hat und daß auch sonst die »bürgerliche« Sozialpolitik mehr von rechts her als von der linken Seite gefördert worden ist, während der Liberalismus auch bei uns naturgemäß mehr beflissen ist, die Abel in helles Licht zu setzen, die mit dem großen Grundbesitz und seinem in Preußen bisher so starken Einfluß auf Regierung und Verwaltung verknüpft sind.

Im Deutschen Reich und auch in seinen Einzelstaaten, sogar im gegenwärtigen Preußen, kommt als Gegengewicht gegen die Plutokratie zudem das Vorhandensein eines zahlreichen und zum Teil wohlhabenden Bauernstandes und des dazugehörigen Handwerkertums wie anderer sogenannter Mittelfstände in Betracht. Auch in Frankreich und in den Vereinigten Staaten ist eine starke Schicht von kleinen Landeigentümern vorhanden; aber in beiden Staaten fällt sie politisch wenig ins Gewicht. In Großbritannien fehlt diese hemmende Schranke gegen die Plutokratie beinahe ganz. Ebenso fehlt in Frankreich und den Vereinigten Staaten das Gegengewicht einer bodenständigen Aristokratie.

Der mächtigste Widerstand aber gegen die plutokratische Gesellschaftsverfassung beruht naturgemäß in der politischen Organisation der Arbeiterklasse. Diese ist sowohl in Großbritannien als in den Vereinigten Staaten äußerst schwach. In beiden Großstaaten machen, von geringen Nebenerscheinungen abgesehen, fortwährend nur die beiden großen Parteien der gesellschaftlich machtvollen Klasse einander die Herrschaft streitig. Eine große Arbeiterpartei, die sich Achtung erzwungen hat, besitzen von den vier Großstaaten nur das Deutsche Reich und Frankreich. Ungeachtet der republikanischen und demokratischen Verfassung Frankreichs ist aber die politische Bedeutung der Arbeiterpartei im Deutschen Reich erheblich stärker als in

Frankreich: schon äußerlich tritt das darin hervor, daß von den Mitgliedern der Zweiten Kammer etwa ein Sechstel, von denen des Deutschen Reichstags mehr als ein Drittel demokratische Sozialisten sind. Daß die geringen Fortschritte der deutschen Sozialreform wesentlich auf den Druck, den die deutsche Sozialdemokratie ausübte, zurückzuführen sind, hat in einem Moment der Offenheit Bismarck selbst anerkannt. Für Frankreich bleibt die bezeichnende Tatsache bestehen, daß den bürgerlich-republikanischen Regierungen bis 1914 nicht einmal gelungen war, eine Einkommensteuer durchzusetzen, so sehr fast jede aus finanzpolitischen Gründen darauf gedrungen hat. Ebenso hat der französische Staat bisher darauf verzichten müssen, die großen Einkünfte des Eisenbahnverkehrs aus den Kassen gewinnhungriger Aktionäre in seine Kassen zu lenken. »Frankreich ist das Land der Privatbahnpolitik, des staatlich organisierten Privateisenbahnmonopols.« »Der Staat hat wiederholt unter fast allen Regierungsformen, die Frankreich seit Beginn des Eisenbahnzeitalters gesehen hat, die großen Gesellschaften finanziell unterstützt, ohne ... einen entscheidenden Einfluß auf ihren Betrieb und ihre Verwaltung zu gewinnen.«³ In Großbritannien fehlen Staatsbahnen völlig wie in den Vereinigten Staaten. In der Hauptsache waltet hier wie dort noch das Wehenlassen (*laissez faire*) auf diesem hochwichtigen Gebiet vor. Der Weltkrieg hat freilich eine rasche Umwälzung bewirkt. Vermutlich wird sie dauernd sein. Bisher gehörten die Eisenbahngesellschaften zu den gewaltigsten Finanzmächten in diesen Ländern. Sie ließen den theoretisch oft erörterten Gedanken des Staatsbahnsystems nicht hochkommen.

Ähnlich wirken, wie bekannt, auf anderen Gebieten die Monopolgesellschaften der »Trusts«, denen als riesenhaft angeschwollenen Wasserköpfen des amerikanischen Kapitalismus Europa noch nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen vermocht hat. Der Unterschied zwischen der amerikanischen und der englischen Plutokratie wird am einfachsten durch die Tatsache beleuchtet, daß dort die Trusts, hier noch immer die »regierenden Familien« den Ausschlag geben, zu denen aber jetzt auch solche von Fabrikanten, Kaufleuten und Bankiers gehören, die in der liberalen Partei natürlich stärker vertreten sind als in der konservativen. Von den 302 Mitgliedern des Unterhauses, die als *liberals* die Regierungspartei bildeten (einschließlich der 39 von der »Arbeiterpartei«), waren am 31. Dezember 1913 124, die als Grundeigentümer (7) oder Söhne von Peers (die Peers selber können nicht im Unterhaus sitzen) und von Grundeigentümern (12) oder als Angehörige der höheren Beamtschaft, des Heeres und der Flotte, des diplomatischen Dienstes (105) bezeichnet wurden. Diese 124 gleich 41 Prozent können mit ganz geringen Ausnahmen als Vertreter der alten regierenden Familien gelten, sagen wir 40 Prozent (von den 284 der Gegenpartei waren es nicht weniger als 262 gleich 92 Prozent). Die übrigen Liberalen können, wenn man 41 Gewerkschaftsbeamte und dergleichen abzieht, als Vertreter des Kapitals gelten, zirka 137 gleich rund 45 Prozent, oder wenn man außer jenen noch einige, die als Autoren und Journalisten auftreten, abzieht, vielleicht 43 Prozent (während bei der Gegenpartei nur 7 bis 8 Prozent nachbleiben).⁴ Der Unterschied der beiden großen Parteien tritt dadurch deutlich hervor.

³ V. d. Leyen im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, III.

⁴ Im Konstitutional Yearbook für 1914 findet sich eine Tabelle der Berufsarten, worin aber viele Namen mehr als einmal erscheinen, nämlich 76 von den 284

Marg charakterisierte 1852^o die Whigs treffend als »Wögte« (Advocati), er hätte auch sagen können: Vormünder der Bourgeoisie. Diese bedarf deren heute nicht mehr, sie ist mündig geworden und fühlt sich selbst als Vormund der Arbeiterklasse. Sie hat die politische Gewalt fest in Händen; je nachdem sie also auch am Grundeigentum beteiligt oder mit dessen großen Familien verwandt, verschwägert oder befreundet ist, kurz die vornehme, überwiegend staatskirchliche Bourgeoisie darstellt, neigt sie nach rechts, die minder vornehme, überwiegend freikirchliche nach links; daneben und im Zusammenhang damit spielt der Gegensatz von Kapitalanlage jenseits des Meeres, in den Kolonien und einheimischer Kapitalanlage mit eigener Tätigkeit als Fabrikant usw. eine Rolle dabei. Für die letztere Gruppe, die zum größten Teil mittlere und relativ kleinere Industrien betreibt, ist charakteristisch, daß ihre Mitglieder zumeist nicht der Kirche von England, sondern einer der Sekten — Methodisten, Baptisten, Quäker usw. — angehören. Nicht wenige r als 176 solcher waren in der liberalen Mehrheit von 1906. Der populäre Baptistenprediger Spurgeon hat oft gesagt, diese Männer würden die konfessionellste Schicht der Nation sein, wenn sie nicht in die liberalen Reihen getrieben wären durch die »Unmaßung und Ungerechtigkeit der staatlichen Kirche«. »Es gibt viele Sozialisten, die scheel sehen auf diese Herren (die Nonconformists). Sind diese doch Leute der Mittelklasse, deren Sympathien mehr mit den Unternehmern als mit den Arbeitern gehen. Es sind weniger 'fortgeschrittene' Kollektivisten unter ihnen als unter den jüngeren Anglikanern. Sie sind in der Regel Individualisten...« — so urteilte der kundige W. L. Stead nach dem großen liberalen Wahlsieg vom Januar 1906 (»Review of Reviews«, Februar 1906, S. 136).

James Bryce (jetzt Viscount Bryce), Mitglied der liberalen Regierung von 1906, für die Amerikaner größte Autorität als Kenner ihres Landes, spricht sich in seinem Werke »The American Commonwealth« (Neue Folge, 1911, 2. Band, S. 661) über die Macht des Reichtums in den Vereinigten Staaten wie folgt aus:

Die Plutokratie pflegt als eine Form der Oligarchie betrachtet und in Gegensatz zur Demokratie gesetzt zu werden. Aber es ist ein starkes plutokratisches Element in die amerikanische Demokratie hineingegossen (infused); und die Tatsache, daß die Verfassungen Unterschiede des Eigentums nicht kennen, sondern alle Stimmberechtigten auf gleichem Fuße behandeln, macht es weder minder stark noch minder unheilvoll. Von der Macht des Reichtums können die Demokratien mit Danke sagen: »Hier finden wir den großen Feind.«^o Obgleich diese Macht alle Regierungsformen geschädigt hat, so scheint sie doch insonderheit verderblich in einer Volksregierung, weil, so oft die Krankheit auftrat unter Despotismen und Oligarchien, »Freiheit« als das einzige und auch als das genügende Gegengift galt. Und doch zeigt die Erfahrung, daß diese Macht in Demokratien nicht weniger bedrohlich ist, denn das persönliche Interesse des Durchschnittsmenschen an guter Regierung

Mitgliedern der Rechten und 120 von den 302 der Linken (ohne die irischen Nationalisten), oder wenn man die 39 der Arbeiterpartei abzieht (die aber auch mehrmals vorkommen dürften) von den 263. So läßt sich nun annähernd das Hauptverhältnis, wie im Texte geschehen, darstellen.

^o Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1852 bis 1862. Herausgegeben von N. Rjasanoff. I, S. 4. Stuttgart, Verlag von J. F. W. Dieß Nachf. Vergl. dazu den Herausgeber, S. 447 ff.

^o Quivi trovammo Pluto il gran nemico: Inferno VI, 115.

— und in einer großen Demokratie fühlt der einzelne sich bedeutungslos — wird durch die Lockmittel, die ein auf geschickte Weise gebrauchter Reichtum ihm bieten kann, überwuchert; und wenn einmal die Schätzung der Tugend im öffentlichen Leben durch den Anblick zahlreicher Abweichungen davon gesenkt worden ist, so ist die Schwierigkeit groß, sie wieder zu heben. In den Vereinigten Staaten wirkt die Geldmacht dadurch, daß sie zuweilen den Wähler, zuweilen den Geschworenen, zuweilen den Gesetzgeber, zuweilen eine ganze Partei korrumpiert; denn es ist eine bekannte Tatsache, daß große Zeichnungen und Versprechung politischer Unterstützung mehr als einmal eine Partei dahin beeinflusst haben, eine Gesetzgebung zu bewirken, die der Reichtum wünschte, und zu unterlassen, was er fürchtete. Die Reichen und Insonderheit die großen Körperschaften haben freilich nicht nur Unternehmungen zu befördern, sondern auch Gefahren sich zu entziehen, die ihnen von seiten gewissenloser Demagogen oder Gesetzgeber drohen. Indessen möge diese Entschuldigung gelten oder nicht. Wer oft wohlbegründete Glaube, daß sie eine geheime Macht in ihrem eigenen Interesse ausüben, empört andere Teile der Gesamtheit und hat dazu beigetragen, nicht nur unweise Gesetzgebung gegen sie zu richten, sondern auch Ausbrüche gesetzloser Gewalt hervorzurufen.

Man muß verstehen, daß dies das Urteil eines Mannes ist, dessen Gemüt sehr stark zugunsten Amerikas, seiner Bewohner und seiner Einrichtungen bestimmt ist. Stärker und deutlicher spricht sich der Pole Ostrogorsky in seinem Werke über die Demokratie und die Organisation politischer Parteien aus, zu dessen englischer Übersetzung (*Democracy and the organization of political parties*, London 1902) Bryce eine empfehlende Vorrede geschrieben hat, wenn er zum Beispiel den »patriotischen Idealismus« der Amerikaner schildert und mit dem Satz schließt: »So hat der Idealismus selbst, in seinen entarteten Erscheinungen eines patriotischen, politischen, religiösen und sozialen Formalismus, mit dem materialistischen Geiste sich verbunden, das staatsbürgerliche Gewissen totzumachen und den Feinden des gemeinen Wohles die Tore zu öffnen.« (II, S. 591. Ostrogorsky bekennet sich selber als entschiedenen Anhänger der Demokratie.)

Bryce macht auch kein Hehl daraus, daß es in Sachen der politischen Moral nicht erheblich besser stehe in England als in den Vereinigten Staaten.

»Die Engländer«, sagt er (II, S. 243) »haben zwei Moralen für das öffentliche Leben, die eine konventionell oder ideell, die andere aktuell. Die konventionelle findet ihren Ausdruck nicht bloß von der Kanzel, sondern auch in den Reden der Politiker und den Artikeln der Journalisten. Diese konventionelle Moral nimmt jeden normalen britischen Staatsmann als patriotisch, uninteressiert, wahrheitsliebend und großherzig, behandelt jeden Mißgriff als Abweichung von einer wohlgeordneten Richtschnur der Pflicht, eine bloße Ausnahme, die den Schuldigen sogar des Vertrauens ihrer eigenen Partei unwürdig macht, aber den allgemeinen hochedlen Ton des englischen Staatslebens nicht berührt. Die wirkliche Moral, wie man sie in den Wandelgängen der gesetzgebenden Körperschaften, in den Rauchzimmern politischer Klubs oder in den Kommissionssälen bei den Wahlen beobachten kann, ist etwas ganz anderes. Sie betrachtet (oder betrachtete doch vor kurzem noch) die Bestechung von Wählern nur dann als ein Vergehen, wenn Entdeckung folgt; sie nimmt als selbstverständlich an, daß ein Minister seine Patronage benützt, um seine Partei oder sich selber zu stärken; sie lächelt über Versprechungen bei den Wahlen, wie die Götter lächeln über die Gelübde von Verliebten; sie verzeiht den Mißbrauch parlamentarischer Regeln; sie duldet Zweideutigkeiten und irreführende Darstellungen aus dem Munde eines Beamten, auch wenn sie nicht die

Entschuldigung einer staatlichen Notwendigkeit für sich haben. Nach diesem wirklichen Maßstab beurteilen Engländer tatsächlich einander; und wer nicht tiefer sinkt, braucht die konventionelle Idealität von Presse und Kanzel nicht zu fürchten.»

Diese Zwiesachtheit des Scheins und der Wirklichkeit, die überall in der modernen Gesellschaft und im modernen Staate wahrnehmbar ist, durchzieht die englische Gesellschaft und den englischen Staat in besonders auffallender Weise. Man denke nur an die schlechthin despotische Weise, in der dies angeblich freiheitsliebende und freiheitsfördernde Land sein »Kaiserreich« Indien mit 250 Millionen Einwohnern, ebenso wie es Ägypten und seine sämtlichen Kronkolonien regiert — und wie seine Wortführer von diesen Tatsachen nach außen hin zu s e h e n verstehen.

Barbusses Kriegsbuch.

Von Hermann Wendel.

Aus dem Flachland der an wesentlichen Erhebungen so armen Kriegsliteratur ragt als einzigartiger Gipfel des Franzosen Henri Barbusse Roman „Le feu“¹ empor. Wenn man anerkennt, daß er gerade das Buch des Weltkriegs schlechthin ist, weiß man schon, daß es sich nicht so sehr um ein Werk über als gegen den Krieg handelt. In der Tat hält hier ein leidenschaftlicher Vertreter jenes jungen geistigen Geschlechts, das in allen Ländern Europas der rohen Gewalt Todfeindschaft angelagt hat und Herz und Hände in die Quellen lauterer Menschentums taucht, als unerbittlicher Wahrheitsfreund und unbestechlicher Wirklichkeits schilderer den Krieg mit grausamem Griffel fest, wie er ist, ohne Verschönerung und Versüßlichung, ohne Romantik und Pathos. Ähnlich wie der Weltkrieg mit der Ungeheuerlichkeit seiner Ausmaße alles in Schatten stellt, was vordem Krieg hieß, so verblaßt und verschwindet vor der eindringlichen Wucht dieser Darstellung, was Dichter, gerade französische wie Erckmann-Chatrian, Zola, Lecomnier, Margueritte, Maupassant, jemals über die Schrecken der Massenschlächtereie geschrieben haben. So kam ein gallenbitteres und oft trostloses Werk zustande, aber über diesen Seiten, auf denen das derbe Fluchwort: „Merde!“, Cambronnes Wort von Waterloo, öfter erschallt als im ganzen Rest der französischen Literatur zusammen, liegt ein reiner und erhabener Glanz: ein ganz großes Buch ist „Le feu“, weil es ein ganz menschliches Buch ist, demütig und doch stark wie das vervielfältigte Menschenleid dieser quälenden Zeit.

Wenn allerdings die Bezeichnung: Roman irreführt, so renkt der Untertitel: Tagebuch einer Korporalschaft den Fehler wieder ein, denn es handelt sich weder äußerlich noch innerlich um einen Roman, sondern um lose verbundene Skizzen mit den Erlebnissen und Betrachtungen der Handvoll Leute, die rechts und links von Barbusse im Schützengraben lagen. Tagebuch einer Korporalschaft — und darum ist es der Krieg aus dem Gesichtswinkel des gemeinen Mannes: der höchste Vorgesetzte, der scharf umrissen in den Lichtkreis der Schilderung tritt, trägt die zwei roten Wollstreifen des caporal, schon vom adjutant, dem Feldwebelleutnant nach unseren Begriffen, vernimmt man nur gelegentlich die Stimme, und richtige Offiziere tauchen kaum

¹ Henri Barbusse, Le feu. Journal d'une escouade. Roman. Paris 1917, Verlag Ernest Flammarion. 136. Tausend. Preis 4 Franken.

einmal flüchtig und schattenhaft auf. Und die Korporalschaft, um deren Los es geht, sind fünfzehn Mann, auf gut Glück aus dem Millionenheer herausgegriffen, die gerade so aus einer anderen Kompagnie, einem anderen Bataillon oder einem anderen Regiment herausgegriffen sein könnten, denn wie sie dulden und fluchen, fühlen und denken, leben und sterben, ist nicht individuelles, sondern typisches Schicksal von Unzähligen. Ein reiner Zufall, daß die so unheroischen Helden des Buches Bertrand, Tirette, Pépin, Poterloo, Barque, Lamuse, Fouillade, Volpaffe und wie immer heißen; obwohl jeder seine besonderen Züge trägt, sind sie sich doch alle ähnlich, verbunden schon durch die allein gebrauchte Schützengrabensprache, die aus der Kasernensprache des Friedens, dem Kotwelsch des Kolonialsoldaten, dem Pariser Argot und den Fachausdrücken verschiedener Berufe gemischt ist. Urbilder sind sie allesamt des französischen und darüber hinaus des Weltkriegsinfanteristen überhaupt; ihre wirklichen Namen stehen in allen Verlustlisten und auf Millionen Grabkreuzen dieser dreieinhalb Jahre.

Die Korporalschaft gehört zu einem Reserveregiment, das in Nordfrankreich, in dem Winkel von Souchez, kämpft und in dem grauhaarige Landsturmlaute neben flaumbärtigen Rekruten marschieren; dem Alter nach könnten hier Väter und Söhne Schulter an Schulter in Reih' und Glied stehen. Aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs ist die Gruppe zusammengewehlt, aus der Pikardie und der Bretagne, aus dem Poitou und dem Midi wie auch aus Paris, und allerhand Berufe haben sich eingefunden: einer ist Provinzapotheke, ein anderer Anstreicher, der dritte Gutsknecht; nebst zwei Kneipwitten und zwei Bergarbeitern gibt es einen Bahnhofsbuchhändler, einen Pächter, einen Handlungsgehilfen, einen Bürgermeistersekretär, einen Fabrikvorarbeiter, einen Flußschiffer, alles kleine Leute, so das rechte Kanonensfutter, das im Kriege nicht anders als im Frieden rücksichtslos verbraucht wird; die Leute von »Besitz und Bildung« haben, vom Schreiber im Regimentsstab aufwärts, bessere »Druckposten« inne, wo man Pulver kaum noch zu riechen bekommt.

Diese fünfzehn Mann sind nun nicht etwa schneidige Poilus, wie sie, strahlend von gallischer Heiterkeit und himmelblauer Eleganz, auf den Zusammenstoß mit den Boches erpicht, die illustrierten Blätter bevölkern, sondern eine Art Höhlenmenschen, zum Urzustand zurückgekehrte Menschen, verwildert, blaß, unrasiert, mit wüsten Bärten, mit entzündeten Augen, frierend, eingemummelt, schmutzig, von Läusen geplagt, die, verdrossen oder voll bissigen Humors, in stinkenden Löchern, im ewigen Schlamm, unter endlosen tödlichen Gewittern ihre trübseligen Tage dahinbringen. In den hinteren Gräben dösen sie, schlafen, rauchen, spielen Karten, reißen Zoten, mustern ihre paar Habseligkeiten, warten auf das Essen, schimpfen, hoffen auf Post, schreiben Briefe, lassen sich von »Latrinemeldungen« aufscheuchen und fallen wieder in den Stumpfsinn zurück, in dem sie es längst aufgegeben haben, über den Sinn der sinnlosen Sache Krieg nachzugrübeln. Ihre Gespräche flackern über Heimat und Familie hin und tasten in der Rückschau den unwahrscheinlichen Zustand ab, der seit Jahr und Tag irgendwo in einem Traumland liegt und Frieden heißt, aber ungern nur rühren sie an Grund und Ursache des schwer Begreiflichen, daß fremde Menschen sich die Kehlen zerbeißen und die Leiber zersetzen. Ab und zu freilich kommt der Anlaß zu Nachdenklichkeiten ganz von selbst. Einmal trifft einer der Korporalschaft

auf einem Verbandplatz einen Flieger, der sich etwas vom Herzen reden muß. Eines Sonntags flog er über die eigenen und die feindlichen Linien, die einen wenige Duzend Meter von den anderen entfernt, und sah in beiden Gräben Ansammlungen gleichen Wesens. Neugierig ging er tiefer und erkannte, daß just im deutschen wie im französischen Graben die Messe gelesen wurde. Sich der Erde noch mehr nähernd, nahm er nicht nur die Gebärden der Gläubigen wahr, sondern hörte auch ihre Stimmen: wie ein einziges Murmeln stiegen Sang und Gebet zu ihm auf. Von diesem Erlebnis ist der Flieger noch ganz benommen, als er es erzählt. »Es gibt«, sagt er kopfschüttelnd, »nur einen Gott. Da ist es nicht die Absendung, sondern die Ankunft der Gebete, was ich nicht fassé!«

Aber in der Regel dreht sich das Gespräch stets um das Nämliche und Alltägliche. In den vorderen Linien träumt man von dem Aufenthalt in den hinteren Gräben, in der hinteren Stellung freut man sich auf den Abmarsch ins Ruhequartier. Für den Fall ist die ganze Korporalschaft in einem rührend bescheidenen Wunsche einig. Wird das Regiment in ein Dorf hinter der Front gelegt, will man endlich einmal wieder, statt auf der blanken Erde zu hocken, an einem Tisch sitzen und an einem Tisch essen, um die Einbildung zu genießen, daß man zu Hause sei. Aber als der ersehnte Augenblick kommt, müssen die armen Teufel, denen als Unterkunft eine Scheune angewiesen ist, für einen verschmutzten Kellerraum, in dem eine über zwei Fässer gelegte alte Tür zur Not den Tisch vorstellt, eine Schandmiete zahlen. Denn in den Ruhequartieren sind sie der Ausbeutung durch die hartherzigen Bauern ausgelegt, die, lästigere Blutsauger als das Ungeziefer in den Unterständen, alle zu Kriegsgewinnern geworden sind und nicht nur ihre eigenen Erzeugnisse, Brot, Butter, Eier, Speck, Schnaps, zu Phantasiepreisen feilbießen, sondern auch mit Konserven, Kerzen, Strelchhölzern und hundert anderen Dingen schamlosen Wucherhandel treiben. In jenem Kellerraum zieht ein Soldat einen Jungen aus der Nachbarschaft an sich: »Sag' mal, Kleiner, sagt dein Vater nicht: Wenn der Krieg nur noch andauert?« »Aber sicher,« erwidert das offenerzige Kind, »weil man reich wird. Er sagt, Ende Mai haben wir fünfzigtausend Franken gutgemacht!« Und sie senken den Kopf und denken an den Begeisterungsschwulst der patriotischen Blätter über die »braven Leute von Nord- und Ostfrankreich, die die Truppen mit offenen Armen aufnehmen«.

Noch klaffender tut sich der Zwiespalt zwischen Front und Hinterland auf, wenn man einmal in eine Stadt weit vom Schuß gerät. Da steht man leckere Kuchen in den Schaufenstern, schwagende Gäste in den Cafés, gepuhte Frauen auf den Straßen, ewige Heiterkeit in den Gesichtern, und all das erscheint den Besuchern von der Front, die, den dicken Schmutz der Schützengräben noch an Uniform und Stiefeln, hindurchwandern, wie eine fremde Welt. In der Auslage eines Spielwarengeschäfts sehen sie Puppen, Franzosen und Deutsche darstellend, von denen diese die Hände hochheben — ein Schild mit dem Worte: Kamerad! macht den Sinn der Szene deutlich; sie stehen mit einem Gefühl der Verachtung davor, aber als eine sehr elegante Dame, seideraschehnend, in Wohlgerüche gehüllt, die armen Kerle fragt: »Meine Herren, Sie, die Sie wahre Frontsoldaten sind, Sie haben das doch in den Gräben gesehen?«, da stottern sie eingeschüchtert und verdußt: »Ja ... ja ... natürlich!« Und von einer anderen Dame müssen sie sich im Café belehren

lassen: »Ein Angriff ist doch prachtvoll, wie? Diese Menschenmassen, die wie zu einem Fest aufmarschieren! Und das freudige Signal der Trompeten, und die kleinen Soldaten, die sich nicht zurückhalten lassen und Vive la France! rufen oder lachend sterben. . . . Wir sind leider der Ehre nicht so nah' wie ihr; mein Mann ist Regierungsbeamter und augenblicklich wegen seines Rheumatismus in Urlaub.« »Ich möchte«, fügt der Ehegatte hinzu, »schon gern Soldat sein, aber ich habe keine Aussicht: mein Chef erklärt mich für unabhkömmlich.« Und die Soldaten denken: Vielleicht sind wir in acht Tagen verreckt! und fühlen die unüberbrückbare Kluft zwischen diesen Leuten in Sicherheit und ihnen selbst. »Es gibt«, sagt plötzlich einer, als sie wieder auf der Straße sind, »nicht ein einheitliches Land. Das ist Schwindel. Es gibt zwei. Zwei getrennte Länder, die sich fremd sind: die Front da drüben, wo zu viel Unglückliche sind, und das Hinterland hier, wo zu viel Glückliche sind.«

Auch wenn jemand den vielbeneideten »Heimatschuß«, „une bonne bles-sure“, weg hat und nach monatelangem Aufenthalt in den Lazaretten zur Truppe zurückkehrt, weiß er vom Hinterland Erbauliches zu berichten. Die ganze Wut des Frontsoldaten über die »Etappenschweine« und Heimkrieger macht sich derart in der Erzählung Volpattes Luft, der zornigen Staunens voll ist, »daß in einem Kriege so viel Menschen auf Stühlen sitzen«. Von dem nächsten Etappenort angefangen bis in die fernste Garnison findet man sie überall, Schreiber aller Grade, mit und ohne Lizen, kräftige, gesunde, junge Menschen wie aus dem Ei gepellt, sich satt essend und in einem weichen Bett schlafend und obendrein mit dem Krieg kokettierend, den mitgemacht zu haben sie sich einst rühmen werden. Ab und zu will zwar eine Verfügung die Schreibstuben leeren und ihren lebendigen Inhalt an die Front werfen, aber mit diesen Verordnungen, meint ein Spaßvogel, ist es wie mit den Vaudevilles: einen letzten Akt gibt es, der alles wieder ins Lot bringt, und das ist hier die Einschränkung: »soweit es mit dem dienstlichen Interesse zu vereinbaren ist«. Mit dem dienstlichen Interesse aber ist es stets vereinbar, daß Drückeberger Drückeberger bleiben, und in der Korporalschaft nimmt man von diesen Dingen sogar ohne sonderliche Entrüstung Kenntnis. Sich drücken ist menschlich! Haben die Kameraden doch an den Pfahl, an dem der Ihren einer auf Grund augenblicklichen Versagens der Nerven wegen Feigheit vor dem Feind erschossen wurde, ein hölzernes Militärkreuz mit der Inschrift genagelt: »Das dankbare Frankreich für Cajard, eingezogen seit August 1914!« Aber wenn nur nicht meist die größten Maulaufreißer die gewandtesten Drückeberger wären! »Stehst du,« heißt es einmal, »es hat zu viel reiche Leute und Leute mit Verbindungen gegeben, die geschrieben haben: Retten wir Frankreich! Und retten wir zuerst uns! Bei der Kriegserklärung haben so viele versucht, Deckung zu nehmen, jawohl! Den Stärksten ist es geglückt! In meinem kleinen Winkel hab' ich gesehen, daß es namentlich die waren, die vorher am lauffesten von Patriotismus brüllten.« Aber Drückeberger gibt es nicht nur auf den Schreibstuben und in der Etappe, sondern auch an der Front selbst, und sie zählen auf: die Kriegsfreiwilligen der Spezialtruppen, die Feldwebel und Postunteroffiziere, die Regiments- und Bataillonschreiber, die Fahnenwache und die Radler, die Sanitätsmannschaften und die Fahrer und so fort, bis einer das philosophische Wort findet: »On est toujours l'embusqué de quelqu'un!« (»Einen gibt's immer, für den man ein Drückeberger ist!«)

Auch sonst wird eher mit einem Unterton des Neides von denen geredet, die im Trockenen, Warmen und Sicheren sitzen, als mit der schnaubbärtigen Barschheit des Groggnards der napoleonischen Legende, dem das Gebrüll der Geschütze liebe Musik und das Blitzen der Bajonette traute Herzstärkung bedeutet. Das bittere Handwerk der Zerstörung und Zernichtung, zu dem man sie gepreßt hat, ist nicht ihr Beruf; sie wollen weder töten noch getötet werden.

Einmal ziehen afrikanische Truppen vorbei, denen ein wilder Ruf von freudigem Draufgängertum anhaftet. »Das sind wirkliche Soldaten!« meint einer der Escouade beim Anblick der Farbigen, halb anerkennend, halb den Trennungsstrich ziehend, und ein anderer unterstreicht, wie mit einem Seufzer aus tiefstem Herzensgrund: »Wir, wir sind keine Soldaten, wir sind Menschen!« Zwar schnellst die Bestie manchmal in jedem auf. Da hört man von Deutschen, die, trotzdem sie die weiße Fahne gehißt, niedergemacht wurden, und da sind die Kompagnieköche, die sich in dem Grabensystem aufmachen, irgendwo Streichhölzer zu suchen, dabei blindlings in einen Verbindungsgraben zu den feindlichen Linien geraten, auf einen deutschen Offizier stoßen, den Wehrlosen, der sich ergibt, abwürgen und ihm nicht nur Helm und Feldstecher, sondern auch Geldbeutel und Briefflasche wegnehmen. Man ist auch weiter bereit, seine Pflicht zu tun, aber man ist sich dabei bewußt, daß man nicht Held, sondern Henker ist. »Wir sind Henker gewesen. Wir haben ehrsam das Gewerbe des Henkers ausgeübt. . . . Ja, harte und unermüdlche Henker waren wir. Aber man rede uns nicht von kriegerischer Jugend, weil wir Deutsche getötet haben!« Und unbezwingbar schlägt bei diesen guten Familienvätern und braven Bürgern immer wieder das Grundgefühl durch, daß sie keine Soldaten, daß sie Menschen sind!

Die gleiche Erkenntnis stößt dem Dichter brennend zu Herz, als er die Kameraden sich zum Sturmangriff rüsten sieht. »Es sind keine Abenteuerer, keine Krieger, die, als Schlächter oder Schlachtole, für die Menschenmeherei geschaffen wurden. Es sind Bauern oder Arbeiter, die man trotz ihrer Uniform als solche erkennt. Es sind entwurzelte Zivilisten. Sie stehen bereit. Sie warten auf das Zeichen zum Morden und Gemordetwerden. Aber wer ihre Gesichter zwischen den senkrechten Strahlen der Bajonette betrachtet, sieht, daß es einfach Menschen sind. Jeder weiß, daß er Kopf, Brust, Leib, den gesamten Körper ganz ungeschützt den im voraus gerichteten Gewehren, den Granaten, den geladenen und wurfbereiten Handbomben und vor allem dem methodischen und fast unfehlbaren Maschinengewehr darbieten muß — all dem, was da drüben unter schrecklichem Schweigen harret —, ehe sie auf andere Soldaten stoßen, um sie zu töten. Sie sind nicht um ihr Leben unbekümmert wie Banditen oder vom Jorn verblendet wie Wilde. Trotz der Propaganda, mit der man sie bearbeitet hat, sind sie nicht aufgereizt. Sie stehen über jeder triebhaften Aufwallung. Sie sind nicht betrunken, weder leiblich noch geistig. In vollem Bewußtsein wie in voller Kraft und voller Gesundheit formieren sie sich hier, um sich wieder einmal in diese Art Rollenrolle hineinzustürzen, die der Wahnsinn des Menschengeschlechts jedem einzelnen aufzwingt.«

Weder die stärkere Beschließung in den ersten Gräben noch der Angriff hat eben etwas von der alten Kriegsrömantik an sich, wenn sie überhaupt je bestanden hat. In den vorderen Stellungen ist man meist matt, die Gesichts-

farbe spielt ins Gelbliche, die Augen blinzeln gerötet, man geht gebückter und altert schneller, denn die Nerven ruhen sich unter der Eintönigkeit des rasenden Feuersturms noch rascher ab. Aber auch das Bombardement verstumpft, wenn es zur Alltäglichkeit wird: einer gähnt dabei, ein zweiter schläft sogar erschöpft ein, die anderen erörtern wieder das Nächstliegende, Hunger, Durst, Müdigkeit und Läuse oder geben sachmännisch nach dem Knall des Abschusses ihr Gutachten ab, ob es sich um 15-Zentimeter- oder 21-Zentimeter-Geschosse, ob um 75-Millimeter-Granaten oder um 77-Millimeter-Schrapnelle handelt. Läßt das Tosen des Todes für Viertelfstunden nach, so wagt man einen Blick vor den Drahtverhau, wo, entstellt und zerrissen, verzerrt und aufgedunsen die Kameraden der Korporalschaft liegen, die in den Streukegel eines deutschen Maschinengewehrs gerieten und von denen der ekel süße Geruch der Leichenfäulnis in den Graben weht.

Und dann der Angriff, von dem Augenblick, da man, mit zusammengeschnürter Kehle und aufeinandergebissenen Zähnen, dem eigenen Unterstand entsteigt und sich, wie im Traum, maschinenhaft vorwärtsbewegt, über eine farblose, kreidige und steinige Steppe voller Granattrichter, vorbei an Häufen menschlicher Verwesung, unter den Erdspringbrunnen der einschlagenden Geschosse, durch den Flammenofen des Sperrfeuers, bis man in den deutschen Graben hineinspringt und unter Schreien, Stöhnen, Röcheln die Arbeit der nettoyeurs mit Handgranate und Messer beginnt! Und nachher, wenn die Flut abgeebbt ist, die schauerliche Wanderung über das frische Leichenfeld und die Hölle der Hölle, den Unterstand mit dem Verbandplatz, der jählings mit Großkaliber belegt wird!

Aber noch Niederziehenderes, Stumpferes und Trostloseres gibt es als der Kampf selbst. Eines Nachts heißt es, bei endlos niederrauschendem Regen mit Schippe und Hacke auf Arbeitsdienst ziehen. Stunden um Stunden waten sie durch die durchweichten Gräben, verirren sich, müssen durch den stinkenden Unrat einer Latrine hindurch, um den Rest der Nacht irgendwo zu schaukeln, vielleicht schon vor, vielleicht noch hinter den vordersten Linien: das tiefe Dunkel verlöscht jede Möglichkeit, sich zurechtzufinden. Man beginnt das nasse, zähe, widerstrebende Erdreich auszuheben. Wasser quillt nach einigen Stichen unter dem Spaten auf. Zugleich schweifen Leuchtkugeln himmelan. Geschützabschüsse dröhnen wie Faustschläge. Die Beschießung des Arbeitskommandos beginnt. Alles läßt sich in den begonnenen Graben fallen und duckt sich tief in Schmutz, Schlamm und Wasser. Einige werden verwundet und bespritzt die anderen mit ihrem Blut. Schließlich kriecht man auf allen vieren aus der Deckung, den schützenden Graben zu suchen, durch den man gekommen ist. Umsonst. Und der Regen schwillt wie Sturm. Eine Sintflut verschlingt die Erde. Alles wandelt sich zu Schlamm. Die Gräben versaufen wie Bergwerke. In überschwemmten Granattrichtern ertrinken Horchposten, von dem hastenden Schlamm unerbittlich festgehalten. Und man tastet sich durch Brei und Morast blindlings vorwärts, kommt den deutschen Gefechtsständen auf Hörweite nahe und sinkt endlich, wo man geht und steht, ausgepumpt bis zum Letzten, auf die triefende Erde. »Der Regen wusch uns das Gesicht; er rieselte uns über Rücken und Brust und füllte, durch den Stoff an den Knien eindringend, unsere Stiefel. Vielleicht würde man bei Tagesanbruch gekostet oder gefangen. Aber man dachte an nichts mehr. Man war unfähig, man konnte nicht mehr.«

Und beim blassen Schein des jungen Tages liegen ringsum ähnliche Menschen, manche tot, andere in totenähnlichem Schlaf und Deutsche und Franzosen durcheinander, durch die gleiche Erschöpfung und das gleiche Aussehen schier zu Brüdern geworden, da sich unter der dichten Schlammsschicht von der Uniform nichts mehr erkennen läßt. Was sich aufzuraffen vermag, wird, von dem eisigen Frühwind durchschauert, angesichts dieses unaussprechlichen Elends, wie niemals inne, »in welchem Maße der Krieg, moralisch ebenso häßlich wie physisch, nicht nur die gesunde Vernunft vergewaltigt, die großen Ideen erniedrigt und alle Verbrechen anbefiehlt, sondern wie er auch in ihnen und um sie herum alle schlechten Triebe ohne Ausnahme entwickelt hatte: Bössartigkeit bis zum Sadismus, Eigensucht bis zur Bestialität, Genußgier bis zur Raserei.« Aber das Schlimmste sei, läßt sich eines dieser kaum noch menschenähnlichen schmußstarrten Bündel Fleisch und Lumpen vernehmen, daß man selbst dieses Schlimmste wieder vergesse oder in der Rückerinnerung milder schlimm finde. Ein zweiter pflichtet bei: »Wenn man dran dächte, gäb's keinen Krieg mehr,« und ein dritter bestätigt: »Ja, wenn man daran dächte, wäre der Krieg minder unnütz, als er es ist.« Zwingend fühlen sie, daß der Versuch, hienieden zu leben und auf Erden glücklich zu sein, nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht und sogar ein Ideal und eine Tugend ist, und irgendwo fällt, in der Trübheit dieses trostlosen Regenn Morgens, inmitten der Schlamm- und Wasserwüste das nachdenksame Wort: »Zwei Heere, die sich bekämpfen, gleichen einem großen Heer, das Selbstmord begeht.« Und diese dumpfen und einfachen Seelen, aufgeschauert durch Qualen ohne Namen und Ende, kommen überein, daß es gilt, die Gleichheit durchzusetzen, um den brüderlichen Zusammenschluß der Völker herbeizuführen und für immer Scheußlichkeiten zu verhindern, »begengen von dreißig Millionen Menschen, die sie nicht begehen wollen«. Und was von der arg zusammengeschmolzenen Korporalschaft noch übrigbleib, hebt gläubig die Stirn dem fahlen Morgenlicht entgegen.

Das große und erhabene Buch Barbusses geht nicht, wie verengte Köpfe bei uns glauben machen wollen, die Franzosen allein an, es geht alle sich abschlachtenden Völker, es geht die ganze Menschheit an, denn im Namen der unzähligen Opfer des Weltkriegs, welche Kokarde sie auch tragen, legt der Dichter, der sich zu ihrem gewaltigen Dolmetsch gemacht hat, dieses Bekenntnis ab, und für sie, die in drei Jahren mehr an Leiden auf ihren Rücken luden als vorangegangene Geschlechter in drei Jahrtausenden, kündigt er die zuversichtliche Botschaft: »Die dreißig Millionen Sklaven, die durch Verbrechen und Irrwahn in den Schlammkrieg gegeneinander geworfen wurden, heben ihr Menschenantlitz, in dem endlich ein Wille keimt. Die Zukunft liegt in den Händen der Sklaven, und sicherlich wird die alte Welt eines Tages durch die Vereinigung derer gewandelt, deren Zahl und Elend ohne Grenzen ist.« Über dem Leichenfeld geht das unaufhaltsame Gestirn des Tages auf!

Julius Bachem.

Von J. Meerfeld.

»Nekrologe müssen bei Lebzeiten geschrieben werden. Es ist das erfahrungsgemäß auch ein gutes Mittel, ausgezeichnete Männer noch eine Zeitlang am Leben zu erhalten.«

Diesen Rat gibt Julius Bachem in seinem höchst unterhaltsamen Büchlein: »Allerlei Gedanken über Journalistik«, das er als sein journalistisches Testament bezeichnet. Bei ihm selber hat die Presse den guten Rat wohl nicht befolgt. Seine Lebensuhr war abgelaufen, aber nur seine Angehörigen wußten davon, denn der Zweilundsiebzigjährige blieb bis kurz vor seinem Tode arbeitsfähig, er starb sozusagen in den Sielen. Volla 45 Jahre war er Redakteur gewesen, und als er im Frühjahr 1915 von der »Kölnischen Volkszeitung« schied, legte er dennoch die Feder nicht hin. Der Tod mußte kommen und sie ihm aus der Hand reißen.

Über nicht nur ein Journalist ist mit Julius Bachem aus dem Leben geschieden, sondern auch ein politischer Führer von starker Begabung und nachhaltigem Einfluß. Julius Bachem, der oft zu seinem Nachteil mit jenem ihm weitläufig verwandten Karl Bachem verwechselt wurde, der 1893 der Mittelpunkt einer berühmt gewordenen Zukunftsstaatsdebatte des Reichstags war, stand fast ein halbes Jahrhundert lang im öffentlichen Leben und beeinflusste Jahrzehnte hindurch in stärkstem Maße die Zentrums politik. Er stand nicht für jedermann sichtbar in den vordersten Reihen, denn seit 1890 hatte er kein öffentliches Amt mehr — dennoch darf man sagen, daß die Politik des Zentrums mit seinem Namen aufs engste verknüpft ist, ja daß er ihr in entscheidungsvollen Zeiten Richtung und Ziel gewiesen hat. Zugleich aber ist mit seinem Namen jener Streit innerhalb des Zentrumssturms sehr eng verbunden, der vor länger als einem Jahrzehnt über den Charakter der Partei entbrannte, auch auf kirchlichem Gebiet unter dem Namen des Modernistenstreits tobte, und der ganz sicher wieder anheben wird, wenn die Völker Europas keinen Krieg mehr führen werden.

Julius Bachem hatte die Jurisferei studiert, aber es zog ihn zur Journalistik, und Ende 1869 trat der Vierundzwanzigjährige in die Redaktion der »Kölnischen Volkszeitung« ein. Der bald nach dem Deutsch-Französischen Krieg entbrennende Kulturkampf trieb die Zentrums partei in die schärfste Opposition zur Regierung und ließ den jungen Redakteur des schon damals in der Partei an führender Stelle stehenden Blattes eine spitzige Feder führen. Daneben entfaltete er eine umfangreiche organisatorische und agitatorische Tätigkeit. Im Kölner Rathaus dominierte zu jener Zeit ein Nationalliberalismus von besonderer Unduldsamkeit, gegen den Bachem mit nur wenigen Gefreuen einen unerbittlichen Kampf führte. Seit 1875 Stadtverordneter, wurde er im Jahre darauf auch in den Preussischen Landtag gewählt; seine Tätigkeit galt auch hier fast ausschließlich dem Kampfe gegen die katholikenfeindlichen Nationalliberalen und Konservativen. In den »Rosen Blättern aus meinem Leben«, die Bachem vor etwa einem Jahrzehnt erscheinen ließ, hat er jene bewegten Zeiten in farbigen Bildern geschildert. Damals trat er auch Ludwig Windthorst näher und knüpfte überdies Beziehungen zu einer Reihe anderer im Vordergrund des politischen Lebens stehender Persönlichkeiten an. Mit Hertling verband ihn seit jüngeren Jahren engste Freundschaft. Im Jahre 1875 faßten Julius Bachem, Hermann Cardauns, Freiherr v. Hertling (damals Privatdozent in Bonn) und noch einige andere aus dem katholischen Nachwuchs auf einer Zusammenkunft in Rolandseck den Plan zur Gründung der Görresgesellschaft, deren Hauptaufgabe die Pflege katholischer Wissenschaft sein sollte. Die Gesellschaft hat auf die geistige Entwicklung im Klerikalismus starken Einfluß gehabt; in

ihrem Vorstand saß neben Julius Bachem bis in die Gegenwart Herr v. Hertling.

Aus Gründen rein privater Natur legte Julius Bachem 1890 sein Landtagsmandat nieder und zog sich von der öffentlichen Wirksamkeit überhaupt zurück. Seine journalistische und organisatorische Tätigkeit jedoch erlahmte nicht. Mit ungewöhnlicher Urteilschärfe und politischem Weitblick ausgestattet, sah er wie kein zweiter in der Partei die Schwierigkeiten voraus, die dem Zentrum aus der Abflauung des Kulturkampfes und der gleichzeitigen Zuspitzung der sozialen Gegensätze erwachsen mußten, und er wurde nicht müde, auf vorbeugende Maßnahmen zu drängen. So erkannte er frühzeitig die große Zukunft der gewerkschaftlichen Organisation und forderte — es war unmittelbar nach dem Fall des Sozialistengesetzes —, daß das Zentrum nicht untätiger Zuschauer dabei bleibe. »Diese Bewegung wird kommen, entweder mit uns oder ohne uns und gegen uns«, sagte er auf einer Düsseldorfser Generalversammlung des Augustinusvereins, der bekannten katholischen Preßorganisation. Aus seiner Feder stammte zweifellos auch jener im Oktober 1891 in der »Kölnischen Volkszeitung« erschienene Artikel, worin unter Hinweis auf die sozialdemokratische Gefahr sehr dringend empfohlen wurde, Arbeiterorganisationen auf christlicher Grundlage ins Leben zu rufen. Julius Bachem wollte die Arbeiter organisieren um des Zentrums willen. Seine Mahnungen fielen zunächst noch auf feinen Boden, erst im Herbst 1894 entstand als erste christlich-gewerkschaftliche Organisation die der Bergleute im Ruhrgebiet; ganz unbestreitbar aber haben die christlichen Gewerkschaften, so große Verlegenheiten sie dem Zentrum auch manchmal bereiten mochten, die Stellung der Partei gegenüber der Sozialdemokratie gefestigt.

Ausschließlich das Wohlergehen des Zentrums hatte Julius Bachem auch im Auge, als er seinen Feldzug zur Ausweitung der Basis seiner Partei begann. Der 1906 erschienene »Turm«-Artikel Bachems in den »Historisch-politischen Blättern«, so genannt, weil er die Überschrift trug: »Wir müssen aus dem Turm heraus«, gab das Signal zu einem langandauernden und mitunter leidenschaftlich geführten Kampfe im klerikalen Lager. Dem äußeren Anschein nach galt dieser Kampf nur der Charakterbestimmung des Zentrums. Bachem wollte es nur als politische Partei gelten lassen und zugleich die Existenzgrundlage der Partei nach rechts hin erweitern; seine Widersacher, Hermann Roeren an erster Stelle, betonten mit aller Schärfe die Notwendigkeit des rein konfessionellen Charakters.

Bachem und Roeren waren die Haupttrüfer in diesem Kampfe, der auch auf das kirchliche Gebiet übergriß, trotz seiner ideologischen Verbrämung aber nichts anderes war als ein Ergebnis der zunehmenden Klassenscheidung im Klerikalismus. »Bisher«, so sagte der ebenfalls an diesen Kämpfen hervorragend beteiligte, jetzt bei der Vaterlandspartei gelandete Kaplan Schopen in seiner Streitschrift »Köln, eine innere Gefahr für den Katholizismus«, »wurden die Stände getrennt durch die Zusammengehörigkeit der Weltanschauung, in Zukunft aber werden die Weltanschauungsparteien getrennt sein durch die Zusammengehörigkeit der Stände.« Um dies zu verhindern und das Zentrum zu retten, wollten die Roeren und Schopen die Tore des Zentrumssturmes fest verrammeln, umgekehrt wollten Bachem und die Seinen dem Turm ein breiteres Fundament geben und ihn durch Anbauen erweitern. Daß beide Richtungen sich gleichermaßen auf die »Kirchenväter«

berlesen, in diesem Falle auf die alten Zentrumsführer Windthorst, Malinkrodt und Schorlemer-Mst, ist ja auch eine außerhalb des Zentrums zu beobachtende Erscheinung. Der an dem Streit unbeteiligte Zuschauer hatte den Eindruck, daß der kluge Julius Bachem hier überklug war und die harte Wirklichkeit der sozialen Gegensätze seinen Plan mit derselben Unerbittlichkeit zerstören werde wie auch jenen der Koeren und Schopen. Der Völkerkrieg hat den Zerfetzungsprozeß im Zentrum vorab unterbrochen, später wird er jedoch wieder beginnen und weiterwirken.

Ein Mann wie Bachem, der im großen wie im kleinen politischen Getriebe stand und ein gutes Stück deutscher Geschichte miterlebte, der fast alle bürgerlichen Politiker der letzten fünf Jahrzehnte persönlich kennengelernt hatte, viele Duzende Männer hatte kommen und gehen sehen, mußte selbstverständlich einen reichen Schatz persönlicher Erfahrung in sich aufspeichern. Doch wußte er klug zu schweigen, wo es ihm nötig schien. »Man braucht nicht alles, was man weiß, Herrn Jedermann auf die Nase zu binden«, sagt er in seinen »Gedanken über Journalistik«. Mitunter aber konnte er mitteilksam werden, und dann vernahm man nicht allein politische Lebensweisheit aus seinem Munde, sondern auch interessante und mitunter recht köstliche Anekdoten. Er hat zweifellos eine Menge Aufzeichnungen mit wertvollen Beiträgen zur Zeitgeschichte hinterlassen, doch scheint es sehr fraglich, ob ihre Veröffentlichung allen beteiligten Personen gleichmäßig angenehm sein würde. Vermutlich erstrecken sich diese Aufzeichnungen auch auf das Verhältnis des Zentrums zum Vatikan wie überhaupt zur katholischen Hierarchie, und hier würde Julius Bachem wohl in noch stärkerem Maße als auf rein politischem Gebiet in verborgene dunkle Gänge hineinleuchten können.

Sein Abschied von der »Kölnischen Volkszeitung« im Frühjahr 1915 geschah nicht aus freier Entschließung. Julius Bachem mochte die nationalistische Kriegspolitik des Blattes nicht mitmachen, er fußte auf den guten alten Zentrums Traditionen, er hatte katholischen Geist in sich und war auch nicht willens, seine langjährigen internationalen Beziehungen kurzerhand preiszugeben und zu verleugnen. Dabei geriet er namentlich zu dem vorhin erwähnten Karl Bachem, einem der Verlagsinhaber und seit kurzem Spiritus rector der »Volkszeitung«, in so schroffen Gegensatz, daß er die Trennung dem Fortbestand eines unendlich gewordenen Verhältnisses vorzog. Die »Volkszeitung« selber gibt in ihrem auffällig nüchternen Nachruf zu, daß der Gegensatz der kriegspolitischen Anschauungen der Grund der Trennung gewesen sei. Für Julius Bachem ist dieser Widerstand gegen die alldeutsch-verstiegene Politik der »Kölnischen Volkszeitung« ein ehrendes Zeugnis. Man darf annehmen, daß neben seinen an erster Stelle stehenden Gewissensbedenken auch die Erkenntnis der Gefahren für ihn maßgebend war, die der eigenen Partei von jener falschen Politik drohten. Diese Gefahren haben sich denn auch dem Zentrum noch während des Krieges recht drastisch bemerkbar gemacht.

Es liegt im Wesen der Sozialdemokratie, die den Menschen als ein Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse betrachtet, daß sie auch einem politischen Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt und ihn aus seinem gesellschaftlichen Sein heraus beurteilt. Erst recht einem Manne von den geistigen und — im höheren Sinne — sittlichen Qualitäten Julius Bachems können wir jenes Maß von Achtung zollen, das jedem Lebenskämpfer gebührt,

gleichviel, auf welchen Wegen er zum Ziele zu gelangen suchte. Und ein Kämpfer, das sei nochmals gesagt, war Julius Bachem. Wenn er, und ebenfalls wieder in den »Gedanken über Journalistik«, vom Journalisten sagt, daß er einen beweglichen Geist und Nerven wie Schiffstau haben müsse, so gilt das in besonderem Maße auch von ihm selber, dessen langes Leben Arbeit und Kampf gewesen ist und der sich dennoch die Frische des Geistes und des Körpers bis ins biblische Alter hinein zu erhalten gewußt hat. Julius Bachem hat die Sozialdemokratie ein halbes Jahrhundert lang bekämpft, den Toten aber grüßen wir und senken an seiner Bahre die Fahne.

Die Dämonie des Unbeträchtlichen.

Von Edgar Hahnwald (im Felde).

»Wenn ein braver, wenn ein gescheiter, wenn ein großer Mann unsinnig, zweckwidrig, unrecht handelt, schwächlich unterläßt, wenn ein Redner, wenn ein Denker sich in unbegreifliche Widersprüche verwickelt: wissen wir denn, ob ihm nicht ein Knopf an den Hosenträger gerissen war? Wer kann Vernunft bewahren in diesem Zustand? Ob ihm nicht der Katarth ein teuflisches Haarfeil durch den Schlund zog, sein Gehirn trübte, bewölkte, versimpelte und nichts ihm zu denken mehr übrig ließ als Unsinn, Unrecht, Widersinn? Brannte nicht vielleicht ein Hühnerauge, gab ihm glühende Dolchstiche von der Zehe aufwärts bis ins Herz und Mark? O Menschheit, erkenne dies, werde klar, und du wirst verzeihender, wohlwollender, edler werden! Menschheit, habe Religion! Ein Held kann über einen Strohalm stolpern! Ein Halbgott an einer Gräte ersticken! Und das ist noch nicht das Schlimmste, aber ein Vernünftiger, ein Braver kann zum Ferkel, zum Trottel, zum Kinderspott, zum bösen Nickel, zum Schmutzigel, ja zum Verbrecher, zum Scheusal werden!«

In diesem inbrünstigen Stoßgebet drängt der wunderliche Held des humoristischen Romans »Auch Einer« von Friedrich Theodor Vischer¹ seine fanatische Überzeugung zusammen, daß die Dämonie des Unbeträchtlichen verhängnisvoller in den Lauf menschlicher Geschichte einzugreifen vermag als der Raub großer Leidenenschaften. Vischer steigert in diesem Roman eine beinahe triviale und darum schon wieder halbvergessene Wahrheit zu grotesk-komischer Übertreibung. Sein Held zermürbt sich, auf seine Art ein zweiter Don Quixotte, in einem drollig-tragischen, hoffnungslosen Kriege mit der Bagatelle. Ihre Feindseligkeit und Heimtücke wird ihm zur fixen Idee, die seine ganze Weltbetrachtung verzerrt. Und daß ein sonst grundgescheiter Kerl diesem Vernunftwahn verfällt, macht den Spaß Vischers erst recht grotesk. Sein Held versteigt sich schließlich gar dazu, die Entstehung einer Religion, einer ganzen phantastischen Mythologie aus dem endlosen Katarth der armen Pfahlbauleute zu erklären.

Nun, schließlich steckt auch in dieser humoristisch-phantastischen Übertreibung ein Körnchen Wahrheit — wenn man will: das Grundgesetz der materialistischen Geschichtsauffassung in der tollen Verzerrung eines Verliererspiegels. Dem Helden des Romans freilich ist der Katarth nur die infamste Versimpelung der Dämonie des Unbeträchtlichen, in der er eine unheimliche, schicksalgestaltende Macht erkannt hat.

»Ein Halbgott kann an einer Gräte ersticken!« — »Es ist manchmal ein Groschen, der in dieser Welt eine Lebenskurve bestimmt.« Dieser zweite Satz, dessen philosophischer Sinn sich mit dem des anderen Satzes deckt wie einander die konkreten Dreiecke der geometrischen Regel, steht in einer der Geschichten, die Robert Grösch zu einem Bändchen vereinnigt bei Egon Fleischel erscheinen

¹ Der Roman erschien kürzlich in einer guten Volksausgabe für 3 Mark als 75. bis 79. Auflage im Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

ließ.² Verarbeitete Vischer die Grundidee zu einem grotesken Roman, der gleichsam nur ihren lächerlich verzerrten, riesenhaften Schatten an einer Wand nachzeichnet, so variiert Gröbisch in den einzelnen Stücken seines Buches das gleiche Leitmotiv — die Dämonie des Unbeträchtlichen — in anderer Stimmung. Auch in seinem Buche klingeln die Schellen einer humoristisch geneigten Weltbetrachtung heiter ob des Wirrwarrs menschlichen Treibens. Aber unverhofft dämpft manchmal der Flor einer feinen, lächelnden Wehmut ihren hellen Klang, denn nicht immer ist es ein erheiterndes Spiel, das die Bagatelle mit menschlichen Geschichten treibt. Und lacht man noch hellauf, wenn auch mit einem leisen Beiklang des Mitleids über das Pech des rechtschaffenen Dr. Matthias, den ein lächerliches Nichts, eine Bagatelle krachend aus der glattgeölten Bahn schmeißt und wieder in die Schlenen hebt, um ihn unmittelbar von neuem anzurempeln, lacht man noch über den tiefenst betriebenen, wimmelnden Götzendienst, den sich die Bagatelle erzwingt, so begreift man nach dem Lesen der Novelle »Der Groschen« tief die Bedeutung des Wortes von Karl Kraus, das Gröbisch seinem Buche als Motto voransetzt: »Mein Respekt vor den Unbeträchtlichkeiten wächst ins Gigantische!« Nachdem man die letzten, sein ironisch abgestimmten Sätze der Erzählung des Jubilars gelesen hat, »stimmt« man fast betroffen in das Schweigen seiner Zuhörer ein und hat eine achlos abgegriffene Wahrheit blank wie eine neu und scharf geprägte Münze in der Hand. Diese Novelle, eine der besten des Buches, rührt tief an den sozialen Kern eben dieser Wahrheit: um einer Bagatelle willen kann ein Braver, kann ein Mensch »zum Schmutzigel, ja zum Verbrecher, zum Scheusal werden«!

Die Dämonie des Unbeträchtlichen wirkt auch in dem Räpelspiel, das das Schicksal mit Gustav dem Dicken spielt, sie läßt eine Laus zu Tonis Schicksaltierchen werden, sie sät Unfried und Zwietracht in die spießbürgerliche Idylle der Villa »Amallens Ruh«, sie greift sich den Hahn Fridolin, ihr gedämpftes Richern geistert durch die schlicht ergreifende, warmherzige Geschichte vom Lachen, und irgendwo verbogen und verborgen glimmt ihre Lunte auch in der Geschichte vom Pater, um schließlich in einer Ohrfelge aus heiterem Himmel ebenso sinnlos wie wirkungsvoll zu explodieren.

In dieser blinden Wirksamkeit des Unbeträchtlichen entdeckt Gröbisch die Komik dieser Welt, die auch noch ins tragische Geschehen seine, krause Fäden spinnt, und seine Lust daran lacht lauter oder leiser aus all diesen Geschichten, die Gröbisch aus den kleinen Begebenheiten des Lebens formt. Aber nie verläßt sein Humor zur Humoreske, die nur Gelächter ernten will — immer vertieft er seine Geschichte ins Typische, Ewig-Menschliche, ohne sich in aufdringlicher Symbolik zu verlieren. Er hat den Tropfen Wermut im schäumenden Becher seines Humors, der es macht, daß mitten im Lachen jäh ein tiefes Verstehen ans Herz greift. Er hat jene feine Mischung froher Lebenslust und der lächelnden Wehmut tiefen Erkennens, die uns in den Gedichten Lilienrons ergreift und die Verse von Wilhelm Busch unvergänglich macht. »Das Lachen«, »Der Groschen«, »Malkäfer fliege« sind kleine Kabinettstücke dieser feinen Kunst. Man muß vom Tisch aufstehen und weiß in einer Aufwallung nicht, was tun, wenn der drastische Humor der Geschichte vom Späßen Emil unerwartet in der lächelnden, wehmütigen Sehnsucht dieser Sätze verklingt: »Darum werde ich dich nie vergessen, Emil! Du verbandest die unbekümmerte, solid zupackende Fröhlichkeit der Jugend mit der Grazie des beflügelten Leichtsinns. Du hattest den Schwung deiner unbürgerlichen Lebensart. Und in der vornehmen Mannhaftigkeit, mit der du vom Neste schiedest, lagen Schmitz und Aufrichtigkeit. Allwege gute Fahrt, Emil!«

Das Buch ist ein tüchtiger Schritt über das vor Jahren im Vorwärtsverlag erschienene »Verschrobene Volk« hinaus. Ich möchte sagen, der Humor von Gröbisch ist nachgedunkelt und in der Tönung edler geworden. Wer Gröbisch kannte — und unter

² Robert Gröbisch, Die Kohlenzille und andere Erzählungen. Berlin W, Verlag von Egon Fleischel & Co. Preis 3,50 Mark.

den Lesern dieser Blätter werden es viele sein —, der brauchte nicht erst den durchschlagenden Erfolg seiner Dickerpott-Komödie abzuwarten, um zu wissen, daß Gröbisch ein »Humorist und Menschenbeobachter ungewöhnlichen Ranges« ist. Das vertrieben seine früheren Bücher längst. Aber daß erst der ganze geräuschvolle Apparat der Bühne mitspielen mußte, um das Dasein einer längst wirksamen Kraft zu beglaubigen und weithin sichtbar zu machen, das ist fast noch einmal die Geschichte von Gustav dem Dicken, der erst ein Meisterschild heraushängen muß, ehe seine wohlbeleibte Fülle etwas gilt — ist in anderer Gruppierung der Rücken, Tücken und Feinessen des Lebens die Dämonie des Unbeträchtlichen.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Die Jahreskonferenz der englischen Arbeiterpartei zu Nottingham.

Die britische Arbeiterpartei (Labour Party) hat am 23. Januar auf ihrer zu Nottingham abgehaltenen achtzehnten Jahreskonferenz eine völlige Umgestaltung ihrer Organisation beschlossen, die nach der Ansicht namhafter englischer Politiker der Arbeiterpartei über 100 Mandate einbringen und eine weitgreifende Umwälzung des politischen Lebens Englands herbeiführen wird.

Bisher war die Organisation der britischen Arbeiterpartei, die von einem allgemeinen Gewerkschaftskongreß im September 1899 gegründet worden ist und zurzeit ungefähr 2½ Millionen Mitglieder zählt, eine sehr lockere. Den Hauptbestandteil bildeten die Gewerkschaften, aber nicht die einzelnen Gewerkschaftsmitglieder, sondern die Gesamtorganisationen, die sich als solche mit Stimmenmehrheit für den Anschluß entschieden hatten. Ferner gehörten ihr die Unabhängige Arbeiterpartei, die Britische Sozialistische Partei und die Fabiergesellschaft an. Wahlvereine oder einzelne Personen konnten also nur dann Mitglieder werden, wenn sie sich in eine Gewerkschaft oder eine dieser drei politischen Verbindungen aufnehmen ließen und deren Statuten anerkannten.

Im wesentlichen war die Labour Party nichts anderes als eine Organisation zur Vertretung bestimmter gewerkschaftlich-sozialpolitischer Interessen im Unterhaus — ein Verband, der den Leitern und Sekretären der großen gewerkschaftlichen Verbindungen Sitz im Parlament sicherte. Die drei sozialistischen Gruppen hatten auf die Leitung und Beschlußfassung nur geringen Einfluß. Zudem umfaßte die parlamentarische Fraktion keineswegs alle Vertreter der organisierten Arbeiterschaft. Die Abgeordneten der Bergarbeiter hielten sich zur liberalen Partei.

Jetzt sollen zwar auch ferner die Gewerkschaften als Grundstock in der Partei bleiben, daneben aber in den wichtigeren Städten und Wahlkreisen lokale Wahlvereine gegründet werden, und zwar sowohl Männer- als Frauenvereine, denen sich nicht nur Handarbeiter, sondern auch Kopfarbeiter nach Belieben anschließen können. Die organisatorische Grundlage der Partei wird demnach künftig eine doppelte sein. Sie besteht erstens aus Gewerkschaften, zweitens aus politischen Wahlvereinen; doch sollen auch ferner die Gewerkschaften das Übergewicht behalten. Das geht schon daraus hervor, daß nach den in Nottingham gefaßten Beschlüssen der leitende Zentralausschuß, das heißt der Vorstand der neuen Labour Party, aus 11 Erwählten der Gewerkschaften, 5 Vertretern der männlichen Wahlvereine und 4 Vertreterinnen weiblicher Wahlvereine bestehen soll. Die Wahl soll auf den Parteikongressen derart vermittelt dreier verschiedener Listen vorgenommen werden, daß jeder der drei Gruppen die ihr zugebilligte Vertreterzahl gesichert bleibt.

Ein eigentliches Parteiprogramm hatte bisher die englische Arbeiterpartei nicht. Zwar ist auf mehreren Jahreskonferenzen versucht worden, ihr ein solches Programm zu geben, doch wurden die betreffenden Anträge immer wieder abgelehnt. Auch in Nottingham ist kein festes, scharfumrissenes Programm beschlossen worden. Es wurden nur gewisse Verhaltensmaßregeln aufgestellt. Die wichtigsten derselben

sind: Den Hand- wie den Kopfarbeitern sind möglichst die Früchte ihrer Arbeit zu sichern und für deren gerechte Verteilung auf der Grundlage des Gemeinbesitzes der Produktionsmittel und des besten Systems der Volksregierung zu sorgen, ferner ist die politische und wirtschaftliche Befreiung des Volkes zu fördern sowie dahin zu wirken, daß das gesellschaftliche Lebensniveau der arbeitenden Klassen Englands und seiner Kolonien möglichst erhöht wird, und schließlich ist ein Friedensvölkerbund, die Errichtung von internationalen Schiedsgerichten und eine internationale Arbeiterschutzesetzgebung anzustreben.

Zum Teil ziemlich vieldeutige Forderungen.

Literarische Rundschau.

Eduard Bernstein, Aus den Jahren meines Exils. Erinnerungen eines Sozialisten. Berlin 1918, Verlag Erich Reiß. Preis geheftet 5,50 Mark, gebunden 7 Mark.

Dem Zweck der Völkerversöhnung dient letzten Endes dieses Stück der Lebenserinnerungen Bernsteins, denn er müht sich darin, zu zeigen, »daß für den vorurteilslosen Beurteiler die Völker zu Hause gewinnen«, ein Satz, der einer ausdrücklichen Bestätigung erst gar nicht bedarf, denn ein Haß zwischen zwei Völkern, nicht zwischen den Chauvinisten zweier Völker, entsteht nur dann, wenn das eine das andere nicht kennt und sich über sein Wesen und Wollen im unklaren ist. Im besonderen kam es, scheint's, Bernstein darauf an, darzutun, daß Land und Leute auf den britischen Inseln ganz und gar nicht dem Zerrbild entsprechen, das sich am Stammtisch sabbernde Gott-straß-England!-Patrioten von beidem zu entwerfen pflegen.

Die Aktivlegitimation dazu entnimmt Bernstein seinem zwölfjährigen Aufenthalt in England, wo er zuerst nach der Ausweisung aus der Schweiz, ein Heimatflüchtiger und Verbannter, den »Sozialdemokrat« leitete. Aber von Karl Marx, der über ein Menschenalter auf englischem Boden lebte und sicher nicht kurzschichtiger war als Bernstein, heißt es in dem Buche, es möge wohl sein, »daß dem Verfasser des ‚Kapital‘, der so viel von England wußte und in der analytischen Beurteilung von Englands sozialer und politischer Entwicklung so vielen Engländern überlegen war, doch das vollständige Eindringen in die englische Volksseele versagt blieb«. Im Gegensatz zu Marx hält sich Bernstein also offenbar für einen Kenner der englischen Volksseele, aber wenn er feststellt, daß er den Typ John Bull in England nur selten gefunden habe, daß er dagegen auf sehr höfliche und aufmerksame Engländer gestoßen sei, daß Koffer auf den englischen Bahnen ohne Gepäckschein befördert werden und doch richtig ankommen und daß man im Verkehr zwischen Männlein und Weiblein nicht übermäßig präde sei, so besagt all das für die Kenntnis der englischen Volksseele verzweifelt wenig. In der Tat will Bernstein auch keine Zergliederung der englischen Gesellschaft auf dem Sezientisch vornehmen, sondern er beschränkt sich auf die Wiedergabe persönlicher Erinnerungen und Eindrücke. Daraus aber konnte er beim besten Willen kein Bild der englischen Volksseele gewinnen, denn sein Verkehr umfaßte im wesentlichen nur die Vertreter der verschiedenen Spielarten von Sozialismus, die es in England gibt. Über die John Burns, Hyndman, Keir Hardie, Macdonald, das Ehepaar Webb und viele andere hören wir allerhand Interessantes, aber mit führenden bürgerlichen Politikern ist Bernstein nach eigenem Eingeständnis kaum jemals zusammengekommen; die Lore der Ober- und Mittelklasse, die dem politischen und gesellschaftlichen Leben Englands ihren Stempel aufdrückt, blieben ihm verschlossen, und so erfahren wir nichts von dem „cant“, den als Erbübel dieser Klassen gerade Briten von Swift über Thackeray bis Carlyle unbarmherzig gegeißelt haben, und nichts von dem selbstgefälligen Dünkel dieser Kreise, den auch ein Engländer,

Whitman, verpöffete: »Natürlich gibt es keine Regierungsweise, die unserem parlamentarischen System gleichkäme, kein Familienleben ist gleich dem unseren und keine Reinlichkeit gleich der, die man sich durch Pears Seife verschafft.« Von diesen Eigenschaften, die auch Ausstrahlungen der englischen Volksseele sind, vernehmen wir aus Bernsteins Buch nichts und mit gutem Grunde ebenso wenig von der alles andere als zweifelsfreien auswärtigen Politik des offiziellen Englands, denn da der Verfasser sich lediglich im Kreise von Sozialisten und Sozialreformern bewegte, rührte das Gespräch wohl nur selten an jene Gebiete heran.

Diese Einwände gegen das Buch mußten vorangestellt und hervorgehoben werden, weil seine Vorzüge sich von selbst ergeben. Einer, der schon in jungen Jahren mit Leib und Seele in der größten Bewegung unserer Zeit mittat, erzählt hier in flüssigem Plauderton von dem, was er im Exil, nicht nur in England, sondern auch in der Schweiz, gesehen und erlebt hat, und das ist nicht gerade wenig. Die meisten Dinge und Menschen, die in Bernsteins Darstellung lebendig werden, erregen unser Interesse, weil sie irgendwie zu dem Vormarsch der europäischen Arbeiterklasse in Beziehung stehen. So stellen diese Memoiren einen dankenswerten Beitrag zur Geschichte der sozialistischen Partei dar, dem zahlreiche Nachfolger aus den Federn der älteren Generation zu wünschen wären, denn das unmittelbar Menschliche einer Bewegung ergibt sich nicht aus Sitzungsakten und Konferenzprotokollen, sondern aus solchen Erlebnissen und Erinnerungen.

Hermann Wendel.

Adolf Braun, Gewerkschaftsstreit und Gewerkschaftskampf. Verlag der Fränkischen Verlagsanstalt und Buchdruckerei G. m. b. H. in Nürnberg. 24 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Dieses kleine Schriftchen kommt zur rechten Zeit heraus, um den Wählereien gegen die Einheit der Gewerkschaften entgegenzuwirken. Es ist eine eindringliche Mahnung an die Arbeiter, ihre Gewerkschaften nicht von unzufriedenen Elementen und politischen Fanatikern zerreißen zu lassen, sondern sie einig und stark zu erhalten, damit sie den großen Aufgaben gewachsen sind, die ihnen nach dem Kriege bevorstehen. Um dieser Mahnung Nachdruck zu verleihen, führt Braun den Arbeitern die Bedeutung der Gewerkschaften in Vergangenheit und Zukunft vor Augen. Mit treffenden Worten schildert er die Errungenschaften der Arbeiter während eines fünfzigjährigen Gewerkschaftskampfes und die Aufgaben der Gewerkschaften nach dem Kriege. Er weist auf die großen Schwierigkeiten hin, die sich für die Lohnpolitik der Gewerkschaften aus der Demobilisierung, aus dem Zurückströmen der Millionen Soldaten auf den Arbeitsmarkt ergeben. Er erwähnt die Geldentwertung, für die die Arbeiter einen Ausgleich in höheren Löhnen suchen müßten, während das Unternehmertum heute schon eine Herabdrückung der Löhne vorbereitet. Er beschreibt die Schwierigkeiten, die sich nach dem Kriege aus der allgemeinen Rohstoffknappheit und der Verengung des Absatzmarktes ergeben. Er erinnert an die Bestrebungen des Unternehmertums, die Produktionsleistungen der Arbeiter durch Einführung neuer Arbeitsmethoden zu steigern, an die Ausschaltung der Arbeiterschutzesetze, an den Wettbewerb der Frauen auf dem Arbeitsmarkt, an die ungeheure Entwicklung der Großbetriebe, an die Stärkung der Arbeitgeberverbände und vieles andere mehr.

Der Verfasser dieser Schrift ist bekanntlich kein kritikloser Lobhudler der Gewerkschaften. Er erklärt im ersten Kapitel seines Schriftchens, daß er sich durchaus nicht mit allem einverstanden erklären könne, was während des Krieges von der Leitung der Gewerkschaften geschehen sei. Und er will den unzufriedenen Gewerkschaftsmitgliedern die Berechtigung zur Kritik nicht absprechen. Nur müsse die Kritik eine Besserung im Auge haben und nicht die Zerstörung.

Man muß wünschen, daß das Schriftchen Adolf Brauns von allen organisierten Arbeitern gelesen werde und daß es auch recht viele Unorganisierte in die Hände

bekommen möchten. Denn dieses Schriftchen ruft nicht nur zur Erhaltung der Einheit unserer Gewerkschaften auf, es legt überhaupt die Notwendigkeit starker Gewerkschaften nach dem Kriege dar und ist für die Gewerkschaften von allgemein agitationsfähigem Wert.

A. Ellinger.

Hermann Kranoß, Arbeiterjugend und bürgerliche Jugendbewegung. Verlag des Chemnitzer Jugendausschusses. 16 Seiten. Preis 30 Pfennig.

Schriften über Jugendbewegung oder, wie der Verfasser die Sache richtig nennt, die »Bewegung der Jugend« (in dem der Eigenbewegung entgegengesetzten Sinne) werden in der Sozialdemokratie immer auf Interesse rechnen können. Das weit- und vielverzweigte Problem dieser Bewegung bietet Raum für widerspruchsvolle Auffassungen und demgemäß für weit auseinanderlaufende Arten praktischer Betätigung. Im bürgerlichen Lager, wo entscheidende, vereinheitlichende Prinzipien fast gänzlich fehlen, ist der Wirrwarr naturgemäß größer als bei uns. Aber darüber, worauf es bei der Bewegung der Jugend schließlich ankommt, gehen auch bei uns die Anschauungen auseinander. Zwei Weltanschauungen ringen um die Jugend. Die eine, die gebundene, betrachtet die Jugendbewegung als Mittel zum Zweck, während die zweite, die wir im Gegensatz zu der ersten die freie nennen wollen, die Arbeit an der Jugend als Selbstzweck erkannt hat — soweit die Beschäftigung mit Dingen des menschlichen Lebens überhaupt Selbstzweck sein kann. Hermann Kranoß unterscheidet denn auch zwischen dem Bestehenden dieser beiden Auffassungen in der Jugend als zwischen der autoritären und der autonomen Jugendbewegung. Bestandteile der ersten Art sind die im religiösen und militärischen Rahmen bewegten Organisationen, die autonome Bewegung stellen die Freundschftsverbände und die Zweckverbände dar.

Diese Unterscheidung gibt dem Verfasser die Möglichkeit an die Hand, die Gesamtjugendbewegung auf bestehende Gemeinsamkeiten zwischen der proletarischen und der bürgerlichen Bewegung zu untersuchen. Er kommt zu dem Ergebnis: »Jugendliche sind dazu da, daß sie (im abgekürzten Verfahren) die Erbschaft an geistigen und materiellen Gütern, die ihnen von den Vorfahren überkommen ist, sich aneignen und durchbringen und so zu ihrem wirklichen Eigentum erheben, damit sie, wenn ihre Jugendzeit vorüber ist, als Erwachsene dann mit voller Kraft und mit Beherrschung der gesamten kulturellen Technik sich der Erweiterung und dem inneren Ausbau des Geltungsbereichs der Rechtsidee widmen können.«

Das läßt sich hören. Bestimmen kann man dem Verfasser auch, wenn er davor warnt, die Jugendlichen vorzeitig in die politische Bewegung zu ziehen, und wenn er es als das Hauptziel der Jugendbewegung bezeichnet, daß die Jugend Rückgrat nach oben zeigen lerne. Dem »Endziel« des Verfassers, in gewissen Fragen zu einem gemeinsamen Arbeiten in einem »Bunde aller fortschrittlichen Elemente der Jugend« zu kommen, stehen wir aber ziemlich ablehnend gegenüber. Es ist richtig, daß auch von unserem Standpunkt zwischen der von Militaristen oder Geistlichen bevormundeten und der fortschrittlichen bürgerlichen Jugendbewegung ein erheblicher Unterschied zu machen ist, doch ist auch die letztere durchaus von dem Gesichtspunkt des Verteidigungskampfes ihrer Klasse gegen das aufsteigende Proletariat orientiert. Hierzu kommen die Unterschiede in Erziehung, Klassenlage usw. Im ganzen begrüßen wir aber die Schrift als ein Stück Mitarbeit an dem notwendigen Werke, für die Jugendbewegung zielführende Wege zu finden und die Bewegung von der Phrase zu entlasten.

A. F.

Wegen Raummangels mußte der Schluß des Artikels »Grundlagen der Hegel-Marx'schen Weltanschauung« von Heinrich Cunow für das Heft Nr. 20 zurückgestellt werden.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 20

Ausgegeben am 15. Februar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Streikbewegung.

Von Fritz Ebert.

Die Streikbewegung der letzten Januarwoche hat lebhafteste politische Auseinandersetzungen im Gefolge. Auch im Ausland hat die Bewegung begreiflicherweise großes Interesse gefunden. Die Presse unserer Kriegstreiber, die jede Arbeiterbewegung im feindlichen Ausland ihren Lesern als Symptom des Zusammenbruchs der Entente aufsticht, schlachtet nun mit wahrer Wollust die Preßäußerungen des feindlichen Auslandes gegen die Sozialdemokratie aus. Wie rasend gebärden sich die Eroberungspolitiker und mit ihnen der ganze reaktionäre Heerbann; sie beschuldigen uns des Landesverrats und der Verlängerung des Krieges.

Das ist natürlich elende Heuchelei. Hat dieses Gelichter doch während des ganzen Krieges jede politische Regung, die mit der annexionistischen Kriegseligion nicht im Einklang stand, als Landesverrat denunziert. Die Verständigungsbemühungen Bethmann Hollwegs unmittelbar vor Kriegsausbruch bezeichnet Junius Alter als äußerste Erschwerung der Aufgaben der verantwortlichen Militärs. »Kein Urteil wäre hart genug, das dank der Unheils politik dieses politischen Schlafwandlers unnütz vergossene Blut zu sühnen.« Nach der gleichen Methode ist die Heße gegen das Friedensangebot der Reichsleitung vom Dezember 1916 und die Friedenskundgebung des Reichstags vom Juli 1917 betrieben worden. Die gesamte annexionistische Presse machte damals der Reichsleitung zum Vorwurf, mit dem Friedensangebot den Krieg verlängert zu haben; und der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes war von der Abweisung unseres Friedensangebots und der Fortsetzung des Krieges so entzückt, daß er öffentlich erklärte, man müsse dafür Gott auf den Knien danken. Zur Durchkreuzung einer Verständigungspolitik im Sinne der Reichstagsentschließung ist der ganze schwerindustrielle Stimnungsapparat aufgeboten und schließlich die Vaterlandspartei gegründet worden. Ihre ganze Propaganda ist eingestellt auf die Formel: **V e r s t ä n d i g u n g s f r i e d e n i s t V a t e r l a n d s v e r r a t**; lieber Krieg bis zum Weißbluten, als Verzicht auf Eroberungen und Kontributionen.

Gegen das verhängnisvolle Treiben der Eroberungspolitiker richtete sich in erster Linie die Streikbewegung. Begünstigt durch die Handhabung des Belagerungszustandes, konnten die Politiker eines Niederwerfungsfriedens so anmaßend und irreführend auftreten, daß auch Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei und des Zentrums wiederholt erklärten, das Ausland müsse dadurch zur Auffassung kommen, der Geist der Eroberungspolitiker beherrsche Deutschland. In der Tat hat nichts mehr den Kriegswillen in den feindlichen Ländern aufgepeitscht und damit den Krieg verlängert, als die alle Welt bedrohenden maßlosen Forderungen und Beschlüsse unserer Erober-

rungspolitiker. Und wenn schon Pressstimmen aus dem Ausland für die Beurteilung innerpolitischer Vorgänge bei uns maßgebend sein sollen, so muß vor allem auf das Echo der alldeutschen Bewegung im Ausland hingewiesen werden. Noch ehe uns Amerika den Krieg erklärte, schrieb die »New York Nation« in bezug auf unsere Alldeutschen: »Diese Fanatiker haben Deutschland mehr Schaden getan als zehn feindliche Armeekorps.« Und die »Baseler Nationalzeitung« schrieb schon im Oktober 1916: »An dem Tage, wo der Totenkampf der Alldeutschen zu Ende geht, wird die Entente einen ihrer tüchtigsten Helfer im Durchhalten verloren haben.« Keine unserer maßgebenden Stellen hatte sich damals über diese »helle Freude des Auslandes« erregt. Im Gegensatz zum jetzigen Eifer hat damals kein offiziöser Nachrichtendienst diese oder andere ähnliche Äußerungen unserer Presse übermittelt. Man hat vielmehr ruhig mitangesehen, wie die Annerkennungisten die zivile Reichsleitung systematisch vor aller Welt aufs schwerste diskreditierten, weil sie ihnen nicht dienstwillig war. Erklärungen der Reichsleitung, deren außenpolitische Wirkung für den Frieden von großer Bedeutung war, konnten sie ungehindert in ihrem Sinne ummünzen und dadurch völlig entwerfen, hat doch Tirpitz kürzlich nach einer Unterredung mit dem Reichskanzler seinen Vaterlandsparteilern mitgeteilt, sie könnten wegen der Stellung der Reichsleitung zur Kriegszielfrage durchaus beruhigt sein. Niemand an maßgebender Stelle hat dem widersprochen, obgleich im Hauptausschuß des Reichstags Redner mehrerer Parteien nachdrücklich auf diesen seltsamen Vorgang hinwiesen. So muß im feindlichen Ausland das Vertrauen zu Erklärungen der Reichsleitung vollends vernichtet werden. Wie soll bei solchen Quertreibereien eine Verständigung der Kriegführenden überhaupt möglich sein? Mit dieser Methode müssen alle Versuche zur Unbahnung des Friedens verschüttet werden. Hier liegt die wirkliche Gefahr! Das ist die Politik, die den Krieg ins Endlose verlängern muß. Alle, die sich jetzt so laut über die Streikbewegung entrüsten, hatten also längst die Pflicht, mit ihrer Entrüstung — falls es ihnen damit überhaupt Ernst ist — sich an die richtige Adresse zu wenden.

Der Streikbewegung wäre damit am wirksamsten vorgebeugt worden. Vor allem aber hätte die Reichsleitung vorbeugen müssen. Nach 42 Monaten furchtbarsten Krieges müssen unsere Staatsmänner die Zeichen der Zeit nicht nur verstehen, sie müssen sie auch zu werten vermögen. Daran fehlt es aber leider sehr. Jedenfalls ist von den Vertretern unserer Partei, namentlich in den letzten Wochen, unausgesetzt in offiziellen und inoffiziellen Besprechungen mit der Regierung eindringlichst auf die steigende Erbitterung der arbeitenden Bevölkerung hingewiesen und Abhilfe gefordert worden. Nach der Beantwortung des russischen Friedensangebots durch den Kanzler mußte angenommen werden, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker von uns gerecht durchgeführt werde. »Wir erblicken in diesen Erklärungen eine Garantie, an der unseres Erachtens nicht gerüttelt werden darf«, erklärten wir damals im Reichstag. Der Vorschlag der Mittelmächte in Brest-Litowsk vom 25. Dezember 1917 fand auch die volle Zustimmung der überaus großen Mehrheit unseres Volkes. Die gegenteilige Wirkung aber, das Gefühl bitterer Enttäuschung, mußte die Erklärung Deutschlands vom 27. Dezember 1917 hervorrufen. Die Gründe dafür haben unsere Redner im Haupt-

auschuß des Reichstags eingehend dargelegt. Gewiß haben die Bolschewiki mit ihrer Verschleppungstaktik die Verhandlungen erschwert. Die Methoden ihrer Politik, namentlich ihr Vorgehen gegen die friedensuchende Ukraine, sind nichts weniger als vertrauenerweckend. Allein das durfte die Vertreter Deutschlands nicht hindern, zu ihrer Erklärung vom 25. Dezember zu stehen. Die Beunruhigung unseres Volkes wurde gesteigert durch die Erklärung Hertlings, daß wir der Entente gegenüber in keiner Weise mehr gebunden seien. Triumphierend verkündete die annexionistische Presse, die Reichstagsentschließung und die Antwort auf die Papstnote seien nun endgültig abgetan; jetzt habe man »f r e i e H a n d« nach dem Westen.

Was zur Steigerung der Erbitterung der Massen noch möglich war, besorgte die provokatorische Obstruktion der Wahlrechtsfeinde im Verfassungsausschuß des Preussischen Abgeordnetenhauses, das immer dreister geltend gemachte Verlangen der schwerindustriellen Scharmacher nach Gewaltmaßnahmen gegen die Sozialdemokratie und nicht zuletzt die im Reichstag mit einer Fülle von Material nachgewiesene einseitige Handhabung des Belagerungszustandes. Das alles sollten die arbeitenden Massen, die unter den Ernährungsschwierigkeiten besonders schwer leiden, während die Zahlungsfähigen auf dem Wege des Schleichhandels sich hinreichend versorgen können, ruhig hinnehmen. Wer sich auch nur einigermaßen auf Massenpsychologie versteht, mußte sich sagen, daß hier Gefahr droht, daß diese Belastungsprobe zu schwer sei. Der Reichsleitung aber fehlte jedes Verständnis für diese Situation; statt die Arbeiterschaft zu beruhigen durch Beseitigung der Ursachen der Erbitterung, begnügte sie sich damit, den starken Mann zu markieren.

Zweifellos haben auch die Massenstreiks in Österreich und Ungarn auf die deutschen Arbeiter suggestiv gewirkt. Wären aber die Volksmassen nicht aufs äußerste empört gewesen, so hätten diese ebensowenig wie die von den Spartakusleuten und den Unabhängigen verbreiteten Flugblätter die Bewegung entfachen können. Ursprünglich erfaßte die Bewegung in Berlin auch nur eine Anzahl Rüstungsbetriebe. Im Bureau des Parteivorstandes erschienen aber alsbald Deputationen von Mitgliedern unserer Partei aus den verschiedensten Betrieben. Gegen Mittag hatten wir eine größere Versammlung von Arbeiterdelegierten vor uns. Alle erklärten, die Erbitterung der gesamten Arbeiterschaft sei so gewaltig, daß durch Arbeitsniederlegung der Stimmung der Arbeiter Ausdruck gegeben werden müsse. Die Leitung dieser Bewegung dürfe nicht den Unabhängigen und den Spartakusleuten überlassen werden. Der Eintritt der Parteileitung in die Bewegung sei notwendig, um ihren geordneten Verlauf und einen vernünftigen Abschluß zu gewährleisten. Sehr bezeichnend ist, daß mehrere große Betriebe von der Arbeitsniederlegung Abstand genommen hatten, als sie von dem die Partei und die Gewerkschaften beschimpfenden Flugblatt der Spartakusse Kenntnis erhielten. Mehrere gleichlaufende Berichte sind uns aus dem Lande zugegangen. Daß wir nicht bedingungslos dem Drängen unserer Mitglieder folgten, ist in der Tagespresse schon dargelegt. Wir lehnten in aller Form die Verantwortung für die ganz unzeitgemäße und ohne jegliche Fühlung mit uns zum Ausbruch gebrachte Bewegung ab. Weiter stellten wir die Bedingung, daß wir uns nur dann der Bewegung annehmen würden, wenn uns entsprechender Einfluß auf ihre Leitung eingeräumt werde. Nachdem die

Delegiertenversammlung der Streikenden gegen heftigen Widerspruch Ledebours diesem Verlangen unserer Mitglieder mit überwältigender Mehrheit zugestimmt hatte, konnte es einen Zweifel über unsere Stellungnahme nicht mehr geben. So schwierig auch die Situation war, standen hier doch in so hohem Maße Arbeiterinteressen auf dem Spiele, daß uns die proletarische Pflicht gebot, sofort zu handeln. Allerdings hatte man sehr eilig schon vorher in der Delegiertenversammlung die bekannten Forderungen des Streiks beschlossen und den Aktionsausschuß der Streikenden eingesetzt. Sofort, als wir das erfuhren, erklärten wir den Vertretern unserer Partei, daß wir auf einer nochmaligen Durchberatung der Forderungen und einer Umgruppierung der Streikleitung bestehen müßten. Auch dem Aktionsausschuß der Streikenden erklärten wir daselbe, als wir in ihn eintraten.

Dazu ließ es aber das Oberkommando der Marken gar nicht kommen. Jede weitere Tätigkeit in der Streikleitung wurde uns bereits am Dienstag unter Strafandrohung untersagt, der »Vorwärts« verboten, alle Versammlungen gehindert, das Gewerkschaftshaus geschlossen, selbst die darin befindlichen Gewerkschaftsbureaus mußten geräumt werden. So wurden die Streikenden geradezu auf die Straße gedrängt. Unser Versuch bei der Reichsleitung, die Versammlungsmöglichkeit für die Streikenden wieder zu erwirken, scheiterte an einer unglaublich kurzfristigen Formalität. Mit der Auflösung der Streikleitung und mit dem Verbot jeder Tätigkeit, die mit dem Streik im Zusammenhang stand, war die Reichsleitung allerdings in eine Sackgasse geraten. Deshalb hat sie von vornherein die Zusammenfassung der Verhandlungskommission kategorisch zu einer grundsätzlichen Frage gemacht. Unter allen Umständen wollte sie den Anschein vermeiden, als verhandle sie mit der »aufgelösten« Streikleitung. Das war das A und O unserer Verhandlungen mit der Reichsleitung.

Die Vertreter des Parteivorstandes hatten bei diesen Vermittlungsbestrebungen keinen leichten Stand. Auf der einen Seite die Unabhängigen, die darauf bestanden, nur zu verhandeln, wenn alle Vertreter der Streikenden im Aktionsausschuß zugezogen würden, auf der anderen Seite die Reichsleitung, die schließlich einige Vertreter der Streikenden nur in der Verkleidung von Gewerkschaftsfunktionären zulassen wollte. Uns kam es darauf an, den Streik baldigst zu einem geregelten Abschluß zu bringen, zumal er seinen Demonstrationzweck bereits erfüllt hatte. Wir konnten uns deshalb auch mit dem von der Reichsleitung am Freitag gemachten Vorschlag abfinden, wonach neben drei gewerkschaftlich organisierten Arbeitern und je zwei Abgeordneten der beiden sozialdemokratischen Parteien auch noch zwei Vertreter der Generalkommission der Gewerkschaften zur Verhandlungskommission hinzugezogen werden sollten. Trotz unserer dringenden Vorstellungen blieben aber die Unabhängigen bei ihrer ablehnenden Haltung. Die Delegiertenversammlung der Streikenden, die hier zu entscheiden hatte, konnten wir aber wegen des Verbots aller Versammlungen nicht anrufen. Die Haltung der Unabhängigen war um so unverständlicher, als sie noch am gleichen Tage vorschlugen, die Abgeordneten der beiden Parteien sollten nun allein, also ohne Arbeitervertreter, mit der Reichsleitung verhandeln wegen Zulassung einer Delegiertenversammlung der Streikenden. In ihr sollte erörtert werden, unter welchen Bedingungen der Streik beigelegt werden könne.

Leider scheiterten auch diese am Sonnabend geführten Verhandlungen. Im amtlichen Bericht wurde über die Stellung der Regierung gesagt:

»Auch wenn die Versammlung zu dem Ergebnis führen sollte, daß die Streikenden auf einen neuen Antrag stellten, mit der Regierung zu verhandeln, würde sie die Lage nur weiter verschärfen, da die Regierung auf einen solchen Antrag nur ablehnend antworten könne. Solange deshalb keine Gewähr dafür vorliege, daß die Besprechung lediglich dahin wirken werde, den Streik zu beenden und alle allgemeinpolitischen Wünsche der Arbeiter künftig auf dem gesetzmäßigen Wege über die Volksvertreter an die Regierung gelangen zu lassen, könne diese den Vorschlag der Abgeordneten nicht in Erwägung ziehen.«

Die verlangte Gewähr konnten die Abgeordneten ohne Zuziehung von Vertretern der streikenden Arbeiter unmöglich geben. Hätte die Regierung auch nur ein wenig Sinn für den demokratischen Charakter der Arbeiterbewegung gehabt, so hätte sie sich das selbst sagen müssen.

So haben die Verhandlungen mit der Reichsleitung sich von Dienstag bis Sonnabend resultatlos hingezogen, obgleich der Ausstand nach einem Flugblatt, das schon am Montag verbreitet worden war, zunächst nur für drei Tage beabsichtigt war. Wäre man am Dienstag unter Ausschließung aller Formalitäten zu Verhandlungen über die Beweggründe zum Ausstand gekommen und hätte die Reichsleitung ernstlichen Willen zur Beruhigung der Arbeiter gezeigt, dann wäre am Donnerstag in Berlin die Arbeit sicher wieder aufgenommen worden. Dafür spricht auch der Gang der Bewegung an anderen Orten. In Bielefeld, Brandenburg, Bremen, Breslau, Danzig, Dortmund, Fürth, Halle, Hamburg, Jena, Kassel, Kiel, Köln, Mannheim, München, Nürnberg war die Bewegung in zwei oder drei Tagen beendet. Meistens haben die Generalkommandos den Streikenden Gelegenheit zu Versammlungen und zur Aussprache gegeben, vielfach haben die Behörden mit ihren Vertretern verhandelt. In Köln gingen nach Verhandlungen mit den Arbeiterdelegierten der Regierungspräsident und der Oberbürgermeister in die Versammlung der Streikenden und ergriffen dort das Wort. Auch der bayerische Ministerpräsident ist nicht am chinesischen Jopf hängengeblieben. Er hat den Streikenden gegenüber eine vermittelnde Haltung eingenommen und der Sozialdemokratie öffentlich gedankt, daß sie sich der Bewegung annahm. Der Streik in München konnte deshalb nach einigen Tagen geregelt beigelegt werden. In Wilhelmshaven-Rüstringen versammelten sich am Donnerstagmittag mehr als 10 000 Werftarbeiter unter freiem Himmel. In längerer Debatte konnten sie sich — ohne behördlichen Eingriff — offen über die Situation aussprechen. Sie schlossen sich den Forderungen der Streikenden an anderen Orten an und beschloßen, am Nachmittag die Arbeit fortzusetzen. In all diesen Orten ist die Bewegung ruhig verlaufen. Wenn es in Berlin anders kam, so hauptsächlich nur deshalb, weil die Reichsleitung völlig versagte, weil sie an Umsicht und Verständnis für die Situation hinter zahlreichen Orts- und Bezirksbehörden weit zurückstand.

Ob die Reichsleitung eine Lehre aus der Streikbewegung zieht, mag dahingestellt bleiben. Vorläufig sieht es nicht so aus. Will sie aber, daß Beruhigung bei den Massen einzieht, dann halte sie ein mit der Verfolgung der

am Streik beteiligten Arbeiter, dann Sorge sie zunächst dafür, daß endlich den Beschwerden über Handhabung des Belagerungszustandes Rechnung getragen wird. Ferner muß sie der Vaterlandspartei und allen sonstigen Eroberungspolitikern eine unzweideutige Antwort geben und für eine klare Friedenspolitik ohne offene und verschleierte Annexionen und Kontributionen eintreten. Die Regierung muß auch die Gewähr geben, daß das felerlich versprochene gleiche Wahlrecht tatsächlich baldigst durchgeführt und mit ihrer Vorlage im Abgeordnetenhaus nicht Schindluder getrieben wird. Endlich und nicht zuletzt muß in der Lebensmittelversorgung der skandalöse Schleichhandel unterbunden und rücksichtslos eine gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Bestände durchgeführt werden.

Der Parteiausschuß und der Parteivorstand haben sich auf ihrer Tagung während des Streiks erneut einmütig zur Landesverteidigung bekannt. Die Reichstagsfraktion hat sich dem Beschluß ebenfalls einmütig angeschlossen. Die Zentralvorstände der Gewerkschaften haben sich in gleichem Sinne erklärt. Alle Körperschaften haben die Haltung des Parteivorstandes zur Streikbewegung gebilligt. An der Regierung liegt es nun, das Ihre zu tun, damit der Krieg, in den unser Volk mit der Parole zog: »*Uns treibt nicht Eroberungslust!*« mit der gleichen Parole baldigst ein Ende findet.

Grundlagen der Hegel-Marx'schen Geschichtsauffassung.

Von Heinrich Cunow.

(Schluß.)

Hegels Geschichtsdiagnostik in Marx'scher Auffassung.

Marx und Engels übernehmen die im vorigen Aufsatz dargelegten Hegel'schen Begriffe der historischen Entwicklung und Notwendigkeit, wie denn auch Engels mit seinen bezüglichlichen Ausführungen in der bekannten Streitschrift »Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft« (Stuttgart, Verlag von J. F. W. Dieck Nachf.) direkt an Hegel anknüpft. Und ebenso akzeptieren sie Hegels Entwicklungs- und Geschichtsdiagnostik.

Wie der Entwicklungsbegriff Hegels nichts Freikonstruiertes, sondern die abstrakt-theoretische Formulierung bestimmter Geschichtsbeobachtungen ist, gewissermaßen ihre Umsetzung in begriffliche Denkbestimmung, so beruht auch die Geschichtsdiagnostik Hegels auf sozialgeschichtlichen Beobachtungen. Schon Engels weist in seiner obenerwähnten Streitschrift darauf hin, daß bereits bei älteren Sozialphilosophen geschichtsdiagnostische Gedankengänge hervortreten. So verführe zum Beispiel schon Rousseau (vergl. »Anti-Dühring«, 6. Auflage, Stuttgart 1907, S. 142 ff.) in seiner »Abhandlung von dem Ursprung der Ungleichheit« dialektisch, indem er den Fortschritt der Menschheit als eine antagonistische Bewegung auffasse, in der gewollte und angestrebte Zwecke immer wieder in ihren Gegensatz, in Rückschritte der Zivilisation, umschlagen, bis dann auf späteren Stufen ein Wiedezurückkehren zu früheren, aber in ihrer sozialen Bedeutung inzwischen veränderten Lebensformen erfolgt. Als »Erfinder« der Dialektik wird denn auch von Hegel selbst Platon bezeichnet; doch liegen tatsächlich die Anfänge noch weiter zurück. Auch bei Herakleitos findet man schon dialektische Gedankengänge, wenn auch Casselle in seiner »Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos« den weinenden Philosophen vielleicht allzusehr »hegelianisiert« hat.

Besonders treten gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Geschichtsbetrachtung dialektische Gedankengänge hervor. Anschauliche Beispiele dafür sind Carlota de Condorcets 1793 bis 1794 niedergeschriebene »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain« (Umriss einer historischen Übersicht des Fortschritts des menschlichen Geistes) und Adam Fergusons 1767 erschienener »Essay on the history of civil society« (Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft). Ferguson lehnt zum Beispiel entschieden die Vorstellung ab, daß Gang und Ziel der menschheitlichen Entwicklung teleologisch bestimmt seien und die Menschheit demnach, bewußt oder unbewußt, einen gegebenen Vernunftzweck befolge; ebenso wie er auch die Ansicht verwirft, die Entwicklung gehe in einer zweckbestimmten geraden Richtung vor sich. Nach seiner Auffassung vollzieht sich vielmehr der Fortschritt in einer Art Zickzacklinie, in fortgesetzten Umschlägen und Widersprüchen. Die Menschheit schreite nicht zielbewußt vorwärts, sondern sie »stolpere« zu Neubildungen, die keineswegs immer auf der Linie des geraden Fortschritts lägen, sondern sich oft als Abkehrungen von dieser darstellen, im weiteren Verlauf aber durch ein Einlenken in die frühere Richtung, das jedoch keineswegs eine bloße Rückkehr zu früheren Ausgangspunkten sei, wieder korrigiert würden. Die Menschen setzten sich, wie er meint, wohl Zwecke, um gewisse Vorteile zu erreichen, aber fast nie erreichten sie ihr Zweckziel, sondern gelangten zu gesellschaftlichen Entwicklungsformen, »die selbst ihre Phantasie nicht voraussehen konnte«, und nun verfolgten sie wieder in anderer Richtung ihr Ziel und stolperten so zu ähnlichen Gebilden wie jene, von denen sie früher ausgegangen wären. Und in diesem sich in Wechselformen vollziehenden Entwicklungsgang sind die Widersprüche und Irrungen (das heißt jene Formen, die wir rückblickend auf Vergangenes für Irrungen halten) gleichmäßig bedingt und notwendig, da in der Entwicklung selbst begründet.

Warum dieses sogenannte Umschlagen und Wiederumschlagen im sozialen Entwicklungslauf erfolgt, darüber sind freilich die genannten Sozialphilosophen sich nicht einig. Nach Condorcets Ansicht liegt das daran, weil ein Mißverhältnis zwischen dem Erkenntnisvermögen und den Zweckzielen besteht, zu deren Verfolgung den Menschen seine Bedürfnisse antreiben; nach Fergusons Ansicht, weil der Drang des Menschen zu höheren Lebensformen gar nicht allein von der Vernunft geleitet wird, sondern die natürlichen und sozialen (das heißt aus dem Gesellschaftsleben erwachsenen und von diesem in ihrer Richtung bestimmten) Triebe, die wieder größtenteils auf den Selbst-erhaltungstrieb zurückführen, als starke Faktoren mitwirken.

Solchen Auffassungen war Hegel schon deshalb nicht zugänglich, weil er an dem Glauben festhielt, daß es der vor aller Menschheit existierende Weltgeist, das heißt Gott ist, der den geschichtlichen Entwicklungsgang auswirkt, und zwar ist diese Annahme keine bloße Hypothese seines Systems, sondern eine unerschütterliche Voraussetzung seiner gesamten Geschichtsauffassung, wie er denn auch selbst in seiner »Philosophie der Geschichte« (Reclamausgabe, S. 42) sagt:

Der einzige Gedanke, den die Philosophie mitbringt, ist aber der einfache Gedanke der Vernunft, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei. Diese Überzeugung und Einsicht ist eine Voraussetzung in Ansehung der Geschichte als solcher überhaupt; in der

Philosophie selbst ist dies keine Voraussetzung. Durch die spekulative Erkenntnis in ihr wird es erwiesen, daß die Vernunft — bei diesem Ausdruck können wir hier stehen bleiben, ohne die Beziehung und das Verhältnis zu Gott näher zu erörtern —, die Substanz wie die unendliche Macht, sich selbst der unendliche Stoff alles natürlichen und geistigen Lebens wie die unendliche Form, die Befähigung dieses ihres Inhalts ist.

Diese Voraussetzung, daß der Geist (oder die allgemeine Vernunft) als Allwirkender die Weltgeschichte macht, tritt immer wieder als die selbstverständliche unanfechtbare Grundlage seiner ganzen Geschichtsphilosophie hervor:

»Zuerst müssen wir beachten,« heißt es in seiner »Philosophie der Geschichte« (S. 50), »daß unser Gegenstand, die Weltgeschichte, auf dem geistigen Boden vorgeht. Welt begreift die physische und psychische Natur in sich; die physische Natur greift gleichfalls in die Weltgeschichte ein, und wir werden schon im Anfang auf diese Grundverhältnisse der Naturbestimmung aufmerksam machen. Aber der Geist und der Verlauf seiner Entwicklung ist das Substantielle. Die Natur haben wir hier nicht zu betrachten, wie sie an ihr selbst gleichfalls ein System der Vernunft ist, in einem besonderen, eigentümlichen Element, sondern nur relativ auf den Geist. Der Geist ist aber auf dem Theater, auf dem wir ihn betrachten, in der Weltgeschichte, in seiner konkreten Wirklichkeit.«

Wie aber bei Kant die Naturabsicht nichts anderes ist als die Vorsehung Gottes, so ist bei Hegel die allgemeine Vernunft nichts anderes als die Vernunft Gottes, das heißt Gott selbst: eine Tatsache, die Hegel mehrfach offen zugesteht, so zum Beispiel S. 74 seiner »Philosophie der Geschichte«:

Dieses Gute, diese Vernunft in ihrer konkretesten Vorstellung ist Gott. Gott regiert die Welt, der Inhalt seiner Regierung, die Vollführung seines Planes ist die Weltgeschichte. Diesen will die Philosophie erfassen; denn nur was aus ihm vollführt ist, hat Wirklichkeit, was ihm nicht gemäß ist, ist nur faule Existenz. Vor dem reinen Lichte dieser göttlichen Idee, die kein bloßes Ideal ist, verschwindet der Schein, als ob die Welt ein verrücktes, törichtes Geschehen sei. Die Philosophie will den Inhalt, die Wirklichkeit der göttlichen Idee erkennen und die verschmähte Wirklichkeit rechtfertigen. Denn die Vernunft ist das Vernehmen des göttlichen Werkes.

Demnach können auch die menschlichen Triebe nicht, wie bei Ferguson und Condorcet, etwas Selbstwirkendes sein, keine die Handlungen der Menschen selbständig auslösende Faktoren, sondern nur Mittel der Vernunft, um auf den Menschen zu wirken. Und so faßt denn auch Hegel die Wirkung der Triebe auf, die er keineswegs leugnet. Alle die Dinge wie Bedürfnis, Trieb, Leidenschaft, Interesse wirken zwar, wie er meint, in der Weltgeschichte, aber nicht selbsttätig; sie sind (Philosophie der Geschichte, S. 61) »nur Werkzeuge und Mittel des Weltgeistes, seinen Zweck zu vollbringen«.

Ist aber als Grundtatsache ein für allemal gegeben, daß allein der Geist (oder die Vernunft) die Welt regiert und aus sich den ganzen geschichtlichen Entwicklungsprozeß gebiert, so bleibt nichts anderes übrig, als das »Umschlagen« der Geschichte in dem Umschlagen der Vernunft, in den Eigenheiten des Weltgeistes selbst zu suchen und anzunehmen, daß der antagonistische Geschichtsverlauf eine bloße Folgeerscheinung der antagonistischen Denkweise dieses Geistes, der dialektische Geschichtsprozeß also eine bloße Folge des dialektischen Gedankens:

prozeßes ist. Und dazu gelangt Hegel denn auch. Kurzweg erklärt er (Philosophie der Geschichte, S. 94):

Denn die Weltgeschichte ist die Darstellung des göttlichen, absoluten Prozesses des Geistes in seinen höchsten Gestalten, dieses Stufenganges, wodurch er seine Wahrheit, das Selbstbewußtsein über sich erlangt. . . . Die Weltgeschichte zeigt nur, wie der Geist allmählich zum Bewußtsein und zum Wollen der Wahrheit kommt; es dämmert in ihm, er findet Hauptpunkte, am Ende gelangt er zum vollen Bewußtsein.

Wie vollzieht sich nun aber dieser Bewegungsprozeß des Geistes, beziehungsweise der Vernunft?

In Anlehnung an die Dialektik Platons unterstellt Hegel, daß sich der Fortschritt des Denkens selbsttätig durch die Auflösung der den Begriffen (Denkbestimmungen) innewohnenden Widersprüche vollzieht. Jeder Begriff hat in sich seinen Widerspruch (Gegensatz). Diesen Widerspruch gilt es aufzulösen. Dies geschieht dadurch, daß zunächst dieser Widerspruch aufgezeigt und negiert wird, dann aber auch diese Negation wieder durch eine die Gegensätze vereinigende neue Negation, also eine neue Denkbestimmung, überwunden wird. Auf diese Weise bewegt sich das Denken immer durch zwei Negationen und gelangt auf dem Wege der doppelten Verneinung (zuerst durch die Verneinung der bisherigen gegebenen Denkbestimmung, dann durch die erneute Verneinung des erlangten Gegensätzlichen, der sogenannten »Negation der Negation«) zur Wiederbejahung des früheren Begriffs in höherer Form, zur Affirmation. Diese doppelte Verneinung, durch die die Widersprüche in einem die frühere Denkbestimmung wieder bestätigenden höheren Begriff aufgelöst werden, nennt Hegel die »absolute Negativität«. Und indem sich dieses Fortschreiten von der Bejahung durch Verneinung zur Wiederbejahung im Denkprozeß immer wiederholt, erhält dieser den Charakter einer sich fortsetzenden und in sich zusammenhängenden Gedankenstufenreihe.

Die Negation eines Begriffs ist also nach Hegel keine völlige Verneinung, kein Aufgehen in ein Nichts, sondern Aufhebung eines vorhandenen Begriffs durch Überführung desselben in eine höhere Form, höher insofern, als sie auch das Gegensätzliche der Verneinung mitenthält. Vergehen ist deshalb auch kein reines Verschwinden, sondern vielmehr ein Neuwerden. So sagt denn auch Hegel (3. Band, S. 104), indem er auf den Doppelsinn des lateinischen Wortes »tollere« hinweist, das zugleich »erheben«, beziehungsweise »aufheben« und »vernichten« bedeutet: »So ist das Aufgehobene ein zugleich Aufbewahrtes, das nur seine Unmittelbarkeit verloren hat, aber darum nicht vernichtet ist.« Mit anderen Worten: der Widerspruch besteht nicht in einer völligen ideellen Gegensätzlichkeit, einer Gegensätzlichkeit in allen Teilen, sondern nur in einer verhältnismäßigen, einer relativen Gegensätzlichkeit.

Marx übernimmt diese Geschichtsdiagnostik; aber er kehrt, um die im vorigen Aufsatz von ihm angewandte Ausdrucksweise zu gebrauchen, vom »Abstrakten zum Konkreten« als Ausgangspunkt zurück oder, wie Engels später gesagt hat: er stellt die Hegelsche Geschichtsauffassung wieder vom Kopf auf die Füße. Hegel war ausgegangen vom Konkreten, den geschichtlichen Entwicklungsstadien, hatte aus diesen im Wege des Denkens abstrakte Begriffe und dialektische Bewegungsgesetze abgeleitet und diese dann als das Bewegende gesetzt, das die geschichtlichen Entwicklungsvorgänge

kausal bestimmt. Marx kehrt zu diesen Vorgängen als das Primäre zurück und betrachtet umgekehrt die abstrakt-ideellen Bewegungsbegriffe als Abgeleitetes. Nicht bestimmt der Denkvorgang den geschichtlichen Vorgang, den dialektischen Entwicklungsprozeß, sondern umgekehrt der geschichtliche Vorgang bestimmt den Denkvorgang. »Wir faßten«, sagt Engels (Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, 5. Auflage, S. 38), »die Begriffe unseres Kopfes wieder materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als die Abbilder dieser oder jener Stufen des absoluten Begriffs.«

Damit leugnet Marx durchaus nicht, wie so oft von seinen Gegnern behauptet worden ist, die Wirkung des Geistes, der Vernunft, der Ideen, der Vorstellungen usw. Gewiß wirken die Vorstellungen, Ideen usw., denn damit die geschichtlichen Entwicklungsstadien den Menschen in Bewegung setzen und sein Handeln bestimmen können, müssen sie zunächst gewissermaßen erst durch seinen Kopf hindurch, das heißt ihm zum Bewußtsein kommen, seine Vorstellungen und sein Wollen auslösen. Sie existieren für ihn überhaupt nur, soweit sie in seine Vorstellung eingehen. Aber was die Marxsche Geschichtsauffassung von der Hegelschen unterscheidet, ist, daß nach Hegels Ansicht der Geist die Vorstellung völlig selbständig aus sich selbst gebiert, nach Marxscher Ansicht aber die Vorstellung von der sozialen und natürlichen Umwelt des Menschen abhängt, von dem ihn umgebenden gesellschaftlichen Leben in seinen mannigfaltigen wechselnden Ausgestaltungen — genauer vom Lebensprozeß der Gesellschaft, das heißt der Art und Weise, wie jede Gesellschaft die materiellen Grundlagen ihrer Existenz gewinnt und sich assimiliert.

Gesellschaft und Klasse.

Indem aber Marx im sozialen Lebensprozeß das bestimmende Moment der Vorstellungen und Ideen einer jeden Entwicklungsperiode findet, übernimmt er wiederum — eine Tatsache, die von dem Vulgärmarxismus meist gar nicht verstanden worden ist — die Hegelsche Gesellschaftsauffassung, die zur Kantschen im schärfsten Gegensatz steht.

In der vorhegelschen Gesellschaftslehre werden Staat und Gesellschaft noch kaum unterschieden, die Gesellschaft noch einfach als eine bloße Vereinigung oder als eine Vielheit von Individuen aufgefaßt. Höchstens findet man, wie zum Beispiel bei den englischen Sozialtheoretikern des achtzehnten Jahrhunderts, die Unterscheidung zwischen primitiven, auf Verwandtschaftsbanden beruhenden Gesellschaften (Familienverbänden, Dorfschaften, Stämmen usw.) und politischen Gesellschaften (Gesellschaften mit einem »civil government«, beziehungsweise mit Verfassungsinstitutionen). Kant gelangt jedoch nicht einmal so weit; er übernimmt einfach die ältere Gesellschafts- und Staatsauffassung in der primitiven Form, wie sie sich bei John Locke und Jean Jacques Rousseau findet. Wie diese, geht auch er von einem mythischen Naturzustand aus, den er sich als ein Leben der Menschheit in Einzelfamilien vorstellt, und läßt dann aus diesem Urzustand dadurch, daß die einzelnen Familien sich zusammenschließen und sich selbst eine Regierung setzen, also eine auf einem Rechtsvertrag beruhende Vereinigung bilden, kurzweg die »bürgerliche Gesellschaft« hervorgehen, die er dann wieder ohne weiteres mit dem Staat identifiziert.

Dagegen unterscheidet Hegel zwischen Gesellschaft und Staat. Der Staat ist nach seiner Auffassung gar keine Gesellschaft: er ist ein Gemeinwesen (eine Gemeinschaft). Der Staat kann daher auch keine bloße besondere Gesellschaftsform sein; Gesellschaft (zum Unterschied von den früheren primitiven Gesellschaften bezeichnet Hegel die gegenwärtige kapitalistische Gesellschaft nach dem Brauche seiner Zeit gewöhnlich als »bürgerliche Gesellschaft«) und Staat sind vielmehr etwas ganz Verschiedenes. Die primitive Gesellschaft geht nicht auf bestimmter Entwicklungsstufe in den Staat über oder auf, sondern Staat und Gesellschaft bestehen nebeneinander als verschiedenartige, sich gegenseitig beeinflussende Gebilde.

Die Lehre vom isolierten Menschen, der durch Zusammenschluß mit anderen zur Gesellschaft kommt, wird von Hegel verworfen. Er gebraucht auch nicht die Fiktion vom ursprünglichen isolierten Dasein der Menschen und ihrem späteren Zusammenschluß als sogenannten Vernunftgrund für die Begründung des Gesellschaftsbegriffs und gesellschaftlicher Lebensverhältnisse. Er setzt bei der Familie ein, die er sich entsprechend der Auffassung seiner Zeit ebenfalls als monogamische Einzelfamilie denkt. Sobald von solcher Familie sich andere Familien abzweigen und eine »Vielheit von Familien« entsteht, die sich »als selbständige konkrete Personen und daher äußerlich zueinander verhalten«, das heißt in äußerlichen Beziehungen zueinander bleiben, ist die Gesellschaft da. Indem nämlich jeder, bewogen durch seine Bedürfnisse, seine besonderen Zwecke verfolgt, entsteht ein System allseitiger Abhängigkeit, das den Lebenskreis und das Wohl des einzelnen mit dem Wohle der anderen verflacht. Selbst wo der eine dem anderen entgegenhandelt oder sich den anderen vom Leibe zu halten sucht, hat doch solches Tun das andere zu seiner Bedingung. So wird der einzelne, obgleich er als Privatperson seine besonderen Interessen und Zwecke verfolgt, da sein Wollen und Tun durch das allgemeine Wollen und Tun vermittelt ist, zu einem Glied in der Kette des allgemeinen Zusammenhanges, und aus dem »Wimmeln von Willkür« ergeben sich allgemeine Bestimmungen (Normen), denn auch das »anscheinend Zerstreute und Gedankenlose wird von einer Notwendigkeit gehalten, die von selbst eintritt«. Und diese Abhängigkeit des Gesellschaftsmitgliedes von der Gesellschaft wird um so größer, je mehr die Bedürfnisse und die Arten ihrer Befriedigung sich vervielfältigen. Die zunehmende Quantität der Wechselbeziehungen der Individuen aufeinander hat aber zugleich eine Qualitätsänderung derselben zur Folge; sie werden immer mehr von der Allgemeinheit als gegebene Notwendigkeiten des Zusammenlebens, als gesellschaftliche Verhältnisse anerkannt.

Das Mittel der gesellschaftlichen Bedürfnisbefriedigung aber ist die Arbeit, die das von der Natur unmittelbar gelieferte Material vermittelt des Arbeitsprozesses den Bedürfniszwecken entsprechend zubereitet. Zunächst ist dieser gesellschaftliche Prozeß sehr einfacher Art, doch mit der zunehmenden Spezifizierung der Bedürfnisse und der Befriedigungsmittel tritt auch eine immer weiter greifende Arbeitsteilung ein. Damit aber ergeben sich zugleich Ungleichheiten des Vermögens und der Geschicklichkeiten und aus diesem heraus wieder Unterschiede der Stände (zwischen Stand und Klasse unterscheidet auch Hegel nicht).

Die Gesellschaft stellt sich demnach als ein System von Bedürfnissen und der zu ihrer Befriedigung angewandten Ar-

beitsfähigkeit dar, wie denn auch Hegel (Philosophie des Geistes, § 524) sagt: »Die Besonderheit der Personen begreift zunächst ihre Bedürfnisse in sich. Die Möglichkeit der Befriedigung derselben ist hier in den gesellschaftlichen Zusammenhang gelegt, welcher das allgemeine Vermögen ist, aus dem alle ihre Befriedigung erlangen.«

Die Besonderheit der Bedürfnisse leitet demnach zur Arbeitsteilung und damit zu »abstrakterer Arbeit«, die dann wieder einerseits zur Vermehrung der Produktion, andererseits »zur Beschränkung auf eine Geschicklichkeit und damit zur unbedingten Abhängigkeit von dem gesellschaftlichen Zusammenhang« führt. (Philosophie des Geistes, § 526.) Indem Hegel die Bedürfnisbefriedigung, den jeweiligen Prozeß der allgemeinen Unterhaltserzeugung, als Tätigkeitsphäre der Gesellschaft auffaßt, bezeichnet er denn auch (Rechtsphilosophie, § 289) die bürgerliche Gesellschaft als »Kampfsplatz des individuellen Privatinteresses aller gegen alle«.

Der Staat ist dagegen nach Hegels Auffassung etwas ganz anderes. Er ist eine auf dem vernünftigen Willen einer Allgemeinheit beruhende Verfassungsorganisation, eine vertragliche Vereinigung, die (Rechtsphilosophie, § 258) somit die »Willkür, Meinung und beliebige, ausdrückliche Einwilligung« der einzelnen zur Grundlage hat.

Wie andere Grundauffassungen Hegels übernimmt Marx auch die Hegelsche Gesellschaftsauffassung, arbeitet sie aber wirtschaftstheoretisch schärfer heraus. Hatte Hegel, wie erwähnt, schon den jeweiligen Prozeß der Bedürfnisbefriedigung als eigentliche Tätigkeitsphäre der Gesellschaft bezeichnet, so faßt nun Marx diese Tätigkeit, das heißt die stetige Erzeugung und Wiedererzeugung des gesellschaftlichen materiellen Lebensbedarfs als Grundlage des gesamten Gesellschaftslebens auf, als die materielle Basis, auf der sich der Lebensprozeß der Gesellschaft, auch das sogenannte Geistesleben, abspielt. Aus den gesellschaftlichen Bedürfnissen und der ihrer Befriedigung dienenden Arbeitsfähigkeit ergeben sich nämlich sozialwirtschaftliche Wechselbeziehungen, Produktionsverhältnisse nennt sie meist Marx (ein Wort, das bei ihm nicht nur die direkt aus der Produktion sich ergebenden Wechselbeziehungen, sondern auch die die Verteilung und den Verbrauch des Erzeugten betreffenden mit einschließt), und die Gesamtheit dieser mannigfachen Beziehungen bildet die Gesellschaftsstruktur, die das geistige Leben (die Ideologie) jeder Gesellschaftsformation bestimmt. So heißt es denn auch in der bekannten Marxschen Erläuterung seiner Gesellschaftsauffassung (Vorrede zur »Kritik der politischen Ökonomie«) mit direkter Bezugnahme auf Hegel:

Meine Untersuchung mündete in dem Ergebnis, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel, nach dem Vorgang der Engländer und Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Namen »Bürgerliche Gesellschaft« zusammenfaßt, daß aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen sei. ... Das allgemeine Resultat, das sich mir ergab und, einmal gewonnen, meinen Studien zum Leitfadon diente, kann kurz so formuliert werden: In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer be-

stimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt.

Freilich, in seiner Betrachtung der Gesellschaftsstruktur, ihrer Entwicklungsformen und der in ihr wirkenden Kräfte gelangt Marx weit über Hegel hinaus. Die Klassenbildungen und ihre Rolle im geschichtlichen Entwicklungsprozeß bleiben Hegel im wesentlichen unbekannt. Über den alten Ständebegriff kommt er nicht hinweg. Aber auch in seiner Auffassung der Klasse als einer bestimmten Interessenschicht im gesellschaftlichen Leben geht Marx von der Hegelschen Gesellschaftsauffassung aus. Während die englischen und französischen Sozialphilosophen, die im achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts von Klassenschichtung sprechen, darunter meist eine bloße Vermögens- und Eigentumschichtung verstehen und demnach in den Klassen nur Vermögensklassen oder höchstensfalls, wie Simon Nicolas Henri Linguet und Jean Paul Marat, Erwerbs- und Berufsklassen sehen, das heißt Klassen, deren Stellung im sozialen Leben durch ihre Erwerbsart bestimmt wird, leitet Marx die Klassen aus den im gesellschaftlichen Wirtschaftsprozess sich ergebenden Wechselbeziehungen, beziehungsweise Wechselwirkungen ab. Die Klasse ist nach seiner Ansicht weder eine Vermögensschichtung, noch wird sie, wie er im »Kapital« (3. Band, 2. Teil, S. 422) sagt, durch die »Dieselbigkeit der Revenuen und Revenuenquellen« gebildet. Sie geht aus der Gleichartigkeit der Produktionsverhältnisse hervor, das heißt alle, die innerhalb des gesellschaftlichen Wirtschaftsprozesses eine gleichartige Stellung einnehmen, also in gleichen wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zu den übrigen Gliedern der Gesellschaft stehen, bilden eine Klasse mit besonderen wirtschaftlichen Interessen. Mit dem Fortschritt der wirtschaftlichen Entwicklung entstehen daher aus dem Wirtschaftsprozess heraus immer wieder neue Klassenbildungen und -verschiebungen, und da jede dieser Klassen gegenüber den anderen ihre besonderen Interessen geltend zu machen sucht, ein fortgesetzter Klassenkampf, weshalb Marx im kommunistischen Manifest die »Geschichte aller bisherigen Gesellschaft« (genauer aller staatlich organisierten Gesellschaft) als »die Geschichte von Klassenkämpfen« bezeichnet.

Diese ganze Auffassung der Gesellschaft und der Klassenformationen ist Kant völlig fremd, wie er denn auch die sozialen Kämpfe nicht als Klassenkämpfe auffaßt, sondern die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich in England durchsetzende Auffassung übernimmt, daß es sich in solchen Kämpfen um das Gegeneinanderwirken sozialer und antisozialer (individueller oder egoistischer) Triebe handelt. Und zwar faßt Kant diese Triebe noch völlig als Naturtriebe, nicht, wie schon ein Teil der englischen Sozialphilosophen seiner Zeit, als aus dem Gesellschaftsleben herausgewachsene und durch dieses bestimmte Triebe auf. Die Auffassung des Menschen als Gesellschaftswesen, wie sie gerade im Marxismus zum vollen Durchbruch kommt, ist Kant noch ganz fremd, er sieht im Menschen lediglich ein Natur- und Gattungswesen.

* * *

So stellt sich, wenn man die Marx'sche Geschichts- und Gesellschaftsauffassung auf ihre Grundzüge zurückverfolgt, fast überall eine Übernahme

Hegelscher Grundbegriffe und Grundanschauungen heraus, während Margens Sozialphilosophie zu jener Kants — Kants Erkenntnis kommt hier nicht in Betracht, wie ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, nochmals hervorheben möchte — durchweg in scharfem Gegensatz steht. Was hat es demnach für einen Zweck, Synthesen zwischen Kant und Marx zu suchen und zu konstruieren? Was bei diesem Bemühen herauskommt, ist, wie die Versuche lehren, zum Teil eine Aufspaltung Marxscher Auffassungen auf Kantsche Grundbegriffe, meist aber eine Zurückrevidierung Marxscher Auffassungen auf eine Stufe sozialphilosophischer Erkenntnis, deren Überwindung zu den großen Verdiensten unseres Altmeisters gehört. Die Bedeutung des Marxismus und seine Stellung in der Weltgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts wird nicht dadurch erkannt, daß man Marx auf Kant zurückreduziert und einen kantisch-marxistisch-synthetischen Eklektizismus zusammenbraut, sondern indem man ihn in seiner Besonderheit erfäßt, also gerade das hervorhebt, was ihn von anderen sozialphilosophischen Theorien trennt.

Der russische Staatsbankrott.

Von Max Grünwald.

Die Verfügung der gegenwärtigen russischen maximalistischen Regierung, die die Zahlungseinstellung für alle Schulden des Staates, der Banken und der Eisenbahnen erklärt, wurde schon Anfang Dezember von dem offiziellen Organ der Bolschewiki, von der »Prawda«, empfohlen, aber sie wurde erst mehrere Wochen später Gesetz. Sie bedeutet für die kapitalistische Welt eine starke Revolution. Indes muß von vornherein festgestellt werden, daß diese ökonomische Maßnahme nicht überschätzt werden darf. Sie erscheint bei näherer Untersuchung der nationalen und internationalen Zusammenhänge weit eher als eine politische und ökonomische Vorsichtsmaßregel denn als eine wirklich revolutionäre Tat, die aus dem Zusammenhang der kapitalistischen Ordnung der Dinge völlig herausfiel. Man kann sie auch gar nicht verstehen, ohne die Beziehungen klarzustellen, die das vorrevolutionäre Rußland zu dem Kapitalismus der Entente bekommen hatte und welche die gegenwärtige revolutionäre Regierung zu den eigenen nationalen ökonomischen Kräften erstrebt. Sie will einerseits Rußland jetzt von der Exploitation durch das ausländische Kapital emanzipieren und andererseits zugleich durch gewisse Aufhebungen des Privateigentums Rußlands Ausgaben durch sich selbst decken. Diese Dinge stehen in einem ursächlichen Zusammenhang, und wenn man sie so sieht, ist von vornherein die Behauptung, daß es sich hier um einen wirklichen Bankrott des russischen Staatswesens handle, zu verneinen. Es handelt sich höchstens — vorausgesetzt, daß die gegenwärtige Regierung vorläufig am Ruder bleibt und sich im Rahmen der internationalen Beziehungen Geltung verschaffen kann — um einen großzügigen Akkord in wirtschaftlicher Bedrängnis. Zulezt wird natürlich alles von dem Bestand der gegenwärtigen Regierung abhängen und von ihren technischen Fähigkeiten, die russische Volkswirtschaft zu organisieren. Dazu kommt die große Frage, wie sich ein solches revolutionär organisiertes Staatswesen in die anders organisierten Staaten der Weltwirtschaft einreihen läßt. Es wäre verfrüht, in dieser Hinsicht zu prophezeien, aber so viel darf festgestellt werden, daß eine historisch-ökonomische Denkmethode sich schwer das Gelingen

einer so einseitigen Veränderung vorstellen kann, und man muß gerade von der genetischen Betrachtungsweise des Marxismus aus die weitere Entwicklung der russischen revolutionären Bewegung skeptisch beurteilen.

Die tatsächlichen Ursachen für das Geseh der russischen Regierung vom 14. Dezember 1917 beruhen zweifellos in der ungeheuren ökonomischen und finanziellen Abhängigkeit von der Entente, in die die russische Volkswirtschaft geraten ist. Die Einzelheiten hierüber hat jetzt Lujo Brentano in einer auch sonst sehr lesenswerten Broschüre über »Die Staaten im Weltkrieg« (München, Georg Müller) zusammengestellt, und es lohnt sich, sie auch hier weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Zunächst gingen die Engländer darauf aus, den ganzen Abfaß von Waren in Rußland, den die Deutschen bis dahin hatten, an sich zu reißen. Diese Anstrengungen brachten vorerst Enttäuschung, denn der Krieg hat, wie anderwärts so auch in Rußland, die Kaufkraft der Massen beeinträchtigt. Hierauf folgte, was größere Erfolge für die Dauer versprach, die Ausfuhr enormer Kapitalbeträge nach Rußland, um die wirtschaftlichen Naturschätze, an denen Rußland so reich ist wie kaum ein anderes Land, zu heben. Darauf hat sich das britische Kapital vor allem gestürzt. Schon bisher wurden 50 Prozent des Kupfers und 30 Prozent des Goldes in Rußland durch englisch-russische Gesellschaften produziert. Auch der Anstoß zur Entwicklung der russischen Erdölindustrie ist von England ausgegangen, und sie wird bis auf den heutigen Tag vom englischen Kapital geleitet. Die zaristische Regierung hat seit Ausbruch des Krieges alles weitere fremde Kapital, das sich diesen Industriezweigen widmen wollte, bewillkommet und hat seine Anlage in jeder Weise zu fördern gesucht. Schon vor der russischen Revolution, am 10. und 11. Februar 1916, sind in Jekaterinburg die bedeutendsten Gold- und Platingruben auf dem Wege der Auktion von dem Generalbevollmächtigten eines englischen Bergwerks- und Hüttenyndikats sowie amerikanischer Syndikate und der Kalifornischen Gesellschaft von Los Angeles angekauft worden. Drei Viertel der sibirischen Goldfelder gehören den Engländern. Zu den bedeutendsten Gesellschaften gehören: die Irtysh-Russo-Asiatic and Russian Mining Corporation, die Kryshin Company, die Tanaluk Company, die Syssert Company usw., die ungeheure Konzessionen über Eisen-, Blei-, Kupfer- und Kohlenabbaurechte erworben haben, daneben die Kontrolle von Eisenbahnen und das Nutzungsrecht an unschätzbarem Waldbesitz. Ferner ist der zahlreichen englischen Bankinstitute in Rußland zu gedenken, die sämtlich die englischen Unternehmungen in Handel und Industrie in Rußland zu fördern bezwecken. Sie suchen auf jede Weise den deutsch-russischen durch einen englisch-russischen Handel zu ersetzen. Das vollkommenste Gegenbild zu der Art, wie die Russen asiatische Länder, wie Persien, ihrer Selbständigkeit beraubt haben, trifft uns in der Art und Weise entgegen, wie die Engländer jetzt die öffentliche Verwaltung in Rußland an sich zu reißen suchen. Am deutlichsten ergibt sich das aus einer Zusammenfassung in dem neutralen Stockholmer »Aftonbladet« vom 10. Juni 1917, die Brentano zitiert:

»England hat die finanzielle Notlage Rußlands während des Krieges rücksichtslos ausgenutzt, um sich der natürlichen russischen Hilfsquellen zu versichern. So haben englische Finanzkreise — selbstredend unter dem Vorwand, den russischen Verbündeten von der drückenden deutschen Geißel zu befreien — die Kontrolle über die einträglichsten gewerblichen Unterneh-

mungen in Rußland an sich gerissen. Die Eisen-, Kupfer- und Goldbergwerke sind größtenteils in die Hände des englischen Großkapitals übergegangen. Unsehnliche Teile der mineralreichen Altaiberge gehören gleicherweise den für Recht und Freiheit kämpfenden Engländern. Dieselben uneigennütigen Freunde Rußlands haben einen großen Teil der Eisen- und Kohlenlager im Donezgebiet, weite Waldstrecken in Nordrußland und gewaltige Waldbezirke am Schwarzen Meer an sich gebracht. Ebenso haben die südrussischen Schiffswerften ihre russischen Eigentümer gegen englische und französische Besitzer, die Firmen Vickers, Armstrong und Schneider, eingetauscht. Sogar die kernrussische Webstoffindustrie in den Gebieten von Moskau und Iwanow-Wohnesensk steht unter englischer Aufsicht. Bis nach den Kohlengruben Sibiriens hat England seine Fangarme ausgestreckt. Man berechnet sein Naturalguthaben in Rußland auf 10 Milliarden Rubel. Damit steigt die Gesamtsumme der russischen Passiva auf $63\frac{1}{2}$ Milliarden Rubel, die Hälfte des gesamten russischen Nationalvermögens.»

Für die Amerikaner ist im Gegensatz zu den Engländern systematisches Vorgehen bei ihrer »Durchdringung Rußlands« charakteristisch. Wirtschaftliche Sachverständige wurden schon 1916 nach Petersburg geschickt, um die finanzielle und industrielle Lage Rußlands festzustellen. Die amerikanischen Ingenieure, Unternehmer und Fabrikanten sollten auf Absatzgelegenheiten aufmerksam gemacht werden. Handbücher über die Wirtschaftsverhältnisse Rußlands sind von großen amerikanischen Finanzinstituten veröffentlicht worden, und es wird darin genau über die Möglichkeit amerikanischer Kapitalanlagen in Rußland berichtet. Die Zahl der Amerikaner in Petersburg, die sich, um Geschäfte zu machen, dort aufhalten, hat sich seit Ausbruch des Krieges verdoppelt. Auch die Amerikaner strebten zunächst danach, amerikanischen Erzeugnissen Eingang in Rußland zu schaffen. Aber von ganz besonderer Bedeutung sind die großen Finanzinstitute, die zur Förderung amerikanischer Kapitalanlagen in Rußland ins Leben gerufen worden sind. Da ist vor allem die American International Corporation mit einem Kapital von 50 Millionen Dollar, die bereits 1916 Ingenieure nach Rußland geschickt hat, um die Möglichkeit zur Entwicklung seiner natürlichen Hilfsquellen zu untersuchen und russische Gesellschaften beim Bau von Eisenbahnen, Abbau von Bergwerken, Einrichtung von Stahlhöfen und dergleichen zu »unterstützen«. Auch andere kapitalkräftige Finanzinstitute sind schon vor der russischen Revolution in Rußland ins Leben getreten, um amerikanischen Kapital dahin zu ziehen.

Die größte Anziehungskraft auf das amerikanische Kapital aber übt Sibirien aus. Schon Gutschkow sprach als Minister von einem Konsortium amerikanischer Finanzleute, die hundert Millionen Dollar bereitgestellt hätten, um in Sibirien Eisenbahnen zu bauen, Bergbau zu treiben und Industrieunternehmen aller Art ins Leben zu rufen. Ganz besonders hat der Bau und Betrieb von Eisenbahnen dem amerikanischen Kapital Gelegenheit zur »Durchdringung« Rußlands gegeben. Die russischen Lokomotiven und Waggons befinden sich in äußerst schadhaftem Zustand. Um den Mangel an rollendem Material zu beseitigen, hat Rußland 2500 Lokomotiven und 40 000 Güterwagen in Washington bestellt. Die Herstellung setzt eine Erweiterung des Kredits, den die Vereinigten Staaten Rußland gewähren, um 750 Millionen Rubel voraus.

Aus diesen Zusammenstellungen Brentanos ergeben sich aber im wesentlichen nur die privatrechtlichen finanziellen Abhängigkeiten der russischen Volkswirtschaft von England und Amerika. Für den russischen Staat kommen hinzu die Staatsschulden an Frankreich, die alles in allem auf 24 Milliarden Mark geschätzt werden, diejenigen an England, die zwischen 12 bis 14 Milliarden berechnet werden, und die an Amerika, die sich auf 8 bis 10 Milliarden belaufen dürften.

Was die Verpflichtungen gegenüber Deutschland betrifft, die der russische Staat durch ältere Staatspapiere dem deutschen Kapitalismus schuldet, so dürften sie sich nach unseren Informationen nicht auf viel mehr als 2 Milliarden Mark beziffern, und es ist zweifellos, daß die gegenwärtigen Friedensverhandlungen eine Sicherung des deutschen Kapitals anstreben und erreichen werden, wenn der Friede überhaupt zustande kommt.

Die ungeheuerliche finanzielle und ökonomische Abhängigkeit der russischen Volkswirtschaft und des russischen Staates von England und Amerika mußte es bei normaler Weiterentwicklung völlig ausgeschlossen erscheinen lassen, Rußland zu einer gesunden Volks- und Staatwirtschaft kommen zu lassen. Jede kapitalistische Regierung mußte bei einem Versuch, sich zu sanieren, scheitern, da sie die kapitalistischen internationalen Zusammenhänge nicht hätte zerschneiden können, ohne sich für alle Zeit um den Kredit zu bringen. Eine kapitalistische russische Regierung hätte auch nicht Mittel und Wege finden können, sich aus sich selbst zu helfen, und wäre immer auf den internationalen Kapitalmarkt angewiesen geblieben. Es wäre für eine solche kapitalistische Regierung unmöglich gewesen, wieder den internationalen Anleihemarkt zu betreten, wenn sie eine Einstellung ihrer Schulden- und Zinszahlungen beschlossen hätte. Ganz anders lagen die Dinge für eine revolutionäre Regierung, die die Aufhebung des russischen Kapitalismus und damit seine automatische Gegensätzlichkeit zum internationalen Kapitalismus als ihr letztes Ziel ansieht. Diese Regierung hatte weder politische noch ökonomische Rücksichten auf den internationalen Kapitalismus zu nehmen, und sie hatte auf der anderen Seite die programmatische Möglichkeit, durch Aufhebung des Privateigentums, wie schon gesagt, ungeheure wirtschaftliche Kräfte zu lösen, aus deren Erträgen sie sich selbst erhalten könnte. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß es sich hier zunächst noch um Experimente handelt, die von so ungeheurem Schwergewicht sind und von so unbegrenzter Unübersichtlichkeit ihres letzten Erfolges, daß man heute schwer beurteilen kann, ob sie gelingen werden. Immerhin muß festgestellt werden, daß die Synthese von Annullierung der russischen Staatsschulden und Aufhebung des russischen kapitalistischen Privateigentums nicht der inneren Logik entbehrt und allem Anschein nach der einzige Weg ist, auf dem sich überhaupt die Lösung der Gegensätze ermöglichen läßt.

Im Rahmen dieser Synthese gibt es eine Reihe von einzelnen großen Möglichkeiten, wie trotz der äußeren Bankrotterklärung des russischen Staates die innere russische Volkswirtschaft sehr wohl gesunden kann. Es ist bekannt, über welch ungeheure Naturschätze Rußland verfügt, die, wenn sie im Interesse der Allgemeinheit ausgebeutet werden, allein ausreichend genügen dürften, den russischen Staat von dem internationalen Geldmarkt unabhängig zu machen. Es kommt hinzu, daß eine revolutionäre

Regierung mit dem Programm der Maximalisten ohne weiteres eine Reihe von Ausgaben spart, die an den übrigen Staatskörpern der Welt wie Vampire saugen. Man braucht nur an die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht zu erinnern, die auf dem Programm der Maximalisten steht. Es ist bekannt, wie das Anschwellen der Staatsanleihen vor allem auf die rasende Entwicklung der militärischen und der maritimen Rüstungen zurückzuführen ist. Es kommt hinzu, daß die russische Kirche ganz enorme Schätze nicht nur an Grund und Boden, die ihr ja bereits entzogen sind, sondern auch an Gold, Silber und Edelfsteinen besitzt, die in den Besitz des allgemeinen Staatsganzes überführt werden dürften. Schließlich müßte, wenn die Maximalisten imstande sein sollten, Ordnung und Ruhe in Rußland zur Grundlage ihrer Regierung zu machen, eine gewaltige Steigerung der produktiven Kräfte einsetzen. Es bleibt hier nur wieder der Zweifel, ob das russische Volk schon jene geschichtliche Stufe erreicht hat, wo eine solche Regierung möglich ist. Die Voraussetzung aller dieser Möglichkeiten aber bleibt die Herbeiführung eines baldigen Friedens für Rußland mit der Welt und vor allem mit den Mittelmächten. So wird auch die Durchführung und Realisierung des russischen Staatsbankrotts auf der einen Seite und der Ausgleich dieser revolutionären Maßnahme durch die Enteignung des Privateigentums auf der anderen Seite in Rußland in letzter Instanz abhängen von seinem baldigen Friedensschluß mit den Mittelmächten. Das Verhalten der russischen Delegation in Brest-Litowsk wird deshalb auch in weiterer Folge über den Staatsbankrott in Rußland entscheiden. Wenn der Friede nicht zustande kommt, ist jede innere Gesundung Rußlands ausgeschlossen. Eine liberale Regierung aber würde wieder in den internationalen Zusammenhang des Kapitalismus hineingezwungen werden und würde nichts Eiligeres zu tun haben, als die Erklärung des Staatsbankrotts zu annullieren.

Es bleibt schließlich noch zu erwägen, ob und wie sich die kapitalistisch regierten Länder die Annullierung ihrer Ansprüche an Rußland gefallen lassen werden. Wir glauben nicht an neue katastrophale Maßnahmen gegen Rußland, sondern wir halten es für möglich, daß sich auch eine revolutionäre russische Regierung sehr bald den privatrechtlichen Gepflogenheiten des Akkords anpassen wird, um mit ihren Gläubigern zu Ruhe und Frieden auf ökonomischem Gebiet zu kommen. Darüber aber kann erst gesprochen werden, wenn über den Frieden zwischen Rußland und den Mittelmächten entschieden ist, und wenn die gegenwärtige maximalistische Regierung eine gewisse Dauer ihrer Existenz gezeigt hat.

Aus unserer Bücherei.

Von Edgar Steiger (München).

Großer Bilderatlas des Weltkriegs. Mit über 4000 Bildern, Karten und Urkunden. Bearbeitet von Hermann Kronsbrück. München, Verlag von F. Bruckmann, A.-G. Bis jetzt erschienen 25 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 3 Mark.

Unter allen Werken, die uns den Weltkrieg im Bilde vorführen wollen, unstreitig das beste. Nicht nur, weil die technische Wiedergabe der Bilder, wie es sich beim Bruckmannschen Verlag ohne weiteres versteht, in jeder Hinsicht vollendet ist, sondern mehr noch, weil hier auf alle Phantasiegebilde, die doch niemals an die Größe und Furchtbarkeit des Dargestellten hinanreichen, grundsätzlich verzichtet wird. Nur

die nackten Tatsachen sollen hier reden. Darum werden die Landschaften, durch die sich der ungeheure Krieg hinwölzt, in erster Linie bevorzugt. Da sich aber seit dem Vormarsch der Deutschen nach Frankreich hinein diese Landschaftsbilder zu einem Weltbild erweitert haben, so durchwandern wir schauend und mitleidend ganz Europa und ein gut Teil Asiens. Frankreich und Belgien, Polen, Galizien und Rußland, die Alpen und der Karst in Italien, Konstantinopel und die Dardanellen, Bagdad und Ägypten, Serbien und Montenegro, Rumänien und Griechenland, selbstverständlich auch England und die Nordsee tauchen vor unserem Auge auf, und wir sehen mit Staunen die ungeheure Größe der deutschen Waffentaten und mit mitfühlendem Schauder alle Greuel der Verwüstung, die der Krieg mit sich bringt. Und das alles, ohne daß sich die ohnmächtige Erfindung eines menschlichen Kopfes vergebens abmüht, ein Schlachtenbild, das doch nicht naturwahr wiedergegeben ist, vor das Auge hinzuzaubern. Nur durch den Vergleich des Vorher und Nachher — zum Beispiel einer Stadt vor und nach der Beschleßung oder einer die greuliche Wirkung der modernen Geschütze aufweisenden Festung oder einer schönen Gottesnatur, von Schützengräben durchzogen, mit ringsum zerstörten Dörfern und Wäldern — kommt uns die ganze Furchtbarkeit dieses Weltgerichts zum Bewußtsein. Aber damit nicht genug. Wir erhalten auch durch zahlreiche Abbildungen aus dem Vormarsch und den Kämpfen in Ost und West, in Nord und Süd, auf dem Wasser und zu Lande eine klare Vorstellung von den kriegerischen Kräften, die sich hier messen, von der gesamten Waffentechnik, von den militärischen Vorbereitungen zum Kriege und von der Anspannung aller wirtschaftlichen Quellen und aller technischen Errungenschaften unserer Zeit zur Kriegsführung, zur Ernährung und Verpflegung unserer Heere, von der ganz in den Dienst des Krieges gestellten Wissenschaft und nicht zuletzt — ein Lichtblick in diesem Bilde der Verwüstung — von der hilfreichen Menschenliebe, die die Wunden des Krieges zu lindern und zu heilen sucht, von der Verwundetenpflege, von Lazaretten, Lazarettzügen und Genesungsheimen und der ungeheuren friedlichen Arbeit, die das Volk hinter der Front leistet. Selbstverständlich werden uns auch die Bildnisse all der führenden Männer, die in diesem Kriege von Anfang bis jetzt in den Zeitungen genannt wurden, vorgeführt — von Eduard VII., dem unermüdlichen Umkreiser Deutschlands, und seinen Erben Grey und Asquith bis zu Lloyd George, der jetzt deren Werk weiterführt, von Poincaré und Millerand bis zu Clémenceau, vom Czaren Alexander und dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch bis zu Vittore Emanuele und Cadorna, von Peter von Serbien und Nikita von Montenegro bis zu Ferdinand von Rumänien und dem aufrechten Griechenkönig. Daß Deutschlands und Österreichs Heerführer sowie die der übrigen Verbündeten nicht fehlen, versteht sich von selbst. Aber — und das zeugt von der Ehrlichkeit und Sachlichkeit, mit der der Herausgeber Hermann Kronsbrück vorgegangen ist — auch die heroische Arbeit des gesamten Volkes wird in zahllosen Bildern veranschaulicht: vom einfachen Krieger, Marinesoldaten, Flugzeugführer und Sanitätsoldaten bis zur Briefträgerin, von der Krankenpflegerin bis zum Munitionsarbeiter sind sie alle vertreten. Ebenso ist, was beim Feinde in dieser Heimarbeit geleistet wurde, hier veranschaulicht. Die Werbeplakate der Engländer, das Papiergeld im In- und Ausland, die Karikaturen und verleumderischen Abbildungen der Engländer und Franzosen über uns, die gefälschten deutschen Zeitungen, die von Fliegern über unseren Truppen abgeworfen wurden: kurz, alles und jedes, was dieser Krieg an Erhebendem und Gemeinem brachte, ist hier in lauter urkundlichen Zeugnissen verewigt. Es ist eine Fülle von Tatsachenmaterial, das jedem Geschichtsschreiber als Quelle dienen kann.

Mit Recht hat Hermann Kronsbrück, der diese Bilder mit feinem Takt ausgewählt und mit künstlerischem Geschmack zusammengestellt hat, abgesehen von kurzen erklärenden Titeln, auf jeden anderen Text verzichtet. Diese kluge Vorsicht hat sich schon jetzt gelohnt. Wie manches, was während des Krieges über den Krieg geschrieben wurde, ist heute schon überholt oder widerlegt. Und wo wäre

der Mann, der mitten in dem ungeheuren Wirrwarr der Ereignisse mit der Feder die militärischen Bewegungen (man denke nur an die Zensur!) so schreiben könnte, daß sie vor der Nachwelt bestehen? Die Bilder aber, die wir hier sehen, werden auch in jenen fernen Tagen, da die Geschichte dieses Krieges erst geschrieben werden kann, ihren bleibenden Wert behalten. So wird dieser Atlas eine fast unentbehrliche Ergänzung zu jeder künftigen Kriegsgeschichte sein.

Franz Nabl, Das Grab des Lebendigen. Studie aus dem kleinbürgerlichen Leben. Berlin, Egon Fleischel & Co. Preis geheftet 8 Mark, gebunden 10 Mark.

Eine Studie von 576 Seiten! Man hat eine gewisse Angst, das Buch in die Hand zu nehmen, und diese Angst wächst, je weiter man sich hineinliest, zum Grauen, aber — wohlverstanden! — zum wollüstigen Grauen des Lesers, der ein zerbrochenes Menschenleben vor sich sieht. Strindberg nennt einmal die Familie »das Heim aller sozialen Laster, eine Versorgungsanstalt aller bequemen Frauen und die Hölle der Kinder«. Etwas Derartiges spürt man, wenn man einen Blick in das graue Alltagsgefangnis der Mutter Ortlieb und ihrer beiden Töchter wirft. Dieses Sichvergraben vor der Außenwelt, dies ängstliche Belauern der anderen, dies lieblose Absprechen und Verleumden ist wie ein Dünger, der aus gutem Boden lauter Unkraut schießen und im Menschen selbst alle edleren Keime unter seinem Wust ersticken läßt. Liebe wird Haß, Sorge Tyrannei, Vorsicht Lücke, Heimlichkeit Verrat, Eifersucht Niedertracht. Die ältere Schwester, von der Natur stiefmütterlich behandelt, wird zum bösen Geist der Familie, vor dem sich alle ducken. Sie zerstampft erst das kleine Glück der willensschwachen Schwester und wird schließlich in ihrer eigenen Herzensnot zur Kerkermeisterin des Bruders, dessen Wille ebenfalls durch die jahrelange Quälerei der weiblichen Tyrannen gebrochen ist — des hinkenden Bruders, dessen verschüchtertes Herz in der engen Stube mit der Zither um die Wette singt, bis nach einem kurzen Sonnenstrahl flüchtigen Glückes beide verstummen müssen. Doch wie könnte ich hier diese langausgesponnene Leidensgeschichte, die sich aus lauter Nadelstichen zusammensetzt, andeutend nacherzählen? Franz Nabl, ein junger Österreicher, der sich bereits durch die urwüchsige Bauerngeschichte »Der Adhof« (ebenfalls bei Egon Fleischel & Co., Berlin, 2 Bände, geheftet 10 Mark, gebunden 12 Mark) in die vorderste Reihe unserer Erzähler gestellt hat, ist in der Schilderung der kleinen und großen Leiden und Argernisse, die langsam, aber sicher im Menschen die Freude töten, fast ebenso peinlich wie die Familie Ortlieb beim Abstauben der Möbel. Aber — sonderbar! — in dieser altmodischen Art des Aneinanderreihens der Tatsachen, in dieser biedermeierischen Umständlichkeit, die alle Stenographie des modernen Dichters und alle Sprachkünste des Impressionisten und Symbolisten verschmäh't, steckt eine verhaltene Kraft, eine packende Anschaulichkeit und ein geheimer Zauber, der auch den, der sich gegen diese Umständlichkeit wehren will, nicht mehr losläßt, bis er auf der letzten Seite angelangt ist. Wie scharfe Bohrer drehen sich Worte und Bilder langsam in unser Gehirn ein, wir mögen wollen oder nicht. Ja, wir wagen erst zu atmen, wenn die weibliche Furie, deren schon zerrütteter Verstand beim Nahen der Polizei ganz aus den Fugen geht, an ihrem Nagel hängt. Man spürt bei jeder Zeile, oft mit Zähneknirschen, daß hier ein Dichter redet. Nur der glückliche Ausgang — der im Keller eingesperrte Bruder und die jüngere Schwester steigen endlich aus ihrem Grabe zur Sonne empor — wollte mir nicht zum Ganzen stimmen. Warum zum Schlusse diese Verbeugung vor den schwachen Nerven unserer Leserschaft?

Hermann Horn, Anna vor der Hochzeit. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co. Preis geheftet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark.

Hermann Horn — wieder einmal einer, dem das soziale Fragezeichen auf die Stirn gebrannt ist, so nannte ich ihn, als er mir zum ersten Male in den Weg trat — hat uns bereits zwei Dichtungen geschenkt: den Roman »Der arme Buch-

binder« (ebenfalls bei Egon Fleischel & Co., Preis geheftet 3,50 Mark, gebunden 4 Mark) und den Novellenband »Meer und Matrosen« (ebenda, Felbbücherausgabe, gebunden 1 Mark). Dort eine Arbeiter- und Verbrechergeschichte, deren erschreckende Seelenmalerei an Dostojewskis »Raskolnikow« erinnert, aber in seinem Kern und in seiner ganzen Weltanschauung so durch und durch deutsch ist, wie »Raskolnikow« slawisch. Es sind frische Skizzen, in denen das Meer rauscht und der herbe Wind, der über die Wellen hinstreicht. Nun kommt als dritte diese »Anna vor der Hochzeit«, die beste der Erzählungen, die dem Band den Titel gewählt hat. Meisterlich ist die kleinstädtisch-proletarische Gesellschaft geschildert; ebenso die beiden Schwestern und die beiden Freunde, die um sie werben, und das Doppelspiel von Liebe, Habgier und Eifersucht. Dann dieser selbstverständliche Schluß — halb Verzicht, halb Vernunft, halb Beruhigung. Künstlerisch noch abgerundeter ist »Der verwundete Knabe«, die Leidensgeschichte eines tapferen Jungen, den die traurigen Verhältnisse zu Hause — der Vater, ein Offizier, hat sich, wegen Schulden mit schlichtem Abschied entlassen, erschossen — und eine erste Liebesenttäuschung auf die hohe See treiben, und die Unbarmherzigkeit des Lebens, eine harmlose Lüge und die wieder auftauchende Vergangenheit, schließlich in die See — ein Meisterstück von Psychologie. Aber auch die anderen alle — ich nenne nur den »Verschollenen Justizrat«, »Schwester Susanne« und den »Fehlschuß« — lohnen es, sie zu lesen. Es ist wieder ein Zeitspiegel, den uns der Dichter vorhält. Man tut gut, sich darin zu betracften.

H. J. Chr. v. Grim m e l s h a u s e n, Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.
Mit einer Einleitung von Möller van den Bruck. Minden (Westfalen), Verlag von J. C. C. Brunß. Preis gebunden 3 Mark.

Diese billige Volksausgabe des urwüchsigten Volksbuches, in dem der Dreißigjährige Krieg als leibhaftige Gegenwart verewigt ist, kam gerade zur rechten Zeit heraus, um uns Deutschen das Gedächtnis zu stärken. Was es heißt, den Krieg im eigenen Lande haben, darüber hat uns, lange vor den Erfahrungen dieses Weltkriegs, niemand so gründlich belehrt wie dieser heftige Bauernbub, der, in frühester Jugend von Soldaten geraubt, bald unter kaiserlichen, bald unter schwedischen Fahnen dienend, raufend und laufend ganz Deutschland und halb Frankreich durchzog und dann als braver Schultheiß in einem elsässischen Dörflein seine Lebensgeschichte oder, wenn man lieber will, seinen Roman getreu und wahrhaftig, ohne alle Schminke niederschrieb. Dieser Simplicissimus, in dem er sich selbst spiegelt, hat etwas vom Parzival an sich, von jenem »reinen Loren« des dreizehnten Jahrhunderts, der zuerst achlos am Glück vorbeigeht, um es nach langen Irrfahrten endlich doch wieder zu finden. Gewiß hat der Spanier Quevedo mit seinen Schelmen Geschichten dem elsässischen Schultheiß erst die Nase aufs Papier gedrückt; aber was er dann schrieb, ist eigenes Erlebnis und so durch und durch deutsch, daß es sich längst zwischen Luthers Bibel und Goethes »Götz« einen Ehrenplatz errungen hat.

Theodor Tagger, Der Herr in den Nebeln. Gedichte. Berlin, Verlag Heinrich Hoffmann.

Ein dichterischer Futurist. Also einer, dem die Zukunft gehört? Schwerlich, oder nur dann, wenn sie stottert. Das Schönste an diesen Gedichten ist Papier und Druck. Aber ich muß einige Worte darüber sagen, weil Tagger der Wortführer einer ganzen Richtung ist. Der Dichter will sein Inneres umstülpen, damit man es mit Augen sehe. Aber da das Innere unsichtbar ist und höchstens als Ton durchs Ohr wieder in unser Inneres hineinschleichen kann, haßt er verzweifelt nach allerlei Bildern und Bildersehen der Außenwelt, um uns mit ihnen, was er fühlt, mitzuteilen. Das aber heißt man Expressionismus oder Ausdruckskunst, im Gegensatz zum Impressionismus oder der Eindruckskunst, die die Eindrücke der Außenwelt unmittelbar wiedergeben will. Bei diesem Versuch mit untauglichen Mitteln ge-

bärdet sich der Dichter ähnlich wie ein Taubstummer, der mit den Fingern redet; nur mit dem kleinen Unterschied, daß die Fingerbewegungen des Taubstummen bestimmte, zwischen dem Redenden und dem Hörer verabredete Zeichen für sichtbare Schriftzeichen und hörbare Laute sind, während die Bildersucht des Futuristen Infolge der unberechenbaren Willkür des Dichters nur zu oft unverständlich bleibt. Bezeichnend sind die vielen musikalischen Titel: Sonatina, Fantasia, Preludio usw., die die Verwechslung der Ausdrucksmittel — Wort statt Ton — schon andeuten. Dabei sind Reime und Rhythmen, die die feinsten Schattierungen der Stimmung malen möchten, bei aller scheinbaren Freiheit ebenso gequält und gesucht wie die neuen Bilder und die neuen Worte, die die wechselnden Sinnesindrücke unmittelbar, ohne den Umweg über das Bewußtsein, abspiegeln wollen. Man höre nur folgendes *F r ü h l i n g s g e d i c h t*:

Horizonte fernen
In verwaschenen Wändern,
Zieht führerlos eine Wolkenherde.
Angespannt bis an den Rändern
Noch voll unreiner Lieder
Sternen
Schon Himmel und Erde.

(»fernen« und »sternen« sind hier Zeitwörter!)

Oder die *M i t t a g s s t i m m u n g*:

Opium kriecht spurig im Gedächtnis
Auf, schwarzes Morphem tont die Welt,
Der Landschaft weißkohlenes Vermächtnis
(Weiße Kohle oder Weißkohle?)
Mittagdunkel überheißt.

Opium — Morphem — jetzt geht mir ein Licht auf. Man hat mir erzählt, daß der Mensch im Opiumrausch die schönsten Landschaften sehe. Wohl möglich: er sieht sie, aber er faßt unverständliches Zeug dabei. Und das nennt man dann neue Lyrik.

Literarische Rundschau.

Dr. Arnold Strucker, Die Rundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden. Im Urtext und in deutscher Übersetzung. Freiburg i. Br. 1917, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 143 Seiten Oktav. Preis gebestet 2,50 Mark.

Die päpstlichen Friedensvermittlungsversuche haben den Blick aller Welt auf die Politik des Vatikans gelenkt; doch fehlte es bisher an einer Sammlung aller jener päpstlichen Aktenstücke, die sich auf die Friedensstätigkeit des Heiligen Stuhls seit dem Beginn des Weltkriegs beziehen. Ein päpstliches Farbbuch darüber ist bisher nicht erschienen, und wenn es erscheint, wird es sich wahrscheinlich in der Hauptsache auf die Sammlung von diplomatischen Dokumenten beschränken und die vom Papst im Konsistorium oder bei wichtigen Empfängen gehaltenen Ansprachen ausschließen. Deshalb bietet die vorliegende Sammlung der päpstlichen Rundgebungen dem Politiker ein wichtiges Nachschlagebuch, in dem er von dem am 8. September 1914 erlassenen Mahnruf des Papstes Benedikt XV. an bis auf die jüngsten Erlasse alles Wichtige beisammenfindet, und zwar hat Dr. Strucker nicht nur die offiziellen Rundgebungen gesammelt, sondern auch eine Reihe persönlicher Schreiben des Papstes und des Kardinalstaatssekretärs Gasparri an verschiedene hohe Kirchenfürsten mit aufgenommen. Ferner enthält ein Anhang die Friedensangebote der

Mittelmächte, ihre Noten an den Heiligen Stuhl, die Antworten des Zehnverbandes und des Vierbundes auf den päpstlichen Friedensvorschlag usw. So hat der Leser alles bequem zur Hand.
H. C.

Georg v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Leipzig 1916, Verlag Quelle & Meyer. 164 Seiten. Preis gebettet 3,50 Mark.

Als durchaus konservativ gerichteter Geschichtsschreiber lehnt Below, Universitätsprofessor in Freiburg, das »moderne Schlagwort«, der Historiker müsse das Denken und Treiben der Massen, die Massenbewegungen schildern, mit einer verächtlichen Gebärde ab, vermische im ökonomischen Materialismus die wahren Faktoren der Geschichte und die Motive des geschichtlichen Handelns und huldigt unbedingt der heroischen Geschichtsauffassung: Männer machen die Geschichte. Anders als wohl sonst in Menschenköpfen malt sich denn in diesem Kopfe die Welt, wenn er den Spuren der deutschen Geschichtsschreibung im letzten Jahrhundert nachgeht. In seiner an sich nicht uninteressanten Darstellung kommt unverdientermaßen die rationalistische Geschichtsschreibung vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts am schlechtesten weg, denn bei all ihren Fehlern und Mängeln bedeutete sie doch mit ihrer Vertiefung in Kultur- und Wirtschaftsgeschichtliches einen Fortschritt über die herkömmliche Historiographie hinaus, die sich nur mit Haupt- und Staatsaktionen gekrönter Häupter und, um das treffende Wort Schözers zu gebrauchen, mit Nordgeschichten beschäftigte. Am anderen Ende des von Below behandelten Zeitabschnitts widerfährt einem Manne wie Lamprecht das widrige Geschick, nur bei-
läufig in einer Fußnote erwähnt zu werden: offenbar zählt ihn Herr v. Below zu den Versuchern, die sich, wie es im Vorwort heißt, die Geschichtswissenschaft »auf falsche Wege zu locken« mühen. Dagegen gelangt, wieder sehr unverdientermaßen, die romantische Schule mit Friedrich v. Raumer, Adam Müller und Heinrich Leo zu hohen Ehren, denn wenn Below auch zweifellos damit recht hat, daß die Romantik mit ihrer Beschränkung auf das Landschaftliche und Lokale eine Reihe kultur- und wirtschaftsgeschichtlicher Einzeldarstellungen hervorrief, so unternahm sie es im ganzen doch lediglich, die »gottgewollte Abhängigkeit« zu verherrlichen und das »geschichtlich Gewordene« zu lobpreisen; Karl Marx sagte von ihr, daß sie die Niederträchtigkeit von heute mit der Niederträchtigkeit von gestern rechtfertige, und Below ist sie jaß deshalb ans Herz gewachsen, weil sie »gegenüber dem Rationalismus eine Wendung zu konservativeren Anschauungen« bedeutete. So überrascht es denn nicht, wenn er das Jahr 1871 als Verwirklichung des romantischen Ideals anspricht, »ein mächtiges, einiges Deutsches Reich, mit Betonung und Pflege der konservativen Kräfte, der eigenartigen deutschen Einrichtungen, unter Fernhaltung fremder politischer Ideen«, wobei der Herr Professor nur vergißt, daß auch die Vertreter der romantischen Bewegung zum großen Teil von den Brosamen zehrten, die vom Tische der Franzosen Bonald und de Maistre fielen, es also mit der »Fernhaltung fremder politischer Ideen« nicht gar so weit her war. Auch darf es nicht wundernehmen, daß er die ganze Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts von der romantischen Schule ausgehen läßt, während in der Tat der Weg von Hegel zu Marx verläuft, es sei denn, Herr v. Below lasse Hegel und Marx nicht gelten, weil sie eher Geschichtsphilosophen als Geschichtsschreiber sind. In Wahrheit hat er in den dunklen reaktionären Urtrieben seiner Seele einen gesunden Abscheu vor dem »Rationalisten« Hegel, und die Bedeutung von Marx und Engels sucht er gar in einem Anhang zu seinem Buche weidlich herabzusetzen.

In dieser Darstellung, »Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus«, knüpft Herr v. Below an eine 1851 erschienene Schrift Georg Wilhelm v. Raumers an, in der die Notwendigkeit der Bauernbefreiung aus den Wandlungen der landwirtschaftlichen Betriebsweise abgeleitet wird und in der es von geistigen Bewegungen heißt, daß sie »mehrentfels entweder durch ma-

terielle Veränderungen in der Gesellschaft eingeleitet oder daß sie von solchen begleitet und durch sie getragen werden müssen, wenn bleibende und tiefgreifende Umwälzungen in der Richtung der Geister dadurch erzeugt werden sollen«. Nun kann Herr v. Below beim besten Willen nicht behaupten, daß Marx und Engels ihre Geschichtsauffassung dem braven Georg Wilhelm v. Raumer entwendet hätten, denn dessen Schrift erschien, wie gesagt, 1851 und das kommunistische Manifest 1848, und zum zweiten ließ Raumer sonst in seiner historischen Betrachtung wacker den lieben Gott walten, aber wenigstens müht sich der konservative Professor um den Nachweis, daß Raumer unabhängig von Marx und Engels zu seinen Ansichten gekommen sei, sie auf der anderen Seite aber unter dem Einfluß der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur gestanden hätten. Below springt dabei wieder munter auf sein Steckpferd und läßt diese gesamte wirtschaftsgeschichtliche Literatur aus der romantischen Bewegung hervorgehen, so daß die beiden Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus letzten Endes Erben nicht der klassischen Philosophie, sondern der historischen Rechtsschule wären, denn »ihre Originalität liegt, soweit es sich um ihre große Formel handelt, nur in der Übertreibung und Generalisierung dessen, was schon andere gesagt hatten«. Wäre das Spiel neu, so lohnte es, ausführlicher darauf einzugehen, aber es ist seit jeher ein Sport gesinnungstüchtiger Professoren, strebsamer Privatdozenten und gelegentlich auch wirkköpfiger Anarchisten gewesen, nachzuweisen, wo Marx und Engels — sie waren ja geistig so arm! — diesen oder jenen Gedanken aufgelesen haben. Solch törichtem Beginnen hat Friedrich Mucke in seiner Geschichte der sozialistischen Ideen im neunzehnten Jahrhundert den passenden Deckel aufgesetzt, indem er schreibt: »Die primäre Stellung der Ökonomie und der Eigentumsverhältnisse im sozialen Leben, den Wechsel der Eigentumsverhältnisse im Laufe der Zeit, die kausale Bedingtheit des politischen Fortschritts durch den technologischen, überhaupt die Abhängigkeit der Ideen der einzelnen Gesellschaftsklassen von ihrem ökonomischen Interesse, selbst den Gedanken, daß die soziale Gesehmäßigkeit vollständig im Wirtschaftsleben beschlossen ist, weiterhin die Bedeutung der auf wirtschaftlichem Untergrund beruhenden Klassenkämpfe für den Fortgang der sozialen Entwicklung, die besondere Art der Klassenscheidung in den einzelnen Perioden der Geschichte (Freie und Sklaven, Patrizier und Plebejer usw.), die Unmöglichkeit, die gesellschaftlichen Verhältnisse zweckentsprechender Gestaltung entgegenzuführen ohne Kenntnis ihrer Entwicklungstendenzen — alles dieses hatte man schon vor Marx betont. Aber die meisten dieser an sich wichtigen Ansichten traten nicht als Bestandteile einer geschlossenen, die Gesehmäßigkeit der sozialen Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit aufdeckenden Lehre auf, es waren vielmehr in die Einzelforschung eingestreute Überlegungen, die, jeder Zusammenfassung entbehrend, in der Hauptsache auf singuläre historische Erscheinungen sich beziehende Abstraktionen bildeten. Marxens ökonomische Geschichtsauffassung ist aber weit mehr. Sie ist die bewußte, durch die polemische Stellungnahme zu Hegel bedingte Theorie eines durchaus einheitlichen Begreifens der gesellschaftlichen Gebilde aus der Grundtatsache der sozialen Ökonomie.« Das sollte auch Herr v. Below begreifen, daß es nicht dem gewaltigen Werk von Marx Abbruch tun heißt, wenn man zeigt, wie hier und da auch ein ideologisch blindes Huhn ein ökonomisch-historisches Korn fand.

Aber wie sehr er mit der Wirklichkeit auf Kriegsfuß steht, zeigt sein schlichter Satz, im Weltkrieg geschrieben oder doch mindestens überprüft und stehengelassen: »Das ganze marxistische Zukunftssystem der Selbstauflösung des Kapitalismus ist heute durch die Tatsachen widerlegt.« Heute und durch die Tatsachen? Wie sagt doch Heine?

Ich will mich zum deutschen Professor begeben.

Mit feinen Nachtmühen und Schlafrockfetzen

Stopft er die Lücken des Weltenbaus. Hermann Wendel.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 21

Ausgegeben am 22. Februar 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kolonialpolitik nach dem Kriege.

Von Gustav Noske, M. d. R.

Die deutsche Sozialdemokratie bekämpft alle Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, beim Friedensschluß gewaltsam Gebietserwerbungen durchzusetzen. Die Forderung, die besetzten französischen und belgischen Gebiete seien herauszugeben, hat jedoch zur selbstverständlichen Voraussetzung, daß Deutschland ebenfalls unterseht aus dem Kriege hervorgeht. Das gilt auch für die deutschen Kolonien, die sämtlich von dem Feinde erobert worden sind.

An Ausdehnung übertreffen die deutschen Schutzgebiete die feindlichen Gebiete, die Deutschland als Faustpfand hält, um ein Vielfaches; an Augenblickswert überragen aber Belgien und die besetzten französischen Gebiete Deutschlands Kolonien in einem kaum abzuschätzenden Maße. Der Zukunftswert der Schutzgebiete ist freilich größer als der heutige Wert. Die Zeit ist vorbei, wo die deutschen Kolonien verächtlich als wertlose, Geld und Menschen verschlingende Sumpf-, Sand- und Fiebernester ohne jede Entwicklungsmöglichkeit bezeichnet werden durften. Besonders die drei tropischen Schutzgebiete, Kamerun, Ostafrika und Neuguinea, sind Länder mit beträchtlichen wirtschaftlichen Zukunftsaussichten. Für England hätte der Besitz von Neuguinea, noch mehr aber von Deutschostafrika eine große weltpolitische Bedeutung, die jedoch in dieser Abhandlung außer Betracht bleiben kann.

Das deutsche Schutzgebiet Kiautschou in Ostasien brachten die Japaner durch das Aufgebot einer riesigen militärischen Übermacht in ihren Besitz. Die kleine Kolonie von nur 515 Quadratkilometer Größe mit rund 180 000 chinesischen Einwohnern hatte besonders für Deutschland als Eingangstor zu dem volkreichen, entwicklungsfähigen Hinterland Wert. Der Gedanke an eine Ausdehnung des deutschen Machtbereichs auf die Provinz Schantung, der wenigstens von manchen Kreisen eine Zeitlang gehegt wurde, war aufgegeben worden; Deutschland verfolgte in China nur noch wirtschaftliche Ziele. Die Stadt Tsingtau war allmählich zu einer Musterausstellung der deutschen Industrie, unserer Technik, Forstwirtschaft, Gartenkultur usw. geworden, in der die Chinesen sich reiche Anregung holen konnten. Die kleinen Südpfeinseln, die Karolinen, Marianen, Marschallinseln und Samoa hatten mehr militärisch-strategische Bedeutung als wirtschaftlichen Wert. Die Entwicklungsmöglichkeit dieser Inseln ist infolge ihrer geringen räumlichen Ausdehnung eine sehr mäßige. Sie sind jetzt teils in japanischen, teils englisch-australischen Händen. Neuguinea, 179 000 Quadratkilometer groß, hat dagegen erhebliche wirtschaftliche Bedeutung. Es verspricht für die Zukunft eine beträchtliche Ausfuhr von Kopra, Kakao und bietet günstige Aussichten für die Gewinnung einzelner wichtiger Mineralien. Auch das Vorkommen von Petroleum wurde festgestellt. Zur Erforschung der Ergiebigkeit und der

Ausbeutungsmöglichkeit war in den Etat für 1914 der Betrag von 500 000 Mark eingestellt worden. Die Arbeiten haben aber infolge des Kriegsausbruchs nicht in Angriff genommen werden können. Die Australier, die sich dieser Kolonie bemächtigt haben, versichern, daß sie das Land nie wieder hergeben wollen, weil ihnen die deutsche Nachbarschaft unbequem ist. Togo, die kleinste deutsche Afrikakolonie mit 87 200 Quadratkilometern und etwas über 1 Million farbiger Einwohner, ist jetzt von den Franzosen besetzt. Das 835 000 Quadratkilometer große, aber sehr menschenarme Deutschsüdwestafrika eroberte der englisch-südafrikanische Staat, der die dauernde Einverleibung angekündigt hat. Kamerun, 790 000 Quadratkilometer mit mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Eingeborenen, nahmen sich Franzosen und Engländer. Nach jahrelangen, opferreichen Kämpfen haben kürzlich Engländer, Belgier und Portugiesen die deutsche Schutztruppe aus Deutschsüdwestafrika heraus auf portugiesisches Gebiet gedrängt und damit die wertvollste deutsche Kolonie, die 995 000 Quadratkilometer mit ungefähr 8 Millionen Einwohnern umfaßt, vorläufig in englischen Besitz gebracht.

Die Hineintragung des Krieges in die deutschen Kolonien stellt eine der vielen englischen Verletzungen völkerrechtlicher Abmachungen dar. Seit Mitte der achtziger Jahre war es das Bestreben der kolonisierenden europäischen Staaten, etwaige kriegerische Verwicklungen in Europa von den überseeischen Schutzgebieten fernzuhalten. Man ging dabei von der Erwägung aus, daß selbst ein glücklicher Kolonialkrieg für den europäischen Sieger durch Zerstörung des europäischen Nimbos und durch Fanatisierung der Eingeborenen unheilvolle Folgen haben könnte. Durch die Kongo-Akte wurden die afrikanischen Besitzungen deshalb für neutral erklärt.

Deutschland war gegen den erfolgten Angriff auf seine Schutzgebiete nicht gerüstet. Eine weiße Truppe stand nur in Deutschsüdwestafrika, doch war nach der Niederwerfung des Herero- und Hottentottenaufstandes die Schutztruppe nach und nach beträchtlich vermindert worden. Anfang 1914 zählte sie nur noch etwa 2000 Mann. Eingehende Erörterungen mit dem Landesrat waren darüber im Gange, die Kopfzahl weiter zu vermindern. Im Reichstag bestand starke Neigung, die Schutztruppe, die nur noch polizeiliche Aufgaben gegenüber den Eingeborenen hatte, in aller Form in die bestehende weiße Polizeitruppe aufgehen zu lassen. Die Schutztruppe in Südwest genügte, wie sich gezeigt hat, nicht einmal zu einer ernstlichen Verteidigung des Gebietes, trotzdem sie durch die Reservisten und Landwehrleute verstärkt wurde. Gänzlich ausgeschlossen war eine ernsthafte Bedrohung der angrenzenden englischen Gebiete. In den übrigen deutschen Schutzgebieten gab es nur farbige Truppen. Auf Samoa, in Neuguinea und in Togo genügte eine Polizeimannschaft unter Führung von Weißen. In Ostafrika und Kamerun standen farbige Schutztruppen von je einigen tausend Mann, die aber nie als Kampftruppen jenseits der Grenze gedacht waren, sondern lediglich der Aufrechterhaltung der Ruhe im Lande zu dienen hatten.

Englische Minister und Staatsmänner haben wiederholt sehr bestimmt erklärt, es müsse als ausgeschlossen gelten, daß Deutschland seine Kolonien jemals zurückgegeben würden. An dem Willen zu solchem Raube kann kein Zweifel bestehen. Der Beweggrund dazu ist außer in weltpolitischen Bestrebungen in dem Bemühen zu sehen, die gefürchtete deutsche Konkurrenz zu vernichten und die deutsche Wirtschaft bei dem Bezug von Rohstoffen

aller Art in möglichst weite Abhängigkeit von England zu bringen. Deshalb wurden auch in den genannten Kolonien die deutschen Geschäfte nach der Befehung in der rigorosesten Weise durch die Engländer zugrunde gerichtet. Als englisches Kriegsziel forderte der frühere Gouverneur von Britisch-ostafrika, Sir Harry Johnston, daß Deutschland gänzlich aus Afrika ausgeschlossen werde. Gehe es nicht mit Gewalt, dann durch den Ankauf der deutschen Gebiete. Deutschland dürfe künftig in keinem »dieser großen produzierenden oder kaufenden Länder Handel treiben ohne Einwilligung der Verbündeten«.

Bis in die neueste Zeit hinein sind nur wenige Stimmen in England laut geworden, die gegen solche Pläne Protest erhoben. Die englischen Arbeiter haben sich auf ihrer letzten Tagung zwar gegen englische Eroberungen in Asien und Afrika ausgesprochen; doch geschah das nur in bedingtem Sinne. Es wurde keineswegs jede Gebietserwerbung rundweg verworfen, sondern nur insoweit, als sie ausgesprochen kapitalistischen oder imperialistischen Charakter trage. Aus Gründen der Humanität kann hingegen nach der Ansicht der englischen Arbeiterführer die Landkarte in Afrika und Asien beträchtliche Veränderungen vertragen, und die Machthaber in England würden es kaum an dem nötigen Quantum heuchlerischer Phrasen fehlen lassen, um das Gewissen der Arbeiterführer zu beschwichtigen, von denen viele nur zu leicht geneigt sind, alles, was England nützt, als richtig anzusehen. Die englischen Staatsmänner, die sich für die Besitzergreifung der deutschen Kolonien aussprachen und die Plünderung der Türkei um ihre wichtigsten und zukunftsreichsten Gebiete als geboten befürworteten, haben denn dafür auch nicht imperialistische und kapitalistische Interessen angeführt, sondern Gründe der Humanität geltend gemacht. Der englische Minister Lord Robert Cecil hat beispielsweise in bezug auf die deutschen Kolonien geäußert: »Und wenn wir in irgendeinem Grade erfolgreich sind, würde ich mit Schaudern den Gedanken fassen, Eingeborene zurückzuerstatten, die von einer derartigen Regierung befreit worden sind.«

Es liegt kein Anlaß dazu vor, zu beschönigen, daß in den Anfängen der deutschen Kolonialpolitik an den Eingeborenen gesündigt worden ist. Manche Fehler und Mängel sind von den Wortführern der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstag Jahr für Jahr scharf kritisiert worden. Glücklicherweise mit beträchtlichem Erfolg. Die Verwaltung der Kolonien ist allmählich besser geworden. Man hat gelernt, einzusehen, daß die Förderung der eingeborenen Bevölkerung die Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung der Schutzgebiete ist. Weil im englischen Unterhaus von Deutschostafrika gesprochen worden ist, seien einige Tatsachen dafür angeführt, wie dort mit der Zeit die Eingeborenensfürsorge die wichtigste Aufgabe der deutschen Verwaltung wurde. Die fürchterlichen Sklavenjagden haben aufgehört. Bis zur Etablierung der deutschen Herrschaft gehörte es zum Brauche der einheimischen Wahehe, Masiti (Wangoni) und Wagwangwara, alljährlich nach der Ernte Kriegszüge zu unternehmen, die neben der Erbeutung von Vieh auch der Erlangung von Sklaven dienten und den Charakter systematischer Sklavenjagden trugen. Ferner sind zur Bekämpfung von Krankheiten und Seuchen in den letzten Jahren beträchtliche Summen aufgewendet worden. Im Jahre 1912 hatte die Verwaltung in Deutschostafrika 47 Lepradörfer mit 3819 leprosen Insassen angelegt, die ärztlicher Kontrolle unterstanden. Die

Impfung aller Eingeborenen gegen Pocken war nahezu durchgeführt. Im Jahre 1910 wurden fast 900 000 Menschen, im Jahre 1911 über 800 000 Eingeborene geimpft. Größere Pockenepidemien, die früher viele Opfer weg-rastten, sind in den letzten Jahren dadurch verhütet worden. Auch die früheren Verheerungen durch die Pest sind durch energische Gegenmaßnahmen wie Isolierung der Kranken, sorgfältige Bestattung der Pestleichen, Niederbrennen der Hütten, in denen Erkrankungen vorgekommen waren, gesundheitspolizeiliche Überwachung des Verkehrs und systematische Rattenbekämpfung so weit eingedämmt worden, daß größere wirtschaftliche Schädigungen unterblieben. Die außerordentlich weitverbreiteten Geschlechtskrankheiten, eine der wesentlichen Ursachen der geringen Geburtenziffern, wurden energisch bekämpft. Beträchtliche Mittel wurden zur Überwindung der furchterlichen Schlafkrankheit aufgewendet. Die Summe, die von 1909 bis 1913 in den deutschen Kolonien für Sanitätszwecke verwendet worden ist, beträgt nach einer Berechnung des Staatssekretärs Dr. Solß 26 Millionen Mark. In Deutschostafrika bestanden im Jahre 1913 für Eingeborene 99 Regierungsschulen mit 6100 Schülern und 1832 Missionschulen mit rund 100 000 Schülern. Eine ganze Anzahl Straßen sind gebaut, 1660 Kilometer Eisenbahnen vollendet und weitere große Bauten geplant.

Auch die Sozialdemokratie muß die Herausgabe der deutschen Kolonien durch die Feinde fordern — nicht zum Zwecke der Förderung kapitalistischer Profite, sondern weil die Rücksichtnahme auf die Interessen der Arbeiterschaft es gebietet. Zur Unterbringung eines Überschusses an Bevölkerung kann allerdings Deutschland voraussichtlich seine Kolonien nicht benutzen. Was wir an Kolonien vor dem Kriege besaßen sowie jene Gebiete, die im günstigsten Falle beim Friedensschluß neu zu gewinnen wären, kommen als Siedlungsgebiete für Massen niemals in Betracht. Deutschland gab überdies schon lange vor dem Kriege keine Auswanderer mehr in nennenswerter Zahl an das Ausland ab, sondern konnte seine wachsende Wirtschaft nur mit Hilfe einer ständig zunehmenden Zahl von fremden Arbeitern aufrechterhalten. Vor dem Kriege war fast eine Million ausländischer Arbeiter in Deutschland beschäftigt. Daß nach dem Kriege der Zustrom so stark bleiben wird, ist angesichts der großen Menschenverluste, die Italien, Rußland und Österreich-Ungarn im Kriege erlitten haben, recht zweifelhaft. Überdies hat Deutschland selbst infolge der Kriegsverluste einen großen Ausfall an Arbeitskräften. Auf 2 Millionen leistungsfähiger Männer wird man die Einbuße an Männern auf dem deutschen Arbeitsmarkt wohl schätzen können. Gestalten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse bald wieder einigermaßen normal, dann wird voraussichtlich kein Überfluß, sondern ein großer Bedarf an Arbeitskräften in Deutschland hervortreten. Nur wenn der Wirtschaftskampf nach dem Kriege fortgesetzt, die Ausfuhr deutscher Industriewaren verkostet oder die Zufuhr von Rohstoffen nach Deutschland unterbunden wird, könnte in Deutschland Arbeitslosigkeit eintreten und die Not größere Volksmassen außer Landes treiben.

Wohl aber könnte der Verlust aller Kolonien die deutsche Wirtschaft unter Umständen nach dem Friedensschluß in volle Abhängigkeit bei dem Bezug wichtigster Rohstoffe von den Großmächten bringen, in deren Besitz sich die Tropenländer befinden. Ein mitteleuropäischer Wirtschaftsbund (mit

Einschluß des Balkans und der Türkei) oder ein wirtschaftliches Abkommen mit den Ländern an der Ostgrenze wird uns niemals die tropischen Nahrungs- und Genußmittel liefern können, die wir nötig haben; denn die Freiheit des Handels mit fremden Kolonien wird nach dem Kriege unter allen Umständen eine beschränkte sein. Auf manchen Gebieten ist sie von vornherein so gut wie ausgeschlossen. Die großen Aufträge für die Eisenbahnbauten, die in Afrika voraussichtlich nach dem Kriege eine mächtige Förderung erfahren werden, weil die Erschließung des Landes die Voraussetzung für seine rasche wirtschaftliche Entwicklung ist, werden fast ausnahmslos den Industrien der Mutterländer zufallen. Und Beschränkungen der Küstenschifffahrt, die leicht durchzuführen sind, sowie andere Maßregeln, gegen die kaum mit Aussicht auf Erfolg anzukämpfen ist, werden gleichfalls den deutschen Handel in eine Position bringen, die ihn zum Unterliegen in dem Konkurrenzkampf mit den bevorzugten Angehörigen des Staates verurteilt, der die Herrschaft ausübt.

Deutschlands Bedarf an tropischen Produkten ist ein riesiger. Wir brauchten im Jahre 1913 für rund 656 Millionen Mark Obstfrüchte, 607 Millionen Mark Baumwolle, 421 Millionen Mark Häute und Gerbstoffe, 335 Millionen Mark Rohkupfer, 220 Millionen Mark Kaffee, 166 Millionen Mark Faserstoffe, 137 Millionen Mark Kautschuk und Guttapercha, 130 Millionen Mark Tabak, 104 Millionen Mark Reis und für 67 Millionen Mark Kakao. Von Gewürzen und anderen Dingen zu schweigen.

Die Ausfuhrzahlen der deutschen Kolonien waren bisher nicht groß genug, um einen merkbaren Einfluß auf die Marktlage auszuüben. Aber sie zeigten doch eine ansehnliche Aufwärtsbewegung, die gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege vor sich gegangen ist. Die deutsche koloniale Produktion war in das Stadium getreten, in welchem sie Erträge in sichere Aussicht stellte. Nach der letzten Aufstellung betrug der gesamte Handel aller deutschen Kolonien in der Zeit vom April 1912 bis April 1913 insgesamt 263 Millionen Mark. Daran hatte Deutschland einen Anteil von 173,4 Millionen Mark gleich 65,79 Prozent. Gegenüber dem deutschen Gesamthandel freilich nur eine geringe Ziffer; doch war sie nicht mehr völlig nebensächlich. Mit der Entwicklung der Kolonien, die nach der Vollendung der großen Bahnbauten bestimmt erfolgt wäre, würden die Handelsziffern eine rasche, beträchtliche Steigerung erfahren haben. Wohl besteht keine Aussicht, daß es in absehbarer Zeit gelingen könnte, den deutschen Bedarf an tropischen Erzeugnissen in eigenen Kolonien zu erzeugen; doch muß das Streben darauf gerichtet sein, einen möglichst erheblichen Teil des Bedarfes aus eigenen Produktionsgebieten zu erhalten, so daß unsere Wirtschaft bei der Preisbestimmung nicht von vornherein ausscheidet.

Auch als Aufnahmegebiet für deutsche Industrieprodukte können uns die Kolonien nicht gleichgültig sein. Es wäre sehr irrig, wenn man die jetzige Bedürfnislosigkeit des größten Teiles der Einwohner Innerafrikas als Argument dafür anführen wollte, daß auch in Zukunft hochwertige Erzeugnisse unserer Industrie nur in ganz geringen Mengen bei ihnen Absatz finden können. Mit steigenden Einnahmen wird auch der Bedarf der Eingeborenen an Kulturerzeugnissen zunehmen.

Die Ausgaben, die für die Kolonien zu tragen waren, hatten in den letzten Jahren vor dem Kriege nur noch eine geringe Bedeutung für den Gesamthaushalt des Reiches. Samoa und die Südpazifikinseln erforderten seit

Jahren keinen direkten Zuschuß aus Reichsmitteln mehr. Ohne Zuschuß des Reiches deckte auch Togo seine gesamten Verwaltungskosten selbst. Für Neu-guinea waren für das Jahr 1914 in den Etat 1 717 022 Mark eingestellt worden gegen 1 327 267 Mark im Jahre 1913. Man wollte gerade damit beginnen, dieses bisher nur kümmerlich bedachte zukunftsvolle Land etwas mehr zu fördern. Für Ostafrika sah der Etat einen Reichszuschuß vor von 3 300 000 Mark, für Kamerun von 3 166 318 Mark. Bei normaler friedlicher Entwicklung war daher damit zu rechnen, daß in einigen Jahren auch diese Schutzgebiete ihre Verwaltungskosten selbst decken konnten. Die eigentliche Zivilverwaltung wurde bereits durch die eigenen Einnahmen gedeckt. Die Zuschüsse waren für die Kosten der Schutztruppe bestimmt.

Staatssekretär Dr. Solf hat vollkommen zutreffend in seiner Rede in der Berliner Philharmonie am 21. Dezember 1917 darauf hingewiesen, daß Afrika in der Entwicklung des Erdkreises eine Rolle von rasch wachsender Bedeutung spielen wird. Der steigende Bedarf an Rohmaterialien, bald auch die Sorge um den Absatz von Fabrikaten werden zu einem verstärkten Wettbewerb bei der Erschließung der Hilfsquellen dieses Erdteils führen. Deutschland muß deshalb darauf Bedacht nehmen, daß es dabei nicht ausgeschlossen wird.

Von gewissen Kreisen in England ist eine vollständige Internationalisierung der Kolonien mit gemeinsamer Verwaltung der europäischen Schutzstaaten vorgeschlagen worden. Die Idee dürfte manchem internationalen Sozialisten recht verlockend erscheinen. Daß sie nicht leicht verwirklicht werden kann, ist sicher. Es würde schon schwer fallen, die Staaten zu einer Verständigung über die tropischen Gebiete Afrikas zu bringen. Damit wäre aber das kolonialpolitische Problem noch lange nicht erfaßt; die Südsee und die großen asiatischen Kolonialländer, über die eine Verständigung noch viel schwerer möglich scheint, blieben unberücksichtigt.

Staatssekretär Dr. Solf erstrebt mehr als eine Wiederherstellung des deutschen Kolonialbesitzes in Afrika. Er wies darauf hin, daß die gegenwärtige Verteilung Afrikas unter die europäischen Kolonialstaaten das Produkt einer relativ jungen Entwicklung ist, in der neben antiquierten Herrschaftsansprüchen mehr oder weniger zufällige Ereignisse die entscheidenden Faktoren gewesen sind. Einzelne unternehmungslustige Männer vermochten durch den Abschluß von manchmal recht ansehbaren Verträgen mit eingeborenen Machthabern ihren Heimatstaaten einen Vorsprung im Wettlauf um den Besitz afrikanischer Gebiete zu sichern. Durch solche Vertragsabschlüsse wurde der Grund zu den deutschen Kolonien Südwest, Ostafrika, Togo und Kamerun gelegt. So beträchtlich die Ausdehnung dieser Schutzgebiete ist, haben doch andere Staaten Besitztitel auf Gebiete, die bis zum Achtzigfachen des Mutterlandes gehen. Das gilt zum Beispiel für Belgien, Frankreich und Portugal. Solf will daher ein neues Afrika aus dem Friedensvertrag hervorgehen lassen. Er betonte, wer einen dauernden Frieden anstrebe, könne die Aufrechterhaltung der heutigen Besitzverteilung in Afrika nicht wollen, weil sie in keiner Weise weder dem kolonialisatorischen Können noch dem Kräfteverhältnis der beteiligten Nationen entspräche. Wir lehnen diesen Gedanken ab, wenn daraus die Gefahr eines künftigen Krieges entsteht; die Masse des deutschen Volkes würde wegen der Ausdehnung des Kolonialbesitzes gewiß nicht kämpfen wollen.

Der Staatssekretär des Kolonialamts wünscht auch nicht mit dem Schwert in der Hand die Neuregelung in Afrika zu erzwingen. Er erhofft sie von der Verständigung der beteiligten europäischen Staaten. Nicht eine Neuverteilung allein sei zu erstreben, sondern für den ganzen Erdteil oder wenigstens für die tropischen Gebiete sei ein Vertragssystem zu schaffen, das die gemeinschaftliche Arbeit der Staaten regelt. Solf hat gegen eine Entwicklung nichts einzuwenden, die dazu führt, daß die in ein solches Vertragssystem einbezogenen Gebiete allmählich den Charakter einer gemeinschaftlichen Kolonie der europäischen Staaten annehmen, in der die Besitzer der Einzelgebiete zu Treuhändern der Gesamtorganisation werden.

Mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker kann man, wie zuzugeben ist, das afrikanische Problem nicht lösen. Vielleicht ließe sich in Marokko, Algier, Tunis, Ägypten eine Willenskundgebung der Völker herbeiführen; in Zentralafrika sind aber nur in einigen Gebieten Völkerschaften über die Stammesorganisation hinaus zur Bildung eines Staatswesens von größerem Umfang unter Leitung eines Fürsten gelangt. Erst die europäischen kolonisierenden Staaten haben den häufigen, volksverwüstenden Stammesfehden ein Ende gemacht und für einen allgemeinen Landfrieden gesorgt. Verschwunden sind jedoch die zum Teil jahrhundertealten Gegensätze zwischen den eingeborenen Völkern und Stämmen nicht. Wer die Räumung der Schutzgebiete fordert und den Eingeborenen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker die Regulierung ihrer Zukunft überlassen will, setzt sich für die Schaffung eines Chaos ein.

Eine internationale Verständigung über die wichtigsten Kolonialfragen ist bei allseitigem guten Willen durchaus möglich; waren doch schon vor dem Kriege mancherlei Abkommen getroffen worden, zum Beispiel bezüglich des Waffenhandels, der Schnapseeinfuhr, der Bekämpfung der Schlafkrankheit usw. Dr. Solf möchte vor allem das wichtigste afrikanische Problem, die Erhaltung und Förderung der Eingeborenen, zum Gegenstand internationaler Übereinkunft gemacht sehen. Er wagt es endlich, rückhaltlos den Herrenmenschenstandpunkt gegenüber den Eingeborenen preiszugeben und sich zu Ansichten zu bekennen, die von den Sozialisten schon von jeher verfolgt worden sind. Solf hält weitestgehende Schutzbestimmungen für die erste Zeit nach Beendigung des Krieges für besonders dringend geboten. Das erschöpfte Europa werde einen gewaltigen Hunger nach den Produkten der Tropen haben. Und diese Notlage werde für gewisse Interessentengruppen eine große Versuchung sein, ohne Rücksicht auf das Gedeihen und die Wohlfahrt der afrikanischen Stämme, ohne Schonung des afrikanischen Bodens und seiner wichtigsten Bestände Raubbau zu treiben. Eine gewissenlose Ausbeuterpolitik könnte sich zwei Opfer suchen: einmal die natürlichen Schätze des Landes, sodann seine Menschenkraft. Was in dieser Hinsicht gesündigt werden kann, hat die Menschheit schauernd an den KongoGreueln unter der Herrschaft des Belgierkönigs Leopold erlebt.

Es sind zwar zumelst egoistische Motive, wenn die kolonisierenden Staaten für Schulen und Gesundheitswesen in den Kolonien größere Mittel aufwenden; aber aus purer Menschenliebe haben die herrschenden Schichten auch in Europa nicht das Schulwesen ausgebaut. Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, der Ausbau der Sozialreform sollen Menschen für die Arbeit erhalten. Trotzdem kann uns Sozialdemokraten auf diesen Gebieten

nicht genug geschehen, weil jede Verbesserung der Sozialpolitik die Arbeiterschaft rüstiger macht. Das gleiche gilt von den Eingeborenen der Schutzgebiete. Deshalb haben wir im Reichstag vielfach auf eine Erhöhung der Ausgaben für Schulen und Gesundheitsdienst in den Kolonien gedrängt. In Zukunft werden wir noch mehr für solche Kulturarbeit eintreten müssen.

Welche Entwicklung die Kolonialfragen nehmen, hängt vom Friedensschluß ab. So viel steht aber fest, daß die Sozialdemokratie sich einer argen Unterlassungssünde schuldig machen würde, wenn sie nicht allen Kolonialproblemen volle Aufmerksamkeit schenken und an ihrer Lösung mitarbeiten wollte.

Politik und Wirtschaft in Spanien.

Von Ferdinand Moos.

Die zu uns gelangenden Nachrichten aus Spanien melden wirtschaftliche Nöte, politische Bewegungen, Unruhen im Heere und unter der arbeitenden Bevölkerung der Industriegegenden. Genaue Angaben fehlen jedoch. Über dem Ganzen breitet sich ein verhüllender Schleier aus. Post und Telegraph von der Iberischen Halbinsel stehen unter der Kontrolle französischer und englischer Nachrichtenbeamten, die nur das zu uns gelangen lassen, was ihnen gefällt.

Wie diese Nachrichten besagen, sind die Neuwahlen für die Cortes auf den Monat Februar angesetzt, und Garcia Prieto bleibt einstweilen an der Spitze der Regierung. In Barcelona, Malaga und anderen Orten sind wiederum Unruhen ausgebrochen, denen als besonders beunruhigendes Moment die erneute Tätigkeit der Heeresauschüsse an die Seite tritt. Die lehterwähnte Meldung verdient die größte Beachtung. Das Heer ist in Spanien der Eckstein, der Tragspfeiler der Staatsordnung. Das Buch des Generals de Torcy über das spanische Heer begründet ausführlich diese Anschauung. An allen politischen Entwicklungen war das Heer beteiligt. Die Generale O'Donnel, Espartero, Prim, Serrano und die große Zahl der anderen, die ihren Degen in die Wagschale geworfen haben, sind Zeugen dieser Tatsache. Ihr entspricht die Bedeutung, welche die höheren Offiziere auf der Liste der Staatspensionen einnehmen. Nach dem Kriege mit den Vereinigten Staaten gab es 499 Generale, 578 Obersten und 23 000 niedrigere Offiziere, welche nicht weniger als 60 Prozent der jährlichen Heeresausgaben im Budget erforderten: 80 Millionen Peseta für die Generale, 45 Millionen für die Truppe und 13 Millionen für das Kriegsmaterial. Als vor einigen Jahren die Altersgrenze für die Generale von 68 auf 64 Jahre, für die Obersten von 65 auf 62 Jahre herabgesetzt werden sollte, ging der Widerstand gegen die Maßregel von den Generalen Weyler und Polavieja aus. Die weitausgreifenden Reformpläne, die General Lucque im Jahre 1906 vortrug, fanden fast nur bei den Republikanern Unterstützung. Von den Konservativen und einem Teil der Liberalen wurden sie bekämpft, ihnen schloß sich der Republikaner Soriano an, der mit dem Vorschlag zur Schaffung eines Milizheeres von 200 000 Mann auftrat.

Seit der Wiederherstellung der Bourbonen kam es zum ersten Male im Winter 1905 zum Konflikt zwischen den Militär- und den Zivilgewalten. Einige Zeitungen in Barcelona hatten durch scharfe Sprache über Ange-

legenheiten des Heeres das Mißfallen der Offiziere erregt. Sie forderten von der Regierung, daß solche Angriffe von den Kriegsgerichten abgeurteilt werden sollen. Dem widersprach der Ministerpräsident Montero Rios, der deshalb seinen Platz an Moret abtreten mußte. Garcia Prieto, in jenen Tagen Kriegsminister, suchte einen Ausweg und schlug vor, daß Angriffe auf das Heer mit schärferen Strafen als bisher belegt werden, aber den Zivilgerichten überlassen bleiben sollten. Als darauf General Lucque seine Demission in Aussicht stellte, trat Garcia Prieto vom Amte zurück. Man fand schließlich folgende Lösung des Konflikts: Angriffe auf das Heer werden an die Kriegsgerichte verwiesen, aber Angriffe auf den Staat bleiben den Zivilgerichten überlassen. Dieses Abkommen wurde von den Cortes gutgeheißen, jedoch in Abwesenheit der Karlisten, Katalonier und Republikaner. Das System ist seitdem von allen Regierungen beobachtet worden. Die den Angriffen auf das Heer winkenden Strafen sind sehr hart.

Trotz dieser Begünstigung des Heeres nistete sich wachsende Unzufriedenheit in seinen Reihen ein. Die Ursachen sind mangelhafte Beförderung, Nepotismus, unzureichender Sold und eine daraus sich ergebende schwierige soziale Lage der Offiziere. Der Monatssold eines Infanteriehauptmanns beträgt zum Beispiel, Abzüge eingerechnet, 235 Peseta. Demgegenüber steht nach militärischen Angaben eine Ausgabe von mindestens 292 Peseta, die wie folgt berechnet wird: Miete 50 Peseta, Dienstpersonal 12,50, Heizung 14, Wäsche, Seife usw. 11, Schuhzeug 12, Bücher und Papier 20, Beleuchtung 8 Peseta, zusammen 127,50 Peseta. Ferner für Frühstück, Mittag- und Abendessen monatlich 164,50 Peseta.

Diese Zustände haben, wie es scheint, einen Teil der Chargen auf Wege gedrängt, welche abseits der Regierungspolitik liegen. Es war schon seit geraumer Zeit bekannt, daß sich Militärausschüsse (Juntas) bei allen Waffen und in allen Garnisonen gebildet hatten, deren Leitung beim Zentralauschuß (Junta Central) in Barcelona lag. Im vergangenen Sommer trat diese an die Regierung mit der Forderung heran, daß die Klagen des Heeres gehört und die Ursachen abgestellt werden. Die Zeit des Harrens sei vorüber. Gleichzeitig wurde eine Adresse an den König angekündigt.

Der Generalkapitän in Barcelona ließ die wortführenden Offiziere auf die Festung Montjuich bringen; aber der Eindruck des Vorfalles war in Madrid so tief, daß die Offiziere in Freiheit gesetzt und der Generalkapitän abberufen werden mußten. Es kam zu einem Kompromiß, von dessen Einzelheiten die Öffentlichkeit wenig erfuhr. Die Militärausschüsse wurden zwar als ungesetzlich und disziplinwidrig bezeichnet, aber sie wurden de facto geduldet. Da die Abhilfe im wesentlichen auf eine Reform des Offizierkorps und auf eine Budgetforderung hinauslief, handelte es sich darum, Zeit zu gewinnen.

In den folgenden Monaten trafen, zum Teil durch die Kriegspropaganda der Entente geschürt, Streiks und Unruhen auf, die zunächst die Eisenbahn- und Bergarbeiter auf den Plan riefen. Die Bewegung war im ersten Stadium von einer starken politischen Erregung begleitet, die ihren Ausdruck in einer großen Versammlung der sozialistischen und republikanischen Führer in Madrid fand. Die Regierung schritt mit Verboten, Zensur, Aufhebung der Verfassungsparagraphen und Militär ein. In der Hauptsache war es auf eine Demonstration gegen die Politik der Regierung auf dem Gebiet der Ernäh-

rung abgesehen. Obgleich es aber in Madrid, Barcelona, Bilbao und anderen Orten zu Kämpfen kam, erlosch doch die Bewegung bald. Sie hatte unter den Arbeitern von Anfang an wenig Sympathie gefunden.

Graf Romanones hatte, als der Sturm heranzog, das Ministerpräsidium an Dato abgeben müssen, der dasselbe weiter in die Hände von Garcia Prieto gab. Bei dem Rücktritt von Romanones geriet die liberale Partei in Zwiespalt, der sich, äußerlich betrachtet, als die wichtigste Phase in der inneren Entwicklung Spaniens darstellt. Dadurch wird es nämlich fast unmöglich, das seitherige System der Ablösung der konservativen durch die liberale Partei und *vice versa* fortzusetzen. Man hat nun ein Koalitionskabinet vorgeschlagen, dem Mitglieder aller Gruppen angehören sollen. Viel Hoffnung wird auf diesen Gedanken nicht gesetzt. Der König hat alle Parteien zu Rate gezogen, auch Maura, aber man fand schließlich nichts Besseres als den Ausweg, die Regierung Garcia Prieto zu überlassen, der, links von Romanones in der liberalen Partei stehend, immerhin Einfluß auf die anderen Liberalen besitzt. Die Ursache des Zwiespalts der Liberalen, der jetzt als unheilbar bezeichnet wird, liegt zum Teil — aber nur zum Teil — auf dem Gebiet der auswärtigen Politik. Romanones hat sich für eine stark ententefreundliche Politik ausgesprochen, was nicht allen Liberalen genehm ist. Überhaupt nimmt Romanones eine Stellung ein, welche ihn als Anwalt der Entente erscheinen läßt. Einen entgegengesetzten Standpunkt hat Maura in einer aufsehenerregenden Rede in Beranga eingenommen. Immerhin halten sich diese Antipoden in gewissen Grenzen und betreten nicht die äußerste Linie. Sowohl Dato als Garcia Prieto und Maura sind der Ansicht, daß man der Entente entgegenkommen, aber einen direkten Anschluß an die Kriegsführenden vermeiden soll. Ein elastisches Neutralitätsprogramm, das allen Parteien zu Gefallen sein soll.

In den letzten Monaten hat die Beunruhigung im Lande zugenommen und die Regierung, um eine klare Situation zu schaffen, wie schon erwähnt, Neuwahlen für den Monat Februar angeordnet. Dabei hat sie die Zusage gemacht, daß die Wahlen vollständig unbeeinflusst vor sich gehen sollen. Da der Ausgang der Wahlen bisher stets von dem Räderwerk und den Agenten (Kaziken) der Regierung abhing, so handelt es sich, vorausgesetzt, daß das Versprechen eingehalten wird, diesmal um den Versuch einer Neuerung, deren Ergebnis mit Interesse erwartet werden muß.

Die Quellen der Unruhe, welche Spanien erfüllt, fließen weder aus sozialistischem noch aus republikanischem Erdreich, obgleich begreiflicherweise der große Strom der Unzufriedenheit Zuflüsse von diesen Seiten erfährt. Die Ursache der wachsenden Unruhe heißt: wirtschaftliche Not. Es fehlt dem Volk an Weizen, Brot, Kohlen, Licht, Reis, Stockfisch — an Nahrungsmitteln fast jeder Art. Der Weizenmangel ist so groß, daß die Regierung die Vorräte im Lande beschlagnahmt hat und bedeutende Ankäufe in Argentinien vornehmen läßt. Madrid hat zeitweilig keine Beleuchtung gehabt, weil es an Kohlen fehlt. Alle Erfordernisse des Lebensunterhalts sind knapp und teuer geworden. Darüber klagt der weitaus größte Teil der Arbeiter und Kleinbürger.

Eine unbestreitbare Ursache des Mangels an Nahrungsmitteln ist in der Ausfuhr zu finden. Die Bewegung in Nahrungsmitteln betrug nach den statistischen Angaben in den ersten acht Monaten der Jahre:

	Einfuhr	Ausfuhr
1915	156724542 Peseta	248815289 Peseta
1916	140521170 -	359374844 -
1917	97101135 -	365445450 -

Es liegt also ein starker Überschuß der Ausfuhr von Nahrungsmitteln über die Einfuhr vor. Ein Teil entfällt allerdings auf Früchte, die stets Hauptexportartikel waren und von denen genug im Lande bleibt, aber andere Artikel werden, laut allgemeiner Klage, dem eigenen Bedarf entzogen, angelockt durch die hohen Preise im Ausland.

Gegen diese Ausfuhr hat die Regierung bereits 1915 Maßregeln ergriffen, die seitdem vielfach verschärft wurden. Die Ausfuhrverbote sind Legion, und die Überwachung der Grenzen ist scharf. Den Verkäufern ist verboten, außerhalb des Umkreises von 10 Kilometern der Zollämter große Vorräte zu halten. Auch die Ausfuhr nach den Kanarischen Inseln, Marokko usw. steht unter strenger Bewachung. Die Regierung behauptet, daß diese Maßregeln die Ausfuhr jetzt tatsächlich verhindern und daß der Mangel an der Rückwirkung der starken Ausfuhr in dem ersten und zweiten Kriegsjahr liege. Dem wird jedoch widersprochen. Insbesondere wird auf die große Zahl von Ausfuhrerlaubnischeinen hingewiesen, die noch fortgesetzt erteilt werden. Große Mengen von Getreide, Rosinen, Vieh, Fleisch, Textilfabrikaten, Eisenbahnwaggonen, Maultieren, Pferden, Munition und Waffen gehen noch immer ins Ausland, namentlich nach Frankreich. Eine andere Ursache des Mangels wird in den schlechten Verkehrsverhältnissen gefunden. Die Eisenbahnen sind überlastet, und die Schiffe der Küstenschifffahrt sind infolge der hohen Seefrachten in großer Zahl auf die See geschickt worden. Die Versorgung des Landes mit Kohlen erfolgt zu einem guten Drittel aus England. Diese Quelle fließt zurzeit nicht. Die asturischen Bergwerke liefern den größten Teil der heimischen Produktion. Nun ist aber die Kohlenausfuhr aus den asturischen Häfen infolge der anderweitigen Verwendung der Schiffe beträchtlich gesunken.

Die von der Regierung im Oktober 1917 eingefetzte »Generalkommission für Ernährung« soll Zuteilung, Preis und Verbrauch aller Bedarfsartikel regeln. Ihre Kompetenzen werden jedoch als unzureichend bezeichnet, namentlich was die Rohstoffe anbelangt.

Die Eisenbahnen haben zwar einen gesteigerten Verkehr, aber die Teuerung aller Materialien hat die Ausgaben unverhältnismäßig erhöht. Die Preissteigerung gegen 1915 beläuft sich bei Kohlen um 375 Prozent, Stahlplatten 108, Stahlröhren 389, Kupferplatten 177, Metallartikeln 223, Schienen 130, Schrauben 160 Prozent. So betrug denn bei der Nordbahn 1916 die Zunahme der Einnahmen 18 407 757 Peseta, die Zunahme der Ausgaben 21 823 276 Peseta. Der Reingewinn ist auf 10 259 802 Peseta und die Dividende von 18 auf 15 Peseta herabgegangen.

Den ernststen Bildern steht der Aufschwung eines Teiles der Großindustrie gegenüber, in erster Reihe der Metallindustrie, der Schifffahrt, der chemischen Fabrikation. An größeren Kohlenwerken gibt es 22. Die bedeutendsten 12 darunter verteilten an Gewinnen auf ein Nominalkapital von zusammen 162 Millionen Peseta 1913 7,7, 1916 aber 15,8 Millionen Peseta. Vor allem zeigen die Schifffahrt und der Schiffsbau eine enorme Entwicklung. Die Zahl der Gesellschaften hat sich durch Fusionen vermindert; aber das Kapital ist von 140 auf 286 Millionen Peseta gestiegen. Zugleich sind die Dividenden

gewaltig emporgeschneilt. Die höchste Dividende wurde 1916 von der Maritima Union mit 160 Prozent gezahlt, während diese Gesellschaft 1914 nur 2 Prozent verteilt hatte. Der Kurs ist in dieser Zeit von 44 auf 524 gestiegen. Diese Beispiele lassen sich vervielfachen.

Zum vollen Ausdruck kommt der Aufschwung in Industrie und Finanz im Verschwinden des Goldagios, in der Hebung der Wechselkurse und in dem sehr hohen Goldbestand der Bank von Spanien.

	Wechselkurse in Madrid			
	1914	am 23. Juli 1915	1916	am 31. Juli 1917
Paris, Peseta für 100 Franken	103,80	93,60	84,35	76,15
London, Peseta für 1 Pfund Sterling . .	26,12	25,08	23,70	20,90
Goldagio	4 Proz.	3 Proz.	0 Proz.	0 Proz.

Die Bank von Spanien zeigt folgende Entwicklung (in Millionen Peseta):

	Gold	Silber	Notenumlauf	Diskont
24. Juli 1914	543	730	1919	4 1/2
4. August 1917	1717	742	2584	4 1/2

Seitdem hat die Entwicklung ihre Bahn nicht verlassen; sie ist vielmehr weiter fortgeschritten.

Man sieht aus dieser knappen Darstellung von Licht und Schatten, wie schwer die durch den Krieg herausbeschworenen Verhältnisse auf der großen Mehrzahl der Nation lasten.

Kunst, Volk und Staat.

Von Georg Beyer.

Als der Krieg begann, versank scheinbar die Kunst. Die Bühnen schlossen die Tore, die Dichter und Maler, die Künstler und Literaten sahen ihr Werk vergehen, umbrandet von der furchtbarsten Krise des menschlichen Geistes. Der Klang der Worte, die Glut der Farben erschien so nichtig — ein Spiel, das der Menschheit nur in ihren glatten Feiersunden dienstbar sein konnte. Zertrümmert waren die Ideale menschlichen Beglückungsdranges, fassungsloses Entsetzen unter den rauen Händen brutaler Gewalt.

Es ist gut, bei der Erörterung künstlerischer Fragen an jene Tage ästhetischer Not zurückzudenken. Blihgartig erhellte sich, daß in der zerklüfteten Gesellschaft die Kunst zu keinem Stützpunkt in seelischen Erschütterungen geworden war; daß die heißen menschlichen Erregungen sich nicht auf sie übertrugen und emporschlügen. Als sich die Bühnen wieder öffneten, gab es klingenden Hohenzollernpathos und Possengrauen. Und auch heute noch ist das Theater kein Widerspiel der Wirklichkeit, das uns erlöst und befreit, sondern eine Stätte, zu der man nur aus der Wirklichkeit flieht, um zu vergessen:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Das weltabgewandte Ideal Schillers wurde wieder gegenwärtig; aber Freiheit und Schönheit blühten nicht einmal im Reiche der Träume und der Gefänge. Die Statistik der beliebtesten Bühnenwerke in Kriegszeitern liefert dem späteren Kulturhistoriker ein Material, das die Tage unserer »geistigen Erhebung« auf's grausamste illustrieren wird.

Mitten in diesen Tagen erlebten wir, als Burgfriedensprodukt, den Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur, der uns am Hildesheimer Rosenstock erblühte. »Macht das Theater zum Gemeingut des Volkes! Die Theaterkulturbewegung soll eine Massenkulturbewegung werden, getragen von dem sittlichen Willen des ganzen Volkes.« Demokratisierung, Sozialisierung des Theaters, Zusammenschluß aller Deutschen! »Und darin besteht eines der beiden Hauptziele des Verbandes, zu dessen Erreichung sich auch die widerstrebendsten Gegensätze die Hände reichen können: Schaffung von Möglichkeiten, um das Theater den breiten Massen zugänglich zu machen.« (Heinrich Schulz in der »Glocke« Nr. 31, 1917.) Wer möchte sich dem Ziel entgegenstellen, daß das Theater im künftigen Deutschland nicht mehr allein dem Besitzenden ausgeliefert werden soll; daß der Kampf gegen das Geschäftstheater not tut? Wie prächtig auch der Gedanke eines Nationaltheaters, das von Lessing bis über Wagner hinaus von allen Generationen gefordert wurde!

Die demokratische Erweiterung des Theaterbesuchs löst jedoch nur die eine Seite des Problems, nicht einmal die entscheidende. Wie steht es heute mit dem Verhältnis der breiten Massen zum Theater? Der Hunger nach der Bühne ist groß; nie waren die Karten zu den Volksvorstellungen, die die Gemeinden oder die sozialdemokratischen Bildungsausschüsse veranstalten, schneller vergriffen als heute. Wer aber tieferen Einblick gewinnt, der findet schnell, daß hier keineswegs nur echter Erhebungsdrang glüht. Wir sehen von der unzulänglichen Vorbildung ganz ab: woher sollte die reine Sehnsucht nach dem Künstlerischen auch kommen? Im Ohre braust noch der Widerhall der dröhnenden Fabrikmaschinerie, die Seele drängt zur Entspannung in Unterhaltung, im Vergnügen; das ist das erste. Eng damit zusammen hängt die starke Hinneigung zur Sentimentalität auf der Bühne. Edelmut und Herzenspein im Kampf und Sieg mit den dunklen Gewalten! Die Phantasie wird beflügelt; sie verkürzt die harte Grausamkeit und die frühe Gemeinschaft des Alltags. Wie sollte da das Unterscheidungsvermögen für die künstlerischen Mittel erprobt werden! Die Arbeiter sind mit ihren seelischen Nöten im Theater im Grunde weit größere Romantiker als die Bourgeois, weil sie heute nicht vermögen, die Schönheit der Welt und ihrer erhabenen Ideen geistig in der Wirklichkeit zu finden; sie brauchen vielmehr schimmernden Glanz des Wortes, den zündenden Pathos, um die heiße Erbauungsflamme zu spüren. Darum kann man immer wieder beobachten, daß die breiten Massen durch die dramatischen Wellen des künstlerischen Naturalismus, das Armeleutstück mit seiner breiten Nachzeichnung proletarischer Gegenwart, gar nicht im tiefsten erfasst werden. Die Tragik der eigenen Klassengenossen steht ihnen zu nahe, das Widerspiel ihrer Umwelt auf der Bühne mit den Einzelheiten des Alltags erregt nicht in dem Maße die befreiende Phantasie wie die mitreißende Kraft schwungvoller Ideale, die eine romantische Sehnsucht erklären oder eine Erlösung in einer besseren Welt verheißen. Man mache ein Experiment: man gebe vor Arbeitern nacheinander »Fuhrmann Henschel« und »Die versunkene Glocke«. Die große Mehrzahl, nicht nur Frauen und Mädchen, wird sich für die zauberhafte Geschichte von Heinrich und Raufendelein entscheiden.

Darum gilt es, neben dem Ziele, das Theater den Massen zu erschließen, ihre Seelen für die tiefsten Erbauungswerte der dramatischen Kunst zu

öffnen, die ihnen die höchsten Probleme der Welt und der Menschheit, die gewaltigsten geistigen Errungenschaften der Welt und der Nation in sinnlichster Form darbieten soll. Die bloße Möglichkeit des Genusses dramatischer Kunst erweckt noch nicht die heilige Glut, die die Kunst zum Ausdruck der Menschheitskultur und ethischen Entwicklungsantriebs macht. Die Frage der Theaterkultur ist ein Teilproblem unserer sozialen Bildungsfrage, schließlich eng zusammenhängend mit dem Kampf um höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit. Nur der Arbeiter, den die Tagesfron nicht allzusehr bedrängt und der mit einigermaßen entspannten Nerven ins Theater gehen kann, vermag sich loszulösen vom erdgebundenen Alltag und kann rein die Höhe eines künstlerischen Problems verspüren.

Man fordert die Mitwirkung des Staates und der Gemeinden am Werke der Theaterkultur. An die große Neuordnung nach dem Kriege knüpft man Hoffnungen, daß sie auch die Kunst einordnen werde in die Reihe der Aufgaben, die der staatlichen Pflege im Dienste der Volksgemeinschaft mehr als bisher bedürfen. Nicht nur die Schaffenden erheben hier starke Bedenken. Wie der Künstler »frei« atmen müsse, um die schöpferische Idee zu empfangen, so glaubt man auch an eine Verengung für die Genießenden, wenn man die staatliche Organisationsmaschinerie aufrufe, um den Theaterbetrieb stärker als bisher zu beeinflussen. Robert Breuer sagt in der »Schaubühne« (Nr. 44, 1917) in einem Aufsatz, der gegen die Ziele des Theaterkulturverbandes Bedenken äußert, unter anderem: »Wo die Neigung regiert, den Willen der Massen sprechen zu lassen, und wo gar die Notwendigkeit besteht, aus den verschiedenen Färbungen solchen Wollens eine Mischung zu präparieren, da kann nur abgebrauchte Scheidemünze ausgegeben werden.« Wie fürmen sich die Schwierigkeiten, wenn man dem Staate das Kunstzepter in die Hand drückt, auch wenn wir schon für kommende Tage mit einem ganz anderen Preußen-Deutschland rechnen! Es ist Ziel der Bühnenkunst, höchste Geistigkeit in einfachster sinnlicher Form zu bieten und als edelstes Resultat das Gefühl der inneren Freiheit zu erreichen. Dazu muß sie aber auch selbst frei sein, frei von allen Momenten nichtkünstlerischer Natur. Nur in der Freiheit atmet sie Lebenslust. Nehmen wir an, der problematische Verfassungssatz: »Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei« würde ergänzt werden durch den Satz: »Die Kunst und ihre Ausübung ist frei.« Diese Freiheit der Kunst wird aber in einem Klassenstaat stets bedroht bleiben. Der Gedanke, daß die Kunst auf ihrem Gebiet selbstherrlich ist, daß sie moralisch und patriotisch und religiös ebensowenig sein kann wie viereckig oder grün, wird seine erbitterten Gegner behalten; jede Staatsautorität wird dazu neigen, sich auch der Kunst im Kampfe für ihre Staatsräson und die herrschende Weltanschauung zu bedienen. In seinem Vortrag über »die Freiheit als Voraussetzung der künstlerischen Entwicklung« sagt Wolfgang Heine treffend: »Aufgabe und Interesse des Staates ist, die Macht der Mächtigen zu erhalten. Mögen die Mächtigen im Staate nun die Fürsten sein oder Aristokraten, oder mag es der Demos sein. Auch ein demokratischer Staat hat eine Machtposition zu verteidigen. Alles Neue stellt das Alte in Frage und erschüttert damit die bestehenden Machtverhältnisse. Alles Fremdbliche verletzt die Gefühle, und die Gefühle des Volkes sind noch leichter verletzt als die Gefühle einzelner. Der moderne Machtstaat ist um so argwöhnischer und um so ängstlicher gegen den Geist, je schwächer er sich in seiner Position

bereits fühlt. »Die ganze Richtung paßt uns nicht«: es ist zu befürchten, daß das klassische Wort des Berliner Polizeipräsidenten im Kampfe gegen den Naturalismus aus den achtziger Jahren so lange lebendig bleibt, solange die Kunst glühenden Atem verprüht, überlieferte Formeln zerbricht und in der Idee die Sittlichkeit einer Klassensitte unterwühlt.

Es stimmt nicht gerade zu grünender Hoffnung, wenn man sieht, wie sehr sich gerade während des Krieges der Druck derjenigen vermehrt hat, die ihre Abneigung gegen die freie Entfaltung der Kunst nicht mit ästhetischen Gesichtspunkten, sondern mit den Argumenten der bedrohten Weltanschauung begründen. Nicht alle Gebiete der Kunst werden gleich bedacht. Am wenigsten Tonkunst und Baukunst, wenig mehr Plastik und Malerei; Lyrik und Epik entzünden schon hitzigere Bekämpfung. Hauptangriffsobjekt aber ist die lebendige Anschauung auf der Bühne, das Drama, und Kampf gegen die Freiheit der Kunst ist heute im wesentlichen Kampf gegen die Freiheit der Bühne. Das sezuelle Kardinalproblem des Lebens möchten die moralischen Rigoristen in der Kunst möglichst noch mit der Klapperstorchhypothese gelöst sehen. Die konfessionellen Eiferer mißachten das edelste Ethos eines Bühnenerwerkes, wenn es nicht dogmatische Empfindlichkeiten schont; im Gegenteil, wo die Religion versagt, soll die Kunst helfen. Die politisch-nationalen Ribungen halten die Erörterung sozialer Probleme auf der Bühne für staatsgefährlich und glauben, daß jedes Drama seinen Zweck verfehlt habe, das nicht in einer Hohenzollerngloriole münde, die Erhabenheit des deutschen Volkes unter allen Völkern preise und die Abscheulichkeit des Klassenkampfes predige. Tendenz ist gestattet, aber nur, sofern sie der »Tendenz« der Herrschenden entspricht. Wir wollen mit alledem nicht sagen, daß Tendenz schon an sich etwas Außerkünstlerisches ist. Der lebendige Hauch hoher Ideen atmet in den gewaltigsten menschlichen Kunstwerken. Nur von der Tendenz wollen wir verschont bleiben, die nicht künstlerisch ist; deren rohtäppische Hand kein reifes künstlerisches Ausdrucksmittel für ihre Anschauung finden konnte.

Dem Gegner des freien Kunstschaffens sind scharfe Waffen ausgeliefert. Zunächst die polizeiliche Zensur. Ihre Aufgabe ist es, Kunstwerke von nichtkünstlerischen Gesichtspunkten aus zu prüfen und bestimmte konfessionelle, landläufig-moralische, politische Maßstäbe anzulegen. Es ist bekannt, in welcher Weise sich die Zensur gerade während des Krieges entfalten konnte. Grundsätzlich gefährlicher und bedenklicher ist jedoch eine andere Zensur, die wohl manche Herren vom Theaterkulturverband zu gering einschätzen. Die große Mehrheit der deutschen Bühnen gehört zum Machtbereich der betreffenden städtischen Verwaltung, die durch besondere Ausschüsse die Aufsicht über die Theater führen. Und diese sind stets ein Widerspiel der kommunalen Machtverhältnisse. In den Städten sind aber überall Parteien von bestimmten politischen, konfessionellen und damit bestimmt moralischen und kunstpolitischen Überlieferungen am Ruder, die immer ihre Macht in dem ihnen unterstellten Theater ausüben und den Spielplan in ihrem Sinne beeinflussen werden. Der Dramaturg einer preussischen Großstadt des Westens schreibt offen darüber: »Es gibt deutsche Großstädte, in denen bestimmte dramatische Werke bestimmter Autoren aus nichtkünstlerischen Gründen von der Bühne ausgeschlossen sind. Bevor überhaupt die offizielle polizeiliche Zensur Gelegenheit erhält, sich mit diesen Werken zu beschäftigen, hat die nichtoffizielle,

aber viel mächtigere Zensur sie bereits ausgeschaltet.« Nicht anders ist es an den Hoftheatern, wie jeder weiß.

Man sieht: um den Massen eine Gasse zum Kunstgenuß zu bahnen, kommt man mit dem Verlangen nach Verstaatlichung oder Verstadtklichung unter Umständen in eine böse Zwickmühle. Es macht manchmal den peinlichsten Eindruck, wenn Herren von der Leitung des Theaterkulturverbandes die Anerkennung höchster ziviler und militärischer Behörden für ihre Bestrebungen vorweisen. Letzten Endes mündet doch alles in den Kampf um die Macht. Alles, namentlich alle Freiheit will errungen, erkämpft sein. Wenn von der Leitung des Theaterkulturverbandes manchmal gesagt wird, die Frage der Kunstfreiheit stehe nicht zur Debatte, hier könnten die verschiedensten Anschauungen einander gegenüberstehen, wenn man nur im Kampfe gegen das Theaterprivilegium der Besthenden einig sei, so verschließt man sich vor der harten Logik der Wirklichkeit. Das soziale Problem des Theaters ist von dem der künstlerischen Freiheit nicht zu trennen; beides sind entscheidende Grundfragen der kommenden Demokratisierung, der gegenüber es heißt: »Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.«

Vielleicht könnte man auf einem anderen Gebiet die Forderung »Kunst dem ganzen Volke« viel stürmischer begrüßen: auf dem der Museenskultur. Wir haben, als staatliche und städtische Einrichtungen, eine große Anzahl Schausstellungen über die höchsten Güter der bildenden Kunst, die fernab von den Brennpunkten des religiösen und moralischen Meinungsstreits stehen. Geht aber von den Museen die Wirkung aus, die man erwarten durfte? Sie spielen nur eine geringe Rolle innerhalb der deutschen Volksbildung; ein gewaltiges geistiges Kapital trägt nur geringe Zinsen. Das liegt zum Teil am Wesen dieser Kunstwerke. Die bildende Kunst ist still, sie wirkt und lockt nicht wie die dramatische und musikalische Kunst. Es kommt darauf an, in den welksten Schichten die Sehnsucht nach bildender Kunst zu erwecken. Kommt die Masse nicht zur Kunst, so muß die Kunst zu ihr kommen. Die Leiter der Museen, die Assistenten müssen aus ihren Studierstuben heraus. Sie müssen lebendige Anschauung von den Gütern geben, die sie verwalten; staatliche und städtische Organisationen zur Kunsterziehung könnten sich auf kaum einem Gebiet schöner und vorurteilsloser entfalten als auf dem der bildenden Künste. Wir brauchen einen Museenskulturverband mit mindestens so großem Rechte wie die Gründung von Hildesheim.

Für die Arbeiterschaft soll Kunst in allen ihren Verzweigungen nicht mehr Flucht in das Reich des Schönen sein. Sie soll es als Erbtell ergreifen. Hören wir Richard Wagners Wort in »Kunst und Revolution«: »Laßt uns aufsteigen von dem Elend des Handwerkerturns mit seiner bleichen Geldseele zu dem freien künstlerischen Menschentum mit seiner strahlenden Weltseele. Aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört, als ein ewig unverstegbarer Quell des höchsten Genusses.« Im Kampfe um das Kulturerbe der Menschheit ist der Kampf um die Kunst ein Stück des großen sozialen und politischen Kampfes um die neue Gemeinschaft. Niemals sollten wir die höchste Kraft menschlichen Erhebungsdurstes Gewalten ausliefern, die nicht ohne Rückhalt Goethes Wort auf ihre Fahnen schrieben: »Alles um Liebe!«

Die Kriegsgewinne der Landwirtschaft.

Von Robert Leinert (Hannover).

Unter obiger Überschrift wendet sich in der »Kreuzzeitung« vom 30. Dezember 1917 Professor Wittschewsky gegen meinen Artikel in Nr. 12 der Neuen Zeit, betitelt »Krieg und Landwirtschaft«. Der Herr Professor behauptet, der »Hauptzweck« meiner Auslassungen sei, »die Herren Agrarier bloßzustellen«, und zu diesem Zwecke dünke mir »jedes Mittel heilig«. Wer mit solchen falschen Voraussetzungen an die Widerlegung der von mir dargelegten Tatsachen herangeht, kann keinen Anspruch darauf erheben, als wahrheitsfindend anerkannt zu werden.

Es kennzeichnet die Objektivität des Herrn Professors Wittschewsky, daß er schreibt, ich hätte mit »scheinbarem Tatsachenmaterial darzustellen versucht, in wie sträflicher Weise die zuständigen Regierungsorgane inmitten der sich steigenden Ernährungs Schwierigkeiten die deutschen Landwirte bevorzugt hätten auf Kosten aller anderen Gesellschaftsklassen«. »Mit kühnem Schätzungsvermögen« hätte ich »behauptet«, daß allein in diesem Jahre den Landwirten, besonders den Großgrundbesitzern, $2\frac{1}{2}$ Milliarden Mark an Mehreinnahmen zugeflossen seien. Nein, weder habe ich »scheinbare Tatsachen« angeführt, noch habe ich in dieser Beziehung etwas lediglich »behauptet«, sondern die unzweifelhafte Bereicherung der Großgrundbesitzer an der Hand von Tatsachen nachgewiesen. Herr Professor Wittschewsky versucht denn auch gar nicht, meine Berechnungen zu erschüttern. Soweit er sich überhaupt auf Tatsachen einläßt, muß er sie sogar bestätigen. So muß er zugeben, »daß ein Teil der Landwirte, und zwar Bauernwirtschaftler ebenso wie Großgrundbesitzer, durch die Verwertung ihrer Erzeugnisse beträchtliche Mehreinnahmen erzielt haben«. Er bestreitet nur, daß das für die Großbauern so erfreuliche Ergebnis auf systematischer Begünstigung durch das preußische Landwirtschaftsministerium beruhe. In 25 Heften der »Beiträge zur Kriegswirtschaft« sei dargelegt, welche Leistungen für die Verordnungen maßgebend gewesen seien. Irgendeine abwägende Überlegung habe allemal bei den bisweilen überraschenden Neuerungen im Hintergrund gestanden. Das ist natürlich richtig. Ohne Überlegung sind die Verordnungen nicht erlassen, aber sie sind immer erlassen mit der Absicht, den Landwirt nicht zu »verärgern«. Jedenfalls ist in Preußen den Verordnungen des Kriegsernährungsamts fast fortgesetzt Widerstand geleistet worden, weil der Landwirtschaftsminister v. Schorlemer, der für die Durchführung verantwortlich war, einen anderen Standpunkt einnahm als das Kriegsernährungsamt. So mißbilligte Herr v. Schorlemer, daß die Landwirte nur den für ihre Wirtschaft und Ernährung erforderlichen begrenzten Anteil ihrer Produktion zurückbehalten durften. Er wollte, daß die Landwirte nach ihrem Anbau entsprechende Mengen abzuliefern hätten, das, was darüber vorhanden sei, aber zur freien Verfügung behielten. Demgemäß ist in Preußen in der Hauptsache verfahren worden, und damit begann der Schleichhandel und die Sucht, alles zu Geld zu machen. Die Verordnungen wurden eben nicht streng durchgeführt. Das beweist zum Beispiel schon, daß in Ostfriesland in einem Kreise erst im Dezember 1917 (!) die Verordnung über die Milchverteilung eingeführt worden ist. Bis dahin gab es dort gar keine Milchrationierung, obgleich sie schon seit mehr als einem Jahre vorgeschrieben war.

Der Kampf gegen die Hamsterei richtete sich daher auch nur gegen die hungernen Käufer, denen die Waren von den Gendarmen abgenommen und die obendrein noch bestraft wurden. Den Landwirten, die unter Ausnutzung der Notlage der Städte Wucherpreise einheimsten, ist nichts in den Weg gelegt worden. Überhaupt ist doch nicht zu bestreiten, daß der Schleichhandel mit einheimischen Lebensmitteln nur entstehen konnte, weil die Landwirte die Lebensmittel sträflicherweise nicht abliefern, sondern zurückbehielten, obgleich die amtlichen Höchstpreise ihnen einen glänzenden Gewinn sicherten.

Die Höchstpreise glaubt Professor Wittschewsky mit dem Hinweis auf Angebot und Nachfrage und auf die Marktlage verteidigen zu können. Er sagt:

»Grundsätzlich dürfte auch der strengste Moralprediger nicht berechtigt sein, über die materiellen Vorteile sich zu entrüsten, die den landwirtschaftlichen Erzeugern aus ihrer Anlehnung an die gegebene 'Marktlage' zufließen. Da der elementare Satz von der Preisbildung durch das Verhältnis der Nachfrage zum Angebot auch während der Kriegszeit sich nicht ganz außer Kraft setzen läßt, so sehen sich aus natürlichen Gründen diejenigen Verkäuferkreise vor allem begünstigt, die am ausgiebigsten den gewaltig angewachsenen Bedürfnissen zu dienen imstande sind.«

Für die meisten landwirtschaftlichen Produkte kommen während des Krieges weder die Marktlage, noch die Bildung des Preises, noch Angebot und Nachfrage in Betracht. Das Getreide ist mit dem Augenblick der Trennung vom Boden beschlagnahmt, gehört also dem Besitzer nicht mehr, sondern dem Kommunalverband. Es kommt nicht in den freien Handel, der Besitzer kann keine Geschäftskonjunktur ausnützen, er kann seine Ware nicht zurückhalten oder vorzeitig verkaufen. Alle Voraussetzungen für die Preisbildung durch Angebot und Nachfrage fallen also bei den beschlagnahmten Waren weg. Deshalb gibt es auch keine Anlehnung an die Marktlage, die doch nur durch freies Angebot und Nachfrage geschaffen wird. Es kann sich demnach nur darum handeln, daß der Staat für die beschlagnahmten Produkte einen angemessenen Preis festsetzt, der einen »übermäßigen Gewinn« ausschließt. Nach der Bundesratsverordnung vom 23. Juli 1915 ist mit Strafe bedroht, »wer für Gegenstände des täglichen Bedarfs ... Preise fordert, die unter Berücksichtigung der gesamten Verhältnisse, insbesondere der Marktlage, einen übermäßigen Gewinn enthalten«. Bedroht der Staat den mit Strafe, der Preise fordert, die einen übermäßigen Gewinn enthalten — so darf er auch nicht selbst solche Preise gewähren. Das ist aber mit der Festsetzung der landwirtschaftlichen Höchstpreise geschehen, insbesondere mit der Gewährung von Prämien aller Art.

Das habe ich in meinem Artikel nachgewiesen. Daß nur aus »natürlichen Gründen« die Landwirte begünstigt worden sind, wird auch Herr Professor Wittschewsky nicht aufrechterhalten können. Oder ist die nachträgliche Bewilligung einer Prämie von 70 Mark zur Druschprämie von 60 Mark für Hafer und Gerste eine aus natürlichen Gründen erforderliche Liebesgabe? Das sind aufreizende »Vereicherungsstendenzen des Agrariertums«, die nur leugnen kann, wer sie nicht sehen will. Es kommt noch obendrein hinzu, daß die Landwirte durch Stellung von Druschkommandos, durch Verbilligung der Gefangenearbeit usw. in den Stand gesetzt worden sind, sich die Druschprämien zu verschaffen.

Soweit die nicht beschlagnahmte landwirtschaftliche Produktion, namentlich das Gemüse, in Betracht kommt, ist damit von den Erzeugern vielfach ein schamloser Wucher getrieben worden. Die Lieferungsverträge sind nur zum kleinsten Teil erfüllt worden, weil der freie Handel höhere Preise bot. Zu dem festgesetzten Erzeugerhöchstpreis war Gemüse überhaupt nicht zu erhalten. Auch die nachträgliche Erhöhung dieser Preise war den Landwirten nicht hoch genug. Hier wurden Angebot und Nachfrage wirksam und führten zu einer unerhörten Ausbeutung der Verbraucher.

Worauf es aber in der Hauptsache ankommt, das ist nicht allein die Höhe der festgesetzten Preise für die landwirtschaftlichen Lebensmittel an sich, sondern noch mehr die Tendenz, die größeren Landwirte durch Gewährung höherer Preise, Prämien und Liebesgaben zur Pflichterfüllung »anzureizen«. Diese fortgesetzte Nachgiebigkeit und Begünstigung kam den Agrariern bald zum Bewußtsein, und sie wandten nun alle Mittel an, um die Regierung zu zwingen, auf diesem Wege weiterzugehen. Die parlamentarischen Verhandlungen in Preußen waren ausgefüllt mit Anträgen und Reden um höhere Preise und sonstige Vergünstigungen, die einen

Generalfreik der Agrarier verhüten sollten. Das Kriegsernährungsamt, beziehungsweise der Staatssekretär v. Waldow hat diese Anträge nicht abgelehnt, sondern Prüfung zugesagt. Nachdem im Jahre 1917 die Preise unerhört gesteigert worden sind, jeder Widerstand der Agrarier gegen die Anforderungen des Kriegsernährungsamts mit Prämien und Liebesgaben abgekauft ist, werden deshalb in diesem Jahre weitere Erhöhungen folgen, obgleich die Landbestellung im kommenden Jahre den Agrariern nicht teurer kommt als im verflossenen.

»Ein würdiges Seitenstück zu der Neuköllner Denkschrift mit ihrer geflüsterten Zuspitzung auf vermeintliche Verfehlungen der Landwirtschaft« nennt der Herr Professor meinen Artikel. Das beweist nur, wie unangenehm die Feststellung von Tatsachen diesen Kreisen ist. Sie haben ihre Freude daran, daß die Magistrate gewarnt und mit dem Staatsanwalt bedroht worden sind. Dieses Vorgehen entspringt auch nur der Tendenz agrarischer Begünstigung, weil gegen die landwirtschaftlichen Organisationen nicht die gleichen Worte der Verurteilung ausgesprochen sind. Was ist zum Beispiel gegen den bñlichen Viehhandelsverband unternommen worden, der mit 50 Prozent Überschreitung der Höchstpreise Vieh an eine weßliche Stadt rechtswidrig geliefert hat? Das Vieh ist unterwegs vom Kriegswucheramt angehalten worden. Und was geschieht denn mit der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte, einer Kriegsgesellschaft? Sie hatte an die Kriegsgesellschaft für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel getrocknete Futterrübe zu liefern. Der Höchstpreis beträgt 160 Mark für die Tonne. Die Bezugsvereinigung aber schrieb die Lieferung aus für 950 Mark. Nach dem Gesetz werden sowohl Käufer wie Verkäufer wegen Überschreitung der Höchstpreise bestraft. Die Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte ist aber im Gegensatz zu den Magistraten vor einer Verfolgung so sicher, daß die Überschreitung der Höchstpreise sogar in den amtlichen Mitteilungen des Kriegsernährungsamts bekanntgegeben worden ist.

Zum Schlusse sei noch der Vorwurf des Herrn Professors Wittschewsky widerlegt, daß wir einen ähnlich strengen Maßstab an das Gewinnbestreben der anderen Volksklassen nicht anlegten. Bei den Bekleidungsgegenständen wäre das sehr angebracht. Wer nur einen Blick in die sozialdemokratische Presse wirft, wird finden, daß es unrichtig ist, zu sagen, diese ärgste Bewucherung des Publikums werde als Ausfluß der Marktlage mit einigem Ingrimm geduldet. Wir bekämpfen jeden Wucher und seine Begünstigung. Völlig falsch und wahrheitswidrig ist es auch, die Lohnansprüche der Arbeiter auf eine Stufe zu stellen mit der Begehrlichkeit der Agrarier. Herr Professor Wittschewsky nennt es »verwerfliche Gewinnsucht«, die den Arbeitern vorgehalten werden müsse, »die aus dem Arbeitermangel durch unerhörte Lohnansprüche den größtmöglichen Nutzen für sich herauszuschlagen bestrebt sind«. Die Lohnansprüche sind gar nicht »unerhört« und erst entstanden, nachdem die Lebensmittel durch die behördliche Preisfestsetzung zugunsten der Erzeuger so teuer wurden, daß die Arbeiter nicht mehr leben konnten. Zu Anfang des Krieges war beschlossen, die Tarifverträge einzuhalten. Erst unter großen schwierigen Verhandlungen sind später Teuerungszulagen bewilligt worden. Wegen der Teuerung sind ja auch den Staatsbeamten Teuerungszulagen bewilligt. Doch ist das nicht geschehen vor der Bewilligung der höheren Preise und Prämien an die Agrarier, sondern nachher, damit sie einigermaßen in den Lebensmittelpreisen die Kriegsgewinne der Landwirtschaft mitbezahlen konnten. Darin liegt eben der große Unterschied: die Arbeiter und Festbesoldeten müssen die Mehreinnahmen für ihre bloße Ernährung wieder ausgeben, während die Agrarier ihre ungeheuren Mehreinnahmen als Kriegsgewinne und demgemäß als Kapitalanlage buchen können. Das sollte eigentlich auch Herr Professor Wittschewsky zu begreifen imstande sein.

Die Hamstersatire Posinskn.

Von Franz Diederich.

Das Weltkriegsdrama streckt sich zu vieltelliger Länge, und die Satyrspiele, sonst auf ein Hinterdrein angewiesen, rebellieren gegen weiteres Gedulden. Mitten in das bewegte Szenengebränge hinein zwingen sie dem Drama ihre Begleitung auf. Mit dem Rechte legitimer Kinder, durch ausreichende Kriegsdauer zur Mündigkeit erwachsen, trumpfen sie zu Ansprüchen ans Leben auf. Wieder lebt seinen Tag der aristophanische Drang, dem Kriegssprachenzug Schleier und Masken abzureißen, es bloß und nackt auf die Bühne zu stoßen. Die Typen wider Krieg und Kriegstreiberei in des griechischen Spötkers kühnen Komödien sind Pöfle mit ewigen Schärfen; schon werden sie an unserm Tage abgeprobt. Aber schweres Erleben braucht sein eigenes Ausprechen, und so beginnt nun, was die Gegenwart Unerhörtes erlebte, in ursprünglichen Gestalten gesammelt hervorzutreten. Sollen solche Gestalten stärkste Satire sein, so brauchen sie aus der Zeitwirklichkeit eine große Vorbedingung: in das Erlebnis von gestern und heute müssen mächtige Aufgaben für morgen notwendig die Wurzeln schlagen.

Für uns jedoch ist im Grunde all das gar nicht so neu, was unter der Faust des Krieges den Menschen aller Länder im Raume hinter der Front den Spott hochzwingt und bitterste Wallen ins Blut jagt. Feindliche Aushungerungskaten lasten schwer auf Millionenmassen. Darben belagert ihren Tag, verdarb ihnen Monate und Jahre. Aber ungezählte einzelne füttern sich nach Leibeslust auf Kosten der Mitlebenden. Weltab vom Schuß triumphieren sie über schonungslose Kriegsführungskünste, jeder für sich gesichert, durchaus nur sich der Nächste, Individuen, in deren Handeln sozialistische Antriebe keine Macht sind. Was sie tun, läßt in der allgemeinen Not lauteste Anklagen auf sich; aber ihre Art ist im Kern durchaus kein soziales Neuerzeugnis; sie stellt nur eine Steigerung des Wesens der gestern und vorgestern herrschenden sozialen Ordnung dar. Nicht erst der Krieg hat sie erzeugt, er trieb nur ihre Formen auf. Er fengte ihr die gesellschaftlich übliche moralische Scheu, sich unverhüllt zu geben, hinweg, aber da der persönliche Moralstandpunkt an Nützlichkeit gebunden ist, verdammt jener Verlust sie nicht zur Ohnmacht. Moral ist höchst anpassungsfähig, spielend schaltet sie sich auf neuen Bedarf um, wo der Vorteil vieler in Frage steht. Wie schnell hat der Krieg die Hamstermoral oben auf gebracht! Vom Einverständnis Unzähliger gestützt, thront sie in fatter Gewalt über einem festverklammerten Grundbau von Schlichen, Kniffen und Piffen.

In einer satirischen Erzählung unterfängt sich der Dichter der Komödien »aus dem bürgerlichen Heldenleben«, »späteren Geschlechtern von den im Weltkrieg zu Hause Gebliebenen Wesentliches an einem üppigen Exemplar der Gattung zu zeigen«. Posinskn¹ heißt der Held, in dem das Hamstertum bis zum letzten Grade der Konsequenz in Lebenspflege und Lebenswertung sich durchbildet. Er wird Gesinnungsmensch auf seinem Felde und kennt kein anderes. Gänzlich unbeschränkter Egoist, wirft er alles ab, was hinausgeht über die erste Naturpflicht, gut bei Leibe zu bleiben. Er hat sich eingedeckt mit allen Vorräten, die der Körper braucht, und mißt sich täglich das volle Maß der nötigen Einheiten zu. »Bitter dringliche Klagen über die Ernährung, die allenthalben schallen, nahm er also wie den übrigen Krieg nur mehr als Panorama, und sie kosteten ihn kein Gramm Teilnahme.« Von den Mitteln einer gräßlichen Geliebten, die gestorben ist und also nicht mehr, wie er sagt, auf seiner Weide mitgrast, hat er die Vorräte hereingebracht, die im vierten Kriegsjahr ihn auf zwei weitere Jahre vollauf versorgen. Er ist Maler, aber die Malerschaft ist erledigt, der Kochherd ist sein Arbeitsplatz, und sein heiliges Gerdt ist die Wage, die mit Zehntelstrichen die Veränderungen seines Körpergewichts bezeugt. Er ist der Sack, der sich mühelos täglich füttern kann, und ihm gegenüber

¹ Posinskn. Eine Erzählung von Karl Sternheim. Mit sechs Lithographien von Rudolf Großmann. Berlin, Verlag Heinrich Hoffmann.

steht im großen und ganzen hungrig die Welt; doch ihn kümmert der ungestillte Appetit anderer nicht. Der Krieg hat ihn von allem seelischen und geistigen Aufwand befreit.

Posinsky findet sich zurück zu der befreienden Entdeckung des schlichten Schöpfungsprinzips, sich nicht körperlich durch geistiges Übernehmen vorzeitig zu verschwenden. Seine Geliebte übernahm sich zweifellos im Ausstrom des Liebesrausens. Sie verstand nicht, daß »taktisch abgestuft lieben« das Ziel sein muß. Er aber hat das heilsame Regulativ, das bisher schon in ihm wirksam war, in sich erkannt, und nun macht er dessen Wirksamkeit methodisch frei. Die geistige Arbeit, die aller Muskelbewegung vorangeht, hebt den Vorteil, den die Muskeln von ihr haben mögen, mehr als auf; der Mensch ist viel zu beweglich, und Posinsky verlegt sich also aufs Kraftsparen. »Was konnte es ihm zu glauben nützen, edler sei es, sich immer schaffend zu bemühen, sah zum Nichtstun seine Natur er doch leidenschaftlich gewillt.« Was die Gesellschaft darüber urteilt, ist gleichgültig; alle ihre Urteile sind willkürlich: was heute hier Verdienst dünkte, war morgen dort Verbrechen. Und so genießt Posinsky denn seinen Tag »aus breitestem Verharren«, mit allem Willen auf nichts bedacht als primitive Funktionen, »die zu ständigem Wohlbefinden genügen, ihn aber häufig auch in rauschartige Seligkeit heben«. Was soll denn jene »Entwicklung aus des Menschen höheren Absichten mit sich selbst«? Weg damit! Die Feststellung physikalisch-chemischer Kräfte reicht hin, das »unvergleichliche Gefühl souveräner Unabhängigkeit von sogenannter Kultur« zu geben. Bei diesem bloßen Glücksgefühl bleibt es indessen nicht. Er denkt seinen Widerspruch gegen die sogenannte Kultur kritisch durch und wird zum grimmigen Ablehner ihrer Errungenschaften, Freuden und Ziele.

Kampf der Metapher! steht auf der Kehrseite des Mottoablatz der Erzählung. Der stilkenstlerisch ernstgemeinte Schlachtruf, der dem kräftigen Sein der Dinge zum Ausdruck helfen will, erhält heimliche Beziehung zu Posinskys Lebensprinzip. In diesem Zusammenhang wird der ernste Sinn des Rufes ins Parodistische verkehrt. Vernunft bleibt scheinbar Vernunft und wird doch Narrheit, weil ein Narr mit ihr gärtner geht. Aber wohl gemerkt: ein Narr, der obenauf ist in der aus den Fugen geratenen Welt, darin das Gelüst nach idealer Geistigkeit, auf Hungerration gesetzt, hinzieht. Es laufen Fäden zwischen Sternheims Satire und der Vogelkomödie des Aristophanes. Ein glühender Bekenner seiner lebenseligen Idee wird Posinsky. »Es war kein kaltes Fressen, das er viermal am Tage mit Festlichkeit für sich anrichtete. Sondern den Ernährungsvorgängen war sein gesamtes geistiges und sittliches Bedürfnis vermählt, wenn wie die tüchtigsten Zeitgenossen und besser er verpflegt sein wollte.« Die Hamsterjakt wird Kulturideal. Weltkriegsatire!

Vor sich selbst gerechtfertigt, steigt Posinsky zu dem Gefühl an, sozialer Wert zu sein. Stimmt mit seiner Überzeugung nicht zusammen, was draußen die Kriegszeitwelt zeigt im Zustand des »allgemeinen begeisterten europäischen Darbens«? Der »läppische, ja verbrecherische Luxus aufgepfropfter geistiger Bedürfnisse« blättert ab; statt dessen wird »des Leibes krasse Notdurft überall das erste Aredo menschlicher Natur«. Ja, alles arbeitet auf dem Wege seiner Grundsätze. Empor also! Hinan zur Kasse der Überernährten! Und eines Tages wächst ihm aus nächster Nachbarschaft, durch Fenster und Wand mit Auge und Ohr vernehmbar, ein Erlebnis zu, das seinen neuerkannten Glauben zur Ekstase emporsieden läßt.

Schattenbilder auf dem Vorhang eines Fensters nah gegenüber lassen Posinsky aufmerken. In mächtigen Gesten zeichnen sich Bewegungen eines bemantelten Mannes ab, der mit einem Mädchen verhandelt. Der Anblick erregt den Beobachter. War hier nicht das Gegenstück zu dem, was er selbst anstrebte? Er war den Befehlen vom kleinsten Aufwand größtem Nutzen gegenüber hingegeben, und hier trieb ungeheuerlicher Aufwand sein Wesen! Soll er diese »uralte menschliche Narrheit« in seiner unmittelbarsten Nähe dulden? Und was bedeutet sie hier? Er rät auf ein Attentat; Worte, die er auffängt, weisen auf Fürstenmord. Daß Unter-

ernährung im Spiel ist, steht ihm sofort außer Zweifel. Körperverfall gebiert krankhaften Rauf, den Eitelkeit für heldischen Aufschwung nimmt. »Neun Zehntel aller geschichtlichen Heldentat, leuchtete Posinsky plötzlich ein, waren Folge von Unterernährungszuständen gewesen.« Droht aber dann hier »von den durch Hunger Enthemmten ihm nicht zuallererst Gefahr?« Er vermehrt die Sicherheit seines Allerheiligsten, des Vorratsverstecks, unterläßt sogar ein paar Tage lang die Herrichtung warmer Speisen, um nicht durch wohlige Gerüche den Attentatstrieb zu steigern, und büßt zu seinem Gram alsbald über 1000 Gramm Gewicht ein. (Nur noch 172 Pfund zeigt die Wage an!) Bis er schließlich entdeckt, daß es sich da drüben um ein Schauspielerpaar handelt, das klassische Szenen probt. Aber nun bricht sein Grimm lodernd aus. Über gelehrtes Gebaren, geschwollenes Versgewäsch. Den Dichter, den die beiden mimen, kennt er nicht (sie deklamieren eine allbekannteste Szene von Schiller), aber daß sie strafbar und schuldig sind, ist ihm gewiß. »Romantische Daseinsfälscher.«

»Seit Jahrhunderten wurden so Völker verblödet. Dem Pöbel stand vor größtem Konsens die Schnauze still, wurde er nur gereimt und in gebundener Sprache vorgetragen. Hierig, diesen Gallimathias zu schlucken, wissenschaftliches und historisches Blech, Entstelltes, Erlogenes, Hypothetisches aus tausend Vorstellungsgebieten mit allen Rüsseln zu schlürfen, überjah er seine körperliche Aufzucht. War es nicht ästhetisches Vergnügen, demgegenüber in Ställen Kühe, Ziegen, ja das Schwein methodisch gemanschten Brei schmaßen zu sehen, mit welch erfrischendem Behagen die Junge Tränke durchflüßte, Lippenwülste lezten? Aber aus solcher im Wilde geschaufen Wirklichkeit erstand Haß gegen des Lebens schminkele Prinjipien. Auf gegen das Begriffsklempnergezücht, den Homo sapiens und die spekulativ-transzendentalen Geister. Auf den Mist, zum Kehricht mit ihnen!«

Als Glaubensgegner fühlt Posinsky sich wider seine Nachbarn gestellt. Zurück zur Eternatur! heißt seine Parole. Daß drüben die junge Schauspielerin an Unterernährung zugrunde geht, ist bei ihrem »seelischen Nummenschanz« selbstverständlich. »Bestimmt aß heute kein Mittelloser zu reichlich, doch konnte bei des gereichten Futters rationeller Auswringung und sorgfältiger Beherrschung im Gefühl und Verstand er sicher bestehen.« Posinsky hat »seines Lebens klassische Erfahrung« gemacht; kein Mitleid fühlt er beim Tode des Mädchens da drüben, er ist voll Ruhe und Jubel. Aber einen leckersten Schmaus macht er sich her, indes unten auf der Straße gerade ein Mehgerladen »still gestürmt« wird. Auch das erregt ihn nicht, »zu seiner völligen Genugtuung« geschieht es. »Vor ihm in rosiger Dämmerung lag nun die Welt wie eine einzige prangende Wiese, in der nur noch saftiger Gräser Dunst hyazinthisch zum Himmel roch.« Nur eine letzte, höchste Probe auf die überlegene Macht seiner Überzeugung drängt sich noch ihm auf. Drüben hält der Schauspieler stumm und regungslos, in bildnishafter Haltung, nachklang stumme Totenfeier. Posinsky fühlt: »Hier bäumte wider den seinen ein nicht minder begeisterter Wille. Nun mußte für seine Überzeugung lebendiges Zeugnis er ablegen.« Die Satire klimmt zur lachendsten Bosheit: »Erweisen sollte sich, wie der Outgespeiste den Schlechternährten bei Glaubens gleicher Inbrunst immer leicht abschmettert und im Hui vernichtet!« Schwellend in unbewußter Idealistenpose, als Heros des Primitivsten reißt Posinsky sich auf. Zum Opferkampf ruft ihn heiligste Pflicht. Und mit höchstem Aufgebot kocht, brät und bäckt er einen Tag lang, bei offenem Fenster; die dampfenden Wohlgerüche sollen seinem Todfeind in lähmenden Schwaden zufließen. In einer Szene fieberhafter Erregung voll Fackelflammen im Hirn und visionären Gesichten, Kämpferglut und Rächerwut, wächst Posinsky vor sich selbst empor, »überlebensgroß«. In das Gewirbel verstiegenster Narrheit dröhnt ein Schlachtfeld seiner Glaubens roh wie ein brutal siegbewußtes Viehgebrüll, und ein Schuß durch die Scheiben wirft des Gegners Schattenbild jäh zusammen.

Ein Hamsterrumpf, gekrönt mit dem Hirn des Wanausen, so siedelt der Typ Posinsky auf dem Dungefeld der Kriegszeit als schwermassiges Symbol. Die Welt ist

Ihm geistig ein »Weideplatz der Materie«, der Geist nur ein schädligendes, überflüssiges Nichts. Folgerichtig hat diese Lebensansicht ihm sich entwickelt. Erster Schritt war das befriedigte Aufatmen, daß der Krieg den »Wettbewerb der Gehirne« so gut wie aufgehoben habe. Zukunftsicher berechnete er: Sind seine Vorräte aufgezehrt, wird es ein leichtes ihm sein, sich in einen gutdotierten Posten zu schwingen. Kein Zweifel, er ist ein echtes Schmarotzergewächs. Am Leibe der Gesellschaft hat er sich festgesogen, auf deren kräftigende Säfte hat er sich eingestellt, und es kümmert ihn nicht, ob er den Wirtsleib, der ihn nährt und übernährt, gefährdet. Er ist Schmarotzer so ganz und gar, daß all sein geistiges Funktionieren dieser Grundeigenschaft hörig wird. Was seinen Zwecken nicht dienen kann — alles seinem Geiste nicht Erreichbare gehört dazu —, wird verworfen und verdammt.

Hinter dieser Wesenshauptsache verschwindet, daß Posinsky, wie gelegentlich angedeutet wird, ein Abkömmling von schachernden Juden sein soll. Er wirkt ganz allgemein als Ertrag und Nachfahre von Generationen, die in materiellstem Streben aufgingen, Generationen aller Blutarten, die in allen Zonen gepflügt, geerntet, gesät haben und deren Erben in arbeitslosen Einkünften weiterernteten. Sie haben die Vernunft der Welt auf den Kopf gestellt. Sozialen Pflichten fremd und verschlossen, wünschen sie die sozialen Kräfte schrankenlos in Anspruch zu nehmen. Sie fühlen sich als ihre berufenen Herren und Hüter, und so schwillt auch der gänzlich unsoziale Posinsky schließlich zum Heldenbewußtsein des Gesellschaftsretters empor.

Der Krieg hat das Verdienst, daß dieses Bildes Züge sich in derbe-ungeheuerlichen Linien herausarbeiteten. Vorhandene Wirklichkeiten entfesselte er durch Übersteigerung ihrer Formen und Bewegungen zu riesigen Erscheinungen. Nun geht es blindesten Augen mit der Kulturwelt wie Posinsky mit sich selber: frei und ganz seinem Gelüft hingegeben, begreift dieser eines Tages, was eigentlich der Kern seines Wesens ist. Er sieht sich »in nuce« und hilft begeistert dem Zurückschrauben auf allerprimitivste Funktionen nach. Posinsky ist ein Kulturtyp, und der Weltkrieg hat ihm durch Sternheims satirische Hohnlust zu einer Apotheose verholfen.

Literarische Rundschau.

Dr. Paul Wilhelm v. Keppler, Bischof von Rottenburg, *Mehr Freude.* Volksausgabe. 100. bis 125. Tausend. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlags-handlung.

Aus zahlreichen Äußerungen von Philosophen und Politikern, die dieses Buch verarbeitet, ergibt sich, wie selbstverständlich nahe die Ansicht liegt, daß ein Zusammenhang besteht zwischen den herrschenden sozialen Zuständen und dem Mangel an Freude, der unsere Kulturwelt kennzeichnet. Der Bischof Keppler indes sieht in einem starken religiösen christlichen Sinn den eigentlichen Grundbau gesunder Freude und meint von dieser Voraussetzung aus: »Es gibt einen Willen zur Freude, man muß ihn nur wecken, üben, konsequent ausbilden.« Er glaubt an sichere Wirkungen einer gewollt »fortgesetzten Freudengymnastik«. Die sozialen Ursachen der Freudlosigkeit gelten ihm also als Mächte, deren Wirkungen vom Gemüt aus zu umgehen sind. Auf welchem Wege wir bei unserem Ziel einer nachhaltig lebendigen innersten Befreiung der seelischen Kräfte von drückenden außerweltlichen Hemmungen ihm nicht folgen können. Man kann verstehen, daß der Krieg seinem Buche, das schon vorher eine beachtenswerte Verbreitung gewann, den Weg nicht sperrte. Dem Verweisen auf die Abhängigkeit von überirdischen Schicksalsmächten sind in Kriegszeiten aus sozialen wie individuellen Gründen ebenso günstige Möglichkeiten gegeben wie dem Appell an den starken Willen des einzelnen. Aber hohe Auflageziffern allein sind noch nicht ein Zeugnis für tiefere Wirkungen eines Buches.

Das Buch des Bischofs Keppler gibt eine Sammlung priesterlich warmherziger Erörterungen über volkserzieherische, volksethische Fragen, wie sie vor 1910 regte

in Umlauf kamen. Aus dem Widerspruch gegen die Grundidee der einflußreich werdenden Bemühungen um eine neue, gesunde Volkskultur ging es hervor. Als Hauptschuldigen an dem starken »Abmangel an Freude, mit welcher die Rechnung der modernen Kultur abschließt«, stellte er den »irreligiösen unchristlichen Zeitgeist« hin. Vornehmlich mit den Bestrebungen der Erziehung durch die Kunst, die durch Eindrücke von außen her veredelnd zu wirken suchten, setzte er sich auseinander, und er gab acht, in Entwicklung seines Standpunktes den Ton unfriedlicher Abwehr zu meiden. Zu einer ausreichenden Begründung seiner Anklage, einer überzeugenden Darlegung seiner Ansicht, daß Freude ohne den religiös-christlichen Faktor ein Unding sei, ist er allerdings nicht gelangt, auch in den neueren, auf Einwürfe erwidern den Zusätzen nicht.

Von der Schwäche des Standpunktes zeugt, was über den Zusammenhang von Arbeit und Freude gesagt wird. Es läuft hinaus auf die Forderung demüßigen Bescheidens, das vom sozialen Kampfe ablenkt und den Kampf ausschaltet. Hier wie überall soll das Heilmittel beruhen in einer restlosen Hingebung und Aufopferung an die Macht einer tröstlichen Illusion. »Der Mensch dient mit seiner Arbeit nicht Menschen, nicht dem Zwange, nicht der Notwendigkeit, nicht dem finsternen Geschick, nicht der Maschine und nicht dem Herrn der Maschine, sondern dem höchsten Arbeitsherrn, seinem Gott und seinem Herrn und Heiland Jesus Christus«, und das soll ihn innerlich adeln: »da ist der Mensch frei und wäre er in Arbeitsketten geboren«. Als einen besten Quell der Freude fordert Keppler die Kraft mannhaften Schweigens, aber er fühlt hier selbst einen Zweifel und hebt hervor, daß »gar nicht selten gerade die innerlichsten, gemütskiefsten Seelen von dunkler Traurigkeit umfangen« sind. Diesem in der Tat auch sozial wichtigen psychischen Problem geht er indes mit einer poetisch geformten kurzen Wendung von »kostbaren Schätzen in dunklen Schreinen« aus dem Wege. Dies Verfahren ist typisch für die Art der Helferschaft des Buches: alles wird dem Gefühlsleben überantwortet, und der streng sachlich prüfende Verstand kommt zu kurz.

Des Bischofs Widerspruch gegen die moderne Kunst ist im Verlauf der Jahre manchem kritischen Einwurf zugänglich gewesen; hier und da wurden im Text Schärfen weggemildert. Solche tilgenden Striche fehlen aber, wo die allerältesten und sehr erledigten Angriffe gegen den Sozialismus und seine Anhänger eingeflochten sind. Nur ganz wenige Stellen sind's, aber sie fallen auf und wirken hart neben der gehobenen Tons gegebenen Versicherung, »niemals den Nebenmenschen wegen seines Glaubens verachten und befehlen« zu wollen. Bischof Keppler nimmt den Begriff Glauben aber nur in ganz beschränkt christlich-konfessionellem Sinne. So zählen für ihn die Sozialisten im Kampf um mehr Freude nicht mit. Sie sind ihm die »traurigen Weltbeglückter«, die der Arbeiterwelt durch fortgesetztes Aufstacheln der Begehrlichkeit »den letzten religiösen Halt nehmen«. Und deshalb zerstören sie die Vorbedingung der gesunden Freude. Denn — meint der Bischof — Freude muß christlich begründet sein oder ist überhaupt nicht. frd.

Julius Levin, Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki. S. Fischers Romanbibliothek. Berlin 1917, Sigmund Fischer. Preis 1,25 Mark.

Ein Buch vom leidenschaftlichen Polenherzen! Zum Glück tendenzlos und unsentimental, nichts weiter als ein frisch gepacktes Sittenbild, das das Erlebnis eines polnischen Schlachtführers in der Ostmark schildert. Diesem Herrn von Golubice ist das Lächeln erstarrt, weil er zu viel liebte; aber er ist in seinem großen Bekenntnis doch ein ganzer Kerl, der sich mit seinem hitzigen Blute redlich geplagt. Das Buch zeigt Levin als einen Köhner, der zwar nicht in die Weite sieht, aber die Wirkungen einer Seele glaubhaft beleben kann. Angenehme Unterhaltungsart, die keinen häßlichen Nachgeschmack hinterläßt! zb.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22

Ausgegeben am 1. März 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Demokratisierung des Gemeindewahlrechts in Preußen.

Von Hugo Heimann.

Die Frage der Demokratisierung des Wahlrechts zum Preussischen Abgeordnetenhaus ist im Flusse. Im Gange der Ereignisse zu der innerpolitischen Frage und zugleich zu einer der wichtigsten ausserpolitischen Fragen Deutschlands geworden, liegt freilich ihr Schicksal noch im dunkeln, und niemand vermag heute zu übersehen, ob und wie ihre Lösung im weiteren Laufe der parlamentarischen Verhandlungen erfolgen wird. Sicher ist nur das eine, daß die Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts nach schweren oder leichteren Kämpfen kommen wird. Mit größter Energie und Zähigkeit wehren sich die preussischen Junker im Verein mit ihrer Gefolgschaft aus der Schwerindustrie gegen die Zertrümmerung dieses Bollwerks ihrer Machtstellung. Sie wissen, fällt der Mantel, muß der Herzog nach! Fällt das reaktionäre Wahlgesetz zum Abgeordnetenhaus, sind auch die anderen Hindernisse nicht mehr zu halten, die sie im Laufe ihrer Herrschaft gegen jede freiheitliche Entwicklung in Preußen ausgerichtet haben. Als geschickte Taktiker haben sie daher gleich zu Beginn der Beratung versucht, einen Keil in die Phalanx ihrer Gegner zu treiben, indem sie die Folgen zur Sprache brachten, die die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts zum Abgeordnetenhaus für das Gemeindewahlrecht nach sich ziehen müsse. Es liegt auf der Hand: wird das Dreiklassenwahlrecht zum Abgeordnetenhaus beseitigt, kann das Gemeindewahlrecht mit seiner Dreiklasseneinteilung nicht aufrechterhalten werden. Gab ersteres den Konservativen die Macht im Staate, so sichert das letztere den Freisinnigen meist die Herrschaft in den großen Städten und Industriezentren. Mit den gleichen Argumenten, ja fast mit den gleichen Worten, mit denen die Konservativen im Abgeordnetenhaus die freisinnigen Wahlrechtsanträge bekämpften, sind denn auch die Freisinnigen in den Stadtverordnetenversammlungen den sozialdemokratischen Anträgen auf Änderung des Kommunalwahlrechts bisher entgegengetreten. Ob der Krieg hierin grundsätzlichen Wandel bringen wird, erscheint recht zweifelhaft.

Überblickt man die Geschichte des preussischen Gemeindewahlrechts, so hat es gerade jetzt angesichts der Gründe, die die Wahlrechtsgegner im Abgeordnetenhaus gegen die Regierungsvorlage anführen, besonderen Reiz, sich die Gesinnung zu vergegenwärtigen, in der der Schöpfer der Städteordnung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts seine umfassenden Pläne zur Reorganisation Preußens entwarf. Wie turmhoch steht der rheinfränkische Freiherr vom Stein über dem heutigen preussischen Kleinadel in der Weite und Vorurteilslosigkeit seiner Anschauungen trotz aller fundamentalen Unterschiede der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse damals und jetzt. Und wie kläglich hat das preussische Bürgertum verjagt, die Hoffnungen Steins zu erfüllen

und da weiterzubauen, wo Haß und Mißgunst ihn zwangen, die Zügel der Regierung aus der Hand zu legen.

Nur der erste Schritt zu einem Umwandlungsprozeß von Grund aus sollte die Städteordnung sein. Sie sollte durch die kommunale Selbstverwaltung das Volk zur politischen Betätigung im Staat erziehen, den absoluten Polizei- und Militärstaat verdrängen und ihn durch die bürgerliche Selbstregierung eines auf freier Grundlage verfassungsmäßig organisierten Volkes ersetzen. In solchem Geiste hatten Stein und sein hervorragendster Mitarbeiter, der Königsberger Stadtrat Frey, die Städteordnung entworfen.

Auf breitem Fundament sollte die Kommunalverwaltung ruhen und zuständig sein nicht nur für die Verfügung über das Gemeindevermögen, sondern auch für die gesamte Ortspolizei einschließlich der Sicherheitspolizei, die öffentlichen Unterrichtsanstalten, das Armenwesen und die sonstigen Gemeindebedürfnisse. Als Vertreter der Bürgerschaft waren von den Bürgern gewählte Stadtverordnete gedacht, die unbeschränkte Vollmacht besaßen und als das beschließende und entscheidende Organ dem Magistrat übergeordnet waren. Der von den Stadtverordneten gewählte Magistrat war nur ausführende Behörde. In seiner Hand lag die Verwaltung, die in der Hauptsache geführt wurde durch dem Magistrat untergeordnete Verwaltungsdeputationen, in welchen Stadtverordnete und andere Bürger neben wenigen Magistratsmitgliedern saßen. Eine Dreiklasseneinteilung der stimmbfähigen Bürger kannte die Steinsche Städteordnung nicht. In jeder Stadt gab es nur ein einheitliches Bürgerrecht, und »jede Abtheilung der Bürger in mehrere Ordnungen« war ausdrücklich aufgehoben und verboten.

Wenn Stein gegenüber solchen weitgehenden Bestimmungen und entgegen seinem Grundsatz: »Der Inbegriff sämtlicher Bürger der Stadt macht die Stadtgemeinde oder die Bürgerschaft aus« alle Bürger weiblichen Geschlechts und die unangeheiratheten Bürger, sofern ihr Einkommen nicht eine bestimmte Summe überstieg, vom Wahlrecht ausschloß und im »Eigentümer« den Träger der politischen Rechte sah, so sind diese Anschauungen aus der wirtschaftlichen Struktur seiner Zeit erklärlich. Der Hausbesitz war damals noch nicht ein Gewerbebetrieb wie jeder andere, sondern galt als Kennzeichen bürgerlicher Ansässigkeit, und den Handwerksgesellen stand damals immerhin in ganz anderer Weise als heute dem industriellen Proletariat die Möglichkeit offen, zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zu gelangen. Daß diese einschränkenden Bestimmungen von Stein auch nicht engherzig gemeint waren, dafür zeugt sein Ausspruch: »Alle Kräfte der Nation sollen in Anspruch genommen werden, und sinken die höheren Klassen durch Weichlichkeit und Gewinnsucht, so treten die folgenden mit verjüngter Kraft auf, erringen sich Einfluß, Ansehen und Vermögen und erhalten das ehrwürdige Gebäude einer freien, selbständigen, unabhängigen Verfassung.«

Um dieses Ziel einer freien und selbständigen Verfassung zu erreichen, glaubten Stein und Frey vor allem die Kommunen von der Bevormundung durch die staatliche Bureaukratie befreien zu müssen. »Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung jeder menschlichen Thätigkeit hemmt.« »Daß in der preussischen Staatsverwaltung allgemein herrschende Prinzip des Mißtrauens hat veranlaßt, daß Kontrollen über Kontrollen gehäuft und diesen auch die Angelegenheiten der Stadtgemeinde unterworfen wurden; alles, auch die un-

bedeutendste Kleinigkeit, mußte höheren Orts geprüft, alles von oben herab entschieden, alles von oben herab befohlen werden.«

Lieft man diese und zahlreiche ähnliche Aussprüche, fühlt man sich fast in die neueste Gegenwart versetzt; sah sich doch vor kurzem der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt gezwungen, in der Presse und in öffentlicher Sitzung der Stadtverordnetenversammlung bittere Klagen vorzubringen über das ewige Dreinreden der staatlichen Aufsichtsinstanzen und das unaufhörliche Einfordern von Berichten, die nicht nur unendliche Zeit erfordern, sondern auch die Freude an der Arbeit zu ersticken geeignet seien. Dabei hätte doch gerade jetzt wie vor hundert Jahren die staatliche Bureaukratie allen Anlaß, sich zurückzuhalten. Heute wie damals drängt sich die Frage auf: woher denn die Staatsbureaukratie die innere Berechtigung zu solcher Bevormundung der Kommunen nimmt?

Wir Sozialdemokraten haben gewiß keinen Grund, restlos mit dem zufrieden zu sein, was die Kommunen im allgemeinen und in diesen Kriegsjahren im besonderen geleistet haben. Immerhin, überblickt man, was an Kriegsarbeit hinter der Front in Reich, Staat und Kommunen geschaffen worden ist, so wird jeder unbefangenen Urteilende zu der Überzeugung kommen müssen, daß der Kriegsarbeit der Gemeinden der erste Platz gebührt. All die zahlreichen, ganz oder zum Teil unzulänglichen Maßnahmen der Regierung in Reich und Staat würden eine noch weit unheilvollere Wirkung auf die Bevölkerung ausgeübt haben, wenn die Städte nicht mit kolossalem Arbeitsaufwand und durch Hergabe riesiger Mittel wenigstens einen Teil dieser Schäden gelindert und beseitigt hätten. Die freie selbstverwaltende Arbeit der Kommunen hat sich, selbst unter den heutigen Verhältnissen, der obrigkeitlichen Tätigkeit der Beamtenkörper als weit überlegen erwiesen. Soll in Preußen wirklich mit dem System des Obrigkeitsstaats gebrochen werden, so wird daher mit der Demokratisierung des Wahlrechts zugleich eine Umgestaltung der ganzen inneren Verwaltung erfolgen müssen.

Die Kriegsarbeit der Gemeinden hat denn auch denen, die bisher allen kommunalen Vorgängen teilnahmslos gegenüberstanden oder nicht sehen wollten, die Augen darüber geöffnet, daß das persönliche Dasein aufs engste und unlösbar nicht nur mit dem staatlichen, sondern auch dem gemeindlichen Leben verknüpft ist. Auf der anderen Seite haben die Gemeinden sich gezwungen gesehen, um den ungeheuren an sie gestellten Kriegsaufgaben zu genügen, zur unentbehrlichen Mithilfe an dieser Arbeit Personen weit über den Kreis derjenigen heranzuziehen, die die Städteordnung als Bürger ansieht. Es wird daher ernstlich kaum noch bestritten, daß eine Erweiterung des Gemeindewahlrechts erforderlich ist. Auch die Regierung steht nach den Erklärungen des Ministers des Innern Dr. Drews am 11. Januar dieses Jahres auf diesem Standpunkt. Vollkommen strittig hingegen ist Art und Umfang dieser Reform. Nur die Sozialdemokratie weiß, was sie will. Sie verlangt geschlossen die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Gemeindewahlrechts nach dem System der Verhältniswahlen für alle über zwanzig Jahre alten Einwohner der Gemeinde ohne Unterschied des Geschlechts.

Ein Dreiklassenwahlrecht in den Gemeinden nach diesem Kriege noch aufrechtzuerhalten, wird unmöglich sein. Bei der letzten Stadtverordnetenwahl in Berlin im Jahre 1914 gehörten bei einer Gesamtwählerzahl von 389 683

Wählern 803 Wähler der ersten, 32 226 der zweiten und 356 609 der dritten Klasse an. Ähnlich, zum Teil noch schlimmer, liegen die Verhältnisse in anderen großen Städten. Das sind aufreizende Zahlen, und selbst die Freisinnigen, die Nutznießer dieser Dreiklasseneinteilung, geben in ihrer Mehrzahl dieses Wahlrecht jezt preis. Um sich an der Macht zu halten, gehen sie nun aber, von einigen weißen Raben wie in Frankfurt a. M. abgesehen, doppelt eifrig Plänen nach, in irgendeiner Form ein Zensuswahlrecht einzuführen oder das Wahlrecht abhängig zu machen von einer Steuerleistung an die Gemeinde. Die Gründe, die man zur Stütze dieses Beginns anführt, sind die alten, schon vor dem Kriege verwendeten; sie sind durch den Krieg noch faden-scheiniger geworden.

Im Reiche nur indirekte Steuern, daher gleiche Lasten, dementsprechend auch gleiche staatsbürgerliche Rechte. Im Einzelstaat ebenfalls gleiche Rechte, da die Finanzen des Staates mit den Reichsfinanzen unlösbar verknüpft seien. Die Gemeinden bezögen hingegen, so heißt es, ihre Einnahmen lediglich aus direkten Steuern; sie seien auch nur rein wirtschaftliche Vereinigungen, die das Vermögen ihrer Einwohner zu verwalten haben. Daher dürfe in den Gemeinden nur derjenige das Wahlrecht erhalten, der Steuern zahle, oder, wie man es auszudrücken beliebte, »nur derjenige dürfe mitrafen, der auch mittate« — wobei man das Mittaten lediglich auf das Steuerzahlen bezog.

Solche Scheidung der staatsbürgerlichen Rechte in Reich und Staat einerseits, in Gemeinden andererseits, wegen der Verschiedenheit der finanziellen Grundlagen hier und dort, ist, wie nicht näher dargelegt zu werden braucht, durch den Krieg total durcheinandergewirbelt.

Niemand dürfte ferner heute noch zu behaupten wagen, die Gemeinden seien lediglich wirtschaftliche Vereinigungen, dazu bestimmt, das Gemeindevermögen zu verwalten. Wer heute noch nicht weiß, daß nicht nur Staat und Reich, sondern ganz im Sinne der Steinschen Anschauungen gerade auch die Gemeinden Anstalten zur Hebung der körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte der Nation zu sein haben, der muß mit Scheuklappen vor den Augen durch diese Kriegsjahre gegangen sein. Als Organe des Staates haben die Gemeinden schon immer zahlreiche staatliche Aufgaben durchzuführen gehabt. Der Krieg hat Reich und Staat gezwungen, ihnen immer neue, außerordentlich wichtige Funktionen zuzuweisen.

In unserer heutigen Wirtschaftsordnung muß jeder, der nicht mit dem goldenen Löffel im Munde geboren ist, arbeiten, um leben zu können. Will man an Stelle des Dreiklassenwahlrechts nicht das allgemeine und gleiche, sondern irgendein Zweiklassenwahlrecht einführen, so könnte man das nur tun, wenn man alle die fleißige Arbeit negiert, die den Betroffenen nicht so viel abwirft, um aus ihrer kärglichen Entlohnung auch noch Steuern zahlen zu können. Diese schlechtentlohnte Arbeit wird meistens schwer und unangenehm, aber wohl immer für die Allgemeinheit durchaus notwendig und nützlich sein. Die Betroffenen faten also vom Standpunkt und im Interesse der Allgemeinheit durchaus mit, und es ist nicht ihre Schuld, wenn dieses Mittaten sich lediglich auf die Arbeit bezieht und nicht zugleich auf das Steuerzahlen erstreckt. Es wäre den Betroffenen sicherlich weit lieber, wenn es umgekehrt wäre und sie nicht hart zu arbeiten brauchten, ohne Steuern zahlen zu können, sondern hohe Steuern zahlen könnten, ohne arbeiten zu müssen. Es gibt keinen inneren, sachlich berechtigten Grund, für die Zuteilung

Staatsbürgerlicher Rechte einen Unterschied zu machen zwischen Arbeit, die für die Allgemeinheit notwendig und nützlich ist und hoch entlohnt wird, und ebensolcher Arbeit, die nur kärgliche Entlohnung findet. Das trifft in genau gleicher Weise für Reich, Staat und Gemeinde zu, deren finanzielle Grundlagen jetzt fast die gleichen sind und deren Aufgabenkreis sich so vielfach berührt, ja deckt, daß der eine vom anderen nicht mehr zu lösen ist.

Gegen das allgemeine und gleiche Gemeindewahlrecht wird schließlich noch eingewendet, daß es im engen Rahmen der Kommune kein richtiges Spiegelbild der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung ergeben könne. Im weiten Gebiet von Reich und Staat sei hingegen bei der großen Zahl von Wahlbezirken, die sämtlich ihrer Eigenart entsprechende Abgeordnete in die gesetzgebenden Körperschaften schickten, das Endergebnis als richtiger Willensausdruck der Gesamtheit anzusehen. Dieser Einwand ist nicht stichhaltiger als die anderen. Auch in den größeren und großen Städten werden die Wahlen in örtlich abgegrenzten Wahlbezirken vorgenommen, die sich in ihrer wirtschaftlichen Struktur und demgemäß in der Zusammensetzung ihrer Wählerschaft so scharf voneinander scheiden, wie nur irgendwelche Wahlkreise in Reich und Staat. Die Kleinstädte aber, die nur in einem Wahlkreis wählen, werden wohl ausnahmslos Landstädte mit einheitlich zusammengesetzter Einwohnerschaft sein, so daß das allgemeine und gleiche Wahlrecht selbst hier keine berechtigten Interessen schädigen kann. Dies wird um so weniger der Fall sein, als, ganz abgesehen von jeder Einteilung in Wahlbezirke, die Gemeindewahlen gemäß unserer Forderung »nach dem System der Verhältniswahlen« erfolgen sollen und dieses System allen in Betracht kommenden Minderheiten eine angemessene Vertretung in den Stadtverordnetenversammlungen sichert.

Eine ausführliche Begründung unserer weiteren Forderung, den Kreis der wahlberechtigten Personen erheblich zu erweitern und das Wahlrecht allen über 20 Jahre alten Einwohnern der Gemeinde ohne Unterschied des Geschlechts zu gewähren, dürfte sich an dieser Stelle erübrigen. Wir Sozialdemokraten bedurften nicht erst der Lehren des Krieges, um uns zu dieser Forderung durchzuringen. Die Sozialdemokratie hat von Beginn an der Frau, als Trägerin der künftigen Generation und vollwertigen Genossin im Produktionsprozeß die gleichen Rechte wie dem Manne zuerkannt. Aber der Krieg mit seiner ungeheuerlichen Verwüstung blühender Männerleben und unschätzbaren Kulturgüter aller Art hat die Richtigkeit unserer prinzipiellen Forderung sinnfällig klargelegt. Schon nach der letzten Berufszählung von 1907 standen 9 $\frac{1}{2}$ Millionen Frauen im Erwerbsleben. Diese eine Ziffer und die Tatsache, daß jetzt unsere ganze Kriegswirtschaft ohne die aufopfernde und so erfolgreiche Mitarbeit aller über 20 Jahre alten Einwohner der Gemeinden ohne Unterschied des Geschlechts längst elend zusammengebrochen wäre, müßte für alle objektiv Denkenden die Gründe zu Boden schlagen, die man gegen die politische und kommunale Betätigung dieser Personenkreise bislang ins Feld geführt hat. Es geht nicht an, unsere ganze Nationalwirtschaft zu einem sehr erheblichen Teil auf die Schultern dieser Bevölkerungsschichten zu legen, die Türen der Beratungszimmer aber vor ihnen zuzuschlagen und sie nur als Objekte, nicht als Subjekte unseres Wirtschaftslebens zu behandeln. Trifft dies schon für die Gewährung des Wahlrechts zu den gesetzgebenden Körperschaften zu, so müßte das Gemeindewahlrecht um

so eher gegeben werden, als die Gemeindeangelegenheiten die näherliegenden sind und die nach dem Kriege doppelt notwendige Ausgestaltung aller Gemeindevorrichtungen die Mitwirkung dieser Kreise, insbesondere die der Frauen, gebieterisch verlangen wird.

Deutschland steht bis heute in der Gewährung staatsbürgerlicher Rechte an die Frauen mit an letzter Stelle. An Pflichten haben aber diese ihr gerüffelt Maß zu tragen. Die Zahl der Länder ist bereits recht beträchtlich, in denen die Frauen schon vor dem Kriege nicht nur das kommunale, sondern auch das politische Wahlrecht besessen haben. In neuester Zeit ist es ihnen in Rußland, Schweden und England zugestanden; in Ungarn steht die Gewährung bevor. Im Preussischen Abgeordnetenhaus dagegen gilt es schon als Fortschritt, daß nach langen Beratungen Frauen, die als Bürgerdeputierte in einigen wenigen bestimmten Verwaltungsdeputationen sitzen, das Stimmrecht innerhalb dieser Deputationen verliehen wurde! Dabei fordern auch in Deutschland nicht nur die sozialdemokratischen, sondern viele Hunderttausende von bürgerlichen Frauen das Frauenwahlrecht. Außer der Sozialdemokratie tritt aber keine bürgerliche Partei geschlossen für die Rechte der Frauen ein.

Die Städteordnungen in ihrer heutigen Gestalt sind vielfach schon Gegenstand gesetzgeberischer Eingriffe gewesen. Aber alle Änderungen, die in den verfloßenen 110 Jahren vorgenommen wurden, sind reaktionäre Flickarbeit und dienen dazu, die freiheitlicheren Bestimmungen Steins abzuschwächen, auszumerzen oder in ihr Gegenteil zu verkehren. Ein erster Reformversuch, unternommen in der sogenannten liberalen Ära anfangs der sechziger Jahre, scheiterte an dem Widerstand des Herrenhauses. Der zweite Versuch, den der konservative Minister Botho Eulenburg 1875 mit Einbringung einer Novelle zur Städteordnung machte, führte gleichfalls nicht zum Ziele. Seitdem hat niemand mehr die Hand zu einer Reform erhoben.

In den Verhandlungen über die Novelle von 1875 wandte sich der damalige Führer der Fortschrittspartei, Eugen Richter, auf das schärfste gegen das Dreiklassenwahlrecht, bei dem nur der Besitz, nicht auch Gemeinnutz und Intelligenz, die keineswegs immer an den Besitz gebunden seien, zur Geltung kommen. Ihm trafen die Konservativen entgegen. Ihr Redner zitierte einen angeblich altdeutschen konservativen Rechtsgrundsatz: »Wer will mitteraten, muß auch mitteraten« und bezeichnete es als »den verderblichsten Sozialismus und Untergang aller Selbstverwaltung, einem Manne, der vielleicht Tausende von Arbeitern beschäftigt, nur dieselbe Stimmberechtigung zu geben wie jedem seiner Arbeiter«. Das war 1876. Als aber im Jahre 1900 die Berliner sozialdemokratische Rathausfraktion einen Antrag auf Einführung des Reichstagswahlrechts für die Gemeindevorwahlen zur Beratung stellte, da hatte — eine Ironie der Weltgeschichte — der angeblich konservative Rechtsgrundsatz des Mitteratens und Mitteratens sich bereits zu einem alten bewährten freisinnigen Rechtsgrundsatz umgewandelt. Wörtlich erklärte der Sprecher der bürgerlichen Majorität: »Die städtische Verwaltung hat von jeher den Grundsatz mit an die Spitze gestellt, daß derjenige, welcher mitteratet, auch mitteraten soll!«

Um festzustellen, ob und wie das ungeheure Erleben dieses Weltkriegs auf das Denken und die Auffassung der Berliner Stadtverordnetenversammlung gewirkt hat, brachte die Berliner Rathausfraktion Ende des vorigen Jahres den oben angeführten grundsätzlichen Antrag ein. Der Antrag wurde in eine

Kommission verwiesen, wo er noch beraten wird. Seine Aussichten erscheinen so ungünstig wie vor dem Kriege.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung sitzen außer den zwei liberalen Präsidenten des Reichstags eine erhebliche Zahl der führenden Abgeordneten der Freisinnigen Partei. Es ist nach allen Erfahrungen nicht anzunehmen, daß die freisinnige Fraktion des Abgeordnetenhauses bei den kommenden Verhandlungen über die Reform des Gemeindewahlrechts eine andere Haltung einnehmen wird als die freisinnige Majorität der Berliner Stadtverordnetenversammlung. Mehr noch als bei der Beseitigung des politischen Dreiklassenwahlrechts wird daher die Sozialdemokratie bei den kommenden Kämpfen um die Demokratisierung des Gemeindewahlrechts ganz auf sich gestellt sein. Wie die Freisinnigen Jahrzehnte hindurch die Ermahnungen in den Wind geschlagen haben, die der alte Demokrat Franz Ziegler ihnen gleichsam als sein politisches Testament zurief: »Sich zu erfüllen mit dem Troß und dem Mut des preußischen Junkertums«, so hat und wird die Sucht, gegenüber der aufstrebenden Sozialdemokratie sich an der Macht zu halten, sie auch die Worte vergessen lassen, die derselbe Ziegler als Oberbürgermeister von Brandenburg sprach — Worte, die heute nur noch von der Sozialdemokratie vertreten werden: »Eine freie Gemeindeverfassung ist nicht anders möglich als durch ein allgemeines Wahlrecht ohne jeden Zensus.«

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Auffassung der Bolschewiki.

Von N. E. Verow.

I.

Die Frage des Selbstbestimmungsrechts der Völker hat die russische Sozialdemokratie schon vor Kriegsausbruch beschäftigt. Der Krieg und die Befreiung Polens, Kurlands und Litauens verliehen diesen Debatten nur eine größere Aktualität, doch haben die Diskussionen leider keine Klarheit zur Folge gehabt, sondern im Gegenteil die Begriffsverwirrung noch gesteigert.

Da die Bolschewiki gegenwärtig in Rußland noch an der Macht und bemüht sind, dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, so wie sie es auffassen, Geltung zu verschaffen, scheint es angebracht, den Gedankengängen ihrer Leiter zu folgen und die Haltlosigkeit und Verworrenheit ihrer Argumente angesichts der Tatsachen darzutun.

In Nr. 2 des von Anton Pannekoek und Henriette Roland-Holst herausgegebenen »Vorboten« — April 1916 — sind von der Redaktion des »Sozialdemokrat«, des Zentralorgans der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (in Wirklichkeit des Zentralorgans der Bolschewiki) Thesen für, von der Redaktion der »Gazeta Robotnicza«, dem Organ des Landesverbandes der Sozialdemokratie Russisch-Polens, hingegen Thesen gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker veröffentlicht worden. Diese Veröffentlichung veranlaßte Lenin, im »Sbornik Sozialdemokrata« (Monatsschrift des »Sozialdemokrat«) vom Oktober 1916 nochmals in einem sehr umfangreichen Aufsatz die von ihm stammenden Thesen des »Sozialdemokrat« zu verteidigen und gegen die polnischen Genossen zu polemisieren.

Um es gleich vorwegzunehmen. Die polnischen und holländischen ¹ Gegner der Selbstbestimmungsrechtsformeln, gegen die Lenin zu Felde zieht, sind keine »Sozialpatrioten«. Lenin selbst erklärt, daß sie zweifellos zu den besten revolutionären und internationalen Elementen in der Sozialdemokratie gehören. Cunow, Lensch, Legien usw. sind als Sozialdemokraten für ihn abgetan, und die Unabhängigen, die nach Ledebour in Deutschland ungefähr dasselbe sind wie die Bolschewiki in Rußland, erhalten in Lenins Thesen folgende Stellen ins Stammbuch geschrieben:

In der soeben erschienenen *Neuen Zeit* vom 3. März 1918 reicht Kautsky dem Vertreter des schmutzigsten deutschen Chauvinismus, Austerlitz, offen die christliche Versöhnungshand, indem er für das habsburgische Österreich die Freiheit der Abtrennung der unterdrückten Nationen ablehnt, für Rußisch-Polen aber, um Hindenburg und Wilhelm II. einen Sakalendienst zu erweisen, anerkennt. Bessere Selbstentlarvung des Kautskyismus könnte man schwerlich wünschen!

Das dürfte genügen, um die gewollte oder ungewollte Selbsttäuschung der Unabhängigen ein für allemal abzutun.

Doch, wie gesagt, auch die »zweifellos besten revolutionären Elemente« nahmen in der Frage des Selbstbestimmungsrechts der Völker eine Stellung ein, die von Lenin und Genossen auf das heftigste befehdet wurde. Auch Trozki, der mit so viel Emphase in Brest-Litowsk für das Selbstbestimmungsrecht der Völker kämpfte, mußte sich noch vor kaum anderthalb Jahren von Lenin sagen lassen, daß er der gleiche Heuchler wie Kautsky wäre. Karl Radek, der heute in gewohnter Geschäftigkeit und Anpassungsfähigkeit sich für das Selbstbestimmungsrecht einsetzt, brachte vor zwei Jahren noch Argumente gegen das Selbstbestimmungsrecht vor, die Lenin als empörend und offensichtlich unlogisch bezeichnete.

Die polnischen gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker gerichteten Thesen gipfeln in der näher begründeten Behauptung:

1. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist in der kapitalistischen Gesellschaft nicht zu verwirklichen.

2. Das Selbstbestimmungsrecht ist auf die sozialistische Gesellschaft unanwendbar.

»Wir wissen,« heißt es in den Thesen der »Gazeta Robotnicza«, »daß der Sozialismus jede nationale Unterdrückung aufheben wird, weil er die Klasseninteressen aufhebt, die zu ihr führen. Wir haben auch keinen Grund, anzunehmen, daß der Nation in der sozialistischen Gesellschaft der Charakter einer wirtschaftlich-politischen Einheit zukommen wird. Nach aller Voraussicht wird sie nur den Charakter einer Kultur- und Spracheneinheit haben, da die territoriale Einteilung des sozialistischen Kulturkreises, insoweit eine solche bestehen wird, nur nach den Bedürfnissen der Produktion erfolgen kann, wobei über diese Einteilung dann natürlich nicht einzelne Nationen abgefordert, aus eigener Machtvollkommenheit, zu entscheiden (wie es das 'Selbstbestimmungsrecht' fordert), sondern alle interessierten Bürger mitzubestimmen hätten. Die Übertragung der Formel des 'Selbstbestimmungsrechts' auf den Sozialismus besteht in einer vollkommenen Verkennung des Charakters des sozialistischen Gemeinwesens.«

In diesen Darlegungen erblickt Lenin den Versuch, durch eine unangebrachte Verquickung der Frage über die Beseitigung einer gewissen Form des politischen Joches mit ökonomischen Voraussetzungen, deren Richtigkeit an sich er nicht ausdrücklich bestreitet, den Kernpunkt des Streites zu um-

¹ Darunter Gorter, Pannekoek, van Ravesteijn, Wijnkoop.

gehen. Und der Übermarxist Lenin bringt es fertig, in seiner Streifschrift, im Gegensatz zu den Polen, die wirtschaftlichen Probleme als nicht zur Sache gehörig abzutun und demgemäß als *Quantité négligeable* zu behandeln. Unter Berufung auf Marx, der in seiner Kritik zum Gotha'schen Programm unter anderem ausgeführt hat, daß zwischen der kapitalistischen und kommunistischen Gesellschaft eine Periode der revolutionären Umwandlung der ersten in die letztere liegen würde und daß sie durch die revolutionäre Diktatur des Proletariats gekennzeichnet sein würde, hält Lenin es für unstatthaft, von einem sozialistischen Kulturkreis zu sprechen, solange Staaten, und somit auch Staatsgrenzen, bestehen, die erst mit dem Kommunismus verschwinden würden.

Man sieht: beide Gruppen diskutierten schon vor der russischen Revolution über die Folgen des siegreichen Sozialismus. Während aber die Polen konsequenterweise den kapitalistischen Staat hierbei als überwunden voraussetzten, erblickte Lenin hierin nur den Versuch, einer angeblich unbequemen Diskussion aus dem Wege zu gehen.

In den Thesen des »Sozialdemokrat« heißt es:

Der siegreiche Sozialismus muß die volle Demokratie verwirklichen, folglich nicht nur vollständige Gleichberechtigung der Nationen realisieren, sondern auch das Selbstbestimmungsrecht der unterdrückten Nationen durchführen, das heißt das Recht auf freie politische Abtrennung anerkennen. . . . Allerdings ist die Demokratie eine Staatsform, die mit der Auflösung des Staates überhaupt ebenfalls verschwinden muß. Das aber wird erst eintreten, wenn der siegreiche Sozialismus dem vollständigen Kommunismus weichen wird.

Lenin und Genossen scheinen jetzt der Ansicht zu sein, die Stunde der Überwindung des Sozialismus durch den Kommunismus sei schon gekommen, denn sie sind drauf und dran, die Demokratie mit Gewalt zu beseitigen, noch ehe sie durch den siegreichen Sozialismus verwirklicht worden ist.

Daß Marx, der ja auch gewissermaßen Marxist war, die Bedeutung des Selbstbestimmungsrechts bestritt und eine generelle Anerkennung desselben ablehnte, tut Lenin mit der Bemerkung ab, damals — um 1848 herum — hätte man zwischen reaktionären und revolutionären demokratischen Nationen unterscheiden müssen, und Marx hätte recht getan, für die letzteren Partei zu ergreifen. Wenn Engels in seiner Schrift »Po und Rhein« davon spricht, daß die Grenzen der großen und lebensfähigen Nationen, die im Laufe der historischen Entwicklung eine Reihe kleiner, nicht lebensfähiger Nationen verschlungen haben, im wesentlichen durch Sprache und Sympathie bestimmt worden sind, so hätte das eben nur für die Epoche des progressiven Kapitalismus bis 1871 Geltung gehabt. Der jetzige reaktionäre imperialistische Kapitalismus zerstört dagegen in immer wachsendem Maße diese demokratisch festgelegten Grenzen. Eine nähere Begründung für die Unterscheidung zwischen dem früheren »progressiven« und dem jetzigen »reaktionären« Kapitalismus spart er sich. Nur ist den Thesen des »Sozialdemokrat« so viel zu entnehmen, daß er in der modernen Entwicklung des Kapitalismus, in der Vertrustung nichts als »Reaktion« erblickt und hierbei die machtvolle Waffe der Trusts und Kartelle zur Sozialisierung der Produktion völlig übersieht. Während Marx die eigentliche Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft in der Herstellung des Weltmarktes und einer auf seiner Basis beruhenden Produktion, also in einem Prozeß erblickte, der noch lange nicht

abgeschlossen ist, gelten für Lenin alle objektiven Voraussetzungen für die Verwirklichung des Sozialismus bereits als gegeben.

Mit Recht wird in den Thesen der »Gazeta Robotnicza« jede Berufung auf Marx als Kronzeugen für das Selbstbestimmungsrecht als wertlos bezeichnet, da Marx von Fall zu Fall zu der Frage Stellung nahm und mit der gleichen Entschiedenheit für die Befreiung Irlands und die Unabhängigkeit Polens und gegen die Selbstständigkeitsbestrebungen der Tschechen und Südslawen eintrat. Ihm war eben jede schablonenhafte Anwendung demokratischer Begriffe fremd.

Lenin unterstellt den »neuen Volkswirtschaftlern«, daß sie die Abgrenzung der Staaten nur von den Produktionsbedingungen abhängig machen, und betont demgegenüber, daß die Grenzen in Wirklichkeit entsprechend dem Willen und der Sympathie der Bevölkerung bestimmt werden würden. Der Kapitalismus zerstöre die Sympathien und schaffe daher neue Schwierigkeiten für die Annäherung der Völker. Der Sozialismus, der die Produktion ohne Knechtung der Klassen organisieren wird, würde den Sympathien der Bevölkerung vollen Spielraum gewähren und damit auch die Annäherung und Verschmelzung der Nationen auf das wirksamste fördern. Auch hier wieder betont er, daß erst nach Überwindung des Kapitalismus die Möglichkeit gegeben sein wird, den Sympathien der in Rede stehenden Völker unverfälscht Ausdruck zu geben, und er leugnet wenigstens nicht, daß neben ideologischen Sympathien bei der Bevölkerung noch ganz andere Faktoren, zumal wirtschaftlicher Art, mitsprechen.

Lenin zitiert zustimmend den im übrigen von ihm bekämpften Otto Bauer und pflichtet diesem bei, daß es unter dem Kapitalismus nicht möglich sein wird, das nationale und politische Joch zu beseitigen. Hierfür sei als Fundament die sozialistische Produktion, gekrönt von einer demokratischen Organisation des Staates, erforderlich. Erst im Sozialismus würde das Proletariat die Voraussetzungen für die völlige Beseitigung der nationalen Knechtung schaffen, und diese Voraussetzungen würden nur bei vollständiger Demokratisierung auf allen Gebieten bis einschließlich der Einräumung des Rechtes auf Losstrennung vom Staate zur Wirklichkeit werden können.

Wertvoll ist, festzuhalten, daß also auch Lenin die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechts der Völker erst nach dem Siege des Sozialismus für möglich und gegeben hält. Da wir nun trotz der russischen Revolution nach wie vor mitten in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung stehen und alle Anzeichen vorläufig eher auf eine Erstarkung als auf den Zusammenbruch des Kapitalismus schließen lassen, so erscheint es nahezu unbegreiflich, daß die Bolschewiki heute bereits die Frage von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker gelöst wissen wollen. Zum mindesten müßten sie ihre ganze Kraft zunächst darauf verwenden, den Kapitalismus zu beseitigen. Und nicht nur in Rußland, in der ganzen Welt müßte zunächst der Sozialismus siegreich sein, ehe man von der Beseitigung des Kapitalismus reden könnte. Das Verhalten Lenins in dieser Frage ist nur verständlich, wenn man berücksichtigt, daß, wie Lenin selbst hervorhebt, die ganze Zimmerwalder Linke einschließlich Kautsky »bis zu seiner Abkehr 1914 vom Marxismus zur Verteidigung des Chauvinismus« die Überzeugung hegt, daß die soziale Revolution in kürzester Zeit, »von heute auf morgen« möglich wäre. Eine Überzeugung, der allerdings alle realen Grundlagen fehlen.

Un einer anderen Stelle der Leninschen Thesen heißt es:

Wie die Menschheit zur Abschaffung der Klassen nur durch die Übergangsperiode der Diktatur der unterdrückten Klassen kommen kann, so kann sie zur unvermeidlichen Verschmelzung der Nationen nur durch die Übergangsperiode der völligen Befreiung, das heißt Abtrennungsfreiheit aller unterdrückten Nationen kommen.

Die »Diktatur der unterdrückten Klassen« ist in Rußland inzwischen zur Wirklichkeit geworden; die Abschaffung der Klassen ist aber trotz aller Dekrete nicht erreicht und wird nicht erreicht werden können, da Rußland trotz Proklamierung der sozialistischen Republik nach wie vor ein kapitalistischer Staat geblieben ist. Ein sozialistisches Rußland inmitten der kapitalistischen europäischen Staaten wäre einfach nicht existenzfähig.

Lenin ist demnach der Ansicht, daß das wahre Selbstbestimmungsrecht eigentlich erst im Zeitalter des Sozialismus errungen werden kann; dennoch glaubt er allen Ernstes gegen diejenigen, die die Verwirklichung des absoluten territorialen Selbstbestimmungsrechts in der kapitalistischen Gesellschaft für unmöglich halten, als Trumpf — Norwegen ausspielen zu können. Es erscheint daher am Platze, die Geschichte der Abtrennung Norwegens von Schweden kurz ins Gedächtnis zurückzurufen.

Nachdem Norwegen in den Jahren 1894 bis 1904 wiederholt Anlaß gehabt hatte, gegen die Verletzungen norwegischer Rechte durch die Krone und die schwedische Regierung Einspruch zu erheben, faßte das Storting 1905, als König Oskar II. zurückgetreten und der in Norwegen unbeliebte König Gustav sein Nachfolger geworden war, den Beschluß, das gemeinsame schwedisch-norwegische Ministerium des Äußern fortan in zwei selbständige Ministerien zu verwandeln und besondere norwegische Konsulate zu errichten. König Gustav weigerte sich, diesen Beschluß zu sanktionieren, worauf das Kabinett Michelsen zurücktrat. Alle Versuche des Regenten, ein neues Ministerium zu bilden, scheiterten, und so faßte das Storting am 7. Juni 1905 einstimmig den Beschluß, die Union mit Schweden zu lösen. Gleichzeitig wurde gegen die 4 Stimmen der Sozialisten beschlossen, Oskar II. zu bitten, er möchte einem seiner jüngeren Söhne gestatten, König von Norwegen zu werden. In der an Oskar II. gerichteten Adresse des Storting wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß die Solidarität der Interessen und die unmittelbare Einigkeit wertvoller wäre als politische Bande und daß mit der Auflösung der Union keinerlei feindselige Gefühle gegen das schwedische Volk oder die Dynastie ausgelöst würden. Der gleiche Gedanke kam in einem Aufruf des Storting an das norwegische Volk zum Ausdruck. König und Storting warfen sich gegenseitig Verletzungen der Verfassung vor. Oskar II. lehnte den einem seiner Söhne angebotenen Königsthron ab, und der Schwedenkönig schien anfänglich eine Entscheidung durch die Waffen herbeiführen zu wollen, bis die Spannung sich löste, als bei Eröffnung der Reichstagsession am 20. Juni 1905 der Vorsitzende des schwedischen Ministerrats die Erklärung abgab, Schweden hätte nicht die Absicht, Gewaltmaßnahmen zu ergreifen, sondern wolle mit Norwegen verhandeln. Der drohende Krieg war abgewendet. Das daraufhin in Norwegen veranstaltete Referendum ergab 321 197 Stimmen für und — 161 (!) Stimmen gegen die Auflösung der Union. 81 Prozent aller Stimmberechtigten hatten an der Abstimmung teilgenommen. Das Resultat war wirklich nicht überraschend, wenn man bedenkt,

daß über 96 Prozent der Bevölkerung Norweger sind und nur zirka 2 Prozent Schweden in Norwegen leben. Es handelte sich in diesem Falle um zwei auf annähernd gleich hoher Entwicklungsstufe stehende Völker mit eigener Geschichte und Kultur, für die von vornherein die Möglichkeit gegeben war, ein selbstständiges Staatsleben zu führen, nicht zu vergessen, daß die Norweger eine Macht bildeten, die über genügend Kraft und Entschlossenheit verfügte, ihren Willen eventuell durch Waffengewalt durchzusetzen. Ob es Sache der Sozialisten in den beiden Ländern gewesen wäre, die separatistische Bewegung zu unterstützen, um auf die Gefahr kriegerischer Verwicklungen hin die Verwandlung einer Monarchie in zwei getrennte Königreiche zu erreichen, steht auf einem anderen Blatte. Jedenfalls beweist das schwedisch-norwegische Beispiel für die Möglichkeit einer reiflosen Anwendung des Selbstbestimmungsrechts auf alle Völker Europas und der Kolonien, wie dies die Bolschewiki in starrem Doktrinarismus erstreben, gar nichts.

Überall in den Thesen des »Sozialdemokrat« wie auch in der Abhandlung Lenins ist immer nur von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen die Rede und mit keinem Wort des Umstandes Erwähnung getan, daß es beispielsweise bei den russischen Grenzvölkern nicht um die Frage der Loslösung dieser oder jener Nation, sondern um die Frage der Abtrennung gewisser Gebiete mit einer sehr gemischten Bevölkerung handelt. Sollte hier, wo es sich um eine Reihe verschiedener, als selbständige Staaten nicht lebensfähiger Nationen handelt, ausschließlich die Sympathie oder Antipathie der Bevölkerung gegenüber der jeweiligen Regierung des einen oder anderen Nachbarstaats für die weitere Staatszugehörigkeit ausschlaggebend sein, so käme Europa überhaupt nicht mehr zur Ruhe. Wenn die Bevölkerung dieser Gebiete vielleicht vor einigen Monaten noch der Regierung der Bolschewiki Sympathien entgegengebracht hat — im Vertrauen auf den gesunden Sinn, die Klugheit und Geschicklichkeit der Leute, die an Stelle Kerenskis traten, und sich zum Verbleiben im russischen Staatsverband entschlossen haben sollte, so ist es leicht denkbar, daß inzwischen eine gehörige Enttäuschung und ein Stimmungsumschwung eingetreten ist und die Bevölkerung oder mindestens die Mehrheit derselben sich nunmehr für die Abtrennung von Rußland aussprechen könnte. Es ist auch gar nicht einzusehen, weshalb den kleinen Völkern Rechte eingeräumt werden sollen, die den Angehörigen der Großstaaten nicht zustehen. Dort kann die Bevölkerung, wenn sie mit der bestehenden Regierung auch noch so unzufrieden ist, sich nur darauf beschränken, diese zu bekämpfen, während es den kleinen unselbständigen Völkern freistehen soll, jederzeit »den Besitzer zu wechseln« oder es mit der staatlichen Selbständigkeit zu versuchen. Und das fordern ausgerechnet jene, die vom Siege des Sozialismus eine Verschmelzung der Nationen erhoffen!

(Schluß folgt.)

Die Monopolfrage.

Von Georg Beyer.

Zwei Welten werden aufeinanderprallen, wenn das harte Muß der Kriegswirtschaft hinter uns liegt. Die ganze kommende Neuordnung wird umtozt werden von ihrem Schlachtgeschrei. Hier die sehnstichtigen Ruhnießer des angebundenen Kapitalismus: Gebt uns unsere frühere Wirtschaft wieder! Und dort die von den

Kriegserfahrungen beflügelte Parole: Monopole, Staatswirtschaft, planmäßige Organisierung einer neuen Gemeinwirtschaft! Ein Kampf um die Macht.

Schon sammeln sich die beiden Heere. Die Handelskammern, die großen industriellen Interessenverbände fassen Entschlüsse, worin sie schnellste Beseitigung aller gegenwärtigen Einschränkungen der Wirtschaft fordern, »um Deutschland die Stellung wiederzugeben, die es vor dem Kriege in der Weltwirtschaft einnahm«. Der Hansabund, der vorwiegend die Interessen der weiterverarbeitenden Industrien vertritt, beschloß am 28. Januar 1918 folgende Richtlinien:

»Im Interesse der dringend erforderlichen Entfesselung aller produktiven Kräfte, der Wiederherstellung des Mittelstandes und der Freizügigkeit sowie des Emporstiegens der Angestellten zu selbständigen Unternehmern wird daher der Hansabund jede Zwangswirtschaft aufs schärfste bekämpfen, welche zur Ausschließung und Beschränkung des freien Handels auch in der Friedenswirtschaft und zur Bevormundung von Industrie, Gewerbe und Handwerk führt und führen muß. Er macht dabei keinen Unterschied, ob diese zwangswirtschaftliche Bevormundung in Form direkter, beamtlich geleiteter Staatsmonopole oder in der Gestalt formell kaufmännisch geleiteter, aber tatsächlich staatlich gelenkter monopolistischer Scheinprivatbetriebe erfolgt. Ebenso wird der Hansabund energig gegen jedes längere Fortbestehen und gegen jede Neuschaffung solcher Zwangsyndikate, die, im Gegensatz zu freien Vereinigungen der Beteiligten, hinsichtlich ihrer Gründung, Leitung, Verwaltung und Auflösung der behördlichen Entscheidung unterliegen.«

Welche Gegenätze unter ihnen auch bestehen: der Gedanke der »Durchstaatlichung« der Wirtschaft hat für alle Kapitalistengruppen einen grauenhaften profiteindlichen Gehalt! Sie bleiben die schroffsten Feinde des sozialistischen Organisationsgedankens, der sich im Kriege die ersten schmalen Gassen durch das kapitalistische Dickicht gebahnt hat. Und ist auch tausendfach der Nachweis da, daß ohne Anleihen an die Gemeinwirtschaftsidee der Zusammenbruch erfolgt wäre, ist auch ihre »Möglichkeit« bewiesen, den höhennenden Gegnern zum Trost: es gibt scheinbar keine Brücke zwischen ihnen und dräben. Aber mitten im Streit um die Grundätze zimmert sie schon einer in aller Ruhe: der Staat. Der neue Staatsgedanke, in dem die Massen nicht mehr ausgeschlossen und sich abschließend, sondern tätiges Glied sein werden, daneben der Zwang zum finanziellen Neuaufbau — sie haben das Monopolproblem mitten zwischen die Machtkämpfe gestellt.

Es fehlt dem Sozialismus an glatten Formeln, die seine Stellung zu der Monopolfrage klar umschreiben. Man braucht wirtschaftsgeschichtliche Spezialstudien, um sich der verwirrenden Vielheit von Einzelheiten zu bemächtigen, die uns Sicherheit geben. Die organische Entwicklung der großen Privatmonopole, die Rentabilität des Staatsmonopols, der Gegensatz des rein fiskalischen Interesses zum gemeinwirtschaftlichen, die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter, die »Abfindung« bisheriger Nutznießer: man fühlt sich beklommen von der Fülle der Gesichtel.

Drei unserer erfahrensten Volkswirtschaftler, Heinrich Cunow, Otto Hue, Max Schippel haben in Verbindung mit Wilhelm Jansson mit ihrem Buche »Monopolfrage und Arbeiterklasse« (Vorwärts-Verlag) im vorigen Jahre allen Unsicheren einen Kompaß gespendet. Es ist mehr als dies: es gibt, abgesehen von einigen historischen Kapiteln, ein umfassendes Bild von den entscheidenden Entwicklungstendenzen des deutschen Spätkapitalismus, im wesentlichen etwa seit Beginn der Bismarckschen Schutzzollära. Daß unsere grundlegende Literatur, die dort anzufangen hat, wo Marx nicht mehr analysieren konnte, nicht sehr reich ist, wurde oft beklagt. Während die bürgerliche Nationalökonomie ganze Bibliotheken mit neueren Wirtschaftsuntersuchungen ausstatten konnte, erschienen bei uns nur wenige Broschüren, und viele vortreffliche Einzelarbeiten waren in Zeitschriften zerstreut. Dieses Kollektivwerk unserer Genossen füllt uns, ganz abgesehen von seinem praktischen Informationszweck, eine klaffende theoretische Lücke.

Gleich die erste Abhandlung von Cunow, die die Kartellmonopole behandelt, zeigt die motorischen Kräfte der gegenwärtigen ökonomischen Umbildung. Dieselbe Kapitalistenklasse, deren Vorkämpfer sich einst das Ideal der schrankenlosen Konkurrenz revolutionär erkämpften, die der Welt zu zeigen gedachten, daß ihr Wirtschaftsprinzip die Wohlfahrt aller bedeute: sie selbst widerlegten ihre Lehre, als sie scheinbar den Gipfelpunkt erklommen hatte! Cunow gibt anschauliche Bilder, wie der hitzige Konkurrenzstreit der einzelnen umschlug in den Gruppenkampf; wie sich der Profit mannigfaltige Formen der Interessentenfronten schuf, um endlich notwendig in eigensüchtigen Monopolen zu münden. Die ganze Buntheit der tausendfältigen kapitalistischen Verfilzung, die vom Manchestergrundsatz fast gar nichts mehr übrig ließ, wird in Cunows Schilderung, die durch kennzeichnende Beispiele aus der Kartellpraxis gestützt wird, ungemein lebendig. Überzeugend legt er dar, daß die Kartelle nicht »Kinder der Not« sind, als die sie die Kartellliteratur und die zünftige Nationalökonomie wahrhaben möchte. Sie bildeten sich, beflügelt durch die Schutzzollära, nicht nur als »Abwehrorganisation« gegen die Krisennöte der Überproduktion und des Preisdrucks, denn in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs blühte ihr Weizen noch höher. »Das Bestreben, den Profit durch Preisfestsetzungen zu steigern, ist das eigentliche Motiv der Kartellgründungen.«

Bei Cunow sind die Kartelle nie isolierte Gebilde; wir sehen sie, im Zusammenhang mit allen ihren Fortbildungen, den Interessengemeinschaften, Fusionen, den riesenhaften Kombinationsbetrieben, immer im Flusse der vorandrängenden kapitalistischen Entwicklung. Treiben sie auch dieselbe Interessenpolitik wie der Einzelunternehmer, mit unendlich gesteigerten Kräften, so sind sie doch schon eine höhere Wirtschaftsstufe, wie es einst der Übergang von der Manufaktur zur maschinellen Großindustrie war. Sie ebnen, ungewollt, der sozialistischen Wirtschaftsorganisation die Wege.

Der Krieg hat diese Entwicklung nur in Neben dingen gehemmt; immer stärker werden zum Beispiel die Neigungen, auch den Handel mit kartellierten Erzeugnissen der Organisation anzugliedern, was die durch den Kriegsbedarf gesteigerte Neigung zur Herstellung von Massenartikeln begünstigt. Gesamtergebnis ist schließlich die verstärkte Sieghaftigkeit des Privatmonopols. Die entscheidende Frage, gefördert durch die ungeheuren finanziellen Notwendigkeiten der nächsten Zukunft, erhebt sich: Sind die Staatsmonopole nicht längst gereift? »Für die große Masse der Arbeiter ist es jedenfalls vorteilhafter, es werden monopolistische Industrie- und Handelszweige verstaatlicht und die bisher in diesen erzielten hohen Unternehmergewinne ganz oder teilweise zur Deckung der Staatsausgaben benutzt, als daß ihnen durch hohe Verbrauchsabgaben ihre Nahrungsmittel noch mehr verteuert werden...« Kein Zweifel, es ist nicht mehr zu fragen: Sind Monopole erwünscht? sondern: Welche Industrie- und Handelszweige eignen sich am besten für die Umwandlung? Welche lassen sich, unter Berücksichtigung der Finanzfrage, zum Nutzen der breiten Massen am ehesten durchführen?

Mit dieser entscheidenden Frage schließt Cunow, nachdem er die ökonomische Wurzel des Monopolproblems trefflich gezeigt, seine Arbeit. Eine Antwort gibt Otto Hue mit seiner Abhandlung: »Die Verstaatlichung des Bergbaues«. Alle Sünden des preussischen Staates, der sein altes Nutzungsrecht unter dem Drucke des anstürmenden Kapitalismus für ein Butterbrot hingab, beleben sich in seiner Schilderung! Heute sind die wichtigsten Bodenschätze fast reiflos jenen gewaltigen privatrechtlichen Betriebs- und Vertiebskonzentrationen ausgeliefert, die die maßgebende Herrschaft im deutschen Wirtschaftsleben an sich gerissen haben. Syndikatsbeauftragte üben sich genau in dem gleichen Reglementierungssystem, das einst der staatlichen Bürokratie ausgeliefert war, und immer kleiner wird die Gruppe der wirtschaftlich — und damit politisch — Allmächtigen der Roh- und Hilfsstoffindustrie. Hue hat persönlichen Respekt vor der Arbeit der »Industriekönige«; aber ihre Monopole »gefährden das Allgemeininteresse in

wachsendem Maße. Sehr aufmerksam liest man bei Hue, wie sich die Stellung des Agrarierturns, das ursprünglich dem Staatsmonopol für alle Bodenschätze, und vor allem für die Kohle, stark zugeneigt war, unter den späteren politischen Bindungen völlig gewandelt hat. Indes darf Hue mit Recht sagen, für die Bergwerksverstaatlichung ist heute die überwältigende Volksmehrheit. Er bekämpft all die falschen Ansichten, die die Interessenten stützen, über die angeblich »unüberwindlichen Schwierigkeiten« der Überführung des Bergwerksbetriebs in staatliche Regie, die Irrtümer über die angebliche Unwirtschaftlichkeit des Staatsbetriebs, und er stützt seine Anschauungen auf schlagendes Material. Der Bergarbeiterführer widerlegt auch den Einwand, daß die Bergbauverstaatlichung die persönliche Freiheit der Bergarbeiter gefährde; die gewerkschaftlich und politisch geschulten Bergarbeiter haben längst erkannt, daß auch mit Rücksicht auf die Arbeiterfragen ein staatliches einem privatrechtlichen Monopol vorzuziehen ist. Je länger man zögert, desto schwieriger ist das Ziel zu erreichen, den privaten Ausbeutern das Verfügungsrecht über die nationalen Bodenschätze zu entziehen. Ein staatliches Betriebsmonopol kann allein die Aufrichtung eines Kartells von Kohlentrusts verhindern. Im Anschluß daran schildert Hue, welche gewaltige Gewinnerträge durch ein Reichshandelsmonopol der Allgemeinheit gesichert werden könnten. Ganz undenkbar erscheint es ihm, anders als auf dem Wege staatlicher Monopolisierung industrieller Tätigkeitsgebiete den für die Sanierung der Reichs- und auch der Staatsfinanzwirtschaft erforderlichen großen Milliardenbedarf aufzubringen.

Um sich in diese Notwendigkeit einzuleben, bedarf freilich die Sozialdemokratie der klaren Erkenntnis, daß diese kommende »Durchstaatlichung« der Wirtschaft zusammenhängt mit einer veränderten Stellung zum Staate. Auch hier hat nichts Ewigkeitswert, ist alles im Flusse! Max Schippel weist in seiner Abhandlung »Parteilgeschichtliche Rückblicke« nach, wie sich die Partei zunächst gegenüber allen Gedanken der Verstaatlichung ablehnend verhielt. Das findet freilich seine historische Erklärung. Der Staat erschien uns früher als das Werkzeug der Ausbeutung und der Niederhaltung aller sozial Aufstrebenden: »Ihm größere ökonomische Befugnisse und Waffen anzuvertrauen hieße also nur die Macht- und Druckmittel gegen unten vermehren.« Allmählich geriet jedoch diese Auffassung ins Wanken, wie Schippel am Beispiel zahlreicher Parteitagsschließungen und Kundgebungen auf internationalen Kongressen zeigt. Als endlich die rapid anschwellende Kartell- und Trustbildung die Gefahren großer Privatmonopole in unmittelbarer Nähe rückte, siegte die Strömung für Verstaatlichungen vollends; man erkannte, daß der allmähliche Umbildungsprozeß zu einer höheren Wirtschaft durch sie hindurchführt. Die Wertung des Staates und das Verhalten zu ihm ist kein unwandelbares Gesetz, und je mehr sich die Arbeiterklasse ihren Anteil im Staatsganzem zu sichern wußte, je mehr der Staat von seiner alten Nachwächterrolle aus seligen Manchesterzeiten durch tausendfältige soziale Einrichtungen abließ, desto deutlicher zeigte sich, daß die Voraussetzungen der alten Parteitheorie nicht mehr haltbar waren. »Was man dem Staat auf einer bestimmten Entwicklungsstufe des Wirtschafts- und Staatslebens mit Recht verweigerte, kann man ihm auf einer höheren Stufe und unter bestimmten Voraussetzungen mit noch besserem Rechte selber übertragen.«

In einem Nachwort geht endlich Jansson klar und überzeugend auf einige praktische Streitpunkte ein und stellt eine Anzahl Forderungen im Interesse der Arbeiter auf, die sich bei der Monopolisierung in das Ganze der staatlichen Sozialpolitik einfügen müssen.

Das theoretische und praktische Schwergewicht dieses Buches macht es unmöglich, in einer knappen Besprechung seinen Inhalt mehr als andeutend wiederzugeben. Zudem stellt jedes Teilproblem der Monopolfrage die deutsche Arbeiterschaft vor so schwerwiegende Entscheidungen, daß es kaum möglich ist, schon jetzt abschließendes zu sagen. Cunow, Hue, Schippel und Jansson geben nicht nur »Abhand-

lungen», die man in flüchtiger Eile durchblättern kann; sie bieten uns ein Nachschlagewerk praktischer Volkswirtschaftspolitik, das uns für die kommenden großen Auseinandersetzungen das notwendige Rüstzeug liefert. Was dem Theoretiker entging, betrachtet der Gewerkschafter; wo diesem das Allgemeine entgleitet, findet der andere die klare Linie des neuen sozialen Werdens, woran wir alle zu bauen haben. Wir vermissen ein Register! Der zweiten Auflage dieses Buches darf es nicht fehlen!

Zur Psyche des Frontsoldaten.

Von Joseph Kliche.

Wenige Wochen nach Beginn des Krieges las man in der deutschen Presse die von christlich-alldeutscher Seite in Umlauf gesetzte Redensart von der »seelischen Läuterung« und der »körperlichen Erfrischung«, die das »Stahlbad« unserem angeblich aller Moral und Innerlichkeit entfremdeten, nur auf den äußeren Lebensgenuß verlassenen Volke bringen würde.

Heute, nach dreieinhalbjähriger Kriegsdauer, ist man mit derlei Äußerungen vorsichtiger geworden. Man hat längst erkannt, daß die aus eigener Not geborene Streckung der Volkskraft dieser nicht nur in der Gegenwart, sondern auch für eine weite Zukunft hinaus schwere Wunden schlägt; ganz zu schweigen von den moralischen Wirkungen, die die Begleiterscheinungen des Krieges in der Heimat ausgelöst haben. Aber, so meint man, wenn schon Wirtschaftsmoral, Frauenehre und sonstige sich auf der Gewissenhaftigkeit aufbauende Kulturgüter einen schweren Stoß erlitten haben — die da draußen in Feindesland stehenden verdienstvollen Glieder der Nation werden bei ihrer Rückkehr schon mit diesen Schäden aufräumen. Bei ihnen wähnt man das Volksbekenntnis von 1914 am reinsten erhalten, wären anders doch solche gewaltige Siege gegen eine so große feindliche Übermacht gar nicht möglich. Darüber hinaus erhofft die politische oder religiöse Spekulation von den Heimkehrenden eine Auffassung in staatlichen und religiösen Dingen, die aus einer neuen, im Kriege gewonnenen Weltanschauung resultiert und aus der man für die Zukunft mancherlei Kapital zu schlagen gedenkt.

Eine wesentliche Grundlage dieser letzteren in der Heimat gehegten Hoffnung bildet die Methode der Kriegsberichterstattung. Im Gegensatz zum offiziellen Heeresbericht gefallen sich einzelne dieser Herren in Übertreibungen, die oftmals den Jörn oder das Caudium der die Dinge besser beobachtenden Frontkämpfer erregen. Nicht mit Unrecht hat unlängst Miles im »März« von ihnen den Begriff der Schauer männer geprägt. So kommt es, daß der der Psyche des Frontsoldaten Fernstehende zuweilen annimmt, daß die auf dem Schlachtfeld gedauerte Tüchtigkeit des Mannes sich bei ihm auch in geistiges Macht- und Wertbewußtsein umsetzt und daß dann das seelische Empfinden sich stark in der Richtung des Heroischen bewege.

Dem ist durchaus nicht so. Schon wenn man berücksichtigt, daß bei einem guten Teil der Frontkämpfer lediglich die Disziplin das entscheidende Moment darstellt, wird man verstehen, daß sich viele nur als unfreiwillige, unbezahlte Tagelöhner des Krieges fühlen. Daß diese in Reih' und Glied täglich mitmarschieren, mitarbeiten, mitfechten, ohne sich über den Wert ihres Tuns sonderlich Gedanken zu machen. Das Gefühl des Heroischen kommt auch schon deshalb wenig zur Reife, weil ja das heutige Kriegsführen selbst für den Frontsoldaten in der Hauptsache aus Arbeitsdienst besteht. Der Ausbau vorderer und hinterer Stellungen, das Exerzieren und die Appelle nehmen viel mehr Zeit in Anspruch als die Kampfhandlungen. Und auch von diesen entfällt noch der weitaus größte Teil auf das Bereitsein im Graben. Also schon die Form der heutigen Kriegsführung ist dem Aufkommen und Wachsen solchen Empfindens nicht günstig. Wer praktische Erfahrungen — nicht als Berichterstatter — im Felde gemacht hat, wird zudem wissen, daß dem Frontkämpfer alles Pathetische verhaßt ist. Hier kennt man kein Pathos, hier lissauert und ganghofert

man nicht, kennt man weder Haß noch Haßgefänge. Jeder tut still seine Schuldigkeit. Und weil dem so ist, konnte auch bis heute keine Reaktion folgen, die vielleicht einen unangenehmen Kagenjammer gebracht hätte. Absolute Kopfhänger mit pessimistischer Denkungsweise sind auch heute, im vierten Kriegsjahr, nur vereinzelt an der Front zu treffen. Just beim deutschen Soldaten hat dieser Krieg eine seelische Spannweite offenbart, die alle Voraussetzungen übertroffen hat.

Unter falschen Gesichtspunkten beurteilt man meist auch das seelische Erlebnis des Frontkämpfers. Dieses wird ohne Zweifel meist überschätzt. Gar zu bald gewöhnt sich der einzelne an die harten Wirklichkeiten des Todes. Das Vertrautsein mit der täglichen Todesgefahr, mit den Leichen gefallener Kameraden läßt die Scheu vor dem Wesen des Todes gar bald verschwinden, den Kameraden gar rasch vergessen. Wie ist mir das deutlicher zum Bewußtsein gekommen als in den Frühjahrskämpfen um Spren 1915. Morgens hatten wir die englischen Gräben gestürmt, und gegen Mittag saßen oder lagen wir, von den wärmenden Strahlen der Sonne beschienen, auf dem Rasen eines Dorffriedhofs. Der Feind war weit weg, auch seine Artillerie schwieg, so machten wir es uns nach Möglichkeit bequem, aßen oder schliefen — inmitten der überall umherliegenden Leichen vor wenigen Stunden gefallener Kameraden.

Es wäre jedoch verfehlt, wollte man aus diesen Tatsachen schließen, daß der Krieg das Gemüt verroht. Durchaus nicht. Das Feldleben bewegt sich, abgesehen von der kriegerischen Tätigkeit, durchaus in gesitteten Bahnen. Der Begriff »jüggelose Soldateska« ist der deutschen Armee absolut fremd. Da der deutsche Soldat dem Gegner gegenüber persönlich keinen Haß empfindet, kennt er auch keine Bestialitäten gegenüber dem wehrlosen Feinde. Daß aber das Privateigentum in noch von der Zivilbevölkerung bewohnten Bezirken gesichert wird, dafür sorgen schon die Kriegsgesetze. Aber auch ohne sie würden gewaltsame Ausschreitungen gegen die leibliche Not fremder Staatsangehöriger nur selten vorkommen. Und so spricht alles dafür, daß auch der aus dem Felde Heimkehrende sich seine persönliche Ehrenhaftigkeit gewahrt haben wird. Der Krieg, wie er heute geführt wird, ist durchaus nicht geeignet, den Menschen zu demoralisieren. Wenigstens nicht den Mann an der Front.

Das Impulsive fehlt dem Frontsoldaten. Er beurteilt alle Dinge mit Vorsicht, findet sich auf Grund des eisernen Muth in jede Situation und behält so das seelische Gleichgewicht, das ihn vor tieferen seelischen Konflikten bewahrt. Ja, allgemach wird ihm vieles zur Gewohnheit. Daraus resultiert die Tatsache, daß man auch im vierten Kriegswinter von einer schlechten Stimmung an der Front nicht sprechen kann. Andererseits hat der Mann an der Front kein Verständnis für die futuristische Grimasse des Lachend-Sterbens, das man ihm teils angedichtet, teils vorgeschrieben hat, und für manche in der Poesie sehr hoch bewertete Dinge hat er nur sehr drastische, einen realen Sinn verratende Bezeichnungen. Die kriegerische Tätigkeit gewinnt mit der Zeit für ihn handwerksmäßigen Charakter; die Länge des Krieges macht ihn gleichgültig, etwaige seelische Erlebnisse werden verwischt, der Krieg ist ihm zum Alltag geworden.

Aus dieser Sachlage heraus ist es zum mindesten mehr als zweifelhaft, daß seelische Erlebnisse und gedankliche Ergebnisse in den Reihen der Frontkämpfer politische Umwandlungen im eingangs erwähnten Sinne zeitigen. Die hierauf eingestellte Spekulation dürfte nur Enttäuschungen erleben. Politisches Denken spielt in den Bezirken der Front überhaupt eine bescheidene Rolle.

Was die gedankliche Tätigkeit des Mannes an der Front am meisten in Anspruch nimmt, das ist die Beschäftigung mit den Beziehungen zur Heimat, zur Familie, zum Beruf. Für eine problematische Beschäftigung mit dem Krieg und dessen Untergründen hat er nicht viel übrig. Und dieses um so weniger, je länger er im Felde steht. Ähnlich ergeht es der Politik überhaupt. Gar mancher in der Heimat als Politiker tätige Zeitgenosse würde staunen, wäße er, wie wenig Beachtung seine politische Tätigkeit bei denen hier draußen findet. Viel Wasser

würde in seinen Wein geschüttet. Rechts wie links. Man darf nicht vergessen, daß die Länge des Krieges, daß die häufigen, immer fehlgegangenen Friedensprophezeiungen bei dem Frontkämpfer eine gewisse Resignation erzeugt haben, die jede intensivere geistige Anteilnahme, besonders an innerpolitischen Dingen, verscheucht. Sorge um das eigene Leben, um die zukünftige Existenz und das Ergehen der Angehörigen, seien sie nun im Felde oder in der Heimat, kommen hinzu. Kurz, die Beschäftigung mit politischen Dingen ist weiten Kreisen der im Felde Stehenden eine sehr gleichgültige Sache. Es ist durchaus nicht der Fall, daß die Not des Krieges den letzten Feldgrauen politisiert hat. Schon die häufig anzutreffende Indifferenz der Zeitung oder den früher gepflegten politischen Interessen und Verbindungen gegenüber sollte auch den auf diese Tatsache lenken, der selbst nicht Gelegenheit hatte, seine Studien an Ort und Stelle zu machen.

Paul Göhre, der in seiner vorzüglichen »Tat«-Flugschrift »Front und Heimat«¹ auch dieser Frage einige Seiten widmet, erwähnt als Ursache neben dem durch den häufigen Arbeitsdienst bewirkten Mangel an Zeit auch die eigenartige mächtige Wirkung des militärischen Milieus, das auch im Kriege den ältesten Mann wieder gefangenimmt. In der Tat hat dieser Faktor eine starke Bedeutung. An dem Tage, an dem der Reservist oder Wehrmann wieder den bunten Rock anzieht, gleiten auch seine Gefühle wieder aus den lange gepflegten staatsbürgerlichen Bahnen. Die zwei Jahre Kasernendrill werden wieder lebendig, er steht wieder vor seinem Vorgeführten. Er fühlt sich nicht mehr als freier Bürger, der er ja auch nicht ist, sondern lediglich als Werkzeug der Staatsgewalt. Dem Verschwinden des Zivilanzugs folgt auch bald das des politischen Denkens. Dem von Göhre stark betonten Mangel an Zeit und Orientierungsmöglichkeiten kann ich gar nicht einmal ein entscheidendes Moment zugestehen. Auch vielen von denjenigen, die über beides verfügen, schwand, wie ich häufig beobachtete, mit der Zeit das Interesse an politischen Fragen. Neben den bereits genannten Gründen politischer und persönlicher Art tragen bei dem sozialdemokratischen, in der Uniform steckenden Arbeiter die Parteiwirren ohne Frage ein gerüttelt Maß von Schuld an der politischen Verdröpptheit, an dem Irrewerden an der Politik. Mancher, der vor dem Krieg ein gutes Parteimitglied war, wird indifferent aus dem Felde kommen, und es wird Mühe kosten, ihn wieder für die alten Ideale zu begeistern. Zumal die Sorge um das materielle Fortkommen nach dem Kriege bei vielen ein Ausgehen in persönlichen Angelegenheiten bewirken wird.

Es ist also nicht zu hoffen, daß der aus dem Felde Heimkehrende von draußen irgendwelche geistigen Güter mitbringt. Der Krieg, der ihn körperlich arg mißgenommen, zerschlug ihm auch alte, langgepflegte Ideale, er beeinträchtigte auch sein politisches Bewußtsein. Im Reichstag hat Genosse Scheidemann für die Zeit nach dem Kriege einmal mit dem »Schützengrabengeflecht« gedroht, das das Fürchten verlernt habe und sich nach seiner Rückkehr die Früchte vom Baume der innerpolitischen Entwicklung mit Gewalt brechen werde. Ich stehe solchen Hoffnungen skeptisch gegenüber. Die im Schützengraben haben das Fürchten nicht mehr verlernt als die zu Hause. Auch sind sie nicht mutiger geworden. Im Gesecht stehen viele dem Feind nur uninteressiert, seelisch unpersönlich gegenüber, erst Disziplin und Pflichtbewußtsein rahmen sie in das Ganze, Allgemeine ein. Viel eher scheint mir da Bismarcks Wort Geltung zu haben, daß der Deutsche sich auf dem Schlachtfeld tapfer schlägt, daß es ihm aber bedenklich an Zivilcourage mangelt. Krieg ist Krieg, im Zivilleben aber ist wieder die Ordnung des Christen Schmuck. Daher kann ich auch Erich Everth nicht beipflichten, wenn er in einer sonst manches Beachtenswerte enthaltenden Schrift² meint, die aus dem Kriege Heimkehrenden würden im Zivilleben gelegentlich auch unerfrochener der Aussicht gegenüberstehen, ihre Stellung zu

¹ Jena, E. Diederichs.

² »Von der Seele des Soldaten im Felde«, gleichfalls als »Tat«-Flugschrift bei E. Diederichs erschienen.

verlieren. Oder durch das erhöhte Selbstbewußtsein würden sie vielfach weniger bequeme Arbeitnehmer sein als vorher. Wirklich? Würden sie das? Ich glaube es nicht. Aus der Kriegserziehung und Felderfahrung läßt sich eine solche Folgerung nicht gut herleiten, so logisch sie auch dem Fernstehenden scheinen mag.

Wesentliche Bedeutung beansprucht auch das religiöse Problem. Die alte Gretchenglogik: »Duckt er sich hier, so folgt er auch dort« hat nicht nur ein kirchliches Interesse. Ja, ginge es nach der Anzahl der Schriften und Abhandlungen zu den durch den Krieg aufgeworfenen Fragen — die religiöse Frage würde die bedeutungsvollste sein. Viele dieser Schriften, besonders die zu Anfang des Krieges herausgekommenen, rechnen für die Zeit nach dem Kriege stark mit einer religiösen Erneuerung des Volkslebens. Indes ist die Beweisführung zu diesem Punkte recht mangelhaft, stärker noch als sonst wird hier der Wunsch zum Vater des Gedankens, und da sie meist von Männern geschrieben sind, denen das Frontleben gänzlich unbekannt ist, die höchstens durch einige Etappenorte gefahren sind, so verlieren sie von vornherein allen Wert. Betrachtet man die Dinge voraussetzungslos, so findet man für jene Hoffnungen wenig Anhaltspunkte. Der Kirchenglaube hat meines Erachtens schon durch die Konfessionen, die seine Diener dem Kriege machten, einen schweren Schlag erlitten. Die eiserne Not senkte und festigte die Trostgedanken des Goethefchen »Prometheus« in die Hirne gar vieler. Aus den Erfahrungen an der Front ist keinesfalls die Hoffnung auf eine Vertiefung des religiösen Gefühls zu schöpfen. Diese Ansicht vertreten auch Böhre und Everth in den angezogenen Schriften. Auf Grund ihrer Erfahrungen halten es sogar beide für wahrscheinlich, daß so mancher Kämpfer da draußen an seinem früheren Gottesglauben irre geworden ist, zumal bei der Länge des Krieges. Solchen Abgängen aus den religiösen Bezirken wird aber kaum ein Zugang gegenüberstehen. Am wenigsten aus den Reihen derjenigen, die mit einer selbstverarbeiteten Überzeugung, die jenseits des Gottesglaubens ihre Stütze hat, vor die starken Möglichkeiten des Todes traten. Dazu kommt, daß die Leidensschule des Krieges in viele ein realeres Denken gepflanzt hat, ein Denken, das allem Übersinnlichen, Unbegreifbaren feindlich, zum mindesten gleichgültig gegenübersteht.

Diese realere Lebensauffassung wird vielleicht ein Gut sein, das von manchen Frontkämpfern mit in die Heimat gebracht wird. Die allermeisten werden so, wie sie in den Krieg hineingegangen sind, auch wieder aus ihm herauskommen. Der geistige Umbildungsprozeß wird sich erst in den Jahren nach dem Kriege vollziehen. Erst wenn die aus dem Felde gekommenen Männer in der Heimat wieder vom Strome des politischen Lebens erfaßt, wenn sie wieder unmittelbar aufgerufen werden, wird die Gleichgültigkeit schwinden. Dann erst werden an Hand der politischen Fragen sich die Gehirne schärfen, die Meinungen bilden, Strömungen abschwächen oder stärken. Fürs erste aber kommen sie so zurück, wie sie hinausgingen, nur daß ein Teil der Besten verdrösset geworden sein wird. In andere politische Bahnen und Lager aber wird der Krieg nur wenige geführt haben.

Selbst-Anzeige.

Das Verlangen nach einem kurzen handelspolitischen Führer ist aus Parteikreisen schon häufig, neuerdings gelegentlich des Würzburger Parteitags, laut geworden. Wenn ich zunächst in meinem Buch¹ nur einige der wichtigsten Fragen der Praxis herausgegriffen habe, so bedarf dies kaum der Begründung. Hier fehlte der Partei bisher jeder selbständige Beitrag, und auch ein leidlicher Ersatz aus an-

¹ Max Schippel, Die Praxis der Handelspolitik. Eine gemeinschaftliche Einführung. Berlin 1917, Verlag für Sozialwissenschaft. 117 Seiten. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.

deren Kreisen würde schwer zu nennen und zu finden sein. Für manche Zwecke sind sicherlich die bürgerlichen Abc-Bücher und Leitfäden durchaus tüchtig und brauchbar, aber sie leiden allzusehr unter dem Einfluß der einseitigen Schutz Zoll- oder Freihandelsbestrebungen ihrer Verfasser und der hinter ihnen stehenden Interessentenverbände, oder sie verlieren sich zu sehr in Verwaltungstechnik und Geschäftsverkehr.

Doch selbst das Gebiet der handelspolitischen Praxis ist ein so weites und vielgliedriges, daß eine kurze Einführungsschrift sich abermals sofort vor die Notwendigkeit einer stark einschränkenden Stoffabgrenzung gestellt sieht. Aber deren nähere Durchführung und Ausgestaltung wird man sehr verschiedene Auffassungen haben können. Will man möglichst viele Einzelheiten erfaßt sehen, so kommt man zu einer Art von erläuterndem kleinem Wörterbuch (ein gutes und dennoch recht wenig zur Nachfolge ermutigendes Beispiel bietet das Borgius'sche »Zollpolitische Abc-Buch«); mit oder ohne alphabetische Anordnung, aber selbst bei systematischerem Aufbau ohne schärfere und breitere Herausarbeitung der wichtigeren Grundzüge und daher auch ohne besondere schulende, zu selbstständigem Weiterdenken anregende Nachwirkung auf den Leser. Je mehr man letzteres anstrebt, desto entschlossener muß man suchen, bloßes wissenswertes Füllsel und Detail in die zweite Reihe zu verweisen und mehr als erläuternde Beispiele heranzuziehen und dafür um so nachdrücklicher die wesentlicheren Grundformen der geschichtlichen Entwicklung und der tatsächlichen handelspolitischen Völkerbeziehungen hervorzuheben. Nicht ohne Bedeutung für die Stoffauswahl muß natürlich auch sein, welche der wechselnden handelspolitischen Aufgaben wahrscheinlich demnächst vor allem auf der öffentlichen Tagesordnung sich vorfinden werden.

Die hier angezeigte Schrift läßt deshalb vorläufig die eigentlichen Fragen des Zolltarifs und der Zollverwaltung möglichst beiseite, also Fragen wie: Wert- oder spezifische Zölle, Zollkredite, zollfreie und sonst den freieren Handel begünstigende Lagereinrichtungen, die Behandlung der Wiederausfuhr und der Ausfuhrvergütung, Zollformalitäten usw. Diese Streitfragen und Probleme werden nach dem Kriege und beim Friedensschluß kaum zuerst in den Vordergrund rücken. Dagegen wird dies von den Handelsvertragsproblemen im engeren Sinne gelten, denen sich deshalb die Schrift vorwiegend zuwendet. Ich schwankte sogar längere Zeit, ob ich das Werk nicht lieber als Praxis der »Handelsvertrags«politik in die Welt gehen lassen sollte. Aber Abschnitte wie die über Grenzzölle unter dem englischen Freihandel und über die weiten Gebiete der Zolllosigkeit, also des Freihandels unter den deutschen, amerikanischen und sonstigen Schutz Zollsystemen, oder über Kampfszölle und Zollkriege — Abschnitte, deren Fehlen meines Erachtens eine bedenkliche Lücke bilden würde, reichen über diesen speziellen Rahmen allzu weit hinaus.

Die nähere Stoffeinteilung ergab sich alsdann ziemlich von selber. Im Anfang war die allgemeinere Struktur der Handelsverträge zu zergliedern und vor allem das ziemlich enge Gebiet der Zollbindungen (Tarifverträge) von dem unvergleichlich weiteren und im großen und ganzen bedeutungsvolleren Gebiet der sonstigen handelspolitischen Berechtigungen und Verpflichtungen abzuheben. Darauf waren die beiden Grundtypen des rechtlich geregelten internationalen Verkehrs zu schildern: volle Gleichstellung des Auslandes mit dem Inland (Nationalbehandlung, Freihandel im weitesten Sinne) — oder Bevorzugung des Inlandes (der Inlandsware, der heimischen Schifffahrt, des heimischen Patents, der heimischen Arbeitskraft usw.), aber Gleichstellung der Auslandsstaaten wenigstens unter sich (Meistbegünstigung im weitesten Sinne). Diese Scheidung war dann nochmals gesondert für die Wareneinfuhr und die Zölle zu verfolgen (Freihandel im engeren Sinne gegen Schutz Zoll, rein Zollpolitische Meistbegünstigung). Ein folgendes Kapitel gilt der neueren Politik der doppelten Zollreihe (Generaltarif und Minimalvertragstarif), unter Darlegung der beiden sich scheiden-

den Wege zu diesem Endergebnis: durch Verhandlungen mit dem Ausland oder durch eigengesetzliche Anordnung (Politik der Tarifverträge wie in Deutschland, des autonomen Doppeltarifs wie in Frankreich und noch in manchen anderen Ländern). Da soeben wieder angesichts der Friedensziele viel von künftiger Reziprozität und nur bedingter Meistbegünstigung gesprochen wird, so schien ein Kapitel über die Abstufungen der Meistbegünstigung unentbehrlich, das zugleich eine geschichtliche Kritik der neueren, hauptsächlich an Olliers Werk anknüpfenden Reziprozitätsphantasien enthält, während sonst die Rätlichkeit einer gewissen Differenzierung der Meistbegünstigung durchaus offen gelassen wird. Die Schlußabschnitte behandeln die »Kolonien in der Handelspolitik«, also wiederum eine augenblicklich sehr naheliegende Frage, endlich »Zollkriege und Kampfschölle«.

Die Stoffauswahl ist, wie man sieht, zwar in keiner Weise die übliche, aber sie ist aus bestimmten einheitlichen Erwägungen hervorgegangen. Weiter werden die Leser von vornherein damit einverstanden sein, daß ich auf möglichst scharf umrissene Vorstellungen und Auffassungen hinarbeiten suche durch möglichst wörtliche Wiedergabe von Belegstellen und Probebeispielen aus dem reichen Erfahrung- und Tatsachenstoff der geltenden und vergangenen Zollgesetze und handelspolitischen Staatsverträge. Gerade deutschen sozialistischen Lesern wird nach der früheren mehr agitatorischen Behandlung der Handelspolitik ein sachliches unmittelbares Anknüpfen an die Hauptbestimmungen der Zolltarife und Handelsverträge sehr willkommen sein, um eine vorbereitende Schulung für eine spätere, des Zieles wie des Weges gleich sichere handelspolitische Einflussausübung zu gewinnen.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Die Friedensbewegung im französischen Sozialismus.

Das Friedensverlangen unter der französischen Arbeiterschaft ist in schnellem Steigen begriffen. Den besten Beweis liefert die am Sonntag, den 17. Februar in Paris abgehaltene Vertreterversammlung der französischen sozialistischen Partei, des sogenannten Nationalrats. Der rechte Flügel der sozialistischen Partei, die unter Leitung von Compère-Morel und Buisson stehende Gruppe, die die Fortsetzung des Krieges bis zur Niederzwingung der Mittelmächte, zum mindesten bis zur sogenannten »Desannexion« Elsaß-Lothringens, verlangt, hat ihre Rolle ausgespielt, und die mittlere unter der Leitung von Renaudel, Thomas und Bracke stehende Gruppe vermochte nur dadurch ihre Stellung zu retten und eine gewisse Geschlossenheit bei den Abstimmungen zu erreichen, daß sie der unter Führung Longueux, Mistrals und Pressemanes stehenden Minderheit bezüglich der auf der Londoner Konferenz der Entente-Sozialisten zu vertretenden Kriegsziele weit entgegenkam und einen Teil von deren Forderungen zu den ihrigen machte.

Die Minderheit ist zur Mehrheit geworden. Zu einem Teil erklärt sich dieser Umfassung aus der Befürchtung, daß die amerikanische Hilfe viel zu spät kommen wird, um Frankreich vor einer erneuten großen Offensive des deutschen Heeres mit ihren Folgen zu bewahren, nicht minder aber aus dem wachsenden Gegensatz zur Regierung Clémenceaus, der von allen Seiten auf das schärfste angegriffen und gegen dessen Pazifistenverfolgung energisch protestiert wurde. Eine Erbitterung, die sich noch steigerte, als bekannt wurde, daß der französische Botschafter in Rom sich geweigert hatte, den italienischen Delegierten für die interalliierte sozialistische Konferenz in London die Pässe zur Reise über Frankreich zu visieren. Es wurde eine Abordnung von Kammermitgliedern an Clémenceau abgeschickt, von ihm dringend eine andere Anweisung für den französischen Botschafter in Rom zu fordern — und Clémenceau sah sich nach einigem Widerstreben zum Nachgeben gezwungen. Den-

noch wurde nur das schon am 10. Februar von den Vertrauensmännern der Seineföderation (*Fédération socialiste de la Seine*) ausgesprochene Tadelsvotum gegen Compère-Morel, Buissou und Diagne wegen Annahme von Amtstellungen aus der Hand Clémenceaus bestätigt, ihre Ausschließung aus der Partei aber abgelehnt.

Besonders zeigt sich die erzwungene Nachgiebigkeit der »Mehrheitler« darin, daß, während bisher ein Teil dieser Gruppe unter Führung des früheren sozialistischen Munitionministers Albert Thomas für unbedingte Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich, ein anderer Teil zwar für eine Befragung der elsäß-lothringischen Bevölkerung über ihre nationalen Wünsche, aber erst nach der Wiedervereinigung des elsäß-lothringischen Gebiets mit Frankreich, plädierte, nun fast die gesamte Mehrheit mit der Minderheit dafür stimmte, daß das elsäß-lothringische Volk über seine Staatszugehörigkeit selbst entscheiden müsse und diese Abstimmung später nach Friedensschluß unter Aufsicht des künftigen Bundes aller Nationen stattfinden könne. Eine Frage, an der der Verständigungsfriede zwischen den kriegsführenden Parteien scheiterte, dürfe Elsaß-Lothringen fürder nicht sein. Zugleich wurde erklärt, daß das Verlangen Deutschlands nach Wiedererhalt seiner Kolonien berechtigt sei und, falls sich die Rückgabe einiger dieser Kolonien nicht durchführen lasse, das Deutsche Reich dafür durch Abtretung anderer gleichwertiger kolonialer Gebiete entschädigt werden könne.

Auch die Abstimmung über die Bewilligung der Kriegskredite am Montag, den 18. Februar nahm einen eigenartigen Verlauf. Zwei Anträge standen sich gegenüber. Ein Antrag von Paul Faure, der im Namen der bisherigen Minderheit Ablehnung der Kriegskredite verlangte, falls die Regierung Clémenceaus ihre Politik nicht ändere und auch fernerhin die Ausstellung von Pässen für eine internationale Sozialistenkonferenz verweigere, und ein Antrag Renaudels, der unter Berufung auf die Bestimmungen des letzten Parteitag die weitere Genehmigung der Kriegsausgaben unter bestimmten Bedingungen forderte. Bei der Abstimmung erhielt der Antrag Renaudels 1461, der Antrag Faures 1251, der Antrag der Kienthaler, der sich für unbedingte Ablehnung aller Kriegskredite aussprach, 226 Stimmen.

Der Meinungswechsel in den Reihen der französischen sozialistischen Partei ist unverkennbar. Noch vor zwei, drei Monaten wären derartige Abstimmungen unmöglich gewesen.

Literarische Rundschau.

Anna Bloz, Mitglied des Oberschulrats von Stuttgart, *Kommunale Frauenarbeit im Kriege*. Berlin 1917, Verlag für Sozialwissenschaft. 32 Seiten Oktav. Preis 60 Pfennig.

Im Gegensatz zu manchen von Frauen geschriebenen Broschüren über die öffentliche Tätigkeit der Frauen im Kriege macht die Schrift von Anna Bloz einen wohlthuenden Eindruck. Während mehrfach die Verfasserinnen derartiger Schriften sich nicht zu enthalten vermochten, alle möglichen Frauenrechtsfragen mit in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen und uns in pathetisch-deklamatorischer Form ihre Anschauungen über die politische Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Frau vorzutragen — Anschauungen, die, so berechtigt sie sein mögen, doch für die Bewertung der Frauentätigkeit im öffentlichen Dienst wenig oder nichts besagen —, beschränkt sich Frau Anna Bloz darauf, uns in anschaulicher und ansprechender Weise auseinanderzusetzen, was die Frau im Kommunaldienst zu leisten vermag und was sie bereits in manchen Kommunalverwaltungen geleistet hat. Selbst seit langem in der Gemeindeverwaltung tätig und pädagogisch geschult — sie hat, soviel wir wissen, ihre Ausbildung in der bekannten Karlsruher Viktoriafschule erhalten und die Prüfung als preussische Oberlehrerin bestanden —, stellt sie auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen in sachlicher Weise dar, welche Aufgaben der Frau in der Gemeinde

harren und wie sie das ihr übertragene Amt am besten auszufüllen vermag. In kurzen Abschnitten schildert sie, nachdem sie auf die großen Anforderungen hingewiesen hat, die der Krieg auch an das weibliche Geschlecht stellt, nacheinander die Tätigkeit der Frau in der Kriegsfürsorge, der Armenpflege, der Wohnungsfürsorge, Lebensmittelversorgung, Vormundschaft, Waisenpflege, Schulverwaltung usw. Dabei beweist sie, daß sie für die Bedürfnisse des kleinen Arbeiterhaushalts volles Verständnis besitzt, und zugleich spricht aus ihrer Darstellung ein warmes, zartfühlendes Frauengemüt, das, erfüllt von seiner Aufgabe, vor unangenehmen Pflichten nicht zurückschreckt und überall zu verstehen und zu begreifen trachtet. Als charakteristisch für den Geist, in dem die Broschüre geschrieben ist, mag folgende Bemerkung über die in der Armenpflege übliche Auskunftseinholung gelten:

»Wie es viel Takt und Vorsicht erfordert, diese Fragen in sachlicher Weise zu stellen, so ist bei der Nachprüfung fast noch mehr Rücksicht zu nehmen. Man muß sich nur vorstellen, daß die Mehrzahl der Kriegerfrauen schon durch die Trennung von ihren Männern, durch die ewige Angst und Sorge um ihr Leben sich in einem Seelenzustand befinden, der ihre Nerven äußerst empfindlich macht. Dazu kommt, daß die Frauen meistens noch niemals in der Lage waren, fremde Unterstellungen annehmen zu müssen. Es kommt dazu die Scheu, Auskunft geben zu müssen über intime Familienangelegenheiten, in die sie sonst keine fremde Person Einblick tun ließen. Ihr Stolz bäumt sich dagegen auf, Wänge tun zu müssen, die ihnen als Bettlei erscheinen. Es verletzt sie, daß man ihren Aussagen nicht ohne weiteres Glauben schenkt, sondern sie nachprüfen läßt.«

Frauen, die im Gemeindedienst tätig sind oder sich ihm widmen wollen, finden in der kleinen instruktiven Schrift eine gute Anleitung und Belehrung; aber auch für den Kommunalpolitiker und alle, die sich für kommunalpolitische Fragen interessieren, hat die Schrift ihren Wert. M. Schn.

Kurt Wiedenfeld, Ein Jahrhundert rheinischer Montanindustrie (Bergbau — Eisenindustrie — Metallindustrie — Maschinenbau). 1815 bis 1915. 4. Heft. Moderne Wirtschaftsgestaltungen. Bonn 1916, Verlag Marcus & Weber. Preis 5 Mark.

Die Arbeit stellt einen Beitrag für ein geplantes rheinisches Jubiläumswerk zur Erinnerung an das hundertjährige Preußentum der Rheinlande dar. Der Krieg kam dazwischen, und so erschien die Spezialuntersuchung von Wiedenfeld zunächst als Sonderausgabe.

Der Verfasser gliedert das letzte Jahrhundert Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Montanindustrie in drei Abschnitte: von 1815 bis 1840 die »Übergangszeit«, von 1840 bis 1870 die »Anfänge der neuen Zeit«, von 1870 bis 1915 die »volle Durchsetzung der neuen Zeit«. Und wiederum werden in allen drei Abschnitten nach einer ziemlich einheitlichen Disposition die Standortsfaktoren, die Entwicklung der Arbeitstechnik, die Handelsbeziehungen, die Betriebs- und Unternehmungsorganisation untersucht.

Für die erste Periode ergibt sich ein Bild, das nur im linksrheinischen Bergbau und Hüttengewerbe die Anfänge strafferer Betriebs- und Kapitalkonzentrationen erkennen läßt. Rechtsrheinisch herrscht dagegen in diesen Wirtschaftszweigen noch der Kleinbetrieb vor. Auch die Weiterverarbeitung steht noch unter der Herrschaft des handwerksmäßigen Kleinbetriebs. Erst gegen Ende der Epoche kamen mit der Einführung der Dampfkraft und der auf Massenfabrikation gestellten Verarbeitungstechniken größere Betriebe auf, die eine Teilung der Leistung und der ausführenden Arbeit erfordern.

Das Organisationsbild des Jahres 1870 zeigt gegenüber dem Jahre 1840 ganz wesentliche Veränderungen: in dem Kampfe zwischen den alten Betriebsweisen und den neuen Unternehmungsformen neigt sich immer merkbarer die Entscheidung nach der Seite des modernen Großbetriebs zu. Am Ende des dritten Abschnitts werden

für das Jahr 1915 jene hochkapitalistischen Entwicklungsstufen geschildert, die inzwischen die rheinische Montanindustrie erreicht hat.

Das alles wird sehr sorgfältig und sachkundig untersucht. Wir sind ja jetzt durch die Krise, die innerhalb unserer marxistischen Schule eingetreten ist, besser disponiert als früher, wirtschaftswissenschaftliche Untersuchungen auch von bürgerlichen Autoren objektiv zu beurteilen. Es hat keinen Zweck, über den Kapitalismus zu deklamieren oder bei der Rezension über eine neue Arbeit auf diesem Gebiet mit Behagen nur zu konstatieren, daß die Entwicklung ihren richtigen Verlauf nimmt, wenn sie mit den Theorien übereinstimmt....

Wir Marxisten müssen nach dem Kriege Versäumtes nachholen, und bei der Orientierung über das, was sich wirtschaftlich bis zum Kriege entwickelt hat, werden wir auf manche Untersuchung aus bürgerlicher Feder stoßen, die zwar bei uns noch nicht anerkannt wurde, trotzdem aber nicht zu ignorieren ist.

Die Fragen, die in der vorliegenden Arbeit behandelt werden, interessieren uns wirtschaftlich und politisch. Wirtschaftlich, weil in den letzten Jahrzehnten Deutschland in der Tat eine Neuorganisation des Kapitalismus besonders in der Industrie des Ruhrgebiets und des damit verbündeten Bankkapitals des Westens vollzogen hat; politisch, weil sich hier sehr wichtige Auseinandersetzungen vorbereiten, denn es steht der aufstrebenden Arbeiterklasse eine immer noch schaffend vorwärtststürmende, durchaus nicht völlig degenerierte Bourgeoisie gegenüber: ein industrielles Unternehmertum, das für die Zukunft nicht weniger, sondern mehr mit starken Kräften politisch arbeiten wird. Es ist daher lehrreich, den wirtschaftlichen Hintergrund und die treibenden Kräfte dieser Entwicklung kennenzulernen, zu denen die vorliegende Arbeit einen lesenswerten Beitrag liefert. R. W o l f.

Notizen.

Schiffsbau. Um die großen Schiffsverluste, die Deutschland, England, Frankreich, Italien durch den Krieg erlitten haben, auszugleichen und sich in dem Konkurrenzkampf, der nach dem Friedensschluß voraussichtlich zwischen den Handelsflotten der verschiedenen Länder einsetzen wird, eine möglichst günstige Position zu sichern, haben in den letzten beiden Jahren die skandinavischen Länder und Holland, vor allem aber die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan ihren Schiffsbau mit angespanntesten Kräften auszudehnen gesucht; doch ist das Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden nur in mäßigem Umfang gelungen, da die Werften dieser Länder auf die Zufuhr von deutschen, englischen, amerikanischen Schiffsbau-materialien angewiesen waren und diese Zufuhr mehrfach stockte.

Nach einer jüngst vom »Glasgow Herald« veröffentlichten Übersicht hat Holland im Jahre 1917 185 Schiffe mit einem Raumgehalt von 222 226 Bruttoregistertonnen gebaut gegen 228 000 Tonnen im Jahre 1916. Norwegen baute 1917 76 Schiffe mit 47 975 Bruttoregistertonnen gegen 44 902, Schweden (genaue statistische Zahlen fehlen) ungefähr 40 000 Bruttoregistertonnen gegen 41 000, Dänemark nur 24 000 gegen 37 000. Dagegen haben die Vereinigten Staaten von Amerika ihren Schiffsbau enorm ausgedehnt. Wie »Daily Chronicle« auf Grund von Angaben Edward Hurlleys, des Vorsitzenden des amerikanischen Schiffsbauamtes, berichtet, haben die Werften der Nordamerikanischen Union im Jahre 1916 insgesamt 750 000 Bruttoregistertonnen vom Stapel gelassen, mehr als das Doppelte der vorausgegangenen Jahre, und im Jahre 1917 dürfte die Gesamtzahl der fertiggestellten Tonnage wahrscheinlich 1½ Millionen Bruttoregistertonnen erreicht haben, denn in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 20. Oktober dieses Jahres sind fast 1¼ Millionen Bruttoregistertonnen gebaut worden. Selbst wenn man annimmt, daß Herr Hurlley aus gewissen Motiven etwas aufgeschnitten hat, noch immer eine gewaltige Steigerung.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23

Ausgegeben am 8. März 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die auswärtige Politik Japans.

Von Ludwig Quessel.

Zu den Fragen der auswärtigen Politik, die mehr als alle anderen mit dem Schlier tiefen Geheimnisses umhüllt scheinen, gehören diejenigen des fernen Ostens, das heißt die Beziehungen der asiatischen Großmächte zueinander, zu denen England, Rußland, die Vereinigten Staaten und Japan gezählt werden. Sieht man von Japan ab, so ist an der Gestaltung der Dinge in Ostasien am stärksten und unmittelbarsten England interessiert. Daß Großbritannien nicht nur eine europäische, sondern auch eine asiatische Großmacht ist, ist von den britischen Staatsmännern stets mit Nachdruck hervorgehoben worden. Der gegenwärtige Staatsminister und ehemalige Vizekönig von Indien, Lord Curzon, beginnt seine Darstellung der politischen Probleme des fernen Ostens mit der Unterstreichung dieses Sachverhalts; indem er hervorhebt, daß das britische Reich nur deshalb zu den menschenreichsten unter den vorhandenen Weltmächten gezählt werden kann, weil es »nicht bloß europäisch, sondern auch asiatisch« ist.¹ In der Tat weisen alle in diejenigen britischen Besitzungen in Asien, die sich unbestritten und fest in der Hand Englands befinden, eine Bevölkerung von 252 Millionen auf. Fügt man zu diesen gewaltigen, 3,2 Millionen Quadratkilometer umfassenden Landmassen noch die asiatischen Gebiete hinzu, die als britische Protektorate und Einflußsphären gelten (in China die Provinzen Kwangtung, Kiangsi, Hunan, Kweichow, Szechwan, Hupe, Nganhwei, Tschekiang, Kiangsu, Honan, Schensi, Kansu und Schansi, ferner Tibet, Westsiam, Bhutan, Nepal, Afghanistan, Südpersien, Koweit, El Hassa, Oman, Hadramaut und Aden), so gelangt man zu einem asiatischen Reich Englands, das rund eine halbe Milliarde Menschen zählt.

Gegenüber dieser machtvollen Entfaltung des britischen Imperiums in Asien tritt das asiatische Reich Rußlands mit rund 25 Millionen Einwohnern weit zurück. Der weitaus größte Teil davon ist zum Ackerbau ungeeignet und weist deshalb auch nur eine dünne Bevölkerung auf. Obwohl Sibirien und Rußisch-Zentralasien für die russische Volkswirtschaft schon große Bedeutung erlangt haben, können die russischen Interessen an Asien doch keinen Vergleich mit den englischen aushalten. Sehr erheblich sind auch die asiatischen Interessen Japans geworden. Es hat die Insel Formosa ganz und von der Insel Sachalin die Hälfte erworben; es hat ferner die Südmandschurei und die innere Ostmongolei in seine Gewalt gebracht. Anders wie England, Rußland und Japan kann die vierte asiatische Großmacht, die Nordamerikanische Union, noch auf keine festländische Einflußsphäre in Asien verweisen, aber sie hat 1889 die Philippinen (10 Millionen Einwohner) annektiert und besitzt außerdem im Stillen Ozean drei weitere maritime Basen (Hawai.

¹ Siehe Lord Curzon, Problems of the Far East, 3. Auflage, London 1914, S. 2. 1917-1918. I. Bd.

Samoa, Guam), deren ineinandergreifende Aktionsradien Amerika mit Asien machtpolitisch verbinden.

In das Verhältnis der asiatischen Großmächte hat der Weltkrieg große Veränderungen gebracht. Ausgegangen sind sie von Japan. Als Japan 1914 gegen uns zu den Waffen griff, rief das in Amerika große Erregung hervor. Um sie zu mildern, ließ der japanische Ministerpräsident Graf Okuma eine Botschaft an das amerikanische Volk telegraphieren, in der es heißt:

Als Premier von Japan habe ich festgestellt und stelle jetzt wieder vor der Bevölkerung Amerikas und der Welt fest, daß Japan ... kein Verlangen hat, sich mehr Land zu sichern, noch China oder einem anderen Volk etwas zu rauben, was sie zurzeit besitzen. Meine Regierung und mein Volk haben ihr Wort und ihr Versprechen gegeben, das so ehrenvoll gehalten werden wird, wie Japan immer seine Zusagen hielt.

Diese feierliche Erklärung des japanischen Ministerpräsidenten vom 24. August 1914 sollte durch die Art, wie sich die Eroberung Kiautschou vollzog, alsbald eine interessante Beleuchtung erfahren. Vorerst mobilisierte Japan den größten Teil seiner Streitkräfte, obwohl der zehnte Teil davon zur Einnahme Kiautschou ausgereicht hätte, wahrscheinlich, um der einzigen asiatischen Großmacht, die noch nicht durch den europäischen Krieg militärisch in Anspruch genommen war, das heißt den Vereinigten Staaten zu verstehen zu geben, daß sie sich jedes Einspruchs in ostasiatische Verhältnisse enthalten möchten. Während die Presse der Entente von entrüsteter Kritik wegen des deutschen Durchmarsches in Belgien überfloß, besetzten die Japaner, so als ob sich das von selbst verstände, die ganze Provinz Schantung des *n e u t r a l e n* Chinas, und zwar mit der durchaus nicht stichhaltigen Begründung, daß der Feldzug gegen Kiautschou dies militärisch notwendig mache. Die Japaner dachten auch gar nicht daran, sich aus Schantung zurückzuziehen, als Tsingtau am 16. November 1914 gefallen war. Und was die im japanischen Ultimatum erwähnte Eventualität betraf, Kiautschou an China zurückzugeben, so erklärte der Außenminister Kato im Dezember 1914 im Parlament, daß die »im japanischen Ultimatum vorgesehene Restitution« nur für den Fall in Aussicht gestellt worden sei, daß die Deutschen Kiautschou den Japanern »ohne Kampf« übergeben hätten.

Die Machtsteigerung, die Japan durch die Besetzung von Schantung 1914 erfahren hat, sollte sich 1915 zunächst den Chinesen recht unangenehm fühlbar machen. Zum Verständnis der chinesischen Politik ist es notwendig, zu beachten, daß China seit dem Japanisch-Chinesischen Kriege, der die Wehrlosigkeit des Riesenreichs offenbarte, mehr Objekt als Subjekt der asiatischen Politik gewesen ist. Dieses gewaltige Reich, dessen Bevölkerung auf 430 Millionen geschätzt wird, wurde immer mehr zu einem vagen Terrain, auf dem die rivalisierenden Mächte sich ihre Interessensphären absteckten. Jede der asiatischen Großmächte lag auf der Lauer, bei der geringfügigsten Möglichkeit der chinesischen Nachklosigkeit neue Konzessionen zu entreißen. Der Vurenkrieg begünstigte ein russisches Vordringen, während wiederum der Russisch-Japanische Krieg England die Möglichkeit bot, sich in dem chinesischen Vasallenstaat Tibet festzusetzen. Nach ihren bisherigen Erfahrungen mußten die chinesischen Diplomaten damit rechnen, daß der große Krieg in Europa eine japanische Aktion gegen sie auslösen werde. Daß die Besetzung von Kiautschou und Schantung nur das Vorspiel zu einer größeren Aktion

sein werde, ist den Diplomaten in Peking wohl von Anfang an klar gewesen. Dennoch war ihr Erstaunen groß, als die Japaner ihnen ihre Forderungen präsentierte.

Die Forderungen Japans an China vom 26. April 1915 machen eine eingehende Analyse notwendig, weil sie die eigentliche Grundlage der auswärtigen Politik Japans darstellen und auch das deutsche Interesse an der Gestaltung der Dinge in Ostasien stark berühren. Alles, was Japan in der Folgezeit unternahm, diente dem Zwecke, diese Forderungen zu verwirklichen und ihre Geltung diplomatisch und militärisch auch für die Zukunft sicherzustellen. Ihrem Wesen nach zerfallen jene Forderungen in drei Gruppen. Die erste Gruppe beschäftigt sich mit den japanischen Einflusssphären in China, das heißt mit der Südmandschurei, inneren Ostmongolei, Schantung und Fukien. In der Südmandschurei, Ostmongolei und Schantung erscheint Japan als der Erbe Rußlands und Deutschlands, in Fukien hat es sich die Einflusssphäre selbst geschaffen. Die zweite Gruppe der japanischen Forderungen betrifft die Kohlen- und Erzförderung, die Roheisengewinnung und den Eisenbahnbau im übrigen China. Obwohl wir es hier dem Anschein nach mit rein wirtschaftlichen Ansprüchen zu tun haben, handelt es sich doch für Japan hierbei um nichts Geringeres als die Sicherstellung seiner militärischen Leistung. Ein an Erzen und Kohle so armes Land wie Japan ist allein ohne Bundesgenossen zur Kriegsführung und damit bei den gegebenen Verhältnissen zu selbständiger Politik so lange unfähig, als es sich den Bezug derselben nicht anderweitig gesichert hat. Die vom chinesischen Bergbau Japan zu militärischen Zwecken gelieferten Mittel sind auf der einen Seite Stoffe: Erze, vornehmlich Eisenerz, auf der anderen Seite Kräfte: Kohle und Erdöl. Erze und Erdöl sind in höherem Maße zur Vorratsbildung geeignet als Kohle. Bei der Kohle setzt die gewaltige Masse und die Neigung zur Selbstverzehrung (Oxydation) der Aufspeicherung Hindernisse entgegen. Ebenso wichtig wie die Gewinnung dieser Stoffe und Kräfte für Japans militärische Leistung ist freilich deren Transport. Daraus resultiert Japans militärisches Interesse am chinesischen Eisenbahnbau. Die dritte Gruppe der japanischen Forderungen bezieht sich auf die Handhabung der chinesischen Regierungsgewalt, auf die sich Japan einen möglichst großen Einfluß zu sichern sucht. Die Forderungen dieser Gruppe sind vielleicht die wichtigsten, weil sie darauf angelegt scheinen, eine Art Oberherrschaft der Japaner über das ganze chinesische Riesenreich langsam zu entwickeln.

Kurz zusammengefaßt, ergeben die Forderungen Japans an China vom 26. April 1915, deren Annahme Japan durch ein am 7. Mai 1915 in Peking überreichtes Ultimatum erzwang, folgendes Bild:²

Gruppe I: Forderungen betreffend die japanischen Einflusssphären in Nord- und Südchina.

a. Südmandschurei. 1. China erklärt sich damit einverstanden, daß die Dauer der von Rußland im Jahre 1905 auf Japan übertragenen Pacht Port Arthurs und Dalnys auf 99 Jahre verlängert wird. 2. China billigt den Japanern das Recht zu, Grundelgentum zu erwerben und Gebäude darauf

² Die Forderungen Japans an China sind im Wortlaut wiedergegeben in dem Buche des Herausgebers der »China Press« (Schanghai) Thomas F. Millard, Our eastern question, New York 1916, S. 155 bis 160.

zu errichten, um Handel, Gewerbe und Landwirtschaft betreiben zu können. 3. China erkennt an, daß die Japaner überall ungestört sich niederlassen, frei das ganze Land bereisen und an Geschäften und Unternehmungen aller Art sich beteiligen können. 4. China ist bereit, zuzustimmen, daß die Japaner den chinesischen Polizeigesetzen und Steuerverordnungen nur insoweit unterworfen sind, als diese die Zustimmung der japanischen Konsuln gefunden haben. 5. China gibt zu, daß Zivil- und Kriminalfälle, bei denen der Beklagte ein Japaner ist, vom japanischen Konsul untersucht und entschieden werden; ist dagegen der Kläger ein Japaner, so sollen die chinesischen Gerichte zwar zuständig bleiben, doch steht in diesen Fällen Japan das Recht zu, die Untersuchung und Rechtsprechung durch einen japanischen Beamten überwachen zu lassen. 6. China verleiht den Japanern das Recht, das Land auf Kohlen- und Erzvorkommen zu durchforschen, Gruben und Bergwerke anzulegen und zu betreiben. 7. China verpflichtet sich, bei Bahnbauten zur Beschaffung des Kapitals »zuerst an japanische Kapitalisten zu wenden«. Ebenso ist China verpflichtet, über die Aufnahme neuer Anleihen gegen Verpfändung von Steuereinnahmen »zuerst mit japanischen Kapitalisten zu verhandeln«. 8. China übernimmt die Verpflichtung, wenn ausländische Ratgeber oder Instrukteure für politische, finanzielle, militärische oder politische Angelegenheiten gebraucht werden, »zuerst Japan hierzu zu berufen«.

b. *I n n e r e O s t m o n g o l e i*. 1. China erklärt sich bereit, nach erfolgter Zustimmung des japanischen Gesandten einige Plätze für den allgemeinen Handel zu öffnen. 2. China verpflichtet sich, selbst Kapital zum Bau von Eisenbahnen aufzubringen; ist ausländisches Kapital erforderlich, so ist China verpflichtet, »zuerst mit der japanischen Regierung zu verhandeln«. 3. China ist bereit, die Erlaubnis zu erteilen, daß Japaner und Chinesen gemeinschaftlich agrarische und industrielle Unternehmungen betreiben können. 4. China übernimmt die Verpflichtung, zuerst mit der japanischen Regierung zu verhandeln, wenn die Aufnahme einer ausländischen Anleihe gegen Verpfändung von Steuereinnahmen notwendig wird.

c. *S c h a n t u n g*. 1. China erklärt sich schon jetzt zur Übertragung aller von Deutschland in Schantung erworbenen Rechte, Interessen und Konzessionen auf Japan bereit. 2. China verpflichtet sich, kein Gebiet in Schantung oder an seinen Küsten unter irgendeinem Vorwand an eine Macht abzutreten oder zu verpachten. 3. China ist damit einverstanden, zur Finanzierung des Eisenbahnbaus Tschifu-Weihstien sich an japanische Kapitalisten zu wenden, wenn Deutschland auf sein Finanzierungsrecht verzichtet. 4. China übernimmt die Verpflichtung, nach erfolgter Zustimmung des japanischen Gesandten einige Häfen für den allgemeinen Handel zu öffnen.

d. *F u k i e n*. 1. China ist verpflichtet, darüber zu wachen, daß keine Ration Werften und Kohlenstationen für militärische Zwecke oder maritime Basen errichtet.

Gruppe II: Forderungen betreffend die Kohlen- und Erzförderung, die Kohleisengewinnung und den Eisenbahnbau in China.

1. China erklärt sich bereit, der Hankeping-Kompanie,³ da deren Beziehungen zu Japan sehr eng sind, sofort seine Zustimmung zu einer Koöpe-

³ Die Hankeping Steel and Coal Company ist die größte industrielle Gesellschaft Chinas.

ration mit japanischen Kapitalisten zu geben. Ohne Zustimmung der japanischen Kapitalisten darf China die Unternehmungen dieser Kompanie weder verstaatlichen noch konfiszieren. 2. China ist verpflichtet, die Hankeping-Kompanie nicht zu veranlassen, fremdes Kapital zu anderen Bedingungen aufzunehmen wie japanisches. 3. China erteilt Japan das Recht, eine Bahn von Wutschang aus zur Verbindung der Bahnen Nankang-Hankou und Nankang-Jotschou mit der Linie Kiukiang-Nankang zu bauen, sofern andere Mächte nicht dagegen Einspruch erheben. Dieses Recht darf China keiner anderen Macht gewähren, es sei denn, daß Japan mit ihr zu einer Verständigung gelangt.

Gruppe III: Forderungen betreffend die Handhabung der Regierungsgewalt in China.

1. Die chinesische Regierung verpflichtet sich, zahlreiche japanische Ratgeber in ihren Dienst zu nehmen, wenn sie einen solchen Schritt in Zukunft für notwendig erachtet. 2. Die chinesische Regierung erklärt ihr Einverständnis, Offiziere nach Japan zu entsenden, um mit den japanischen Militärbehörden über den Ankauf von Waffen oder die Errichtung eines gemeinschaftlichen Arsenal zu verhandeln. 3. Die chinesische Regierung wird sofort ihre Zustimmung erteilen, wenn Japaner im Innern Chinas Land zum Bau von Schulen und Krankenhäusern kaufen oder pachten wollen. 4. Die chinesische Regierung erklärt sich bereit, in Verhandlungen über die Berechtigung japanischer Missionen, in China religiöse Propaganda zu treiben, einzutreten.

* * *

Was die japanischen Forderungen anbetrifft, die sich auf die Südmandschurei und innere Ostmongolei beziehen, so ist zu sagen, daß sie einen rein faktisch bestehenden Zustand zu einem von China vertragsmäßig anerkannten gestalten. In beiden Provinzen walten zwar chinesische Behörden noch ihres Amtes, aber es geschieht dies in wichtigen Fragen zumeist schon unter japanischer Kontrolle. Außerdem bilden die dort lebenden Japaner bereits einen Staat im Staate. Am weitesten ist diese Entwicklung in der Südmandschurei gediehen, wo die Dinge ähnlich liegen wie in Korea vor Verwandlung dieses Landes in eine japanische Kronkolonie. Sehr weitgehend sind auch die japanischen Forderungen in bezug auf Schantung. Die Stellung, die Japan hier für sich in Anspruch nimmt, ist weit stärker und ausschließlicher, als die Deutschlands war. Selbst da, wo Japan nur die früheren Rechte Deutschlands für sich beansprucht, sind seine Forderungen von größerer Tragweite, weil hinter ihnen ganz andere Machtmittel und Aspirationen stehen. Was Fukien betrifft, so hält sich hier Japan noch zurück und beschränkt sich darauf, die chinesischen Behörden gegenüber den anderen Staaten als Schildwache für die japanischen Interessen aufzustellen. Eigenartig ist das Vorgehen Japans in Zentralchina. Hier, inmitten der Provinzen, wo England sich durch Verträge mit China und den konkurrierenden Staaten einen vorherrschenden Einfluß gesichert hat, schiebt Japan eine Kompanie vor, um seine Hand auf die Erze und Steinkohlen zu legen. Auf's Ganze gehen die Forderungen der dritten Gruppe. Für die Gegenwart bedeuten sie allerdings noch wenig. Aber Japan versteht zu warten. Erst einmal im sicheren und unbefristeten Besitz seiner vier Einflußsphären im Norden und Süden Chinas,

glaubt es ruhig die Zeit herankommen lassen zu können, wo man der chinesischen Regierung »die zahlreichen japanischen Ratgeber« wird auf den Hals heßen können, um Japan eine Stellung in China zu verschaffen, wie sie England vor dem Kriege mit seinen Ratgebern in Ägypten einnahm. Einstweilen begnügt sich Japan freilich damit, der chinesischen Armee zu Wucherpreisen minderwertige Waffen und Munition zu liefern und die britische Einflusssphäre durch Errichtung von japanischen Schulen, Krankenhäusern und Missionen zu sabotieren.

Obwohl die japanischen Forderungen vom 26. April 1915 die chinesische Unabhängigkeit nicht unmittelbar bedrohten, war der Widerstand in Peking gegen ihre Annahme sehr groß. Auch der stärkste diplomatische Druck reichte nicht aus, ihn zu überwinden. Da entschloß sich Japan, gestützt auf sein mobilisiertes Heer, zu dem äußersten Schritt. Am 7. Mai 1915 überreichte der japanische Gesandte in Peking der chinesischen Regierung das folgende Ultimatum:

Die Kaiserlich japanische Regierung bietet hiermit wieder ihren Rat an und hofft, daß die chinesische Regierung auf diesen Rat um 6 Uhr nachmittags am neunten Tage des Mai eine befriedigende Antwort geben wird. Es wird hierdurch erklärt, daß, wenn vor oder zu der näher bezeichneten Zeit keine befriedigende Antwort eingegangen ist, die Kaiserlich japanische Regierung solche Schritte unternehmen wird, als sie ihr mögen notwendig scheinen.

Auf dieses Ultimatum hin gab es für die chinesische Machtlosigkeit kein Ausweichen mehr, da nach dem deutschen Durchbruch in Galizien die beiden asiatischen Großmächte, die China sonst wären zu Hilfe gekommen, alle Hände voll in Europa zu tun hatten. Was die Vereinigten Staaten anbetrifft, so wagten es diese nicht, zu intervenieren. Erst als China die japanischen Forderungen im Prinzip angenommen und über ihre Einzelheiten in Verhandlungen mit Japan eingetreten war, überreichten die amerikanischen Gesandten in Peking und Tokio der chinesischen und japanischen Regierung folgende Note der Vereinigten Staaten vom 16. Mai 1915:

Angeichts der Umstände der Verhandlungen, die zwischen der chinesischen und japanischen Regierung stattgefunden haben oder die jetzt schweben, und der Verständigungen, die erreicht worden sind, und als ein Resultat davon hat die Regierung der Vereinigten Staaten die Ehre, der Regierung der chinesischen Republik zu notifizieren, daß sie einen Vertrag oder eine Verpflichtung, auf die die Regierungen Japans und Chinas eingegangen sind oder eingehen mögen, nicht anerkennen kann, sofern sie die Vertragsrechte der Vereinigten Staaten oder ihrer Bürger in China, die politische und territoriale Integrität der chinesischen Republik oder die gewöhnlich als »offene Tür« bezeichnete internationale Politik beeinträchtigt.

Es muß zum Verständnis der kommenden Dinge betont werden, daß alsbald nach dieser amerikanischen Rechtsverwahrung eine leidenschaftliche Agitation in den Vereinigten Staaten für eine gewaltige Aufrüstung zu Wasser und zu Lande einsetzte. Neue militaristische und marinistische Vereinigungen (»Navy League«, »National Security League« usw.) wurden schnell ins Leben gerufen. Volksversammlungen und Straßenumzüge für beschleunigte Rüstungen fanden statt. Zugleich verkündete der Telegraph, die amerikanische Regierung beabsichtige, dem Parlament eine Riesensloftenvorlage, wie sie die Welt noch nicht gesehen habe, zugehen zu lassen. In der Tat ging denn auch dem Kongreß alsbald eine Sloftenvorlage zu, deren Kosten vom Marineamt auf 502,5 Millionen Dollar, also auf 2,1 Milliarden Mark jährlich ver-

anschlagt wurden.⁴ In der »North American Review«, deren Herausgeber, Oberst Harpen, als das Sprachrohr der Regierung angesehen wird, entwickelten amerikanische Admirale und englische Marinesachverständige die Gründe, die die Vereinigten Staaten zu diesen riesenhaften Rüstungen veranlaßt hätten. Amerika müsse, so hieß es da, zum Kampfe gegen Japan seine Flotte so groß und so gewaltig wie nur irgend möglich ausbauen. Denn es werde Amerika nicht möglich sein, der japanischen Kriegsflotte einfach die Ausfahrt zu versperren. Auch mit einer sehr überlegenen Flotte könnten die Amerikaner der japanischen Flotte die Ausgangstore nicht zuschmeißen. Da Amerika die japanische Flotte nicht einsperren könne, so werde man, um den Handel und die weitgestreckten Küsten Amerikas zu schützen, auf deren Einheiten im Stillen Ocean Jagd machen müssen. Dazu sei aber ein ungemein großes Aufgebot von Großkampfschiffen und ein großer Aufwand an leichten Kreuzern zur Aufklärung notwendig. Am besten wäre es, die amerikanische Flotte gleich so groß auszubauen, daß Japan gegen sie gar nicht mehr ankämpfen könne.⁵ In diesem Sinne waren denn auch die Ausmaße der neuen Flottenvorlage festgelegt worden, die trotz ihrer gewaltigen Kosten, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, von den gesetzgebenden Körperschaften Amerikas nahezu einstimmig angenommen wurde.

Es war für die Japaner natürlich nicht gut möglich, diese Sprache Amerikas mißzuverstehen. Entweder mußten sie auf ihre Chinapolitik verzichten oder sich auf den Kampf mit den Vereinigten Staaten vorbereiten. Daß Japan isoliert den gewaltigen Wirtschaftskräften der Vereinigten Staaten nicht gewachsen sei, sah man in Tokio ein. Anders lagen freilich die Dinge, wenn man Rußland zum Bundesgenossen werben konnte. Unter normalen Verhältnissen hätte Japan freilich Rußland nie für die militärische Unterstützung einer Politik, die offen darauf hinauslief, fast das ganze chinesische Riesentreich allmählich in ein japanisches Protektorat zu verwandeln, gewinnen können. Nun war aber Rußlands Lage durch den unglücklichen Frühjahr- und Sommerfeldzug 1915 eine recht prekäre geworden. Es brauchte Japan als Waffen- und Munitionslieferant; es fühlte sich aber auch England gegenüber für die Zukunft in Asien keineswegs gewachsen, weil dessen militärische Kraft durch Einführung der Dienstpflicht außerordentlich zunehmen und sich auch in Asien fühlbar machen mußte. Die japanische Stütze war so für Rußland unentbehrlich geworden, und da Japan für die Aufrechterhaltung seiner Chinapolitik die russische Stütze nicht minder brauchte, so begannen im Herbst 1915 in Petersburg die Verhandlungen über ein russisch-japanisches Bündnis gegen Amerika und England. Japan war sich bei diesen Verhandlungen völlig klar darüber, daß es mit den riesenhaften Rüstungen Amerikas nicht Schritt halten konnte. Ließ Japan Amerika aber ausreichende Zeit, seine Rüstungen zu vollenden, so mußte dessen maritime Überlegenheit in der Tat so groß werden, daß Japan nicht mehr daran denken konnte, gegen Amerika zu kämpfen. Nach fünf bis zehn

⁴ Eine eingehende Darstellung der amerikanischen Rüstungen gibt Daniel Bellot, *La puissance militaire des Etats-Unis*, in der »Revue de Paris«, 1916, S. 170 ff.

⁵ Siehe die Aufsätze des Konteradmirals Braden A. Fiske, *Naval policy und Naval defense*, sowie den Artikel des britischen Marinesachverständigen Artur S. Pollen, *The needs of our navy: a british view*, in den Nummern der »North American Review« vom Januar, Februar und März 1916.

Jahren, das wußte man in Tokio, würde sich Japan einem amerikanischen Ultimatum genau so bedingungslos unterwerfen müssen, wie sich jetzt China dem japanischen Ultimatum unterworfen hatte. In Tokio machte man sich — anders wie in Berlin — auch keine Illusionen darüber, daß England bei entscheidenden Konflikten stets hinter Amerika stehen wird und umgekehrt Amerika hinter England. Wollte also Japan seine Chinapolitik mit den Waffen gegen Amerika und England durchsetzen, so durfte es angesichts der sehr beschleunigten Flottenrüstung Amerikas damit nicht länger als fünf Jahre warten. 1921 war jedenfalls der äußerste Termin für einen japanisch-amerikanischen Krieg, den Japan siegreich zu bestehen hoffen konnte. Daß seit der amerikanischen Protestnote gegen die Chinapolitik Japans ein ganzes Jahr verstrich, bis Japan das alte Rußland endlich für ein gemeinsames Vorgehen gegen Amerika und England während der nächsten fünf Jahre gewonnen hatte, zeigt jedenfalls, daß in Petersburg starke Widerstände zu überwinden waren, um Rußland mitten in einem der fürchterlichsten Kriege schon für den nächsten Kampf, und zwar für einen solchen gegen einen der gegenwärtigen Alliierten (England), festzulegen. Im Juni 1916 waren diese Widerstände in Petersburg jedoch überwunden. Kurz vor dem Eingreifen Rumäniens in den Krieg kam der im Dezember vorigen Jahres von der Regierung der russischen Republik veröffentlichte geheime Vertrag zustande, dessen Zweck und Ziel klar und bestimmt von der »Iswestija« durch die Überschrift bezeichnet wird: »Geheimabkommen zwischen Rußland und Japan, das ein bewaffnetes Auftreten gemeinschaftlich gegen Amerika und England im fernen Osten vor dem Jahre 1921 im Auge hat«. Von den sechs Artikeln dieses Geheimvertrags sind in Deutschland leider nur vier bekanntgegeben worden. Wir kennen also nur einen Teil jenes Vertrags, der bis zum 1. Juli 1922 gelten sollte. Die vier bekanntgegebenen Paragraphen besagen, daß Japan und Rußland das chinesische Reich »gegen die politische Herrschaft jedweder dritten Partei«, also in erster Linie gegen Amerika und England, sicherstellen wollen. Wenn dieses Vorhaben dazu führen sollte, daß eine dritte Macht Japan oder Rußland den Krieg erklärt, so sollen Japan und Rußland einander »auf die erste Aufforderung ... zu Hilfe kommen«. Die »Sicherung Chinas ... gegen die politische Herrschaft jedweder dritten Partei«, von der der russisch-japanische Geheimvertrag handelt, soll natürlich nichts anderes besagen, als daß Japan und Rußland allein über China herrschen wollen. Die geplante russisch-japanische Alleinherrschaft über China hätte menschlicher Voraussicht nach wohl sicher zu einer amerikanischen oder englischen Kriegserklärung an Japan vor 1921 geführt. Japan war seinerseits ja auch in hohem Maße daran interessiert, eine Kriegserklärung in den nächsten Jahren, das heißt vor Vollendung der riesenhaften Rüstungen Amerikas, zu provozieren. Je später die Auseinandersetzung mit Amerika stattfand, um so geringere Chancen bot sie für Japan. Möglich ist, daß bei den russisch-japanischen Verhandlungen auch schon an Deutschland als den zukünftigen Verbündeten gedacht worden ist, dem die Aufgabe zugefallen wäre, einen möglichst großen Teil der englischen Streitkräfte in Europa festzuhalten, so daß Japan imstande gewesen wäre, allein mit Amerika abzurechnen.

Was die Abmachungen zwischen Japan und Rußland über ihre zukünftige Alleinherrschaft in China anbetrifft, so kann man annehmen, daß die japanischen Forderungen an China vom 28. April 1915 von der russischen Regie-

rung als das anerkannt worden sind, was Artikel 2 des öffentlichen Vertrags vom 3. Juli 1916 als »die territorialen Rechte und besonderen Interessen« Japans bezeichnet. Als russische Interessensphäre in China werden von Japan wohl diejenigen chinesischen Randländer anerkannt worden sein, die an Sibirien und Russisch-Zentralasien grenzen (West- und Nordmongolei, Dschungarei, Chinesisch-Turkestan und Tibet). In Japan führte nun der erfolgreiche Abschluß der Verhandlungen mit Rußland zu einem Systemwechsel. Das Kabinett Okuma, dessen Minister des Auswärtigen, Baron Kato, wegen seiner Englandfreundlichkeit den Spotttitel eines Privatsekretärs Sir Edward Grens führte,⁶ trat im Oktober 1916 zurück. Seinen Platz nahm das Kabinett Terakuchi ein; als dessen Außenminister der frühere Gesandte in Petersburg, Vicomte Motono, fungierte. Zu Beginn des Jahres 1917 führte der heftige Kampf, der im Parlament wegen der Orientierung der japanischen Außenpolitik tobte, zu dessen Auflösung. Ehe der neu gewählte Reichstag aber zusammentreten konnte, hatte die Revolution in Rußland für Japan schon wieder eine ganz neue außenpolitische Situation geschaffen.

In Tokio wird man aus dem Gange der Ereignisse der russischen Revolution wohl bald entnommen haben, daß Rußland für Japan im nächsten Jahrzehnt eine militärische Stütze gegen Amerika-England nicht sein konnte. Damit waren dann aber Japans Chinapolitik die machtpolitischen Grundlagen entzogen. Allein auf sich gestellt, konnte Japan selbstverständlich nicht daran denken, die am 26. April 1915 begonnene Chinapolitik gegen Amerika und England fortzusetzen. Es mußte jetzt, wenn es keine Katastrophenpolitik treiben wollte, wohl oder übel sich Amerika nähern und seine Zukunft, wenn auch in bescheidenem Rahmen, sich von der nordamerikanischen Republik sicherstellen lassen. Es ist nun eine in der Geschichte der Außenpolitik gar nicht seltene Erscheinung, daß zwei Staaten, die sich soeben noch zu einem Waffengang gegeneinander vorbereiteten, durch die Macht der Umstände sich gezwungen sehen, ein Bündnis miteinander abzuschließen. Wie die russische Revolution Japan der Stütze beraubt hatte, so hatte die Entwicklung des Tauchbootkriegs die Vereinigten Staaten gezwungen, die Flottenrüstung einzustellen, um die Hellinge zum Bau von Handelsschiffen möglichst freizuhalten. Damit entfiel für Japan die Notwendigkeit, schnell eine Auseinandersetzung mit Amerika herbeizuführen. Es entstand jetzt sogar die Möglichkeit, Amerika für die Preisgabe seiner Japan bedrohenden Riesenflottenrüstung auch für die Zeit nach dem Kriege zu gewinnen. Voraussetzung dafür war natürlich, daß Japan auf einen erheblichen Teil seiner Chinapolitik verzichtete. Zu diesem Verzicht konnte sich Japan jetzt wieder leichter entschließen, wenn es von Amerika und England freie Hand in Russisch-Ostasien erhielt. Viele Anzeichen deuten nun darauf hin, daß der japanisch-amerikanische Ausgleich, der in Washington am 2. und 3. November 1917 durch den Austausch von Noten zwischen dem amerikanischen Staatssekretär und dem Vicomte Ishij zum Abschluß kam, sich auf dieser Basis vollzogen hat. In Anbetracht des Umstandes, daß Amerika seine Flottenrüstung vorläufig einstellen mußte und England auf einen schnellen Sieg nicht rechnen konnte, hatten beide angelsächsischen Reiche ein starkes

⁶ Siehe Smidt, Japan und das Chinaproblem, Bremen 1915, S. 34.

Interesse daran, den japanischen Expansionsdrang von Zentral- und Südchina abzulenken und auf Russisch-Ostasien zu richten.

Daß kaum vier Wochen nach dem japanisch-amerikanischen Ausgleich die russischen Zeitungen zu melden wußten, daß alle Japaner Moskau heimlich verlassen hätten, war ein erstes Anzeichen dafür, daß sich eine grundstürzende Wandlung der japanischen Politik vollzogen hatte. Man weiß, daß dieselbe Erscheinung 1914 auch in Deutschland zu verzeichnen war: nach und nach, fast unbemerkt, waren alle diese gelben Söhne des Ostens einer nach dem anderen abgereist; niemand hatte ihnen Order gegeben, kein Konsul, kein Gesandter sie instruiert, aber sie waren fort. Ein zweites Anzeichen dafür, daß Japans Stellung zu Rußland seit dem japanisch-amerikanischen Ausgleich eine andere geworden war, war das Erscheinen japanischer Kriegsschiffe vor Wladiwostok. Jeden Zweifel daran, daß Japans Politik jetzt auf die Besitzergreifung der russischen Küstenprovinzen in Ostasien gerichtet ist, schließen aber die Reden aus, die Terautschi und Motono, der Ministerpräsident und der Minister des Auswärtigen, am 24. Januar dieses Jahres im japanischen Parlament gehalten haben, in denen sie feststellen, daß die »Unordnung auf Ostasien« übergegriffen und die japanische Regierung bereits die »geeigneten Maßnahmen« getroffen hätte, sie zu unterdrücken. Wer da weiß, wie es zuging, wenn Japan zur Aufrechterhaltung der »Ordnung« in Korea seine Maßnahmen traf, wird die Tragweite der japanischen Ministerreden richtig einschätzen können. Auch über den Charakter der »geeigneten Maßnahmen« zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Russisch-Ostasien kann man kaum noch im Zweifel sein, wenn man hört, daß die Stärke der japanischen Armee von 21 auf 50 Divisionen erhöht werden soll. Somit sprechen alle Anzeichen dafür, daß Japan mit Zustimmung Amerikas und Englands sich anschickt, die derzeitige russische Machtlosigkeit für sich auszunutzen. Natürlich wird Japan dem verbündeten und befreundeten Rußland nicht etwa den Krieg erklären; es wird sich zu seinem größten Leidwesen nur genötigt sehen, die russischen Küstenprovinzen militärisch zu besetzen, um in Ostasien die »Ordnung« wiederherzustellen. Daß Japan nach dem Ausgleich mit Amerika wieder ein Feind Rußlands geworden ist, erscheint also nahezu sicher. Daß damit auch seine Gegnerschaft zu uns erheblich gewachsen ist, unterliegt kaum einem Zweifel. Die Geheimberichte des russischen Gesandten in Tokio, Krupensky, die jüngst veröffentlicht wurden, zeigen uns, daß es der Druck Japans war, der die chinesische Regierung zwang, Deutschland den Krieg zu erklären. Solange Rußland in Asien machtlos ist, wird Japan vereint mit den beiden angelsächsischen Großmächten gegen uns stehen, nicht weil es Deutschland haßt, sondern weil ihm eine andere Stellungnahme kaum möglich ist, da es, allein auf sich gestellt, nicht stark genug ist, um eine gegen Amerika und England gerichtete Politik festhalten zu können. Ein m a c h t l o s e s Rußland bedeutet daher für Deutschland ein f e i n d l i c h e s, mit Amerika und England Hand in Hand gehendes Japan. So unerfreulich dies auch für uns ist, so dürfen wir vor dieser Tatsache doch nicht die Augen verschließen. Jedenfalls haben wir uns ernstlich die Frage vorzulegen, ob es wirklich im deutschen Interesse liegt, eine Politik zu treiben, die die Macht des neuen Rußlands nach außen noch mehr, wie dies ohnehin geschehen, schwächen könnte.

Kriegstafachen und Friedensstheorien.

Von Erich Ruttner.

Politik ist die Kunst des Möglichen. Es ist keine Politik, die Unvollkommenheit und Ungerechtigkeit der heutigen Zustände anzuklagen und ihnen gegenüber Idealbilder eines gerechten und vollkommenen Zustandes zu entwerfen. Solange zwischen dem einen und dem anderen kein Zusammenhang besteht, bleibt auch das edelste und menschenfreundlichste Träumen eines warmherzigen Idealisten Utopie. Politik entsteht erst durch den Nachweis einer praktischen Möglichkeit, von dem verurteilten schlechten zu dem ersehnten besseren Zustand zu gelangen.

Gerade wir Sozialdemokraten haben in der Geschichte des Sozialismus einen der besten Belege hierfür. Solange der Sozialismus nur verstand, Anklagen auf der einen Seite zu erheben, Zukunftsbilder auf der anderen zu entwerfen, blieb er utopisch und von jeder Einwirkung auf den realen Gang der Dinge ausgeschlossen. Erst als Marx den Sozialismus als das Endprodukt eines sich tatsächlich vollziehenden Entwicklungsganges nachwies, konnte sich die Sozialdemokratie von der Sekte zur politischen Partei erheben; und je mehr sie die Rudimente alter utopistischer Traditionen abstieß, desto stärkeren Einfluß gewann sie auf das Geschehen.

Heute spricht man — wenigstens innerhalb der Sozialdemokratie — eine Vinsenwahrheit aus, wenn man den Sozialismus nicht damit rechtfertigt, daß er gerecht, sondern daß er möglich und zukunftsnotwendig ist. Und was wir bezüglich der sozialistischen Theorie längst eingesehen haben, sollten wir nicht vergessen, sobald es sich um die Friedensstheorie handelt. Leider überwiegen unter den Friedensstheoretikern die Utopisten bei weitem die Politiker. Es ist wirklich nicht damit getan, daß man allgemeine Pläne einer neuen Weltaufteilung aufstellt, von denen man mit mehr oder weniger Geschick nachweist, daß sie dem Zustand einer sogenannten »dauernden Gerechtigkeit« und allgemeinen Völkerharmonie entsprechen würden, um darauf jedermann für einen Friedensfeind zu erklären, der diese Theorie nicht anerkennen will. Man muß gleichzeitig auch den Nachweis führen, daß ein solches Programm sich praktisch verwirklichen läßt; man muß den Weg zeigen, der aus der heutigen tatsächlichen Lage zu den erstrebten Zielen führt. Es muß dies ferner ein wirklicher Weg, kein Scheinweg sein. Fourier und Saint-Simon, die Utopisten des Sozialismus, glaubten ja auch einen Weg zu ihren Traumbildern zeigen zu können: sie wollten die Menschheit allmählich von der Gerechtigkeit und dem Kulturwert ihrer sozialistischen Pläne überzeugen — bis Karl Marx kam und mit grimmiger Logik nachwies, daß dieser Weg ein Trugschluß sei, eine Unmöglichkeit in sich darstelle, weil er wider den Geist der Tatsachen verstoße, die den Geist der Menschen regieren. Die Tatsachen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung verhindern die herrschende Klasse, sich auch von Engelszungen schwärmerischer Idealisten dazu überreden zu lassen, daß sie freiwillig ihre Herrschermacht und ihren Besitzstand aufgibt.

Wenden wir das auf die Friedensstheorien an. Dann zeigt sich, daß man gar nichts für die politische Möglichkeit einer Theorie sagt, wenn man ihre Verwirklichung von einem allgemein gedachten »Siege der Gerechtigkeit« erhofft. Auch Friedensstheorien bleiben utopistisch, wenn sie dem Geist der Tatsachen — der durch den Krieg geschaffenen Tatsachen — widersprechen.

Es bedeutet das Gegenteil von Politik, wenn man einfach darüber schmäht, daß der Krieg ein blindes und brutales Geschick darstellt, und aus diesem Grunde sich weigert, die Tatsachen zu sehen, die der Krieg geschaffen hat. Mit Entrüstungsformeln über den Krieg ist es genau so wenig getan wie mit Entrüstungsformeln über den Kapitalismus. Unsere Stärke als Sozialisten beruht nicht darin, daß wir die Grausamkeiten des Kapitalismus verfluchen und im übrigen alles, was er geschaffen hat, für nichtexistent erklären, sondern im Gegenteil darin, daß wir die durch den Kapitalismus geschaffenen Tatsachen und Zustände erkennen, uns ihrer bemächtigen und sie in unserem Sinne fort- und umzubilden suchen. Die Utopisten vor hundert Jahren wollten die Tatsachen des Kapitalismus nicht sehen, und deshalb scheiterten sie. Marx' großes Verdienst besteht darin, daß er die vom Kapitalismus geschaffenen Zustände erkannte wie kein zweiter und auf ihrer logischen Fortentwicklung die Zukunft des Sozialismus aufbaute.

Als Politiker müssen wir mit den durch den Krieg geschaffenen Tatsachen rechnen. Es kann für unsere politischen Ziele und Forderungen nicht gleichgültig sein, ob der eine Staat gesiegt hat oder der andere, ob Deutschland Gebiete der Entente besetzt hält oder die Entente deutsches Gebiet, ob ein Staat am Ende seiner Kräfte oder noch stark und ungebrochen ist. Wenn wir das tun, dann bleiben wir Utopisten und werden es wie alle Utopisten erleben, daß die Entwicklung ungeachtet unseres Einspruchs ihre eigenen Bahnen nimmt.

Das bedeutet keineswegs, daß wir den Kriegstatsachen mit verschränkten Armen gegenüberstehen sollen. Genau so wenig, wie wir dem Kapitalismus mit verschränkten Armen gegenüberstehen. Aber im Wirtschaftsleben stellen wir schon seit langem die Frage nicht so, wie ein schöner und gerechter Zustand aussieht, sondern wir fragen, wie sich gerade aus jenen Zuständen, die der Kapitalismus herbeigeführt hat, etwas Besseres und Höheres entwickeln läßt. Ebenso müssen wir uns auch gegenüber den Kriegstatsachen nicht fragen, wie vielleicht der allgemeine Idealzustand der Welt auszuschaun habe, sondern wie sich aus den Kriegstatsachen ein besserer und stärkerer Zustand entwickeln läßt. Kurz zwei Beispiele dafür, was unter Kriegsutopie zu verstehen ist. Ich halte es für ebenso einfältig, wenn jemand heute aus Gerechtigkeitsgründen die Angliederung Westpreußens an ein selbständiges Polen, wie wenn er die Loslösung Irlands von Großbritannien fordert. Das eine setzt die völlige Zerstörung Deutschlands, das andere die vollkommene Zerschmetterung Englands als Tatsache voraus. Beide Voraussetzungen fehlen heute. Wer daher eine dieser Forderungen aufstellt, muß logischerweise die Fortführung des Krieges verlangen, bis die seine Forderung bedingende Tatsache geschaffen worden ist. Das heißt: er wird aus Gerechtigkeitsfanatismus ein Kriegsverlängerer wie der schlimmste britische Imperialist oder der zügelloseste Alldeutsche.

Leider sehen wir diesen Kriegsoptimismus mit seiner kriegsverlängernden Wirkung in vollster Blüte stehen bei den Sozialisten der Entente-fakten. Die Denkschrift über die Kriegsziele, die kürzlich die sozialistische Arbeiterkonferenz der Alliierten in London angenommen hat, kann geradezu als Schulbeispiel dafür angesehen werden, was dabei herauskommt, wenn man Friedensprogramme entwirft, ohne sich an die realen Tatsachen des Krieges zu kehren. Wir wollen die Frage als nebensächlich behandeln,

ob das Programm der Ententesozialisten wirklich vor dem »Richterstuhl der Gerechtigkeit« bestehen kann; es ist natürlich in vielen Punkten nur Advokatengerechtigkeit, die Gerechtigkeit einer am Ausgang des Streites stark interessierten Partei. Aber betrachten wir das Ententeprogramm im Verhältnis zu den Kriegstatsachen, so springt sein utopischer Charakter ohne weiteres in die Augen. Die Ententesozialisten fordern die Lösung des elsäß-lothringischen Problems durch sogenannte Volksabstimmung — mit der starken Möglichkeit einer Abtrennung Elsäß-Lothringens von Deutschland. Es unterstützt ferner sehr weitgehende italienische Ansprüche gegen Österreich-Ungarn; es löst Arabien, Armenien, Mesopotamien und Palästina von der Türkei, es erlaubt einem Bund von tschechischen, slowakischen und südslawischen Staaten, sich an die Stelle Österreich-Ungarns zu setzen. Wie gesagt, es soll hier über die Gerechtigkeit der Forderungen nicht disputiert werden. Beiläufig könnte man ja erwähnen, daß zum Beispiel die Abtrennung Arabiens und Mesopotamiens von der Türkei nichts weiter bedeuten würde als die Erfüllung eines Lieblingswunsches des englischen Imperialismus. Doch darauf kommt es hier nicht an. Die Frage lautet: Glauben die Ententesozialisten wirklich, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Tatsachen die Regierungen der Zentralmächte einen Frieden annehmen können, der den Status quo lediglich zu ihren Ungunsten verändert?

Wäre es Frankreich gelungen, Elsäß-Lothringen dauernd zu besetzen, so wäre die Aufrollung der elsäß-lothringischen Frage für die Entente nicht utopisch, sondern basierte auf Kriegstatsachen. Heute, wo diese Besetzung nicht gelungen ist, ist die Anschneidung des elsäß-lothringischen Problems durch Frankreich genau so utopisch, als wollte Deutschland die Befreiung der Indianer in Dakota fordern. Die englische Presse hat unter Verdrehung einer satirisch gemeinten Wendung des Reichskanzlers ernsthaft behauptet, Deutschland fordere von England die Preisgabe seiner überseeischen Stationen, der Falklandsinseln, Gibraltars usw. Hätte Hertling wirklich derartiges gefordert, so wäre er auch nur ein närrischer Friedensutopist. Erfreulicherweise weiß aber wenigstens die deutsche Reichsregierung, daß man auf Grund eines Krieges nicht irgend etwas X-Beliebiges fordern kann, weil es einem schön und gerecht erscheint, sondern nur Dinge, deren Lösung durch die Kriegstatsachen in den Bereich politischer Möglichkeit gerückt ist.

Den Ententesozialisten aber geht diese Erkenntnis völlig ab. Die klägliche Niederlage der Italiener, die Besetzung ausgedehnten italienischen Gebiets durch die Mittelmächte hindert sie nicht, sich noch immer hinter die italienischen »Aspirationen« zu stellen. Auf diese Weise kommt man nicht zum Frieden, arbeitet man nicht für ihn. Das Programm der Ententesozialisten könnte erst Realität werden durch einen vollkommenen Umschwung der Kriegslage. Deswegen bedeutet dieses Programm in Wirklichkeit nichts als: Fortsetzung des Krieges, Steigerung der militärischen Anstrengungen. Der Friedensutopismus zeigt damit seine gefährliche Rehrseite als Kriegsverlängerer.

Für uns als Sozialisten folgt daraus durchaus nicht die Lehre, etwa nun jede einzelne Kriegstatsache als ein unabänderliches Faktum hinzunehmen oder gar in Annexionismus zu machen; aber wir dürfen auch nicht einfach an den durch den Krieg geschaffenen Tatsachen vorbeisehen. Rußlands Zerfall und Auflösung ist zum Beispiel eine Tatsache, die wir nicht übersehen dürfen.

Deshalb ist es meines Erachtens Friedensutopie, an dem Bild eines »großen, freien und starken Rußland« festzuhalten; andererseits aber muß die Sozialdemokratie mit aller Kraft dahin streben, daß die sich aus dem Zerfall Rußlands ergebende Lage sich in möglichst freiheitlichem Sinne fortzuentwickeln vermag: das heißt den von Rußland losgelassenen Völkern wirkliche Freiheit verschaffen zu helfen. Wenn wir in dieser Richtung unseren ganzen Einfluß einsetzen, können wir am ehesten etwas für eine bessere und gesunde Zukunft erreichen. Keine bloße Friedensutopie, sondern eine mit den Tatsachen rechnende *Friedenspolitik*, das muß unser Ziel sein.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Auffassung der Bolschewiki.

Von R. E. Verom.

(Schluß.)

II.

Gegen Annexionen sein, bedeutet nach Lenin: für das Selbstbestimmungsrecht der Völker eintreten. Unter Annexionen verstehe man gewöhnlich 1. Vergewaltigung (gewaltsame Einverleibung), 2. Unterdrückung durch eine fremde Nation und 3. Verletzung des Status quo. Die Frage, ob die Sozialdemokratie ganz allgemein gegen jede Vergewaltigung sei, verneint Lenin ganz entschieden. Er verneint auch, daß die Sozialdemokratie die Pflicht hat, für den Status quo einzutreten. Somit verbleibt für Lenin nur die eine Schlussfolgerung: Annexion bedeutet Verletzung des Selbstbestimmungsrechts einer Nation, bedeutet die Festsetzung der Grenzen eines Staates gegen den Willen der Bevölkerung. Wie steht es nun aber um die Völker, die in der Vergangenheit bereits von einem der Großstaaten verschlungen worden sind? Lenin beantwortet die Frage dahin, daß die Gegner von Annexionen folgerichtig auf die gewaltsame Festhaltung dieser Völker verzichten müßten. Ein Marxist müßte zum Beispiel, wenn er auf Elsaß zu sprechen kommt, die deutschen Sozialisten angreifen, weil sie nicht für die Abtrennung des Elsaß eintreten, und die französischen Sozialisten bekämpfen, weil sie die französische Bourgeoisie, die die gewaltsame Einverleibung des Elsaß fordert, unterstützen. Gegen Annexionen sein, heißt also nach Lenin »Desannexionen« fordern, und zwar unterscheidet er zwischen der internationalistischen Erziehung der Arbeiter in den Groß- und Kleinstaaten. Nach ihm ist es Pflicht der Sozialdemokratie in den Großstaaten, das Recht auf Abtrennung der fremden Völker zu predigen, während die Sozialdemokratie der kleinen Völker mit Nachdruck den freiwilligen Zusammenschluß der Nationen zu fordern hätte. Also die Sozialdemokratie der Großstaaten hat Abtrennung, die der Kleinstaaten Verschmelzung zu fordern, während die der Mittelstaaten sich wahrscheinlich von Fall zu Fall die Direktiven über ihr Verhalten in dieser Frage von Lenin einzuholen hat.

Da Lenin und Genossen mit einem an Wahnsinn grenzenden Fanatismus an der Arbeit sind, den Großstaat Rußland in einen Kleinstaat zu verwandeln, wird demnächst wohl zu erwarten sein, daß sie gemäß der vorerwähnten »Theorie« auf den Trümmern des zerstückelten Rußlands als Sozialisten

eines Kleinstaats wieder den Zusammenschluß der Nationen predigen werden. Und sollte ihre Beredsamkeit (oder richtiger die wirtschaftlichen Notwendigkeiten und das kulturelle Zusammengehörigkeitsgefühl) den Kleinstaat abermals zu einem Großstaat zusammenschweißen, so könnte das Spiel von neuem beginnen und so weiter ad infinitum.

Troßki, der heute scheinbar gesonnen ist, die starre, schablonenhafte Anwendung der Formel von dem Selbstbestimmungsrecht gegenüber allen Völkern der Erde zu fordern, dachte vor zwei Jahren noch wesentlich anders über dieses »Recht« auf Selbstbestimmung. Schrieb er doch noch im Februar 1916 in dem Pariser »Nasche Sslowo«:²

Für viele, wenn nicht für die Mehrzahl der unterdrückten Nationen und nationalen Gruppen und Splitter bedeutet die Selbstbestimmung eine Sprengung der Grenzen und Aufteilung der bestehenden Staaten. Im besonderen führt dieses demokratische Prinzip, natürlich nur logisch, zur Befreiung der Kolonien. Dagegen ist die ganze Politik des Imperialismus auf die Ausdehnung der Landesgrenzen, unabhängig vom Nationalitätenprinzip, auf die zwangsweise Einverleibung schwacher Völker in sein Zollbereich, auf den Erwerb neuer Kolonien gerichtet. Der Imperialismus ist seinem Wesen nach aggressiv; diese Eigenschaft und nicht die wandelbaren Mandate der Diplomatie sind für ihn charakteristisch.

Das führt zum Konflikt zwischen dem »Prinzip« der nationalen Selbstbestimmung, die in vielen Fällen eine staatliche und wirtschaftliche Dezentralisation bedeutet, und den machtvollen Zentralisationsbestrebungen des Imperialismus, der die staatliche Organisation und die Militärgewalt in den Händen hat. Es ist richtig, daß vielfach die nationalseparatistische Bewegung die Unterstützung imperialistischer Machenschaften des Nachbarstaats findet. Aber diese Unterstützung kann nur bei Anwendung von Waffengewalt entscheidend sein. Sobald es aber zu einem Zusammenstoß zwischen zwei imperialistischen Organisationen kommt, werden die neuen Staatsgrenzen nicht unter Zugrundelegung des Nationalitätenprinzips, sondern des militärischen Kräfteverhältnisses bestimmt. Den siegreichen Staat zu zwingen, auf Annexion der neueroberkten Länder zu verzichten, ist ebenso schwer, wie ihn zu veranlassen, den früher eroberten Provinzen das Selbstbestimmungsrecht einzuräumen.

Und sollte selbst ein Wunder geschehen und Europa, wovon halbe Phantasten und Schelme von der Art Hervés faseln, durch die Macht der Waffen in abgeschlossene nationale Staaten und Städtchen zerlegt werden, so würde hierdurch die nationale Frage in keiner Weise ihre Lösung gefunden haben. Am folgenden Tage nach der »gerechten« nationalen Neuverteilung würde die kapitalistische Expansion ihre Arbeit wieder aufnehmen, neue Konflikte, Kriege und neue Annexionen würden einsehen unter völliger Verletzung des Nationalitätenprinzips in allen solchen Fällen, wo dieses nicht durch eine genügende Anzahl Bajonette geschützt sein sollte....

Die Macht der imperialistischen Tendenzen verpflichtet uns natürlich durchaus nicht, uns schweigend vor ihnen zu beugen. Die nationale Gemeinschaft bildet den lebendigen Herd der Kultur, wie die Nationalsprache ihr lebendiges Organ darstellt. Diese ihre Bedeutung werden sie noch im Laufe einer unbestimmt langen historischen Periode beibehalten. Die Sozialdemokratie will und muß im Interesse der materiellen und geistigen Kultur der nationalen Gemeinschaft die Freiheit der Entwicklung (oder Verschmelzung) sichern. Gerade in diesem Sinne hat sie von der revolutionären Bourgeoisie das demokratische Prinzip der Selbstbestimmung als politische Verpflichtung übernommen.

Das Recht auf nationale Selbstbestimmung darf nicht aus dem proletarischen Friedensprogramm beseitigt werden; es kann aber auch nicht auf abso-

² Nr. 28 (415) und 29 (416).

late Geltung Anspruch erheben: im Gegenteil, es ist für uns durch die entgegenstehenden und hochfortschrittlichen Tendenzen der historischen Entwicklung beschränkt. Wenn dies »Recht« durch die revolutionäre Macht, den imperialistischen Methoden des Zentralismus, der schwache und zurückgebliebene Nationen knechtet und die Herde nationaler Kultur vernichtet, entgegengehalten werden muß, so darf das Proletariat andererseits dem »nationalen Prinzip« nicht gestatten, sich dem unabwendbaren und hochfortschrittlichen Streben der modernen Wirtschaft nach planmäßiger Organisation auf unserem ganzen Kontinent und in der ganzen Welt in den Weg zu stellen.

Troßki gelangt zu dem Schlusse, daß die staatliche Voraussetzung für die Selbstbestimmung der großen und kleinen Nationen Europas der staatliche Zusammenschluß Europas selbst ist, und fährt fort:

Genau so wie die Lösung von der nationalen Unabhängigkeit der Serben, Bulgaren, Griechen usw. eine nackte Abstraktion bleibt ohne die ergänzende Lösung von der föderativen Balkanrepublik, die eine so große Rolle in der ganzen Politik der Sozialdemokratie des Balkans spielt, so kann im europäischen Maßstab das Prinzip des »Rechtes« auf Selbstbestimmung erst Saft und Blut erhalten unter dem Regime der europäischen föderativen Republik.

Troßki bezeichnete daher als den wichtigsten Punkt im Friedensprogramm der Sozialdemokratie die Forderung nach den Vereinigten Staaten von Europa, ohne Monarchien, ohne ständige Heere und ohne Geheimdiplomatie. Sinowjew und Lenin wiederum verhöhnnten diesen Schrei nach den Vereinigten Staaten von Europa in ihrer Schrift »Sozialismus i Woina« (Sozialismus und Krieg) und erklärten diese Forderung entweder für nicht zu verwirklichen im Zeitalter des Kapitalismus oder aber für eine reaktionäre Lösung, da sie nichts anderes bedeuten würde als einen temporären Bund zur besseren Ausbeutung der Kolonien, Japans und Amerikas. Die obigen Ausführungen Troßkis trugen ihm daher den Vorwurf der Heuchelei von seiten Lenins ein. Wir aber haben ein Recht, zu fragen: Wann heuchelte Troßki, damals oder jetzt?

Karl Radek endlich, den das russische Volk nun auch noch ertragen muß, wetterte und höhnte noch im Dezember 1915 in den »Lichtstrahlen« Julian Borchardts gegen das Selbstbestimmungsrecht und berief sich hierbei auf Rosa Luxemburg, die bereits 1908 und 1909 in einer umfangreichen Abhandlung in der polnischen marxistischen »Sozialdemokratischen Rundschau« nachgewiesen habe, daß das Selbstbestimmungsrecht eine kleinbürgerliche Formel sei, die mit der marxistischen Methode nichts zu tun habe. Ganz mit Recht betonte Radek damals, daß die Lösung vom Selbstbestimmungsrecht nur geeignet sei, das Proletariat irrezuführen und es in dem Glauben zu bestärken, als besäße es in den unabhängigen Ländern bereits das Selbstbestimmungsrecht und als sei es Pflicht der Sozialdemokratie, jeden Unabhängigkeitskampf zu unterstützen. Es war denn auch kein anderer als Karl Radek, der in der »Berliner Tagwacht« die Erhebung der Sinn-Feiner als bedeutungslosen Putsch hinzustellen suchte, so daß Lenin von ihm empört sagte, das könne nur ein wütender Reaktionär oder ein hoffnungsloser Doktrinär geschrieben haben.

Heute ist Lenin an der Macht, und Radek ist ganz seiner Ansicht.

Festgehalten zu werden verdient noch, daß Lenin durchaus nicht generell die Pflicht der Sozialdemokratie zur Landesverteidigung verneint. So polemisiert er heftig gegen den folgenden Passus in den Thesen der »Gazeta Robotnicza«:

Der Ausgangspunkt des Kampfes der Sozialdemokratie gegen die Annexion, gegen die gewalttätige Erhaltung der unterdrückten Nationen in den Grenzen des annektierenden Staates bildet die Ablehnung jeder Vaterlandsverteidigung, die in der Ära des Imperialismus die Verteidigung der Rechte der eigenen Bourgeoisie auf Unterdrückung und Ausplünderung fremder Völker ist.

Lenin hält die Begründung dieser Ablehnung der Vaterlandsverteidigung für äußerst ansehnlich und läßt sie nur für einen imperialistischen Krieg gelten, wobei er es leider wiederum unterläßt, zu sagen, welches die genauen Kennzeichen eines imperialistischen Krieges sind. An dem Beispiel Belgiens, Serbiens, Italiens und Armeniens sucht er den Nachweis zu führen, daß diese Länder eine Auflehnung gegen die Annexion mit Recht als Vaterlandsverteidigung bezeichnen würden. Mit Verlaub! Wenn dem so ist, so liegt gerade in den Ausführungen Lenins eine Rechtfertigung der Landesverteidigung überhaupt. Wenn die Bolschewiki die Logik noch nicht durch Dekret als bürgerliches Vorurteil gänzlich beseitigt haben sollten, werden sie zugeben müssen, daß es nicht darauf ankommt, ob das Land, das durch einen verlorenen Krieg zu Gebietsabtretungen gezwungen wird, seinerzeit aus imperialistischen oder sonstigen Motiven durch seine Regierung in den Krieg verwickelt worden ist, sondern darauf, daß Teilen seines Volkes als Folge des Krieges ein fremdes Joch aufgezwungen wird. Und es wäre der Höhepunkt der Kurzsichtigkeit und Konfusion, wollte die Sozialdemokratie etwa die kombinierte Methode Gazeta Robotnicza-Lenin anwenden, das heißt zunächst jede Vaterlandsverteidigung ablehnen, die fremde Invasion und als Folge davon die Fremdherrschaft in einzelnen Provinzen des Landes heraufbeschwören, um später, ausgestattet mit dem Segen Lenins oder gar Kadeks, sich »mit Recht« gegen die Unterdrücker zu erheben.

Bildet nun die Lösung vom Selbstbestimmungsrecht eine Frage, die nach Ansicht der Bolschewiki kriegerische Konflikte mit anderen Staaten rechtfertigt? Lenin lehnt, wenigstens in der Theorie, eine so schwere Verantwortung ab und sagt:

Angenommen, daß zwischen zwei großen Königreichen eine kleine Monarchie liegt, deren Serenissimus durch verwandtschaftliche Bande mit den beiden benachbarten Königreichen verbunden ist. Angenommen, daß die Proklamierung der Republik in dem kleinen Lande und die Vertreibung Serenissimi den Krieg zwischen den beiden benachbarten Großstaaten wegen Einsetzung dieses oder jenes Königs heraufbeschwören könnte. Ohne Zweifel würde die ganze internationale Sozialdemokratie und der wahrhaft internationalistische Teil der Sozialdemokratie in dem kleinen Staate gegen die Einführung der Republik an Stelle der Monarchie sein.

Mit anderen Worten, unter dem Drucke der realen Machtverhältnisse würde auch ein Lenin Punkte seines Programms zurückstellen bis zu dem Zeitpunkt, wo die Verwirklichung derselben möglich erscheint, ohne die Nachbarvölker in blutige Kriege zu verwickeln. Und heute? Ist nach diesen vier Jahren des grauigsten aller Kriege auch nur eine der Vorbedingungen erfüllt, die auch nach Lenins Ansicht allein eine tatsächliche, auch territoriale Unabhängigkeit der von fremdem Joch zu befreienden Völker gewährleistet?

Nein! Ist das zu Tode erschöpfte, blutbedeckte russische Volk gegenwärtig, wo der Zerfall im Lande einen Grad erreicht hat, der die völlige Ohnmacht des Landes jedermann offenbar macht, wirklich stark genug, diese Vorbedingungen noch in diesem Kriege in Europa zu erzwingen? Abgesehen von heillosen Wirrköpfen, deklamierenden Schwärmern und — Provokatoren wird kein vernünftiger Mensch diese Frage bejahen können.

Die führenden Bolschewiki treiben ein gefährliches, ein triviales Spiel mit dem Schlagwort von dem Selbstbestimmungsrecht, mit dem sie selbst im eigenen Lande nichts als Unheil anzurichten wissen. Sie haben in den Massen, zwar wider Willen, aber de facto, den Nationalismus geschürt, Verwirrung und Zwiespalt mit dieser Losung in die Massen getragen und dadurch die Macht und die Aktivität des russischen Proletariats geschwächt und gehemmt. Karl Radek hat sich in dem »Boten der russischen Revolution« einmal dahin geäußert, entweder würden die Bolschewiki siegen, oder aber sie würden das Interesse an der mißlungenen Revolution verlieren. So kann nur jemand reden aus Haß gegen jede Regierung, an der er (oder seine Partei) nicht beteiligt ist, nicht aber aus Liebe zu den breiten Massen des Volkes. So kann nur ein professioneller Revolutionär reden, der mit dem Auslandspaß in der Tasche sich jederzeit nach einem anderen Orte begeben kann, um je nach Bedarf als der wahre Vertreter des russischen, deutschen, polnischen oder sonstigen Proletariats »zu wirken«. Für das russische Volk, das nicht in der Lage ist, nach dem Ausland auszuwandern, ist die Sicherung der Errungenschaften der Revolution, für die jahrzehntelang Tausende und aber Tausende der Besten gelitten und geblutet haben, Herzenssache und eine Lebensfrage von höchster Bedeutung. Der Krieg ist der Hauptfeind der russischen Revolution, und wer ihn künstlich verlängert, unterstützt die Gegner der jungen russischen Freiheit. Das Volk kann nicht endlos darben und hungern, bis die Versprechungen unter der Devise »Konstituierende Versammlung und Friede!« zur Macht gelangter Propheten und solcher, die es gern sein möchten, in Erfüllung gehen.

Die Fülle von Macht, die die Bolschewiki gegenwärtig noch genießen, hat sie trunken gemacht, und doch kann es auch ihnen bald so gehen wie jenen Gänsen, die im Rausch nicht merkten, wie ihnen die Federn abgerupft wurden und, zur Besinnung gekommen, so raschekahl wie sie waren, unter großem Geschnatter das Weiße suchen mußten.

Ein ironischer Romanfiker.

Von Robert Grösch.

Gustav Meyrink wird immer ein charakteristisches Beispiel dafür bleiben, daß die literarische Modenarrtheit so unübersehbar ist wie etwa die Wählerstimmung. Warum ehemals einmal die Romangroßmeisterin der »Gartenlaube«, warum gestern der Skalde der Hülligenleier und heute Meyrink Mode wurden, warum gestern noch das Realistisch-Frisierte und heute schon das Phantastisch-Bizarre triumphieren konnte, warum ganze Leserschichten heute dieser, morgen jener Manier huldigen, das ist aus den Zeitumständen selten restlos und zwingend zu erklären. Reklamelärm und unwägbare Sensationsinstinkte spielen eine mißbestimmende Rolle. Siehe das Schulbeispiel des Golem-Erfolges. Wenn in der Regel gefällige

Unterhalter auf den Massenthron gehoben werden, so läßt sich das beim breiten Publikum aus der ewigen Neigung zum bequemen zeitüblichen Klischee, bei der zahlungsfähigen Leserschaft aus der Verehrung für die leichte, spannende, aber literarisch-salonfähig aufgemachte Unterhaltung erklären. Meyrink's komplizierte okkult-phantastische Romane erfüllen jedoch weder die eine noch die andere Bedingung. Wenn sie trotzdem schwindelnde Auflagen erlebten, wird dies eine der vielen Überraschungen des Weltkriegs bleiben.

Günstig war die Zeitstimmung von 1915 für Meyrink höchstens insofern, als sie den Gang des Publikums nach Ablenkungen steigerte, die Abneigung gegen das Grauenvolle der Gegenwart und eine Sehnsucht nach wirklichkeitsabgewandten Phantasiegefilten wachrief. Wäre einer mit modern gestuften arkadischen Schäferidyllen gekommen, so hätte vielleicht die Schäferidylle wieder einmal siegen können. So aber kam der »Golem«, und so wurde der literarisch-visionäre Traumwäler zum Romanochlager zweier Weltkriegsjahre. Und rasch ließ Meyrink weitere spukhaft-phantastische Romane folgen. Um die günstige Konjunktur auszunutzen? Es scheint so. Denn sowohl »Das grüne Gesicht« wie die »Walpurgisnacht« beherbergen Geister von den Geistern des Golem. Sie sind aber erheblich schwächer als der durchschlagende Vorläufer und behaftet mit dem Merkmal der Fingerfertigkeit. Das ist schade — weniger um die beiden letzten Romane als um Meyrink, der einen anständig erworbenen Namen zu verschleudern hat.

Überblickt man sein Schaffen an der Hand der sechs Bände,¹ die zu des Dichters fünfzigstem Jahrestag herauskamen, so steigt das Profil eines artistischen Geistes heraus, ein Profil, wie es sich in der Vorkriegszeit bildete. Und da dünkt einem wieder und wieder, daß die Novellen und Skizzen, mit denen er in den letzten fünfzehn Jahren wie ein selbstam gezackter Stern aufstieg, sein Bestes und künstlerisch Wertvollstes bedeuten. In diesen kleinen Geschichten schwingen die Töne einer originellen, bizarren Persönlichkeit. Ob er sich den Spießer und Mucker satirisch vornimmt, ob er in Tierfabeln der menschlichen Dummheit einen Hohlspiegel vorhält und alte Weisheiten in neuen Körnern ausstreut, ob er mit grotesken und phantastischen Geschichten in die Dämmerwelt des Grauens und des Spukhaften hinübergreift — überall bleibt er seiner eigenwilligen Persönlichkeit treu. Sie stammt aus dem Mutterboden des Simplicissimus, jenes tapferen Simplicissimus von ehedem, der noch ein politisches und literarisches Programm hatte; sie kommt aus der Atmosphäre bourgeoisen Verfalls als ein seltenes Gemisch von Witz, Ironie, Humor und Phantastik. Sein Witz reibt sich am Irdischen, seine Phantastik schwelgt im Mystisch-Kosmischen wie im Grausigen und Abnormitätshaften des »Wachsfigurenkabinetts«, und von seinem allerdings selten unverfälschten Humor gilt, was er eine seiner geheimnisvollen Gestalten in »Walpurgisnacht« sagen läßt: »Wer im Humor nicht fähig ist, den Ernst zu fühlen, der ist auch nicht fähig, den falschen Ernst, den ein Mucker für das Um und Auf des Lebens hält, humoristisch zu finden....«

Aber sein Gang zum Burlesken führt oft hart an der Grenze des Wurstigen hin. Manches ist gar zu sorglos aufgebaut; vieles erscheint nur einer Laune wegen geschrieben, nur zum Spaß hingeworfen; mancherlei konnte aus den sechs Bänden wegbleiben, das wohl nur in feuilletonistischer Umwandlung geformt wurde. Meyrink's Physiognomie wäre durch Ausscheidung künstlerischer Blindgänger (die namentlich in seinen neueren Skizzen zahlreicher geworden sind) schärfer hervorgetreten, vor allem das Feld seiner Ethik böte sich dem Blick gerällreiner dar. Denn ein Ethiker voll religiöser Mystik steckt in diesem ironischen Romantiker, in dem sich E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe in modernster Verschmelzung wiederholen. Nur wurzelt die Ethik des Golem-Dichters mit intellektualistischer Überzeugtheit im Übersinnlichen, in den Weisheiten altreligiöser Geheimlehren, in Offenbarungen indischer Magie. Daher auch seine Neigung, manchen der phantastischen,

¹ Gustav Meyrink, Gesammelte Romane und Novellen. Leipzig, Verlag Kurt Wolff. Gebunden 32 Mark.

unheimlichen, satirisch-grotesken Geschichten einen erotischen Hintergrund zu geben und Gewebe zu knüpfen, deren Fäden auf magische Gewalten und Gestalten zurückführen. Daher seine Lust, Experimente und Phänomene uralter Geheimwissenschaften in die Gegenwart zu verpflanzen und gelegentlich mit einem Witz zu lösen — oder noch mehr zu komplizieren.

Wie kompliziert Meyrink's okkulte Seite ist, spiegelt das gründlich gegliederte Nachwort der Ausgabe wider. Es heißt dort, daß Meyrink den Weg von der kritischen Erkenntnis der unzulänglichen Realität zum höheren sinnlichen Leben ging, daß er ausgeht auf eine innere Erlösung »durch die Erkenntnis unseres Verbundenseins mit den Kräften übersinnlichen Lebens«, daß sein okkultistischer Glaube nicht gottgläubig, sondern atheistisch sei. Und daß er seine *Romane* nicht nur schrieb, um Menschen und Ereignisse darzustellen, sondern »um gewisse Lehren und Erkenntnisse in populärer Form zu verbreiten«. In den drei Romanen sind Handlung und Milieu zu einem Nebeneinander von Wirklichkeit, Spuk, Vision und Traum vermischt, um uns eindringen zu lassen in die »übersinnliche, absolute Welt, der unser eigentliches Ich entstammt und zu der es zurückstrebt, weil es mit dieser höheren Welt identisch ist«. Ich fühle mich nicht dazu berufen, die Stichhaltigkeit von Meyrink's okkulten Erkenntnissen zu untersuchen. Mag er neuraasthenische Gemeinden, die nach mystischen Rauschen verlangen, in dies angeblich schönere Reich hinübergaukeln. Aber den Geschmack läßt sich nicht streifen. Aber was Meyrink's Bedeutung für die aufwärtsdrängende Arbeiterschaft anbelangt, so hat sie in ihrem Kampfe um bessere Daseinsbedingungen herzlich wenig Bedarf nach den Erbauungen der Magie und Mystik, der Alchimie und des Kabbalismus. Als Vorhut einer noch jungen, unverbrauchten Klasse zieht sie es vor, sich mit der »Realität des Lebens« kräftig auseinanderzusetzen, statt ins Reich mystischer Philosophisterie zu flüchten. Sie ist darum auch nicht am Mystiker, wohl aber am *Dichter* und *Satiriker* Meyrink interessiert. Ob er realistisch, grotesk, romantisch oder phantastisch daherkommt, ist seine Sache; zu werten ist der Epiker letzten Endes nur nach dem, was er uns, um mit Platen zu reden, als künstlerisches Bild des Bildes der Welt formt. Dieses Weltbild mag im »Golem« mit seiner zwischen Märchen, Traum und Tag entwickelten Farbigkeit für manchen voll romantischer Genüsse sein, im »Grünen Gesicht« und in »Walpurgisnacht« aber bleibt das Bild des Lebens konstruiert, gewollt und ohne jene Vertiefung ins Allgemeingültige, die über den Unterhaltungsroman hinaushöbe. Das Golem-Aliedee guckt sichtbar durch.

Wir halten es darum nicht mit dem Romancier des Okkultismus, sondern eher mit dem Meyrink der satirisch-phantastischen Skizzen von früher. Wie wir im übrigen Meyrink seine okkulte Gedankenwelt gern überlassen, so überlassen wir den Sturmhauf dagegen mit entsprechender Achtung jenen allzeit um die Volksseele besorgten Gemütern, die jüngst ein Geschrei gegen Meyrink erhoben, weil er nicht *sittlich* und nicht *deutsch* sei. Was nämlich für manche Leute ein und dasselbe ist.

Aus der internationalen sozialistischen Bewegung.

Das Kriegszielprogramm der Ententesozialisten.

Die Konferenz der Ententesozialisten, die am 21. und 22. Februar in London stattgefunden hat, bietet selbst dem, der die Friedensbereitschaft der Führer der englischen und französischen Arbeiterparteien — mit den Massen verhält es sich teilweise anders — recht gering einschätzt, eine Überraschung. Wir haben in früheren Hefen der *Neuen Zeit*, besonders in Nr. 15 und 16, das Intrigenspiel der Firma Henderson & Co. derart gekennzeichnet, daß man die *Neue Zeit* kaum der Überschätzung der sogenannten »Friedenspolitik« der englischen Arbeiterpartei wird bezichtigen können; dennoch haben wir angenommen, daß die zunehmende Friedens-

strömung in Frankreich und den Industrievierteln Nordenglands nicht ganz ohne Einfluß auf die Taktik der englischen Arbeiter- und Gewerkschaftspolitiker bleiben und deshalb das in Nr. 16 der Neuen Zeit gekennzeichnete Kriegszielprogramm nur mit gewissen Abschwächungen angenommen werden würde, die, wenn sie auch sachlich vielleicht wenig Bedeutung hätten, immerhin in der Form eine gewisse Mäßigung zur Schau trügen. Statt dessen ist die Kriegszielenkhschrift der englischen Labour Party, bezüglich deren Inhalt wir auf Heft 18 (S. 380 bis 382) verweisen, durch einige Ergänzungen und Auslegungen noch verschärft worden. So wird nicht nur gefordert, daß die Mittelmächte Belgien für alle Verluste voll entschädigen und daß Palästina, Armenien, Mesopotamien und Arabien von der Türkei losgelöst und als selbständige Gebiete unter die Aufsicht des geplanten »Bundes der Nationen« gestellt werden, sondern auch, daß auf die Verwaltung des aus Deutsch-Ostafrika, Uganda, dem belgischen und französischen Kongo und Kamerun zu bildenden, gleichfalls unter Aufsicht des Bundes der Nationen zu stellenden mittelafrikanischen Kolonialreichs die zivilisierten Nachbarkolonien, das heißt die englisch-südafrikanischen Kolonien, einen angemessenen Einfluß erhalten. Schon die Stellung dieses geplanten Kolonialreichs unter die Aufsicht des Bundes der Nationen bedeutet seine Auslieferung an die Entente oder vielmehr an England, denn in diesem Bunde wird Deutschland bei allen Verwaltungsfragen — Österreich-Ungarn hat in Afrika ja keinerlei Interessen — stets einer geschlossenen Koalition aller Ententemächte mit Einschluß der Nordamerikanischen Union gegenüberstehen. Höchstensfalls käme Spanien als Opponent gegen die englischen Herrschaftsansprüche in Betracht, doch hofft man dieses leicht auf die Seite der Ententemächte bringen oder mattssetzen zu können. Stellung Mittelfrikas unter die Verwaltungskontrolle des Bundes der Nationen heißt also nichts anderes als Stellung jenes Gebiets unter Englands Aufsicht. Wird nun außerdem auch noch der Südafrikanischen Union ein Mitbestimmungsrecht eingeräumt, so wird dadurch vollends die Herrschaft Englands über das projektierte große Kolonialreich gesichert. Ehrlicher wäre es gewesen, die Henderson & Co. hätten kurzweg erklärt: Mittelfrika ist an England auszuliefern.

Derselbe »Cant« charakterisiert die von der Konferenz der Ententesozialisten aufgestellte Forderung: Keine Annexionen und keine Kontributionen! Keine Kontributionen — aber selbstverständlich hat, wie schon erwähnt, Deutschland Belgien zu entschädigen. Ferner verlangt die heilige Gerechtigkeit, daß gegen jene Regierungen, die Gewalttaten, Unterdrückungen, Vergewaltigungen, Diebstähle usw. befohlen oder geduldet haben — das gilt natürlich nur für die Mittelmächte —, von einem einzusetzenden internationalen Gerichtshof eine entsprechende Untersuchung eingeleitet und die betreffenden Regierungen zu angemessenem Schadenersatz verurteilt werden. Dieses Gericht soll zugleich auch untersuchen, wie weit durch den Unterseebootskrieg Nichtkämpfer, also Schiffseigentümer, Verfrachter, Seeleute und deren Angehörige, geschädigt worden sind und inwieweit ihnen allen Schadenersatz zu leisten ist. So wird die Formel »Keine Entschädigungen!« durch entsprechende Interpretationen in die bescheidene Forderung umgekehrt: »Möglichst weitreichender Schadenersatz für die Entente!«

Zum Schlusse wurde beschlossen, einen internationalen Sozialistenkongreß nach der Schweiz einzuberufen und für diesen in den neutralen Ländern Propaganda zu machen. Auch die deutschen »Mehrheitssozialisten« sollen gnädigst zugelassen werden — jedoch nur, wenn auch den deutschen »Unabhängigen« von der deutschen Regierung Pässe ausgestellt werden und sie dasselbe Stimmrecht erhalten. Vielleicht mag es manchem etwas sonderbar scheinen, daß jetzt die Henderson, Renaudel, Thomas, Vandervelde usw., die noch vor wenigen Monaten gegen eine internationale sozialistische Zusammenkunft eiferten und am 28. und 29. August vorigen Jahres in der Londoner Westminster

Halt die Beschiedung des beabsichtigten Stockholmer Friedenskongresses zu verhindern wußten, jetzt sich für die Zusammenberufung einer allgemeinen Sozialistenkonferenz — am liebsten nach der französischen Schweiz, nach Genf oder Lausanne — ins Zeug legen. Wer jedoch zwischen den Zeilen der Berichte zu lesen und halbe Andeutungen zu vervollständigen weiß, erkennt bald den Grund dieses Meinungsumschlags. Im Herbst vorigen Jahres hatten sich die Ententesozialisten noch nicht auf ein bestimmtes Kriegszieleprogramm geeinigt, und die russischen Sozialisten drängten zum Frieden. Es war damals fast mit Sicherheit vorauszusehen, daß in Stockholm die verschiedenen sozialistischen Gruppen der Entente sich über die Friedensfrage spalten und aneinandergeraten würden. Heute sind sie geeinigt und treten als geschlossene, einheitliche, sich Hendersons Kommandoworten willig unterordnende Gruppe auf. Zudem rechnet man in London mit ziemlicher Gewißheit darauf, daß diese Gruppe auf dem Kongreß bei der Vertretung ihrer Kriegsziele die Unterstützung der spanischen, schwedischen, norwegischen und vielleicht auch der schweizerischen Delegationen finden wird, während man andererseits darauf hofft, daß die deutschen Unabhängigen und die Delegationen aus der Donaumonarchie der Abordnung der deutschen »Regierungssozialisten« scharf oppositionell gegenüberzutreten werden. Daher meint man, die »Deutschen« leicht majorisieren und isolieren zu können.

Literarische Rundschau.

Dr. Adolf Grabowsky und Dr. Paul Leutwein, *Die Zukunft der deutschen Kolonien*. Zweites Ergänzungsheft zur Halbmonatsschrift »Das neue Deutschland«. Gotha 1918, Verlag von Friedrich Andreas Perthes. 84 Seiten Großoktav. Broschiert 3,50 Mark.

Professor Dr. Karl Dove, *Afrikanische Wirtschaftsstudien*. 4. Heft der »Hamburgischen Forschungen«. Hamburg und Braunschweig 1917, Verlag von Georg Westermann. 80 Seiten Oktav. Broschiert 4 Mark.

Durch den Krieg hat die Kolonialfrage eine wesentlich veränderte Bedeutung erlangt. Kamen früher die Kolonien für die europäischen Industriestaaten vornehmlich als Kapitalanlagegebiete und Warenabnahmämärkte in Betracht, so werden sie nach dem Kriege in der Weltwirtschaft hauptsächlich als Rohstoffbezugsländer ihre Rolle spielen. Jene Länder, die große, Rohstoffe produzierende Kolonien besitzen, werden es dann vielfach in der Hand haben, ihren wirtschaftlichen Konkurrenten, die nicht in gleicher Lage sind, die nötigen Rohstoffe zu sperren oder wenigstens beträchtlich zu verteuern. Tatsächlich findet man in der englischen Presse immer wieder die Forderung, falls Deutschland nicht militärisch oder durch Aushungerung niedergezwungen werden könne, ihm später die Rohstoffzufuhr abzuschneiden. Dazu ist durchaus nicht eine öffentliche Fortsetzung des jetzigen Wirtschaftskriegs nötig, auch durch eine gegenseitige engere wirtschaftliche Verbindung der Mutterländer mit ihren Kolonien, durch Ausfuhrerschwerungen und Vorzugszölle sowie durch Errichtung von staatlich begünstigten Rohstofftrusts, privilegierten Handels- und Schifffahrtsgesellschaften lassen sich derartige Wirkungen erzielen.

Die Erkenntnis dieser Gefahr hat in Deutschland das Verlangen nach Wiedergewinnung der im Kriege verlorengegangenen Kolonien und ihrer Erweiterung auch in solchen Kreisen geweckt, die früher unter anderen Verhältnissen sich gegen jede Ausdehnung des Kolonialbesitzes sträubten. Die von Grabowsky und Leutwein herausgegebene Sammelchrift, die eine Reihe Aufsätze bekannter Kolonialpolitiker enthält — auch Genosse Ludwig Quessel hat einen Beitrag geliefert —, dient diesem Bestreben. Die einzelnen Autoren behandeln sehr verschiedene Themata, Dr. Adolf Grabowsky schreibt zum Beispiel über »Das neue kolonialpolitische Zeitalter«.

Dr. Paul Leutwein über »Unsere koloniale Zukunft«, Emil Zimmermann über den »Zwang zur Kolonialpolitik«, Dr. Ludwig Quessel über »Nationale Arbeit und Kolonialpolitik«, Geheimrat Oberbaurat Franz Balzer über »Das koloniale Verkehrswesen« usw. — fast alle diese Aufsätze aber laufen in der Forderung aus, der deutsche Kolonialbesitz müsse erweitert und, wie Staatssekretär Dr. Solf sich in einer einleitenden Zuschrift an die Herausgeber ausdrückt, »das kolonialpolitische Wollen« des deutschen Volkes gestärkt werden. Durchweg wird nicht nur bloße Rückgabe der deutschen Kolonien gefordert, sondern die Herstellung eines mittelafrikanischen zusammenhängenden Kolonialreiches, das in sich selbst eine gewisse wirtschaftliche Geschlossenheit und Verteidigungsfähigkeit besitzt. Verstanden wird darunter von den meisten Verfassern, daß Deutschland nicht nur beim Friedensschluß Deutsch-Ostafrika und Kamerun zurückerhält, sondern auch Uganda sowie den belgischen und französischen Kongo — einige scheinen auch noch Ansprüche auf Angola zu machen — hinzugewinnt, wofür dann der Südafrikanischen Union Deutsch-Südwestafrika im Austausch überlassen werden könnte. Am deutlichsten und energischsten erhebt, wie immer, Herr Karl Peters diese Forderung.

»Ich meine,« sagt er in seinem Artikel »Ein deutsches Kolonialreich in Afrika«, »wenn wir zu dem alten Deutsch-Ostafrika Uganda mit seinen Nebenländern, die ehemalige Provinz Emin Paschas und den früheren Kongostaat hinzugewinnen könnten, Kamerun behielten und dafür die Enklaven in fremden Interessensphären im Austausch weggäben, so würde unsere Flagge eine Landfläche von etwa rund 5 191 000 Quadratkilometer decken, welche vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean reicht. Das entspricht etwa zehnmal der Größe des Deutschen Reiches und ist etwa fünf Achtel vom Umfang Brasiliens oder fünf Neuntel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wenn es der Türkei gelänge, ihre alten Ansprüche auf Ägypten und den Sudan durchzusetzen, würde ein solches deutsches Kolonialreich im Norden an die befreundete Macht angrenzen. Wenn einmal die Bahnverbindung von Berlin bis zum Suezkanal und bis nach Ladd am oberen Nil reichen wird, so würde dasselbe nach meiner Berechnung eine etwa neun- bis zehnjährige Landverbindung mit unserer eigenen Heimat haben.«

Auch die Bewahrung und der Ausbau der deutschen Südseekolonien wird unter Hinweis auf ihre künftige Bedeutung als Rohstofflieferanten verlangt — von Dr. Richard Thurnwald in dem Aufsatz »Die Zukunft unserer Südseekolonien im Rahmen des Mächteausgleichs im Pazifik« und von Otto Riedel in dem Aufsatz »Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der deutschen Südseebesitzungen«.

Einen wesentlich anderen Charakter hat die Schrift Doves. Ist die erstgenannte Schrift eine Agitationschrift, so diese eine wirtschaftliche Untersuchung des außertropischen Südafrikas, also des Gebiets, das südlich des erstrebten mittelafrikanischen Kolonialreiches liegt. Professor Dove will zeigen, welche Naturschätze und Entwicklungsmöglichkeiten dieses weite Gebiet in sich birgt. Sein Zweck ist, einen Beitrag zur Kenntnis der südafrikanischen Wirtschaftskultur zu liefern, um, wie er sagt, der deutschen Industrie und dem deutschen Handel in dem nach dem Kriege »zu erwartenden Wettbewerb zu helfen, ihre alte siegreiche Stellung wiederzuerringen«. Dove schildert im einzelnen den Mineralreichtum, die Pflanzen- und Tierwelt sowie die klimatischen Verhältnisse und legt dann in einer Spezialstudie dar, in welcher Weise sich die Wasserkräfte Afrikas für die Binnenschifffahrt und die Gewinnung von Betriebskraft ausnützen ließen. Heinrich Cunow.

Max Barthel, Freiheit, neue Gedichte aus dem Kriege. Jena, Eugen Wiederichs. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Nach Ablauf von drei Kampffahren sind die Kriegsgedichte — wenigstens die der Frontsoldaten — ein wenig rarer geworden. Die große Begeisterung ist ver-
raucht. Zorn und Haß gegen bestimmte Völkergruppen sind zusammengeschrumpft. Eine gewisse Müdigkeit ist großgewachsen, und zwischen Gräben und Gräbern ist

hüben und drüben die Sehnsucht nach dem Frieden immer lauter geworden. Auch für die Arbeiterdichter im feldgrauen Rock trifft das zu. Barthels neues Versbuch gibt dafür den besten Beweis. Klirrte in seinen ersten Kriegsgedichten der kecke Wagemut des Kampferprobtfleins, so weiß er jetzt dafür um so breiter von Massengräbern, von toten Kameraden, von erstorbenen Hoffnungen zu erzählen. Dazwischen schwingt eine zärtliche Helmliebe, die tausend Worte der Inbrunst zu finden weiß. Das gibt dem Buche ein versonnenes, oft schwermütig anmutendes Gepräge. Aber es nimmt dem Dichter nichts von der Schärfe seines Blickes für die sozialen Schäden, die der Krieg im besetzten Gebiet zeitigt; im Gegenteil: es verleiht ihm die Kraft, stark und männlich für einen Frieden einzutreten, der aus den Soldaten des Krieges wieder Arbeitswerte schaffende Soldaten der Menschheit macht. Alles das versteht Barthel in formvollendeten Strophen zu sagen, die reich an künstlerisch geschauten Bildern sind. Stark verinnerlicht spiegelt sich in seinen Dichtungen jegliches Erleben wider: dadurch aber wirkt es doppelt auf den Leser und läßt ihn das Büchlein nur zögernd und nachdenklich aus der Hand legen. Der junge Arbeiter, der — hier als Soldat — so tiefe und ergreifende Worte über Kriegsgrauen und Gegenwartsjammer gefunden hat, sollte fleißig gelesen werden; sein neues Gedichtbuch sollte seinen Weg recht zahlreich hinaus in die Schützengräben und in die Häuser der Daheimgebliebenen finden, denn es ist eine gute und zeitgemäße Gabe.

L. L.

Robert Grumbach, *Die Freie Burg*. Eine Erzählung. Freiburg i. B., Verlag J. Nelefeld. 132 Seiten. Preis 1,50 Mark.

Die vorliegende Erzählung hat für sozialdemokratische Leser dadurch ein erhöhtes Interesse, daß sie die Jugend- und Entwicklungsjahre eines allzu früh Verstorbenen schildert: Ludwig Frank. Seine Freiburger Studentenzeit bildet Handlung und Hintergrund des Buches, das in Sprache und Aufbau, in künstlerischer Gestaltung und plastischer Durcharbeitung der Figuren Anerkennung verdient. Wir erleben das geistige Wachsen und Werden des jungen Studenten Frank, dessen sozialdemokratische Neigungen und Bestrebungen manchen Kampf zu bestehen haben, ehe sie vorurteilsfrei gewertet und aus einwandfreier Überzeugung stehend anerkannt werden. Bald knüpfen sich freundschaftliche Beziehungen zwischen dem jungen Weltverbesserer und anderen seiner Art ähnlich gestimmten Kameraden. Mit dem Dichter Gött und dem Philosophen Woltmann — in der Erzählung heißen Ludwig Frank: Ludwig Eckart, Emil Gött: Emil Gerhart, Woltmann: Wolters — gründet er den idealen Bund »Die Freie Burg«, in dessen ungeschriebenen Satzungen es heißt: »Wir wollen Feiertagsglanz spannen über den Alltag. Wir wollen, was seelenlos ist, mit Sehnsucht erfüllen. Wir wollen Andacht schaffen allem Schönen und Erhabenen. Wir wollen Ehrfurcht vor den Menschen schaffen.« Ein langes Wirken in diesem idealen Sinne sollte keinem der drei beschieden sein; denn Woltmann, enttäuscht durch die Härten des Lebens, macht in der vorliegenden Erzählung seinem Dasein selbst ein Ende, den Dichter schleift eine Krankheit allzu früh ins Grab, und Frank findet den Tod auf dem Schlachtfeld: eine Schlußepisode, die dem mächtigen Rauschen dieses hochgespannten Jugenderlebens angekünstelt angegliedert ist. Mit seinem Taktgefühl ist das Buch mehr als eine künstlerisch ausgeführte Biographie gehalten denn als Erzählung. Alles Romanhafte ist mit besonderer Absichtlichkeit vermieden. Das rein Menschliche unseres allzu früh dahingegangenen Freundes, der zugleich auch ein guter Studienfreund des Verfassers der Erzählung gewesen, ist mit liebevollem Bemühen herausgearbeitet worden. Das Fesselnde der Persönlichkeit ist, dichterisch verklart, bewußt in den Vordergrund der Handlung gestellt worden. Das aber wird diesem Ludwig-Frank-Buch dauernd den Platz sichern, den es verdient.

-D.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24

Ausgegeben am 15. März 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Revolutions-Experimente.

Von Wilhelm Bloß.

In seinem vortrefflichen Buche über Marxismus und Krieg¹ behandelt Karl K e n n e r auch den Gegensatz von bürgerlicher und proletarischer Revolution. Er sagt, daß, was alle bürgerlichen Revolutionen auf ökonomischem Gebiet leisten, im Grunde unendlich einfach und vergleichsweise rasch vollbracht sei: sie lösen auf und befreien Menschen und Dinge von überlieferten Bindungen. Als Musterbeispiel gilt ihm dafür die Nacht vom 4. August 1789, in der die französische Nationalversammlung auf Grund von freiwilligem Verzicht vieler Bevorrechteten die Feudalrechte abschaffte und somit durch ein einfaches Dekret den Sturz des Feudalismus vollzog. Die freien Bürger tanzten glückselig auf den Plätzen von Paris. Die kapitalistische Ära kam. »An dem Tage,« sagt Renner, »da das Proletariat zur Herrschaft kommt, beginnt nicht der Tanz, sondern die Arbeit. Und J a h r e wird es dauern, arbeitsreiche Jahre, bis beispielsweise jedem Gesellschaftsmitglied seine würdige Heimstatt bereitsteht.«

In der Tat — das Proletariat mag bei einem solchen Umschlag sich wohl auch zunächst der Freude hingeben, aber der Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus war leichter zu bewerkstelligen, als es der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus sein wird. Und Renner warnt mit Recht davor, aus der Geschichte der französischen Revolution einen »D e k r e t - g l a u b e n« zu schöpfen, der in der Zukunft zu gefährlichen Illusionen führen muß. Eine solche Illusion ist es in der Tat, wenn man glaubt, »Sozialismus sei herzustellen gleichsam durch einen Geniestreich der Klasse, durch einen Staatsstreich von unten, der jählings über Nacht dem Proletariat die öffentliche Gewalt in die Hand spielt und es befähigt, durch Dekrete den Zukunftsstaat zu verordnen«.

Dieser Glaube ist allerdings noch weit verbreitet. Man vergißt, daß bei einer proletarischen Umwälzung die Hauptarbeit erst zu leisten ist, wenn das Proletariat die politische Macht errungen hat. Damit ist man noch nicht über B a b e u f und sein »Ökonomisches Dekret« hinausgekommen.

Daß es gut ist, wenn man sich hütet, auf eine proletarische Revolution Illusionen zu übertragen, die aus den bürgerlichen Revolutionen geschöpft sind, hat auch Karl M a r x schon vor beinahe sieben Jahrzehnten in seiner berühmten Schrift über den Staatsstreich des Louis Napoleon Bonaparte angedeutet. Er sagt dort: »Bürgerliche Revolutionen wie die des achtzehnten Jahrhunderts stürmen rascher von Erfolg zu Erfolg, ihre dramatischen Effekte überbieten sich, Menschen und Dinge scheinen in Feuerbrillanten gefaßt, die

¹ Marxismus, Krieg und Internationale. Von Karl Renner. Stuttgart 1917, J. S. W. Dieß Nachf.

Ekstase ist der Geist jedes Tages; aber sie sind kurzlebig, haben bald ihren Höhepunkt erreicht, und ein langer Regenjammer ergreift die Gesellschaft, ehe sie die Resultate ihrer Drang- und Sturmperiode nüchtern sich aneignen lernt. Proletarische Revolutionen dagegen wie die des neunzehnten Jahrhunderts kritisieren sich beständig selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eigenen Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von neuem anzufangen, verhöhnern grausam gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche, scheinen ihren Gegner nur niederzuwerfen, damit er neue Kräfte aus der Erde sauge und sich riesenhafter ihnen gegenüber wieder aufrichte, schrecken stets von neuem zurück vor der unbestimmten Ungeheuerlichkeit ihrer eigenen Zwecke, bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht, und die Verhältnisse selbst rufen: *Hic Rhodus, hic salta!*²

Als Karl Marx dies schrieb, hatte er noch nicht bei einer Umwälzung das Proletariat an der Macht gesehen; aber er setzt für den Erfolg in einem solchen Falle voraus, daß die richtige Situation geschaffen ist und daß die Verhältnisse für eine so große Neuschöpfung, wie sie der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus darstellt, auch reif sind. Auch Renner hatte eine solche Umwälzung noch nicht gesehen, denn er schrieb sein Werk, ehe in Rußland das Proletariat zur Macht gelangt war; er gelangte aber zum gleichen Resultat.

Versuchen wir, die russische Revolution unter den angeführten Gesichtspunkten zu betrachten.

Zunächst sei angeführt, daß, wie es scheint, die aus der Geschichte der französischen Revolution geschöpften Illusionen, die Renner für so sehr gefährlich erklärt, bei den russischen Revolutionären tatsächlich vorhanden sind. Als die Flüchtlinge nach Rußland zurückkamen, rief einer von ihnen aus: »Wir haben das Testament Robespierres zu vollstrecken!« Nun hat Robespierre bekanntlich ein eigentliches politisches Testament nicht hinterlassen, denn die mystische Rede vom 8. Thermidor, in der nur die Forderung der Köpfe einiger Kollegen im Konvent und Wohlfahrtsauschuß klar wird, kann nicht wohl als politisches Testament betrachtet werden. Robespierre hat sich auch niemals zu der Rolle eines schöpferischen, organisierenden Staatsmanns erhoben; er ist stets Agitator geblieben. Er behandelte, wie Carnot erzählt, politische und ökonomische Detailfragen mit allgemeinen Redewendungen. Man kann aus dieser Anklammerung an Robespierre in der Tat ersehen, wie sehr der gleißende Schimmer der Revolutionsromantik die Geister zu verwirren vermag. Denn was soll Robespierre mit seinen kleinbürgerlichen Anschauungen und Vorurteilen in der großen Revolution des russischen Proletariats?

Wo solche Anschauungen vorhanden, da kann man sich nicht wundern, wenn auch der von der Revolutionsromantik bewirkte und von Renner so sehr bekämpfte »Dekretglaube« zum Vorschein kommt.

Noch haben wir von den Vorgängen in Rußland ein sehr verworrenes Bild, das sich jeden Augenblick ändern kann. Am 7. November 1917 ge-

² Aus einer Fabel des Aesop, nach welcher sich jemand rühmte, er habe auf Rhodus einen großen Sprung getan, und sich auf Zeugen berief. Darauf bekam er die Antwort: »Wenn's wahr ist, brauchst du keine Zeugen; hier ist Rhodus, hier springe!«

langten in Petersburg die Bolschewiki unter der Führung von Lenin und Trozki zur Macht. Es ist schwer, über das Wirrsal der von da ab sich überstürzenden Ereignisse einen Überblick zu gewinnen. Immerhin soll hier versucht werden, eine Darstellung zu geben, wie die je h i g e n e u e P e r i o d e der revolutionären Experimentalpolitik eingeleitet wurde und wie sie weitergeführt worden ist.

Durch die Bolschewiki in den Arbeiter- und Soldatenräten wurde eine »Diktatur des Proletariats« herbeigeführt. Ob sie dem Bild entsprach, das sich einst Karl Marx davon gemacht, ist hier nicht zu erörtern;¹ sie war da. Bekanntlich entsprechen oft die historischen Erscheinungen wenig der Form, in der sie von den Denkern vorausgeahnt oder auch berechnet worden sind. Hier entstand nun zunächst die große Frage, wie sich diese »Diktatur des Proletariats« zur russischen Nationalversammlung stellen würde, in welcher die Souveränität des russischen Volkes verkörpert sein sollte. Sollten die Arbeiter- und Soldatenräte ihre revolutionäre Gewalt an die konstituierende Nationalversammlung abtreten, sollten sie sich darauf beschränken, die Nationalversammlung zu kontrollieren und je nach Umständen vorwärtszutreiben oder zurückzuhalten, oder sollte »die Diktatur des Proletariats« neben der »Souveränität« der Versammlung weiterbestehen? Solche Fragen, betreffend die Kompetenzen neugebildeter Gewalten, tun sich fast in allen Revolutionen auf und können große Schwierigkeiten bereiten. Jedenfalls hat man in Petersburg versäumt, dieser Frage rechtzeitig näherzutreten.

Die russische Nationalversammlung ist am 18. Januar 1918 eröffnet worden. Das Wahlgesetz, auf Grund dessen sie zustande kam, wurde in Rußland, wie es hieß, allgemein als das fortgeschrittenste und vollendetste der Welt bezeichnet.² Das mag stimmen, aber wir können uns keine Vorstellung davon machen, wie die Wahlbewegung vor sich gegangen ist, und dies zu wissen, wäre bei der in Rußland herrschenden Verwirrung von größter Wichtigkeit. Jedenfalls ist die Erhebung der Bolschewiki vor sich gegangen unter der Parole: »Für die Nationalversammlung und für den Frieden!« Aber bald nachher, als feststand, daß sie in der Nationalversammlung nicht die Mehrheit haben würden, suchten sie die Eröffnung der Nationalversammlung unter verschiedenen Vorwänden hinauszuschieben. Schließlich ging dies aber nicht mehr an, und die Eröffnung kam. Die Bolschewiki verfügten nur über ein D r i t t e l der S t i m m e n, und die politische Atmosphäre war mit Konfliktstoff bis zum Übermaß geschwängert. Die ungelöste Machtfrage mußte nunmehr gelöst werden.

Zum Präsidenten wurde T s c h e r n o w, einer der Führer der Sozialisten-Revolutionäre, gewählt, ein Gegner der Bolschewiki.

Nunmehr wurde der Antrag des Hauptausschusses der Arbeiter- und Soldatenräte vorgelegt, der die Forderungen dieser Körperschaften in vier Punkten konzentrierte:

1. Die Nationalversammlung beschließt, daß Rußland zur Republik der Sowjets der Arbeiter, Soldaten und Bauern erklärt wird. Die Zentralregierung und die Provinzialregierungen liegen in den Händen dieser Sowjets. Die Republik der

¹ Marx setzte dabei die unbedingte Mehrheit voraus, was in Rußland offenbar nicht der Fall.

² Nachher hieß es, es sei nach veralteten Listen abgestimmt worden.

Sowjets gründet sich auf ein freies Bündnis der freien Nationen, die den Bund der nationalen Republik der Sowjets darstellen.

Artikel 2 erklärt, daß das Recht auf Privateigentum über und unter der Erde aufgehoben wird. Das Privateigentum wird zum Staatseigentum erklärt, wie auch alle Grundstücke, Wälder usw. Die allgemeine Arbeit ist obligatorisch. Der Artikel verkündet ferner die Bewaffnung der Arbeiterklasse und die Entwaffnung der bürgerlichen Klasse, ferner die Bildung einer roten sozialistischen Armee der Arbeiter und Bauern.

Artikel 3 billigt die Politik der Sowjets, die auf einen demokratischen Frieden auf den bereits bekannten Grundlagen abzielt. Er billigt auch die Wichtigkeits-erklärung der russischen Anleihen.

Artikel 4 erklärt, die Regierungsgewalt solle ausschließlich in den Händen der Sowjets und ihrer Vertreter liegen.

Die Aufhebung sämtlichen Privateigentums würde dem wissenschaftlichen Sozialismus durchaus widersprechen, der nur den Übergang der Produktionsmittel — darunter natürlich auch des Grund und Bodens — in den Besitz des Staates respektive der Gesamtheit kennt. Es liegt aber noch eine andere Fassung vor, in der als »grundlegende Bestimmungen« für die Bestrebungen der Bolschewiki folgendes angegeben wird:

In Verwirklichung der Sozialisierung des Landes wird das private Eigentumsrecht auf Land abgeschafft und der ganze Landfonds als allgemeines Volkseigentum erklärt; er wird den arbeitenden Klassen unentgeltlich nach dem Prinzip einer ausgleichenden Nutznießung des Bodens übergeben. Alle Wälder, Äcker und Gewässer von allgemein staatlicher Bedeutung, ebenso alles lebende und tote Inventar, alle Gutshöfe und wirtschaftlichen Unternehmungen werden als Nationaleigentum erklärt. Alle Fabriken, Bergwerke, Eisenbahnen und die übrigen Produktions- und Transportmittel sollen in das Eigentum des Arbeiter- und Bauernstaats übergehen.

Völlige Klarheit, wie weit die Aufhebung des Privateigentums gehen soll, ist auch hier nicht geschaffen.

Es ist hier der kühne Versuch gemacht, mit einem einzigen Sprung mitten in eine sozialistische Gesellschaft hineinzukommen. Am 18. Januar besand man sich noch in der russischen Republik mit bürgerlichen Einrichtungen; am Morgen des 19. Januar sollte man in einer sozialistischen Republik aufwachen. Alle Mahnungen der Theoretiker, daß man notwendige Entwicklungsperioden nicht überspringen dürfe, waren einfach in den Wind geschlagen. Ja, wenn die Verwandlung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft in eine sozialistische eine so einfache Sache wäre!

Die ganze Agrarreform ist in dem Antrag der Bolschewiki außerordentlich kurz behandelt. Zeretelli warf in einer Rede den Bolschewiki vor, daß sie in der Organisation der Volkswirtschaft nichts geleistet und daß ihre Maßregeln den schrecklichen Wirrwarr bei der neuen Aufteilung des Grund und Bodens verurrsacht hätten.

Die Nationalversammlung lehnte mit großer Mehrheit den Antrag der Bolschewiki ab, aber sie beschloß eine allgemeine Landenteignung in zehn Paragraphen. Dieser letztere Beschluß konnte sicherlich als ein Entgegenkommen betrachtet werden. Aber den Bolschewiki mochte wohl der Artikel 4 ihres Antrags, der ihnen die öffentliche Gewalt sichern sollte, die Hauptsache sein. Und so entschieden sie, rasch entschlossen, die Machtfrage vorläufig dadurch, daß sie die Nationalversammlung mit Waffengewalt

sprengten und ihren Wiederezusammentritt verhinderten. In der Proklamation, in welcher das Zentralkomitee die Sprengung der Nationalversammlung begründete, richtete es eine völlige Abfage an den »alten bourgeoisiſtiſchen Parlamentariſmus« überhaupt. Nicht die allgemeinen nationalen, ſondern nur die Klaffeineinrichtungen (wie die Arbeiter- und Soldatenräte) ſeien ſähig, den Widerſtand der beſitzenden Klaffen zu beſiegen und den Grund zur ſozialiſtiſchen Geſellſchaft zu legen.

Alle Achtung vor dem Mut und der Kühnheit der Bolſchewiki kann uns nicht verhindern, die Sprengung der geſezlich gewählten Volksvertretung als einen Fehler zu betrachten. Man kann vieles mit den Wirrniffen des gegenwärtigen Revolutionszuſtandes entſchuldigen oder erklären, aber dieſer Staatsſtreich, der von einer Minderheit ausgegangen iſt, wird die Verwirrung nur vermehren. Er wird die Stellung der Bolſchewiki ſchwerlich befeſtigen. Er entſprang aus dem Dekretglauben, von dem wir oben geſprochen. Die Nationalverſammlung war auf legalem Wege durch das Volk berufen, die Verhältnisse des Reiches zu ordnen, und ihr hätte man vor allem die definitive Regelung der Agrarverhältnisse überlaſſen ſollen, die aus dem jetzigen, völlig anarchiſchen Zuſtand herauszubringen nun um ſo ſchwieriger geworden iſt. Wollten die Bolſchewiki ſich ein Vorbild in der großen franzöſiſchen Revolution ſuchen, ſo mochten ſie an die Bergpartei denken, die im franzöſiſchen Nationalkonvent auch als Minderheit ſich durchſezte, ohne den Konvent zu ſprengen und ohne die Volksrechte ſo gröblich zu verletzen, wie bei ſolchen Gewaltſtreichen zu geſchehen pflegt.

Die Bolſchewiki ſind nunmehr zur reinen Gewaltpolitik übergegangen, die mit Recht eine Desperadopolitik genannt werden kann. Um aus der gegenwärtigen, auf die Dauer unhaltbaren Situation ſich herauszuhelfen, haben ſie allerlei Imponderabilien in Rechnung geſtellt, die man mit dem Sammelnamen der europäiſchen Revolution bezeichnet. Vergebens hat ſchon der dänische Miniſter und Parteigenoſſe Stauning ſeine warnende Stimme gegen dieſe ungeheuerliche Illuſion erhoben,⁵ und deutſche ſozialiſtiſche Blätter haben ihm zugestimmt. Dieſe Illuſion iſt gewiß noch weit gefährlicher als der Dekretglaube. Wir begreifen recht wohl, daß Troſki, der von faſt allen europäiſchen Mächten verfolgt und mißhandelt worden iſt, ſeinen Triumph baldigſt haben möchte; aber ſtaatsmänniſch muſet dies nicht an. Nachdem durch die Verzögerung der deutſch-ruſſiſchen Friedensverhandlungen der Friede zwifchen Deutſchland und der Ukraine zuſtande gekommen, hat Troſki den Kriegszuſtand zwifchen Deutſchland und Rußland für aufgehoben erklärt. Dieſer merkwürdige »Friedenſchluß«, der keiner war, iſt von Troſki offenbar nur bewirkt worden, um für die europäiſche Revolution beſſer wirken zu können. Wer dies nicht glaubt, der mag nur die Publikationen des ſamofen Herrn Sobelſohn, genannt Kadek, ſich anſehen, welcher die allgemeine Anarchie in Rußland benützt hat, um ſich Troſki als Gehilfe aufzudrängen. Welch ein Schauſpiel, dieſen Repräſentanten kläglichſten politiſchen Krakeelertums gerade in ſolch kritiſcher Situation als »Führer« in der ruſſiſchen Revolution ſich umtreiben zu ſehen! Nachdem er mit der Petersburger Telegraphenagentur ſchändlichen Unfug

⁵ Wir vermuten in ihm den Verfaſſer eines diesbezüglichen Artikels im »Sozialdemokraten«.

getrieben, erklärte er nun, daß die Friedenspolitik der russischen Revolution auf die Herbeiführung der europäischen Revolution gerichtet sein müsse.⁶ Zugleich schlug dieser »Staatsmann« vor, daß die Armee zwar aufzulösen, aber sofort aus Arbeitslosen, aus Flüchtlingen usw. eine neue »sozialistische Armee« zu bilden sei. Er glaubte zwar nicht an einen neuen Einfall deutscher Armeen nach Rußland — aber eine neue Armee wollte er haben. Wegen wen soll sie kämpfen? Vielleicht gegen die Reaktion in Rußland! Aber es handelt sich doch in erster Linie um die europäische Revolution? Für diese sind auch, wie es hieß, zwei Millionen Rubel zur Propaganda bewilligt worden.

Es handelt sich also um alles mögliche — nur nicht um eine Friedenspolitik. Übrigens ist dieser Vorschlag nur eine Aufwärmung des Vorschlags, den 1870 der Anarchist Bakunin mit seinen »Komitees zur Rettung Frankreichs« gemacht hat. Das hat der russischen Revolution gerade noch gefehlt, daß ihre Wogen einen solchen Wirrkopf mit an ihre Spitze trugen.

Daß für eine europäische Revolution zurzeit so gut wie gar keine Chancen vorhanden sind, braucht nicht des näheren auseinandergelegt zu werden. Immerhin aber erscheint die gegenwärtige Situation kritisch genug, und was aus ihr herauswachsen kann, ist nicht abzusehen. Da eröffnen sich allerlei »unbegrenzte Möglichkeiten«.

Wenn uns einzelne Erscheinungen unter den Bolschewiki, wie der genannte Nadek, tragikomisch anmuten, so möchten wir dabei durchaus nicht mißverstanden sein, als ob wir die welthistorische Bedeutung der Bolschewikibewegung nicht zu würdigen wüßten. Ihr Unternehmen war einer der kühnsten Versuche, den Weg aus einer zusammenbrechenden Gesellschaft in eine neue direkt und ohne Verzögerung zu bahnen. Trotz alledem war der Versuch die Wirkung eines verhärteten Doktrinarismus, der historisch als erhaben erscheinen kann, heute aber als außerordentlich unpraktisch und unzweckmäßig beurteilt werden wird. Die Überstürzung der verschiedenen Revolutionsepochen in Rußland war eine noch nie dagewesene; alle Schablonen wurden zertrümmert. Die bürgerliche Gesellschaft war in Rußland noch nicht einmal ausgereift, sie hatte ihre Entwicklung erst begonnen, und schon wurde sie von der proletarischen Revolution überholt. Diese Heftigkeit der Umwälzungen war der naturgemäße Gegenstoß auf den fürchterlichen Druck, unter dem Rußland so lange geschmachtet. Nachdem eine so tiefgreifende Auflösung aller Verhältnisse eingetreten, mußte die Neuorganisation der Gesellschaft, die Verwandlung der Produktion aus einer kapitalistischen in eine sozialistische, mit verdoppelter Besonnenheit und Vorsicht angefaßt werden. Der Doktrinarismus, der in unerschütterlichem Dekretglauben, alle Zwischenstufen verachtend, direkt auf das letzte Ziel losging, mußte in der Nationalversammlung auf den Widerstand stoßen, der auch bei der Mehrheit des russischen Volkes vorhanden ist. Nun sieht er sich auf Gewaltmittel ange-

⁶ Dieser Nadek sucht die Praktiken seiner Stänkerperiode, durch die er in Deutschland sich einen so üblen Namen gemacht, in die große Politik einzuführen. So hat er sich zur selben Zeit, als die neue polnische Armee Smolensk mit Sturm nahm, als den »einzig wahren Vertreter Polens« bezeichnet. Das erinnert an die läppischen Streitigkeiten um polnische Mandate usw., mit denen man die deutsche Sozialdemokratie seinerzeit behelligt hat. Der »Aufstieg« Nadeks ist ein sehr boshafter Witz der Geschichte.

wiesen, mit denen er sich in diesen Zeiten schwerlich behaupten kann. Die europäische Revolution wird ihn nicht retten, weil eine solche nicht kommen wird.

Einen solchen Gang der Dinge mußten alle befürchten, welchen der Doktrinarismus der Bolschewiki bekannt war.

Mag der kommende Gang der Dinge von den wirklichen Errungenschaften der russischen Revolution möglichst viel bestehen lassen!

Kriegsmaßnahmen und deren Folgen im Holzgewerbe.

Von A. Neumann.

Die Lage der Holzindustrie hat sich im Laufe des Krieges völlig verschoben. In immer stärkerem Maße ist diese Industrie zu Kriegslieferungen herangezogen worden, während zugleich die Produktionsfähigkeit für den Privatbedarf auf ein karges Minimum herabgesunken ist. Alle Arbeitskräfte und alle verfügbaren Rohmaterialien werden heute fast ausschließlich zu Kriegszwecken verwendet, und obwohl sich bereits auf den verschiedensten Gebieten eine gewisse Kalamität infolge des gänzlichen Fehlens von Möbeln usw. zu zeigen beginnt, ist an eine nennenswerte Besserung der Mißstände vorerst nicht zu denken. Die Preise für fertige Möbel sind bis zu 300 Prozent gestiegen. Alle Lagerbestände sind abgesetzt oder befinden sich in Händen der großen Möbelhändler, die bestrebt sind, die jetzigen Wucherpreise über die Kriegsdauer hinaus zu erhalten und, soweit möglich, noch zu steigern. Die Berliner Tischlerinnung zählte vor Ausbruch des Krieges 2650 Mitglieder, in deren Betrieben rund 19 000 Gesellen, 1500 Lehrlinge und ebensoviel Hilfspersonal beschäftigt waren, während heute nur noch in 950 Werkstätten insgesamt 6500 Gesellen, Lehrlinge und weibliche Hilfskräfte arbeiten.

Dieser Produktionsbeschränkung steht eine ständig steigende Nachfrage nach guten und besten Einrichtungsgegenständen gegenüber. Und nach Kriegsende, wenn die Heimkehrenden sich das wohlverdiente und lang-ersehnte eigene Heim einrichten wollen, droht die jetzt herrschende Not noch schlimmer zu werden. Verschiedene Stadtverwaltungen haben deshalb bereits Maßnahmen getroffen, um die Herstellung größerer Mengen einfacher und geschmackvoller Einrichtungen für kleine Wohnungen mit einem bis zwei Zimmern und Küche zu sichern. Inwieweit hierbei eine zentrale genossenschaftliche Organisation unter tatkräftiger Mitwirkung der beteiligten Berufsorganisationen zum Nutzen der Allgemeinheit erforderlich erscheint, soll hier zunächst nicht weiter erörtert werden.

Von der Bautischlerei hat der Krieg ebenfalls nicht viel übriggelassen. Die allgemeine Einschränkung der Bautätigkeit trifft die Tischlerei um so mehr, als bei den meisten Kriegsbauten schon an sich weniger Tischlerarbeit benötigt und andererseits die Ausführung wesentlich vereinfacht wird.

Da heute mehr als drei Viertel aller Aufträge der Tischlereien in Heeresarbeiten bestehen, wird es noch manche Mühe kosten, das Erwerbsleben dieser Industrie nach dem Kriege wieder in die alten geordneten Bahnen zurückzuleiten. Eine der schwierigsten Fragen dabei ist die Beschaffung der benötigten Rohprodukte, wie zum Beispiel besserer (ausländischer) Hölzer, Leim, Schellack, Spiritus, Beschläge usw., die vorerst überaus knapp sind und in den nächsten Jahren sicher auch nur in beschränktem Maße und zu hohen

Preisen erhältlich sein werden. Die „Übergangswirtschaft“ wird daher im Holzgewerbe nicht geringere Probleme mit sich bringen, als zu Beginn des Krieges überwunden werden mußten.

Die gegenwärtigen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt haben dazu geführt, daß seit langem von einer Arbeitslosigkeit der Holzarbeiter kaum mehr gesprochen werden kann. Während zum Beispiel im Jahre 1914 gegen Ende des Monats März von je 100 Mitgliedern des Holzarbeiterverbandes 4,77 arbeitslos waren, eine Zahl, die sich Ende September auf 27,35 erhöhte und bis Ende Dezember wieder auf 17,95 gesunken war, waren seit Ende des Jahres 1916 so gut wie gar keine arbeitslosen Holzarbeiter vorhanden. Die Zahl der in den Betrieben der Holzindustrie beschäftigten Personen, vornehmlich der weiblichen, ist noch immer im Wachstum begriffen, wie sich am besten aus der Mitgliederentwicklung des Holzarbeiterverbandes ersehen läßt. Bei Kriegsausbruch zählte der Verband 192 465 Mitglieder, Ende 1915 waren es nur noch 69 415, Ende 1916 gar bloß noch 68 249. Von da ab hat aber wieder eine stetige Steigerung eingesetzt. Die Zunahme an Mitgliedern des Holzarbeiterverbandes im Jahre 1917 betrug rund 22 000. Bei der letzten Arbeitslosenzählung Ende Dezember 1917 wurden 90 118 Mitglieder festgestellt, obgleich bei der Zählung eine Reihe von Zahlstellen infolge mangelhafter Berichterstattung unberücksichtigt bleiben mußte. Den größten Anteil an dieser Steigerung haben die jugendlichen Mitglieder mit 182,5 Prozent, ihnen zunächst kommt die Steigerung der Zahl der weiblichen Mitglieder um 177,1 Prozent, während die männlichen Mitglieder nur eine Zunahme um 12,8 Prozent aufweisen. Insgesamt sind 68 512 männliche, 17 939 weibliche und 2116 jugendliche Mitglieder am Jahreschluß 1917 gezählt worden.

Welche Werbekraft die Organisation der deutschen Holzarbeiter auch unter dem Kriegszustand zu entwickeln vermochte, zeigt sich in den Zahlen der Neuaufnahmen. Im Jahre 1915 wurden 16 634 Mitglieder aufgenommen, im Jahre 1916 stieg diese Zahl auf 21 875, und in den ersten drei Quartalen des Jahres 1917 traten 35 488 Personen dem Verband bei. Daran waren 18 458 männliche, 14 886 weibliche und 2144 jugendliche Arbeiter beteiligt. Diese starke Mitgliederzunahme darf der Holzarbeiterverband als Anerkennung seiner großen Leistungen für die Hebung der Lage der Holzarbeiter ansehen, und er ist daher stolz darauf.

Auf dem Gebiet der Lohnbewegung haben die deutschen Holzarbeiter, beziehungsweise ihre Organisationen auch während des Krieges nicht die Hände in die Taschen gesteckt, doch wird das, was sie in dieser Beziehung geleistet haben, erst später in seiner vollen Wirkung hervortreten. Als in dem ersten und zweiten Kriegsjahr die Entwicklung sich zunächst zuungunsten der Arbeiter und ihrer Position gegenüber den Unternehmern gestaltete, griffen letztere mit vollen Händen zu, um die aus der Kriegskonstellation sich ergebenden Vorteile für ihre späteren Kampsbedürfnisse auszunutzen.¹ Aus dem damaligen Verhalten der Unternehmer haben aber die Arbeiter, wie am Schlusse jenes Artikels ausgeführt wurde, ihre Lehren gezogen und später danach gehandelt.

Die wiederholten Bewegungen im Holzgewerbe wegen Erlangung von Teuerungszulagen in den Jahren 1916 und 1917 umfaßten stets den bestehenden Bedürfnissen und Gewohnheiten der Vertragsparteien gemäß ein Stück

¹ Siehe hierüber Nr. 8 dieser Zeitschrift vom 19. November 1915.

Tariffbewegung, da sich die Verhandlungen beständig auf dem Boden der Tarifverträge bewegten. Wenn dabei auch nicht mehr wie früher nur ein Teil der Vertragssorte in Frage kam, so dürfte doch die Erfahrung gelehrt haben, daß diese »Errungenschaft« der Unternehmer, die ja seit vielen Jahren auf den sogenannten Reichstarif zugesteuert und diesen nun infolge des Krieges angeblich im Trockenen haben, die Holzarbeiter nicht etwa kampfunfähig oder wehrlos gemacht hat. Da die Unternehmer zu Friedenszeiten aus kampf-taktischen Rücksichten immer verlangten, daß an allen Bewegungen im Gewerbe möglichst alle Unternehmer und alle Orte des Reiches beteiligt sein sollten, hatten die Arbeiter keinen Anlaß, dieses Verlangen unter dem Kriegszustand abzulehnen, bestand doch das Bedürfnis einer Lohnregelung nicht bloß in den Großstädten. Solange diese zentralen Bewegungen eine auf den Prinzipien des sozialen und materiellen Fortschritts beruhende Regelung der Arbeits- und Tariffragen mit sich brachten, brauchten sie nicht gehemmt zu werden. Das Interesse der Mitglieder, das allein ausschlaggebend ist, erforderte sogar die Ausdehnung dieser Bewegungen auf breitester Grundlage. In den Jahren 1916 und 1917 ist es denn auch dreimal zu solchen allgemeinen, den größten Teil des gesamten Holzgewerbes erfassenden Lohnbewegungen gekommen. Den Anstoß gab die übermäßige Teuerung der Lebensverhältnisse und der Ablauf der bestehenden Tarifverträge. Die Forderungen der Holzarbeiter beschränkten sich dabei nicht auf die Erlangung von Teuerungszulagen, sie richteten sich vielmehr mit allem Nachdruck auf eine den grundsätzlichen Bedürfnissen eines fortschrittlichen Tarifvertrages entsprechende Regelung der bis dahin noch sehr strittigen Fragen. Dahin gehörte vornehmlich die vertragliche Anerkennung des Mindestlohns, die Steigerung dieses Mindestlohns um den jedesmaligen Betrag der zugewährten Teuerungszulagen sowie die Schaffung von sechs Tarifklassen, die alle namhafteren Orte des Reiches umfassen, die Verkürzung der Arbeitszeit auf 50 bis 55 Stunden pro Woche und ferner die Festsetzung von Mindestlöhnen für Arbeiterinnen. Erreicht wurde hierdurch, daß die Unternehmer den Mindestlohn, der für die meisten Orte in den früheren Kämpfen nicht zu erreichen gewesen war, anerkennen mußten, einschließlich der Erhöhung desselben um den Betrag der Teuerungszulagen.

Für mehr als 48 000 Vertragsarbeiter in 78 Städten (nach dem Stande der Beschäftigung vom Jahre 1913 gerechnet) ist damit während des Krieges der Mindestlohn zur Einführung gelangt. Die früheren Vertragslöhne bewegten sich zwischen 34 und 67 Pfennig für die Stunde, heute steht der vertragliche Mindestlohn auf 80 Pfennig bis 1,15 Mark pro Stunde in den sechs Tarifklassen. Dadurch ist der Gefahr vorgebeugt, daß die Unternehmer vorzeitig oder einseitig die gewährten Teuerungszulagen abbauen oder bei späteren Tarifverhandlungen gar auf den vor dem Kriege vereinbarten Vertragslohn zurückgreifen können. Die in den drei Bewegungen erzielten Teuerungszulagen für alle Arbeiter betragen zusammen 45 Pfennig für die Stunde. Die für die Arbeiterinnen in den Betrieben der Holzindustrie festgesetzten Mindestlöhne halten sich zwischen 45 und 65 Pfennig für die Stunde in den einzelnen Tarifklassen. Auch hierin kommt gegenüber den früheren unregelmäßigen Verhältnissen eine recht ansehnliche Lohnverbesserung heraus.

Recht schwierig war es, die einzelnen Orte in die Tarifklasse einzureihen und für diese die richtigen Grenzen zu finden. Als Anhaltspunkt diente in erster Linie der vor dem Kriege vereinbarte Vertragslohn, wobei sich naturgemäß eine Anzahl Unebenheiten ergaben. Dank des guten Willens auf beiden Seiten ist das jedoch glücklich gelungen.

Die festgesetzte Höchstdauer der vertraglichen Arbeitszeit von 50 bis 55 Stunden wird unter Zugrundelegung der Beschäftigtenzahlen vom Jahre 1913 eine Gesamtdurchschnittsdauer der wöchentlichen Arbeitszeit von 51,3 Stunden im Holzgewerbe ergeben. Nach dieser Regelung wird in Zukunft die wöchentliche Arbeitszeit betragen:

In 2 Orten für	26890 Arbeiter	50 Stunden
- 26 - - - - -	28230	51 -
- 27 - - - - -	14854	52 -
- 60 - - - - -	12803	53 -
- 38 - - - - -	3974	54 -
- 20 - - - - -	1448	55 -

Die Leistungen des Verbandes sind nicht lediglich darauf zugeschnitten, daß sie den Kollegen in der Heimat allein zugute kommen sollen. Es ist dabei auch an die im Felde stehenden Kameraden gedacht worden, die nach ihrer Rückkehr neben der riesigen Verteuerung aller Lebensbedürfnisse nicht mehr die alten Lohnsätze mit den niedrigen Sätzen vorfinden dürfen. Wie die Holzarbeiter diese kraftvolle und erfolgreiche Tätigkeit ihrer Organisation zu würdigen wissen, das deuten schon die oben wiedergegebenen Zahlen über die Mitgliederentwicklung des Deutschen Holzarbeiterverbandes an.

Einen großen Aufschwung hat im Kriege die Geschloßkorbmacherei erreicht, die heute reichlich 30 000 Personen, meist in den entlegenen Industrieorten Thüringens, Sachsens, Bayerns und anderer Gebiete, beschäftigt. Trotz aller entgegenstehenden Hindernisse ist es im Laufe des Jahres 1917 den unausgesetzten Bemühungen des Deutschen Holzarbeiterverbandes endlich gelungen, einen festen Lohnsatz für das ganze Reich zu schaffen, der folgende Mindestwochenverdienste festsetzt:

	In der Tarifklasse		
	I	II	III
Für Arbeiter	72	60	50 Mark
Für Arbeiterinnen	56	49	42 -

Die Militärverwaltungen in Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg haben es übernommen, die Einhaltung dieses Tarifs den Unternehmern zur Pflicht zu machen. Damit sind für Zehntausende der schlechtestgelohnten Arbeiter geordnete und angemessene Zustände geschaffen worden.

Eine ähnliche Verbesserung der Lohnverhältnisse ist auch für das bayerische Sägewerke durchgesetzt worden, wobei ebenfalls die in den meisten Gegenden des Bayerischen Waldes bis dahin üblichen Schundlöhne einer recht beträchtlichen Verbesserung weichen mußten. Sowohl hier wie auch bei anderen Gelegenheiten zeigte sich verschiedentlich das seltsame Bild, daß die »Zufriedenheit« der beteiligten Arbeiter es den Unternehmern wiederholt leicht machte, sich von der Zahlung der tariflichen Lohnsätze, nach denen die Militärbehörden die Lieferungsverträge einrichteten, drücken zu können. Der Holzarbeiterverband hat sich damit jedoch nicht zufriedengegeben. Er hat eigens zu dem Zweck, die vereinbarten Löhne überall durchzuführen, Agi-

taforen angestellt, die den Arbeitern jederzeit mit Rat und Tat gegen wider-spensige Unternehmer beizustehen hatten. Wenn auch kein Baum auf den ersten Hieb fällt, so muß doch überall einmal der Anfang gemacht werden, wenn der zu bearbeitende Boden auch noch so steinig ist.

Das Gesamtergebnis der von den Holzarbeitern während des Krieges ge-führten Bewegungen besteht neben den zur Überwindung der Kriegsteue-rung dienenden Maßnahmen in einem reichen und großzügigen Programm für die spätere Ausgestaltung des Vertragswesens und bessere Gestaltung der Arbeitsverhältnisse. Dazu gehört nicht bloß die kraftvolle Vertretung der materiellen Interessen der Arbeiter, ein wirklich gutes Vertragsverhält-nis muß auch die rechtliche Stellung des Arbeiters gegenüber dem Unter-nehmer zu schützen und zu stützen suchen. Deshalb werden wohl in den zu-künftigen Tariskämpfen die Arbeiter noch bedeutende Hindernisse zu über-winden haben. Um diese Kämpfe mit Erfolg bestehen zu können, müssen die nötigen Vorbereitungen rechtzeitig getroffen werden. Das Rüstzeug der Or-ganisation muß den neuen Bedürfnissen angepaßt und die Kriegszeit dazu benutzt werden, weitergesteckte Ziele in den Bereich einer gründlichen Dis-kussion zu rücken. Dann werden auch die Mitglieder kein Bedürfnis be-kunden, die Parteistreitigkeiten zum Gegenstand ihrer gewerkschaftlichen Unterhaltung zu machen. Bisher bestand in den Reihen der Holzarbeiter über die zu verfolgende Gewerkschaftstaktik nicht die geringste Meinungsver-schiedenheit. In kleinen und großen Zusammenkünften der Verbandsvertreter zeigte sich ein Geist solidarischer Einigkeit, wie er nie schöner zum Ausdruck gekommen ist. Wenn erst wieder die im Felde stehenden Freunde in unserer Mitte weilen und der Krieg nebst seinen Nachwehen einigermaßen über-wunden ist, dann wird hoffentlich die Kraft und Entschlossenheit der Holz-arbeiter stark genug sein, jeden Widerstand gegen ihre berechtigten An-sprüche zu überwinden.

Zur Valutafrage.

Von Max Grunwald.

Innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise findet in friedlichen und normalen Zeiten der Austausch von Waren zwischen den einzelnen natio-nalen Volkswirtschaften im allgemeinen unter den gleichen Voraussetzungen und Bedingungen statt, wie zwischen den Privatwirtschaften eines und des-selben Landes. Die Unterschiede der Handelstechnik zwischen dem internatio-nalen und dem nationalen Handel sind für die sachlichen inneren Momente nicht ausschlaggebend. Sie treffen nur die Form, aber nicht den Inhalt. Es werden demnach in friedlichen Zeiten auch die internationalen Handels-beziehungen durch *Z a h l u n g s a u s g l e i c h e* geregelt. Die Zahlungen fin-den entweder in bar oder durch Kredit statt. Der Kredit wird in normalen Zeiten gewöhnlich durch die internationale Finanzwelt gesichert, und erst bei einem gewissen Übergewicht des einen Landes über das andere, beziehungs-weise der Verpflichtungen einzelner Handelshäuser des einen Landes gegen-über einzelnen Handelshäusern des anderen Landes muß er durch einen baren Ausgleich gedeckt werden. Das geschieht dann gewöhnlich in der Art, daß die Kontrahenten die entsprechenden Zahlungsmittel des betreffenden Landes auf ihren Märkten ankaufen, um damit in diesem anderen Lande zu

zahlen. Dadurch entsteht ein Handel mit Geld, der in seiner äußeren Preisgestaltung genau so von Angebot und Nachfrage abhängt wie der nationale Warenhandel. Man nennt diese für den internationalen Austausch käuflichen Geldsorten *Devisen* oder *Valuta*, und sie werden an jeder Börse genau so gehandelt und notiert wie an den Warenbörsen Speck und Getreide oder an den Fondsbörsen Aktien und Anleihen.

In normalen Zeiten hat der internationale Kapitalismus eine so außerordentliche Technik und Sicherheit des internationalen Zahlungsausgleichs geschaffen, daß die Devisenkurse nur ganz geringfügigen Schwankungen unterworfen sind und nur katastrophale Ereignisse in den einzelnen Ländern eine bemerkenswerte Schwankung der Valuta hervorrufen. Wenn im Frieden in Deutschland der Preis für englisches Geld um 2 oder 3 Pfennig schwankte, so war das bereits ein Ereignis, dessen Gründe zu erforschen die wirtschaftliche Presse als eine wichtige Aufgabe ansah.

Der Krieg hat auch diese Verhältnisse vollkommen revolutioniert. Er hat die internationalen Handelsbeziehungen zwar nicht völlig zerschnitten, wie man gewöhnlich glaubt, aber er hat sie doch so außerordentlich verändert und erschwert, daß sie keinen Vergleich mit dem friedlichen Handelsverkehr aushalten. Dadurch ist auch der Devisenverkehr revolutioniert worden, und die Schwankungen der Devisenpreise sind zu einer nie geahnten Gegensätzlichkeit gelangt. Aber wie die internationale Handelsbilanz im Frieden nur die Form für innere sachliche Vorgänge ist, so bleibt auch die gegenwärtige Valutafrage ungeklärt, wenn man sie nicht durch die volkswirtschaftlichen inneren Veränderungen der verschiedenen Länder in sich und zueinander zu klären versucht. Dabei ergibt sich dann, daß zum Teil die Gegensätzlichkeit der Preise der Geldsorten in den verschiedenen Ländern abhängt von den sachlichen nationalen Werten, die hinter diesen stehen. Der Krieg als ungeheuerste Wertvernichtung in den an ihm beteiligten Ländern mußte innerhalb einer kapitalistischen Weltproduktion ganz naturgemäß den Wert des Geldes dieser Länder verringern und den Wert des Geldes der nicht am Kriege beteiligten Länder erhöhen. Einfach ausgedrückt, wenn auch nicht erschöpfend, handelt es sich darum, daß eben für die Zahlungsmittel der kriegsführenden Länder keine solche ökonomische Garantie besteht wie für die Zahlungsmittel derjenigen Länder, die nicht am Kriege, das heißt an dieser ungeheuren Wertvernichtung beteiligt sind. Es sind deshalb die Zahlungsmittel aller kriegsführenden Staaten gesunken und diejenigen der nicht kriegsführenden Staaten stabil geblieben oder sogar verhältnismäßig gewaltig gestiegen. Innerhalb dieser allgemeinen Erscheinungen gibt es natürlich wieder Differenzen je nach den einzelnen kriegsführenden oder neutralen Staaten.

Was Deutschland anbetrifft, so ist das wesentlichste Moment seiner Valutaverslechterung die *Verschiebung des deutschen Außenhandels*: das fast gänzliche Ausfallen der früheren beträchtlichen Ausfuhr und das steigende Streben nach erhöhter Einfuhr aus den neutralen Ländern. Dadurch ist die deutsche Zahlungsbilanz in eine so einseitige Passivität gekommen, daß ein schreiendes Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage nach deutschen Devisen auftreten mußte. Im Frieden hatte sich auf dem internationalen Wechselmarkt dies Angebot und diese Nachfrage in normalen Grenzen ausgeglichen, und die Differenz wurde, wie schon angedeutet

dann durch Kredit oder Gold gedeckt. Im Kriege fehlte uns jedes Mittel, unsere Passivität der Handelsbilanz ernstlich zu beheben. Die Ausfuhr in entsprechendem Umfang war unmöglich, unser Kredit im Ausland gering, und überdies wurde er von uns für den dringendsten Bedarf an Nahrungsmitteln für die Bevölkerung und an Rohstoffen für die Kriegsindustrie benötigt. Alle anderen im Frieden vorhandenen Ausgleichsmöglichkeiten dagegen waren für Deutschland vernichtet. Die Verdienste der deutschen Schifffahrt auf dem internationalen Weltmarkt fielen ganz weg, ebenso die Zinsgänge unserer ausländischen Wertpapiere. Unsere eigenen Vorräte an ausländischen Wertpapieren aber waren verhältnismäßig klein, so daß sie nicht zu Deckungen in größerem Umfang benutzt werden konnten. Zudem sind wir jetzt in unserem Handels- und Zahlungsverkehr fast ausschließlich auf die nordischen Länder, auf Holland und auf die Schweiz angewiesen, Länder, mit denen wir früher nur einen verhältnismäßig geringen Umsatz hatten, so daß die Devisen dieser Länder nur als Nebendevisen gegenüber den Hauptdevisen von und nach England, Amerika und Rußland in Frage kamen.

Demgegenüber hatten es einige Ententeländer, vor allem England und Frankreich, wesentlich besser. England beherrscht den internationalen Seeverkehr und damit den internationalen Handel. Es zieht die ganzen Gewinne aus diesem Seeverkehr. Die Ententeländer hatten zudem bis vor kurzem einen unbeschränkten Kredit in Amerika und besaßen zum Teil beträchtliche neutrale und deutsche Werte. Die Entente befand sich also mit ihrer Zahlungsbilanz in einem besseren Verhältnis wie Deutschland. Es ist daher kein Wunder, sondern eine ökonomische Selbstverständlichkeit, daß die Valuta Englands und Frankreichs weniger gesunken ist und weniger Schwankungen zu erleiden hatte als die deutsche Valuta.

Es dauerte geraume Zeit, bis die einzelnen kriegsführenden Staaten gegen diese wachsende Entwertung ihrer Zahlungsmittel Front machten und sie durch gesetzliche Maßnahmen einzuschränken suchten. In Deutschland haben zwei Bundesratsverordnungen, deren wichtigste vom 20. Januar 1916 datiert, in den Handel mit ausländischen Zahlungsmitteln eingegriffen. Diese Verordnungen haben zwar, wie das vorauszusehen war, die wirklichen internationalen Gegensätze auf dem Devisenmarkt nicht wesentlich einschränken können, aber sie haben doch wenigstens die wilde Spekulation, die sich im Innern entwickelt hatte, eingeengt. Es war nämlich inzwischen nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen anderen Ländern mit den Devisen eine zügellose Spekulation getrieben worden. Der Kapitalist kann von der Spekulation nicht lassen, selbst zu einer Zeit, wo es sich um das Sein oder Nichtsein der ganzen Nation handelt. Es ist an den Börsen der kriegsführenden Staaten und noch mehr hinter ihren Kulissen mit den Devisen genau so spekuliert worden wie mit allen anderen Waren. Wir wissen, daß hier wie dort das Eingreifen des Staates die immanente Profit- und Gewinnsucht, die in den kapitalistischen Staaten das Primäre bildet, nicht hat vernichten, sondern bestenfalls einschränken und vom offenen Markt verdrängen können.

Mit dieser Entwicklung der Valutafrage ging nun Hand in Hand in allen kriegsführenden Staaten und besonders in Deutschland die zwingende Notwendigkeit, aus fremden Ländern immer mehr Waren einzuführen. Dieser Umstand mußte des weiteren die Valuta der krieg-

führenden Staaten verschlechtern. Es kam schließlich so weit, daß die sonst gewohnheitsmäßigen Zahlungsmittel der kriegsführenden Staaten, wie Wechsel, Schecks und Noten, überhaupt nicht mehr respektiert wurden, sondern daß die Zahlungen in dem Weltgeld verlangt wurden, in Gold. Das Gold wurde in friedlichen Zeiten beim internationalen Zahlungsausgleich nur ausnahmsweise und zur Deckung letzter Differenzen benutzt. Es zeigte dann seine universelle Bedeutung, weil durch das Gold als internationales Zahlungsmittel wieder direkt Ware gegen Ware ausgetauscht wurde. Marx hat das so zusammengefaßt, daß erst auf dem Weltmarkt das Geld in vollem Umfang als die Ware funktioniert, deren Naturalform zugleich unmittelbare gesellschaftliche Verwirklichungsform der menschlichen Arbeit in abstracto ist. Er sagt (*»Kapital«, I, Erstes Buch, 2. Abschnitt, 3. Kapitel*): »Seine Daseinsweise wird seinem Begriff adäquat.« Aus dieser Tatsache heraus drängte während des Krieges je länger desto mehr alles nach Zahlung durch Gold, wo nicht als Gegenwerte Waren als Sachgüter gegeben wurden. Andererseits war das Gold als höchstes Weltgeld von vornherein die letzte Rettung und Sicherheit der nationalen ökonomischen Kraft, und jeder Staat häufte davon nach Möglichkeit in sich Bestände als letzte Rückendeckung auf.

Wir wissen, daß Deutschland in dieser Beziehung recht günstig abschneiden konnte, weil es durch eine höchst kluge Politik unserer Reichsbank schon vor dem Kriege erhebliche Goldmengen angesammelt hatte. Trotzdem mußten auch wir bedeutende Goldmassen exportieren, um bestimmte notwendige Rohstoffe hereinzubekommen. Auf der anderen Seite brauchten neutrale Staaten dringend bestimmte Fabrikate und Rohstoffe, die nur Deutschland besaß, im besonderen Farbstoffe und Kohlen. Es ist nun sehr interessant, wie sich durch die Kombination dieser Erscheinungen innerhalb der kapitalistischen Anarchie dieser Kriegsweltwirtschaft doch allmählich eine gewisse Ordnung und ein gewisses System herausgebildet hat.

Die *Verträge*, die vor kurzem zwischen Deutschland und der Schweiz und zwischen Deutschland und Holland wie zwischen Österreich-Ungarn und der Schweiz zum endgültigen Abschluß gekommen sind, geben einen Beweis für diese erfreuliche Tatsache, daß der Austausch von Waren zwischen den Staaten, die ihn überhaupt noch international betreiben können, in eine geordnetere Form gekommen ist. Die neutralen Staaten, die mit uns in einem Austauschverkehr geblieben sind, wurden durch die wachsende Brutalität der englischen Handelspolitik mehr als in der ersten Zeit des Krieges gezwungen, mit uns langfristige Verträge abzuschließen, und dies Moment war der erste Anstoß und der Hauptgrund, daß eine größere Ordnung in unsere Beziehungen zu dem für uns noch freigebliebenen Weltmarkt und damit auch in die Valutafrage gekommen ist. Langfristige Verträge setzen von vornherein ein bestimmtes System und eine bestimmte Ordnung nicht nur nach der Qualität und Quantität der Ware, sondern auch nach den *Zahlungsbedingungen* voraus.

In dieser Hinsicht sind besonders günstige Erfolge für die Mittelmächte erzielt worden, nicht aus politischer Begünstigung durch die neutralen Staaten, von der, wie wir wissen, nirgends eine Rede ist, sondern aus der Not der Neutralen heraus, bestimmte Rohstoffe und Waren von den Zentralmächten unter allen Umständen zu bekommen. Vor allem ist es die Kohle, die, wie bekannt, für die Neutralen eine Lebensfrage wurde. Das Besondere

aller dieser letzten Verträge aber bleibt, wie angedeutet, die neue Beziehung, die zwischen dem Export und Import und der zu zahlenden Valuta eingetreten ist. Zunächst haben die Neutralen neben der bestimmten Summe, die sie für unsere Waren zahlen, uns darüber hinaus einen Kredit gewähren müssen. Dieser Kredit ist dazu bestimmt, uns in den betreffenden neutralen Ländern ein Guthaben zu schaffen, über das wir für andere Geschäfte verfügen können und das schon durch seine bloße Existenz eine wesentliche Stärkung der Valuta der Mittelmächte darstellt. Die Schweiz hat sowohl Deutschland wie auch Österreich-Ungarn gegenüber diese Forderung ohne weiteres akzeptiert. Ebenso hat Holland, wenn auch unter anderen Modalitäten, einer solchen Forderung zugestimmt. Sehr wesentlich ist dann ein weiterer Ausbau dieser Valutafrage. Wir haben nämlich die Preise der Waren, die wir an das neutrale Ausland zu liefern haben, genau wie die Neutralen uns gegenüber, erheblich über den Inlandspreis gesetzt und auf diese Art ebenfalls einen besonderen Überschuß an Geldforderungen gegenüber dem neutralen Ausland erhalten. Wenn wir wieder das Beispiel der Kohle in Betracht ziehen, so beträgt der Inlandspreis für Kohle in Deutschland gegenwärtig zirka 25 Mark pro Tonne. Holland aber muß weit mehr zahlen. Das ist, wie wir wiederholen, keine besondere Schikane gegen Holland, das sich eine solche absichtliche Schädigung seiner Interessen auch sicherlich nicht hätte gefallen lassen, da es den deutschen Inlandspreis genau kennt, sondern es ist eine einfache Maßnahme, um die völlig ungerichteten und willkürlichen spekulativen Preissetzungen des neutralen Auslands auszugleichen und damit die deutsche Valuta in ein gerechteres Verhältnis zu bringen. Bei diesem letzten Geschäft hat aber den größten Vorteil das Deutsche Reich selbst und seine Bevölkerung, denn die Differenz zwischen dem Inlandspreis und dem mehrfach größeren Exportpreis bekommen nicht etwa die Kohlenexporteure, sondern bekommt im wesentlichen die Reichskasse, beziehungsweise eine für den Reichsfiskus bestimmte Ausgleichsstelle in dem internationalen Warenhandel. Auf diese Art haben wir uns ebenfalls neben dem Kredit höchst beachtenswerte Guthaben im neutralen Ausland geschaffen, die, wenn nicht sofort, so doch bei der Übergangswirtschaft wesentliche Aktivposten in unserer internationalen Handelsbilanz darstellen werden.

Diese Vorgänge, die leider viel zu wenig bekannt sind, dürfen aber nicht als eine wirtschaftlich-volksfreundliche Maßnahme überschätzt werden, so sehr man sie auch objektiv anerkennen mag. Man muß sich erinnern, daß die starke umgekehrte Valutadifferenz, das heißt die Überpreise, die das neutrale Ausland von uns über seine Inlandspreise hinaus fordert und von uns erzwingt, ebenfalls vom ganzen Reiche, das heißt von seiner ganzen Bevölkerung bezahlt werden. Es ist deshalb nur ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit, einfacher gesprochen: einer ausgleichenden Preispolitik, wenn nunmehr auch die Bevölkerung von den Überpreisen, die wir vom Ausland erzielen, einen entsprechenden Profit erhält.

Diese neuesten Verträge bilden ein so erhebliches Moment gegen die Verschlechterung der Valuta der kriegführenden Staaten, daß sie nur von einem noch übertroffen werden: von der Aussicht auf Frieden. Die Herbeiführung eines baldigen Friedens und damit die Aufhebung der ungeheuren Wertvernichtung in allen kriegführenden Staaten muß naturgemäß die Devisenkurse gewaltig verbessern. Es ist nach dem, was wir eingangs

ausgeführt haben, selbstverständlich, daß jedes Land, das aus dem Kriegswahnsinn herauskommt, dadurch aus seiner Wertvernichtung herauskommt und damit zahlungssicherer wird. Wir haben deshalb die bekannte Tatsache zu verzeichnen, daß die deutschen Devisenkurse nach dem Friedensangebot vom Dezember 1916, besonders aber nach den Friedensverhandlungen mit Rußland sich beträchtlich verbessert haben. Hierin liegt ein Vorzeichen für die Entwicklung der Valutafrage bei Beendigung des Krieges und für die Zeit der Übergangswirtschaft. Diejenigen kriegsführenden Staaten, die wie Deutschland einen unerschöpflichen Fundus an Naturschätzen und Arbeitskräften haben, werden dann voraussichtlich bald die Valutaschwierigkeiten überwinden. Sie werden sie um so leichter überwinden, wo diese Schätze, wie in Deutschland, nicht nur in der Quantität, sondern auch in der Qualität die vieler anderer kriegsführenden Staaten weit überragen. Man braucht durchaus nicht zu verzweifeln und eine neue Weltkatastrophe wirtschaftlicher Art nach Beendigung der militärischen Weltkatastrophe zu erwarten. Der internationale Handel auf kapitalistischer Basis ist nicht vernichtet, sondern nur unterbunden, und nach seiner Befreiung aus den Fesseln des Krieges wird er sich nach seinen immanenten Gesetzen weiterentwickeln. Wenn England und andere Länder der Entente den Wirtschaftskrieg fortsetzen wollen, so werden sie nicht nur an dem Willen des deutschen Volkes scheitern, sondern, was in diesem Falle weit zwingender ist, an den ökonomischen Gesetzen des Welthandels und an der Qualität der deutschen Arbeit.

Fabrikpflegerinnen.

Von Gertrud Hanna.

Die Ausbildung von Fabrikpflegerinnen wird durch die Kriegsamtstellen energisch betrieben, ebenso die Propaganda für ihre Anstellung. Die Unternehmer stehen jedoch der Einrichtung zum großen Teil mißtraulich gegenüber, namentlich weil den »sozialvorgebildeten« Frauen, wie behauptet wird, vielfach ein Hang zum Utopischen anhaftet. Immerhin sind bereits freiwillig und gezwungen manche Unternehmer zur Einstellung von Fabrikpflegerinnen geschritten. In Berlin waren vor einigen Wochen bereits 50 Fabrikpflegerinnen tätig. Ihre Anstellung wird gefördert durch eine Anordnung des Waffen- und Munitionsbeschaffungsamts, die den staatlichen Munitionsfabriken die Einstellung von Fabrikpflegerinnen zur Pflicht macht.

Genaue Berichte über die Tätigkeit der Fabrikpflegerinnen sind noch nicht vorhanden. Die Funktionäre der Gewerkschaften, die angestellten wie die ehrenamtlich tätigen, sind mit Arbeit überlastet, und außerdem wechseln sie infolge der Einziehung zum Heeresdienst häufig ihre Stellungen. Daraus erklärt sich die ungenügende Berichterstattung über die Wirkung der Fabrikpflegerinnentätigkeit. Viel läßt sich wohl auch noch nicht darüber berichten, weil die Pflegerinnen meist noch nicht in ihre Arbeit hineingewachsen sind. Immerhin zeigt sich schon jetzt, daß die Arbeiterchaft alle Veranlassung hat, die Anstellung von Fabrikpflegerinnen nicht als eine gleichgültige Angelegenheit zu betrachten.

In einzelnen Betrieben hat es schon Fabrikpflegerinnen vor dem Kriege gegeben. Die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten aus den Jahren 1909, 1910 und 1913 enthalten bereits darüber Angaben. So hatte zum Beispiel eine Kammgarnspinnerei in Kettwig eine Fabrikpflegerin angestellt, die täglich die Arbeitsräume besuchte. Neben Lohnfragen, bei denen sie vermittelnd wirken sollte, kamen in den Sprechstunden, die sie abhielt, Arbeitswechsel, Wohnungsverhältnisse und gesund-

heitliche Fragen zur Besprechung. Ferner gehörte zu ihren Funktionen die Kontrolle der erkrankten weiblichen Kassenmitglieder, die erste Hilfe bei Unglücksfällen und die Beaufsichtigung der Fabrikwohnungen. In der Glühlampenfabrik der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft hatte überdies die Fabrikpflegerin die Krankenstation unter sich, und ferner vermittelte sie Beihilfen aus der Unterstützungskasse, besuchte Kranke, sorgte für Hauspflege, beaufsichtigte die Speiseanstalten sowie das Reinigungspersonal und verwaltete die Arbeiterbibliothek. Ähnliche Aufgaben hatten die Fabrikpflegerinnen anderer Betriebe zu erfüllen. So heißt es zum Beispiel im Bericht des Gewerbeaufsichtsbeamten aus dem Polizeibezirk Berlin über das Jahr 1913:

In einer großen Schokoladenfabrik, in der rund 1000 Arbeiterinnen beschäftigt werden, ist seit etwa einem Jahre eine Fabrikpflegerin angestellt. Sie hat bisher nicht nur die ihr zugewiesene Tätigkeit zur vollen Zufriedenheit der Fabrikleitung ausgeübt, sondern sich auch das Vertrauen der Arbeiterinnen in hohem Maße erworben. Sie übt unverkennbar auch in sittlicher und erzieherischer Hinsicht einen erfreulichen Einfluß auf ihre Schutzbefohlenen aus und genießt bei diesen schon deshalb ein besonderes Ansehen, weil ihr auch die Anstellung und Entlassung der Arbeiterinnen übertragen worden ist. Sie beschränkt ihre Tätigkeit nicht nur auf die Fabrik, sondern ist bemüht, auch auf das Privatleben der Arbeiterinnen Einfluß zu gewinnen, indem sie ihnen mit Rat zur Seite steht. Sie versucht endlich, die Lebensweise und den Geschmack der Mädchen durch gemeinsame Spaziergänge, Unterhaltungsabende, Besuche von Museen und durch ähnliche Veranstaltungen zu heben.

Häufig wurden bisher zu Fabrikpflegerinnen Krankenpflegerinnen genommen, die bei plötzlichen Erkrankungen und Unfällen erste Hilfe leisten konnten.

Die organisierte Arbeiterschaft hat der Einrichtung im allgemeinen kein Vertrauen entgegengebracht, da die Pflegerinnen vielfach die gelben Organisationen förderten, zum mindesten aber die Arbeiterinnen von der gewerkschaftlichen Organisation abhielten. Besonders Mißtrauen erregte die Mitwirkung der Fabrikpflegerinnen bei Annahme und Entlassung von Arbeiterinnen. Sie förderte das bei unorganisierten Arbeiterinnen nicht selten anzutreffende Streben, sich beliebt zu machen auf Kosten ihrer Arbeitsschwestern. Klagen hierüber liefen namentlich aus einem größeren Textilbetrieb ein, dessen Arbeiterschaft in Werkwohnungen untergebracht war, die mit der Entlassung geräumt werden mußten.

Anders liegen die Dinge jetzt, nachdem die Aufgabe hinzugekommen ist, den arbeitenden Frauen bei der Beschaffung von Nahrungsmitteln und bei der Unterbringung der Kinder Hilfe zu leisten. Niemals war eine Hilfeleistung auf diesem Gebiet so nötig wie in gegenwärtiger Zeit, obgleich schon immer in bezug auf die Unterbringung der Kinder den arbeitenden Frauen große Sorgen entstanden. Am Bettpfosten oder Sofaheim angebundene Kinder und Knirpse, die mit dem Schlüssel am Bande um den Hals am Morgen die Spielschule aufsuchten und mittags allein in das leere Heim zurückkehrten, waren schon früher keine Seltenheiten; doch konnten sich damals noch häufig Nachbarinnen der Kinder annehmen. Die Schwierigkeit der Lebensmittelbeschaffung und die Rücksicht auf die Kinder hält noch immer viele Frauen ab, Beschäftigung außerhalb des Hauses anzunehmen. Die Industrie und unser ganzes Wirtschaftsleben braucht aber die Frauen und sieht sich deshalb gezwungen, Einrichtungen zu treffen, die den Frauen einen Teil ihrer größten Sorgen abnehmen. Die Fabrikpflegerinnen sollen diese Funktion übernehmen. Sie sollen vornehmlich die Vermittlung besorgen zwischen den Arbeiterinnen und den Fürorgestellten, die den Arbeiterinnen oft gar nicht bekannt sind.

Für die Tätigkeit einer Fabrikpflegerin lassen sich allgemeine Regeln nicht aufstellen. Dazu liegen die Verhältnisse zu verschieden. Wo Arbeiterinnen in größerer Zahl von auswärtig zugezogen worden sind und in Betrieben arbeiteten, die entweder während des Krieges neuerrichtet worden sind oder früher keine Frauen-

arbeit gekannt haben, haben sich oftmals für die Unterbringung der Arbeiterinnen mancherlei Unannehmlichkeiten ergeben, die einen Teil der Arbeitskräfte — und nicht den schlechtesten — wieder zur Abreise veranlaßten. In solchen Fällen haben die Fabrikpflegerinnen für passende Unterkunft gesorgt und verhindert, daß die Arbeiterinnen von Zimmervermieterinnen ausgenutzt wurden. Ferner haben sie durch Veranstaltungen von geselligen Zusammenkünften, Nähkursen usw., den jungen Arbeiterinnen einen gewissen Halt gegeben und sie nach Möglichkeit vergessen lassen, daß sie von Heimat und Angehörigen getrennt waren. Man soll daher auch nicht den Grundsatz aufstellen, die Fabrikpflegerin hätte sich um das Leben der Arbeiterinnen außerhalb des Betriebs in ihrer arbeitsfreien Zeit nicht zu kümmern. Ebenjowenig darf der Fabrikpflegerin versagt werden, die Beschäftigung der Arbeiterinnen zu kontrollieren und nach dieser Richtung hin ihren Einfluß geltend zu machen. Es ist vorgekommen, daß Frauen zu Arbeitsleistungen herangezogen worden sind, die sie auf die Dauer nicht ausführen konnten. Durch einen Wechsel des Arbeitsplatzes, der nach Vorschlag der Fabrikpflegerinnen oft leicht zu ermöglichen war, wurde den Frauen die Beschäftigung, dem Betrieb die Arbeitskraft erhalten. Auch in bezug auf Garderobräume, Waschgelegenheiten, Eßräume, Verpflegung, Toiletten usw. haben vielfach die Fabrikpflegerinnen zum Vorteil der beschäftigten Arbeiterinnen eingegriffen. Ihr Tätigkeitsgebiet ist also recht vielseitig und läßt sich nicht im einzelnen festlegen.

Um so mehr kommt es aber darauf an, daß nur geeignete Personen eingestellt werden. Frauen, die soziales Verständnis besitzen und praktische Erfahrungen im Umgang mit Arbeiterinnen haben, gibt es leider nicht gerade im Überfluß. Soweit sie vorhanden sind, sind sie fast ausnahmslos in den Kriegsfürsorgeorganisationen beschäftigt und dort so stark in Anspruch genommen, daß sie für neue Posten kaum in Betracht kommen. In Rücksicht darauf ist kürzlich von hervorragender Stelle dringend empfohlen worden, die Kurse zur Ausbildung von Fabrikpflegerinnen zu verlängern, da den jungen, vielfach praktisch unerfahrenen Teilnehmerinnen die nötigen Kenntnisse nicht in vierzehntägigen Kursen beigebracht werden könnten. In der Regel sind die Fabrikpflegerinnen Schülerinnen von Frauenschulen oder Studentinnen gewesen, also fast immer junge Mädchen aus bürgerlichen Kreisen, die das Leben der Arbeiterinnen nicht aus eigener Erfahrung kennen und ebensowenig den Arbeitsprozeß in dem Betrieb. Günstigstenfalls sind sie über diesen durch eine praktische Arbeit oder Unterweisung von wenigen Tagen informiert. Ebenso oberflächlich sind gewöhnlich ihre Kenntnisse der gewerkschaftlichen Organisationen, ihr Wesen und ihre Leistungen. Soweit derartig ungenügend vorgebildete Persönlichkeiten als Fabrikpflegerinnen mehr als eine nur vermittelnde Tätigkeit zwischen Arbeiterinnen und Fürsorgeorganisationen ausüben, können sehr leicht Situationen entstehen, die zur Gegnerschaft zwischen Arbeiterschaft und Fabrikpflegerin führen. zum Beispiel da, wo die Fabrikpflegerinnen die Arbeiterinnen religiös zu beeinflussen suchen und sich um das persönliche Leben der Arbeiterinnen in ihrer freien Zeit kümmern, ohne daß dazu Veranlassung vorläge. Nach den bis jetzt vorliegenden Berichten wird solche Beeinflussung nicht selten versucht. Die Arbeiterinnen eines Bezirks empfanden es zum Beispiel als einen Eingriff in ihre persönlichen Angelegenheiten, als an der Hand eines umfangreichen Fragebogens von ihnen Auskünfte über alle möglichen rein persönlichen Verhältnisse verlangt wurden. Leider scheinen die Kriegsamtsstellen die Einwirkung auf rein persönliche Dinge gerade vielfach als eine der wichtigsten Aufgaben der Fabrikpflegerinnen zu betrachten. Zwar kann auf solche Einwirkung nicht immer völlig verzichtet werden, sie darf jedoch nur bis zu einer gewissen Grenze gehen und wird auch dann nur zu leicht, zumal wenn nicht sehr erfahrene und taktvolle Pflegerinnen die Fürsorgetätigkeit ausüben, als Belästigung empfunden.

Ferner dürfen niemals die Berichte und Gutachten der Fabrikpflegerinnen allein als Grundlage für die Gewährung von Beihilfen aus Unterstützungsfonds

gelten, noch dürfen sie bei Entscheidung über Beförderungen, Versetzungen und Entlassungen den Ausschlag geben. Da die Arbeiterinnen leichter um ihre Stellung bangen, als es im allgemeinen bei männlichen Arbeitskräften der Fall ist, und sich aus diesem Grunde von Personen, die auf ihre Entlassung Einfluß haben oder von denen sie dies annehmen, mehr beeinflussen lassen, so ist nämlich damit zu rechnen, daß durch Fabrikpflegerinnen der Ausbreitung unserer Organisationen bewußt und unbewußt ernste Hindernisse bereitet werden. Deswegen ist es notwendig, daß die Arbeiterschaft sich die Tätigkeit der Fabrikpflegerin genau ansieht. Sie sollte ihr Unterstützung zufallen lassen bei ihrem Bemühen, die Fürsorgeorganisationen, der Not der Zeit entsprechend, den Arbeiterinnen nutzbar zu machen, und ihr beistehen, wo sie ernstlich im Interesse der Arbeiterinnen zu wirken bestrebt ist, auf jeden Fall aber sollte sie darauf halten, daß die Fabrikpflegerin Verbindung mit dem im Betrieb vorhandenen Arbeiterausschuß unterhält. Nur dann ist Aussicht vorhanden, daß sie im Betrieb für das Interesse der Arbeiterinnen zu wirken vermag. Beide, Arbeiterausschüsse und Fabrikpflegerin, können, wenn der gute Wille vorhanden ist, voneinander lernen und manche Anregungen empfangen. Nicht unterlassen sollte die organisierte Arbeiterschaft, für das Amt der Fabrikpflegerinnen auch geeignete Personen aus den Reihen der Arbeiterinnen vorzuschlagen. Bis jetzt sind ehemalige Arbeiterinnen unter den Fabrikpflegerinnen noch äußerst selten.

Das preußische Wahlkreisunrecht.

Von Rob. Leinert (Hannover).

Eine der wichtigsten Forderungen des gleichen Wahlrechts ist die gleichmäßige Einteilung der Wahlkreise nach der Bevölkerungszahl, falls nicht die allgemeine Verhältnismahl eingeführt wird. Jeder Abgeordnete soll die gleiche Zahl der Einwohner vertreten. Davon weicht die Einteilung der Reichstagswahlkreise seit langer Zeit ab; schlimmer aber als mit den Wahlen für den Reichstag steht es in dieser Hinsicht mit den Wahlen für das Preussische Abgeordnetenhaus.

In Preußen wurden bisher 443 Abgeordnete in 276 Wahlkreisen gewählt; 25 Wahlkreise wählen drei, 121 Kreise je zwei und 132 Wahlkreise je einen Abgeordneten. Bei einer Bevölkerung von 40 Millionen Menschen entfallen bei gleichmäßiger Einteilung der Wahlkreise auf einen Abgeordneten 90 666 Einwohner. Wie es jedoch in Wirklichkeit aussieht, geht aus einer Übersicht hervor, die dem Landtag dieser Tage von der Regierung zugestellt worden ist. Danach vertritt im größten Wahlkreis ein Abgeordneter 410 112 Einwohner, und in fünf Wahlkreisen kommen über 300 000 Einwohner auf einen Abgeordneten. Ferner werden vertreten:

Je 200 000 bis 300 000 Einwohner in			18 Wahlkreisen durch	25 Abgeordnete
- 150 000	- 200 000	-	- 12	- 18
- 125 000	- 150 000	-	- 16	- 19
- 100 000	- 125 000	-	- 24	- 40
- 75 000	- 100 000	-	- 58	- 95
- 50 000	- 75 000	-	- 112	- 191
- 35 506	- 50 000	-	- 30	- 49
			270	437

Von den Wahlkreisen, die nur einen Abgeordneten wählen, ist der größte Schöneberg-Neukölln mit 410 112 Einwohnern, der kleinste Schleswig mit 40 420 Einwohnern. Unter den zwei Abgeordnete wählenden Kreisen ist Teltow-Beeskow mit 598 486 Einwohnern der größte, Sigmaringen der kleinste Kreis. Er hat nur 71 011 Einwohner. Auf einen Abgeordneten entfallen in diesen Kreisen demnach 299 243 bzw. 35 006 Einwohner. Der größte Wahlkreis, in dem drei Abgeordnete zu wählen sind, ist Niederrhein mit

629 522, der kleinste Schrimm-Schroda mit 146 537 Einwohnern. In Niederbarnim vertritt ein Abgeordneter 209 841, in Schrimm-Schroda 48 848 Einwohner.

An diesen aller Gerechtigkeit hohnsprechenden Zuständen will die Regierung nur insofern eine Änderung treffen, als jene Wahlkreise, in denen ein Abgeordneter mehr als 250 000 Einwohner vertritt, künftig einen Abgeordneten mehr wählen dürfen. Danach erhalten die Wahlkreise Essen (Stadt), Schöneberg-Neukölln, Rattowitz, Duisburg, Bochum, Gelsenkirchen, Charlottenburg, Teltow-Beeskow, Köln, Mülheim (Ruhr), Kiel und Weuthen, in denen alle Abgeordneten mehr als 250 000 Einwohner zu vertreten haben, je einen Abgeordneten mehr. Im Wahlkreis Essen (Land) kamen auf den Abgeordneten 276 804 Einwohner, da die eingemeindeten Teile der Stadt Essen in Zukunft zur Stadt gehören werden, ist dieser Kreis unter 250 000 Einwohner gesunken.

Das ist die ganze Wahlkreisreform, die nach Ansicht der Regierung »offenbare Unbilligkeiten« beseitigt.

Wie wenig dies der Fall ist, mögen folgende Betrachtungen nachweisen. Niederbarnim hat 629 000 Einwohner und drei Abgeordnete. Die vier kleinsten Wahlkreise mit je drei Abgeordneten haben nur 601 000 Einwohner, wählen aber 12 Abgeordnete. Die acht kleinsten Wahlkreise, in denen zwei Abgeordnete zu wählen sind, haben 681 000 Einwohner und sind durch 16 Abgeordnete vertreten, und in den 14 kleinsten Wahlkreisen mit je einem Abgeordneten werden 641 000 Einwohner von 14 Abgeordneten vertreten. Daran ändert die Reform nichts.

In den sechs größten Wahlkreisen Schöneberg-Neukölln, Rattowitz, Duisburg, Bochum, Gelsenkirchen und Charlottenburg kommen auf einen Abgeordneten mehr als 300 000 Einwohner. Es befindet sich in diesen Wahlkreisen eine Bevölkerung von 2 039 204 Personen, die 6 Abgeordnete wählen. Nach der Reform werden es 12 sein. Die Unzulänglichkeit dieses sogenannten »Ausgleichs« ergibt sich, wenn man dieser Bevölkerungszahl die der kleinsten Wahlkreise gegenüberstellt. Es haben nämlich 38 Wahlkreise mit 2 041 000 Einwohnern 38 Abgeordnete und 22 Wahlkreise mit 2 078 000 Einwohnern 44 Abgeordnete zu wählen. Die ungefähr gleichgroße Zahl der Einwohner wird also nach dem Regierungsvorschlag in den 6 größten Kreisen durch 12, in den 22 kleinsten durch 44 Abgeordnete vertreten. In den 12 kleinsten Wahlkreisen mit drei Abgeordneten ist eine Bevölkerung von 2 165 000 Personen vorhanden.

Auf jeden der 443 Abgeordneten kommen, wie bemerkt, von 40 Millionen Einwohnern im Durchschnitt je 90 666. Tatsächlich vertreten jedoch 122 Abgeordnete mehr als diese Durchschnittszahl. Es bleiben also nicht weniger als 321 Abgeordnete darunter zurück. Diese 122 Abgeordneten werden von 19 260 000 Einwohnern gewählt. Die übrigen 20³/₄ Millionen Einwohner erfreuen sich hingegen einer Vertretung durch 321 Abgeordnete. Teilt man die Bevölkerung in zwei gleiche Teile, so werden die 20 Millionen, die in den größten Wahlkreisen wohnen, von nur 135, die andere Hälfte dagegen von 308 Abgeordneten vertreten. Trotzdem bringt es die Regierung fertig, in der Begründung zu dem Gesetzentwurf zu schreiben:

»Die noch bestehenden Ungleichheiten sind nicht so erheblich, daß es zu ihrer Beseitigung einer völligen Neueinteilung der Wahlbezirke bedürfte.«

Die Regierung will eben diese Ungeheurlichkeiten der Wahlkreiseinteilung nicht sehen, da dadurch im Gegensatz zu den Städten und den Industriebezirken das platte Land mit den Domänen der Junker begünstigt wird. Liegen doch von den 23 Wahlkreisen mit drei Abgeordneten 16, von den 121 Wahlkreisen mit zwei Abgeordneten sogar 75 östlich der Elbe. Selbst bei Einführung des gleichen Wahlrechts ohne jede Beschränkung auf den Wohnort und die Staatsangehörigkeit ist das geplante Wahlrecht völlig ungleich, falls diese Wahlkreiseinteilung beibehalten wird.

Daß die Regierung auch bei der Vermehrung der Abgeordneten jeden gerechten Ausgleich ablehnt, ergibt schon die Beibehaltung von nur 12 Abgeordneten für die Stadt Berlin mit 2 071 000 Einwohnern. Das ist die gleiche Einwohnerzahl, wie sie die sechs größten Wahlkreise haben, die bisher gar nur von 6 Abgeordneten vertreten waren und in Zukunft auch, wie Berlin, nur 12 bekommen sollen.

Nicht nur die Stadt Berlin, auch andere Großstädte werden gegenüber dem flachen Lande in schlimmster Weise benachteiligt. Am tollsten zeigt es sich aber bei Groß-Berlin. Dazu gehören die Wahlkreise Stadt Berlin, Schöneberg-Neukölln, Charlottenburg, Niederbarnim mit Oberbarnim und Teltow-Beeskow. Das Gebiet deckt sich ungefähr mit den Reichstagswahlkreisen Berlin, Niederbarnim, Oberbarnim und Teltow-Beeskow. Nach der neuen Einteilung der Abgeordneten für den Reichstag wird Berlin 10, Teltow-Beeskow 7, Niederbarnim 3 und Oberbarnim 1 Abgeordneten erhalten. Bei einer Einwohnerzahl von 65 Millionen im Jahre 1910 kommen auf einen Reichstagsabgeordneten 147 000 Einwohner, für den Landtag dagegen nur 90 000. Bisher wurden in diesen Wahlkreisen Groß-Berlins für den Reichstag 9 und für den Landtag 19 Vertreter gewählt. Nach den Vorlagen soll in Zukunft die Zahl der Reichstagsabgeordneten 21, die der Landtagsabgeordneten 22 betragen. Da Berlin zwei Landtagsabgeordnete mehr zu wählen hat als Reichstagsabgeordnete, entfallen auf Niederbarnim, Oberbarnim und Teltow-Beeskow für den Landtag nur 10, für den Reichstag aber 11 Abgeordnete. Die Vertretung für den Landtag ist also noch schlechter als für den Reichstag.

Nimmt man an, daß die Zahl der Reichstagsabgeordneten in dem bezeichneten Gebiet von Groß-Berlin der vorhandenen Bevölkerungszahl entspricht (tatsächlich ist das bekanntlich nicht der Fall), so müßten, da an Stelle von drei Reichstagsabgeordneten fünf Landtagsabgeordnete zu wählen sind, in Groß-Berlin bei 21 Reichstagsabgeordneten 35 Landtagsabgeordnete gewählt werden statt nur 22.

Diese Darlegungen beweisen, daß der Kampf für das gleiche Wahlrecht mit Annahme der Regierungsvorlage unter keinen Umständen beendet sein darf. Abgesehen von dem Ausschluß vieler Wahlfähiger durch die Aufenthalts- und Staatsangehörigkeitsbeschränkungen, kann tatsächliche Gleichheit des Wahlrechts erst durch völlige Beseitigung dieses Wahlkreisunrechts herbeigeführt werden. Das muß geschehen durch Einführung der Verhältniswahl im ganzen Staatsgebiet oder, wenn die Kreiseinteilung beibehalten werden soll, durch eine nach jeder Volkszählung vorzunehmende Neueinteilung der Wahlkreise entsprechend der vorhandenen Bevölkerung in der Weise, daß auf jeden Abgeordneten die gleiche Einwohnerzahl kommt. Ohne Verwirklichung dieser Forderung bleibt das geplante »gleiche« Wahlrecht eine Vorpiegelung falscher Tatsachen, gegen die wir durch Aufklärung des Volkes kämpfen müssen.

Literarische Rundschau.

Oskar Grosse, 40 Jahre Fernsprecher. Stephan-Siemens-Rathenau. Mit 16 Textabbildungen. Berlin 1917, Julius Springer.

Das vorliegende Büchlein, das auf einem gegenwärtig beneidenswert guten Papier gedruckt und auch sonst ausgezeichnet ausgestattet ist, stellt sich im wesentlichen zwei Aufgaben. Einmal will es endgültig die Legende zerstören, daß die verkehrsmäßige Einführung des Fernsprechers in Deutschland zuerst an dem Widerstand des ersten deutschen Generalpostmeisters Stephan an gescheitert und nur durch das Eingreifen des früheren Direktors der A. G. O. Emil Rathenau erreicht worden sei. Die Zerstörung dieser Legende gelingt dem Verfasser durch neue doku-

mentarische Beweise vollkommen, und es kann jetzt kein Streit mehr darüber sein, daß Stephan von vornherein die Bedeutung des Fernsprechers für die Entwicklung des Verkehrs erkannt und seine Einführung mit allen in der damaligen Zeit möglichen Mitteln gefördert hat. Rathenau war nur eine Vertrauensperson Stephans und hatte ausschließlich die Anwerbung von Teilnehmern, beziehungsweise die Propaganda in Handels- und Industriekreisen zu betreiben, was ihm allerdings bei seiner schon damals prominenten Stellung in Berlin ausgezeichnet gelang. — Das zweite, worauf das Buch, und wie uns scheinen will, mit großem Recht, Gewicht legt, ist das Verdienst Stephans, das Fernsprechwesen von vornherein zum *Staatsmonopol* gemacht zu haben. Große weist wiederholt darauf hin, welche ungeheuren Konsequenzen es gehabt haben würde, wenn das Fernsprechwesen kapitalistischen Privatgesellschaften überlassen worden wäre. Daneben gibt der Verfasser eine außerordentlich klare Darstellung der technischen und verkehrspolitisch geschichtlichen Entwicklung des Fernsprechwesens in Deutschland und in der ganzen Kulturwelt, so daß das Buch auch einen starken allgemein-bildenden Wert bekommt. Reiches statistisches Material, vorzügliche Bilder und tabellarische Übersichten unterstützen den pädagogischen Zweck des Büchleins. Es kann daher auch Arbeiterbibliotheken zur Anschaffung dringend empfohlen werden. Das sachliche Ergebnis des Buches ist, daß das Deutsche Reich, in dem die Wiege des Fernsprechers gestanden hat, alles getan hat, um diese grandiose Erfindung für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Kein Land der Alten Welt hat bisher auch nur annähernd eine ähnliche Entwicklung seiner mit Fernsprecher betriebenen öffentlichen Verkehrsanlagen aufzuweisen. Die Hälfte aller europäischen Fernleitungen entfällt allein auf Deutschland. Wie Große resümiert, beläuft sich jetzt die Zahl der Fernsprechstellen in Deutschland auf fast $1\frac{1}{2}$ Millionen. Das ist beinahe das Doppelte von dem, was Großbritannien 1914 besaß, und mehr als das Vierfache der Vermittlungsanstalten und Sprechstellen von ganz Frankreich. Selbst den Vereinigten Staaten von Amerika, die schon nach Ausdehnung und Bevölkerungszahl für einen Vergleich mit Deutschland hier kaum in Betracht gezogen werden können, ist gleichwohl das deutsche Fernsprechwesen teilweise noch überlegen, nämlich durch die Intensität seines Verkehrs auf den Fernlinien. Sehr interessant ist, wie Große feststellt, daß auch der Weltkrieg nicht vermocht hat, diesem riesenhaften Verkehr Deutschlands in seiner Gesamtheit Abbruch zu tun. So ist der Fernsprechverkehr Berlins seit Kriegsausbruch sogar noch um 50 Prozent gestiegen, obwohl alle Sprechbeziehungen mit dem Ausland notgedrungen unterbunden, beziehungsweise wesentlich erschwert sind. Die Zuversicht des Verfassers, daß diese großartige Entwicklung des Fernsprechwesens in Deutschland nach dem Kriege erst recht einen weiteren Aufschwung nehmen werde, kann man nach der historischen Entwicklung und nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge als durchaus berechtigt anerkennen.

M. Gr.

Dr. Eken Konow, Indien. Bändchen Nr. 614 der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«. Leipzig und Berlin 1917, B. G. Teubner. 130 Seiten. Preis gebunden 1,50 Mark.

Haben sich auch die Erwartungen nicht erfüllt, die vielfach zu Anfang des jetzigen Krieges von deutschen Politikern auf eine Erstarkung der indisch-nationalistischen Bewegung und Rebellion der mohammedanischen Volkselemente Nordwestindiens gegen die englische Herrschaft gesetzt worden sind, so spielt doch jetzt Indien in der politischen Diskussion eine größere Rolle als vor dem Kriege. Es verdient daher Anerkennung, daß der B. G. Teubnersche Verlag den verschiedenen Beiträgen zur Länderkunde, die bisher in der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« erschienen sind, ein Werkchen über Indien hinzugefügt hat.

An grundgelehrten Werken über die geographischen und politischen Verhältnisse, die Bevölkerungsdichtung, Rassen und Kasten, Religion und alte Geschichte

Indiens fehlt es sicher nicht, und auch an guten instruktiven Werken über die neuere Entwicklung Indiens seit seiner Einverleibung in das britische Weltreich (1858) ist kein Mangel, wenigstens nicht für den, der englisch liest. Aber diese Literatur steht den meisten Lesern nicht zur Verfügung, und zudem ist sie zu umfangreich, zu schwerfällig und stellt durchweg an ihre Vorkenntnisse zu hohe Ansprüche. Ein kleines Werk, das das Wichtigste aus dem Gebiet des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens, des Verfassungs- und Verwaltungswesens sowie der Geschichte Indiens zusammenfaßt, hat also zweifellos seine Berechtigung.

Freilich steht der Verfasser, der eine solche Arbeit übernimmt, vor einer äußerst schwierigen Aufgabe; denn Indien — selbst wenn man unter dieser Bezeichnung nur das britische Indien versteht — ist kein Land wie ein anderes; es ist ein riesiges Völkergemisch mit einer vieltausendjährigen, weitverzweigten, verschiedenartigen Kultur und mit einer nicht minder inhaltsreichen Geschichte. Aus dieser Stoffmasse das Wichtigste herauszulesen und in einem kleinen Bändchen unterzubringen, ist geradezu eine Kunst. Ich habe daher das Konowsche Werkchen mit einem gewissen Mißtrauen zur Hand genommen, muß aber gestehen, daß ich, je weiter ich las, desto mehr dieses Mißtrauen fahren ließ. Es ist erstaunlich, was der Verfasser alles, indem er auf überflüssige Rhetorik verzichtet und in strenger Selbstkritik das Wesentlichste herauszuschälen sucht, an Wissenswertem auf 130 Seiten kleinen Oktavformats bietet: Schilderungen der Landes- und klimatischen Verhältnisse, der Bevölkerung, des Geschlechts- und Ehelebens, der Kastengliederung, Sprache, Religion, Volkswirtschaft, Verwaltung, Geschichte usw. Zwar sind manche Darlegungen sehr kurz gehalten, und bei einzelnen Ausführungen ist mir zweifelhaft geworden, ob trotz ihrer populären Fassung der Leser, der nicht schon einschlägige Studien getrieben hat, verstehen wird, was der Verfasser meint — aber daraus kann dem Autor kein Vorwurf gemacht werden. Manche fremden Anschauungen, Bräuche und Einrichtungen lassen sich, mag auch der Verfasser noch so sorgfältig an seiner Darstellung teilen, nicht in wenigen Sätzen deutlich machen. Ferner wird sicherlich der Leser, der sich mit Indiens Entwicklung beschäftigt hat, manches ihm wissenswert und interessant Dünkende vermissen. Aber im ganzen läßt sich nicht bestreiten, daß Professor Sten Konow eine vorzügliche, in knapper Form zuverlässig unterrichtende Arbeit geliefert hat: eine Arbeit natürlich für das große Lesepublikum; für Fachgelehrte ist, wie er selbst in seinem Vorwort sagt, seine Darstellung nicht bestimmt.

Tadeln möchte ich nur, daß die neuere Entwicklungsgeschichte Indiens, die Zeit seit der Auflösung der Ostindischen Kompanie und der Einsetzung Lord Cannings als ersten Vizekönig, sehr kurz behandelt ist, da die Kenntnis der englischen Herrschaftsperiode vor allem zur Beurteilung der heutigen sozialen und politischen Lage Indiens nötig ist. Während Professor Konow der älteren Geschichte Indiens 37 Seiten eingeräumt hat, ist die Geschichte der britischen Staats Herrschaft auf 12 Seiten zusammengedrängt, von denen überdies noch der größere Teil durch einen Rückblick auf die früheren Handelsverbindungen der Portugiesen, Holländer und Engländer mit Indien sowie durch die kurze Schilderung der Ausdehnungspolitik der englischen Ostindischen Kompanie in Anspruch genommen wird. Heinrich Cunow.

Karl Goldmann, Der große Fischzug. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co. Preis 3,50 Mark.

Dies Buch hat ein Satiriker geschrieben, der die beiden Pole des Daseins kennt: Hunger und Liebe. Bald plaudernd, bald scharf gestaltend, zerrt Goldmann die Fäden von seinen Großstadtleuten, und siehe, es schlummert hinter aller Pose die ewige Sehnsucht nach dem großen Fischzug, und zwischen alle Aufregung hinein schleißt Cupido seine Pfeile. Hier äußert sich ein so zielstrebiger sozialer Sinn, daß jeder Schuß ins Zentrum des irdischen Jahrmarktes trifft. Ungewöhnliche Höhepunkte erreichen vor allem zwei Geschichten: die erste, in der die ästhetische Gesell-

schaft einer ach! so antimateriellen Bohemepension, die sich gern an einem großen Fischzug beteiligen möchte, von dem schlichten Mann der Tat gerupft wird bis auf die Gänsehaut — und die letzte, in der man Glück und Ende des Zeitungsverkäufers Casimir erlebt, der immer nach Sensationen für seine Blätter dürstet, und der zu Tode geärgert wird wie der Truthahn seiner Nachbarin. Womit beide den höchsten Grad ihrer »Schmachhaftigkeit« erreichen: der Truthahn als Braten, Herr Casimir als Lesefutter. Das ist eine brutale Satire auf modernes Zeitungsgetriebe und gleichzeitig ein in unbarmherziger Symbolik gesehenes Stück Leben, in welchem alles zum leckeren Gericht für eine verbildete, aufgeregte, gedankenlose Menge wird. Schiffsunglücke, Kriegskatastrophen, Truthähne, unglückliche Menschen — alles wird mit dem gleichen Appetit verschlungen. Hier wehrt sich ein Dichter mit brutaler Satire gegen Brutalitäten einer verrückten Zeit. Und wenn alle anderen Seiten des Buches mit Belanglosigkeiten gespickt wären, so müßte man's schon allein wegen dieser Truthahngeschichte aufgreifen. R. G.

Bruno Schönlanck, In diesen Nächten. Gedichte. Berlin, Verlag Bruno Cassirer. Preis geheftet 3,50 Mark.

Der Sohn Bruno Schönlancks, der einstens unserer Journalistik ein Wegbahner war, legt einen Band von Gedichten vor. Auch dieser Poet ist keiner von denen, die den Krieg als Befruchter ihrer Schaffenslust bezeichnen; bedrückt vom menschlichen Leid, der zerklüfteten Welt sozialer Widersprüche, hat er schon früher Verse geformt, worin sich sozialistische Erkenntnis mit der wilden Sehnsucht des Werden-eintete, dem der goldene Schlüssel zur Öffnung lockender Tore fehlt:

Meine Sehnsucht weinte längst sich matt....
Nun ist sie wieder aufgewacht
Und ging mit mir
Durch Straßen und durch Gassen,
Wo die müden blassen
Großstadtkinder Murmeln spielten,
Kreisel jagten
Und in Glüherscherben
Sonnenstrahlen fingen.

Den meisten Gedichten merkt man indessen an, daß das Grauen des Völkermordens Anstoß gab. Haß und Widerwillen sind in packende Strophen gebannt, aus denen ein starkes rhythmisches Talent und überzeugende Wucht des Ausdrucks spricht; manchmal treffen sie quellsrisch den Volkston, häufiger noch sind sie schwer bepackt vom Gram eines innerlich Bedrängten, der aber die Fäuste nicht senken mag und um seinen Anteil an froherer Zukunft ringen will. Das bunte Reich der Jugend lebt trotz des dunklen Grundtons in diesen Blättern, und selbst Trost kann sie spenden:

Ihr Brüder, weinet nicht,
Klaget nicht, ihr Schwestern,
Daß mich mein Los getroffen....
Zur Sonne hebet euer Angesicht.
Nach trübem Gestern
Scheint ihr goldenes Licht,
Und Wundergärten stehen weit euch offen.

Schönlanck steht im Banne des »brausenden Schöpferrausches«. Man darf hoffen, daß sich seine Unrast zu gesammelter Kraft durchkämpfen wird.

Der Verlag Cassirer hat das Buch prächtig ausgestattet. Zu prächtig! 3,50 Mark für die gehaftete Ausgabe, 5 Mark für die im Pappband — das ist ein wenig teuer für die, denen Bruno Schönlanck mit tausend Hoffnungen zusingt! gb.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25

Ausgegeben am 22. März 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Marx und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen.

Von Heinrich Cunow.

I.

Das sogenannte Recht der Nationen auf nationale und staatliche Selbstständigkeit oder, wie es neuerdings meist genannt wird, das »Selbstbestimmungsrecht der Nationen« ist in einem großen Teil unserer Partei zu einem Glaubensdogma geworden, das heute vielfach fast mit der gleichen Ehrfurcht betrachtet wird wie einst in den Tagen der großen französischen Revolution die von der gesetzgebenden Nationalversammlung am 26. August 1789 unter »den Auspizien des höchsten Wesens« verkündeten natürlichen, unveräußerlichen Menschenrechte. Zwar haben sich verschiedentlich noch in jüngster Zeit einzelne Genossen, wie zum Beispiel Lensch und Wendel, gegen dieses Dogma gewandt, aber genügt haben diese Einsprüche recht wenig, vielleicht kann man sagen, selbstverständlich nicht, denn wie die Ideengeschichte lehrt, kommt es für die Anerkennung politischer und religiöser Dogmen nicht darauf an, inwieweit diese logisch begründet sind und in der geschichtlichen Entwicklung ihre Bestätigung finden, sondern inwieweit sie dem jeweiligen Erkenntnisstand plausibel erscheinen und allem Anschein nach für dringliche Probleme einfache Lösungen liefern. Dazu kommt, daß das sogenannte Recht des Volkes oder der Nation auf Selbstständigkeit gewissermaßen als ein von der Partei sanktioniertes Prinzip gilt, da ein dieses Recht anerkennender Satz in die bekannte Erklärung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vom 4. August 1914 Aufnahme gefunden hat.

Je mehr sich jedoch in letzter Zeit Schwierigkeiten herausgestellt haben, auf Grund dieser Rechtsformel in dem Völkergemisch des Balkans und Westrußlands zu einer Abgrenzung von Nationalgebieten zu gelangen, die einige Sicherheit für ihre Lebensfähigkeit bieten, desto mehr beginnen sich Zweifel an dem alten Dogma zu regen. Charakteristisch dafür sind nicht nur verschiedene Artikel in unserer Parteipresse, wie beispielsweise zwei Aufsätze von Lensch und Winnig in Nr. 43 der »Glocke« und die beiden Artikel von N. E. Werow in Nr. 22 und 23 der Neuen Zeit, auch in den Leitartikeln jener unserer Tagesblätter, die bisher alle Nationalitäts- und Rassenkämpfe auf dem weiten Erdenrund ebenso einfach als gründlich durch die Selbstbestimmungsrechtsformel lösten, findet man neuerdings allerlei skeptische Unterscheidungen zwischen berechtigter Selbstbestimmung und sogenanntem nationalisiertem Selbstbestimmungsrechtsschwindel, zwischen Überspannung des Selbstbestimmungsrechts und nationaler Anpassung an das historische Gegebene usw. usw. — die erste Etappe zu der Erkenntnis, daß in bezug auf die nationalen Selbstständigkeitsforderungen die schön zurechtgemachte Rechtsformel vom Selbstbestimmungsrecht völlig versagt.

Seltam ist nur, daß dabei noch immer der Satz vom Recht der Nationen als ein marxistisches Rechtspostulat betrachtet und versucht wird, obgleich Marx niemals solches Postulat anerkannt hat, das seiner ganzen Gesellschafts- und Rechtsauffassung direkt widerspricht. Schon als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die panslawistische Agitation zur Begründung ihrer Ansprüche das Selbstbestimmungsrecht auszuspielen begann, fand dieses angebliche Recht an Marx und Engels die schärfsten Widersacher. Höhnisch verspotteten sie von der Höhe ihres historisch-sozialistischen Erkenntnisstandes aus dieses angebliche Recht. Nicht nur, weil die ganze Agitation aus kleinbürgerlich-ideologischen Kreisen hervorging und in ihrer Argumentation deutlich diese Spuren verriet, sondern auch, weil sie zu der Auffassung vom Wesen des Sozialismus unserer beiden Altmeister wie ihren Rechtsanschauungen und ihrer Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung in schärfstem Gegensatz stand.

Entsprechend der damaligen herrschenden englisch-französischen liberalen Gesellschaftsauffassung, die in der Gesellschaft im wesentlichen nichts anderes als eine Häufung von Individuen sah und als die Grundlage des sozialen Rechts das individuelle Recht der freien Persönlichkeit, das sogenannte natürliche, unüberäußerliche Menschenrecht betrachtete, ging auch die damalige panslawistische Agitation vom natürlichen Recht des Einzelmenschen aus, indem sie einfach den einzelnen mit dem Recht der Selbstbestimmung ausstattete und dann folgerte, wenn das Individuum das Selbstbestimmungsrecht besitze, dann natürlich auch die aus mehreren vereinigten Individuen bestehende einheitliche Gruppe, die Nation.

Für Marx und Engels als konsequente Sozialisten war diese Rechtsbegründung nichts als eine rein liberal-ideologische Konstruktion. Denn nach ihrer Auffassung wird das soziale Recht nicht von einem ihm als Grundlage unterschobenen natürlichen Individualrecht bestimmt, sondern umgekehrt das individuelle durch das soziale Recht. Das Gegebene ist für sie die Gesellschaft; das Individuum ist nach ihrer Auffassung nur ein Teil (Bruchteil) der Gesellschaft und als solches kein bloßes Naturwesen, sondern ein Gesellschaftswesen, in seinen Trieben und Leidenschaften, seinem Denken und Verhalten wie auch in seinen sogenannten Menschenrechten völlig von der Gesellschaft abhängig oder, wie Marx sich ausdrückt, vom »Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse«. Demnach entscheiden auch über das Recht des einzelnen nicht seine Naturtriebe, Natureigenschaften usw., sondern das Wohl und Wehe der Gesellschaft. Nicht die Gesellschaft hat sich den Rechtsansprüchen des einzelnen, sondern vielmehr der einzelne in seinen Rechtsansprüchen den Entwicklungsbedingungen der Gesellschaft unterzuordnen.

Ein Naturrecht, wie es das ganze Mittelalter, teilweise auch noch das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert annimmt: ein Recht, das, wie Christen v. Wolff sagt, »seinen hinreichenden Grund selbst in der Natur des Menschen und der Dinge hat« und nach Schillers Worten »droben hanget, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst«, gibt es nach marxistischer Auffassung gar nicht — ebensowenig wie ein göttliches Recht. Marx kennt nur zwei Arten von Rechten: historisch-soziales Recht, das in der Sozialität (Gesellschaftlichkeit) wurzelt, das heißt sich im gesellschaftlichen Lebensprozeß als Regelung der gesellschaftlichen Wechselbeziehungen durch-

setzt und deshalb natürlicherweise mit dem Entwicklungsgang der Menschheit wechselt, und staatliches Recht (Staatsbürgerrecht im weiteren Sinne), das heißt jenes Recht, das teils vom Staat aus dem sozialen Recht entnommen und gesetzlich sanktioniert wird, teils zur Aufrechterhaltung bestimmter Regierungsformen und Verfassungsinstitutionen dient, also das Staatsleben regelt.

Das, was gewöhnlich Naturrecht oder Menschenrecht genannt wird, ist demnach nach Marxscher Auffassung, soweit es nicht aus bloßen Rechtsfiktionen besteht, entweder soziales oder staatliches Recht. Schon in den frühesten Marxschen Schriften findet sich diese Unterscheidung und zieht sich als ein Hauptbestandteil der Marxschen Gesellschaftsauffassung durch alle seine Betrachtungen gesellschaftlicher Rechtsbeziehungen. So heißt es zum Beispiel schon in seiner Besprechung der 1843 erschienenen Bruno Bauerschen »Judenfrage« in bezug auf die von der großen französischen Revolution proklamierten Menschenrechte:

Zum Teil sind diese Menschenrechte politische Rechte, Rechte, die nur in der Gemeinschaft mit anderen ausgeübt werden. Die Teilnahme am Gemeinwesen, und zwar am politischen Gemeinwesen, am Staatswesen, bildet ihren Inhalt. Sie fallen unter die Kategorie der politischen Freiheit, unter die Kategorie der Staatsbürgerrechte....

Vor allem konstatieren wir die Tatsache, daß die sogenannten Menschenrechte, die *droits de l'homme* im Unterschied von den *droits du citoyen* (Staatsbürgerrechten. H. C.), nichts anderes sind als die Rechte des Mitglieds der bürgerlichen Gesellschaft, das heißt des egoistischen Menschen, des vom Menschen und vom Gemeinwesen getrennten Menschen.

Ist aber das »Selbstbestimmungsrecht der Nationen« ein staatlich anerkanntes kodifiziertes Recht oder ein sich im Lebensprozeß der Gesellschaft mit innerer Notwendigkeit durchsetzendes soziales Recht? Niemand wird das behaupten können. Die geschichtliche Entwicklung zeigt uns innerhalb der Kulturmenschheit nirgends einen nationalen Differenzierungsprozeß, eine fortgesetzte Herausbildung neuer Nationen und ihre Erhebung zu selbständigen Staaten; vielmehr findet eine stetige Verschmelzung und Zusammenfassung kleiner Nationalitäten zu größeren Gebilden statt. Die Entwicklungstendenz ist auf die Zusammenballung immer größerer wirtschaftlicher und staatlicher Komplexe gerichtet, und in diesem Prozeß werden immer wieder die kleineren, schwächeren und rückständigen Nationen von den größeren unterworfen, angegliedert und aufgesogen. Zwar kommt es vor, daß auch kleinere Nationen sich aus größeren Staatsgemeinschaften oder Staatsverbänden lösen, zum Beispiel 1878 auf dem Balkan oder zurzeit in Westrußland; aber in diesem Falle handelt es sich nicht um ein Werden neuer Nationen, sondern um früher selbständige Staaten, die der Herrschaft eines Erobererstaats wieder entchlüpfen, der aus bestimmten Gründen — meist, weil er selbst kein höheres kulturelles Gebilde darstellt als die von ihm unterworfenen Staaten — seine Aufsaugungsfunktionen nicht zu erfüllen vermag. Sobald aber solche bisher unterworfenen Staaten sich befreit und eine gewisse Festigkeit gewonnen haben, beginnen sie auch alsbald selbst wieder, über ihre Grenzen hinauszustreben und sich fremdnationale Gebiete anzugliedern, denn die Bedingungen ihres Bestehens und ihrer Fortentwicklung fallen keineswegs mit ihren ethnographischen Grenzen zusammen, und wenn sie im großen

Entwicklungsprozeß der Staaten sich behaupten wollen, müssen sie versuchen, sich dafür die nötigen günstigen Lebensbedingungen zu schaffen, wenn es nicht anders geht, auf Kosten anderer schwächerer Nationen. Jene Staaten, die sich noch eben auf das sogenannte Selbstbestimmungsrecht der Nationen, das Nationalitätsprinzip usw. berufen haben, beginnen nun alsbald, falls sie dazu die Kraft haben, dieses Prinzip selbst gröblich zu verletzen. Aus diesem fortgesetzten Verschmelzungsprozeß läßt sich sicherlich eher alles andere als ein »Selbstbestimmungsrecht der Nationen« herleiten.

Marx und Engels hatten deshalb denn auch für das in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Panlawisten proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Nationen nur Spott, und als Michael Bakunin unter der üblichen Berufung auf »Gerechtigkeit, Freiheit, Menschlichkeit« seinen »Ausruf an die Slawen« erließ, antwortete darauf die »Neue Rheinische Zeitung« (unterm 14. Februar 1849):

»Gerechtigkeit«, »Menschlichkeit«, »Freiheit«, »Gleichheit«, »Brüderlichkeit«, »Unabhängigkeit« — bis jetzt haben wir weiter nichts in dem panlawistischen Manifest gefunden als diese mehr oder weniger moralischen Kategorien, die zwar sehr schön klingen, aber in historischen und politischen Fragen durchaus nichts beweisen. Die »Gerechtigkeit«, die »Menschlichkeit«, die »Freiheit« usw. mögen tausendmal dies oder jenes verlangen; ist die Sache aber unmöglich, so geschieht sie nicht und bleibt trotz alledem ein »leeres Traumgebilde«.

Nur ein Wort über die »allgemeine Völkerverbrüderung« und Ziehung von »Grenzen, welche der souveräne Wille der Völker selbst auf Grund ihrer nationalen Eigenheiten vorzeichnet«. Die Vereinigten Staaten und Mexiko sind zwei Republiken; in beiden ist das Volk souverän. Wie kommt es, daß zwischen diesen beiden Republiken, die der moralischen Theorie gemäß »verbrüdert« und »föderiert« sein müßten, wegen Texas ein Krieg ausbrach, daß der »souveräne Wille« des amerikanischen Volkes, gestützt auf die Tapferkeit der amerikanischen Freiwilligen, die von der Natur gezogenen Grenzen aus »geographischen, kommerziellen und strategischen Notwendigkeiten« um einige hundert Meilen weiter südlich verlegte? Und wird Bakunin den Amerikanern einen »Eroberungskrieg« zum Vorwurf machen, der zwar seiner auf die »Gerechtigkeit und Menschlichkeit« gestützten Theorie einen argen Stoß gibt, der aber doch einzig und allein im Interesse der Zivilisation geführt wurde? Oder ist es etwa ein Unglück, daß das herrliche Kalifornien den faulen Mexikanern entrisen ist, die nichts damit zu machen wußten? Daß die energischen Yankee durch die rasche Ausbeutung der dortigen Goldminen die Zirkulationsmittel vermehren, an der gelegentsten Küste des Stillen Meeres in wenig Jahren eine dichte Bevölkerung und einen ausgedehnten Handel konzentrierten, große Städte schaffen, Dampfschiffsverbindungen eröffnen, eine Eisenbahn von New York nach San Franzisko anlegen, den Stillen Ozean erst eigentlich der Zivilisation eröffnen und zum drittenmal in der Geschichte dem Welthandel eine neue Richtung geben werden? Die »Unabhängigkeit« einiger spanischer Kalifornier und Texaner mag darunter leiden, die »Gerechtigkeit« und andere moralische Grundsätze mögen hier und da verletzt sein; aber was gilt das gegen weltgeschichtliche Tatsachen?

Dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen stellen Marx und Engels, wie schon das obige Zitat zeigt, das »Recht der Geschichte«, das »Interesse der Zivilisation« gegenüber. Wo die gesellschaftliche Entwicklung, der Aufstieg der Menschheit zu höheren Kulturstufen es verlangt, ist die »Nationalisierung« der rückständigen kleinen Nationen, der sogenannten »Völkerabfälle«, nicht nur historisch berechtigt, sondern es ist sogar nach ihrer

Auffassung die Anwendung einer gewissen Gewalt erlaubt, denn weit höheren Wert für die Menschheit als die Erhaltung alter Sprachreste, Nationalitäten und Nationaleigentümlichkeiten hat der Fortschritt zu höheren sozialen Lebens- und Kulturstufen. So heißt es denn auch gegen Schluß des erwähnten Artikels:

Und endlich welches »Verbrechen«, welche »fluchwürdige Politik«, daß die Deutschen und Magyaren zu der Zeit, als überhaupt in Europa die großen Monarchien eine »historische Notwendigkeit« wurden, alle diese kleinen, verkrüppelten, ohnmächtigen Nationchen zu einem großen Reiche zusammenschlugen und sie dadurch befähigten, an einer geschichtlichen Entwicklung teilzunehmen, der sie, sich überlassen, gänzlich fremd geblieben wären! Freilich, dergleichen läßt sich nicht durchsetzen, ohne manch sanftes Nationenblümlein gewaltsam zu zerknicken. Aber ohne Gewalt und ohne eiserne Rücksichtslosigkeit wird nichts durchgesetzt in der Geschichte, und hätten Alexander, Cäsar und Napoleon dieselbe Rührungsfähigkeit besessen, an die jetzt der Panславismus zugunsten seiner verkommenen Klienten appelliert, was wäre da aus der Geschichte geworden!

Gegen diese Äußerungen ist eingewendet worden, daß der betreffende Artikel wahrscheinlich gar nicht von Marx, sondern von Engels geschrieben ist. Das mag stimmen; aber Marx, der damals die »Neue Rheinische Zeitung« redigierte, hat diesen und andere Artikel zurechtgestuft und aufgenommen. Zudem aber geht aus seinem Briefwechsel mit Engels hervor, daß Marx verschiedentlich — auch später noch, als er für die »New York Tribune« korrespondierte — Engels aufgefordert hat, an seiner Stelle Artikel über die Nationalitätenfrage zu schreiben: eine Aufforderung, die schwerlich erfolgt wäre, wenn Marx nicht die Auffassung von Engels geteilt und ihn nicht für kompetent zur Erörterung dieses Themas gehalten hätte. Überdies aber nimmt Marx in den von ihm später geschriebenen Zeitungsartikeln, wie noch nachgewiesen werden soll, genau dieselbe prinzipielle Stellung gegenüber dem sogenannten Nationalitätsprinzip ein wie Engels.

Ein anderer Einwand gegen den obigen Artikel der »Neuen Rheinischen Zeitung« geht dahin, daß Marx später die Bildungsfähigkeit einzelner Nationen, zum Beispiel der Südslawen, weit günstiger beurteilt und für ihre Befreiung vom türkischen Joch eingetreten ist. Ganz richtig. Aber der hat die Marxsche Rechtsphilosophie gar nicht verstanden, der daraus folgert, Marx hätte damit seine prinzipielle Stellungnahme zum sogenannten Selbstbestimmungsrecht der Nationen aufgegeben. Für Marx existiert ein solches Recht, wie schon erwähnt, gar nicht; die Frage, ob diese oder jene Nation berechtigt ist, Selbständigkeit zu verlangen, ist daher für ihn auch keine Rechtsfrage, sondern eine Frage der geschichtlichen Entwicklung. Wo die Befreiung einer Nation aus der Umklammerung eines Erobererstaats gebundene Kräfte freisetzt und der Gesellschaft den Aufstieg zu einer höheren politischen und kulturellen Entwicklungsstufe öffnet, da hält er die Loslösung für berechtigt, nicht aus Rechtsgründen, sondern aus historisch-politischen, beziehungsweise kulturellen Gründen. Deshalb ist Marx auch stets für die staatliche Selbständigkeit Polens und Irlands eingetreten. Von diesem Standpunkt ist es aber ganz selbstverständlich, daß je nach dem Entwicklungsstand und der politischen Gesamtkonstellation die »Befreiung« einer Nation zu einer bestimmten Zeit als historisch nützlich oder angebracht erscheinen kann, zu einer anderen Zeit nicht.

Deutlich kommt diese Auffassung in Marxs für die »New York Tribune« geschriebenen Artikeln über die orientalische Frage (1853 bis 1855) zum Ausdruck.

Nach der Auffassung von Marx und Engels verdienten damals die Bestrebungen der Balkanvölker, sich aus der Umklammerung der Türkei zu befreien, jegliche Unterstützung; aber nicht, weil die dortigen Nationen auf Grund irgendeines Selbstbestimmungsrechts ein Unrecht auf politische Selbstständigkeit besaßen, sondern weil die Türkei nach ihrer Ansicht einem faulenden Kadaver glich, dem alle Fähigkeit fehlte, die heterogenen Nationen sich zu assimilieren, die politische Ordnung auf dem Balkan herzustellen und den Aufstieg der dortigen Bevölkerung zu einer höheren Kulturstufe zu sichern. Falls die Türken diese Fähigkeiten hätten, so würde, erklären Marx und Engels offen, deren Herrschaft vielleicht die beste Lösung des stetigen Haders auf dem Balkan sein; da aber die Türken nun mal ein starkes Hindernis der Entwicklung seien, bliebe nichts anderes übrig, als ihre Herrschaft zu brechen. So heißt es beispielsweise in einem allem Anschein nach von Engels geschriebenen Artikel der »New York Tribune« vom 7. April 1853 (Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels. Herausgegeben von N. Rjasanoff. 1. Band, S. 147. Stuttgart 1917, Verlag von J. H. W. Dieß Nachfolger):

Dieses herrliche Gebiet ist so unglücklich, von einem Konglomerat der verschiedensten Rassen und Nationalitäten bewohnt zu werden, über die es schwer ist, zu sagen, welche von ihnen die für Zivilisation und Fortschritt am wenigsten befähigte ist: Slawen, Griechen, Rumänen, Arnauten werden, zwölf Millionen an der Zahl, von einer Million Türken in Untertänigkeit erhalten, und bis vor kurzem erschien es zweifelhaft, ob nicht unter all diesen verschiedenen Rassen die Türken die geeignetsten seien, die Oberherrschaft zu behaupten, die in einer so gemischten Bevölkerung nur einer dieser Nationalitäten zufallen konnte. Doch wenn wir sehen, wie jämmerlich alle Anläufe zur Zivilisation von seiten der türkischen Regierung scheiterten, wie der Fanatismus des Islam, hauptsächlich von dem türkischen Mob in einigen großen Städten getragen, sich die Hilfe Österreichs und Russlands stets nur zunuße gemacht hatte, um wieder zur Macht zu gelangen und einen etwaigen Fortschritt wieder zu vernichten; wenn wir die Zentrale, das ist die türkische Regierung, Jahr für Jahr durch Aufstände in den christlichen Provinzen geschwächt sehen, von denen keiner, dank der Schwäche der Pforte und der Intervention der benachbarten Staaten, ganz erfolglos ist; wenn wir Griechenland seine Unabhängigkeit erringen sehen, Teile von Armenien durch Rußland erobert, die Moldau, die Walachei, Serbien nacheinander unter das Protektorat Russlands gestellt sehen, so werden wir zugeben müssen, daß die Anwesenheit der Türken in Europa ein ernsthaftes Hindernis für die Entwicklung der Hilfsquellen der thrakisch-illyrischen Halbinsel bildet.

Das sogenannte Selbstbestimmungsrecht kommt demnach für Marx und Engels gar nicht in Betracht, sondern lediglich die Frage: Welche Lösung fordert in Anbetracht der ganzen Lage das Kulturinteresse? Demnach wollen sie denn auch nicht jedem der Balkanvölker das Recht eingeräumt wissen, unter Wahrung seiner ethnographischen Grenzen einen selbständigen Staat zu bilden. Dieser Gedanke kommt ihnen gar nicht, denn das würde nach ihrer Auffassung nur bedeuten, eine Reihe rivalisierender, unlebensfähiger Kleinstaaten herzustellen. Nach ihrer Ansicht ist es am besten, ein großes Südslawenreich, einen slawischen Föderationsstaat auf dem Balkan zu

schaffen. Nicht, weil die Südslawen ein besonderes Recht auf ihre Befreiung besitzen, sondern weil sie, wie in einem Artikel der »New York Tribune« vom 21. April 1853 (Gesammelte Schriften, I, S. 168) ausgeführt wird, als die stärkste und zugleich verhältnismäßig arbeitssamste und bildungsfähigste Rasse auf der Balkanhalbinsel gelten müssen, und weil ferner ein solches Südslawenreich, durch sein wirtschaftliches Interesse getrieben, Anschluß nach Westeuropa suchen müßte und einen Wall gegen das Streben des russischen Zarenreichs nach dem Besitz Konstantinopels und der Dardanellen bilden würde. Daß solche Lösung der Balkanfrage das Nationalitätsprinzip verletzt und zur Unterdrückung einer Reihe kleinerer Balkannationen, Albanier, Osmanen, Griechen, Rumunen usw. führen würde, kommt für Marx gar nicht in Betracht. Er ist sogar geneigt, wenn sich die Schaffung einer südslawischen Föderativrepublik politisch als nicht möglich erweisen sollte, auch die Wiederaufrichtung eines griechischen Kaiserreichs auf dem Balkan gutzuheißen, also den Griechen die Herrschaft auszuliefern. So heißt es in einem späteren von Marx selbst geschriebenen Artikel vom 5. August 1853 (Gesammelte Schriften, I, S. 196):

Die Westmächte andererseits, unbeständig, kleinmütig, sich stets gegenseitig mißtrauend, ermutigen im Anfang stets den Sultan, sich dem Zaren, dessen Übergriffe sie fürchten, zu widersetzen, um ihn am Ende zum Nachgeben zu zwingen aus Furcht vor einem allgemeinen Kriege, der zu einer allgemeinen Revolution führen könnte. Zu schwach und zu feig, den Wiederaufbau der Europäischen Türkei durch die Errichtung eines griechischen Reiches oder durch eine föderative Republik der slawischen Staaten zu unternehmen, ist ihr ganzes Bestreben nur auf die Aufrechterhaltung des Status quo gerichtet, das heißt jenes Stadiums der Verwesung, das dem Sultan verbietet, sich vom Zaren, und den Slawen, sich vom Sultan zu emanzipieren.

Mit dieser Auffassung stimmt völlig überein, daß Engels sich zu fast gleicher Zeit in Artikeln der »Neuen Oder-Zeitung« lebhaft gegen die damaligen Versuche wandte, die österreichischen Slawen von Österreich zu trennen und entweder an Rußland anzugliedern oder aber unter Berufung auf das Nationalitätsprinzip von Österreich loszulösen und besondere selbständige slawische Kleinstaaten aus ihnen zu bilden. So heißt es zum Beispiel in einem Artikel vom 21. August 1855 (Gesammelte Schriften, II, S. 227) gegen den »österreichischen« Panlawismus:

Panlawismus ist eine Bewegung nicht nur für nationale Unabhängigkeit, es ist eine Bewegung, die ungeschehen zu machen strebt, was eine Geschichte von tausend Jahren geschaffen hat, die sich nicht verwirklichen kann, ohne die Türkei, Ungarn und eine Hälfte Deutschlands von der Karte von Europa wegzufegen, die, sollte sie dieses Resultat erreichen, seine Dauer nicht sichern kann außer durch die Unterjochung Europas.

Und dieselbe Auffassung bekundet Friedrich Engels, wenn er in einem Artikel der »New York Tribune« vom 22. April 1852 über die österreichisch-slawischen Nationalitätsbestrebungen schreibt:

Die Geschichte eines Jahrtausends müßte ihnen (den österreichischen Slawen) gezeigt haben, daß ein solcher Rückschritt unmöglich wäre, daß, wenn das gesamte Gebiet östlich der Elbe und Saale einst von einer Reihe miteinander verwandter slawischer Völker bewohnt war, diese Tatsache nur die historische Tendenz und gleichzeitig die physische und intellektuelle Kraft der deutschen Nation anzeigte, ihre alten östlichen Nachbarn zu unterwerfen, aufzusaugen und sich zu assimilieren; daß

diese absorbierende Tendenz der Deutschen stets eines der mächtigsten Mittel gebildet hat und noch bildet, wodurch die Zivilisation des westlichen Europa im Osten dieses Kontinents verbreitet wurde; daß diese Tendenz erst dann aufhören könne, zu wirken, wenn der Prozeß der Germanisierung an der Grenze großer, geschlossener, ungebrochener Nationen anlangte, die fähig sind, ein selbständiges nationales Leben zu führen, wie die Ungarn und in gewissem Grade die Polen, und daß es daher das natürliche und unvermeidliche Schicksal dieser sterbenden Nationen war, den Prozeß der Auflösung und Aufsaugung durch ihre stärkeren Nachbarn sich vollenden zu lassen. Das ist allerdings keine schmeichelhafte Aussicht für den nationalen Ehrgeiz der panslawistischen Träumer, denen es gelungen war, einen Teil der Böhmen und Südslawen in Bewegung zu setzen; aber dürfen sie erwarten, die Geschichte werde um tausend Jahre zurückschreiten, einigen schwindsüchtigen Gesellschaften von Leuten zuliebe, die in jedem Teil des Landes, das sie bewohnen, Deutsche neben sich und um sich finden, die seit fast undenklichen Zeiten für alle Zwecke der Zivilisation keine andere Sprache haben als die deutsche, und denen die ersten Bedingungen des nationalen Lebens fehlen: große Volkszahl und Geschlossenheit des Gebiets?

Eine Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen läßt sich aus diesen Äußerungen von Marx und Engels sicherlich nicht herauslesen; im Gegenteil beweisen sie, daß für beide dieses Recht nichts anderes als eine haltlose Fiktion war. Um sich trotzdem auf Marx berufen zu können, wird von vulgärmarxistischer Seite versichert, später hätten Marx und Engels in dieser Hinsicht ihre Auffassung geändert. Das ist eine völlig wahrheitswidrige Behauptung. Wohl haben beide ihre Ansichten über die Bildungs- und Entwicklungsfähigkeit einiger kleiner Nationen geändert, nicht aber über das Nationalitätsprinzip selbst, wie in einem zweiten Artikel näher nachgewiesen werden soll.

Die französische Kolonialpolitik.

Von Ferdinand Moos.

Die Kolonialpolitik Frankreichs ist zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Wie durch Jahrhunderte die Kolonien in strenger Verwaltung des Mutterlandes gestanden haben, abhängig in jeder Beziehung, so soll es wieder werden. Alle Äußerungen der maßgebenden Kreise Frankreichs bekunden das Verlangen, daß der Handel der französischen Kolonien, soweit möglich, auf den Verkehr mit dem Mutterland beschränkt wird. Das Ausland soll möglichst ausgeschaltet werden. Das bedeutet eine Umkehr auf der Bahn, auf der sich die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat.

Bei der Betrachtung der tatsächlichen Lage, wie sie sich historisch entwickelt hat, ist im Auge zu behalten, daß Algier, Tunis und Marokko nicht als Kolonien gelten und auch nicht dem Kolonialamt, sondern dem Auswärtigen Amt angegliedert sind. Algier und Tunis sind selbständige Gemeinwesen, und Marokko wird voraussichtlich bald in derselben Weise angesehen und behandelt werden. Maßgebend dafür ist das Gesetz vom 20. März 1893 und das für Madagaskar erlassene Gesetz vom 11. Dezember 1895.

Was die innere Gesetzgebung der Kolonien anbetrifft, begegnet man einem Durcheinander alter und neuer Gesetze, das vielfach recht verwickelt erscheint. Eine genaue Darstellung dieser (zunächst für Spezialisten in Be-

fracht kommenden) Materie findet man in dem Werke von Petit »Droit Public«, im Jahre 1911 erschienen, das die älteren Gesetze behandelt. Aber die neuere Zeit geben Auskunft: der »Recueil général de jurisprudence, doctrine, législation coloniale«, ein 1898 begonnenes Sammelwerk. Für die koloniale Gesetzgebung sind durch die Dekrete vom 24. Juli 1889, 30. April 1895 und 1. August 1905 besondere Kurse an der Pariser »Faculté de Droit« eingerichtet worden. Diese Gesetzgebung betrifft in weitem Umfang die Fragen der Organisation und Verwaltung. Sie spiegelt die jeweils herrschende Politik wider.

Die Basis der kolonialpolitischen Entwicklung bildet das Kolonialamt in Paris, das von dem Minister der Kolonien verwaltet wird. Ihm ist durch das Gesetz vom Jahre 1883 ein Kolonialrat zur Seite gestellt. In diesem Rat haben die Senatoren und Deputierten aus den Kolonien Sitz und Stimme. Auch die gesamte Kolonialarmee untersteht der Leitung der Regierung in Paris, seit 1900 dem Kriegsminister. Ebenso untersteht das Zollwesen der Kolonien grundsätzlich der Entscheidung der französischen Regierung. Der Kolonialminister bestimmt, welcher französische Tarif angewendet werden soll. Neuerdings ist jedoch seine Kompetenz auf den Kongo und Westafrika beschränkt worden; in allen anderen Kolonien ist der französische Tarif eingeführt.

Drei Viertel der Ausgaben Frankreichs für die Kolonien sind Militärausgaben. Sie beliefen sich 1885 auf 45 Millionen Franken, sind jedoch im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg auf mehr als 100 Millionen jährlich gestiegen. Die Ausgaben für Eisenbahnen, Wegebauten, Strafanstalten sind darin eingeschlossen. Der Ertrag der Sträflingsarbeit in Guiana und Neukaledonien fließt an den französischen Staat. Auch für die selbständigen politischen Gemeinwesen Tunis und Algier hat Frankreich erhebliche Aufwendungen gemacht, und zwar bei verschiedenen Anlässen. Für Algier wurden zum Beispiel 1905 an 50 Millionen Franken aufgewendet. In Tunis trägt Frankreich auch die Militärausgaben. Im übrigen haben beide Länder selbständige Budgets und Verwaltung. Die koloniale Zollgesetzgebung beider Gebiete hat nach vielen Schwankungen den für unsere Zeit grundlegenden Ausdruck in dem Gesetz vom 11. Januar 1892 gefunden, das auf den Gedanken von Jules Ferry beruht. Algier gehört zollpolitisch zu Frankreich; für einige Artikel ist der Transitverkehr durch Frankreich zollfrei. In Tunis bestehen Wertzölle von 8 Prozent. Die Einfuhr aus Frankreich ist zollfrei. Gewisse Erzeugnisse aus Tunis gelangen ebenfalls zollfrei nach Frankreich. Der Verkehr an der algerisch-marokkanischen Grenze steht unter besonderen Bestimmungen.

Das koloniale Zollsystem ist oft gefadelt worden. Es bleibt aber Tatsache, daß die Ausfuhr Frankreichs nach seinen Kolonien in der Zeit von 1896 bis 1911 von 345 auf 798 Millionen Franken stieg. Seit dem Krieg ist ein Gesetz angenommen worden, welches der Schifffahrt von Frankreich nach den Kolonien eine Unterstützung von 100 Millionen Franken zuweist. Andere Maßregeln zur Hebung des kolonialen Verkehrs mit dem Mutterland wurden von der »Commission consultative coloniale«, die seit 1914 besteht, vorgeschlagen. Dieser Kommission gehören die Vorsitzenden der bedeutenderen französischen Handelskammern an. Für dasselbe Ziel arbeiten die verschiedenen Kolonialämter und die Ämter für Tunis, Algier und Marokko sowie

das (Regierungs-) Amt für den Auslandszhandel. Die Budgetgebarung der Kolonien steht unter der Kontrolle der französischen Regierung. Den von dort ausgehenden Anweisungen folgen die in den Kolonien bestehenden Generalräte. Die lokalen Ausgaben werden stets von den Kolonien getragen.

Selbstverwaltung ist nur einem Teil der Kolonien eingeräumt, der andere untersteht den Verfügungen des Gouverneurs. Eigenverwaltung besitzen: Réunion, Indien, Senegal, Kotschinchina, Neukaledonien. Dem Gouverneur steht ein Geheimer Rat zur Seite sowie ein in der Kolonie gewählter Generalrat. Die erstgenannte Körperschaft wird meist aus Spezialisten zusammengesetzt. Von Generalgouverneuren verwaltet werden: Madagaskar, Kongo, Indochina, Westafrika. Die Gouverneure werden vom Präsidenten der Republik ernannt. Der ihnen beigegebene Finanzrat berichtet direkt an die Regierung in Paris.

Das gesamte System stellt sich dar als Ergebnis einer seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zahlreiche Metamorphosen aufweisenden Politik. Vom absoluten Herrschaftsstandpunkt ging man über zu dem sogenannten System der »Anpassung«, wodurch man die Bevölkerung den Sitten und dem geistigen Leben des Mutterlandes nahebringen wollte, obgleich es in den damaligen Kolonien nur erst wenige Weiße gab. Von da aus gelangte man nach vielen Enttäuschungen zu dem als »Assoziation« bezeichneten System, das allen in französischen Kolonien Gebürtigen die Rechte französischer Bürger einräumte. Auch erhielt ein Teil der Kolonien das Wahlrecht. Martinique, Réunion, Guadeloupe wählen Senatoren und Deputierte nach Paris, ebenso Indien, Guiana, Senegal, Kotschinchina.

Der Rahmen dieses Systems hat sich als von genügender Elastizität erwiesen, um die wirtschaftliche Entfaltung der Kolonien zu fördern und ihren Anschluß an Frankreich zu festigen. Zwar ist der Handelsverkehr der Kolonien mit dem Ausland schneller gewachsen als jener mit dem Mutterland, und Frankreich ist von dem Ziel, den Handel der Kolonien als sein Monopol zu betrachten, mehr und mehr abgedrängt worden. Allein die Ursachen dieser Erscheinung liegen in den wirtschaftlichen und politischen Zuständen Frankreichs, nicht zuletzt daran, daß die französische Schifffahrt hinter der ausländischen Schifffahrt beträchtlich zurücksteht. Daher auch neuerdings die Versuche, die französische Schifffahrt zu fördern.

Die vollkommene Abhängigkeit der Kolonien vom Mutterland, wie sie unter der Herrschaft des »Pacte colonial« bis 1861 bestand, war der Entwicklung hinderlich. Und die fast unbefchränkte Freiheit, welche darauf folgte, war, wenigstens vom französischen Standpunkt aus, nicht ersprießlicher. Eine Zeitlang erfreuten sich die Kolonien ausgedehnter Freiheit in ihrer Zoll- und Handelspolitik. Am 4. Juli 1866 gab man den Generalräten in den Kolonien das Recht, »Seeabgaben« von Erzeugnissen jeder Art und Zölle auf ausländische Waren auszusprechen. Dieses Recht wurde vielfach von den Kolonien benutzt, um die Zölle ganz aufzuheben. An ihre Stelle traten Oktroiabgaben, sowohl für ausländische als für französische Waren. Dadurch wurde der Verkehr mit Frankreich gehemmt. Die Folge war das Gesetz vom Jahre 1884. Martinique, Réunion und Guadeloupe führten daraufhin die Zölle wieder ein (1885 und 1889), und im Senegalgebiet sowie in Gabun, Kongo, Guiana stellte die französische Regierung einen Zolltarif auf. Die französische Zollreform vom Jahre 1892 brachte dann einen neuen Abschnitt. Die Ko-

lonien wurden in zwei Gruppen geteilt: die erste Gruppe bestand aus Guadeloupe, Martinique, Gulana, Réunion, Indochina (Kotschinchina, Anam, Tonkin, Kambodscha), Saint-Pierre und Miquelon, Neukaledonien, Komoren, Madagaskar, Diego-Suarez, Sainte-Marie, Nosy-Bé, Gabun; die zweite aus den Besitzungen in Westafrika, nämlich: Senegal, Guinea, Elfenbeinküste, Dahomé, Hochsenegal, Nigergebiet, Mauretanien, Kongo; ferner die Somaliküste, Indien, Ozeanien (Tahiti). In den Gebieten des Kongo, in Dahomé und an der Elfenbeinküste sind für den Zollverkehr die diplomatischen Konventionen maßgebend. In der Gruppe I sind die ausländischen Waren dem französischen Zollsatz unterworfen (General- und Minimaltarif). Um jedoch den Kolonien die Versorgung mit notwendigen Einfuhren zu ermöglichen, gibt das Gesetz vom Jahre 1892 der Regierung das Recht, nach Befragen der Generalräte der Kolonien Ausnahmen zu gewähren. Auf Grund dieser Praxis hat sich in den Kolonien ein Spezialtarif herausgebildet, der gewöhnlich als »Colonne unique« bezeichnet wird. Zuschlagsabgaben (surtaxes) werden nicht erhoben.

Kolonialzucker war bei der Einfuhr in Frankreich schon durch das Gesetz vom Jahre 1884 begünstigt. Für die Gruppe I genießt der Kolonialzucker bei der Einfuhr in Frankreich zweifachen Zollnachlaß; andere Waren genießen einen solchen von 50 Prozent, manche sind ganz frei. Diese Vergünstigungen gelten jedoch nicht für Auslandsware, die auf dem Wege über die Kolonien nach Frankreich kommt. Kaffee war bis 1892 mit einem Zollnachlaß (détaxe) von 78 Franken pro 100 Kilogramm bedacht bei einem Zoll von 156 Franken. Dieser Zoll wurde 1900 auf 136 Franken herabgesetzt, aber der Zollnachlaß blieb derselbe, so daß Kolonialkaffee beim Eingang in Frankreich nicht 78 Franken, sondern nur 58 Franken bezahlt. Pfeffer zahlte 208 Franken Zoll bei 104 Franken Nachlaß. Im Jahre 1903 wurde der Zoll auf 312 Franken erhöht, aber der Nachlaß blieb wieder derselbe. Nebenbei bemerkt, versorgt der Pfeffer aus Indochina den ganzen französischen Markt.

Einfuhren in Frankreich aus der Gruppe II sind im allgemeinen dem Minimaltarif unterworfen, jedoch genießt Zucker dieselben Vergünstigungen wie jener der Gebiete der Gruppe I. Der französische Staatsrat kann Ausnahmen vom Tarif bewilligen.

In den Kolonien ist die Einfuhr französischer Waren frei; im übrigen treffen die Bestimmungen für die Küstenschifffahrt zu. Transitwaren unterliegen, je nach ihrem Ursprung, dem französischen General- oder Minimaltarif. Die unter der »Admission temporaire« aus Frankreich nach den Kolonien gesandten Waren werden nach Art der Rohstoffe verzollt. Es bestehen aber Ausnahmestimmungen; so gewährt das Gesetz von 1863 Zollfreiheit in den Antillen und auf Réunion. Gegen diese Ausnahme erhebt sich in Frankreich neuerdings Opposition. Die Schifffahrt zwischen Frankreich und den Kolonien steht allen Flaggen zu, aber Güter, die ein Vorzugsverfahren bei der Verzollung beanspruchen können, sollen direkt befördert werden (von Frankreich in die Kolonien). Der Handel zwischen den Kolonien selbst ist für deren Erzeugnisse zollfrei, und zwar für beide Gruppen.

Dieses System ist auf den Kolonialkongressen in Marseille 1906 und Bordeaux 1907 sowie in Paris 1909 lebhaft angegriffen worden. Die Vertreter aus den Kolonien verlangten Zollautonomie für die Kolonien, zum

wenigsten das Recht, nach Befragen der französischen Regierung ihren Zolltarif selbst aufstellen zu können. In Marseille und Bordeaux bekundeten die Vertreter der Kolonien sogar eine gewisse Vorliebe für die direkte Einfuhr aus dem Ausland, was begreiflicherweise den entschiedenen Einspruch der französischen Industrie hervorrief.

Über einige Punkte hat die Zolltarifkommission der französischen Kammer im Jahre 1910 beraten und die Entschließung verfaßt. Es handelte sich dabei um wichtige Spezialfragen, so um die zollpolitische Behandlung asiatischer Seiden, die auf dem Umweg über die Kolonien nach Frankreich gebracht wurden, und ferner um Gewebe und Garne, für die Pondichéry eine Vorzugsstellung besitzt, die mit dem französischen Interesse kollidiert.

In Frankreich und namentlich in der Zollkommission wächst die Neigung, solche Maßnahmen zu ergreifen, die den direkten Handel der Kolonien mit dem Ausland einschränken. Der ehemalige Generalgouverneur Merlin wünscht, daß die Ausfuhr der Rohstoffe aus den Kolonien künftig nur nach Frankreich gestattet sein soll. Ähnliche Gedanken enthüllen die Berichte des Generals Liautey aus Marokko. Und die Wünsche der französischen Industrie bewegen sich auf derselben Linie. Dort möchte man vor allem die Einfuhr außerfranzösischer Waren in die Kolonien verhindern. Andererseits begehren die kolonialen Anhänger der Zollautonomie, daß den Kolonien das Recht gegeben werden soll, selbständig Tarifverträge mit dem Ausland abzuschließen. Ausfuhrzölle bestehen in fast allen Kolonien, zum wenigsten als statistische Gebühr. In Indochina werden auch Transitabgaben erhoben.

In den eifrigen Erörterungen, die zurzeit die Kolonialangelegenheiten in Frankreich finden, wird der Nachteil, den die zahlreiche Ausnahmen vom Tarif gewährenden Vergünstigungen für den französischen Handelsverkehr nach sich ziehen, hervorgehoben, insbesondere mit dem Hinweis auf Indochina, dem nicht weniger als achtzig Zollbefreiungen bewilligt worden sind, während für andere Artikel Zollermäßigung zugestanden wurde. In den Berichten des Kolonialamts heißt es, daß die seither geübte Praxis dem Ausland die Möglichkeit biete, den asiatischen Markt aus den Niederlagen in Hongkong und Singapur mit Waren europäischen (nichtfranzösischen) Ursprungs zu versehen. China genieße in Französisch-Indochina den Vorzugstarif, ohne dafür Kompensationen zu bieten, während in Frankreich selbst die Einfuhren aus China dem Generaltarif unterworfen seien.

In seinem 1909 erstatteten Bericht über das Budget des Kolonialministeriums weist M. Messimy auch auf den Nachteil hin, der für Frankreich dadurch entsteht, »daß den ausländischen Staaten bei den mit denselben abgeschlossenen Verträgen das Recht gegeben wurde, zum Minimaltarif ihre Waren in die französischen Kolonien einzuführen«. M. Messimy ruft dabei aus: »Vierzig Millionen Konsumenten sind damit dem Ausland ausgeliefert.«

Fast alle Erörterungen stimmen darin überein, daß die heutige Kolonialpolitik sowohl in zollpolitischer als in anderer Hinsicht der Reform bedürftig sei. Vor allem dürften dem Ausland nur dann Vorteile gewährt werden, wenn das selbe Kompensationen biete. Handel und Industrie Frankreichs möchten die Absatzmärkte der französischen Kolonien monopolisieren und sich zugleich einen möglichst billigen Rohstoffbezug sichern.

Kunst, Volk und Staat.

Eine Entgegnung von A. Knoll (Vertreter der Generalkommission der Gewerkschaften im Theaterkulturverband).

Die Leser gestatten, daß ich mich zunächst vorstelle: Ich bin nicht Künstler, nicht Kunsttheoretiker, möchte es auch in aller Bescheidenheit ablehnen, als Kunstfachverständiger angesprochen zu werden. Wenn ich dennoch zur Sache das Wort ergreife, geschieht es auch nicht nach dem bekannten Wort, daß Gott jenem, dem er ein Amt gibt, auch den Verstand dazu verleiht, sondern aus einer tiefen und ehrlichen Liebe zur Kunst und aus dem Bestreben, solche Liebe in den weitesten Arbeiterkreisen erwecken zu helfen — durch die Tat.

Zur Sache möchte ich folgendes sagen. Es ist doch recht merkwürdig, wie sehr sich alle Aristokraten ähneln, die bewußten und die unbewußten, sei es auf politischem, sei es auf geistigem, literarischem oder künstlerischem Gebiet. Sie alle sind — mit einigen höflichen Wenn und Aber vielleicht — der Meinung, daß im Grunde genommen das Volk, die Masse nicht reif sei für die volle Anteilnahme auf dem Gebiet, das sie, die Aristokraten, bisher mehr oder weniger unbestritten beherrscht haben. Stark und nachhaltig bestritten wird dieses aristokratische Vorrecht bisher fast nur auf dem Gebiet der Politik. Und doch tut das auch auf den anderen hier genannten Gebieten not. Was ist es denn weiter, wenn der Genosse Veyer in seinem Artikel sagt:

»Wer aber tieferen Einblick gewinnt, der findet schnell, daß hier (bei dem Andrang der Masse zum Theater) keineswegs nur echter Erhebungsdrang glüht. Wir sehen von der unzulänglichen Vorbildung ganz ab: woher sollte die reine Sehnsucht nach dem Künstlerischen kommen?«

Was ist das anders als die Umschreibung des bekannten Satzes, daß die Kunst »Kaviar für das Volk« ist? Ganz gewiß ist die Tatsache, die Veyer ausspricht, an sich richtig; aber sollte nicht für die Kunst wie für die Politik das Wort Hebel's gelten: Wer schwimmen lernen will, muß ins Wasser gehen? Es kommt in erster Linie nicht darauf an, aus welchen Motiven die große Masse das Theater sucht, sondern daß sie es überhaupt sucht, daß sie Hunger nach geistigem Genuß mitbringt und daß der Besuch und die Stillung des Hungers so leicht wie möglich gemacht wird. Am Theater liegt es dann, der Masse dasjenige geistige und künstlerische Gut näherzubringen, von dem wir im allgemeinen Kulturinteresse und im besonderen Interesse der Arbeiter wünschen müssen und sicher auch alle wünschen, daß es Gemeingut aller werde. Dazu aber gehört Organisation. Und diese Organisation ist oder will der Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur sein.

Wie sieht es denn im heutigen Theaterwesen aus! Die Antwort auf diese Frage gibt der genannte Verband in dem wichtigsten Teile seiner Satzungen, der besagt: Kampf gegen das Geschäftstheater! Den Beweis dafür, wie notwendig dieser Kampf ist, liefert Veyer selber in seinem Artikel, indem er darauf hinweist, wie eine Statistik der beliebtesten Bühnenwerke in Kriegszeiten dem späteren Historiker ein sehr wenig erhebendes Bild liefern würde. Aber warum müssen die meisten Theaterleiter und Unternehmer »Zugstücke« spielen oder spielen lassen? Es gibt doch ganz gewiß auch unter diesen Leuten viele echte Künstler, die wohl ebenso gern, wenn nicht noch viel lieber echte und reine Kunst darbieten würden. Die Frage ist so oft beantwortet worden, daß sie an dieser Stelle nicht noch einmal lang und breit ausgesponnen zu werden braucht. Aber wer von den verantwort-

lichen Leitern unserer Theaterbühnen verlangt, daß sie alle Pseudo- und Vorkunst aus dem Tempel hinausweisen, der muß ihnen auch die Mittel gewähren, daß sie die Theater zu Tempeln wirklicher Kunst ausgestalten können. Und das geht nun einmal nicht anders, als daß ihnen die dazu erforderlichen Mittel aus den Kassen des Staates oder der Gemeinden gewährt werden.

Dieser Gedanke hat gar nichts so Abschreckendes und Absurdes an sich, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß das Theater eines der wichtigsten nationalen Erziehungs- und Bildungsmittel ist. Und daß der Staat ebenso, wie er andere Bildungsinstitute schützt und fördert, auch jenes in gleicher Weise zu schützen und zu fördern hat. Es ist der Intendant des bekanntlich sehr gut geleiteten und altberühmten Mannheimer Hoftheaters, Hagemann, der diesen Gedanken wiederholt ausgesprochen hat und öffentlich vertritt. Daß ihn auch die gewerkschaftliche Organisation der ausübenden Künstler, die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger, und ebenso ihre österreichische Schwesterorganisation sich zu eigen gemacht haben, dürfte in dem Leserkreis der Neuen Zeit ja wohl als eine Empfehlung gelten. Die genannten Organisationen können sich dabei auf Namen wie Richard Wagner und Louis Devrient berufen. Den Männern, die einst diese Namen getragen haben, wird man andererseits auch nicht das Verständnis absprechen können für die sozialen Voraussetzungen freien künstlerischen Schaffens.

Deshalb soll man uns nicht immer bange machen mit dem ewig wiederholten Einwurf, daß mit der Einmischung des Staates oder der Gemeinden die Freiheit künstlerischen Schaffens unterbunden würde. Kein vernünftiger Mensch denkt daran, weil der Staat die allgemeine Schulpflicht eingeführt hat und nun auch in seinem Sinne auf die Schulen einwirkt, die allgemeine Schulpflicht abzuschaffen, etwa deshalb, weil es nicht das Ziel der Schulbildung ist, lauter sozialdemokratische Jungen und Mädchen heranzubilden. Trotz des gegenteiligen Bestrebens hat es der Staat nicht hindern können, daß gerade Deutschland die stärkste sozialdemokratische Bewegung aufzuweisen hat. Aber die letztere ist doch auch mit ein Resultat unserer Schulbildung. Und es ist auch nicht ganz richtig, daß die Hoftheater ohne Ausnahme gleichermaßen reaktionär wären und dem Neuen ihre Tore nicht öffnen. Die Geschichte des schon genannten Mannheimer Hoftheaters beweist das Gegenteil. Und ich kenne noch weitere Hoftheater in Deutschland, die bisher schon in der Auswahl der aufzuführenden Stücke nicht philistenhaft engherzig gewesen sind.

Richtig ist es schon, daß auch das Theaterproblem ein Stück des allgemeinen Demokratisierungsprozesses ist. Aber wenn es mit Aussicht auf Erfolg angegriffen werden soll, dann müssen sich auch die Massen des Volkes dafür interessieren; dann muß — genau wie in der Politik — auch hier durch die Tatsachen der Beweis erbracht werden, daß es sich um ein Bedürfnis der Massen, um einen geistigen Notstand handelt. Das kann aber nur dann geschehen, wenn sich die Masse überhaupt erst einmal für das Theater interessiert und seine künstlerischen Nöte kennenlernt. Solange sie draußen steht oder teilnahmslos am Theater vorbeigeht und nur ein paar wohlmeinende Kunstoffiziere ohne Soldaten dafür sprechen, wird an den Dingen nichts geändert. Auch dafür bietet der politische Kampf hinreichende Erfahrungen.

Mit aller Schärfe und Entschiedenheit muß daher abgelehnt werden, was Breuer in dem angeführten Zitat aus der »Schaubühne« sagt, daß sich Beyer allem Anschein nach zu eigen macht:

»Wo die Neigung regiert, den Willen der Massen sprechen zu lassen, und wo gar die Notwendigkeit besteht, aus den verschiedenen Färbungen solchen Wollens eine Mischung zu präparieren, da kann nur abgebrauchte Scheidemünze ausgegeben werden.«

Der Satz beweist, daß Breuer gar nicht begriffen hat, was der Theaterkulturverband eigentlich will. Und da Beyer diesen Gedanken unbesehen übernommen hat, so bewegt auch er sich in dem Breuerschen Ideenkreis. Ich halte es für meine Pflicht, den Theaterkulturverband mit aller Entschiedenheit dagegen in Schutz zu nehmen, daß er die Zeit der Kriegsnot dazu benutzen wolle, so eine Art künstlerischer »Massenspeisung« einzuführen! Das hat er gar nicht nötig; das will er auch nicht.

Zunächst bietet doch der große Schatz deutscher Geisteskultur so vieles, das alle in gleicher Weise genießen können, ohne irgendwie befürchten zu müssen, an ihrem besonderen politischen und religiösen Seelenheil Schaden zu nehmen. Der musikfreudige sozialdemokratische Arbeiter wird die »Legende von der heiligen Elisabeth« mit derselben Andacht genießen wie die Overture zum »Robespierre«. Dasselbe gilt auch von dem katholischen Arbeiter. Sodann aber soll jeder Gruppe, die sich dem Verband anschließt, durchaus freistehen, an künstlerischen Genüssen das für sich in Anspruch zu nehmen, was ihrer besonderen Welt- und Kunstanschauung entspricht. Der Theaterkulturverband will nur, wie Heinrich Schulz mit Recht betont hat, dafür sorgen, daß jeder das, was er zu genießen wünscht, in möglichst künstlerischer Vollkommenheit genießen kann, um daraus für seine Weltanschauung den höchstmöglichen künstlerischen, geistigen und seelischen Gewinn zu ziehen — ohne doch dafür Aufwendungen machen zu müssen, die seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit übersteigen.

Also lösen wir getrost erst einmal »die eine Seite des Problems«, die demokratische Erweiterung des Theaterbesuchs! Dazu sollten alle mithelfen, denen es Ernst ist um die geistige Hebung der Masse des arbeitenden Volkes. Nutzen wir auch zu diesem Zwecke die an sich gar nicht zu bestreitende Tatsache, daß die Arbeiter — und nicht nur sie allein — »weit größere Romantiker als die Bourgeois« sind. Lassen wir sie am »schimmernden Glanz des Wortes, dem zündenden Pathos« sich ihre Erbauungsflamme entzünden — diese Flamme wird es, wenn sie nur kräftig genährt wird, sein, die nach und nach ihren Geschmack läutert und sie schließlich auch kritisch erleuchtet. Dazu gehört aber unbedingt, daß den Arbeitern der Zutritt zu den Altären, auf denen diese Flamme erstrahlt, so leicht wie möglich gemacht wird. Dazu gehört eine zweckentsprechende Organisation, die allein sich in den Dienst der Sache stellt.

Erstaunlich ist es, daß Beyer meint, man könnte vielleicht auf einem anderen Gebiet, dem der Museumskunst, die Forderung: »Kunst dem ganzen Volke« viel stürmischer begrüßen und dementsprechende Einrichtungen schaffen. Das hieße, das Allerschwerste zuerst in Angriff nehmen. Wie unendlich viel schwerer ist es doch, auf diesem Gebiet Verständnis oder auch nur Wärme für die Sache zu erwecken! Gewiß, der Arbeiter und lernbegierige Laie, dem von einem Kunstkennner ein Bild »erklärt« wird, wird

der Erklärung zu folgen suchen. Aber ich möchte denjenigen sehen, dem durch solche Erklärungen, die sich noch dazu immer an einen größeren Kreis zugleich wenden müssen, schon die Schönheiten eines Bildes oder einer Skulptur offenbar geworden sind — dem diese Schönheit zum *E r l e b n i s* geworden ist. Und das ist doch das Wesen und der »Zweck« aller künstlerischen Darbietungen: sie wollen *erlebt* sein, um *erfaßt* zu werden! Was Beyer verwirft, indem er Breuer für sich sprechen läßt: hier würde die künstlerische »Massenspeisung« zur Tatsache. Und daran allein schon scheitert meiner Auffassung nach diese Art der Einführung in das Verständnis der Museumskunst. In die Mysterien der bildenden Kunst wird bei solchen Kunstführungen, wie sie Beyer empfiehlt, nur der eingeführt werden, der eine starke natürliche Veranlagung dazu mitbringt. Der braucht aber solche Führung am wenigsten. Für die meisten derjenigen, die solche »Einführungen« in die Kunst der Museen ein- oder zweimal mitgemacht haben, bleiben die Bilder eben »Bilder«, die Skulpturen — »Puppen«! Hinzu kommt, daß auch die Erklärung des feinsinnigsten und künstlerisch gebildeten Kunstführers immer nur eine — dazu noch subjektiv gefärbte — indirekte Übermittlung des Kunstwerks bleibt, es fehlt ihr der Reiz der Unmittelbarkeit, des Miterlebens. Wahrscheinlich würden die meisten dieser Beschauer ein viel größeres Interesse empfinden, wenn sie der Entstehung des Kunstwerks betohnen könnten, also auch eine Art des Miterlebens empfänden.

Daß es gerade auf dieses Miterleben und Selbsterleben ankommt und daß da der Hebel für die Erziehung zum wirklichen Kunstgenuß und Kunstverständnis angefaßt werden muß, das beweist der massenhafte Besuch der Kinos. Es handelt sich hier um ein zumeist minderwertiges Surrogat. Aber es kann nicht schwer sein, an die Stelle dieses Kunstersatzmittels echte Kunst zu setzen, wenn es gelingt, die letztere annähernd so wohlfeil anzubieten, wie heute die »Kunst« des Kinos angeboten wird. Wer sich dieser Aufgabe unterzieht und die dafür nötigen Mittel in Bewegung zu setzen unternimmt — und dafür können mit vollem Recht öffentliche Mittel in Anspruch genommen werden —, der bereitet in den breiten Massen des Volkes den Boden, auf dem Liebe zur Kunst und am Ende auch das Verständnis für diese zu ersprießen vermag. Wer diesem Ziele zustreben will, der sollte die Tätigkeit des Theaterkulturverbandes nicht erschweren, indem er zum Teil allerlei ästhetische Bedenken geltend macht, zum Teil Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten aufstischt, die das Wesen und die Aufgaben des Verbandes gar nicht berühren, sondern der sollte sich rückhaltlos in den Dienst der gleichen Sache stellen und dann innerhalb des Verbandes das abzustellen suchen, was ihm darin nicht zuzagt.

Die Transportkrise und ihre Ursachen.

Von Ernst Mehlisch.

Die Einschränkungen, die der Personenverkehr in der Kriegszeit erfahren hat, sind gewiß für viele Leute außerordentlich lästig; aber schließlich sind die gewohnten Bequemlichkeiten des Reisens noch die geringsten Entbehrungen, die der Bevölkerung während des Krieges zugemutet worden sind; schlimmer wird schon die tiefsige Verteuerung des Reisens empfunden. Unerträglich dagegen wird das allmähliche Versagen der Eisenbahn in bezug auf den Güterverkehr. Man spricht schon lange

von einer Transportkrise, obwohl mit gutem Rechte von einer Transportkatastrophe die Rede sein könnte, da erhebliche Lebensinteressen des Volkes immer mehr in Frage gestellt werden. Es sei nur an einige Wirkungen des Eisenbahnlebens erinnert.

Als im vorigen Jahre angesichts einer über alle Maßen reichen Ernte in Kartoffeln die Versorgung der Bevölkerung mit einer Menge von 10 Pfund pro Kopf und Woche allgemein gefordert wurde, behauptete die Regierung, aus verkehrstechnischen Gründen diesem Verlangen nicht entsprechen zu können. Die Eisenbahnen würden nicht in der Lage sein, einen so großen Bedarf zu befördern. Ob das vielleicht nur ein Vorwand war, kann dahingestellt bleiben. Dahingegen steht unzweifelhaft fest, daß in diesem und im vorigen Winter sehr viele Menschen haben frieren und viele Betriebe haben ruhen müssen, obwohl zur gleichen Zeit auf den Zechen die Kohlen in großen Haufen lagerten, weil es an Wagen fehlte, sie zu verladen. Bekannt ist ferner, daß verschiedenlich der Güterverkehr gesperrt worden ist und verschiedene Güter auf den Wasserweg verwiesen wurden, wodurch infolge des langsameren Transports in der Nahrungsmittelverteilung mancher Kommunalverbände zeitweise Unordnung entstand. Welche Unzufräglichkeiten aus dieser Verkehrsnot für die Geschäftswelt andauernd entstehen, braucht nicht weiter dargelegt zu werden.

Infolge der starken Inanspruchnahme der Bahnen durch die Heeresverwaltung und des aus Mangel an Materialien nicht wieder gutzumachenden Verschleißes muß man die Transportkrise zwar als eine Folgeerscheinung des Krieges bewerten. Aber es bleibt doch demgegenüber auch die Tatsache zu bedenken, daß der Fortfall des überwiegenden Teiles der früheren großen Ein- und Ausfuhr, die verminderte industrielle Erzeugung und die erhebliche Beschränkung der privaten Gütertransporte viele Verkehrsmittel freigemacht hat, so daß die Verkehrsnot nur teilweise als Kriegsercheinung bezeichnet werden darf. Erinnern wir uns doch, daß auch in Friedenszeiten schon fast regelmäßig Verkehrskrisen eintraten, die auf die Volkswirtschaft sehr nachhaltig einwirkten. Vor allen Dingen hatte der Bergbau schwer unter dem Wagenmangel zu leiden. In der Zeit vom 1. August bis Ende November 1912 fehlten nicht weniger als 432 000 Wagen, im Monat November 1912 allein 228 000 Wagen. Nach der durchschnittlichen Einnahme pro Tonne entstand daraus der Eisenbahn eine Mindereinnahme von 19,95 Millionen Mark. Der Staat kann diesen Ausfall bei den riesigen Betriebsüberschüssen, die er trotzdem noch macht, verwinden. Aber wer ersetzt den Arbeitern den Schaden, der ihnen aus dem Wagenmangel erwächst? Über den Umfang und die Folgen des Wagenmangels im Ruhrbezirk in der Zeit vom 16. bis 29. November 1912 ergaben sich nach den Ermittlungen des Bergbauischen Vereins in Essen folgende Feststellungen:

„Der Lohnverlust der Arbeiter durch die vollen Fehlerschichten und die vorzeitige Ausfahrt betrug an diesen Tagen 523 831 Mark. Hierbei ist aber nicht der Lohnausfall berücksichtigt, der durch das stundenlange Verweilen der Arbeiter in der Grube verursacht ist. Außer dem Förderausfall mußten die Zechen in der gleichen Zeit 221 411 Tonnen stürzen, eine außerordentlich kostspielige und wertvermindernde Arbeit. Insgesamt dürfte der Lohnausfall viele Millionen betragen haben.“

Der Umstand, daß auch in Friedenszeiten unsere Eisenbahnen das Verkehrsbedürfnis nicht voll zu befriedigen vermochten, beweist am besten, daß die gegenwärtige Krise nicht nur auf den Krieg zurückgeführt werden darf. Es ist die oft gerügte falsche Sparpolitik, besonders der preussischen Eisenbahnverwaltung, die sich jetzt bitter rächt. Wenn man die Entwicklung unserer Eisenbahnverhältnisse ohne Voreingenommenheit prüft, so kommt man zu dem Schlusse, daß auch ohne den Krieg bei verhältnismäßiger Steigerung des Verkehrs die Transportkrise an Schärfe gewonnen hätte, weil der Ausbau des Eisenbahnnetzes und die Ver-

mehrung der Betriebsmittel nicht in dem von der fortgesetzten Verkehrssteigerung bedingten Ausmaß vor sich gegangen sind.

Wie wenig gerade in Preußen den Verkehrsnotwendigkeiten Rechnung getragen wurde, darauf machte schon 1913 A. Jürgensohn in der »Vossischen Zeitung« (Nr. 53) in einer lehrreichen Übersicht aufmerksam. Er stellte die sechs östlichen den sechs westlichen Provinzen nach der Länge und Dichte des Eisenbahnnetzes und dem Umfang des Güterverbandes gegenüber und kam dabei zu folgendem Ergebnis:

	Einwohner (Millionen) und Flächenraum (1910)	Staatsbahnnetz Kilometer (1912)	Güterverband Mill. Tonnen (1911)
Königreich Preußen	40,16 Einwohner 348 780 qkm	34 151	296,27
Die sechs östlichen Provinzen (mit Brandenburg und Berlin) .	19,16 Einwohner 201 920 qkm	18 032	84,60
Die sechs westlichen Provinzen (mit Schleswig-Holstein) . .	21,00 Einwohner 146 860 qkm	16 119	211,67

Die sechs östlichen Provinzen haben also eine geringere Einwohnerzahl, aber ein fast 2000 Kilometer längeres Eisenbahnnetz. Trotzdem aber blieb ihr Güterverband um weit mehr als die Hälfte hinter der Menge der beförderten Güter in den westlichen Provinzen zurück! Brandenburg mit Berlin allein hatten trotz eines um den dritten Teil kürzeren Staatsbahnnetzes den gleichen Güterverkehr wie Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Schleswig-Holstein zusammen! Auf Schlessen, Sachsen, Westfalen und die Rheinprovinz entfielen 42 Prozent des Bahnnetzes, aber über 78 Prozent des Güterumschlags! Ist es unter solchen Umständen verwunderlich, wenn die Eisenbahn versagt?

Wie weit die Vermehrung der Betriebsmittel auf den deutschen Bahnen hinter der Steigerung des Güterverkehrs zurückblieb, wird durch folgende Zahlen beleuchtet. Nach dem »Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich« (1917) betrug der Güterverkehr auf vollspurigen Eisenbahnen im ganzen einschließlich der frachtfreien Güter 1906 444 037 000 Tonnen, 1913 676 627 000 Tonnen. In diesen 8 Jahren ist also eine Steigerung des Güterverkehrs um über 232,5 Millionen Tonnen oder 52,3 Prozent eingetreten. Die Zahl der bedeckten und offenen Güterwagen betrug 1906 467 064 mit 6 182 000 Tonnen Ladegewicht, 1913 667 048 mit 9 683 000 Tonnen. Die Güterwagen haben in dieser Zeit um 199 984 Stück zugenommen, das macht eine Vermehrung von 42,8 Prozent aus. Die Wagen vermehrten sich also nicht in demselben Verhältnis, wie der Güterverband wuchs. Das Ladegewicht der Wagen ist allerdings stärker gewachsen; hier beträgt die Steigerung 56,6 Prozent. Das will aber wenig besagen, weil erfahrungsgemäß das Ladegewicht nicht immer voll ausgenutzt werden kann. Wie wenig die Steigerung des Ladegewichts für den schließlichen Nutzeffekt bedeutet, zeigt die Entwicklung der Betriebseinnahmen, die von 1906 auf 1913 nur um insgesamt 35 Prozent stieg, im Güterverkehr um 34 Prozent. Der Gütertransport stieg, wie wir sahen, um 52,3 Prozent, in derselben Zeit wurden die Lokomotiven (einschließlich Triebwagen) aber nur um 6968 gleich 30,2 Prozent vermehrt. Also auch hier dasselbe Bild. Mit dem Ausbau des Bahnnetzes ist es nicht anders. Die Steigerung von 1906 bis 1911 machte 6231 Kilometer aus oder 11,04 Prozent. Es kamen auf 100 000 Einwohner 1906 90,8 und 1914 91,2 Kilometer Eisenbahnen. Die Zunahme ist also ganz geringfügig. Es bleibt nach alledem die Tatsache bestehen, daß die Vermehrung der Betriebsmittel dem wirklichen Bedarf nachhinkte.

Die Ursachen der Transportnot liegen also nicht allein in den Kriegsverhältnissen, sondern zum Teil auch in den schon in Friedenszeiten ganz unzulänglich ent-

wickelten Verkehrsmöglichkeiten. Die großen Überschüsse der Eisenbahnen hätten es mit Leichtigkeit gestattet, das rollende Material wie die Verkehrswege in demselben Maße zu vermehren, in dem der Verkehr selbst stieg. Das ist unterblieben, und so mußten schließlich die Schwierigkeiten eintreten, von denen wir heute nicht wissen, ob sie nicht noch größer werden.

Im gegenwärtigen Augenblick lassen sich die Ursachen der Transportnot nicht ohne weiteres beheben. Aber für die kommende Friedenszeit ist es dringend notwendig, dem Ausbau der Eisenbahnverkehrsmittel größere Beachtung zu schenken. Heute ist die Kontrolle der Entwicklung des Bahnwesens durch die mangelnde Einheitlichkeit der Verwaltung sehr erschwert. Es wird deshalb mit Nachdruck darauf hingewirkt werden müssen, daß die Übernahme der Eisenbahnen auf das Reich bald verwirklicht wird. Alle partikularistischen Interessen müssen vor den Interessen der Reichsbevölkerung, die heute schwer büßt, was früher versäumt worden ist, zurücktreten. Außerdem gewährleistet der Reichstag eine viel zweckmäßigere Kontrolle als mehrere einzelne Landtage, die in wenig demokratischer Weise zusammengesetzt sind.

Aus unserer Bächerel.

Von Edgar Steiger (München).

Deutsche Mästererzähler. Der Meisterwerke der Weltliteratur 9. und 10. Band. Minden (Westfalen), Verlag J. E. C. Bruns. Jeder Band einzeln erhältlich. Preis gebunden 3 Mark.

Der Titel sagt die Wahrheit. Das Beste aus der erzählenden Literatur des letzten Jahrhunderts ist hier in zwei Bänden zusammengestellt, in trefflicher Ausstattung und zu einem Preise, den jeder erschwingen kann. Ein feiner künstlerischer Takt hat den Herausgeber geleitet. Da haben wir Heinrich v. Kleists »Michael Kohlhaas«, dies wunderbare Seelengemälde des auf sein Recht pochenden märkischen Hockhamms, der aus empörtem Gerechtigkeitsgefühl zum Räuber und Landfriedensbrecher wird, E. T. Hoffmanns von allen Lichtern des Humors umspielten »Signor Formica«, in dem Salvator Rosas Künstlersehnen umgeht, dann Eichendorffs traumhaftes »Leben eines Tagelöhners«, in dessen trügerischer Mondscheinbeleuchtung vor den aufgerissenen Augen des verliebten Zollannehmers Baronesse und Josen, Deutschland und Italien neckisch ineinander verschwimmen, Mörikes köstliches Rokokobild »Mozart auf der Reise nach Prag«, Brentanos rührende Geschichte »Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl«, Chamisso's tief sinniges Schattenspiel »Peter Schlemihl« und Adalbert Stifters taufrischen »Hagstolz«. Da ist keine unter diesen anderthalb Duzend Geschichten, der die künstlerische Weihe fehlt, aber auch keine, die nicht unmittelbar zum Herzen des Volkes spräche. Ein prächtiges Geschenk für alt und jung.

Ludwig Knaut. Acht farbige Wiedergaben. Mit Erinnerungen an Ludwig Knaut von E. T. Ande w s. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. Preis 5 Mark.

Johannes Vermeer van Delft. Acht farbige Wiedergaben seiner Hauptwerke. Mit einer Einführung von E d u a r d P l i e t s c h. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. Preis 5 Mark.

E. A. Seemanns Künstlermappen, von denen mir hier Nr. 12 und 19 vorliegen, werden eine Zierde jeder Kunstbächerel bilden. Die Wiedergabe der künstlerischen Originale übertrifft durch die feine Abstönung der Farben und Lichter die meisten Buntdrucke, die in den letzten Jahren im Buchhandel erschienen sind. Dazu der erstaunlich billige Preis, der es fast jeder Arbeiterbibliothek ermöglicht, sich nach und nach die wichtigsten Erscheinungen dieser Sammlung anzuschaffen. Dadurch aber würde Tausenden, denen die Kunst bisher ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln

war, die Gelegenheit geboten, im Anschauen der Meisterwerke das Auge zu schulen und auf diesem einzigen Wege hinter das Geheimnis des Kunstwunders zu kommen. Vielleicht könnte solchen, deren Auge durch die geleckten Nichtigkeiten unserer Familienblätter abgestumpft ist, gerade Ludwig Knaut, der frühere Liebling der »Gartenlaube«, wegen seiner Mittelstellung zwischen echtem Realismus und bürgerlicher Schönfärberei den ersten Anstoß zu einer Veredlung des Geschmacks geben. Nicht etwa durch seine zur Schau getragene Volksnähe — ich denke hier vornehmlich an seine »Kunststreiter« und an seinen »Dorfbrand« —, die vielfach an Auerbachs frisierte Dorfgeschichten erinnern, sondern durch manche packende Einzelbeobachtung, die glücklich der Wirklichkeit abgesehen ist, wie in dem entzückenden Kinderbildnis »Mein Napf ist leer« oder durch die spielenden Lichter im »Trauben essenden Faun«, an dessen Blütenbaum die Pariser Freilichtmalerei mitgearbeitet hat.

Aber wie verblissen diese schüchternen Anläufe des gebildeten Spiegbürgers des achtzehnten Jahrhunderts, die ihn umgebende Wirklichkeit zu erfassen, neben der bodenständigen Helmatkunst des Niederländers Johannes Vermeer van Delft, der, wenn ich so sagen darf, auch wenn er scheinbar Anekdoten malt, ganz Auge ist. Für diesen Zeitgenossen Pieter de Hooch (1632 bis 1675) ist jeder Gegenstand, den er darstellt, bei aller Wahrheit der Auffassung lediglich ein Linien- und Farbenproblem geworden. Man betrachte nur einmal »Herr und Dame beim Wein« oder »Die Briefleserin«, und man fühlt unwillkürlich, wie dort die bräunlich-graue Pelerrine und das lachrote Kleid, hier das Grün und Rot der beiden Vorhänge alle übrigen Töne in sich aufsaugt und so das ganze Gemälde zusammenhält. Und dabei doch diese liebevolle Versenkung in alle Einzelheiten des Tatsächlichen. Man sehe sich nur einmal die Hände seiner »Spitzenklöpplerin« an und beobachte, wie bei dem ebenso berühmten »Milchmädchen« die weiße fettige Milch über den Schnabel des roten Kruges hinabträufelt! Beides zusammen macht den großen Künstler aus: der Farbenrausch, in dem er schwelgt, und das durchdringende Auge, dem sich auch im Kleinsten und Aller kleinsten die Herrlichkeit der Schöpfung offenbart. Der Maler gleicht eben dem Herrgott bei Matthäus, ohne dessen Wissen kein Sperling vom Dache fällt.

Stephan Zweig, *Jeremias*. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. Leipzig 1917, Inselverlag. Preis gebunden 5 Mark.

Eine lyrisch-dramatische Paraphrase der geschichtlichen und prophetischen Teile des bekannten Bibelbuchs. Jeremias, der den Untergang des Reiches Juda vorausagt und erlebt, ist gewiß die tragischste Persönlichkeit unter den Propheten. Wie er sich gegen seine inneren Gesichte und den, der sie sendet, in Angst und Erbitterung wehrt; wie sich der Patriot in ihm gegen das Furchtbare, das seine Stimme verkünden muß, entsezt sträubt; wie er betäubt seinem Gott den Dienst aussagt und dann doch wieder vor König und Volk Jerusalems Fall ausschreien muß, nacheinander vom Volke verlacht, gelästert und verflucht und vom König Zedekia eingekerkert: das wäre wohl ein Gegenstand für den tragischen Dichter. Zumal da gerade da, wo der Prophet triumphiert, der Patriot sein Haupt verhallen muß. Denn wie teuer ist dieser Triumph erkauft, wenn der vom wankelmütigen Volk in seiner Größe Erkannte den erbarmungslosen Feind in Jerusalems Toren und seinen König, wie er vorausgesagt, geblendet sieht! Stephan Zweig führt uns das alles fast wörtlich im Stile des Propheten vor — in prunkenden Versen, weniger als Wirklichkeit denn als eine Traumflucht wechselnder Gesichte. Es ist kein Drama, sondern eine Kantate, in der dramatische Volkschöre immer wieder von der mächtigen Solostimme des Propheten unterbrochen werden. Schließlich läuft alles auf eine Wehklage über den Krieg hinaus und das unsinnige Menschenmorden. Namentlich die Wächter auf den Mauern reden nicht die Sprache hebräischer Krieger, sondern verbohren sich in allerlei Zweifel an den Absichten Jehovas und sprechen oft gerade wie moderne Pazifisten. Hierin liegt das Verfälschende für den modernen Leser.

Hier zeigt sich Zweig als Sprecher der Zukunft, der für eine höhere Menschlichkeit eintritt. Hier gähnt aber auch zwischen Stoff und Gestaltung ein klaffender Widerspruch; denn alttestamentlich ist der Stoff, alttestamentlich die Sprache, alttestamentlich vor allem der im Schlußzwiegesang siegreich auftauchende Gedanke von der herrlichen Zukunft Israels:

Wandervolk, Leidvolk — im heiligen Namen
Jakobs, der von Gott einst dir Segen entrang —
Hebe dich auf, in die Welt zu fahren,
Rüste und schreite unendlichen Gang!
Wirf deinen Samen
Willig ins Dunkel der Völker und Jahre,
Wandre dein Wandern und leide dein Leid!
Auf, du Gottvolk! Beginn' deine wunderbare
Helmkehr durch Welt in die Ewigkeit!

Seit Plafens »Lige von Cambrai«, in der auch die ganze Handlung in die Chöre der Genuesen verlegt ist, sind alle derartigen Wagnisse im Drama zu einer papierernen Existenz verdammt. Für die Bühne eignet sich diese Kantate — trotz der prächtigen Bühnenbilder, die ein geschickter Regisseur stellen könnte — durchaus nicht. Der eintönige Wechsel jammernder, fluchender und winselnder Volksmassen und des gegen sie ankämpfenden Propheten würde so ermüden, daß alle schönen Worte nicht darüber hinweghelfen könnten — es sei denn, daß unsere Zionisten dieser alttestamentlichen Kantate ein besonderes Theater in Jerusalem bauen.

Rudolf Straß, *Der eiserne Mann*. Roman. Berlin, Ullstein & Co. Preis gebunden 1,50 Mark.

Hier heißt es Kulturbild und Roman auseinanderhalten. Letzterer kommt mit seiner verlogenen Schönfärberei allen Erwartungen einer Gartenlaubenleserin entgegen: ein menschenfreundlicher Elßasser Fabrikant, der zugleich allverehrter Arbeiterführer ist, verlobt sich am Schlusse mit einer stockpreussischen Generalstochter! Also das einige Deutschland in bengalischer Beleuchtung. Mehr kann der überschwenglichste Optimist nicht verlangen. Zumal wenn dieser deutschen Idylle der brodelnde Hefenkessel Frankreichs gegenübergestellt wird. Hier aber — und das unterscheidet diese Straßsche Marlittade vorteilhaft von den landläufigen Kriegsgeschichten — beginnt das Kulturbild. Das Bürgertum in Paris, wo die Drahtzieher der Entente sitzen, und in der Provinz, namentlich im Süden, wo der Handel auf Deutschland neidisch ist, sind mit hastigen Strichen meisterhaft gezeichnet. Etwas von dem Fieber, das im Frühjahr 1914 der Welt den Atem nahm, zittert auch in der Feder nach, die diese Geschichte niederschreibt. Man hört einen vielgereisten Mann, der Land und Leute kennt — auch Rom, wo sich damals Rußland und England zusammenfanden. Von Paris spinnen sich die Fäden der Politik und der Geschichte ins Elßas hinüber, dessen zwiespältige Stimmung in der vielfach verschwägerten Familie prächtig zum Ausdruck kommt, bis nach Straßburg, dessen »Eiserner Mann« zum Symbol der ganzen Zeit wird. Schade, daß diese vielversprechenden Anläufe immer wieder in den üblichen Romanphrasen veranden.

Literarische Rundschau.

Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen. Atlas mit 40 Landkarten. Vorwort von D. R i z o f f, königlich bulgarischen Gesandten in Berlin. Berlin 1917, königliche Hoflithographie, Hof-, Buch- und Steindruckerei Wilhelm Greve. 74 Seiten.

Nur die Aussicht auf erhebliche Abrundung seines Gebietes bewog Bulgarien im Herbst 1915, in den Weltkrieg einzugreifen. Als daher der Grundsatz: Keine An-

regionen! nicht nur bei den Völkern immer mehr Werbekraft gewann, sondern auch bei den Regierungen in Berlin und Wien Zustimmung fand, kam es der bulgarischen Propaganda darauf an, zu zeigen, daß der in Sofia erstrebte Landerwerb nicht unter den Begriff der Annexion, sondern der nationalen Einigung falle. Auch der vorliegende Atlas soll durch Karten und Text erweisen, daß Mazedonien, das Mischers Gebiet, das Timokbecken und die Dobrudscha nach moralischem, politischem, historischem und ethnographischem Recht zu Bulgarien gehören und daher nur Gegenstand einer »Desannexion« sind, wenn sie mit ihm vereinigt werden.

Die Einführung Rijoffs in diese Kartensammlung ist klug und geschickt geschrieben. In einer maßvollen Form vertritt er nicht gerade maßvolle Forderungen, und in vielen Einzelheiten darf man ihm bedingungslos beistimmen, so, wenn er die Möglichkeit der Bildung eines wirklich unabhängigen albanischen Staates bestreitet und darum die Teilung des Landes unter Serbien und Griechenland vorschlägt. Auch ist er ehrlich und unbefangen genug, zuzugestehen, daß eine Volksabstimmung in den umstrittenen Gebieten in Gegenwart der bulgarischen Bajonette keineswegs »den wahren Willen der abstimmenden Völker« darstellen könne.

Die Auswahl der Karten zeugt ebenfalls von Kenntnis und Geschick, und es versteht sich am Rande, daß ein der bulgarischen Propaganda dienender Atlas Karten wie die des venetianischen Geographen Coronelli nicht enthält, auf denen, zu Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts, Usküb regelmäßig die Bezeichnung: Hauptstadt von Serbien führt. Aber eben deshalb reichen die hier wiedergegebenen Karten samt Text nicht aus, um, wie das Vorwort sagt, Bulgariens ethnographische Rechte auf Mazedonien, die Dobrudscha und das Gebiet um Riſch »in unzweifelhafter Weise« festzustellen. Die vierzehn ersten Karten, die Ausdehnung und Entwicklung des altbulgarischen Reiches zeigen, sind für den Historiker anregender als für den Politiker, denn wenn die Zugehörigkeit zum Heiligen Römischen Reich Teufcher Nation dem Deutschen Reich von heute keinen Rechtsanspruch auf ein Gebiet verleiht, ist es mit Bulgarien genau so, vor allem aus dem einleuchtenden Grunde, weil das mittelalterliche Bulgarien und Serbien alles andere als Nationalstaaten waren! Mag ein Stück der Balkanhalbinsel also in verklungenen Jahrhunderten dem großbulgarischen oder dem großserbischen Reich oder beiden nacheinander angehört haben, so ist das für heute ohne jede Beweiskraft auf ethnographischem Felde.

Aber auch die nächsten sechzehn Karten aus dem neunzehnten Jahrhundert beweisen lediglich, daß der oder jener Balkanforscher oder -reisende die jetzt von Bulgarien beanspruchten Gebiete für Wohnsitze bulgarischer Bevölkerung gehalten hat, nicht aber, daß sie es in der Tat gewesen sind oder noch sind. Nun war bis weit in das letzte Jahrhundert hinein das Innere der Europäischen Türkei so unerforscht wie das dunkelste Afrika; erst seit dem Zuge Diebitschs nach Adrianopel im Jahre 1829 gewann die geographische Wissenschaft eine annähernde Vorstellung von der Gestalt der Balkanberge, und mit der ethnographischen Wissenschaft war es noch übler bestellt. Das bekannte Handbuch »Neueste Länder- und Völkerkunde« teilte 1813 den »serbischen Stamm« in die Völker der »Servier, Bosnier, Bulgaren, Uskokon, Morlacken und slawischen Walachen«, sah also in den Bulgaren nur einen Zweig des serbischen Volkes. Ähnliche Begriffsverwechslungen und -verschiebungen waren auch in den folgenden Jahrzehnten nicht selten. Schwerer fällt ins Gewicht, daß eine ganze Reihe der aufgeführten Forscher und Reisenden wie Sahn, Kiepert, Sag, Mackenzie und Irby weder des bulgarischen noch des Serbischen mächtig waren und sich daher bei ihren Studien an Ort und Stelle auf die Angaben von Eingeborenen verlassen mußten, und was das sagen will, weiß jeder, der sich auf dem Balkan einmal umgesehen hat. Mit einer wissenschaftlich einwandfreien Erforschung der Mundarten in den umstrittenen Gebieten begann erst die von Professor Jagitsch geleitete Slawistenschule, aber in diesem Buche sind noch tausend Seiten unbeschrieben, und auch für die Gegenwart gilt das Urteil Richard v. Macks,

der jetzt aus politischen, nicht aus ethnographischen Gründen für die bulgarischen Ansprüche eintritt: »Die Aufgabe, durch scharfe Grenzlinien die Völker abzusondern, einem jeden zu geben, was recht ist, kann heute nicht gelöst werden. Der von mehreren Völkern umworbenen Gebiete gibt es noch so zahlreiche, die eingelegten Kräfte sind häufig so gleichwertig, das Volksbewußtsein ist manchmal so schwankend, daß jede Lösung von mehreren, wenn nicht von allen Seiten und gewiß nicht immer ohne Grund angefochten werden würde. Zur Erkennung der Wahrheit fehlt es auch an lauterer Quellen, selbst für den, der an Ort und Stelle und mit den nötigen Sprachkenntnissen ausgerüstet mit dem besten Willen an die Arbeit geht.«

Der Atlas bringt auch je zwei Karten bulgarischer und serbischer Herkunft. Die bulgarischen stammen aus jüngster Zeit. Von der, die Professor Ischirkoff mit einigen anderen bulgarischen Fachleuten entworfen hat, sagte ein unvoreingenommener deutscher Gelehrter, Dr. Maull, in den »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München«, sie vermittle »ein ganz zutreffendes Abbild der heutigen politischen Beziehungen, des bulgarischen Bündnisses mit der Türkei — denn die Türken sind überall gut weggekommen — und des Gegensatzes zu Serbien und Griechenland«. Die serbischen Karten sind älteren Ursprungs, aus den Jahren 1848 und 1853, und schon deshalb für die Gegenwart wissenschaftlich wenig stichhaltig. Außerdem begrenzen sie zwar Wohnsitz und Sprachgebiet des serbischen Volkes in einer Weise, die der Richtung des Propagandaatlases zu entsprechen scheint, lassen aber durchaus im unklaren, ob sie südöstlich dieser Grenzen bulgarische oder griechische Sprache und Bevölkerung oder was sonst voraussetzen. Das wesentlichste aber ist, daß vor dem Jahre 1878 das Hüben und Drüben nicht Serben und Bulgaren, sondern Südslawen und Griechen hieß. Wenn deshalb eine Karte von damals geflissentlich betont, daß in der und jener Gegend Bulgaren wohnen, so lautet die stillschweigende Ergänzung: Und nicht Griechen! keineswegs aber, wie der Laie anachronistisch vermuten könnte: Und nicht Serben! Das gilt auch für die mittel- und westeuropäischen Forscher wie Ami Boué, Lejean, Hahn, Mackenzie und Irby, Kiepert und so fort. Sie wußten nichts von einem serbisch-bulgarischen Gegensatz und trugen darum, wo sie statt Griechen Südslawen fanden, unbedenklich und ohne nähere Prüfung den Namen bulgarisch oder serbisch in ihre Untersuchungen ein.

Da die letzten zehn der vierzig Karten nicht mehr ethnographischen Charakters sind, kann ein unparteiisches und ruhiges Urteil über das an sich interessante und wertvolle Werk nur zu einem non liquet in der Frage kommen, die zur Verhandlung steht. Für das Timokbecken aber, das seit 1833, und das Nischer Land, das seit 1878 zu Serbien gehört, ist Rizoffs Eingeständnis bemerkenswert, daß es den Serben im Laufe der Jahrzehnte gelungen sei, diesen Provinzen »ihr eigenes nationales Gepräge zu geben«, zu deutsch, daß die Bewohner dieser Gebiete sich als Serben fühlen und Serben bleiben wollen.

Hermann Wendel.

H. Poruttau, Die Arbeitsleistungen des Menschen. Einführung in die Arbeitspsychologie.

E. Kraus, Kriegsbeschädigtenfürsorge.

Aus Natur und Geisteswelt. Berlin, Leipzig, W. G. Teubner. Preis pro Band 1,50 Mark.

Zwei Bücher, deren verschiedene Themen bei näherer Betrachtung unter bestimmten Gesichtspunkten zusammengehören. Denn das, was wir jetzt schon als wichtige Aufgabe der allernächsten Zeit in Angriff nehmen müssen, ist die Unterbringung von Arbeitskräften im Wirtschaftsleben nach den Methoden der ausgiebigsten Menschenwirtschaft und Menschenökonomie.

Eines Tages, »wenn der Frieden ausbricht«, wie man das jetzt so sinnvoll an der Börse bezeichnet, wird die Auflösung der heutigen Kriegsmaschinerie ihren Anfang nehmen. Zwar ist es uns noch ziemlich schleierhaft, ob sich diese Demobilisie-

rung glatt vollziehen läßt. Nach den Mitteilungen, die zurzeit der Öffentlichkeit vorliegen, scheint man den Organisationsplan nur in den größten Umrissen entwerfen zu haben. Jedenfalls wird es keine leichte Aufgabe sein, aus dem Zwang der Kriegswirtschaft draußen und drinnen wieder in die Bahnen der Friedenswirtschaft einzulenken.

Wohl die wichtigste Aufgabe wird darin bestehen, die Bilanz der Menschenkräfte zu ziehen. Jedes der kriegsführenden Völker hat seine Verluste an Menschenleben und Menschenkraft bringen müssen, und gerade Deutschland wird als Wirtschaftsmacht auf dem Weltmarkt einen schweren Konkurrenzkampf führen müssen, um seine alte Stellung gegenüber England, dem Mutterland der modernen industriekapitalistischen Entwicklung, und Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, zu behaupten. Das wird nur möglich sein, indem wir mit unseren Menschenkräften rationell arbeiten. Besonders die Kriegsverletzten müssen wieder untergebracht werden. Diese Aufgabe ist nicht bloß eine sozialethische Frage, sondern sie ist, in den Gedankengängen ausgedrückt, die von Wissell in seinem Referat auf dem Würzburger Parteitag zum Ausdruck gebracht wurden, für uns als Volk in Zukunft zugleich eine wirtschaftliche Existenzfrage. Wir werden deshalb lernen müssen, auch die Menschen mit geschwächter Leistungsfähigkeit nach den Gesichtspunkten einer rationalen Auswertung der verfügbaren Arbeitskräfte in unsere Wirtschaftsorganisation einzugliedern. Im letzten Grunde würde es sich in Zukunft um weiter nichts handeln als um eine sozialpolitische Verwirklichung des Taylor-Systems. Wir müssen lernen, von sozialen Gesichtspunkten orientiert, jeden Menschen nach Maßgabe seiner verfügbaren Arbeitskraft an den richtigen Platz zu stellen.

Die Probleme des Taylor-Systems haben wir sachlich und gründlich zu durchforschen. Es wird dabei auch zu beachten sein, daß das Taylor-System eine rein gesetzmäßige Fortsetzung jener Bestrebungen darstellt, die auf dem Gebiet der Menschenverwendung systematisch schon längst eingesetzt haben. Das Gebiet der Arbeitsphysiologie bietet gewissermaßen Vorstudien dazu. Die Wissenschaft hat sich schon in umfangreicher Weise bemüht, die Lebensgesetze der seelischen, geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit des Menschen zu studieren. Wir möchten daher das Buch von Boruffau unseren Lesern als eine Einführung und einen Leitfaden bestens empfehlen.

Der Verfasser geht von den Grundbegriffen aus und behandelt in instruktiven Abschnitten zusammenfassend die wissenschaftlichen Grundlagen, Erfolge und Probleme, die auf diesem Gebiet bis jetzt erreicht sind. Es ist charakteristisch für den Fortschritt dieser Wissenschaft, wenn der Verfasser als Schlußkapitel sich mit dem Taylor-System beschäftigt und die Ziele des Instituts für Arbeitsphysiologie schildert....

Das zweite Buch behandelt die Kriegsbeschädigtenfürsorge. Freilich haben wir es hier nicht mit einem Leitfaden zu tun wie bei Boruffau, der Verfasser hat sich noch ein paar Mitarbeiter gesucht, und jeder gibt von seinem Spezialgebiet über Organisation der Kriegsbeschädigtenfürsorge im Deutschen Reich, über Hilfsfürsorge und Erwerbsfürsorge für Kriegsbeschädigte ein Situationsbild. Für wertvoll und wichtig halten wir die Literaturübersicht, die jedem Abschnitt vorangestellt ist. Wir empfehlen auch dieses Buch, obwohl es deutlich erkennen läßt, wie wenig durchorganisiert das Gebiet der Kriegsbeschädigtenfürsorge gegenwärtig noch ist. Während des Krieges sind viele Organisationen aufgebaut worden, die nicht immer planvoll nebeneinander arbeiten. Durch eine entsprechende Mitarbeit der Arbeitgebervertreter an der schwierigen Aufgabe könnte manches gebessert werden. Die Wichtigkeit dieser Materie macht es notwendig, daß wir ebenfalls systematisch anfangen, dieses Gebiet praktisch zu bearbeiten, die vorliegende Studie kann dazu von den interessierten Fachleuten unserer Bewegung benutzt werden. R. W o l d f.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 28

Ausgegeben am 29. März 1918

36. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Kampf gegen die Kriegsgewinner.

Ein kritisches Nachwort zum Daimler-Skandal.

Von Richard Woldt.

Die Dinge, die im Hauptausschuß über die Differenzen zwischen der Militärverwaltung und den Daimler-Werken in die Öffentlichkeit gekommen sind, bedeuten eigentlich für den einigermaßen Eingeweihten keine Überraschung. Genosse Noske hat recht: es handelt sich hier nicht um einen Ausnahmefall, sondern in Wirklichkeit ist es nur eine Episode, ein typischer Einzelvorgang, der blühartig die ganze Situation beleuchtet und zeigt, wie die Militärbehörden einen erfolglosen Preiskampf mit den Kriegslieferanten führen. Das, was hier in dieser Affäre Daimler erkennbar ist, kann geradezu als typisch für die geschäftlichen Beziehungen zwischen der privaten Rüstungsindustrie und der Heeresverwaltung gelten. Noch ist es nicht möglich, in diese Dinge hineinzuleuchten, einer kritischen Besprechung in der Öffentlichkeit stellt man jetzt noch militärische Bedenken entgegen. Aber die Erörterung darüber ist nur aufgeschoben und nicht aufgehoben. In Unternehmerkreisen weiß man schon, weshalb auf allen Tagungen der Unternehmerverbände und bei allen Entschliessungen jene energische Abwehr gegen alle Maßnahmen der Bindung, Kontrolle und Aufsicht des Staates über die »freie Unternehmertätigkeit« zum Ausdruck kommt. Die Kriegswirtschaft hat auf allen Gebieten die Haltlosigkeit des Veredes vom »freien Spiel der Kräfte« erwiesen, und es sind gerade die Unternehmer selbst, die sich darüber keiner Illusion hingeben, daß auf diesem Gebiet zwischen Staat und Gesetzgebung entscheidungsvolle Auseinandersetzungen bevorstehen. Selbst wenn die Regierung hierzu nicht die notwendige Entschiedenheit findet, so wird sie müssen. Die Abrechnung mit den Kriegsgewinnern wird einen breiten politischen Resonanzboden finden. Ist es doch das Volk, das die Lasten der Kriegsrüstungen für jetzt und für die Zukunft aufzubringen hat, eine wirkliche Volksvertretung muß sich daher durch ihre parlamentarische Arbeit und Macht die Möglichkeiten schaffen, im Interesse der Allgemeinheit mit den Kriegsgewinnern und Rüstungslieferanten fertig zu werden. Auch diese Dinge werden jedoch nicht reiflos entschieden durch rhetorische Auseinandersetzungen, sondern im letzten Grunde sind es recht nüchterne Fachfragen. Soweit man jetzt schon öffentlich darüber schreiben kann, sollen die Probleme kurz erörtert werden.

Zunächst den Tatbestand: Ein großes Rüstungswerk, auf dessen Fabrikate die Militärverwaltung angewiesen war, hat seine Kalkulationspreise kräftig auf einer ganz anormalen Höhe halten können, und als man endlich nach langem Verhandeln und Drohen zur Revision der Kalkulationspreise bereit war, hat man der Heeresverwaltung g e f ä l s c h t e Kalkulationsauf-

stellungen vorgelegt. Wie ist das möglich? Wie hat sich die Heeresverwaltung das gefallen lassen können? Ist hier nicht unverantwortlich mit den Kriegsfinanzen gewirtschaftet worden? Wir haben sicherlich keine Veranlassung, die »Wumba«, das Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt, wie diese Zentralbehörde heißt, zu verteidigen. Aber sofort bei Beginn des Krieges standen unsere privaten Rüstungsfabriken den Militärbehörden in einer durchaus vorteilhaften Stellung gegenüber, so daß selbst geschicktere Geschäftsleute in den Inspektionen der einzelnen Heeresabteilungen nicht hätten reiflos mit den vorhandenen Schwierigkeiten fertig werden können.

In der Fabrikation und in der Preisfrage der wichtigsten Kriegsmittel stand man vor ganz neuen Verhältnissen. Vor allen Dingen ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß wir technisch aus diesem Kriege ganz anders herauskommen werden, als wir hineingegangen sind. Als der Krieg begann, war die Ausrüstung der Kriegswaffen und Kriegsmaschinen nur auf den Stand der bisherigen theoretischen Erfahrungen der Friedenszeit eingestellt. Der Krieg selbst ist ein Schrittmacher des technischen Fortschritts geworden. Wichtige Zweige der Waffenausrüstung haben erst während des Krieges ihre konstruktive Verfeinerung und Verbesserung erfahren. Um nur den Luftkrieg und den Unterseebootkrieg herauszugreifen, so hat sich unsere gesamte Flugzeugtechnik erst während der letzten drei Jahre kriegsmäßig entwickelt. Professor Kammerer von der Technischen Hochschule Charlottenburg hat in den ersten Monaten des Krieges an einem Schaubild demonstriert, wie im Laufe weniger Jahre aus dem ersten brauchbaren Flugzeug, mit dem man überhaupt eine Zielfahrt ausführen konnte, Maschinen entstanden waren, deren Leistungen sich von Fahrt zu Fahrt steigerten. Aber die Kurven der Schaubilder brachen mit dem Jahre 1914 ab. Die einzelnen Daten über Fahrgeschwindigkeit, Tragfähigkeit, Fahrtdauer, Kraftleistungen für die Zeit nach 1914 würden die Kurven schräg nach oben auf dem Diagramm des Schaubildes lenken. Der Verein deutscher Ingenieure trägt sich mit der Absicht, eine umfassende Untersuchung der Technik auf die jetzige Kriegsführung herauszugeben. Dieses Material wird ganz zweifellos ein eindrucksvolles Bild davon geben, wie unwälzend die technischen Fortschritte während des Krieges selbst in der Ausrüstung der Waffen gewirkt haben und alle Einzelheiten durch die Erfahrungen des Krieges selbst immer wieder verbessert und verfeinert worden sind. In dem Kranz der Fabriken, die den Flugplatz Johannisthal bei Berlin umgeben, haben während des Krieges hart und erfolgreich Konstrukteure, Betriebsmenschen und Fachleute der Inspektion der Fliegertruppen gearbeitet, um aus dem Sportflugzeug zu Anfang des Krieges eine furchtbare Luftwaffe auszubilden.

Dasselbe ist auf dem Gebiet des Unterseebootwesens der Fall. Es war nicht ohne Reiz, zu verfolgen, wie der Kieler Arzt und Reichstagsabgeordnete Dr. Struve, also in Marinefragen ein Laie, dem früheren Staatssekretär des Reichsmarineamts v. Tirpitz die Legende von den unsterblichen Verdiensten dieses Mannes um die maritime Rüstung Deutschlands zerstörte. In den entscheidenden Punkten hat Dr. Struve recht. Das U-Boot ist zu seiner jetzigen Kriegsbrauchbarkeit eigentlich erst während des Krieges herausgewachsen. Aus gewiß recht hoffnungsvollen Anfängen hat der furchtbare Ernst des Krieges und das wunderbare Zusammenspiel von Theorie und Praxis, von Konstruktion, Fabrikationserfahrung und Betriebsanwendung

die erzielten Erfolge erst möglich gemacht. Und so veränderten sich von Monat zu Monat die Fabrikationsausführungen der einzelnen Kriegsmittel.

Dementsprechend befanden sich die Abnahmestellen der Heeresverwaltungen den privaten Rüstungswerken gegenüber in ständig wechselnden Situationen. Im Vordergrund ihrer Arbeit stand die Aufgabe, möglichst viel und möglichst schnell die erforderlichen Kriegsmittel heranzuschaffen. Auch auf diesem Gebiet hatte der Krieg selbst alle Theorie und alle Vorberechnungen über den Haufen geworfen. Die vorhandenen Staatswerkstätten reichten bei weitem nicht aus, um die gewaltige Kriegsmaschinerie zu versorgen. Die Privatindustrie mußte herangezogen werden. Und nun setzte auch hier der Umschaltungsprozeß von der Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft ein.

Der ideale Zustand wäre gewesen, daß die militärischen Auftraggeber den Firmen für die einzelnen Fabrikate die Preise hätten vorschreiben können. Die nötigen Machtmittel, die Fabrikanten zur Ausführung der Aufträge zu angemessenen Preisen zu zwingen, hätten sich finden lassen. Aber daran lag es nicht, wenn man auf solchen Zwang verzichtete, sondern an der Schwierigkeit, die Kalkulationspreise der verschiedenen Fabrikate selbst zu ermitteln. Eine jede Kalkulation ist eine Preisfestsetzung, und in der industriellen Betriebspraxis ist es nur möglich, den Herstellungspreis eines neuen Fabrikats einwandfrei festzustellen, wenn man die Vergleichsmomente mit der bisherigen Produktion zu ziehen imstande ist. Je mehr und je sorgfältiger die rechnerischen Einzeldaten über die Produktionsvorgänge gesammelt werden, um so sicherer läßt sich das Kalkulationsergebnis für ein neues Fabrikat ermitteln. Nun könnte man einwenden, daß ja solche Vergleichsmomente aus den staatlichen Fabriken vorlagen. Aber dieser Einwand ist nur sehr bedingt zutreffend. Denn erstens wurde und wird in Spandau, Kiel, Wilhelmshaven, Danzig unvorteilhafter und teurer gearbeitet als in einem Privatbetrieb, eine Tatsache, die unzweifelhaft feststeht. Dann aber war dieses Vergleichsfeld nur sehr begrenzt. Die meisten Waffen und Kriegsmittel hatten sich in ihrer Konstruktionsform, in ihren Fabrikationsmethoden verändert, neue Fabrikate kamen hinzu, so daß die Preisbestimmung für die Militärbehörden zunächst nur ein höchst unsicheres Fühlen und Schätzen sein konnte.

Um gerade das Beispiel mit Daimler zu erwähnen, so war man in der Fabrikation von Automobilen und Motoren auf dieses Werk angewiesen. Die Motorenfrage bestand überhaupt als ein wichtiges Kriegsproblem. Konstruktiv brachte auch hier jeder Monat neue Verbesserungen und fabrikatorisch neue Veränderungen. Die Militärbehörden, die außerhalb der Betriebspraxis die Lieferungsverträge abzuschließen hatten, standen Kalkulatoren und Betriebsmännern der Daimler-Werke gegenüber, die ihre Erfahrungen bei der Fabrikation unmittelbar selbst sammeln konnten. So war an sich schon die Tatsache gegeben, da auch kein Vergleichsmaterial aus Staatsbetrieben vorlag, daß hier der private Betriebsmann mit viel überlegener Sachkenntnis die Produktionsbedingungen berücksichtigen konnte und natürlich im Interesse der Firma die vorteilhaftesten Produktionsbedingungen selbst auszunutzen imstande war.

Mit solchen Schiebungen, wie die Daimler-Direktoren vorgenommen haben, läßt sich nur fertig werden, wenn durchgreifend für jetzt und für die Zukunft den Kriegslieferanten eine Kontrolle übergeordnet wird, die sich aus Männern zusammensetzt, die wirklich sachlich und sachlich den gerissenen

Leitern der Kriegsindustrie gewachsen sind. Der Reichstag wird in seine Kommissionen Leute hineindelegieren müssen, die selbst aus dem praktischen Leben kommen und mit den Dingen genügend Bescheid wissen. Natürlich ist es notwendig, daß die Unternehmervertreter im Parlament selbst von diesen Aufsichtsfunktionen ausgeschlossen werden. Denn das hieße ja den Bock zum Gärtner machen.

Zweifellos können unsere Reichstagsabgeordneten nicht überall selbst inspizieren und in alle Einzelheiten hineinkriechen. Deshalb sind Beamte heranzuziehen, die selbst aus der Industriepragis stammen, die in allen Sätteln gerecht sind und sich von solchen gerissenen Leuten, wie es zum Beispiel die Direktoren der Daimler-Werke sind, keinen blauen Dunst vormachen lassen.

Man muß den Privatkapitalismus mit seinen eigenen Waffen schlagen, aus der Reiskultur, die hier die industriekapitalistische Geschäftspraxis erlangt hat, müssen auch die Gegenmaßnahmen getroffen werden.

Der Abgeordnete Gothein führte in der Diskussion jener Hauptausschussung über den Fall Daimler aus, daß das Kernproblem der Ermittlung der Kalkulationsberechnung für ein industrielles Fabrikat die Unkostenfrage bedeutet. Diese Darstellung ist durchaus richtig. Die Fabrikationskosten setzen sich zusammen aus den Ausgaben für Material, dem direkten Arbeitslohn, der unmittelbar für die Herstellung des Fabrikats gezahlt worden ist, und den Kosten, die sich ergeben aus den Aufwendungen für Fabrikgebäude, Maschinenabnutzung, Werkzeugverbrauch, den Verwaltungskosten und den Handels- und Verkaufspesen. Je komplizierter der Arbeitsprozeß ist, desto verwickelter und mühevoller wird auch die Ermittlung der richtigen Produktionskosten sein, die während der Fertigstellung eines Produkts entstanden sind. Dabei muß man berücksichtigen, daß die meisten Fabrikate, um die es sich hier handelt, in Massenfabrication und Arbeitsteilung hergestellt werden. In dieser Beziehung ist ein moderner Rüstungsbetrieb fabrikatorisch ein Kunstwerk.

Um dem Laien ein Bild davon zu geben, sei als Beispiel erwähnt, daß das Infanteriegewehr 98 sich zusammensetzt aus 62 Einzelteilen und der Werdegang des Gewehrs 1200 Arbeitsoperationen durchläuft, das heißt also, bei jedem Gewehr müssen die verschiedenen Einzelteile zusammen 1200 Arbeitsstadien passieren. Jede einzelne Operation bedeutet eine besondere Maschine mit besonderen Hilfswerkzeugen, und so ist der ganze Arbeitsplan derartig zwangsläufig und planvoll einzuleiten und zu überwachen, daß an jeden dieser Arbeitspunkte die Voraussetzungen einer ungestörten Fabrication und eines ungehemmten Arbeitsdurchganges gegeben sind. Schon eine Gewehrfabrik, die Tag für Tag daselbe Fabrikat in der gleichen Produktionsausführung herstellt, ist also mit einem wunderbaren Uhrwerk vergleichbar.

Wenn wir nun eine Kalkulationsberechnung für das Infanteriegewehr zur Hand nehmen, so müssen diese 1200 Arbeitsoperationen Posten für Posten darin verzeichnet sein. Für jedes einzelne Arbeitsstadium ist nicht nur zu fixieren, welcher Materialverbrauch und welcher Arbeitslohn dabei aufgewendet werden muß, sondern es sind auch die im einzelnen entstandenen Produktionsunkosten mit den jeweilig richtigen Zuschlägen der Betriebsleitung und Verwaltung dabei festzustellen.

Ähnlich ist es auch mit der Automobilfabrikation. Ich habe kurz vor dem Kriege selbst Gelegenheit gehabt, die Daimler-Werke zu besichtigen. Es handelt sich hier um ein modern eingerichtetes Industrieunternehmen, und wenn vielleicht auch die Betriebsorganisation noch nicht auf derselben Höhe steht wie bei dem berühmten Ford in Amerika, so ist doch gerade die Firma Daimler in Fachkreisen bekannt als Unternehmen, das fabrikkorganisatorisch nach modernen Grundsätzen geleitet wird. Selbstverständlich ist man auch hier in der Lage, trotz aller Arbeitsteilung und Massenfabrication die jeweiligen Selbstkosten der Fabrikate festzustellen.

Dieses Problem der Kalkulationsermittlung hat freilich in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege unsere industriellen Fachkreise sehr beschäftigt. Vielleicht darf ich den interessierten Leser auf meine früheren Beiträge in der Neuen Zeit hinweisen, in denen ich darüber berichtet habe, wie die industrielle Verwaltungswissenschaft mit dem Problem gerungen hat, nachdem sie betriebswirtschaftlich den Produktionsprozeß verfeinerte, nun auch in der Preisberechnung sorgfältig und richtig den komplizierten Werdegang ihrer Fabrikate kalkulatorisch zu verfolgen. Es ist noch nicht allzu lange her, daß auf allen Fachversammlungen der Unternehmer immer und immer wieder die Forderung aufgestellt wurde, den modernen Betriebsprozeß durch ein sachgemäßes Kalkulationssystem rechnerisch überwachen zu lassen. In einem Preisausschreiben, das vor ungefähr zehn Jahren von einer industriellen Studiengesellschaft herausgegeben wurde, sind über die Selbstkosten industrieller Betriebe nicht weniger als 92 Monographien aus den verschiedenen Zweigen der Industriepraxis geschrieben worden.

Hier auf diesem Gebiet sind die privatindustriellen Werke den Staatsbetrieben voraus. Es würde ein Thema für sich sein, zu untersuchen, weshalb auf unseren staatlichen Fabriken weder rationell fabriziert noch verwaltungsmäßig der Betrieb kontrolliert wird. Wenn von einem Diskussionsredner im Reichstag angeführt worden ist, daß man als Vergleichswerte für die zahlbaren Kalkulationspreise die Berechnungen der Spandauer staatlichen Fabriken heranziehen könnte, so trifft das in der Praxis ebenfalls nicht zu. Denn die Spandauer Werke sind auch in dieser Beziehung noch recht zurückgeblieben, und die Führer der Metallarbeiterbewegung an der Wasserkante besitzen mancherlei Material, das ihnen von den Arbeiterausschüssen der staatlichen Werften in Kiel, Wilhelmshaven usw. zugeht, aus dem ersichtlich ist, wie mühevoll man hier mit diesen betriebsorganisatorischen und verwaltungstechnischen Fragen fertig werden konnte. Die staatlichen Betriebe sind auch in dieser Beziehung keine Musterbetriebe, obwohl sich während der Kriegszeit die Verhältnisse gebessert haben.

Wenn also das große Werk der Reorganisationsfähigkeit und der Nachprüfung der Kriegsgewinne beginnt, dann hat man zunächst bei den Staatsbetrieben anzufangen. Man hat hier die einzelnen Werke auf ihre fabrikkationsmäßige Leistungsfähigkeit und ihre Werkstofforganisation zu untersuchen. Man hat den Betrieb zu reorganisieren und zu rationalisieren.

Gerade im Staatsbetrieb wird man ebenfalls lernen müssen, so vorteilhaft wie möglich zu arbeiten, mit den besten Maschinen und den modernsten Hilfsmitteln die größte Ergiebigkeit im Produktionsertrag zu erreichen. Dann erst wird der Staatsbetrieb für die Heeresaufträge an die Privatunternehmer der Schrittmacher im Wettbewerb. Dazu wird dann auch die Auf-

gabe hinzutreten, diesen Produktionsbetrieb rein rechnerisch in allen Einzelheiten richtig zu erfassen und zu untersuchen.

Als die Not am größten war und bald nach Ausbruch des Krieges das Kriegsministerium vor der Notwendigkeit stand, die Produktionsfähigkeit ihrer staatlichen Werke auf das Höchstmäß hinaufzutreiben, hat man allerdings zur Mitarbeit dazu Fachleute aus den Kreisen der technischen Wissenschaft herangezogen. Wahrscheinlich wird auch hier einmal der Verein deutscher Ingenieure über die Arbeiten, die von verschiedenen Mitgliedern dieser Fachorganisation geleistet worden sind, berichten. Große Freude und Befriedigung haben wohl nicht viele dieser Mitarbeiter bei ihrer Tätigkeit gehabt, denn es war häufig ein zäher Kampf mit der Rückständigkeit unserer preußischen Beamten und Bürokraten, die den modernen Prinzipien, die nun auch im Staatsbetrieb zur Anwendung kommen sollten, fremd und verständnislos gegenüberstanden. Mancher passive Widerstand mußte gebrochen werden. Deshalb wird eine wirkliche erfolgreiche Reorganisation unserer Staatsbetriebe nur möglich sein, wenn dort ein neuer Geist einzieht und man die leitenden Kräfte gegen Intelligenzen aus der privatindustriellen Praxis auswechselt.

Wer in der Disziplin der altpreußischen Verwaltungskunst alt geworden ist, der kann schwer umlernen. Kommt also der Reichstag einmal dazu, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen, so wird er dafür sorgen müssen, daß solche Reorganisatoren nur aus den Kreisen der privaten Industrie herausgeholt werden, wenn es auch schwer sein wird, wirklich tüchtige Intelligenzen aus gut bezahlten Positionen der privaten Industrie loszukaufen. Neben voller Unabhängigkeit und Selbständigkeit spielt die materielle Frage immerhin eine nicht unwichtige Rolle.

Aber diese Reorganisation der Staatsbetriebe ist nur der erste Schritt. Solche Fachleute, die als Regierungsbeamte wirken sollen, werden dann auch in die Privatbetriebe hineinsteigen müssen. Sie werden hier die privaten Werke in ihren Produktionsleistungen, sofern sie für den Staat arbeiten, ebenfalls genau zu kontrollieren haben. Es wird sich also um Aufsichtsfunktionen handeln, wie sie in der Privatindustrie ja eigentlich schon bestehen.

Bei dieser Gelegenheit mag eine Episode Erwähnung finden, die ebenfalls sich auf die Daimler-Werke bezieht. Ich war vor ungefähr achtzehn Jahren als junger Verwaltungsbeamter in der Automobilfabrik in Marienfelde tätig, die inzwischen von dem Daimler-Werk übernommen worden ist. Damals befand sich dieses Werk in einer sehr schwierigen Situation. Geschäftliche Mißerfolge hatten das Unternehmen bis nahe vor den Zusammenbruch geführt. Der Ludwig-Löwe-Konzern hatte Lust, das Werk zu übernehmen, und schickte unter Führung eines damaligen Direktors einen Stab von Beamten hinein, die die Produktionsergebnisse der Marienfelder Firma genau untersuchen sollten. Den betreffenden Herren wurden Spezialaufgaben überwiesen, und sie hatten an der Hand der Rechnungen und der Materialverbrauchsnaehweise die Kalkulationen des Materialaufwands, an der Hand der Lohnkarten die gezahlten Arbeitslöhne zu kontrollieren, und der betreffende Direktor quälte sich selbst damit ab, dahinterzukommen, wie die Marienfelder Firma ihre Werkstattunkosten und ihre Generalunkosten berechnet hatte. Soviel mir erinnerlich ist, war das Ergebnis dieser sorgfältigen Untersuchung negativ, der Ludwig-Löwe-Konzern hatte keine Lust, die Firma

zu übernehmen, und erst später haben dann wohl die Daimler-Werke die Fabrik aufgekauft.

Ich erwähne diese Episode nur als ein Beispiel dafür, wie die großen Industriekonzerne die Methoden anwenden und auch ihre Fachleute schon haben, um sich von dem inneren Getriebe eines Unternehmens den richtigen Einblick zu verschaffen. Solche Revisoren können natürlich nicht getäuscht werden und sind selbst zu viel Fachleute, um nicht sofort zu erkennen, ob es sich hier um richtige oder falsche Kalkulationen handelt.

Wenn der Kampf um die Reorganisation unserer Staatsbetriebe und, was im vorliegenden Falle besonders zur Erörterung steht, der Kampf um die Kriegsgewinne ernsthaft und erfolgreich durchgeführt werden sollen, so gibt es keine anderen Methoden als jene, die wir hier kurz skizziert haben. Es ist genau nach den gleichen Gesichtspunkten eine Betriebskontrolle durchzuführen, wie sie im Betrieb selbst von der heutigen industriellen Verwaltungswissenschaft durchgeführt wird. Deshalb ist es sehr natürlich, daß gerade die Unternehmer eine solche Staatsaufsicht am meisten fürchten und schon jetzt dagegen wettern mit der Begründung, eine wirkliche Staatskontrolle würde das »freie Spiel der Kräfte« hemmen.

Marx und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen.

Von Heinrich Cunow.

(Schluß.)

II.

Nach der Marx-Engels'schen Auffassung ist die Tendenz der geschichtlichen Entwicklung auf die Herausbildung großer Staatsgebilde und einheitlicher Wirtschaftskomplexe gerichtet und daher ganz unvermeidlich, daß in diesem sich mit innerer Notwendigkeit vollziehenden Entwicklungsprozeß die zwischen den Großstaaten sitzenden kleinen rückständigen Nationen von den großen angegliedert und, nachdem durch die mehr oder minder feste politische Vereinigung neue Berührungspunkte, Interessensverknüpfungen und -verflechtungen geschaffen worden sind, assimiliert werden. Alle heutigen Großstaaten sind auf dem Wege solcher nationalen Verschmelzung entstanden. Es ist das gewissermaßen ein Analogon zu der sich auf wirtschaftlichem Gebiet vollziehenden Aufsaugung der Kleinbetriebe durch die Großbetriebe.

Was nun speziell die österreichischen Slawen anbetrifft — und daselbe gilt mit gewissen Einschränkungen von den kleinen Nationen Westrußlands —, so bestehen sie, wie in den im vorigen Aufsatz erwähnten Artikeln der »Neuen Oder-Zeitung« näher ausgeführt wird, zum Teil aus Trümmern von Nationalitäten, »deren eigene Geschichte der Vergangenheit angehört und deren gegenwärtige historische Entwicklung an die von Nationen verschiedener Rasse und Sprache gebunden ist«. Größtenteils besitzen diese Trümmer nicht einmal eine feste nationale Organisation. Sie bewohnen kein in sich abgeschlossenes Gebiet, sondern leben verstreut zwischen anderen Nationen, gewissermaßen als deren »Anhängsel«. Zum anderen Teil bestehen jene Nationen aus abgesprengten, beziehungsweise im Laufe der Geschichte abgelösten Bruchteilen ausländischer, außerhalb der Donaumonarchie sitzender Nationen und haben daher, wie Engels sich ausdrückt, ihr Gravitationszentrum in fremden Ländern: die österreichischen Polen in russisch-Polen, die Ruthenen in der Ukraine, die Serben in Serbien usw.

Soweit diese von einem großen Hauptstamm abgesplitterten Teile in Masse ein bestimmtes, an das Land des Hauptstammes angrenzendes Gebiet bewohnen, ist natürlich eine Angliederung an diesen Stamm möglich, wenngleich dadurch vielfach alte historisch gewordene Verhältnisse zerrissen, ökonomische Bindungen und Beziehungen zerstört werden — nicht nur zum Nachteil der Abgesplitterten, sondern auch derer, mit denen sie bisher wirtschaftlich verknüpft waren — und das schließliche Ergebnis nicht immer ein kultureller Fortschritt, sondern oft ein Rückschritt sein würde. Soweit es sich aber um verstreute Trümmer vergangener Nationalitäten oder um bloße Enklaven handelt, ist jede Anwendung des sogenannten Nationalitätsprinzips ganz unmöglich, denn eine politische Selbständigmachung dieser Trümmer ließe sich nur durchführen, wenn in das neue Staatsgebilde die zwischen ihnen stehenden Bevölkerungsgruppen anderer Nationalitäten mit eingepfercht würden. Es würde also der Unterschied nur darin bestehen, daß die früher untere nationale Schicht nun zur herrschenden würde. Zudem aber entstünden völlig unlebensfähige Gebilde, die sich weder politisch noch wirtschaftlich gegen die sie umschließenden Großstaaten zu behaupten vermöchten und früher oder später doch wieder von diesen annektiert würden.

Als Napoleon III. als Verkünder des Nationalitätsprinzips auftrat, Österreich aus Italien zu vertreiben suchte und ein französisches Heer über die Alpen führte, um angeblich Italien »bis zur Adria« zu befreien, schrieb denn auch 1859 Friedrich Engels in seiner bekannten Schrift »Po und Rhein«:

Es ist in ganz Europa keine Macht, die nicht Teile anderer Nationen mit ihrem Gebiet vereinigt hätte. Frankreich hat flämische, deutsche und italienische Provinzen, England, das einzige Land, das wirklich natürliche Grenzen besitzt, ist in jeder Richtung über sie hinausgegangen, hat Eroberungen in allen Ländern gemacht und ist jetzt auch mit einer seiner Dependenz, den Ionischen Inseln, in Streit, nachdem es eben eine kolossale Rebellion in Indien mit echt österreichischen Mitteln niedergeschlagen hat. Deutschland hat halbslawische Provinzen, slawische, magyrische, walachische und italienische Anhängsel. Und über wieviel Zungen herrscht der weiße Zar von Petersburg!

Daß die Karte von Europa definitiv festgestellt sei, wird kein Mensch behaupten. Alle Veränderungen, so fern sie Dauer haben, müssen aber im ganzen und großen darauf hinausgehen, den großen und lebensfähigen europäischen Nationen mehr und mehr ihre wirklichen natürlichen Grenzen zu geben, die durch Sprache und Sympathien bestimmt werden; während gleichzeitig die Völkertrümmer, die sich hier und da noch finden und die einer nationalen Existenz nicht mehr fähig sind, den größeren Nationen einverleibt bleiben und entweder in ihnen aufgehen oder sich nur als ethnographische Denkmäler ohne politische Bedeutung erhalten.

Sicherlich keine Zustimmung zum Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Zugleich wird dadurch Kautskys Fabel abgetan, nur 1849, als Marx und Engels sich noch nicht genügend in den historischen Materialismus vertieft hätten, hätten sie das sogenannte Selbstbestimmungsrecht der Nationen abgelehnt. Im 35. Jahrgang, 2. Band, S. 148 der Neuen Zeit wendet er sich gegen meine Broschüre »Parteizusammenbruch?« mit den Worten:

Beachten wir zunächst das Datum der Artikel: 1849. Nun ist es bekannt, daß die Vertiefung und Reifung des historischen Materialismus und seiner Anwendung gerade in dem Jahrzehnt nach dem Zusammenbruch der Revolution von 1848 ihre wichtigsten Fortschritte aufzuweisen hatte. In der Frage des Krieges wie in so

mancher anderen nahmen Marx und Engels im Zeitalter der Internationale und des »Kapital« eine ganz andere Haltung ein als im Zeitalter des kommunistischen Manifests. Wo aber Unterschiede zwischen dem früheren und dem späteren Standpunkt zu finden sind, hat der letztere für uns mehr Gewicht zu haben als der erstere.

Dieser Verlegenheitsausrede gegenüber genügt es, darauf hinzuweisen, daß die im vorigen Aufsatz zitierten Artikel der »New York Tribune« und der »Neuen Oder-Zeitung« 1853 bis 1855 geschrieben sind, die Broschüre »Po und Rhein« gar erst 1859, also am Schlusse des »Jahrzehnts nach dem Zusammenbruch der Revolution von 1848«, erschienen ist.

Und diese Stellung von Marx und Engels zum Selbstbestimmungsrecht der Nationen oder, wie man meist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sagte, zum Nationalitätsprinzip hat sich nie geändert. Charakteristisch ist, daß beide in ihren Reden und Artikeln zugunsten einer Wiederherstellung Polens sich nirgends auf dieses Recht berufen, sondern stets ihre Forderung damit begründen, daß die Wiederaufrichtung eines selbständigen Polens eine Schwächung des reaktionären russischen Einflusses in Europa und eine Förderung der demokratischen Entwicklung Mittel- und Westeuropas bedeuten würde. Für sie war niemals die Polenfrage eine Rechts-, sondern lediglich eine politische Nützlichkeitsfrage. Noch mehr, Engels lehnt in einer Artikelserie, die er im Jahre 1866 im »Commonwealth«, dem Nachfolger des »Workmans Advocate«, geschrieben hat, sogar direkt ab, seine Auffassung der Polenfrage mit irgendwelchen Nationalitätsprinzipien zu begründen. So heißt es im ersten Artikel gegen die Proudhonisten, besonders César de Paepe und Desinter, die für die Zukunftsmission des Moskowitertums schwärmten:

Sie bewundern Rußland als das große Land der Zukunft, als die am meisten fortschrittliche Nation auf der Erdoberfläche, neben der ein solch armseliges Land wie die Vereinigten Staaten kaum Erwähnung verdient. Sie haben den Rat der Internationalen Assoziation beschuldigt, das Nationalitätsprinzip Bonapartes zu übernehmen und das großmütige russische Volk für ein Volk zu erklären, das außerhalb des zivilisierten Europa steht. Das wäre eine schauderhafte Sünde gegen die Grundsätze der allgemeinen Demokratie und die Brüderlichkeit der Nationen. So lauten die Beschuldigungen. Läßt man die demokratische Phrasologie am Schlusse beiseite, so stimmen sie, wie man sofort erkennt, wörtlich und wissenschaftlich mit dem überein, was die Konservativen aller Länder über Polen und Rußland behaupten.

Weit schärfer lehnt Engels im zweiten Artikel den Vorwurf ab, das Nationalitätsprinzip anzuerkennen:

Nach dem Staatsstreich von 1851 hatte Louis Napoleon, der Kaiser von »Gottes und Volkes Gnaden«, eine demokratische und populär aussehende Bezeichnung für seine auswärtige Politik zu finden. Was konnte er Besseres tun, als auf seine Fahne das »Nationalitätsprinzip« zu schreiben? Jede Nation sollte der Schiedsrichter sein über ihr eigenes Schicksal, jedem einzelfestenden Bruchteil einer Nationalität sollte gestattet sein, sich seinem großen Mutterland anzuschließen. Was konnte wohl liberaler sein? Wohlgemerkt, es gab nun keine Nationalfrage mehr, nur noch eine Nationalitätenfrage.

Es gibt kein Land in Europa, in dem nicht verschiedene Nationalitäten unter derselben Regierung vereinigt sind. Die Hochland-Schotten und die Waliser sind unzweifelhaft anderer Nationalität als die Engländer, obgleich kein Mensch diesen Überbleibseln eines lange vergangenen Volkes noch die Bezeichnung Nation einräumen wird, ebenso wenig als den keltischen Bewohnern der Bretagne in Frank-

reich. Noch mehr, keine Staatsgrenzen stimmen genau mit den natürlichen Grenzen einer Nationalität, mit den Sprachgrenzen, überein. Es gibt viele Menschen außerhalb Frankreichs, deren Muttersprache das Französische ist, genau wie es viele deutsch sprechenden Völker außerhalb Deutschlands gibt — und das wird wahrscheinlich immer so bleiben. Es ist eine natürliche Folge der verworrenen und nur langsam arbeitenden geschichtlichen Entwicklung, die Europa während der letzten tausend Jahre durchgemacht hat, daß beinahe jede große Nation geschieden ist von einigen außerhalb ihres Gebiets liegenden Teilen ihres eigenen Körpers, die von ihrer nationalen Lebensgemeinschaft getrennt worden sind und in den meisten Fällen an dem nationalen Leben irgendeines anderen Volkes teilnehmen — manchmal in dem Maße, daß sie gar keine Wiedervereinigung mit ihrem Hauptstamm wünschen. Die Deutschen in der Schweiz und im Elsaß wünschen gar nicht, mit Deutschland wiedervereinigt zu werden, ebenso wie die Franzosen in Belgien und der Schweiz nicht Frankreich angegliedert zu werden wünschen. Und überdies ist es kein geringer Vorteil, daß verschiedene Nationen, die eigene Staaten bilden, zum großen Teil fremde Elemente enthalten, die verbindende Glieder mit ihren Nachbarn bilden und die sonst allzu eintönige Gleichförmigkeit des Nationalcharakters variieren.

Wir sehen also, zwischen dem Nationalitätsprinzip und der alten demokratischen, der Arbeiterklasse angepassten Auffassung des Rechtes der großen europäischen Nationen auf Absonderung und unabhängige Existenz besteht ein Unterschied. Das Nationalitätsprinzip läßt die große Frage des Rechtes auf nationale Existenz für die Geschichtsvölker Europas ganz außer Betracht, ja, wo es diese Frage berührt, verwirrt sie diese. Das Nationalitätsprinzip wirft zwei Arten von Fragen auf: erstens die Frage der Grenzen zwischen den großen historischen Völkern und zweitens Fragen bezüglich des Rechtes auf unabhängige nationale Existenz der zahlreichen kleinen Trümmer jener Völker, die, nachdem sie eine kürzere oder längere Zeit auf der Geschichtsbühne mitgespielt hatten, schließlich von der einen oder der anderen mächtigeren Nation aufgesogen wurden, deren größere Lebensfähigkeit sie in den Stand setzte, größere Hindernisse zu überwinden. Die europäische Bedeutung, die Lebensfähigkeit eines Volkes zählt in den Augen dieser Nationalitätsprinzipler für nichts. Ihnen gelten die Rumänen der Walachei, die nie eine eigene Geschichte hatten, noch auch die erforderliche Energie besitzen, Geschichte zu machen, genau soviel als die Italiener, die eine zweitausendjährige Geschichte und eine ungleich größere Lebenskraft besitzen. Der Walliser und der Manxmann (Vaele der Insel Man im Irischen Meer) haben, wenn sie es wünschen, nach ihrer Ansicht, so absurd das auch sein mag, daselbe Recht auf politische Selbständigkeit wie die Engländer. Das Ganze ist eine Ungereimtheit, geküßt in ein populäres Gewand, um feichten Leuten die Augen einzustäuben und als brauchbare Phrase benutzt oder beiseitegeschoben zu werden, je nachdem die Umstände es erfordern.

Das hat Engels 1866 geschrieben. Es zeigt, wie weit Kautsky zu der Behauptung berechtigt ist, 1849 hätten Marx und Engels noch nicht die nötige materialistisch-historische Bildung gehabt, um das Selbstbestimmungsrecht der Nationen von der kleinbürgerlichen Demokratie zu übernehmen, aber später hätten sie es akzeptiert.

Vielfach wird denn auch offen zugegeben, daß das sogenannte Recht der Nationen auf Selbständigkeit mit dem Marxismus nichts zu tun hat. Findige Köpfe haben deshalb nach einer anderen Begründung gesucht — und sie auch gefunden. Kurz zusammengefaßt, lautet diese Begründung: Wir sind nicht nur Sozialisten beziehungsweise Marxisten, sondern auch Demokraten; nun ist aber das Recht auf Selbstbestimmung ein altes Grundrecht der Demokratie, folglich müssen auch wir das Selbstbestimmungsrecht der Nationen

anerkennen usw. Das klingt ganz plausibel, beweist aber doch nur, daß jene, die in dieser Weise argumentieren, den Unterschied zwischen sozialistischer oder, wie es oft heißt, proletarischer Demokratie und liberal-individualistischer Demokratie noch immer nicht begriffen haben. Wäre die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen eine einfache Folge demokratischer Anschauungen und Politik, dann bliebe nur die Annahme übrig, daß Marx und Engels, da sie dieses Recht ablehnten, entweder die Konsequenzen ihres demokratischen Glaubensbekenntnisses gar nicht zu ziehen vermochten oder keine wirklichen Demokraten gewesen sind. Und ebensowenig konnten dann die proudhonistischen Sozialisten, die sich zu Margens Zeit gegen das Nationalitätsprinzip wandten, auf den Namen eines Demokraten Anspruch machen, ganz zu schweigen von den demokratischen Größen der großen französischen Revolution, die damals, um die anwohnenden Völker des Glückes der neuen französischen Freiheit teilhaftig werden zu lassen, ihre Angliederung an die französische Republik erstrebten. Selbst wenn das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung tatsächlich ein altes Grundrecht der bürgerlichen Demokratie wäre, hätte es aber noch keineswegs ohne weiteres Gültigkeit für die Sozialdemokratie; denn diese ist nicht bloße bürgerliche Demokratie mit einer Aufspaltung von einigen nebensächlichen sozialistischen Ansichten, sondern sie hat ihre besondere, zu einem wesentlichen Teil der liberal-individualistischen Auffassung der bürgerlichen Demokratie widersprechende Gesellschafts- und Entwicklungsauffassung und kann daher auch nur jene Grundsätze und Rechtsforderungen der bürgerlichen Demokratie übernehmen, die dieser ihrer sozialistischen Auffassung nicht entgegenstehen. Mit anderen Worten: die liberal-demokratischen Forderungen finden ihre Korrektiv an der sozialistischen Auffassung oder, wie es gewöhnlich heißt, an der sozialistischen Weltanschauung.

Zweitens aber liegt der ganzen Argumentation eine naive Verwechslung von Prinzip und Recht zugrunde, die eher alles andere ist als marxistisch. Man kann die Ansicht, die Nationen hätten ein Recht auf Selbstbestimmung, wohl ein demokratisches Prinzip oder eine demokratische Forderung nennen, aber die Bezeichnung demokratisches Grundrecht oder demokratisches Recht ist nichts als eine Fiktion. Gibt es denn überhaupt besondere demokratische, liberale, konservative, klerikale, antisemitische oder philosemitische Rechte? Was als solche bezeichnet wird, sind nichts anderes als auf Grund bestimmter Grundsätze, Anschauungen und Wünsche — meist nur zeitweiliger, einseitiger Parteiwünsche — erhobene Rechtsforderungen oder Rechtsansprüche. Inwiefern sind aber solche oft wechselnden Rechtsforderungen der Parteien tatsächliches Recht? Weder sind sie staatliches Recht im Margschen Sinne, noch ein sich im geschichtlichen Entwicklungsgang der Menschheit als Folge des gesellschaftlichen Lebensprozesses durchsetzendes historisch-soziales Recht. Die Behauptung, das Selbstbestimmungsrecht sei ein altes demokratisches Recht, besagt lediglich, daß es einst auf Grund gewisser Anschauungen von der Demokratie — tatsächlich nur bestimmter demokratischer Gruppen — als Rechtsforderung aufgestellt worden ist. Ob diese Forderung richtig aus den betreffenden Anschauungen abgeleitet worden ist und ob weiter diese Anschauungen selbst richtig waren, ist damit noch keineswegs bewiesen.

Mit dem Marxismus hat jedenfalls das Selbstbestimmungsrecht der Nationen nichts zu schaffen. Es widerspricht vielmehr der marxistischen Gesellschafts- und Entwicklungsauffassung. Freilich kann man sagen: Was gehen mich Marzens Auffassungen an; ich halte dieses Recht doch für demokratisch, nützlich, wertvoll usw. Schön — aber dann darf man sich nicht auf Marx berufen.

Ein Wahlverfahren mit wirklicher Wahlrechtsgleichheit.

Von W. Reimes.

In Otto Wigands Verlag in Leipzig ist unter obigem Titel eine Schrift von 62 Seiten¹ erschienen, die Beachtung verdient. Ihr Verfasser ist Dr. Hugo Rieke, der Direktor des Statistischen Amtes in Kassel. Er erhielt die Anregung, sich mit der Wahlrechtsfrage zu beschäftigen, durch einen von ihm bekämpften Aufsatz des Genossen Dr. Südekum im roten »Tag«, doch hatte er sich schon vorher mit wahltechnischen Fragen befaßt, da er in seiner dienstlichen Tätigkeit mehrfach mit der Organisation und Abwicklung der Wahlgeschäfte bei Reichstags-, Landtags- und Stadtverordnetenwahlen zu tun gehabt hatte.

Dr. Rieke geht von der »Osterbotschaft« und dem drei Monate später, am 11. Juli 1917, erfolgten Wahlrechtserlaß aus und sagt sehr richtig, daß hiernach sich die königliche Zusage der Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen nicht mehr bestreiten läßt. Gewiß möge diese Zusage manchen angesichts der Tatsache, daß bei der letzten Reichstagswahl (1912) von 12,21 Millionen Wählerstimmen 4,25 Millionen auf die Sozialdemokratie entfallen sind, mit großer Besorgnis erfüllen, doch könne man vielleicht in der vollen Gleichberechtigung und dadurch bedingten Mitverantwortlichkeit aller Staatsbürger das einzige Mittel erblicken, gewisse ungelöste Fragen, wennschon nicht ganz friedlich, so doch auf gesetzmäßigem Wege, zum Austrag zu bringen und dadurch zu vermeiden, daß auf den äußeren der innere Erschöpfungskrieg folge.

Diese Erörterung spinnt jedoch der Verfasser nicht weiter aus. Er nimmt an, daß nunmehr die Wahlrechtsgleichheit im Sinne der königlichen Erlasse in Preußen Gesetz werden wird, weil ihre Verweigerung den herrschenden Klassen viel verhängnisvoller als ihre Gewährung werden würde. Diesen Standpunkt vertritt er nicht aus reiner Rechtschwärmerei, sondern, wie er selbst zugesteht, aus bürgerlichem Parteiinteresse. Aus demselben Grunde wendet er sich auch gegen die einfache Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen. Er macht andere Vorschläge. In der Wirkung des Reichstagswahlrechts sieht er nur einen Beweis dafür, daß eine im Prinzip beabsichtigte politische Gleichberechtigung mit der grundsätzlichen gesetzlichen Anerkennung nicht schon vorhanden ist. Erst vom befonderen technischen Wahlverfahren hänge es ab, ob und inwieweit aus dem Rechtsgrundsatz eine Rechtsfacta wird. Gleiches Wahlrecht sei erst dann vorhanden, wenn eine Wählerstimme soviel wiege wie die andere. Jede Abweichung davon sei wieder Ungleichheit und widerspreche dem Grundsatz. Die Größe der Ab-

¹ Dr. Hugo Rieke, Ein Wahlverfahren mit wirklicher Wahlrechtsgleichheit. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. Broschiert 2,75 Mark.

welchungen aber lasse sich an der Hand der Reichstagswahlergebnisse zahlenmäßig genau bestimmen.

In dem im Jahre 1869 für den Norddeutschen Bund geschaffenen und 1871 auf das neugegründete Deutsche Reich übertragenen Reichstagswahlgesetz heißt es:

In jedem Bundesstaat wird auf durchschnittlich 100 000 Seelen derjenigen Bevölkerungszahl, welche den Wahlen der verfassungsgebenden Reichstage zugrunde gelegen hat, ein Abgeordneter gewählt. Ein Überschuß von mindestens 50 000 Seelen der Gesamtbevölkerung eines Bundesstaats wird vollen 100 000 Seelen gleichgerechnet. In einem Bundesstaat, dessen Bevölkerung 100 000 Seelen nicht erreicht, wird ein Abgeordneter gewählt.

Auf Grund dieser Bestimmung stellte sich die Zahl der Reichstagsabgeordneten in ganz Deutschland im Jahre 1871 auf 382, die sich 1873 beim Inkrafttreten der Verfassung des Deutschen Reiches in Elsaß-Lothringen auf 397 erhöhte, auf die Zahl, die auch heute noch in Geltung, aber nach dem Wortlaut des Wahlgesetzes längst unrichtig geworden ist — nämlich infolge des Anwachsens der Bevölkerungszahl in Deutschland. Das Reichstagswahlgesetz enthält die Bedingungen für das aktive und passive Wahlrecht, aber für keinen zur Wahl Zugelassenen eine die Wahlrechtsgleichheit beschränkende Bestimmung. In den Wahlausführungsbestimmungen ist zudem seit 1903 noch die bekannte Vorfrage getroffen, durch besondere abgeforderte Wahlabteile zur unbeobachteten Einlegung des Stimmzettels in einen abgestempelten Umschlag die Freiheit der geheimen Stimmabgabe zu gewährleisten. Trotzdem ist das Ergebnis der Reichstagswahl nicht Wahlrechtsgleichheit, sondern vollständige Ungleichheit! Und zwar hauptsächlich durch die Außerachtlassung der Bestimmung des Wahlgesetzes, daß auf einen Abgeordneten durchschnittlich die gleiche Bevölkerungszahl, nach dem Buchstaben des Gesetzes die Zahl von 100 000, entfallen soll.

Aber nicht allein hierdurch, sondern auch durch die Bildung selbständiger Wahlkreise und die Wahlentscheidung nach Stimmenmehrheit wird eine große Ungleichheit hervorgerufen; denn nach dieser Regelung gilt der Grundsatz, daß eine Wählerstimme soviel wiegt wie die andere, nur noch in dem engbegrenzten Bezirk eines jeden Wahlkreises. Vergleicht man aber verschiedene Wahlkreise miteinander, so ergibt sich, daß das Stimmrecht der einzelnen noch nicht in zwei Wahlkreisen übereinstimmt. Das veranschaulicht der Verfasser durch eine Zusammenstellung der Reichstagswahlergebnisse von 1912, eine Zusammenstellung, wie sie in dieser Anordnung in der amtlichen Reichstagswahlstatistik nicht enthalten ist. Man sieht sofort die außerordentlich großen Verschiedenheiten. So betrug beispielsweise im Wahlkreis Berlin 1 (Mitte) die Zahl der Einwohner 62 419, die Zahl der Wahlberechtigten 13 407, die Zahl der abgegebenen gültigen Stimmen 11 155. Dort wurde Reichstagspräsident Kaempf gewählt mit 5588 Stimmen. War nicht weit davon, in Berlin 6 (äußere Stadt, Nord und Nordwest) mit 865 637 Einwohnern und 219 782 Wahlberechtigten, wurden 176 409 gültige Stimmen abgegeben. Hier wurde Ledebour gewählt mit 142 500 Stimmen. Demgemäß hatte eine Wählerstimme in Berlin-Mitte ungefähr ein sechzehnfach größeres Gewicht als eine Wählerstimme in dem Arbeiterwahlkreis Berlin-Nord und -Nordwest.

Nach der Durchschnittsberechnung entfielen auf jeden der 397 Reichstagswahlkreise 30 749 abgegebene gültige Stimmen. Hinter diesem Durchschnitt blieben 284 Wahlkreise zurück (die Schrift sagt irrtümlich 285), während 113 ihn — vielfach recht weit — überschritten. Der kleinste Kreis, der Wahlkreis Schaumburg-Lippe, wählte mit 9475 gültigen Stimmen, also mit weniger als dem Durchschnittsdrittel, seinen Abgeordneten; der größte, der Wahlkreis Potsdam 10, mit 279 049, also mit dem Neunfachen des Durchschnitts. Wenn man jede Wählerstimme eines theoretisch angenommenen Durchschnittswahlkreises gleich 1 setzt und mit ihr die wirkliche Stimmengröße jedes Wahlkreises vergleicht, so ergibt sich, daß nur in einem einzigen Kreise, im Wahlkreis Merseburg, die einzelne Wahlstimme das ihr rechtmäßig zustehende Gewicht hatte. Dort stimmten nämlich 30 563 Wähler ab, das Gewicht jeder Stimme betrug also 1,006. Für Schaumburg-Lippe dagegen betrug es 3,245, also fast $3\frac{1}{4}$, für den Wahlkreis Potsdam (10) hingegen nur 0,110, also nur etwas über ein Neuntel.

Die Übersicht Riekes erweist nun aber, daß von den 113 Wahlkreisen, deren Stimmenzahl den Durchschnitt überstieg, 70 allein auf die Sozialdemokratie entfielen. Vergleicht man das erste Drittel der Wahlkreise Fall für Fall mit der korrespondierenden Reihenfolge des letzten Drittels, so steht jedem Wahlkreis im ersten Drittel, abgesehen von drei nicht ganz zutreffenden Fällen, ein Wahlkreis im letzten Drittel mit meist weit mehr als doppelter Stimmenzahl gegenüber. Aus der Gruppe des ersten Drittels aber kamen auf unsere Partei nur sieben Mandate. Es verstößt also die Ungleichheit der Wahlkreise ebenso arg gegen die Gleichheit des Wahlrechts wie im Klassen- und Pluralsystem. Den Schaden von den Stimmengewichtsverschiedenheiten aber hatte bisher in weit überwiegendem Maße die Sozialdemokratie.

Eine vollkommene Stimmengewichtsgleichheit wäre erst dann gesichert, wenn in allen Wahlkreisen die Zahl der abgegebenen gültigen Stimmen die gleiche wäre. Das aber ist unter dem System der selbständigen Wahlkreise nie zu erreichen. Auch wenn nach jeder Volkszählung, ja vor jeder allgemeinen Wahl die Wahlkreise neu eingeteilt würden, blieben noch Ungleichheiten durch den fortgesetzten Bevölkerungswechsel und vor allem dadurch, daß Einwohnerzahl und Wählerzahl durchaus nicht miteinander übereinstimmen. Dazu käme, solange kein Wahlzwang besteht, die verschiedene Wahlbeteiligung. Die Ungleichheit kann also durch zeitweilige Neueinteilung der Wahlkreise zwar gemildert werden, ganz zu beseitigen ist sie aber nie, solange die Wahlkreiseinteilung besteht.

Ein anderer Hauptmangel des nach dem Geist des Gesetzes grundsätzlich gleich sein sollenden Reichstagswahlrechts liegt darin, daß große Minderheiten keine Vertretung finden. Im Jahre 1912 haben von 12,2 Millionen abgegebenen Stimmen die 397 gewählten Abgeordneten 7,3 Millionen erhalten, während ungefähr 5 Millionen Wählerstimmen wirkungslos blieben. Theoretisch kann sich beim deutschen Reichstagswahlverfahren die Zahl der ergebnislosen Stimmen bis nahezu auf 50 Prozent der sämtlichen Stimmen belaufen, und ganze Parteien können ohne jede Vertretung bleiben. Der Verfasser bezeichnet diese Minderheiten als entrechtete Wähler, die auf die Zusammenfassung des Parlaments keinen Einfluß haben. Er sieht auch keine Milderung ihrer politischen Entrechtung darin, daß die Ausfälle

sich gewöhnlich im Verlauf der Wahlperioden auf die Parteien mehr oder minder gleichmäßig verteilen, also im ganzen sich einigermaßen ausgleichen. Eine Annahme übrigens, die bei den Reichstagswahlen bisher nicht zutraf, da der Hauptteil des Ausfalls bisher der Sozialdemokratie zufiel. Hinzu kommt noch, daß ein ansehnlicher Teil von Abgeordneten erst in der Stichwahl, also von Wählern mitgewählt wird, die in ihm nicht den Vertreter ihres wirklichen politischen Willens, sondern nur das kleinere Übel sehen. Eine dritte schwache Stelle sieht der Verfasser darin, daß die Wähler den zur Wahl stehenden Kandidaten stets von den Parteiaussschüssen und dergleichen des Wahlkreises präsentiert erhalten und erhalten müssen. Diese Unfreiheit in der Auswahl des Abgeordneten sei im Hinblick auf das gleiche Wahlrecht auch Ungleichheit, denn die mehr oder weniger kleine Zahl von Personen, die die Kandidaten aufstellen, üben hierbei wieder ein ungleich höheres Wahlrecht aus als die einzelnen Wähler im Wahlakt selbst. Im ganzen aber ergibt die Beweisführung des Verfassers klar und zwingend, daß das angeblich gleiche Wahlrecht durch das vorgeschriebene Wahlverfahren nicht verwirklicht, sondern tatsächlich in Ungleichheit verwandelt wird. Die Beseitigung der Ursachen dieser Ungleichheit hält er für eine logische Forderung. Was aber im Reichstagswahlgesetz auszumerzen sei, das müsse daher in dem auf dem Grundsatz der Wahlrechtsgleichheit aufzubauen den Preußenwahlgesetz von vornherein vermieden werden.

Im Reiche seien die vorbereitenden Arbeiten des Verfassungsausschusses dazu bestimmt, die großen Mängel und Mißbildungen des Reichstagswahlrechts zu beseitigen. Wenn man in Preußen das gleiche Wahlrecht einführen wolle, so solle man dabei gleich ganze Arbeit machen. Gerade das Reichstagswahlverfahren berge, und zwar ganz besonders nach Beseitigung der größten Ungerechtigkeiten durch die geplante Teilung großer Wahlkreise oder die Einführung einer teilweisen Verhältniswahl in ihnen, die Gefahr in sich, daß mit einer gewissen Kopfstärke der größten Partei die anderen Parteien in der Regel überstimmt würden und insolgedessen die stärkste Partei auf die Dauer zahlreiche Vertreter über das Verhältnis ihrer Wählerzahl hinaus durchbringe. Diesen Vorteil gewinne aber mit ihrem als sicher anzunehmenden weiteren Wachstum die Sozialdemokratie. Deshalb: ganze Arbeit im Reiche wie in Preußen. Die Frage, ob es notwendig gewesen, auch für Preußen das gleiche Wahlrecht zu versprechen, beantwortet er damit: »Wenn dem preußischen Volke das gleiche Wahlrecht nicht versprochen wäre, so würde es das mit großer Ruhe ertragen haben.« Diese Frage habe aber jetzt auszuscheiden; nachdem das königliche Versprechen in feierlicher Form gegeben, seien die Augen des Volkes nun mal auf die Sache gerichtet! Es erwarte das gleiche Wahlrecht! Schon jeder Versuch — wenn das Preussische Abgeordnetenhaus verfassungsmäßig auch dazu befugt sein möge —, die Wahlgleichheit irgendwie zu beschränken, würde das Gegenteil dessen bewirken, was mit der königlichen Zusage beabsichtigt wäre: der größtmöglichen Einigung des Volkes für die Aufgaben der gegenwärtigen schweren Zeit die Wege zu ebnen.

Der Verfasser verlangt daher erstens Verhältniswahl anstatt Mehrheitswahl, zweitens Wahlgebietseinheit anstatt selbständiger Wahlkreise, drittens Alternativwahl. Den Einwand, daß die Aufstellung von »Reichswählerlisten« eine Riesenarbeit mache, läßt er

nicht gelten. Die Aufstellung der Wählerlisten nach Gemeinden usw. könne ganz so bleiben wie heute. Der einzige, im ganzen unbedeutende Unterschied wäre, daß, anstatt wie jetzt im Kreise, die gemeindlichen Teilergebnisse von einem Hauptwahlausschuß für den ganzen Staat oder das Reich zusammengestellt werden müßten. Die Ermittlung der Verteilungszahl, indem man die gefundene Gesamtzahl durch 397 teilt, sei das Werk von zwei Minuten übrigbleibe dann nur die Verteilung der zu vergebenden Mandate auf die Parteien nach der Höhe ihrer Stimmenzahl im ganzen Reiche (oder bei der Preußenwahl in ganz Preußen). Jede Partei solle die Anzahl Mandate erhalten, die ihr nach der Höhe ihrer Stimmenzahl im ganzen Reiche (oder bei der Preußenwahl in ganz Preußen) zustehen.

Doch der Verfasser denkt weniger an die Förderung von Parteiwahlen, als vielmehr an sogenannte parteilose Personenwahlen. Zu dem Zwecke soll der Wähler auf dem Stimmzettel in erster Linie die Person bestimmen können, die er wählen will, in zweiter Linie (Alternativwahl) die Partei, der er seine Stimme zuwenden will, wenn bei der Endfeststellung des Wahlergebnisses der als Person benannte Kandidat bereits als gewählt gilt, weil er die herausgerechnete Verteilungsziffer erreicht hat. Alle Überschussstimmen eines als Person benannten Kandidaten sowie die Stimmen, die auf Kandidaten mit einer den Durchschnitt nicht erreichenden Stimmenzahl entfallen sind, sollen der an zweiter Stelle auf dem Stimmzettel benannten Partei zufließen. Deren Kandidaten würden sie in der Reihenfolge zugerechnet werden, wie sie auf der Parteiliste stehen. (Hier ist dann freilich die vom Verfasser beklagte bedingte Unfreiheit des Wählers in der Auswahl der Kandidaten wieder da, die er doch beheben will.) Durch ein solches Wahlverfahren würde keine Stimme ohne Wirkung bleiben und jede Partei das Ihrige bekommen. Auch die Stimmenreste kämen zu ihrem Rechte, indem die höchsten Stimmenzahlen für das später notwendig werdende Einrücken von Ersatzmännern an Stelle der ausscheidenden Abgeordneten maßgebend würden. Besondere Ersatzwahlen würden also wegfallen, da die Ersatzanwärter sich aus der Reihe der auf der Parteiliste sowie der bei der Personenwahl nicht mehr gewählten Kandidaten mit den höchsten Stimmenzahlen ergeben.

Worauf es aber dem Verfasser besonders ankommt: es würden, so hofft er, dann weniger auf bestimmte Parteigrundsätze eingeschworene, sondern vornehmlich Männer gewählt werden, die sich auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Technik, der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels, der Landesverteidigung, der Schifffahrt, der Kolonialpolitik usw. oder sonstwie durch verdienstliches Wirken einen Namen gemacht haben. Und weiter glaubt er, daß sie zumeist keiner der vorhandenen Parteien beitreten, sondern eine von Wahl zu Wahl zunehmende Gruppe parteiloser Abgeordneten bilden würden, an der eine monarchische Regierung neue Stützpunkte fände.

Es befeelt den Verfasser demnach bei seinem Vorschlag die Absicht, eine Mehrheit der Sozialdemokratie im Reichs- und Preußenparlament zu verhindern, die er auf dem Wege über das jetzige Reichstagswahlrecht in naher Aussicht sieht. Die Sozialdemokratie sieht er zwar auch bei der Verhältnis- und Alternativwahl sowohl im Reichstag wie im Abgeordnetenhaus zur weitest mächtigsten Partei werden, aber er fürchtet, daß diese Entwicklung beim

jetzigen Reichstagswahlverfahren und seiner Übertragung auf Preußen noch viel rascher eintritt.

Wir glauben, daß er den Nutznießern der Wahlrechtsungleichheiten und Opponenten der jetzigen preußischen Wahlrechtsvorlage umsonst von seinen Vorschlägen redet. Uns aber können sie dienlich sein. Wir empfehlen deshalb die Schrift als das Bekenntnis eines bürgerlichen Mannes, der sich ehrlich an das königliche Wahlversprechen sowie an den Geist des Reichstagswahlgesetzes hält und von diesem Standpunkt aus zu grundsätzlichen Forderungen kommt, wie wir sie von jeher in unserem Programm vertreten haben.

Schaubühne und Volk.

Zur Geschichte, Psychologie und Kritik des Theaters.

Von Edgar Steiger.

Solange es eine Schaubühne gibt, hat sie die Menge an sich gelockt. So vor zweieinhalbtausend Jahren das älteste Freilichttheater am Südrand der Akropolis in Athen, auf dem die Helden des trojanischen und thebanischen Sagenkreises vor dem Altar des Dionysos ihre Wiederauferstehung feierten. So im christlichen Mittelalter der Kirchendior, in dem die Geistlichkeit einem gläubigen Publikum die heilige Passion mit Engeln und Teufeln vergegenwärtigte. So zu Hans Sachsens Zeit das einfache Brettergerüst der Straße, auf dem die Nürnberger Handwerker ihre Fastnachtspiele und Moralitäten zum besten gaben. So das Globetheater in London, in das der Größte der Großen die Könige Englands mitsamt ihren Narren und seinen Dichterräumen bannte. So heute endlich der erste beste Kino Berlins oder Münchens, dessen Drehmaschine unter Verzicht auf das Wort die stummen Moritatenbilder des Jahrmarkspanoramas, aus ihrer Starrheit erlöst, als bewegte Handlung am Auge des Beschauers vorüberführt. Ich habe nicht umsonst das Wort *Schaubühne* gebraucht. Denn so gewiß das lebendige Wort heute, wie vor zweitausend Jahren, die Seele aller Bühnenkunst ist, so gewiß steckt der eigentümliche Zauber jeder Theateraufführung, wie schon die Namen Theater (griechisch »Schauplatz«) und Schauspiel besagen, eben in dem *geschauften* Bühnenbild. Nicht nur, weil das Auge — das weiß jeder, der die Vorgänge unseres Seelenlebens genauer beobachtet hat — uns die stärksten Eindrücke von der Außenwelt vermittelt, Eindrücke, die namentlich beim Ungebildeten noch lange haften bleiben, wenn das sie begleitende Wort längst vergessen ist; nein, vor allem, weil beim unmittelbaren Schauen eines Dinges uns jede weitere Phantasiearbeit erspart wird. Man bedenke nur, welche Anstrengung der Einbildungskraft die bloße Erzählung eines Ereignisses vom einfachen Hörer fordert, wofür er sich den ganzen Vorgang wirklich vergegenwärtigen, das heißt aus Klangbildern in Gesichtsbilder umsetzen will. Der Geist des Durchschnittsmenschen, dessen Phantasie langsam arbeitet, wird also durch das Bild gewissermaßen entlastet und kann nun seine ganze Aufmerksamkeit auf die seelischen Vorgänge richten, die ihm durch das Ohr vermittelt werden. Wenn er aber während dieser Arbeit vor der Zeit erlahmt und also den geistigen Gehalt des Dramas nicht ganz auszuschnüpfen vermag, so bleiben ihm doch noch eine Reihe starker Eindrücke, die ihm das Wort unterstützte Auge gegeben hat. Daraus er-

klärt es sich, warum das Schauspiel groß und klein, Mann und Weib, den Gebildeten wie den Ungebildeten, jeden in seiner besonderen Art, packt und fesselt, je nachdem einer mit dem Auge an der äußeren Schale hängen bleibt oder sich mit der Phantasie an der Hand des gesprochenen Wortes bis zum Kern des Kunstwerkes hindurcharbeitet.

»Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen«, dies vielsagende Wort, das Goethe im Vorspiel zum »Faust« seinem Theaterdirektor in den Mund legt, läßt sich auch in diesem tieferen Sinne deuten. Wie ein Scheinwerfer erhellt es dann, was das Theater vor allen anderen Kunstübungen voraus hat oder wenigstens voraus haben könnte: für alle Schichten des Volkes, die sich am schönen Schein der Dinge erfreuen wollen, ein Sammelplatz zu sein, wo jeder der aufgeführten Dichtung so viel oder so wenig entnehmen kann, als seiner angeborenen Fähigkeit, seiner besonderen Neigung und seiner Bildungsstufe entspricht; zugleich aber eine moralische Anstalt im Sinne Schillers und somit die beste Schule zum Verständnis des Schönen und zur Erziehung zur Kunst. Gewiß, gar viele, die es mit der Kunst ernst meinen, hassen das Theater wegen seiner rohen Wirkungen und seiner plumpen Aufdringlichkeit. Ich verstehe sie wohl: ihnen ist ein Gedicht oder eine Erzählung, im stillen Kämmerlein gelesen, ein höherer Genuß. Schon deshalb, weil hier die genießende Phantasie des künstlerisch gestimmten Lesers ohne Hemmung und Störung von außen der schaffenden Phantasie des Dichters zu folgen vermag, während im Theater das Gelingen auch der besten Vorstellung von tausend Zufälligkeiten — Regisseur, Schauspieler, Kulissen usw. — abhängt. Dann aber, weil dort, wo alles auf Fernwirkung berechnet ist, jeder Ton und jede Gebärde vergrößert, jedes Wort gleichsam doppelt und dreifach unterstrichen werden muß. Aber gerade diese Einwände des beleidigten Ästheten befähigen nur aufs neue, was uns bereits die Geschichte gelehrt hat. Was ist das? Wem die Erziehung des Volkes zur Kunst Herzenssache ist, der muß sich ans Theater halten; denn Volkskunst und Bühnenkunst sind eins, und Volk und Theater gehören zusammen.

Ein seltsamer Widerspruch! Klafft doch heute in der kapitalistischen Gesellschaft zwischen Volk und Kunst — wer wollte es leugnen? — ein tiefer Abgrund, und alle Bestrebungen unserer Bühnenreformer, von unseren Volksbühnen bis zum Verein für Theaterkultur, haben nur den einen Zweck, diesen Abgrund zu überbrücken. Denn beide, Volk und Kunst, sind, so sehr es auch unsere bläswangigen Ästheten leugnen, stets aufeinander angewiesen; beide müssen innerlich verarmen, wenn man die Mauer, die sie trennt, nicht niederreißt — das Volk, weil erst die Kunst, wie Goethe so schön sagt, dies enge Dasein zur Ewigkeit erweitert, den Menschen zum Menschen macht und ihn für Augenblicke über alles Getriebe und allen Streit des Tages emporhebt — die Kunst aber, vor allem die Bühnenkunst, weil sie als Erzieherin des Volkes zu höherer Menschlichkeit ohne den Resonanzboden eben dieses Volkes gar nicht zu denken ist. Aber so gewiß die scharfe Scheidung in Besitzende und Enterbte, die wir dem Kapitalismus verdanken, die erste und letzte Ursache unseres heutigen Kunstelends ist, so töricht und nutzlos ist es, wenn Künstler und Kunstfreunde von heute, wie verelendete Handwerker, die gute alte Zeit preisen und nach Art der Romantiker, mit einem traurigen Blick auf eine schönere Vergangenheit, das Niewiederzubringende vergeblich wieder heraufbeschwören. Waren sie denn so gut, die guten alten

Zeiten? Ich denke dabei zunächst an die Blütezeit des attischen Theaters, mit dem heute jeder seinen Vortrag beginnt, der vom Kunstselbst der Gegenwart redet. Wie gut hatten es doch diese Athener! Sie brauchten sich kein Theaterbillet zu lösen, keinen Theaterzettel zu kaufen und kein Garderobegeld zu entrichten. Denn der Staat zahlte für jeden Vollbürger das Schauspiel von zwei Obolen an einem der drei Spieltage an den Theaterpächter. Auf diese Weise konnte jeder ohne alle Unkosten an dem großen Dionysosfest drei Tage hintereinander täglich je drei Tragödien und ein Satyrspiel genießen — von den Komödien abgesehen, gewiß des Guten fast allzuviel, wenn man sich nur beim tragischen Wettkampf der drei um den Preis ringenden Dichter ein dreitägiges Theaterfest vergegenwärtigt!

Aber war hier, wo unsere Philologen Volk und Kunst in schönster Eintracht sehen, die Mehrzahl der Bevölkerung — und um die handelt es sich doch immer, wenn wir heute vom Volke reden — wirklich am Kunstgenuss beteiligt? Keineswegs. Der athenische Staat war ja, ökonomisch betrachtet, eine Hauswirtschaft mit Sklavenbetrieb, und das, was wir heute die werktätige Bevölkerung nennen, waren damals zum größeren Teil eben diese Sklaven, zum kleineren die Zugereisten und die unterjochte Bevölkerung des Umlandes, die sogenannten Metöken (Miteinwohner), die das Land bebauten und den mittelalterlichen Hörigen gleichzustellen sind. Große Fabrikbetriebe gab es damals allerdings noch nicht; aber doch waren zum Beispiel in den zwei Werkstätten des Vaters des berühmten Redners Demosthenes 50 Sklaven beschäftigt. Kurz und gut, da man um das Jahr 400 vor Christus auf 20 000 Bürger etwa 40 000 bis 60 000 erwachsene Sklaven und 10 000 Metöken zählte, so kamen auf jeden Bürger — ganz Reiche hielten schon im fünften Jahrhundert vor Christus Hunderte von Sklaven! — drei bis vier Sklaven und Hörige. Und diese Masse des Volkes, wie wir mit Recht sagen können, war natürlich von allen Vorrechten der Vollbürger ausgeschlossen. Sie durften ihre Herrschaften höchstens ins Theater begleiten, um ihnen die Eßkörbe zu tragen. Gerade wie heute unsere Dienstmädchen mit Mantel und Regenschirm hinter der »Gnädigen« hertrippeln.

Man sieht also, der Romantikertraum unserer Philologen zerrinnt, bei Nichte betrachtet, in nichts. Das griechische Kunstmärchen von der guten alten Zeit ist um kein Haar beglaubigter als das orientalische Schlaraffenmärchen vom Paradies. Aber auch ohne das würden diese Herren, die stets von der Überlegenheit und Vorbildlichkeit des altgriechischen Theaters reden, gar merkwürdige Gesichter schneiden, wenn man sie plötzlich ins fünfte Jahrhundert vor Christus und ins Dionysostheater nach Athen versetzte. Und ginge es uns anderen, die wir auf der heutigen Bühne die vielfach gebrochenen Lichter moderner Seelenpiegelung suchen, etwa anders? Aeschylus, Sophokles und Euripides in allen Ehren! Ich bin gewiß der letzte, der ihre Größe bezweifeln oder ihren Ruhm schmälern wollte. Aber auch von ihnen gilt, daß sie Kinder ihrer Zeit waren und, wie Prometheus, ihre Menschen nach ihrem Bilde formten — Menschen, die mit ihren einfachen ungebrochenen Trieben und Leidenschaften uns halb wie Kinder, halb wie Barbaren erscheinen, Menschen, deren Weltanschauung uns so fremd anmutet, daß wir diese schnaubenden Opfertiere der Blutrache (man denke an die Dreistie!) nur mit kühler Bewunderung anstaunen. Von dem antiken Alltagsheimnis, dem die ganze griechische Tragödie ihren Ursprung

verdankt, und den Totenopfern, mit denen sich der dionysische Chor, der Träger des ganzen Kunstwerks, immer wieder abgibt, gar nicht zu reden.

Aber sehen wir einmal von dem Inhalt dieser Opferfestspiele ganz ab: wer von uns könnte an den auf grobe Fernwirkungen berechneten Aufführungen, wie sie zur Zeit des Perikles in Athen üblich waren, heute noch Gefallen finden? Man denke sich nur einen Schauspieler auf Stelzen, dessen langes priesterliches Gewand eben diese Stelzen wie auch seinen zum Rumpf geschlagenen Kopf verdecken muß, auf diesem verlängerten Rumpf aber eine allerdings künstlerisch gearbeitete Kopfmassage mit dem ein für allemal festgelegten starren Ausdruck des Schmerzes oder der Freude, der während der längsten Rede und Gegenrede eines Auftritts unverändert bleibt — eine Kopfmassage, zu deren geöffnetem Munde vom Munde des unter dem Kleide versteckten Schauspielers ein Schallrohr emporführt, durch das dieser Ödipus oder auch diese Antigone in langgezogenen getragenen Tönen mit genau nach dem Takt abgemessenen Bewegungen (man denke nochmals: auf Stelzen!) die Dichterworte in das unbedeckte Amphitheater hinausschreit!

Gewiß haben wir hier den großen Stil, nach dem wir Modernen uns vergebens sehnen. Aber dieser Stil, um den wir die Alten beneiden, ist, wie jeder Stil, in langsamem Wachstum geschichtlich geworden und, wie seine Zeit vorüber war, ebenso wieder abgestorben. Ja, wir können, wie bei einem mittelalterlichen Kirchenbau, an jeder griechischen Tragödie die verschiedenen Schichten der wechselnden Kulturen, die sich in diesem einzigartigen Kunstwerk abgelagert haben, noch heute nach den Mundarten unterscheiden. Da haben wir nämlich zuerst den altdorischen Chor, der, wie der Unterbau einer romanischen Kirche, mit seinen heiligen Rhythmen das Ganze trägt, und dann den attischen Dialog, der, wie das gotische Maßwerk der Spitzbogen, die massiven Wände durchbricht — den Dialog, dessen rasches Jambenballspiel mit einzelnen Verszellen (die sogenannte Stichometrie) an die lebhafteste Rede und Gegenrede erinnert, deren sich der gesprächige Athener zu Perikles' Zeit in der Volksversammlung und vor Gericht befleißigte. Und wie hier in den verschiedenen Dialekten und Versformen alte und neue Zeit aufeinanderstoßen, ohne sich im geringsten zu stören, so erkennt die attische Demokratie des perikleischen Zeitalters, die in Erinnerung an die Tyrannei des Peisistratos mit dem Scherbengericht streng über die Gleichheit aller Bürger wacht, in der uralten Idee der Nemesis oder Götterstrafe, die den sich überhebenden Menschen ereilt, nur sich selbst wieder, und Ödipus wird so gleichsam ein warnendes Beispiel für alle, die, wie weiland Themistokles, höher hinaus wollen, als das Gesetz ihnen gestattet.

Es ist also nur eine schöne Lüge, wenn man die griechische Bühnenkunst von Zeit und Volkstum losrennen und ganz ins Reich der Ideale verweisen will. Sie ist vielmehr, wie alles, was sich im geistigen Leben der Menschheit abspiegelt, fest im Mutterboden der Geschichte verankert. Wie ein Wunder erscheint sie uns nur, weil sich ihre herrliche Blütezeit auf eine Spanne von kaum hundert Jahren zusammendrängt. Von den Perserkriegen bis über den Peloponnesischen Krieg hinaus dauert das sieberhafte Schaffen, das der Welt auf fast allen Gebieten der bildenden und redenden Künste in ihrer Art unerreichte Meisterwerke hinterlassen hat. Aber waltet nicht auch hier, wo alles Wunder scheint, ein geschichtliches Gesetz? Wir brauchen nur von Griechenland nach Italien hinüberzuschauen und an die Städterepubliken der

Renaissance zu denken, die 2000 Jahre nach Perikles ebenfalls ihr politisches Eintagsfliegendasein durch unsterbliche Meisterwerke der Kunst verewigten. Städtetepubliken hier wie dort! Also politische Gebilde, die von vornherein zu einem baldigen Untergang verurteilt sind, weil sie, auf ihresgleichen ständig eifersüchtig und in sich uneinig, der ersten besten benachbarten Großmacht zum Opfer fallen müssen. Aber wie feurige Meteore leuchten sie noch lange, nachdem sie untergegangen sind, durch die Nacht der Geschichte; denn sie haben in ihrer atemlosen Jagd durchs Leben mehr geschaffen als die langlebigen Völker in Jahrtausenden. Oder ist es nicht, als ob die Ahnung eines baldigen Todes die Athener des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, wie die Florentiner des Quattrocento und Cinquecento um so enger ans Leben geklammert hätte? Da man morgen schon tot war, wollte man wenigstens heute schaffen und genießen! Und so entstanden im Athen des fünften Jahrhunderts, um von allem anderen zu schweigen, als späte Nachgeburt des uralten Dionysoschors die Bühnenweihfestspiele König Odisseus und Antigone — feierliche Oratorien zu Ehren des Gottes, in denen Chor und Bühnengestaltung sich gegenseitig erläuterten, jedenfalls aber alles andere als Tragödien in unserem Sinne. Der Mann aber, der zum ersten Male so etwas wie eine Tragödie in unserem Sinne schuf, mußte bei diesem Versuch die alttheilige Form des Dionysosfestspiels zersprengen. Es war Euripides, den kein Geringerer als Aristoteles den tragischsten Dichter nennt. Er läßt, um Raum für die feinere Charakterzeichnung zu gewinnen, im Prolog die ganze Vorgeschichte des Dramas einfach erzählen und kürzt die Chöre zugunsten des dramatischen Zwiegesprächs. Aber damit nicht genug. Schüler des Sokrates und anderer zeitgenössischer Philosophen, ist er auch in seinen Dramen zugleich Zweifler, religiöser und politischer Aufklärer. Er läßt seine Helden den Göttern, denen zu Ehren das Bühnenweihfestspiel gegeben wird, den Fehdehandschuh hinwerfen und schreit den Athenern, deren Staat auf der Sklavenwirtschaft aufgebaut ist, die bittere Wahrheit ins Ohr: »Der Sklave, der da frei denkt, ist ein freier Mann.«

So gibt es überall Dissonanzen; denn des Dichters Weltanschauung verträgt sich nicht mit der Weltanschauung der Tragödie. Aber wie David Strauß, als er das Leben Jesu schrieb, ruhig in der Kirche blieb, so polemisiert Euripides vom Altar des Dionysos aus gegen die vaterländischen Götter. Und so erleben wir das seltsame Schauspiel, daß die attische Tragödie vom tragischsten aller attischen Dichter erdroffelt wird.

Was lehrt uns dieser geschichtliche Rückblick? Fürs erste, daß auch in der Kunst jedes Ding seine Zeit hat, zum anderen aber, daß nur eine Kunst, die ganz in ihrer Zeit wurzelt, die Ewigkeit überdauert. Nicht im Rückwärtsschauen, nicht in der Sehnsucht nach einem unwiederbringlich Verlorenen — nenne es sich nun Antike, Shakespeare, Renaissance, christliches Mittelalter oder Goethescher Klassizismus — werden wir das neue Drama der Zukunft gestalten, sondern nur dadurch, daß wir uns auf uns selbst besinnen und den neuen Menschen, der in uns im Werden ist, mit den neuen Augen, die er sich selbst geschaffen hat, betrachten. Bis dahin aber wollen wir uns voll Neugier vor den brodelnden Hengststall der Gegenwart stellen, aus dem allerlei junkelnde Blasen zukunftsverheißend emporsteigen, um nur zu bald wieder an der Oberfläche zu zerplatzen. Freuen wir uns an ihrem kurzen Leuchten, in dem sich so oder so bald ein Stückchen Vergangenheit.

bald ein Stückchen Zukunft spiegelt! Und vergessen wir nie, daß die Kunst niemals etwas anderes sein wollte als ein Spiegelbild des Lebens! Wobei sich nur fragt, was einer unter Leben versteht — ob nur den »farbigen Abglanz«, wie Goethes Faust, als er aus dem bleiernen Schlaf der ersten Schuld auf blumigem Rasen im Geisterkreise erwacht, oder »das Gleichnis«, in das sich dem Sterbenden beim Eingang in die Himmelsglorie alles Vergängliche auflöst.

Doch wie wir uns auch zu den verschiedenen Strömungen der heutigen Dichtung stellen mögen, über eines kann unter all den streitenden Parteien im Reiche des Schönen nur eine Meinung sein: **Wollen wir Volk und Kunst zusammenbringen, so dürfen wir nicht rückwärts-
schauen.** Denn was wir anstreben, war noch nie da, weder im griechischen Altertum, noch zu Shakespeares Zeiten, noch bei den Kunstfesten der deutschen Handwerker um Hans Sachs, am allerwenigsten am Hoftheater zu Weimar, wo Goethe das Schauspiel leitete. Erst der Arbeiterbewegung unserer Tage, die sich eben auch dadurch als eine Kulturbewegung ersten Ranges erweist, blieb es vorbehalten, mit starker Faust das Tor zum Heiligtum der Kunst aufzusprengen. Nicht etwa in dem Wahn, daß von nun an jeder auch berufen sei, bis zum Allerheiligsten vorzudringen — dieses Glück wird nach wie vor nur wenigen Ausgewählten beschieden sein —, wohl aber in dem berechtigten Verlangen, daß keinem Berufenen durch die Not des Lebens oder den Widerstand überflüssiger Drohnen der Eingang versperrt werde. Hier verlangt die Sozialdemokratie nur Gerechtigkeit, das heißt gleiche Vorbedingungen für den freien Wettbewerb der Kräfte durch allgemeine Hebung des Kulturstandes der bis dahin Enterbten. Was wir davon zu erwarten haben, ist jedem, der die bescheidenen und doch so zukunftsverheißenden Anfänge der Arbeiterdichtung der letzten Jahrzehnte miterlebt hat, ohne weiteres klar. Aber erst dann, wenn sich Volk und Kunst gefunden haben, sei es durch Gründung zahlreicher Volksbühnen, sei es durch eine Verstaatlichung unserer Theater, was natürlich nur in einem wirklich freien Staate einen Sinn hätte, werden vielleicht schon unsere Enkel ein neues Zeitalter dramatischer Kunst erleben, in dem Volk und Dichter sich ganz verstehen und jeder Theaterleiter ins Liebfeld seiner Schaubühne die stolzen Worte schreiben kann: »Introite! Nam et hic dii sunt.« (Tretet ein! Denn auch hier sind Götter.)

Zur Frage des Ursprungs der Ideen des Kommunistischen Manifests von 1848.

Von Herrn Professor Dr. Georg v. Below (Freiburg i. B.) erhalten wir folgende Zuschrift:

In der Neuen Zeit vom 15. Februar (S. 479 f.) widmet Hermann Wendel meinem Buche »Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen« eine Besprechung, indem er sich besonders eingehend mit meiner diesem Buche beigegebenen Abhandlung »Die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus« auseinandersetzt. Diese Abhandlung hatte ich übrigens schon im Jahre 1912 in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie« (98. Band) veröffentlicht; ich gebe sie hier freilich in etwas erweiterter Gestalt. Ich bin Wendel für seine Besprechung aufrichtig dankbar, um so mehr, als jene meine

Abhandlung bisher in der gesamten sozialistischen Literatur folgeschwiegen worden war. Wenn ich aber für den Hinweis auf sie in der Neuen Zeit nur dankbar sein kann, so sehe ich mich freilich doch zum Widerspruch gegen die meines Erachtens zu geringe Wertung genötigt, die Wendel meinen Argumenten angedeihen läßt.

1. Ich hatte nachgewiesen, daß Marx und Engels mit dem wirtschaftsgeschichtlichen Inhalt des Kommunistischen Manifests »mehr innerhalb der allgemeinen literargeschichtlichen Bewegung stehen, als man bisher angenommen hat« (S. 175), daß insbesondere der preußische Archivdirektor O. W. v. Raumer Anschauungen ausgesprochen hat, denen gegenüber Marx und Engels nur die Eigenart der besonderen scharfen Formulierung geltend machen können, daß aber, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, die Anschauungen Raumers eher haltbar sind als die von Marx und Engels. Wenn ich hier vom »wissenschaftlichen« Standpunkt spreche, so habe ich dabei den der unbefangenen geschichtlichen Beobachtung im Auge. Darüber gibt es doch eine gewisse einmütige Meinung, obwohl ich natürlich weiß, daß hier die subjektive Deutung noch einen Spielraum behält. Daß die Formel von Marx und Engels für die politische Verwertung sehr brauchbar war, weiß ich natürlich. Aber das kommt hier ja nicht in Frage. Wendel wendet nun gegen mich ein, daß das Manifest 1848 erschienen sei, das hier namentlich in Betracht kommende Buch von Raumer aber erst 1851. Dieser Einwand ist jedoch nicht stichhaltig. Denn ich habe dargelegt, daß die Grundlagen, auf die Raumer 1851 seine Sätze stützt, sich schon in einer von ihm im Jahre 1837 veröffentlichten Darstellung finden (S. 137). Er macht bereits 1837 — also längst vor dem Kommunistischen Manifest — geltend, daß eine Veränderung in der Produktionsart die sozialen Verhältnisse beeinflusst. Ich habe ferner dargelegt, daß Marx und Engels überhaupt keineswegs so isoliert, so selbstständig literarisch dastehen, wie man es vielfach behauptet hat.

2. Um meinen Nachweis als unerheblich hinstellen zu können, beruft Wendel sich auf die Darstellung von Mucke, »Geschichte der sozialistischen Ideen im neunzehnten Jahrhundert«, der sehr stark die Originalität von Marx betone. Es ist jedoch von der unbefangenen Kritik als ein Mangel der Darstellung von Mucke bezeichnet worden, daß er nicht meine Abhandlung verwertet habe. So sagt Professor Köhne in den »Mitteilungen aus der historischen Literatur« (herausgegeben von Arnheim), 45. Band, S. 275: »Gewiß kann niemand die »ungeheure Wirkung politischer Art« bestreiten, die Marx ausgelöst hat; dagegen wird man seine »Denkerleistung« nach manchen neueren Veröffentlichungen wohl etwas niedriger werten, als Mucke es tut. Hier sei nur auf die Arbeiten v. Belows und Sulzbachs über die Originalität und auf die Schriften von J. Wolf, v. Schulze-Gävernitz und Hammacher bezüglich der inneren Widersprüche ... (bei Marx) verwiesen.« Ich will weiter erwähnen, daß mein Nachweis in zahlreichen Besprechungen meiner Schrift vollkommen anerkannt worden ist, so kürzlich noch von Professor Heymann in der »Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte«, Germanische Abteilung, 38. Band, S. 437. Wenn es mir selbstverständlich nicht einfällt, die historische Stellung von Marx und Engels zu bestreiten, so bin ich doch nicht in dem Maße Anhänger des Heroenkultus, daß ich bei ihnen die Frage nach der Herkunft ihrer Gedanken und nach dem Maß ihrer Selbstständigkeit als mehr oder minder gleichgültig abweisen könnte. Es scheint mir vielmehr gerade Pflicht und Aufgabe der Wissenschaft zu sein, zu ermitteln, in welchem Maß sich der einzelne über seine Umwelt erhebt. So steht die Sache doch nicht, daß ich nur festgestellt habe, daß »hier und da auch ein ideologisch blindes Huhn« — wie Wendel sagt — »ein ökonomisch-historisches Korn fand«. Ich habe vielmehr auf eine große und bedeutungsvolle Literatur hingewiesen; neben Raumer stehen noch viele andere.

Su dem übrigen Teil der Wendelschen Besprechung sei mir nur noch eine Bemerkung gestattet. Wendel stellt es als einen Widerspruch bei mir hin, daß ich mit den Romantikern die Pflege und den Ausbau der eigenartigen deutschen Einrichtungen fordere, während doch »die Vertreter der romantischen Bewegung zum

großen Teil von den Brosamen zehrten, die vom Tische der Franzosen Bonald und de Maistre fielen. Ich will mich hier nicht ausführlich darüber äußern, daß diese Franzosen keinen maßgebenden Einfluß auf die deutschen Romantiker ausgeübt haben; von einem »großen Teil« darf man nicht sprechen; gerade für den Ursprung der deutschen Romantik kommen sie nicht in Betracht. Namentlich aber möchte ich betonen, daß die Romantiker sich keineswegs von dem Blick auf andere Völker und Staaten und deren Ideen und Einrichtungen fernhalten wollten. Es sei zum Beispiel an die indischen Studien der Brüder Schlegel erinnert, an H. Leos ausgezeichnete Arbeiten über italienische Geschichte. Die Art der Romantiker ist es gerade, im Vergleich mit fremden Einrichtungen das Wesen der heimischen und ihre Vorzüge herauszuarbeiten. Während die Aufklärer bei flüchtiger Kenntnis der heimischen wie fremden Einrichtungen dazu neigten, die fremden zu überschätzen, haben die Romantiker bei gründlicherer Vertiefung in die fremden wie heimischen sich das Verdienst erworben, auf den Wert der heimischen nachdrücklich hinzuweisen.

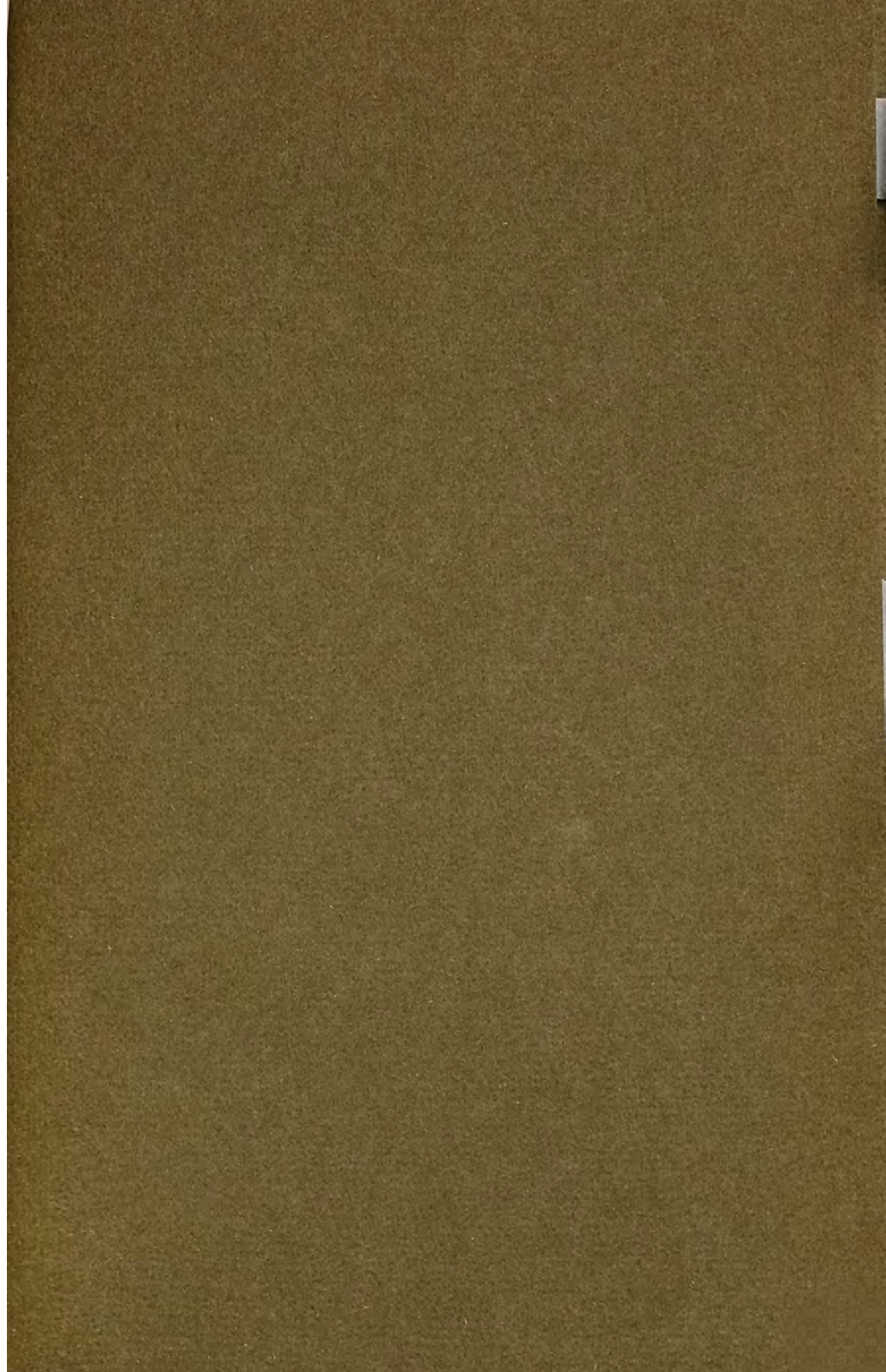
Die vorstehenden Darlegungen dürften den Beweis erbringen, daß Wendel doch wohl kaum berechtigt war, mich von oben herab mit einem Wort Helnes als »deutschen Professor mit seinen Nachtmützen und Schlafrocksegen« zu erledigen.

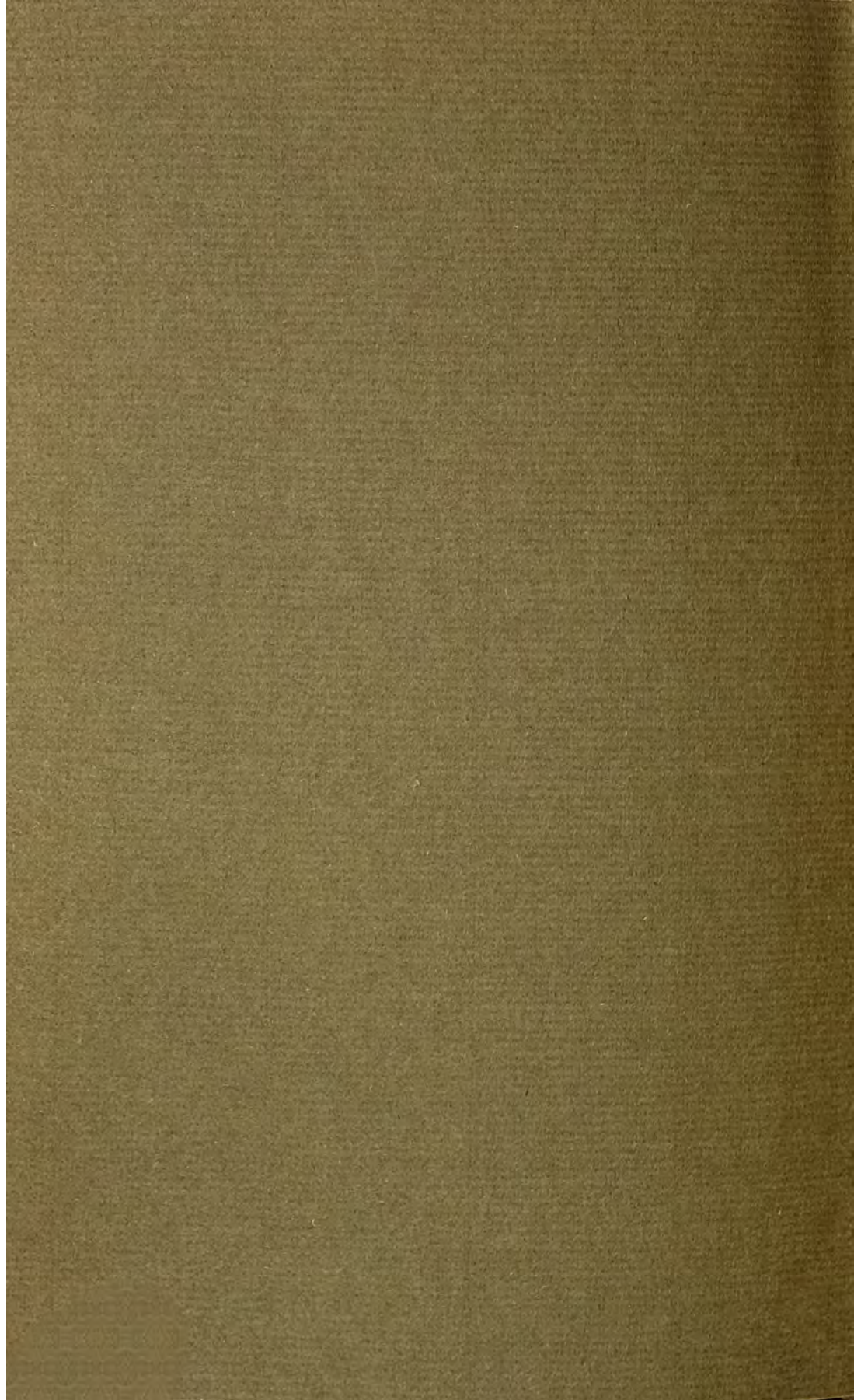
Literarische Rundschau.

Dr. Franz Meffert, **Englands Verbrechen am katholischen Irland**. M.-Gladbach 1917, Volksvereinsverlag G. m. b. H. 124 Seiten Oktav. Preis broschiert 2 Mark.

Der Titel deutet schon an, in welchem Geiste diese Tendenzschrift verfaßt ist. Meffert will nicht zeigen, welche Politik England auf der von ihm unterworfenen Grünen Insel befolgt und wie diese Politik Irlands Entwicklung gehemmt hat. Er will darstellen, wie die englische Regierung das »katholische« Irland, das heißt den irischen Katholizismus, unterdrückt hat. Deshalb werden jene Blätter der irischen Geschichte, die Gewalttaten der englischen Regierung gegen die eingeseßene katholische Bevölkerung melden oder die sich nach Ansicht des Verfassers zur Verherrlichung der Politik Roms und des irischen Episkopats eignen, besonders berücksichtigt. Charakteristisch für Herrn Mefferts Geschichtsschreibung ist die Tatsache, daß er in der Zustimmung des katholischen Episkopats zu der Finalunion mit England im Jahre 1800 nichts als eine übergroße Vertrauensseligkeit der irischen Bischöfe erblickt und in der Stellungnahme des päpstlichen Stuhls bezw. Leos XII. gegen die irische Landliga — vornehmlich durch den Brief Saepius vom 24. Juni 1888 — lediglich einen Beweis der christlichen Gerechtigkeit des Vatikans zu finden vermag. Aus dieser Auffassung heraus ist es denn auch ganz selbstverständlich, daß er sich gegen das »parnellitische Demagogentum« wendet und das Liebesverhältnis des »protestantischen« Parteführers Stewart Parnell zu der ebenfalls »protestantischen« Frau O'Shea als genügenden Grund für dessen Verfehlung durch den irischen Episkopat betrachtet.

Daß die Schrift des Herrn Meffert einen Einblick in die Sozialgeschichte und die heutige politische Bewegung Irlands bietet, kann man, selbst wenn man sehr bescheidene Ansprüche stellt, nicht behaupten. Während die einstige Missionsstätigkeit der irischen Mönche auf dem Festland und das Wüten der Cromwellschen Scharen in Irland mit religiösem Eifer geschildert wird, kommt die neuere Homerealebewegung recht kurz weg, und der heutige Sinn-Fetischismus wird nur eben gestreift. Von der Wirtschaftsentwicklung Irlands erfahren wir überhaupt nichts — auch nichts von den Agrarreformen der letzten Jahrzehnte. Heinrich Cunow.





10-11

22

